This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

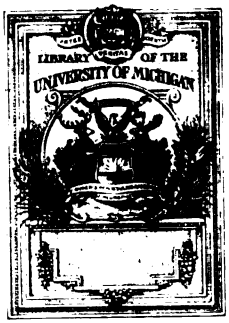
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

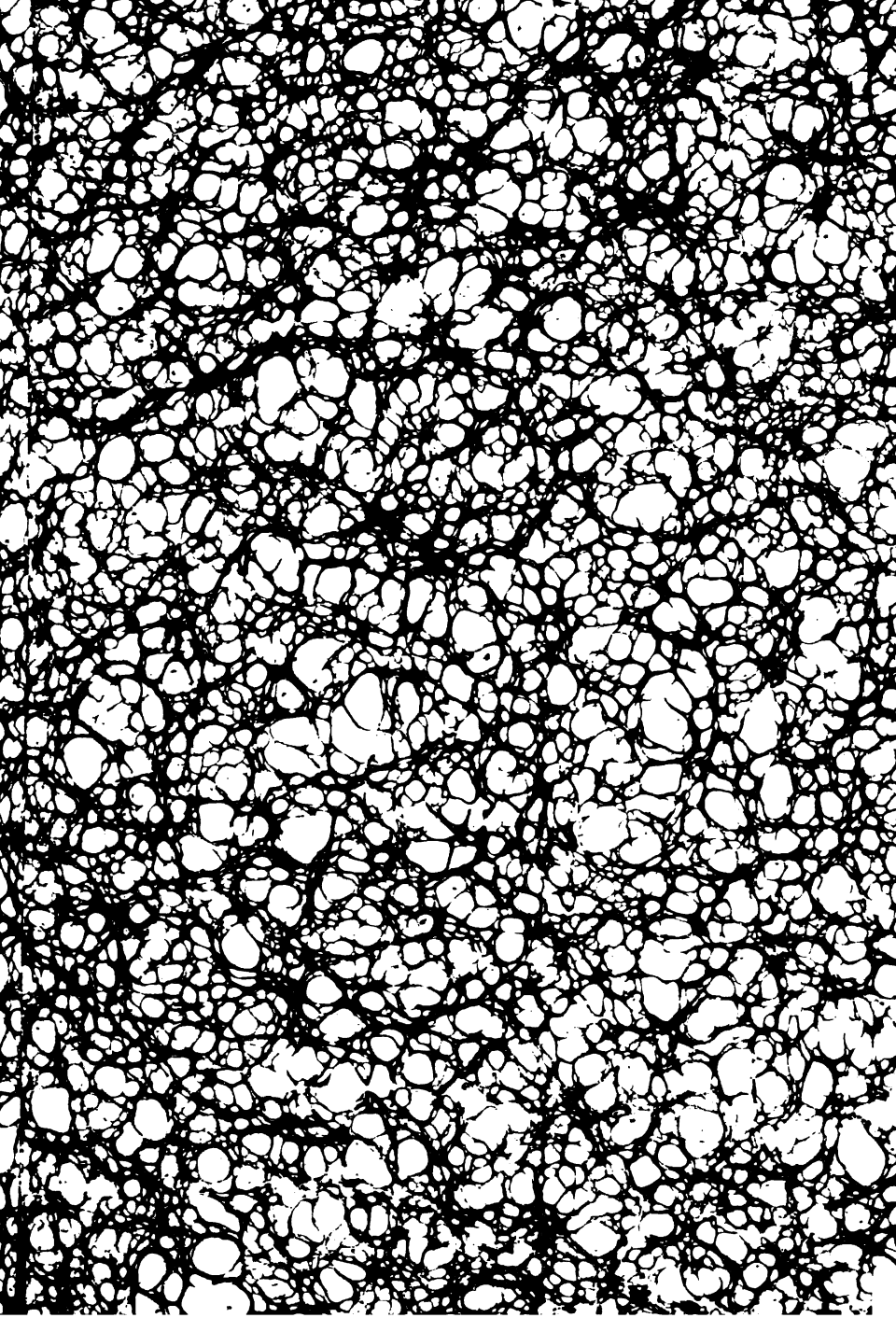
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911



LL
20
.B395
1860

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Fünfzehnter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1860.

Geschichte

der neuesten Zeit

1789 bis 1860

von

Eduard Arnd.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1860.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

Neueste Geschichte. Erster Zeitraum.

Die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts.

		Seite
1.	Antijakobinische Reaktion nach dem 9. Thermidor	1
2.	Kriegsereignisse von der Wegnahme der weißenburger Linien durch Hoche bis zu der theilweisen Auflösung der Koalition durch die Friedensschlüsse von Basel. (Von Ende 1793 bis Mitte 1795.)	14
3.	Kämpfe des Konvents mit dem Terrorismus	31
4.	Unglücklicher Landungsversuch der Ausgewanderten bei Quiberon	43
5.	Letzte Zeiten des Konvents. — Feldzug von 1795	54
6.	Anfänge des Direktoriums. — Umtriebe und Verschwörungen der Anarchisten und Royalisten. — Zerrüttung des Staatshaushaltes	66
7.	Kriegsereignisse der Jahre 1796 und 1797 bis zu den Friedenspräliminarien von Leoben	77
8.	Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797)	100
9.	Gründung der cisalpinischen Republik. — Friede von Campo Formio. — Untergang der Republik Venedig	115
10.	Friedensunterhandlungen in Lille und Rastadt. — Bonaparte's Empfang in Paris. — Innere und äußere Politik des Direktoriums	124
11.	Sturz der päbstlichen Regierung und Gründung einer römischen Republik	130
12.	Auflösung der schweizerischen Eidgenossenschaft. — Helvetische Republik	139
13.	Französischer Eroberungszug unter Bonaparte nach Aegypten	151
14.	Besetzung Neapels durch die Franzosen. Parthenopäische Republik	170
15.	Umsturz des sardinischen Throns	176
16.	Verfall des Direktoriums. — Kämpfe mit der Opposition. — Gesetz über die Stellung von royalistischen Geißeln	180
17.	Zweiter Koalitionskrieg gegen Frankreich	186
18.	Wiederherstellung des neapolitanischen Throns. — Blutige Reaktion	194
19.	Fortsetzung des Koalitionskriegs von 1799. — Kämpfe in der Schweiz, in Italien, am Rhein und in Holland	200
20.	Letzte Zeiten des Direktoriums	209
21.	Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich. — Staatsstreich vom 18. Brumaire. — Bonaparte erster Konsul	216
22.	Innere und äußere Lage Frankreichs nach dem 18. Brumaire bis zum Wiederausbruche des Kampfes gegen Oesterreich	243
23.	Der Feldzug des Jahres 1800	254
24.	Der Friede zu Luneville mit seinen Folgen	267
25.	Ereignisse bis auf den Frieden von Amiens	276
26.	Bonaparte's Konsulat	282
27.	Erneuerung des Krieges zwischen England und Frankreich	300

223375

Seite

28. Versuche zu Bonaparte's Sturz. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Pichegru's und Moreau's Proceß 307
29. Errichtung des französischen Kaiserthums. — Napoleon's Krönung . 323
30. Napoleon's gewaltsames Umsichgreifen. — Landungsanstalten gegen England. — Vorbereitungen zu einer dritten Koalition gegen Frankreich 340
31. Der österreichisch-russische Krieg gegen Frankreich und der Friede zu Preßburg 348
32. Joseph, Napoleon's Bruder, zum König von Neapel ernannt. — Stiftung des Rheinbundes. — Auflösung des deutschen Reiches . . . 362
33. Anfang des preußisch-russischen Krieges gegen Frankreich im Jahre 1806 377
34. Fortsetzung und Ende des preußisch-russischen Kriegs. — Friede zu Tilsit 391
35. Preußen und Deutschland nach dem tilsiter Frieden 405
36. Unternehmung der Engländer gegen Dänemark 413
37. Eroberung Finnlands durch die Russen und Entthronung des Königs Gustav IV. Adolph 417
38. Thronrevolution in Konstantinopel. — Russisch-englischer Krieg gegen die Pforte 424
39. Flucht der portugiesischen Königsfamilie nach Brasilien 430
40. Sturz des spanischen Königshauses 434
41. Joseph's Erhebung auf den spanischen Thron. — Konstitution von Bayonne 456
42. Volkserhebung der Spanier und Portugiesen gegen Napoleon . . 462
43. Das Innere des französischen Kaiserreichs 484
44. Kongreß in Erfurt 495
45. Napoleon in Spanien 504
46. Napoleon's Streitigkeiten mit Pabst Pius VII. 517
47. Krieg Oesterreichs gegen Napoleon 524
48. Napoleon's Kaiserthum auf seiner Höhe 557
49. Vereinigung Hollands und eines Theiles von Norddeutschland mit Frankreich. — Verschärfung der Kontinentalsperre. — Geburt des Königs von Rom 569
50. Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel von der Einnahme Saragossa's durch die Franzosen bis zu Wellington's Sieg bei Salamanca. (Vom Februar 1809 bis Julius 1812.) 584

Neueste Geschichte.

Erster Zeitraum.

Die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts.

1. Antijakobinische Reaktion nach dem 9. Thermidor.

Robespierre's Sturz war von einem fast allgemeinen Beifall*) begleitet gewesen. Besonders trat dies in den Gefängnissen selbst, und bei den Verwandten und Freunden der Gefangenen ein. Diesen hatte nicht nur Tag und Nacht das Ende durch die Guillotine vorgeschwebt, sondern es war auch in der letzten Zeit die Meinung verbreitet gewesen, die herrschende Partei wolle sich des größten Theiles der acht- bis zehntausend in Paris Verhafteten mit einem einzigen Schlage entledigen. Denn wenn auch die Verurtheilung der Angeklagten durch das Revolutionstribunal unzweifelhaft war, so hätte dieselbe, bei der ungeheuren Menge der Betheiligten, nur langsam vollstreckt werden können. Der Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht in Paris, Henriot, hatte noch am

*) Lange Zeit hindurch hat Niemand Robespierre zu vertheidigen gewagt, und er ist von den gemäßigten Anhängern der Revolution, weil deren Grundsätze von ihm so furchtbar übertrieben und verzerrt worden, noch mehr als von den entschiedensten Gegnern derselben angegriffen worden. Erst unter der Juliusmonarchie, in einer Zeit politischer Meinungszerrissenheit und moralischer Haltungslosigkeit, gab sich ein retrospektiver Enthusiasmus für Robespierre kund, der mit der Februarrevolution seinen Kulminationspunkt erreichte, seitdem aber glücklicher Weise wieder gesunken ist.

Morgen des 9. Thermidor, als er die Gensd'armerie im Garten Luxemburg musterte, die Aeußerung hingeworfen: „Man muß die Gefängnisse leeren!“ — Da die öffentlichen Hinrichtungen bei dem Volke Widerwillen und Murren zu erregen anfingen, so würden die Schreckensmänner, wenn ihnen hierzu Zeit gelassen worden wäre, wahrscheinlich Ermordungen im Innern der Gefängnisse, wie im September 1792, angeordnet haben. Als die Nachricht von den Ereignissen im Konvent und im Hotel de Ville unter die Verhafteten kam, beglückwünschte sich Alles bunt durch einander. Die bestürzten Schließer öffneten die Thüren, und Bekannte und Unbekannte flogen einander in die Arme. Die Unterschiede der Partei, des Standes, des Alters und Geschlechts wurden hintenangesetzt, und ein einziges Gefühl, von dem gemeinsamen Feinde und einem gewissen Untergange befreit zu sein, machte sich geltend. Von dieser Bewegung wurden bald auch die Departements ergriffen. Ehe die Vorgänge vom 9. und 10. Thermidor noch allgemein bekannt geworden, gab es Leute, welche, um die frohe Botschaft rasch zu verbreiten, Paris mit Postpferden verließen, und unterwegs, in Städten und Dörfern anhaltend, den Vorübergehenden zuriefen: „Freut euch, meine Freunde, Robespierre ist nicht mehr!“

Als endlich der blutige Zauber, mit welchem das Schreckenssystem Frankreich so lange gefesselt hatte, gelöst war, trat in der inneren Stimmung wie in den äußeren Sitten, und überhaupt im ganzen Leben, eine außerordentliche Veränderung ein. Es wurden nicht nur überall viele Gefangene auf freien Fuß gesetzt, sondern eine noch größere Menge von Verdächtigen und Verfolgten trat aus ihren Schlupfwinkeln hervor. In Paris geschah dies schon am ersten Abend, nachdem Robespierre's und seines Anhanges Verhaftung bekannt geworden war. Es tauchten dort plötzlich Personen auf, die man längst für todt gehalten hatte. Bald nachher kamen in anderen Städten Leute zum Vorschein, welche bisher in Wäldern oder Gebirgen verborgen gewesen waren. Manche, die, um sich zu retten, in entlegenen Gegenden, mit Verschweigung ihres Namens und ihrer Stellung, in den Dienst von Landbesitzern getreten waren, als Jäger, Hirten, Köhler gelebt hatten, gaben sich wieder für das, was sie waren, zu erkennen. Ein lange unbekannt gewesenes Gefühl der Sicherheit bemächtigte sich Aller, die in ihren Verstecken jeden Augenblick den Tod erwartet hatten, jetzt aber ohne Gefahr an den leer stehenden Gefängnissen, auf welche sie vorher wie auf das Blutgerüst selbst geblickt hatten, vorübergehen konnten.

Die Haltung des Konvents entsprach diesem Wiederaufleben des

öffentlichen Bewußtseins nicht. In einer von Barrère verfaßten Proklamation an das Volk wurden Robespierre und sein Anhang nicht als Blutmenschen, sondern als Verschwörer*) bezeichnet. Sie wären nicht zur Strafe für begangene Frevel, sondern als die Sicherheit der Republik bedrohend, aufgeopfert worden. Man gab zu verstehen, daß die bisherigen Grundsätze, nur mit etwas mehr Mäßigung in der Anwendung, aufrecht erhalten werden würden. Den schon am Tage nach Robespierre's Hinrichtung gemachten Vorschlag, das Revolutionstribunal aufzuheben, beseitigte Billaud-Varennes mit der ganz unbegründeten Bemerkung, daß dessen Mitglieder den gestürzten Demagogen verdächtig gewesen wären. Der am Abend des 9. Thermidor geschlossene Jakobinerklub ward am 13. wieder eröffnet. Der Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß blieben nach wie vor in Thätigkeit.

Der Konvent begriff die ungeheure Tragweite des 9. Thermidor's nicht, und daß mit ihm der Vulkan der Revolution, wenn auch langsam, zu erlöschen anfing. Ohne daran zu denken, daß eine Fortsetzung des bisherigen Zustandes unter allen Umständen unmöglich geworden, duldete er es, wie das alte Parteiwesen, eine kurze Zeit über durch die gemeinschaftliche Gefahr zum Schweigen gebracht, in seiner Mitte von Neuem das Haupt erhob. Robespierre's Kollegen in den Ausschüssen waren ihm lange ganz gleich gesinnt gewesen, und hatten sich nur gegen ihn erklärt, als sie bemerkten, daß er sich auch ihrer entledigen wollte. Nach ihrer Auffassung war er nur ein persönliches, aber kein principielles Hinderniß für sie gewesen. Sie hätten sein Werk gern ohne ihn fortsetzen mögen. Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, entschiedene Terroristen, besaßen in- und außerhalb der Volksvertretung noch immer bedeutenden Anhang. Denselben entgegengesetzt waren aber die übrig gebliebenen Freunde Danton's, an deren Spitze sich Tallien, Freron und Legendre befanden, von denen der äußere Anstoß zu Robespierre's Sturz ausgegangen war. Unter ihnen gab es solche, die sich früher mit Vergießung schuldlosen Blutes befleckt hatten, aber schon seit längerer Zeit, wie vorher Danton selbst, entweder aus Ueberdruß und Erschöpfung, oder weil sie den Weg der Mäßigung für sicherer hielten, anderen Sinnes geworden waren. Diese Anhänger Danton's, Thermidoristen genannt, standen den Terroristen, ihren früheren Kollegen am 10. August (1792),

*) Es wurde am Abend des 9. Thermidor das Gerücht ausgesprengt, Robespierre wäre damit umgegangen, den Sohn Ludwig XVI. aus dem Gefängniß zu befreien und auf den Thron zu setzen.

in der Kommune und in der Bergpartei jetzt unversöhnlich gegenüber. Die Thermidoristen machten jedoch, ungeachtet ihrer Bedeutung, nicht die Majorität im Konvent aus, deren Schwerpunkt im Centrum, wo Sieyès, Gregoire, Boissy d'Angles u. s. w. saßen, und in den Ueberresten der rechten Seite lag. Diese hatten sich schon bei dem Angriff auf Robespierre den Thermidoristen angeschlossen. Die Unterstützung, welche sie ihnen auch jetzt bei Bekämpfung des „robespierre'schen Schweifes"*) und des Terrorismus angedeihen ließen, verlieh den Thermidoristen das Uebergewicht, und bereitete eine Umgestaltung der revolutionairen Institutionen vor, die weit über die ursprünglichen Absichten der Gegner Robespierre's hinausging.

Ungeachtet des schwankenden und zögernden Ganges, welchen die aus so verschiedenen Elementen bestehende Majorität des Konvents, bei vielen Gelegenheiten, nach Robespierre's Sturz annahm, ungeachtet des offenen Widerstandes des Jakobinismus und des heimlichen Entgegenarbeitens der Royalisten, gelang es der nach dem 9. Thermidor zur Herrschaft gekommenen Partei, einen im Vergleich zur nächsten Vergangenheit gemäßigten Zustand herbeizuführen, der beleidigten Menschheit durch die Verurtheilung einer Anzahl der ärgsten Frevler Genugthuung zu verschaffen, und die Erneuerung einer Epoche, wie die Schreckensherrschaft, für immer zu verhindern. Aber es war dem Konvent, selbst nachdem sich die Stimme der Mäßigung und Gerechtigkeit in seiner Mitte wieder vernehmen lassen konnte, unmöglich, sich von dem Wege, welchen er seit der Einführung der Republik (22. September 1792) betreten hatte, ganz zu entfernen. Die Thermidoristen wurden erst durch die, ihrer eigenen Sicherheit wegen nicht zu vermeidenden, Angriffe auf einzelne Häupter des Terrorismus zu einer Veränderung in dem System, auf welche sie von selbst nicht gekommen wären, gebracht. Die wesentlichste Verbesserung, welche nach Robespierre's und der Kommune Untergang eintrat, war das Aufhören der regelmäßigen, täglichen Hinrichtungen, welche durch den falschen Schein von Recht, der dabei beobachtet wurde, auf die Menge noch entsittlichender als die vorübergehende Raserei der Gefängnißmetzeleien eingewirkt hatten.

Der Konvent that in Bezug auf die Abschaffung der gewaltsamsten und grausamsten Gesetze, welche das Schreckenssystem hervorgerufen und von denen es wiederum getragen worden, nur das Nothwendigste,

*) „La queue de Robespierre" war der Titel eines damals sehr bekannten antiterroristischen Pamphlets.

und kam der öffentlichen Meinung dabei nur langsam entgegen. Das Gesetz vom 22. Prairial, welches den vor dem Revolutionstribunal Angeklagten die wenigen ihnen früher zugestandenen Gewährleistungen entzogen hatte, ward am 14. Thermidor (1. August) aufgehoben, aber das nicht minder gefährliche Gesetz vom 17. September (1793) „la loi des suspects“ genannt, blieb bestehen.

Bei der gränzenlosen Willkür, mit welcher die Verhaftungen, besonders in den letzten Monaten vor Robespierre's Sturz, um immer Opfer für die Guillotine vorräthig zu haben, vollzogen worden waren, bei dem darüber in den Gemüthern kochenden Ingrimm, der am 9. Thermidor plötzlich zum Ausbruch kam, konnten es die Behörden nicht verhindern, daß nicht viele einzelne Gefangene mit Gewalt befreit, andere dagegen umgebracht wurden. Das Volk führte die, welche auf Anordnung der Kommune und der Sectionsausschüsse verhaftet worden, im Triumph fort, und machte die, welche man in Folge des 9. Thermidor gefangen gesetzt hatte, ohne Weiteres nieder*). Der Konvent erließ, um diesen Unordnungen zu steuern, am 5. August ein Dekret, nach welchem Alle, welche nicht eines Komplots gegen die Sicherheit und Unabhängigkeit der Republik angeklagt waren, auf freien Fuß gesetzt werden sollten. Eine große Menge von meist zu den höheren und mittleren Classen gehörigen Personen, Männer und Frauen, trat plötzlich wieder in die Gesellschaft ein, und vermehrte den Haß, welchen das Schreckensregiment, besonders seit Danton's Hinrichtung, in den Herzen der Bevölkerung entzündet hatte.

Der Konvent schritt in seinen Maßregeln gegen den Terrorismus, oft zögernd, und ohne sich gegen das System als Ganzes zu erklären, aber indem er ihm die einzelnen Spitzen eine nach der andern abbrach, wirksam fort. Es war vergebens, daß der Jakobinerklub in Masse (25. August) vor den Schranken der Volksvertretung erschien, um gegen die Freilassungen der Royalisten und Aristokraten, wie es hieß, zu pro-

*) Die Frau des Tischlers Duplay, bei welchem Robespierre gewohnt hatte, wurde, während ihr Mann die Guillotine besteigen mußte, nach St. Pelagie gebracht. Am Abend des 10. Thermidor brach ein wüthender Weiberhaufen in dies Gefängniß ein, und erwürgte die schon bejahrte Frau, welche unglücklich, aber nicht schuldig war. Ihre Tochter, die Wittwe des Konventsdeputirten Lebas, konnte nur durch die tiefste Verborgenheit ihr Leben retten. Sie mischte sich eine Zeit lang unter die armen Frauen, welche, als Wäscherinnen, auf den zu diesem Behuf in der Seine befindlichen Kähnen arbeiten.

testiren. Das Dekret vom 5. August blieb bestehen. Es ward den Sectionen verboten, sich anders als am ersten Tage der Dekade (drei Mal im Monat) zu versammeln, während sie früher fast täglich zusammengetreten waren. Der Lohn von 40 Sous, welcher den Proletariern (citoyens indigents) für den Besuch dieser Versammlungen ausgezahlt worden, fiel jetzt fort. Die revolutionairen Komiteen, deren es in Paris acht und vierzig gegeben, wurden auf zwölf herabgesetzt. Von der auf allen öffentlichen Gebäuden befindlichen Inschrift: „Freiheit — Gleichheit — Verbrüderung — oder der Tod" — wurde letzteres Wort ausgelöscht. Die Gemeinderäthe durften fortan Certifikate des Civismus nicht mehr, ohne Angabe der Gründe, verweigern. Mit dieser Versagung, welche unter gewissen Umständen einer Proskription gleich kam, war früher ein großer Mißbrauch getrieben worden.

Der Jakobinerklub war jetzt, wo die Terroristen im Konvent sich in der Minorität befanden, das letzte Asyl dieser Partei geworden. Die Stelle, welche vor dem 9. Thermidor Robespierre, St. Just und Couthon in ihm eingenommen hatten, war Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère zugefallen. Die Jakobiner suchten durch geheime Sendlinge und Einflüsterungen aller Art ihren gesunkenen Einfluß unter den Arbeitern der Vorstädte wiederherzustellen, und zugleich die Aufmerksamkeit der gesammten Bevölkerung auf sich zu ziehen. Der sie belebende Geist war derselbe wie früher, und ihre Verbindung sah wie eine beständige Verschwörung gegen die innere Ruhe aus. Nachdem darauf angetragen worden, den Jakobinerklub zu reinigen, d. h. die terroristischen Elemente aus ihm zu entfernen, und den Deputirten die Betheiligung an demselben zu verbieten, erließ der Konvent ein Dekret (16. Oktober), welches den Klubs jede Korrespondenz und Affiliation unter einander, und den Erlaß von Petitionen und Adressen in ihrem Namen untersagte. Nur Einzelne sollten dazu berechtigt sein. Dieses Verbot brach den Einfluß der Volksgesellschaften, indem sie nur durch ihre gegenseitige Berührung und ihr gemeinsames Auftreten bedeutend geworden waren.

Ungeachtet der den Demagogen und Anarchisten auferlegten Beschränkungen ward der Konvent, in der ersten Zeit nach Robespierre's Sturz, immer von der Besorgniß geleitet, sich zu weit von den Grundsätzen der Bergpartei, wie dieselben bis zu Danton's Hinrichtung, ehe noch das Schreckensregiment zu ausschließender Geltung gekommen, bestanden hatten, zu entfernen. Deshalb ging er anfänglich zur Tagesordnung über, wenn Anklagen gegen einige der berüchtigtsten Mitglieder der frühern Aus-

schüsse erhoben wurden, ließ Marat*) im Pantheon beisetzen, und war der Freilassung und Wiederaufnahme der drei und siebenzig Mitglieder der Rechten, welche gegen den 2. Junius 1793 protestirt hatten, entgegen. Die öffentliche Meinung mußte sich entschiedener als bisher gegen den Terrorismus aussprechen, um der schwankenden und für sich selbst besorgten Majorität den Muth zu einem rücksichtslosen Einschreiten gegen die Ueberreste des Robespierre'schen Anhanges zu verleihen.

Es ward dies zum Theil durch die Presse erreicht, welche nach dem 9. Thermidor erst thatsächlich und dann gesetzlich frei wurde. Seit dem 10. August 1792 war sie durchaus gefesselt gewesen, und der Jakobinismus allein hatte in ihr seine Stimme erheben können. Jetzt wurden in vielen Blättern, besonders aber in Tallien's „Ami des citoyens" — und Freron's „Orateur du Peuple" — die Terroristen, als Partei und als Einzelne, auf das Heftigste angegriffen. Von da aus gingen die Ausdrücke: „Buveur de sang — chevaliers et furies de la guillotine" — in die Volkssprache über, und trugen dazu bei, das Schreckensregiment in ein angemessenes Licht zu stellen. Bald wurde die Bezeichnung: „Terreur" und „Terrorsite" in einem eben so gehässigen und verächtlichen Sinne angewandt, als sie vorher furchtbar gewesen war. Die Anhänger der Robespierre'schen Grundsätze suchten sich ebenfalls auf die Presse zu stützen. Chales gab den „Ami du Peuple" — Babeuf den „Tribun du Peuple" — heraus. Aber die öffentliche Meinung war ihnen entgegen, und sie erlagen unter den Streichen ihrer Gegner. Es wurden außerdem eine große Menge von Broschüren, wahre und erdichtete Enthüllungen über die Schreckensherrschaft enthaltend, bekannt gemacht, welche den Unwillen des Publikums über den erlittenen Druck entflammten. Es erschienen auch viele Lieder**) und Karrikaturen, in welchen die Jakobiner auf eine, zuweilen zügellose und unanständige, aber immer beißende und witzige Weise verspottet wurden. Das Theater betheiligte sich ebenfalls an diesem Kampfe. Es fehlte nicht an Stücken, in welchen Robespierre

*) Der Konvent benutzte eine Verhinderung durch dringende Geschäfte, um sich der schon zugesagten Anwesenheit bei dieser Feierlichkeit zu entheben, und ward dabei nur von einer Deputation von sechs seiner Mitglieder vertreten, wohnte dagegen (am 11. Oktober 1794) in seiner Gesammtheit der Beisetzung Rousseau's im Pantheon bei.

**) Besonders wurden die Epigramme eines gewissen Martainville, der vor dem Revolutionstribunal seinen Kopf durch ein unerschrockenes Witzwort gerettet hatte, bemerkt. Derselbe war viele Jahre nachher, unter der Restauration, Hauptredakteur des „Drapeau blanc."

und sein Anhang in den übelsten Situationen vorgeführt wurden. Vor allen brachte ein Lustspiel: „L'Interieur d'un Comité révolutionnaire“ eine große Wirkung hervor.

Der seit dem 10. August 1792 von den Demagogen und dem Pöbel ausgeübte Druck hatte besonders die pariser Jugend der wohlhabenden und gebildeten Classen gegen sich gehabt. Durchaus freisinnig, aber an den vor der Revolution in den höhern Ständen herrschenden Ton gewöhnt, waren die jungen Leute von Erziehung und Vermögen durch die Rohheit und Anmaßung des Jakobinismus vielfach verletzt worden. Diese ursprüngliche Entfremdung und Abneigung hatte sich während der Schreckenszeit zu einem Gefühle des Zornes und Hasses gesteigert. Die Willkür und Grausamkeit der Terroristen mußte Alles, was einen Funken von Ehr- und Rechtsgefühl in sich trug, empören. Dieser oder jener Flickschuster, dieser oder jener Tagelöhner, von einem der mächtigen Demagogen beschützt und als Werkzeug gebraucht, hatte, als Präsident einer Section oder Mitglied eines revolutionairen Komite's, in vielen Fällen über Freiheit und Leben der achtbarsten und ausgezeichnetsten Personen entschieden. Die Demagogen kannten die antijakobinische Gesinnung der jungen Männer der höheren und mittleren Classen, gaben ihnen die spöttischen Beinamen: „Jeunesse dorée — Muscadins — Incroyables“ und regten das gemeine Volk gegen sie auf.

Diese Jugend war, ungeachtet der Auswanderung des Adels, an und für sich zahlreich, und außerdem noch durch Gleichgesinnte aus den Departements verstärkt worden. Viele junge Leute in Frankreich, welche Geld und Muße besaßen, hatten sich nach Robespierre's Sturz nach Paris begeben, um die große eingetretene Veränderung mit eigenen Augen zu schauen, und an den wiedererwachten geselligen Vergnügungen Theil zu nehmen.

Die Spannkraft und Lebenslust des französischen Charakters brach, eine Zeit lang von dem Joche der Jakobiner und Terroristen zusammengepreßt und niedergehalten, nach dem 9. Thermidor um so ungestümer hervor, je größer die vorangegangenen Leiden und Gefahren gewesen waren. Der wohlhabende Theil der pariser Bevölkerung gab sich jetzt einem früher nie so allgemein und stürmisch gewesenen Rausche der Freude hin. Besonders wollten die Frauen der höheren Stände, von denen so viele eben erst dem Gefängniß und Tode entronnen waren, die lange entbehrten Genüsse des Schauspiels, des Tanzes, der Unterhaltung und freien Bewegung in verstärkten Zügen genießen.

Mit dieser wiedererwachten Geselligkeit ward aber zugleich ein öf-

sentlicher Zweck verbunden. Man sprach, vor Allem, von dem, was man in der letzten Zeit erlebt und erduldet hatte, und von dem, was von der nächsten Zukunft zu erwarten stand. Das besondere Dasein war seit 1789 auf eine vorher unbekannte Weise von der allgemeinen Lage der Dinge bestimmt worden. Auf diese letztere blieb, ungeachtet aller Zerstreuungen, der Blick gerichtet. Beim Ausbruch der Revolution war, da sich in Frankreich nie etwas Aehnliches ereignet hatte, auch nicht im Entferntesten deren blutige Ausartung, und die Herrschaft des Jakobinerthums und des Terrorismus geahnt worden. Jetzt, wo diese Erfahrung gemacht war, wollte man sich nicht der Wiederholung so furchtbarer Drangsale aussetzen. Noch saßen im Konvent wenigstens 150 terroristische Deputirte. Die Jakobiner versammelten sich alle Abende, und lockten viele Zuhörer herbei. Die Gesinnung der vorstädtischen Bevölkerung konnte, nach wie vor, Besorgnisse einflößen. Das Schreckenssystem schien unterbrochen, aber nicht aufgehoben zu sein.

Um diesen Gefahren zu begegnen, traten Mode und Politik zu einem engen Bunde zusammen. Man wollte die feineren Seiten des Lebens wieder hervortreten lassen, und die Herrschaft der Rohheit und Grausamkeit fern halten. Eine große Menge von jungen Leuten, um so zahlreicher, da sie jetzt keine Standesunterschiede mehr kannten, sondern Gesinnung und Bildung über die Stellung in der Gesellschaft entschied, schlossen sich einander zu Angriff und Abwehr der gemeinsamen Gegner an. Die Losung zu dem, was zu unternehmen war, ging von Tallien's und Freron's Tagesblättern, und von der mündlichen Ansprache schöner und geistreicher Frauen aus. Unter den vielen, welche auf diese Bezeichnung Anspruch machen konnten, zogen Frau von Fontenay*), Josephine von Beauharnais**), die noch sehr junge, aber durch unwiderstehlichen Liebreiz ausgezeichnete, Frau Recamier, und bald auch die nach Paris zurückgekehrte Frau von Stael, letztere durch eine, selbst in Frankreich ungewöhnliche Gabe der Unterhaltung und Beredtsamkeit ausgezeichnet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die jungen Männer, welche zur Bekämpfung der Jakobiner entschlossen waren, erkannten sich an gewissen Eigenthümlichkeiten ihrer Tracht, an schwarzen Kragen auf den Röcken,

*) Sie vermählte sich bald nachher mit Tallien, trennte sich aber später von ihm, und heirathete den Fürsten von Chimay.

**) Wittwe des auf dem Blutgerüst umgekommenen Generals Alexander von Beauharnais, später Gemahlin Napoleon's, war nur durch Robespierre's Sturz dem Tode entgangen.

an einer besondern Art die Haare zu tragen*), und erschienen in der Regel nur mit großen Stöcken, zuweilen aber auch mit gefährlicheren Angriffsmitteln bewaffnet. Sie setzten der Marseillaise der Jakobiner einen Gesang: „Le Reveil du Peuple" — genannt, entgegen, der den glühendsten Haß gegen den Terrorismus athmete. Die „Muscadins" hatten ihr Hauptquartier im Palais royal aufgeschlagen, die „Buveurs de sang" traten im Garten der Tuileries zusammen. Es kam häufig zum Handgemenge zwischen den beiden Parteien, bei welchem die Jakobiner gewöhnlich den Kürzeren zogen. Die Ausschüsse, die Mehrheit im Konvent, die besseren Elemente der Nationalgarde waren den Jakobinern jetzt entgegen, und die vorstädtische Bevölkerung nahm sich ihrer nicht an. Als es endlich, bei Gelegenheit der Anklage im Konvent gegen mehrere Terroristen, zu einem großen Tumult kam, in welchem die Jakobiner und die ihnen gleichgesinnten anwesenden Weiber von der „vergoldeten Jugend" arg gemißhandelt wurden, fühlte sich die herrschende Partei stark genug, um den Jakobinerklub schließen zu lassen (12. November). Was früher la Fayette und Dumouriez, die an der Spitze von Armeen standen, nicht zu unternehmen gewagt hatten, ward jetzt von der unregelmäßigen aber entschlossenen Dazwischenkunft einer Handvoll junger Leute ohne Schwierigkeit ausgeführt.

Nachdem eine von Carnot, im Sinne der Milde und Versöhnung, abgefaßte Proklamation an die im Westen Frankreichs unter den Waffen stehenden Royalisten die Genehmigung der Majorität erhalten hatte, nachdem die Freilassung der seit dem 9. Thermidor verhafteten, irre geleiteten aber nicht schuldigen Patrioten, und die Suspendirung aller Aechtungen (mises hors de loi) ausgesprochen worden, erließ der Konvent am 8. December (1794) ein Dekret, welches die drei und siebenzig Mitglieder der Rechten, welche gegen den 2. Junius (1793) protestirt hatten, nicht nur der Haft entließ, sondern ihnen auch ihre Sitze in der Volksvertretung zurückgab. Das antijakobinische Element im Konvent wurde dadurch verstärkt, aber die republikanischen Ideen, durch den Sturz Robespierre's etwas erschüttert, erhielten durch diese Maßregel eine neue Stütze. Die gemäßigte Demokratie der Gironde und ihres Anhanges war geeignet, die Gegner der Monarchie, welche während der Schreckenszeit an ihren Meinungen irre geworden sein konnten, wieder in denselben

*) Costume à la victime genannt. Es gab Bälle, wo alle oder wenigstens die meisten Theilnehmer Verwandte unter den Opfern der Guillotine zählten.

zu bestärken. Der Antrag, die Lage des im Temple gefangenen Sohnes Ludwig XVI. zu verbessern, ward mit der Bemerkung abgewiesen, man wisse zwar die Köpfe „der Tyrannen" abzuschlagen, aber nicht deren Kinder zu erziehen. Während die Verfolgungslust gegen die Adeligen nachzulassen schien, indem das Gesetz, welches ihnen seit dem 10. August 1792 den Aufenthalt in Paris verbot, zurückgenommen wurde, blieben die harten gegen die unvereidigte Geistlichkeit gefaßten Beschlüsse bestehen. Selbst die in politischer Beziehung gemäßigten Mitglieder des Centrums ließen ihrem Widerwillen gegen die Priester und die religiösen Institutionen, in ihren Reden und Berichten, den Ziegel schießen. Die Begehung gottesdienstlicher Handlungen war nur innerhalb der dazu bestimmten Lokale verstattet, jedes äußere Zeichen aber, wie Glocken, Kreuze u. s. w., blieb untersagt. So wie kein Cultus vom Staate mehr anerkannt war, so wurde auch keiner von ihm besoldet.

Ungeachtet des gegen Königthum und Kirche bei Gelegenheit ausbrechenden Fanatismus, der die Fortdauer des revolutionairen Fiebers bewies, wurden Bestimmungen zum Rechtsschutze der Verdächtigen und Angeklagten erlassen, zugleich aber einige der grausamsten Werkzeuge der Schreckensherrschaft zur Untersuchung gezogen. Fouquier-Tinville, der so viele Unschuldige auf das Schaffot gebracht hatte, war, Robespierre und dessen unmittelbaren Anhang ausgenommen, in ganz Frankreich die Persönlichkeit, welche den meisten Haß erregte. Niemand hatte sich so wie er zum Untergange der verschiedenartigsten Individuen und Parteien brauchen lassen. Indessen konnte ihm, obgleich er von den beiden Ausschüssen abhängig gewesen, da er als Ankläger mit Gründen aufgetreten war, nicht die Unverantwortlichkeit des Henkers beigelegt werden. Er wurde schon wenige Tage nach Robespierre's Sturz verhaftet, aber sein Proceß, bei der Menge der gegen ihn gerichteten Beschuldigungen und aufgestellten Zeugen, in die Länge gezogen. Er empfing erst am 7. Mai 1795, mit 15 Richtern und Geschwornen am Revolutionstribunal, unter ihnen der ehemalige Präsident Herman, welcher bei dem Processe der Königin eine Rolle gespielt hatte, unter unermeßlichem Beifall des Volkes, auf dem Blutgerüst den verdienten Lohn.

Carrier, der, da er nicht in Paris, sondern in Nantes gewüthet hatte, anfänglich nicht so allgemein bekannt wie Fouquier-Tinville war, wurde später als dieser zur Verantwortung gezogen, aber von der Hand der Gerechtigkeit früher erreicht. Er hatte, um sich selbst zu sichern, einen großen Haß gegen Robespierre bei dessen Sturz, und dann gegen sein Andenken zur Schau getragen. Die erste Veranlassung zur Anklage ge-

gen ihn gaben 94 des Moderantismus angeschuldigte Einwohner von Nantes, welche er nach Paris geschickt hatte, um von dem Revolutionstribunal gerichtet zu werden. Ihr Proceß hatte, da er erst nach dem 9. Thermidor an die Reihe kam, für sie glücklich geendigt. Vorher würden sie unfehlbar das Schicksal so vieler anderer Schuldlosen getheilt haben. Durch sie wurden die von Carrier begangenen Unthaten allgemein bekannt, und durch die Aussagen vieler Augenzeugen bewiesen. Der Konvent hatte, ehe er Carrier dem Revolutionstribunal übergab, eine Kommission von ein und zwanzig Mitgliedern zur Untersuchung über sein und anderer Terroristen Verhalten ernannt, und das Verfahren gegen ihn mit Unparteilichkeit, aber auch mit Nachdruck betrieben. Carrier ward mit zweien seiner Helfershelfer, Grandmaison und Pinard, am 17. December (1794) hingerichtet.

Unter den Blutmenschen, die damals von der Rache des Schicksals erreicht wurden, kann Lebon nicht übergangen werden, der, ein besonderer Günstling Robespierre's, und von Barrère in Schutz genommen, Arras und Cambrai zum Schauplatz seiner Gräuel gehabt hatte. Er wurde im April 1795 verhaftet, aber erst im Oktober auf die Guillotine geschickt. Der Konvent hatte nicht nur das summarische Verfahren bei dem Revolutionstribunal durch die Aufhebung des Gesetzes vom 22. Prairial abgeschafft, sondern überhaupt eine langsame und sorgfältige Procedur, besonders wo es sich um Anklagen gegen seine eigenen Mitglieder handelte, eingeführt. Diese Garantien kamen jetzt einigen der Schlimmsten unter den Bösen zu statten, denen nach dem neuen Verfahren ihre Verbrechen nicht vollständig bewiesen werden konnten, und die deshalb, zumal da das Revolutionstribunal am 31. Mai (1795) aufgehoben wurde, straflos blieben, oder wenigstens mit dem Leben davon kamen.

Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère sahen sich, so verschieden sie sonst von einander sein mochten, doch darin ähnlich, daß sie zu den ersten Vollstreckern des Schreckenssystems gehört hatten. Von ihrer Betheiligung an Robespierre's Sturz war die Erinnerung an ihr vorangegangenes Verhalten etwas gedämpft worden. Sie hatten sich aber mit zu vielen Freveln befleckt, als daß eine gemilderte Anschauung derselben von Dauer sein konnte. Von den Einen wurde Billaud-Varennes seine Aufreizung zu den Septembermetzeleien, von den Anderen die Mitwirkung bei Danton's Sturz und die Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth vorgeworfen. Collot d'Herbois galt, wenn auch für weniger arglistig, aber für noch blutdürstiger als Billaud-Varennes, und sein

Auftreten in Lyon hatte dem Carrier's in Nantes wenig nachgestanden. Barrère war, durch seine Doppelzüngigkeit, durch die Art, wie er, als Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses im Konvent, die größten Gräuel bemäntelte oder vertheidigte, durch eine Haltung, die nicht einmal die Entschuldigung der Ueberspanntheit für sich hatte, sondern aus überlegter Selbstsucht und Gewissenlosigkeit hervorging, allgemein verhaßt und verdächtig geworden.

Eine von Lecointre, gegen die drei genannten Demagogen und einige andere Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, gerichtete Anklage (29. August) ging, als verfrüht, nicht durch. Als aber Billaud-Varennes am 3. November im Jakobinerklub sich in blutdürstigen Drohungen gegen die Thermidoristen erging, und dieselben im Konvent zu wiederholen wagte, wurde er von Legendre heftig angegriffen. Die durch Carrier's Proceß gesteigerte Aufregung gegen den Terrorismus bewirkte endlich, daß, auf Merlin's von Douai Bericht, der Konvent am 27. December die Erklärung abgab, es sei Grund zu einer Untersuchung des Verhaltens Billaud-Varennes', Collot d'Herbois' und Barrère's vorhanden, und, von der öffentlichen Meinung gedrängt, am 2. März (1795) deren Verhaftung anordnete*).

Das entschiedenste Zeichen, durch welches die Majorität im Konvent mit dem Schreckensregiment brach, war der Beschluß (8. März 1795), die noch vorhandenen Mitglieder der Gironde, welche im Julius 1793, wegen Flucht und Erregung zum Bürgerkriege, geächtet worden waren, in ihre Rechte als Volksvertreter wieder einzusetzen. Lanjuinais, Louvet, Isnard, Kervelegan, Heinrich Lariviere u. s. w. wurden bei ihrem Eintritt in den Konvent von allen ihren Kollegen, die terroristische Fraktion der Bergpartei ausgenommen, mit großer Theilnahme begrüßt.

---

*) Der berühmte Geschichtsmaler Louis David, der ein begeisterter Lobredner Robespierre's und Marat's, und, als Mitglied des Sicherheitsausschusses, ein thätiger Gehülfe der Schreckensmänner gewesen war, entging der Guillotine nur durch die Rücksicht auf sein Talent, und die eifrige Fürsprache seiner zahlreichen Schüler, welche die ganze artistische Welt in Paris für seine Rettung in Bewegung setzten. Er hatte mehrmals, besonders in der Konventssitzung vom 2. August, die heftigsten aber verdientesten Vorwürfe hinnehmen müssen, war Verräther, Genosse Catilina's, Feizling, Verbrecher genannt worden. Er konnte sich gegen die ihm gemachten Anschuldigungen nur mit dem demüthigenden Eingeständniß, über Robespierre in einem gänzlichen Irrthum befangen gewesen zu sein, vertheidigen.

Endlich wurde, was bald nach Robespierre's Sturz mehrmals, besonders von Legendre, bevorwortet, aber immer abgelehnt worden war, beschlossen (3. Mai 1795), den Kindern der vom Revolutionstribunal Verurtheilten die eingezogenen Besitzungen zurückzugeben. Einer großen Menge von Familien ward auf diese Art ihr Erbe erhalten. Sieyès konnte, ohne Widerspruch zu finden, öffentlich erklären, daß der Konvent vom 31. Mai 1793 bis zum 27. Julius 1794 von einer Faktion unterdrückt worden sei, und ein Schriftsteller Namens Lacroix, der die Wiederherstellung der Konstitution von 1791 und damit die Erneuerung der Monarchie angerathen hatte, wurde zwar zur Untersuchung gezogen, aber freigesprochen. Die von den Terroristen zu verschiedenen Malen angestellten Versuche, sich mit Gewalt wieder in den Besitz der verlorenen Stellung zu setzen, dienten nur dazu, die, seit dem 9. Thermidor eingetretene, Ohnmacht dieser Partei immer mehr an den Tag zu bringen.

---

2. Kriegsereignisse von der Wegnahme der weißenburger Linien durch Hoche bis zu der theilweisen Auflösung der Koalition durch die Friedensschlüsse von Basel.

(Von Ende 1793 bis Mitte 1795.)

Der Mangel an gegenseitigem Vertrauen, an Entschlossenheit und Thatkraft unter den gegen die Revolution verbündeten Mächten hatte den Franzosen Zeit gelassen, von allen ihren Hülfsquellen Gebrauch zu machen, und die gewaltigsten Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges zu treffen. Das Dekret vom 23. August (1793) in Betreff des allgemeinen Aufgebotes, welches auf die für die Republik günstige Wendung des Kampfes während der letzten Monate des Jahres 1793 keinen Einfluß gehabt hatte, machte es ihr aber möglich, den Feldzug von 1794 mit überlegenen Streitkräften zu eröffnen. Während des Winters von 1793 zu 1794 war die Einübung der neu ausgehobenen Mannschaft mit besonderer Rücksicht auf die Schnelligkeit der Bewegungen, und das im Kriege unmittelbar Anwendbare betrieben worden. Die jungen Soldaten wurden mit den gedienten Linientruppen in sogenannten Halbbrigaden, jede von drei Bataillonen, vereinigt, lernten von ihren älteren Kameraden die Vertrautheit mit den Waffen und der Gefahr, und eigneten sich mit Leichtigkeit die eigenthümliche Stimmung des Lager- und Kriegslebens an. Während sich der unbewaffnete Theil des

Volkes bis zu Robespierre's Sturz von der Schreckensherrschaft unterdrückt fühlte, nahm unter den Soldaten der Schwung und die Begeisterung für die Vertheidigung der Republik zu.

Im Anfange 1794 zählte Frankreich über 700,000, im Julius desselben Jahres über 900,000 Mann unter den Waffen. Die Nation, welche, von dem spanischen Erbfolgekrieg an, keine ihre ganze Kraft in Anspruch nehmenden Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, die, im Anfange der Revolution, von einem Freiheitsrausche, aber keiner Streitlust gegen das Ausland erfüllt gewesen, schien, als sie plötzlich von der Kriegsdrommete geweckt worden, von diesem Klange wie neu belebt zu sein. Mit der Vermehrung der Streiter hatten die Mittel zu deren Ausrüstung gleichen Schritt gehalten. In den neun Monaten vom August 1793 bis zum Mai 1794 hatte man zwölf Millionen Pfund Salpeter gewonnen, während vor der Revolution höchstens eine Million Pfund jährlich verlangt und verbraucht wurde. Vor dem Kriege waren nur sechs Stückgießereien vorhanden gewesen, während es deren jetzt fünfundvierzig gab, die jährlich 21,000 Kanonen liefern konnten. Allein die Gewehrfabrik in Paris vermochte, ohne die in den Departements vorhandenen Fabriken der Art zu zählen, jährlich 140,000 Flinten anzufertigen. Statt einer einzigen Fabrik für Hieb- und Stichwaffen, wie bis 1792, waren jetzt deren zwanzig in Thätigkeit. Für Reparatur der Waffen sorgten 188 Werkstätten. Zur Herbeischaffung von Tuch und Leder waren großartige Veranstaltungen getroffen worden. Da der Seehandel bei der Ueberlegenheit der englischen Flotten fast ganz aufgehört, und auch der auswärtige Verkehr zu Lande sehr abgenommen hatte, so war der einheimischen Produktion in Allem, was zur Kriegsführung gehört, ein außerordentlicher Impuls verliehen worden.

Auf allen Seiten brauste der Kriegssturm. Ueberall war man zum Angriff auf Frankreich, aber dieses auch überall zur Abwehr bereit. Die Alliirten gingen von dem Gedanken aus, die Republik wie in einen eisernen Gürtel einzuschließen, nur daß derselbe nirgends stark genug war, um nicht durchbrochen werden zu können. Mit Ausnahme der in den zahlreichen Festungen stehenden Garnisonen, mit Ausnahme der Truppen, welche zum Kriege gegen die Vendée, zur Niederhaltung der royalistischen Bretagne, und zur Ueberwachung einiger, der Republik wenig geneigten, Departements in Süden gehörten, war die an den Grenzen stehende Macht in verschiedene Heereshaufen getheilt, und, je nach den Bergen und Flüssen in deren Nähe sie sich befand (Rhein-, Mosel-, Alpen-, Pyrenäenarmee), oder nach dem Himmelsstriche (Nordarmee), oder nach

dem Lande, welches sie erobern sollte (italienische Armee), benannt. Es war dies eine theilweise Reminiscenz an das Princip, welches bei der neuen Eintheilung des Landes vorgeschwebt hatte. Diese Armeen, deren oberste Anführer während der Schreckenszeit, je nach der Gunst oder dem Mißtrauen der politischen Machthaber, oft wechselten, und von sehr ungleicher Stärke waren, wurden zuweilen rasch zusammengezogen, und dann wieder selbstständig organisirt, behielten jedoch im Ganzen während dieses Feldzuges die ihnen ursprünglich beigelegten Namen, und sind durch sie in der Kriegsgeschichte berühmt geworden.

Den Franzosen gegenüber, zum Theil auf französischem Boden, standen an der Nordgränze Oesterreicher, deutsche Reichstruppen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, unter dem Prinzen von Koburg, dem Herzoge von York, zweitem Sohne Georg III. von England, und dem Erbprinzen von Oranien. Die entscheidende Stimme im Kriegsrathe war dem Prinzen von Koburg, als österreichischem und Reichsfeldmarschall, und weil er sich an der Spitze des stärksten Kriegskontingents befand, beigelegt worden. Im April (1794) kam Kaiser Franz II. in den Niederlanden an, hielt einen feierlichen Einzug in Brüssel, beschwor daselbst die alte Verfassung des Landes, was seit Karl V. nicht mehr geschehen war, und wurde zum Herzoge von Brabant ausgerufen (23. April). Seine Anwesenheit ermuthigte seine Truppen, übte aber auf die Führung des Krieges keinen Einfluß aus. — Ein österreichisches Korps unter General Beaulieu sollte das Luxemburg'sche decken. Am Mittelrhein und an der Mosel waren Preußen, Sachsen und Hessen unter dem Feldmarschall Möllendorff vereinigt, der statt des Herzoges von Braunschweig *) den Oberbefehl übernommen hatte. Bei Manheim und weiter am Rhein hinauf lagen Oesterreicher und Reichstruppen unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen. Von den Alpen aus wurde Frankreich von Sardiniern und Oesterreichern, von den Pyrenäen her von Spaniern, mit welchen sich ein Korps Portugiesen vereinigt hatte, bedroht. Die gegen die französische Republik aufgestellte Heeresmacht mochte ungefähr 350,000 Mann betragen. Aber während in Frankreich die militairischen Operationen von einer einzigen Behörde, dem Wohlfahrtsausschusse, und in diesem wiederum von einem großen strategischen Talent, wie Carnot, und dessen militairisch-topographischem Bureau entworfen, und in der Ausführung

*) Braunschweig hatte in einem an Friedrich Wilhelm II. gerichteten Schreiben (6. Januar 1794), seine Unzufriedenheit mit den bisher getroffenen Maßregeln, seine Besorgnisse für die Zukunft lebhaft ausgesprochen, und seine Entlassung eingereicht.

von den bei den Truppen anwesenden Volksrepräsentanten überwacht wurden, ging die oberste Leitung der verbündeten Heere von mehren Kabinetten aus, die verschiedene zum Theil entgegengesetzte Absichten verfolgten, und deren Generale, mit den widerstrebenden Meinungen ihrer Höfe bekannt, sehr oft von Mißtrauen und Eifersucht auf einander erfüllt waren.

König Friedrich Wilhelm II., schon seit dem verfehlten Zuge nach der Champagne seiner Theilnahme am Kriege gegen Frankreich überdrüssig, war außerdem von der Lauheit und Nachlässigkeit, mit welcher die meisten deutschen Reichsstände ihre Kontingente, entweder zu spät oder unvollständig, nach dem Kriegsschauplatze geschickt hatten, verletzt worden, und sah unter solchen Umständen einen üblen Ausgang voraus. Er wollte, mit Vergrößerungsplänen gegen Polen beschäftigt, sein Heer bis auf die 20,000 Mann, welche er als Reichsstand zu stellen hatte, ganz zurückziehen, als England und Holland in das Mittel traten, und ihn durch das Anerbieten von Subsidien in der Koalition gegen Frankreich noch eine Zeit lang festzuhalten wußten. In einem im Haag abgeschlossenen Vertrage (19. April 1794) machte sich Preußen verbindlich, gegen Empfang von 300,000 Pfund Sterling zur ersten Ausrüstung, und einer monatlichen Zahlung von 50,000 Pfd. Sterl., bis zum Mai 62,000 Mann in das Feld zu stellen.

Vergebens hatte der Kurfürst von Mainz, von den Ideen des eben erst aus seinem Dienst geschiedenen Geschichtschreibers Johannes von Müller erfüllt, in seiner Eigenschaft als Reichserzkanzler, ein allgemeines Aufgebot für Deutschland vorgeschlagen, um gegen die kriegerische Begeisterung des französischen Volkes ein nationales Gegengewicht aufzustellen. Er drang damit nicht durch, indem ein Theil der deutschen Fürsten von einer solchen Maßregel, bei der Stimmung ihrer Unterthanen, innere Unruhen befürchtete. Ein in Belgien, auf österreichische Veranlassung, angestellter Versuch der Art war schon im Entstehen gescheitert. Der Volksgeist war damals in den meisten Staaten zu sehr gelähmt, die Kraft freier Entschließung zu lange und zu folgerecht unterdrückt worden, als daß von unten her ein Aufschwung möglich gewesen wäre. Von den gebildeten Classen war nicht zu verlangen, daß sie sich, durch ihren Eintritt in die verbündeten Heere, der sklavischen Behandlung der damaligen Soldaten aussetzten. Aber selbst in der eigentlichen Kriegsführung wurde, ungeachtet aller Erfahrung von deren Unzweckmäßigkeit, keine Verbesserung angestellt, man schien lieber mit dem Alten ganz zu Grunde gehen, als mit dem Neuen wieder aufleben zu wollen.

Den entscheidenden Schauplatz für den Feldzug von 1794 gaben die Niederlande ab, die nicht nur wiederum unter österreichische Herrschaft gekommen waren, sondern in deren Nähe auch drei französische Festungen: Valenciennes, Condé und Quesnoy von den Alliirten besetzt gehalten wurden. Mack hatte auch diesmal den Operationsplan entworfen, und dieselben Fehler, wie früher, Zersplitterung der Streitkräfte auf zu vielen Punkten, zu künstliche Berechnungen, zu vielfache Voraussetzungen, begangen. Die Hauptarmee der Verbündeten in den Niederlanden, 90,000 Mann stark, sollte zuerst die französische Festung Landrecies belagern, und nach deren Einnahme, von den Preußen unter Möllendorf in der linken Flanke gedeckt, über St. Quentin nach Paris ziehen. Zu derselben Zeit wäre ein aus Oesterreichern und Engländern bestehendes Korps an der Westküste Frankreichs gelandet, und hätte sich mit den Vendeern vereinigt. Der österreichische General Fürst Kaunitz war beauftragt, mit 18,000 Mann die französischen Festungen Maubeuge und Philippeville zu beobachten, und Charleroi und die Sambre zu decken, und 25,000 Mann unter Clairfayt sollten, auf mehren Punkten vertheilt, Westflandern behaupten.

Die französische Nordarmee, 150,000 Mann stark, war von Pichegru befehligt, der sich durch seine Willfährigkeit St. Just's Gunst erworben hatte. Hoche, der noch mehr militairisches Talent als Pichegru besaß, und im December 1793 die Rhein- und Moselarmee unter seinem Kommando vereinigte, hatte sich durch seinen Unabhängigkeitssinn St. Just's Mißfallen zugezogen, auf dessen Veranlassung er nach Paris gerufen, und in das Gefängniß der Conciergerie, aus welchem ihn nur Robespierre's Sturz befreite, geworfen worden war. Unter Pichegru dienten: Moreau, Macdonald, Vandamme und Souham. Der Plan der Franzosen war, das verbündete Heer von den Flügeln her zu fassen, und das Centrum einstweilen nur zu bedrohen, aber nicht anzugreifen. Zu dem Ende sollte ein Theil der Nordarmee sich Westflandern bemächtigen, um den rechten österreichischen Flügel anzugreifen, und die Ardennenarmee herbeigerufen werden, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen. An der Spitze der Ardennenarmee, welche jetzt Pichegru untergeordnet wurde, stand Charbonnier, der unter seinen Generalen zwei Talente erster Klasse: Cleber und Marceau, besaß.

Die Franzosen waren anfänglich in ihren Unternehmungen nicht glücklich. Zwar hatten Moreau und Souham, die mit 50,000 Mann in Westflandern eintrafen, Clairfayt bei Mont-Castrel geschlagen, und Menin und Courtray besetzt, aber ein französisches Korps von 28,000 Mann

unter dem General Chapuis, zum Ersatz von Landrecies bestimmt, wurde bei Cateau durch einen kühnen von zwölf englischen und sechs österreichischen Schwadronen*) ausgeführten Reiterangriff gänzlich auseinander gesprengt, und Chapuis selbst gefangen genommen (26. April). In Folge dessen mußte Landrecies am 30. April kapituliren. Man fand unter den Papieren des gefangenen französischen Generals den Plan, nach welchem Pichegru seine Hauptmacht auf die schwachen Flügel der Alliirten werfen, und durch deren Aufrollung des Centrum entblößen und umstellen wollte. Die österreichischen Generale, welche dieses Manöver, welches erst durch die Zögerungen gefährlich werden konnte, bedenklich machte, blieben mehre Tage lang mit ihrer Hauptmacht bei Landrecies, um dasselbe in Vertheidigungsstand zu setzen, stehen, so, als wenn von diesem Platz der Ausgang des ganzen Krieges abgehangen hätte.

Pichegru ließ sich durch Chapuis' Niederlage und Landrecies' Fall in der Verfolgung seiner Absichten nicht irre machen, und strebte unausgesetzt danach, sich Westflanderns zu bemächtigen. Clairfayt wurde bei Courtray am 11. Mai, und der Herzog von York, welcher dem österreichischen General zu Hülfe kommen sollte, am 18. Mai bei Tourcoing so geschlagen, daß er fast seine ganze Artillerie verlor; Pichegru, der sich eben nach seinem rechten Flügel begeben hatte, um dort die Verbindung mit der Ardennenarmee zu bewerkstelligen, hatte an dem Siege bei Tourcoing keinen Antheil gehabt, der von seinen Untergenerale, namentlich Souham, erfochten wurde. Dem ungestümen Andrange der Franzosen ward von den Verbündeten, ungeachtet der erfahrenen Unfälle, ein tapferer und ausdauernder Widerstand entgegengesetzt. Pichegru ließ, als er zu seinem linken Flügel zurückgekehrt war, am 22. Mai auf der ganzen Linie angreifen. Bei Pont a Chin, in der Nähe von Dornink, ward vom Morgen bis zum Abend gefochten, und den Franzosen ein Verlust von mehr als 4000 Mann an Todten und Verwundeten beigebracht. Aber Macdonald und Souham siegten am 13. Junius bei Hoglede, und am 14. Junius mußte das feste Ypern den Franzosen die Thore öffnen. Die Alliirten hatten den Kampf in dieser Gegend, wo keinesweges die entscheidenden Würfel fallen konnten, nur zu lange fortgesetzt. Auf die üblen Nachrichten, welche dem Herzoge von Koburg jetzt von der Sambre her zukamen, trat er seinen Rückzug dahin an, und gab die festen Plätze an der Westküste, wie Ostende, Nieuport u. s. w., Preis.

*) Der nachmalige österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg zeichnete sich bei dieser Gelegenheit als Oberst besonders aus.

Von Ende April (1794) an hatten die Franzosen den Uebergang über die Sambre versucht, und ihr Vorhaben, nachdem der Fürst Kaunitz bei Bouffu von der Ardennenarmee unter Charbonnier zurückgedrängt worden, am 10. Mai bei Merbes ausgeführt. Aber bei Grandreng von den Oesterreichern geschlagen (13. Mai), mußte Charbonnier wieder über die Sambre zurückgehen, und die schon begonnenen Belagerungsarbeiten bei Charleroi aufgeben. Mehre Wochen lang lieferten sich die beiden Heere die blutigsten Gefechte, ohne daß dadurch eine Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Carnot beschloß auf diesem Punkt den französischen Waffen das Uebergewicht zu verschaffen. Auf seine Veranlassung ward Jourdan angewiesen (30. April), mit 45,000 Mann, die Mosel- und einen Theil der Rheinarmee bildend, durch die Ardennen zu ziehen, und sich mit den an der Sambre kämpfenden Generalen Charbonnier und Desjardins zu vereinigen. Pichegru mußte ebenfalls zwei Divisionen dahin absenden. Der Wohlfahrtsausschuß legte dieser auf 75,000 Mann gebrachten Heeresmacht den Namen: Sambre- und Maasarmee bei, und bestätigte die Wahl der Volksrepräsentanten, welche Jourdan den Oberbefehl anvertraut hatten.

Die Franzosen strebten jetzt, mehre Wochen lang, nach wie vor vergeblich dahin, den Uebergang über die Sambre zu erzwingen. Viermal ward derselbe unternommen, und eben so oft von den Oesterreichern zurückgeschlagen. Am 18. Junius wurde den ganzen Tag über bei Charleroi gefochten, aber Jourdan mußte zuletzt weichen. Endlich gelang der Angriff am 25. Junius, und hatte die Einnahme Charleroi's, wobei sich der französische Geniegeneral Marescot sehr hervorthat, zur Folge. Der Prinz von Koburg war zum Entsatz dieser Festung herbeigeeilt, und griff am 26. Junius die Sambre- und Maasarmee in der Ebene von Fleurus an. Der Kampf blieb lange unentschieden, und Koburg entschloß sich erst zum Rückzuge, als er, während des Gefechts, die Nachricht von der Kapitulation Charleroi's erhielt. Er hatte bei seinen Dispositionen auf diese Festung gerechnet, und war durch seinen Irrthum in großen Nachtheil gekommen. Die Verbündeten ließen gegen 14,000 Todte, Verwundete und Gefangene auf dem Schlachtfelde zurück. Aber auf französischer Seite war ebenfalls viel Blut geflossen.

In der Schlacht von Fleurus hatten die Franzosen von einer ihrer nicht lange vor der Revolution gemachten Erfindungen, dem Luftballon, Gebrauch gemacht. Es sollte damit die österreichische Stellung beobachtet, und durch verabredete Zeichen von deren Bewegungen dem französischen Feldherrn augenblicklich Kunde ertheilt werden. Außer mehren

anderen Personen war auch ein Generaladjutant Jourdan's mit aufgestiegen. Von einer österreichischen Batterie ward auf den Ballon, während er sich erhob, obwohl vergeblich, gefeuert. Dreißig Pferde dienten zur Befestigung der an dem Luftschiff hängenden Stricke.

Das völkerrechtswidrige und unmenschliche Dekret des Konvents vom 26. Mai (1794), welches Engländern und Hannoveranern Pardon zu geben verbot, ward um diese Zeit zum ersten Mal ausgeführt. Die in Charleroi gemachten Gefangenen der beiden Nationen waren gleich nach der Einnahme dieser Festung erschossen worden. Dasselbe Schicksal erfuhren die bei Fleurus gefangen genommenen englischen und hannöverschen Officiere und Soldaten am Tage nach der Schlacht.

Die Verbündeten traten ihren Rückzug in guter Ordnung an, und suchten den Franzosen noch eine Zeit lang zu widerstehen. Aber vor dem Walde von Soignies zwischen Mont St. Jean und Waterloo geschlagen (6. Julius), mußten sie jetzt verschiedene Straßen einschlagen. Der Prinz von Koburg wandte sich nach Löwen, der Herzog von York und der Erbprinz von Oranien nach Mecheln hin. Am 9. Julius zog die französische Vorhut in Brüssel ein. Jourdan verfolgte die Oesterreicher, während Pichegru den Engländern und Holländern nachrückte. Der Kaiser Franz hatte schon vor der Schlacht von Fleurus die Niederlande verlassen. Mack, dessen übel berechnete Pläne so viel Unheil angerichtet hatten, war vor dem entscheidenden Kampfe abberufen worden. Sein Nachfolger als Chef des Generalstabes, der Prinz von Waldeck, ließ sich aber dieselben Fehler, wie Mack, zu Schulden kommen. Koburg führte sein Heer bei Mastricht über die Maas zurück, und legte dann den Oberbefehl nieder. Der tapfere und kühne aber meist unglückliche Clairfayt wurde Koburg's Nachfolger, der in den Niederlanden seinen in früheren Kriegen erworbenen Ruhm eingebüßt hatte.

Die in Westflandern gelegenen Festungen wurden von Moreau belagert, und mußten im Laufe des Julius und August, Ostende am 1. Julius, Nieuport am 18. Julius, die Insel Cadsand und die Festung Sluys am 20. August kapituliren. Die in Nieuport gefangen genommenen französischen Ausgewanderten wurden sämmtlich erschossen. Aber die französischen Soldaten erklärten sich so laut gegen die Aufopferung der englischen und hannöverschen Gefangenen, daß die anwesenden Volksrepräsentanten das Dekret vom 26. Mai nicht zu vollziehen wagten, was Robespierre, kurz vor seinem eigenen Untergange, Veranlassung zu heftigen Beschwerden über Verletzung von Konventsbeschlüssen gab.

Dem Wohlfahrtsausschuß lag jetzt vor Allem daran, die vier von

den Verbündeten besetzten französischen Festungen: Valenciennes, Condé, Quesnoy und Landrecies, wiederzunehmen. Der General Scherer wurde mit den Operationen gegen sie beauftragt. Um ihren Fall zu beschleunigen, erließ der Konvent ein Dekret, welches mit Niedermetzelung der Garnison, wenn die Kapitulation nicht innerhalb 24 Stunden nach der Aufforderung erfolgte, drohte. Landrecies öffnete schon am 19. Julius seine Thore, die anderen drei Festungen hielten bis in den August aus. Der österreichische Kommandant von Quesnoy hatte dem französischen Parlamentair, welcher ihn zur Uebergabe mit Erwähnung jenes Dekrets aufforderte, die würdige Antwort ertheilt: „Ein Volk hat nicht das Recht, die Schmach eines anderen Volkes zu beschließen!" Da unterdessen das Schreckenssystem gefallen war, so kamen die Besatzungen mit dem Leben davon. Bei Gelegenheit der Kapitulation von Condé wurde der, von Claude Chappe einige Jahre vorher erfundene, Telegraph zum ersten Mal zur Mittheilung von Heeresnachrichten angewandt.

Die französische Rheinarmee unter dem General Michaud hätte, ohnedies von Hause aus nicht zahlreich, durch die nach der Sambre entsendeten 15,000 Mann geschwächt, den Preußen unter Möllendorf, wenn von diesem die nöthige Raschheit in den Bewegungen entwickelt worden wäre, keinen ausreichenden Widerstand entgegensetzen können. Der Wohlfahrtsausschuß muß, indem er seine Streitmacht an der Gränze des westlichen Deutschlands, zu Gunsten der Unternehmungen in den Niederlanden, so bedeutend schwächte, von preußischer Seite her keine großen Anstrengungen befürchtet haben. Möllendorf griff zwar, nachdem Jourdan sich von der Mosel entfernt hatte, am 23. Mai die Verschanzungen bei Lautern an, trieb Michaud in die weißenburger Linien zurück, blieb dann aber plötzlich, ohne die erlangten Vortheile weiter zu benutzen, stehen. Diplomatische Zerwürfnisse zwischen England und Preußen, des letzteren Abneigung gegen die Fortsetzung des Krieges, und Friedrich Wilhelm II. Aufbruch mit den besten Truppen nach Polen, hatten die Thatkraft des preußischen Feldherrn gelähmt.

Die Rheinarmee, durch zahlreiche aus der Vendée gezogene Bataillone verstärkt, vereinigte sich mit der Moselarmee unter Moreaux*), ging zum Angriff gegen die Verbündeten über, siegte auf der ganzen Linie des Hardtgebirges, und nahm Speyer und die Umgegend ein. Möllendorf zog sich bis Frankenthal, die Oesterreicher und Reichstruppen gingen

*) Nicht mit dem Divisionsgeneral in der Nordarmee und nachmaligen Sieger von Hohenlinden, Moreau, zu verwechseln.

über den Rhein zurück. Moreaux wandte sich nach dem Trierschen, um sich mit der Sambre- und Maasarmee in Verbindung zu setzen. Clairfayt sandte Verstärkung, um Trier zu decken, und verlangte preußische Hülfe, die ausblieb. Am 9. August zog Moreaux in Trier ein. Zwischen den österreichischen und preußischen Befehlshabern kam es, in Folge dieser Ereignisse, zu Vorwürfen und Zwistigkeiten, welche in die Oeffentlichkeit übergingen, und die Auflösung des zwischen den beiden Mächten gegen Frankreich bestehenden Bündnisses voraussehen ließen.

An den übrigen Gränzen ward von beiden Seiten heftig, aber längere Zeit über ohne einen den Anstrengungen entsprechenden Erfolg gefochten. Die italienische Armee, in der Grafschaft Nizza gelagert, und von dem tapferen, aber durch Kränklichkeit gehemmten General Dumerbion befehligt, besaß in Napoleon Bonaparte und Massena zwei militairische Talente erster Größe, die aber auf diesem beschränkten Schauplatz keine Gelegenheit zu glänzenden Thaten fanden. Die Franzosen wollten sich der Bergpässe, welche von Süden her nach Piemont führen, bemächtigen. Zu dem Ende verletzte Massena die Neutralität der Republik Genua, was übrigens schon früher von Engländern und Piemontesern geschehen war, zog auf beschwerlichen Bergpfaden an der Küste entlang, bemächtigte sich nach einem blutigen, bei Santa Agata über die Oesterreicher gewonnenen Gefecht Oneglia's, Ormea's, und nahm das Defilé von Saorgio ein (29. April). Mit dem Col di Tende, dem höchsten Punkt der Seealpen, fiel der Schlüssel zu Piemont in französische Gewalt (10. Mai). Das italienische Heer war aber zu wenig zahlreich, um weiter vorrücken zu können.

Die Alpenarmee, in dem allgemeinen französischen Kriegsplan als linker Flügel der italienischen Armee angesehen, war, während des Winters von 1793 bis 1794, zwischen Gap, Barcelonnette und Chambery gelagert gewesen. Der Wohlfahrtsausschuß befahl die Offensive auf diesem Punkt gegen die Sardinier, und die mit ihnen verbundenen Oesterreicher zu ergreifen. Am 29. April bemächtigten sich die Franzosen der Zugänge zu dem kleinen St. Bernhard. Am 13. Mai wurde der von den Piemontesern stark befestigte Mont Cenis, am 5. Junius der Paß der „Barrikaden" genommen, und das sardinische Heer, welches bei Assiette ein festes Lager bezogen, zur Aufgebung desselben gezwungen. Die Alpenarmee wäre jetzt im Stande gewesen, in Piemont selbst einzufallen, aber Krankheiten und Mangel an Ersatzmannschaft stellten sich weiteren Unternehmungen entgegen. Am 21. September wurde von beiden

Heeren bei Dego mit großer Anstrengung, aber ohne Entscheidung gekämpft, worauf eine Waffenruhe eintrat.

Erst nach der Einnahme von Toulon (December 1793) hatte der Konvent angefangen, angemessene Vertheidigungsmaßregeln gegen die in Frankreich eingedrungenen Spanier zu treffen. Es ward eine Ost- und eine Westpyrenäenarmee, erstere unter Dugommier, der Toulon wiedererobert hatte, letztere unter dem General Müller gebildet. Einige später zu großem militairischen Ruf bestimmte Namen: wie Moncey, Augereau, Perignon, traten zuerst in diesen beiden Armeen hervor. Am 1. Mai (1794) wurde von Dugommier das spanische Lager bei Boulou erstürmt, am 28. Mai mußte Coullioure, am 18. September Bellegarde, von den Spaniern im Feldzuge von 1793 eingenommen, kapituliren. Bald wurde der Krieg von den Franzosen auf spanisches Gebiet übergetragen. Die Westpyrenäenarmee fiel in das Thal Bastan ein, bemächtigte sich sämmtlicher spanischer Verschanzungen und zwang St. Sebastian (4. August) zur Uebergabe. Die fliehenden Spanier wurden bis Tolosa hin verfolgt. Dugommier hatte unablässig daran gearbeitet, seine durch die Eroberung von Toulon im republikanischen Sinne erregten Truppen an Ordnung und Zucht, ohne Erstickung ihrer Gluht, zu gewöhnen. Er hatte dabei weniger rasche Erfolge als eine methodische Befolgung der Kriegsregeln im Auge gehabt, und seine Soldaten durch anstrengende Märsche, Belagerungen, Befestigungsarbeiten so abzuhärten gewußt, daß sie später der Kern der Armee wurden, mit denen der General Bonaparte seine ersten Siege in Italien erfocht.

Während die Franzosen zu Lande überall im Vortheil waren, hatte ihre Seemacht, ohnedies durch die Auswanderung der meisten Officiere sehr geschwächt, eine große Niederlage erlitten.

Toulon hatte durch die von den Engländern vor ihrem Abzuge angerichteten Verwüstungen aufgehört, das größte Arsenal für die französische Marine zu sein. Brest, vor der Revolution nur der zweite französische Kriegshafen, war jetzt der erste geworden. Ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und früherer protestantischer Geistlicher, Jean-Bon-St. André, hatte die oberste Leitung des Seewesens übernommen, und seinen Sitz in Brest aufgeschlagen. In stürmischer Eile und mit Aufbietung aller Kräfte hatten die Franzosen von Neuem eine Flotte von 26 Linienschiffen und 30 Fregatten ausgerüstet. Villaret-Joyeuse, der sie kommandirte, gehörte zu den wenigen höheren Marineofficieren, die in den Dienst der Republik übergetreten waren. Der Wohlfahrtsausschuß erwartete einen großen Getreidetransport (117 Schiffe) von Nord-

amerika her, und befahl der breſter Flotte, demſelben entgegenzugehen, und ihn vor dem Angriffe eines an der franzöſiſchen Weſtküſte unter dem Admiral Howe kreuzenden engliſchen Geſchwaders zu ſchützen. Am 1. Junius (1794) kam es auf der Höhe von Oueſſant zur Schlacht. Ihre größere Manövrirfähigkeit verſchaffte den Engländern den Sieg. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurden 7 franzöſiſche Schiffe genommen, und eine noch größere Anzahl ſchwer beſchädigt. Eines der größten, „der Rächer (le Vengeur)", leck geworden, antwortete, von den Engländern zur Einziehung der Flagge aufgefordert, noch einmal mit einer vollen Ladung, und ging dann unter dem Rufe der Mannſchaft: „Es lebe die Republik!" unter. Das franzöſiſche Seevolk hatte mit einer begeiſterten Tapferkeit geſtritten, aber ſeine Erfahrung und Geſchicklichkeit kam nicht ſeinem Muthe gleich. Die meiſten Officiere hatten vorher der Handelsflotte angehört, und waren mit der nautiſchen Taktik unbekannt. Die Engländer hatten indeſſen ſo ſehr gelitten, daß ſie ihren Sieg nicht weiter benutzten, und alsbald den Hafen von Portsmouth ſuchten. Nach ihrem Abzuge langte der große Getreidetransport an, der auf dieſe Art unverſehrt in Breſt einlief. Dieſer Umſtand ward von Jean-Bon-St. André im ſeinem Bericht an den Wohlfahrtsausſchuß, und von Barrère in ſeinem Vortrage im Konvent dazu benutzt, jene Schlacht eher als einen Erfolg denn als eine Niederlage darzuſtellen.

Damals ſagte ſich Korſika für eine Zeit lang von Frankreich los. Der General Paoli, der ſich früher im Kampfe gegen die Genueſer unter ſeinen Landsleuten großen Anhang erworben hatte, brach nach der Hinrichtung Ludwig XVI. mit dem Konvent, ließ deſſen Kommiſſarien verhaften, trieb die republikaniſchen Beſatzungen in einige feſte Plätze zuſammen, und rief 1794 die Engländer um Beiſtand an*). Von einer korſikaniſchen Volksvertretung zu Unterhandlungen mit Großbrittanien beauftragt, ließ er Georg III. zum König von Korſika ausrufen (18. Julius 1794). Im Laufe dieſes Jahres wurden mehre franzöſiſche und holländiſche Kolonien von den Engländern erobert, dieſen ſelbſt aber, durch die vom Konvent vorher in den Antillen eingeführte unbedingte Abſchaffung der Negerſklaverei, in einigen ihrer eigenen Niederlaſſungen ernſte Gefahren bereitet**).

---

*) Bei dieſer Gelegenheit mußte die Familie Bonaparte Korſika verlaſſen, und nach Marſeille flüchten.

**) Der Aufſtand der Schwarzen auf Jamaika dauerte bis in die Mitte des Jahres 1795 fort.

Die zur See und in entfernten Weltgegenden von den Franzosen erlittenen Unfälle wurden über den Erfolgen, welche ihre Waffen zu Lande und unter den Augen Europa's davon trugen, vergessen. Die Oesterreicher waren, wie oben erwähnt worden, über die Maas zurückgegangen. Sie wurden hierauf von Marceau bei Aspremont geschlagen (18. September). Jourdan ließ ihnen keine Ruhe, drängte sie bis Jülich zurück, und brachte ihnen am 2. Oktober bei Aldenhoven eine Niederlage bei, welche das letzte Ereigniß des Jahres 1794 auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes war. Nach der Einnahme von Landrecies, Quesnoy, Condé und Valenciennes stieß der General Scherer mit 20,000 Mann zur Sambre- und Maasarmee, die jetzt auf 100,000 Mann heranwuchs. Die Oesterreicher zogen sich hinter den Rhein zurück. Am 4. Oktober rückten die Franzosen in Köln, am 23. Oktober in Koblenz, zwei Jahre vorher das Hauptquartier der Emigranten, und der Sitz des „auswärtigen Frankreichs", ein. Am 4. November mußte das von Kleber belagerte Mastricht die Thore öffnen. Um dieselbe Zeit wurde Luxemburg von den Franzosen blokirt.

Von noch größerem Glück wurden die Unternehmungen der Nordarmee begleitet. Die englische und holländische Streitmacht hatte verschiedene Straßen eingeschlagen, der Erbprinz von Oranien eine feste Stellung bei Gorkum, um vor Allem Holland zu decken, genommen; der Herzog von York hatte sich, um nicht von den Oesterreichern getrennt zu werden, nach der Maas hingewandt. Pichegru griff zuerst die Engländer an, die am 18. September bei Boxtel geschlagen wurden. Am 12. Oktober zogen die Franzosen in Herzogenbusch ein. Um Nimwegen nicht in französische Hände fallen zu lassen, schickte Clairfayt von Wesel aus ein Hülfskorps über den Rhein, das aber von Vandamme zurückgeworfen wurde, worauf Nimwegen am 8. November kapitulirte. Der Herzog von York verließ jetzt das Heer, dessen Oberbefehl der hannöversche Feldmarschall Wallmoden übernahm.

Pichegru hielt den Feldzug für beendigt, und wollte in den gewonnenen Positionen stehen bleiben, als plötzlich ungewöhnliche Kälte eintrat, welche der Nordarmee erlaubte, über die gefrornen Kanäle Hollands, wie auf einem festen Boden, mit Geschütz und Reiterei zu setzen. Der französische Soldat, von Hoffnung und Zuversicht entflammt, achtete keiner Beschwerden, und rückte mitten im strengsten Winter, bei mangelhafter Verpflegung und schlechter Bekleidung, immer weiter hervor. Die Verbündeten konnten nirgends Stand halten. Die Oesterreicher zogen sich

auf Wesel, die Engländer und Hannoveraner über die Yssel nach Deventer zurück. Vergebens ließ der Erbstatthalter in Paris, wenn der Einfall in Holland aufgegeben würde, 80 Mill. Franken anbieten. Moreau, Macdonald, Vandamme konnten weder durch natürliche noch künstliche Hindernisse aufgehalten werden. Am 17. Januar langte die französische Vorhut in Utrecht an. In Leyden erhob sich die antioranien'sche Partei, pflanzte die dreifarbige Kokarde auf, und errichtete Freiheitsbäume. Der Erbstatthalter schiffte sich in Scheveningen ein, und verließ mit seinem Hofe und seinen Schützen das Land. Am 19. Januar hielt Pichegru seinen Einzug in Amsterdam, wo von den Franzosen die strengste Mannszucht beobachtet, und der Geschäftsverkehr keinen Augenblick lang unterbrochen wurde. Ein im Texel eingefrornes holländisches Geschwader wurde von den Franzosen, ohne Widerstand zu finden, genommen. Am 26. Januar versammelten sich die Generalstaaten im Haag, und hoben die Würde eines Erbstatthalters und Generalkapitains auf.

Indessen sollte die antioranien'sche Partei, oder die Patrioten, wie sie sich nannte, in ihrer Erwartung, in den Franzosen großmüthige Befreier und uneigennützige Verbündete gewonnen zu haben, arg getäuscht werden. In einem am 16. Mai 1795 mit den französischen Bevollmächtigten Sieyès und Reubel abgeschlossenen Vertrage mußte Holland sich zur Abtretung der Festungen Mastricht, Venloo und der Provinz Holländisch-Flandern an Frankreich, und zur Erlegung von 100 Millionen Gulden, als Ersatz für die aufgewandten Kriegskosten, verstehen. Der alte Freistaat der Vereinigten Provinzen war durch inneren Parteizwist und die fremde Eroberung zu sehr zerrüttet worden, um noch lange fortdauern zu können. Es vergingen jedoch noch drei Jahre, bevor eine neue Verfassung, und damit gewissermaßen ein neuer Staat: die batavische Republik, zu Stande kam.

Die holländischen Truppen hatten sich, ehe noch der Erbstatthalter nach England gegangen, entweder aufgelöst oder waren, wozu das Beispiel des holländischen Generals Daendels beitrug, zu den Franzosen übergegangen. Die Ueberreste des brittischen Heeres, welches ein Jahr vorher den Kampf in der Nähe von Lille angefangen hatte, zogen sich auf einem langen Umwege bis Bremen zurück, woselbst sie eingeschifft wurden.

Möllendorf erhielt im Oktober von seinem Hofe die Weisung, ungesäumt den Rückzug über den Rhein anzutreten. Gleich nachher wurden 20,000 Preußen unter Hohenlohe nach Polen abberufen. Das ganze

linke Rheinufer war, mit Ausnahme von Mainz und Luxemburg, am Ende 1794 unter französische Botmäßigkeit gefallen. Schon wurde in Konventsreden und in öffentlichen Blättern der Rhein als die natürliche Gränze der Republik hingestellt.

Das preußische Kabinet hatte schon längst, im Stillen, bei den Machthabern in Paris Nachforschungen über die Bedingungen eines Friedens mit Frankreich anstellen lassen. Der Kurfürst von Mainz, der oberrheinische und fränkische Kreis, selbst Bayern, waren desselben Sinnes. Nach Robespierre's Sturz war das Verhältniß der Republik zu den Königen ein weniger feindseliges geworden. Die Zurücknahme einer Menge von revolutionairen Gesetzen*) deutete auf eine große in den Gesinnungen der herrschenden Partei eingetretene Veränderung hin. Die auswärtigen Kabinette hofften, daß die begonnene antijakobinische Reaktion sich allmälig bis zum Bedürfniß der Wiederherstellung der Monarchie steigern würde. Dies würde, wenn nicht auf den politischen Freiheitsrausch die im Anfange der Revolution unbekannt gewesene militairische Eroberungslust gefolgt wäre, auch wahrscheinlich der Fall gewesen sein.

Unter solchen Umständen traten der preußische Diplomat Graf von der Golz, und der ehemalige französische Gesandte in der Schweiz Barthelemy Ende 1794 zu vorläufigen Berathungen in Basel zusammen. Die Eroberung Hollands hatte indessen die Ansprüche in Paris gesteigert, und es ward die ausdrückliche Abtretung des linken Rheinufers verlangt. Hierauf wollte Preußen nicht unmittelbar eingehen. Möllendorf ward mit seinem Korps nach Westphalen, zur Deckung des Niederrheins, beordert. Frankreich wurde jetzt etwas nachgiebiger, und der preußische Minister Baron von Hardenberg schloß mit dem französischen Bevollmächtigten Barthelemy am 5. April (1795) in Basel einen Friedensvertrag ab, vermöge dessen Preußen die französische Republik anerkannte, und das linke Rheinufer vorläufig, bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens, in französischen Händen ließ. Ein geheimer Artikel setzte jedoch die Möglichkeit einer gänzlichen Abtretung des linken Rheinufers voraus, und sprach in diesem Falle Preußen das Recht einer Entschädigung zu. Um Deutschland zu spalten und dessen Kraft des Widerstandes gegen Frankreich zu verringern, gab die Republik Preußens Verwendung für kriegsmüde Reichsstände zu. Am 17. Mai ward dem Friedensver-

*) Am 29. December war das über Frembengüter verhängte Sequester aufgehoben, am 30. December 1794 das Blutdekret gegen die englischen und hannöverschen Soldaten zurückgenommen worden.

trage die Bestimmung einer Demarkationslinie hinzugefügt, welche vom Niederrhein bis Schlesien ging, innerhalb der die betreffenden Staaten vor den französischen Waffen sicher sein sollten. Sachsen allein wollte von diesem Schutzmittel keinen Gebrauch machen. Hessen-Kassel schloß am 28. August einen Separatfrieden mit Frankreich, Hannover rief am 28. September sein Reichscontingent zurück. Der Kaiser und die süddeutschen Staaten sahen den basler Frieden und den Vertrag vom 17. Mai als einen an Deutschland begangenen Treubruch an. Der deutsche Reichsverband war aber, schon von den Zeiten der Religionskriege her, so locker geworden, daß alle Reichsstände sich zu solchen Sonderverträgen mit auswärtigen Mächten, wenn sie sonst in ihrem Vortheil lagen, für vollkommen berechtigt hielten.

Noch auffallender war, bei der Stammverwandtschaft zwischen dem spanischen und französischen Königshause, und dem bourbonischen Hausvertrage (1761), das Verhalten des spanischen Kabinets. Außerdem hatte der Konvent die Dazwischenkunft Karl IV. zu Ludwig XVI. Rettung mit Verachtung zurückgewiesen, und dann ohne weiteren Grund Spanien Krieg erklärt. Aber Karl IV. und sein erster Minister und Günstling, Manuel Godoy Herzog von Alcudia, waren noch mehr als Preußen zum Frieden geneigt und machten daraus noch weniger Hehl.

Dugommier und der spanische Obergeneral Graf La Union waren an demselben Tage (18. November) in dem Gefecht bei Montenegro gefallen, worauf die Franzosen einige feste Plätze im Norden Spaniens, wie Figueras, Rosas und Bilbao, besetzten. Aber die spanische Regierung besaß noch große Hülfsmittel zur Fortsetzung des Kampfes, und eines ihrer Korps, das sich zwischen die Ost- und Westpyrenäenarmee geworfen hatte, war schon im Begriff in Frankreich einzufallen. Gleichwohl gab Alcudia dem spanischen Diplomaten Yriarte Befehl, sich nach Basel zu begeben, und dort mit Barthelemy Unterhandlungen zu eröffnen, deren Ergebniß die Anerkennung der französischen Republik von Seite Spaniens, und die Abtretung des spanischen Antheils an der Insel St. Domingo an Frankreich war (22. Julius 1795). Alcudia erhielt dafür den Titel eines Friedensfürsten.

Am 8. Junius (1795) starb der zehnjährige Sohn Ludwig XVI., nach beinahe dreijähriger Gefangenschaft, in Folge der Mißhandlungen, welche er von dem Schuster Simon*) erlitten, und der unmenschlichen

*) Simon war an demselben Tage wie Robespierre hingerichtet worden.

Gleichgültigkeit, mit welcher der Konvent, selbst nach Robespierre's Sturz, die Berichte über den Zustand des jungen Prinzen aufgenommen hatte.

Toskana hatte mit Frankreich schon am 9. Februar 1795 Frieden geschlossen. Dänemark war nie dem Bündniß gegen die Republik beigetreten. Schweden sandte an sie im April 1795 denselben Botschafter, der früher bei Ludwig XVI. beglaubigt gewesen war. Die Schweiz wies, des 10. August 1792 uneingedenk, um in Paris zu gefallen, die französischen Ausgewanderten aus ihrem Gebiet fort.

Die Lage eines großen Theiles von Europa war, innerlich wie äußerlich, 1795 eine durchaus andere, als vor 1789, geworden. Ereignisse, welche früher für unmöglich gegolten hätten, und nicht einmal von der Einbildungskraft geahnt gewesen, waren wirklich eingetreten. Die auf den Trümmern der ältesten Monarchie entstandene Republik hatte im Norden, im Osten und Süden die Heere der Könige geschlagen und einige der ersten unter denselben sie anzuerkennen gezwungen. Der vom Mittelalter überkommene Bau kirchlichen und staatlichen Lebens zitterte bis in seine Grundfesten. Die eigenthümlichsten Gestaltungen der Vergangenheit schienen gerade die erstorbensten zu sein. Das deutsche Reich hatte sich während des Krieges gegen die Revolution so hinfällig gezeigt, daß seine gänzliche Auflösung nicht fern sein konnte. Die geistlichen Fürsten, die aristokratischen Republiken, standen nur noch wie Schatten da. Während der Nachkomme und Erbe so vieler Könige im einsamen Dunkel des Temple dem Elend erlag, ging wenige Monate nachher, in der letzten Theilung Polens*) (24. Oktober 1795), einer der ältesten Staaten Europa's unter. So gewaltige Veränderungen, in so kurzer Zeit vollbracht, hatte Europa bis dahin noch nie erlebt.

---

*) Die Republik war noch weniger als die alte Monarchie geneigt, für Polen auf irgend eine Weise einzutreten. Als der Bevollmächtigte Kosciusko's, Barscz, im Mai 1794 in Paris ankam, ward er von den Machthabern kalt empfangen und nahm nur leere Versprechungen nach seiner Heimath zurück. Am 21. September 1795 erschienen Deputirte polnischer Flüchtlinge im Konvent, deren Bitten um Hülfe mit der Tagesordnung beseitigt wurden.

3. Kämpfe des Konvents mit dem Terrorismus.

Eine Partei, wie die Anhänger des Schreckenssystems, welche eine Zeit lang einen unbegränzten Einfluß ausgeübt, für das Schild der Republik und den Kern der Revolution gegolten hatte, der von der öffentlichen Meinung die Bezwingung der inneren Aufstände, und die Siege über das Ausland zugeschrieben wurden, war nicht geneigt, sich, nach dem Verluste ihrer Führer, sogleich selbst aufzugeben. Sie fühlte sich, durch die ihr seit dem 9. Thermidor versetzten Streiche, mehr bedroht als besiegt, und hoffte, die erlittenen Verluste wieder ersetzen zu können. Diese Selbsttäuschung kann, wenn man die Geduld, mit welcher ein Joch, wie das des Jakobinerthums, mehre Jahre hindurch vom französischen Volke ertragen wurde, in Betracht zieht, nicht überraschen. Jede Partei, welche einmal im Besitze der Macht gewesen, glaubt, so lange nicht die ganze mit ihr bestandene Ordnung der Dinge durch eine andere vollständig ersetzt worden ist, wieder empor kommen zu können. Wenn in einer früheren Epoche der Revolution Robespierre, St. Just, Couthon natürlichen Todes gestorben oder sonst beseitigt worden wären, so würde dadurch ihre Partei nicht gestürzt, sondern die von ihnen verlassene Stellung von anderen Demagogen eingenommen worden sein. Obgleich Marat einen großen Einfluß auf die Massen ausgeübt hatte, so war mit ihm das System, zu welchem er gehörte, keineswegs gefallen, sondern vielmehr nach ihm noch ein ganzes Jahr lang im Steigen begriffen geblieben. Er war, so sehr er hervorgetreten, doch immer nur ein Einzelner gewesen, und hatte viele Gleiche um sich gehabt. Aber durch Hebert's, Danton's, Chaumette's und ihrer Anhänger Hinrichtung waren nicht Einzelne, sondern ganze revolutionaire Generationen verschwunden, und es war dem durch die Septembermetzeleien eingeleiteten und durch die Errichtung des Revolutionstribunals begründeten Zustande ein tödtlicher Schlag beigebracht worden. Nachdem die Jakobiner vom 10. August an das Blut ihrer Gegner in Strömen vergossen hatten, waren sie zuletzt, wie die Drachensaat des Kadmus, gegen einander selbst in Kampf gerathen. Die Vertheidiger der extremen Revolution wurden immer geringer an Zahl, und konnten, da die ganze Bewegung, von ihrer eigenen Maßlosigkeit erschöpft, in sich still zu stehen anfing, nicht mehr durch frischen Nachwuchs ersetzt werden. Als endlich die Sehne, auf das Aeußerste angespannt, riß, und Robespierre und seine Freunde das Schaffot besteigen mußten, so ward in ihnen dem Ungeheuer des Terro-

rismus, wie der lernäischen Schlange, der letzte Kopf, ohne möglichen Ersatz, abgehauen. Nicht die einzelnen Führer, sondern das Schreckenssystem selbst war am 10. Thermidor enthauptet worden.

Diese Lage der Dinge ward von denen, welche Robespierre's System angehangen hatten und ihm selbst nur aus persönlichen Motiven entgegengetreten waren, nicht begriffen. Der Konvent hatte, nach den zahlreichen Hinrichtungen*) vom 10., 11. und 12. Thermidor, nur diejenigen, welche von der öffentlichen Meinung am Heftigsten angeklagt wurden, und unter ihnen wiederum nur solche, die, wie Carrier, Lebon, Fouquier-Tinville, nichts zu Robespierre's Sturz beigetragen, der Guillotine übergeben. Aber allmählich waren auch Schreckensmänner, welche am 9. Thermidor Antheil gehabt, wie Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, zur Verantwortung gezogen worden. Ihre Gesinnungsgenossen, besonders die in Mission gewesenen Terroristen, befürchteten alle ein gleiches Schicksal, und glaubten, sich nur durch eine Insurrektion gegen den Konvent, wie die, welche am 2. Junius (1793) den Sturz der Gironde verursacht hatte, retten zu können. Es gab aber außerdem Deputirte, welche keine Verbrechen begangen, und keine gerichtlichen Verfolgungen zu fürchten hatten, die aber jetzt gegen die thermidoristische Reaktion Verdacht zu schöpfen anfingen, und einen völligen Umsturz der revolutionairen Principien besorgten. Zu solchen gehörte Lecointre, der früher als irgend ein Anderer gegen Robespierre öffentlich aufzutreten bereit gewesen; Cambon, von welchem Robespierre schon am 8. Thermidor angegriffen worden; Romme, der, obgleich ein überspannter Demokrat, in der letzten Zeit sich von Robespierre getrennt hatte, und Andere mehr. Diese näherten sich jetzt denen, welche, weil sie sich schuldig fühlten, Billaud-Varennes', Collot d'Herbois', Barrère's, Vadier's und anderer Blutmenschen Verurtheilung verhindern wollten, und trugen, um sich nicht, wie sie glaubten, auf die konstitutionelle Monarchie von 1791 zurückgeführt zu sehen, auf die Einführung der von den Urversammlungen angenommenen, aber suspendirten, oehlokratischen Konstitution von 1793 an. Sehr viele Terroristen legten die Maske besorgter Freiheitsfreunde an, und klagten die Thermidoristen des Verrathes gegen die Republik an.

Von den Illusionen abgesehen, denen sich jede besiegte, aber nicht vernichtete Partei hinzugeben pflegt, schien der Zustand der unteren Classen, welche bisher in der Revolution immer den Ausschlag gegeben hatten, den Ausbruch von inneren Unruhen und Aufständen begünstigen zu

*) Zusammen 104 Personen.

können. Nach dem Aufhören der Schreckensherrschaft, und der Abschaffung des Maximums (23. December 1794), waren die Assignaten*) unaufhaltsam gefallen, und die Getreidepreise eben so schnell gestiegen. Die Erndte von 1794 war unzureichend und der Winter von 1794 zu 1795 außerordentlich streng gewesen. Die Landleute entrichteten nach wie vor die Steuern in Assignaten, wollten aber, nachdem die Weigerung, Papiergeld anzunehmen, nicht mehr mit dem Tode bestraft wurde, ihre Produkte nur gegen baares Geld verkaufen. Da auch die erzwungenen Requisitionen aufgehört hatten, und Niemand mehr genöthigt war, seine ein gewisses Maß übersteigenden Vorräthe auf den Markt zu bringen, so hielten die Bauern ihr Getreide, wenn ihnen der Preis nicht anstand, zurück. Hierzu waren noch Gewinnspekulationen, Aufkäufe in wucherischer Absicht, und die Absperrung des Auslandes gekommen. In Paris brach eine solche Noth aus, daß das Volk die Thüren der Bäcker vom Abend bis zum Morgen umlagerte, und alle Straßen von abgezehrten und klagenden Weibern und Kindern erfüllt waren. Am 15. März (1795) ward verordnet, den schwer Arbeitenden (ouvriers de peine) täglich ein und ein halbes Pfund Brodt, den übrigen nur ein Pfund verabfolgen zu lassen. Aber auch dieses geringe Quantum konnte nicht immer herbeigeschafft werden.

Die Anzeichen zur Störung der inneren Ruhe konnten für drohend gelten, es waren daraus aber keine Bewegungen, wie die vom 20. Junius, 10. August 1792 und vom 2. Junius 1793, zu besorgen. Damals hatte eine wilde Aufregung fast die ganze Bevölkerung ergriffen, und der Anstoß war von den Behörden selbst ausgegangen. Die Kraft der Revolution war in jener Zeit noch nicht durch die Hinrichtung ihrer verwegensten Führer und den Untergang ganzer Parteien gebrochen gewesen. Die Faktionen waren damals mächtiger als der Konvent, und die Masse hatte die Losung vom Jakobinerklub empfangen. Seit Robespierre's Sturz stand aber die höchste Macht bei dem Konvent, die Jakobiner waren auseinander gesprengt, und ein Theil der Nationalgarde und mehre tausend junger Leute brannten vor Begierde, sich mit den Anhängern des gefallenen Demagogen zu messen. Die Noth der Massen und die Einflüsterungen der Aufwiegler konnten große Unordnungen, aber keine Rückkehr zum Schreckenssystem mehr herbeiführen. Der innere Brandstoff war für die Hauptstadt durch den erzwungenen oder freiwil-

*) Für eine Klafter gewöhnlichen Brennholzes wurden in Paris 1795 vierundzwanzigtausend Franken in Assignaten bezahlt.

ligen Aufbruch des waffenfähigen Proletariats nach den Gränzen und der Vendée, in Folge des allgemeinen Aufgebotes, seit einem Jahre bedeutend vermindert worden.

Von Mitte März an nahm die Unruhe in den von den ärmeren Klassen bewohnten Stadttheilen zu, und langten Deputationen, mit vielen Weibern untermischt, vor den Schranken des Konvents an, welche über Mangel klagten, und die Einführung der Verfassung von 1793 verlangten. Die Aufregung ward dadurch noch vermehrt, daß um dieselbe Zeit, auf Boissy d'Anglas' Antrag, die theils ganz unentgeldlich, theils für einen äußerst niedrigen Preis verabreichten Brodtaustheilungen in Paris, zu welchen das übrige Frankreich beitragen mußte, und welche jährlich eben so viel wie der Unterhalt einer ganzen Armee kosteten, auf die Hälfte herabgesetzt wurden. Man wollte durch diese Beschränkung die Menge zu einer regelmäßigeren Thätigkeit und mehr Arbeitsamkeit zwingen, deren sich die Mehrheit der Pariser seit 1789, unter den unaufhörlichen Zerstreuungen, Aufständen, öffentlichen Feierlichkeiten, fast ganz entwöhnt hatte. Schon am 17. März hatte ein wilder Volkshaufe mit Gewalt in den Sitzungssaal des Konvents dringen wollen, und war nur mit großer Mühe zurückgehalten worden. An den nachfolgenden Tagen nahm die Unordnung auf vielen Punkten der Stadt überhand. Die „Muscadins" und die „Buveurs de Sang" wurden im Garten der Tuileries, unter den Augen der Volksvertretung, handgemein. Da trat Sieyès, der sich seit lange schweigend verhalten hatte, auf, und schlug ein, mit mehren anderen Bestimmungen vermischtes, Gesetz (loi de haute police) gegen aufrührerischen Zusammenlauf vor, das, ungeachtet des heftigsten Widerspruches der Linken, mit großer Stimmenmehrheit angenommen wurde. Es war dies, unter anderem Namen, eine Erneuerung des Martialgesetzes, dessen Anwendung (17. Julius 1791) auf dem Marsfelde gegen eine republikanische Demonstration zu so vielen Anklagen gegen la Fayette Veranlassung gegeben und später Bailly das Leben gekostet hatte. Während die Aufwiegler die unteren Volksklassen gegen den Konvent in Bewegung setzten, erschien eine Deputation, welche im Namen von vierzigtausend Einwohnern demselben Beistand gegen die Unruhestifter versprach.

Am 22. März wurden die Verhandlungen über Billaud-Varennes', Collot d'Herbois', Barrère's und Vadier's*) Versetzung in Anklagestand

*) Vadier hielt sich verborgen und hatte nicht aufgefunden werden können.

eröffnet. Der Konvent bot den Anblick zweier feindlichen Lager, die sich zum Kampfe herausforderten, dar. Auf der einen Seite wurde das „Erwachen des Volkes", auf der andern die „Marseillaise" gesungen. Die thermidoristische Jugend hatte die Zuschauerbühnen eingenommen, und das weibliche Gesindel, „die Wittwen Robespierre's" genannt, daraus vertrieben. Die Angeklagten waren anwesend. Sie wurden zuerst von Robert Lindet*), einem Mitgliede der Bergpartei, und dann, was mehr Eindruck machte, von Carnot in Schutz genommen.

Carnot ergriff hierbei die Gelegenheit, sich gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, die auch gegen ihn erhoben werden konnten, und suchte die Mitschuld an so vielen grausamen Maßregeln des Wohlfahrtsausschusses dadurch von sich abzuwälzen, daß er erklärte, Robespierre, St. Just und Couthon lange vor deren Sturze entgegen gewesen zu sein. Auf den Schultern des Wohlfahrtsausschusses habe eine so ungeheure Last**) gelegen, daß die einzelnen Mitglieder nur von dem, was zu ihrem besondern Geschäftskreis gehörte, Kenntniß zu nehmen im Stande gewesen wären, im Uebrigen sich aber auf das Gutachten ihrer Kollegen hätten verlassen müssen. Auf diese Art sei es geschehen, daß er, der Form wegen, viele Anordnungen unterzeichnet habe, deren Inhalt ihm unbekannt geblieben sei. Am anderen Tage fuhr Carnot in seinen Enthüllungen über die Art, wie die Arbeiten in den Ausschüssen vertheilt gewesen, fort, und schloß damit, daß kein Grund zur Anklage gegen die Angeschuldigten vorhanden sei.

Es ist begreiflich, daß Carnot, der, nur von Prieur von der Côte d'Or***) unterstützt, die oberste Leitung der Militairangelegenheiten in einer Zeit unter sich hatte, wo Frankreich auf allen Gränzen Krieg führte

---

*) Robert Lindet hatte während des Processes Ludwig XVI. mit Barbaroux an den Belegen zu dem Anklageakt gegen den unglücklichen König gearbeitet, und sich dabei viele Uebertreibungen und Unwahrheiten zu Schulden kommen lassen. Später als Konventskommissarius nach den Departements Calvados und Eure, bei Gelegenheit der von den flüchtigen Girondisten erregten Unruhen, geschickt, war von ihm, durch Ausübung kluger Milde, der innere Frieden in jenen Gegenden wieder hergestellt worden.

**) Nach Carnot's Erklärung hatten die neun Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses täglich im Durchschnitt vierhundert bis fünfhundert Angelegenheiten zu erledigen gehabt.

***) So zubenannt nach dem Departement, welches er vertrat, und um ihn von Prieur von der Marne zu unterscheiden, der schon Mitglied der ersten Nationalversammlung gewesen war, aber ebenfalls im Konvent saß.

und 700,000 Soldaten hielt, sich nicht um die Einzelheiten anderer Verwaltungszweige bekümmerte. Indessen konnte ihm der im Wohlfahrtsausschusse herrschende Geist der Tyrannei im Ganzen unmöglich unbekannt geblieben sein. Es ist kein einziger Fall bekannt geworden, wo er dem Schreckenssystem, wenn er auch bei ihm nie die Initiative ergriff, ernstlich entgegengewirkt hätte. Er hat sich nie dem Untergange selbst nicht der schuldlosesten und edelsten Opfer, wie Malesherbes und die Prinzessin Elisabeth, widersetzt. Um in seiner Sphäre frei walten zu können, hinderte er seine Kollegen in der ihrigen nicht, was klug sein konnte, aber oft weder gerecht, noch menschlich war. Denn es ward von ihm durch diese wenigstens scheinbare Uebereinstimmung ihrem ruchlosen Treiben Vorschub geleistet. Carnot hatte für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, und dadurch einen Beweis von eigenem Fanatismus, oder von dem Anschmiegen an den Anderer gegeben. Carnot, der sich als Privatmann durch Sittenreinheit, Unbestechlichkeit und Einfachheit auszeichnete, der ein bedeutendes strategisches und administratives Talent besaß, hat sich in seinem Verhältniß zu den extremen Parteien der Revolution mancherlei Schwäche und Kurzsichtigkeit zu Schulden kommen lassen.

Hierauf sprach Barrère, in seinem und seiner Mitangeklagten Namen, in mehren Sitzungen des Konvents, und suchte die gemachten Vorwürfe, namentlich wegen der willkürlichen Verhaftungen, mit der Nothwendigkeit der Vertheidigung der Republik gegen ihre inneren Feinde zu entkräften. Legendre, Tallien und die wieder eingesetzten Girondisten, besonders Isnard, griffen Robespierre's Kollegen heftig an, wobei Carnot nicht leer ausging. Die Verhandlungen wurden durch tumultuarische Deputationen der Vorstädte unterbrochen, was den Konvent zu dem Verbot veranlaßte, die Sectionen anders als zwischen 1 und 4 Uhr zu versammeln, während dies früher oft des Abends und bei Nacht geschehen war, und zu Unordnungen Veranlassung gegeben hatte.

Der Proceß der Angeklagten wurde durch die Freiheit, welche der Konvent bei der Vertheidigung gestattete, durch die Ausbrüche des Parteihasses, durch das viele Hin- und Herreden in die Länge gezogen. Da jedoch eine Verurtheilung vorauszusehen war, so rissen die Jakobiner, um dies zu verhindern, ihren Anhang am 12. Germinal (1. April 1795) zu einer Bewegung gegen den Konvent fort. Es war ein Insurrektionsausschuß niedergesetzt, die Sprengung der Volksvertretung und die Ermordung der erklärtesten Gegner des Terrorismus beschlossen worden. Der Pöbel war zwar immer noch leicht zu entflammen, trat aber nicht mehr mit der Anzahl und Entschiedenheit wie früher auf. Die Auf-

wiegler hatten höchstens 10,000 Köpfe*) zusammenbringen können, unter denen es viele Unbewaffnete, Weiber und Kinder gab. Ein Theil davon drang in den Sitzungssaal ein, schrie und drohte, übte aber sonst keine weiteren Gewaltthätigkeiten aus. Die Aufständischen gaben als Grund ihrer Erhebung nicht die Befreiung der Angeklagten, obgleich dies der Zweck der Leiter war, sondern die Abstellung des Brodtmangels und die Einführung der Verfassung von 1793 an. Der Konvent befand sich einen Augenblick lang in Verlegenheit, indem er höchstens über eine Abtheilung von 100 Gensd'armen und Soldaten zu seinem Schutz verfügen konnte. Aber die beiden Ausschüsse ließen eilig die Nationalgarde zusammenrufen. In allen Stadttheilen wurde der Generalmarsch geschlagen. Die „Muscadins" waren sogleich bei der Hand. Das Volk räumte den Saal und verlief sich. Der Konvent verurtheilte jetzt ohne Zögern die Angeklagten zur Deportation nach einem überseeischen Platz, und sprach gegen eine Anzahl Terroristen, unter ihnen Chales, Leonard Bourdon, Amar, Maignet, Dobsent u. s. w., die Haft aus. Paris ward in Belagerungsstand erklärt und Pichegru, der Eroberer Hollands, welcher in der Hauptstadt anwesend war, zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt. Barras und Merlin de Thionville wurden ihm als Konventskommissarien zugegeben. Obgleich noch einige Unordnungen vorfielen, ein Versuch, die Verurtheilten, welche vorläufig nach der Festung Ham gebracht werden sollten, zu befreien, angestellt wurde, und die Aufständischen sich am Abend in den Vorstädten und bei Notre-Dame in großer Menge zusammenrotteten, so stellte dennoch Pichegru am folgenden Tage die Ruhe vollkommen wieder her.

In der letzten Zeit war von den Terroristen in und außer dem Konvent unaufhörlich die Rede von der Verfassung von 1793 gewesen, und deren Einführung zur Beglückung des Volkes für nothwendig erklärt worden. Sie hatte der Bewegung vom 12. Germinal zum Aushängeschild gedient. Dem Konvent drängte sich jetzt die Nothwendigkeit eines neuen Staatsgrundgesetzes auf. Thatsächlich war Frankreich damals ohne Konstitution, denn die von 1791 war aufgehoben und die von 1793 zwar beschworen, aber nicht vollzogen worden. Der Konvent fühlte, daß die Nation, nach dem Sturze des Schreckenssystems, ihn selbst nicht lange mehr ertragen werde, und daß er vor seinem Auseinandergehen an ein endgültiges Verfassungswerk denken müsse.

*) Am 2. Junius 1793 waren die Tuileries von 80,000 Nationalgarden und Pikenmännern, unter ihnen 3000 Artilleristen mit 160 Kanonen, umlagert gewesen.

Von der Konstitution von 1793 wollte in der Mehrheit der Volksvertretung und in den aufgeklärten Klassen Niemand etwas wissen. Hatten doch selbst Robespierre und St. Just diese Konstitution für unanwendbar gehalten, und ihre Einführung bis zum allgemeinen Frieden aufschieben lassen. Bis dahin hatte ein revolutionaires Regiment, wie es hieß, d. h. eine von den jedesmaligen Umständen eingegebene Gewaltherrschaft, die Stelle organischer Institutionen eingenommen. Ein wenigstens theilweiser Friedensstand war nach den Verträgen von Basel eingetreten, und das revolutionaire Regiment, in seiner ursprünglichen Bedeutung, hatte mit Robespierre's Sturz aufgehört. Der Konvent setzte deshalb am 3. April eine Kommission von sieben Mitgliedern, mit Sieyès an der Spitze, zur Abfassung eines neuen Grundgesetzes nieder. Eine zweite aus elf Mitgliedern gebildete Kommission, zu welcher Boissy d'Anglas, Louvet und Daunou gehörten, wurde zur Unterstützung der ersteren bestimmt (18. April). Man war eine Zeit lang über einen der wichtigsten Punkte in einer Repräsentativverfassung, ob die gesetzgebende Macht von einer oder mehren Kammern ausgeübt werden sollte, unentschieden. Lanjuinais gab den Ausschlag, indem er im Konvent auf die Nothwendigkeit einer Trennung der öffentlichen Gewalten, als Gewährleistung für die Freiheit und den Schutz gegen die Anmaßungen einer einzigen Versammlung, hinwies.

Die Terroristen, über die zahlreichen Verhaftungen, welche der Konvent nach dem 12. Germinal in ihren Reihen vornehmen ließ, erbittert, und von der beabsichtigten Verfassung, nach dem, was über deren leitende Grundsätze verlautet hatte, den Umsturz der Revolution befürchtend, bemühten sich, ungeachtet so Viele von ihnen sich im Gefängniß befanden, oder sich zu verbergen gezwungen worden, einen neuen Aufstand zu veranstalten. Bei dem fortdauernden Mangel an Lebensmitteln und deren hohen Preisen war es nicht schwer, die Menge zu einer verwegenen Unternehmung fortzureißen. Es wurden diesmal von den Aufwieglern größere Vorbereitungen als zum 12. Germinal getroffen, und dieselben ganz öffentlich durch den Druck dem Volke mitgetheilt.

Am 1. Prairial (20. Mai) ward in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau schon zu früher Stunde der Generalmarsch geschlagen. Das Feldgeschrei: „Brodt und die Konstitution von 1793!" — stand auf Fahnen und Hüten geschrieben. Aber es fehlte den Aufständischen diesmal an einer Leitung, wie die, welche am 10. August (1792) von Westermann ausging, an den Föderirten, welche damals bei dem Angriff auf die Tuileries voranzogen, und überhaupt an der Flamme, ohne

welche, im Guten wie im Uebeln, keine Bewegung von unten aus gelingen kann. Von der Generation, welche die Bastille eingenommen hatte, war wenig mehr vorhanden. Diese Vorhut der Revolution war meist auf den Schlachtfeldern in der Vendée*) oder an den Gränzen gefallen.

Obgleich der Konvent mit den Absichten der Terroristen nicht unbekannt geblieben, so hatte er es doch versäumt, sich zur rechten Zeit zur Gegenwehr zu rüsten. Die Aufständischen fanden die Volksvertretung, wie am 12. Germinal, nur von einer schwachen Abtheilung Gensd'armen und Nationalgarden bewacht. Die thermidoristische Jugend war nicht benachrichtigt und aufgeboten worden. Ein zügelloser Weiberhaufen hatte die Zuschauerbühnen eingenommen. Gegen Mittag drang eine Menge bewaffneten Gesindels in den Sitzungssaal ein. Boissy d'Anglas, der den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, schwebte in Lebensgefahr, indem ein Mann aus dem Volke sein Gewehr auf ihn anlegte. Der Deputirte Feraud wollte den Präsidenten schützen, wurde aber durch einen Pistolenschuß niedergestreckt, der Leiche der Kopf abgeschnitten und derselbe auf einen Spieß gesteckt. Die Mitglieder der Linken erhoben sich von ihren Sitzen und gingen zu dem Volke über. Boissy d'Anglas wurde fortwährend bedroht, eben so jedes Mitglied der Majorität, welches die Rednerbühne besteigen wollte. Der Tumult nahm zu. Zerlumpte Männer und tobende Weiber schrieen wild durch einander. Die meisten Mitglieder des Centrums und der Rechten hatten unterdessen den Saal verlassen. Nur Boissy d'Anglas blieb auf seinem Posten und ließ sich von der Drohung, auf ihn zu schießen, nicht einschüchtern. Als der Mörder Feraud's den abgehauenen Kopf dem Präsidenten mit Androhung eines ähnlichen Schicksals vorhielt, verneigte sich dieser ehrerbietig vor der blutigen Trophäe, schloß, als in nächster Nähe von Neuem auf ihn angelegt wurde, die Augen, setzte aber der Forderung, den Präsidentenstuhl zu verlassen, eine unüberwindliche Festigkeit entgegen.

Die Nationalgarde hatte sich auf verschiedenen Punkten der Stadt versammelt, war aber eine Zeit lang ohne Leitung gelassen worden. Einige herbeigeeilte Abtheilungen waren zur Bezwingung des Aufstandes nicht zahlreich genug gewesen.

Die terroristischen Deputirten wählten, von der Abwesenheit jedes Widerstandes und der Entfernung ihrer thermidoristischen Kollegen küh-

*) Außer den vielen Freiwilligen, welche im September und Oktober 1792 nach der Gränze gezogen waren, hatte die pariser Kommune an einem einzigen Tage (1. Mai 1793) 12,000 junge Leute ausgehoben und nach der Vendée geschickt.

ner gemacht, Romme zu ihrem Präsidenten, und rissen die gesetzgebende Macht des Konvents an sich. Die Linke nahm die Forderungen der Aufständischen: Einführung der Konstitution von 1793 — Herabsetzung des Brodtpreises und Aufhören des feineren Backwerkes — Permanenz der pariser Sectionen — Verhaftung aller Feinde der Republik — an und sprach sie in Form von Dekreten aus.

Die terroristische Faktion hatte, indem sie sich das Ansehen, die Majorität des Konvents zu sein, gab, die Bedeutung der beiden Ausschüsse übersehen, welche die vollziehende Gewalt in Händen hatten, und denen die Gerichts- und Verwaltungsbehörden und die bewaffnete Macht seit langer Zeit zu gehorchen gewohnt waren. Der Konvent war für den Augenblick aus einander gesprengt, aber die beiden Ausschüsse hatten sich im Hotel Brienne versammelt, und ließen von da aus die Nationalgarde zur Wiedereinsetzung der verdrängten Mehrheit der Volksvertretung aufbieten. Mehre Deputirten, wie Legendre, Freron u. s. w., begaben sich nach den Sammelplätzen der bewaffneten Bürger, und riefen ihre Hülfe an. Eine ansehnliche Macht langte, meist aus den Bataillonen der wohlhabenden Stadttheile zusammengesetzt, gegen Abend vor den Tuileries an. Vergebens forderten jetzt die Terroristen das Volk zum Widerstande auf. Die Menge war nicht organisirt. Es befanden sich unter ihr diesmal nicht, wie am 2. Junius 1793, die Kanoniere der Sectionen mit einem Artilleriepark, der für eine ganze Armee ausgereicht hätte.

Es geschah jetzt in den Tuileries Dasselbe wie am Abend des 9. Thermidor im Hotel de Ville, als Barras mit der Nationalgarde anrückte. Das Volk verlief sich, froh, nicht verfolgt zu werden, und ließ seine Führer im Stich. Die terroristischen Deputirten wurden umringt und festgehalten. Die Majorität des Konvents, welche sich ebenfalls großentheils nach dem Hotel Brienne begeben hatte, kehrte zurück, und nahm die unterbrochene Sitzung wieder auf, welche bis den anderen Morgen um vier Uhr fortgesetzt wurde. Vierzehn Mitglieder der Linken, unter ihnen Romme, Goujon, Duquesnoi, Soubrani*), Bourdotte und Duroi, wurden nach dem Gefängniß abgeführt. Von den Beschlüssen der Minorität wurde nur der, fortan einerlei Brodt zu backen, beibehalten.

Am andern Tage (2. Prairial) brachen von Neuem Unruhen aus, und eine starke Abtheilung Aufständischer, diesmal mit einiger Artillerie

*) Soubrani war von der insurrektionellen Minorität zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt worden.

versehen, rückte bis in die Nähe der Tuileries vor. Die Nationalgarde, welche keine so schnelle Erneuerung des Kampfes erwartet hatte, wurde überrascht und auf mehren Punkten zurückgedrängt. Der Konvent machte, um Zeit zu gewinnen, der aufrührerischen Menge Zugeständnisse, die aber nur leere Versprechungen enthielten, und ließ im Stillen ein Korps Linientruppen nach Paris kommen. Am 3. Prairial wurden, als die Aufständischen den Mörder des Deputirten Feraud nicht ausliefern wollten, die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau von 20,000 Mann Linientruppen und Nationalgarden unter dem General Menou angegriffen. Mit einem Bombardement bedroht, unterwarf sich dieser Stadttheil, der seit dem 14. Julius 1789 der Heerd aller Volksaufstände gewesen, und ließ sich entwaffnen.

Es wurden jetzt vom Konvent mehre tausend Verhaftsbefehle erlassen, und Militairkommissionen mit der Anweisung, die Verurtheilten alsbald erschießen zu lassen, eingesetzt. Billaud-Varennes*), Collot d'Herbois**) und Barrère***), um derer willen, wenigstens zum Theil, die letzten Unruhen stattgefunden hatten, und die ohnedies so schuldig waren, sollten hingerichtet werden. Aber die beiden ersteren waren bereits zur Deportation eingeschifft, und letzterer, damals krank, blieb im Gefängniß, dem er sich im November 1795 zu entziehen wußte, worauf er sich verbarg und erst unter dem Konsulat wieder zum Vorschein kam. Es wurde von Neuem gegen viele Terroristen, selbst gegen gemäßigte Demokraten, die aber unter der Schreckensherrschaft Aemter bekleidet hatten, mit Deportation und Gefängniß eingeschritten. Auch Carnot kam in Gefahr, vor Gericht gestellt zu werden. Seine im März, im Konvent, zu Gunsten seiner Kollegen in den beiden Ausschüssen abgegebene Erklärung, er wolle von ihnen, bei Beurtheilung ihres Verhaltens, nicht getrennt werden, die anfangs Beachtung fand, hatte, bei dem zu-

*) Billaud-Varennes gelang es nach einigen Jahren, aus dem Orte seiner Verbannung zu entkommen und die Vereinigten Staaten zu erreichen. Von da aus begab er sich nach Hayti, wo er als Rechtsanwalt lebte und während der Restauration starb.

**) Collot d'Herbois suchte in Guyana die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln, richtete Papageien zum Nachsprechen terroristischer Phrasen ab, und ergab sich dem Trunk, in Folge dessen er 1798 im Hospital von Cayenne starb.

***) Barrère wurde unter dem Kaiserreich zu geheimer Berichterstattung über Litteratur und öffentliche Meinung verwandt, war 1815 Mitglied der Repräsentantenkammer, ward dann, wegen seines Votums im Processe Ludwig XVI., verbannt, kehrte 1830 nach Frankreich zurück, und starb in hohem Alter in seiner Heimath, im alten Bigorre.

nehmenden Parteihaß, die Angeklagten zuletzt nicht retten können. Er selbst blieb jedoch, obgleich von dem Girondisten Heinrich Lariviere hart angegriffen, wegen seiner großen bei der Heeresleitung geleisteten Dienste von weiterer Verfolgung frei, und dasselbe fand, aus Rücksicht auf ihn, mit seinem Mitarbeiter Prieur von der Cote d'Or statt. Aber Romme und fünf andere Mitglieder der Linken, welche am 1. Prairial das Zeichen zum Anschluß an die Aufständischen gegeben hatten, wurden zum Tode verurtheilt. Zwei unter ihnen hatten zwei Messer und eine Scheere bei sich verborgen. Romme*), Goujon und Duquesnoy gelang es, sich damit zu tödten. Duroy, Bourbette und Soubrani verwundeten sich nur, und wurden hingerichtet. Sie starben mit dem größten Muth. Keiner von ihnen hatte unter der Schreckensherrschaft zu den Blutmenschen oder deren Gehülfen gehört.

Während in Paris die Reaktion, wenn auch hier und da mit Leidenschaft und Willkür, aber im Ganzen nach gewissen Rechtsgrundsätzen verfuhr, und selten ganz Unschuldige traf, so wurde dagegen in den Departements, und besonders im mittäglichen Frankreich, bei Verfolgung der Jakobiner mit der wildesten Selbsthülfe verfahren. Dort war es, wo die Royalisten, in der Regel unter der Maske eines angenommenen Republikanismus, an ihren früheren Verfolgern grausame Rache nahmen. In Lyon wurden, als des Terrorismus verdächtig, am 5. Mai (1795) siebenundneunzig Gefangene, darunter fünf Frauen; in Aix am 11. Mai zwanzig; in Tarascon am 24. Mai vierundzwanzig; in Marseille am 5. Junius achtunddreißig Gefangene, zum Theil unter Martern, umgebracht. In Toulon kam es zu einem Kampfe zwischen dem Anhange der Jakobiner und der Reaktion, in Folge dessen sechzig Matrosen, welche zu der Partei der ersteren gehörten, hingerichtet wurden. Aehnliches ging in fast allen Städten Südfrankreichs vor. In Languedoc und Provence rotteten sich katholisch und royalistisch gesinnte Bauern unter Anführung einiger Adeligen zusammen, zogen unter dem Namen: „Enfants de Jesus" und „Compagnies du Soleil" umher, und machten ihre politischen Gegner, und zuweilen auch solche, die es nicht waren, ohne

*) Romme, ein stoischer Charakter, wie sie unter den Häuptern der Faktionen fast gar nicht vorgekommen, in den untergeordneteren Kreisen der revolutionairen Partei aber nicht selten gewesen sind, zeichnete sich durch seine mathematischen Kenntnisse aus, und hatte bei dem republikanischen Kalender mitgewirkt. Obgleich durch seine demokratischen Grundsätze schon vor der Revolution bekannt, war er von einem russischen Großen, dem Grafen Schuwaloff, zum Erzieher seines Sohnes ernannt worden.

Weiteres nieder. Dieſe Gewaltthätigkeiten lenkten, als ſie bekannt zu werden anfingen, den Zorn der gemäßigten, aber, ungeachtet aller im Namen der Revolution begangenen Frevel, deren Grundſätzen treu gebliebenen Mehrheit der Nation von den Jakobinern ab, wieder auf die Royaliſten hin, welche von dem Gewicht dieſer Stimmung ſchwer getroffen wurden.

---

4. Unglücklicher Landungsverſuch der Ausgewanderten bei Quiberon.

Nach den Unglückstagen von Le Mans und Savenay, wo die Hauptmacht der Vendeer, die Armee von Anjou, ſo blutige Niederlagen erlitt, waren la Rochejacquelein und Stofflet, während das Marais von Charette behauptet wurde, mit den Ueberreſten ihrer Streitkräfte in das Bocage zurückgekehrt. Sie konnten, bei der Abnahme der waffenfähigen Bevölkerung, mehr keine ſo großen Heereshaufen, wie im Sommer 1793, zuſammenbringen, griffen aber, jeder an der Spitze von einigen tauſend Mann ſtehend, die Republikaner bei jeder Gelegenheit an. Die furchtbare Verwüſtung der Vendée durch die ſogenannten hölliſchen Kolonnen, welche, das Land durchziehend, Alles niedermachten und niederbrannten, konnte die Royaliſten gleichwohl nicht zur Niederlegung der Waffen bewegen. Den mordenden und ſengenden Truppen des Konvents auf dem Fuße folgend, nahmen die Vendeer jede von dieſen verlaſſene Stellung alsbald wieder ein, und traten ihnen zu neuen Kämpfen entgegen. Aber ein unerſetzlicher Verluſt hatte unterdeſſen die Sache der Monarchie in jener Gegend getroffen. Der heldenmüthige la Rochejacquelein war am 28. Januar (1794) gefallen. Mit einigen Begleitern zweien republikaniſchen Soldaten in einem Hohlwege begegnend, bot er ihnen Pardon an, den ſie anzunehmen ſchienen, und ihre Gewehre ſenkten. Als er denſelben aber näher kam, legte der eine von ihnen an, drückte ab, und traf. La Rochejacquelein, durch die Bruſt geſchoſſen, war auf der Stelle todt. Der vendeeiſche Häuptling, erſt 22 Jahre alt, hatte während ſeiner kurzen Laufbahn mehr Gefahren beſtanden, als in manchem langen Kriegerleben vorkommen. Er wurde in der Nähe des Ortes, wo er gefallen, am Fuße eines einſam ſtehenden Baumes begraben. Die Kämpfe der franzöſiſchen Revolution haben gewaltigere und glänzendere Erſchei-

nungen, aber keine edlere Gestalt als Heinrich de la Rochejacquelein hervorgebracht.

Der Geist der Milde, der sich, im Vergleiche zu der nächsten Vergangenheit, bald nach Robespierre's Sturz im Konvent geltend machte, zeigte sich in den Verhaltungsvorschriften, welche die gegen die Vendeer kommandirenden republikanischen Generale von dem neu besetzten Wohlfahrtsausschusse erhielten. Sie sollten zwar das Land unterwerfen, aber anstatt ihnen, wie früher, Mord und Brand einzuschärfen, ward für die Vendée eine Agrikulturkommission, in der Absicht die Kriegsschäden abzuschätzen, und nach Kräften wieder gut zu machen, eingesetzt. Die Bevölkerung wurde in beruhigenden und versöhnenden Proklamationen zur Niederlegung der Waffen aufgefordert. Die vendeeischen Häuptlinge waren jedoch nicht sogleich zur Beendigung des Krieges geneigt, und führten ihn selbst noch im Oktober gegen den tapferen und geschickten General Canclaux fort. Als endlich der Konvent am 2. December (1794) ein Amnestiedekret erließ, glaubten die royalistischen Chefs, bei der Erschöpfung ihrer Mannschaften, eine Gelegenheit zur Unterbrechung des Kampfes nicht von der Hand weisen zu dürfen. Am 13. Februar 1795 nahmen Charette und Sapinaud zu La Jaunnaye, und am 2. Mai Stofflet zu St. Florent, im Namen ihrer Partei, einen Vergleich an, vermöge dessen sie die Republik anerkannten, die Waffen niederzulegen, ihre Artillerie und ihre Pferde auszuliefern versprachen, und für die Vendée die freie Ausübung des Cultus und den Schutz der Gesetze erlangten. Von beiden Seiten ward stillschweigend unter diesem Frieden nur ein Waffenstillstand verstanden. Charette und Stofflet dachten nur daran, während der ihnen vergönnten Ruhe, frische Kräfte zur Erneuerung des Kampfes zu sammeln. Die Konventskommissarien begriffen ebenfalls, daß von Seiten so extremer Naturen, wie Charette und Stofflet, auf keine dauernde Unterwerfung zu rechnen wäre. Aber abgesehen davon, daß eine Aussöhnung mit der Vendée von den republikanischen Machthabern gewünscht wurde, so bedurften dieselben eines Theiles der im Westen Frankreichs stehenden Truppen zur Verstärkung des Moselheeres, was ohne eine Unterbrechung des Krieges in dieser Gegend unmöglich gewesen wäre. Als Charette einige Zeit nachher in Nantes, um dem General Canclaux einen Besuch abzustatten, erschien, ward er vom Volke mit Jubel begrüßt.

Die gegen die Republik bewaffneten Royalisten in der Bretagne, von ihren Feinden Chouans genannt, hatten, ungeachtet ihrer Tüchtigkeit, weil sie sich nie zu so großen Massen, wie die Vendeer, vereinigten,

und nicht die Gränzen ihrer Heimath überschreiten wollten, nicht dieselbe Bedeutung wie jene erlangt. Innerhalb ihres Landes waren sie aber den republikanischen Truppen und Nationalgarden gefährlich geworden. Indessen wurde auch von ihnen das Bedürfniß einer zeitweiligen Ruhe gefühlt, aber, eben so wenig wie von den Vendeern, an eine aufrichtige Unterwerfung unter die Republik gedacht. Ihre Führer legten unter denselben Bedingungen, wie Charette und Stofflet, die Waffen nieder. Unter den Chouans trat besonders Georges Cadoudal, der Sohn eines Müllers, zu einem tragischen Ende bestimmt, durch seinen verwegenen Muth und seine große körperliche Stärke hervor.

Die verbündeten Mächte hatten, bei ihrer Kriegsführung gegen die Republik bisher wenig oder gar nicht an die Unterstützung der in Frankreich kämpfenden Royalisten gedacht. Selbst die militairisch organisirten Ausgewanderten, die Armee Condé genannt, welche überall, wo sie in das Gefecht kamen, sich durch ihren Muth hervorthaten, waren von den österreichischen und preußischen Generalen mit Mißtrauen betrachtet worden. Die unter den Befehlshabern der alliirten Heere herrschenden Vorurtheile wollten, bei den gemeinen Kriegern, keine anderen Beweggründe zur Pflichterfüllung, als die Furcht vor Stockschlägen und Gassenlaufen, gelten lassen. Die Disciplin, welche aus der Begeisterung und dem Streben nach einem gemeinschaftlichen Zweck entsteht, kam den Generalen der Verbündeten unzuverlässig und unanwendbar vor. Die Thaten der Vendeer hatten, weil sie durch freiwillige, nicht einförmig bekleidete und bewaffnete, und nicht regelmäßig eingeübte Soldaten, die von ihren Oberen nur bis auf einen gewissen Grad abhingen, vollbracht worden, in den Hauptquartieren der Alliirten wenig Theilnahme erregt.

England dachte endlich aber zu spät daran, den bewaffneten Royalisten im westlichen Frankreich zu Hülfe zu kommen. Es wollte zugleich durch eine Landung an der französischen Küste die Streitkräfte der Republik theilen, und Oesterreich Luft machen, das nach dem basler Frieden die Last des Krieges am Rhein fast allein zu tragen hatte. Wenn eine englische Flotte im Sommer 1793, als 40,000 Vendeer unter den Waffen standen, und auf mehren Punkten Frankreichs dem Konvent der Gehorsam aufgekündigt wurde, eine hinreichende verbündete Truppenmacht an der Küste von Poitou, wozu es nicht an Mitteln und Gelegenheit fehlte, ausgeschifft hätte, so wäre die Republik vielleicht in ihrem Dasein bedroht gewesen. Jetzt war aber der günstige Zeitpunkt vorüber, und dem vom englischen Kabinet ohne Nachdruck und Umsicht geleiteten Unternehmen schien mehr die Absicht, den Bürgerkrieg in

Frankreich, zu dessen Schwächung, nicht aussterben zu lassen, als eine wirklich große Entscheidung herbeizuführen, zu Grunde zu liegen.

Die meisten ausgewanderten französischen Marineofficiere hatten in den englischen Hafenstädten, und auf den im Kanal zwischen Frankreich und England liegenden Inseln, eine Zuflucht gesucht. Lange Zeit hindurch war die britische Regierung gegen ihre Vorstellungen, sie nach der französischen Küste bringen zu lassen, damit sie sich mit den dortigen Royalisten verbinden könnten, taub geblieben. Es war sogar den Schiffern von Jersey, wo sich viele Ausgewanderte befanden, streng verboten gewesen, dieselben nach Frankreich überzusetzen. Das englische Kabinet nahm jetzt diese Marineofficiere, über 300 an der Zahl, und viele andere ausgewanderte Royalisten, unter ihnen auch die Seesoldaten und Matrosen, welche 1793 Toulon gegen ihre republikanischen Landsleute vertheidigt hatten, in brittischen Sold. Um das Landungskorps zu verstärken, kam man auf den unglücklichen Einfall, ihm die zahlreichen in England befindlichen französischen Kriegsgefangenen einzuverleiben. Dieselben gingen in der Absicht, auf diese Art Gelegenheit zur Rückkehr nach Frankreich zu finden, auf den Antrag ein. Aber meist eifrig republikanisch gesinnt, nahmen sie sich vor, die Royalisten nicht nur im Stich zu lassen, sondern auch in vorkommenden Fällen ihre Waffen gegen dieselben zu kehren. Es wurde dieses Landungskorps, Alles zusammengenommen, auf ungefähr 12,000 Mann gebracht. Pitt, der an das ganze Unternehmen ohne Eifer und Zuversicht ging, wollte keine englischen Truppen auf das Spiel setzen, sondern erst abwarten, ob die Royalisten Fortschritte machen würden.

Selbst davon abgesehen, daß dieser Plan überhaupt zu spät gefaßt worden, beging man den Mißgriff, die Expedition nicht an der Küste von Poitou, wo Charette und Stofflet zu einer neuen Schilderhebung bereit standen, sondern an der bretagneschen Küste, wo die Royalisten weniger militairisch organisirt waren, ausschiffen zu wollen. Dann sollten die Ausgewanderten und die ihnen einverleibten Kriegsgefangenen nicht auf einmal, sondern in drei Abtheilungen und zu verschiedenen Zeiten, an das Land gesetzt werden, so daß sie, die einen von den anderen getrennt, sich gegen die mit vereinten Kräften andringenden Republikaner in Nachtheil befinden mußten.

Hierzu kam noch ein anderer Umstand, der später bei der Ausführung des Unternehmens Verwirrung anrichtete. Der, bei Gelegenheit der nach Caen geflüchteten Girondisten, erwähnte Marquis von Puisaye

ein Vertrauter des Grafen von Artois, war von diesem mit dem Oberbefehl über sämmtliche katholische und royalistische Streitkräfte im westlichen Frankreich bekleidet worden. Puisaye hatte mit den englischen Ministern den Plan zu der Expedition verabredet, und sah sich als deren Urheber an. Das britische Kabinet stellte aber, in Puisaye's militairische Talente kein vollkommenes Vertrauen setzend, im letzten Augenblick, und ohne denselben zu benachrichtigen, den Grafen d'Hervilly, vor 1789 Oberst des Regiments Soubise, an die Spitze aller in englischem Sold befindlichen französischen Truppen, wozu die Ausgewanderten gehörten.

Das Gerücht von einer beabsichtigten Landung der Ausgewanderten, und, wie man anfänglich glaubte, auch englischer Truppen, war dem Wohlfahrtsausschusse nicht unbekannt geblieben. Der nach Robespierre's Sturz aus seiner Haft befreite General Hoche ward zum Oberbefehlshaber der republikanischen Streitkräfte an der bretagneschen Küste ernannt. Das Geschwader von Brest, unter dem Admiral Villaret-Joyeuse, erhielt Befehl, die englische Flotte zu beobachten, und die Landung zu verhindern, wurde aber am 23. Junius (1795) von den Engländern unter Admiral Bridport, bei der bretagnischen Insel Belle-Isle geschlagen, und mußte in dem Hafen von Lorient eine Zuflucht suchen. Auch die in dieser Schlacht in die Hände der Engländer gefallenen französischen Seesoldaten und Matrosen wurden, unkluger Weise, in das Expeditionskorps aufgenommen.

Am 27. Juni schiffte die englische Flotte die erste Abtheilung der Landungstruppen unter d'Hervilly und Puisaye, an der südbetragneschen Küste, an der eine und eine halbe Stunde langen, aber sehr schmalen Landzunge von Quiberon, in der Nähe des durch seine celtischen Alterthümer bekannten Fleckens Carnac, aus. Das Fort Penthievre, welches die Landzunge beherrscht, wurde von den Royalisten genommen, und die republikanische Besatzung ebenfalls in die Reihen der Ausgewanderten gestellt. Die erste Abtheilung blieb, ungeachtet des davongetragenen Vortheiles, wegen ihrer numerischen Schwäche stehen, und versäumte es, sich rasch im Lande auszubreiten. Hoche konnte anfänglich nur 10,000 Mann zusammenbringen, und würde, wenn das Expeditionskorps auf einmal ausgeschifft worden wäre, in Verlegenheit gekommen sein. Es ward ihm aber durch die theilweise Landung Zeit gelassen, von allen Seiten her Verstärkungen an sich zu ziehen. Er drängte die Royalisten in das Fort zurück, und warf bei St. Barbe ein verschanztes Lager, um sie vom Festlande auszuschließen, auf. Puisaye wollte, ehe Hoche mit diesen Anstalten fertig geworden, auf Rennes ziehen, um den Aufstand in

das Innere der Bretagne bis nach der Normandie hin, wo die Ausgewanderten ebenfalls Anhang hatten, zu verbreiten. D'Hervilly fand den Plan, im Verhältniß zu den vorhandenen Streitkräften, zu kühn, und machte die Ansicht geltend, erst die Ankunft der zweiten Abtheilung abzuwarten, und die heranströmenden Chouans im Gebrauche der Waffen einzuüben. Es kam zwischen den beiden royalistischen Anführern zu einem Zwist, bei welchem sich herausstellte, daß nicht Puisaye, wie dieser geglaubt hatte, sondern d'Hervilly allein, von der englischen Regierung mit der Leitung des Unternehmens beauftragt war. Die Ausgewanderten gaben d'Hervilly, der für einen ausgezeichneteren Officier als Puisaye galt, Recht. Dieser letztere berief sich aber auf die von dem Grafen von Artois erhaltene Bestallung, und meinte, daß Royalisten auf französischem Boden den Anordnungen ihrer Prinzen, und nicht denen der englischen Minister, Folge zu leisten hätten. Beide berichteten nach London, und ihre Uneinigkeit wirkte auf die gemeinschaftliche Sache nachtheilig ein. Die royalistischen Agenten in Paris mahnten, dem Unternehmen abgeneigt, die vendeeischen Häuptlinge von der Theilnahme daran ab und schienen auf d'Hervilly und Puisaye, indem sie selbst die Monarchie durch ihre Intriguen wieder herzustellen hofften, eifersüchtig zu sein.

Am 15. Julius, achtzehn Tage nach der ersten Landung, wurde die zweite Abtheilung des Expeditionskorps, unter dem Grafen von Sombreuil, auf der Höhe von Quiberon sichtbar. Den Tag darauf griffen d'Hervilly und Puisaye, ehe noch die angekommene Verstärkung, aus Mangel an Transportschiffen, an's Land gesetzt worden, den General Hoche, welchen sie in seinem Lager zu überraschen gehofft hatten, an. Aber Hoche, von ihrem Vorhaben unterrichtet, empfing sie mit einem so heftigen Kanonenfeuer, daß sie sich in Unordnung nach dem Fort Penthievre zurückziehen mußten. D'Hervilly gerieth, schwer verwundet, in feindliche Gefangenschaft. Ein Korps von Chouans, von dem Ritter von Tinteniac befehligt, das den Republikanern in die Flanke fallen sollte, war ebenfalls geschlagen, und der Anführer getödtet worden. D'Hervilly hatte auf die Mitwirkung dieser bretagneschen Royalisten gerechnet. Mehrere von den Chouans eingenommenen Ortschaften, wie Auray, Landevan u. s. w., wurden wieder von den Republikanern besetzt.

Unter solchen Umständen war der Erfolg fast unmöglich geworden, und hätte das Unternehmen ganz aufgegeben werden sollen. Aber Sombreuil, dem Vater und Bruder durch die Guillotine entrissen worden, der, im Begriff stehend, sich in London mit einer von ihm schon seit längerer Zeit geliebten Person zu verbinden, sich der Expedition sogleich ange-

schlossen, und der Erfüllung seiner theuersten Hoffnungen entsagt hatte, brannte vor Begierde, mit den Republikanern handgemein zu werden. Er ließ sich mit seiner Abtheilung ausschiffen, und besetzte das Fort Penthievre, welches die den Ausgewanderten einverleibten republikanischen Kriegsgefangenen aufgegeben hatten.

Von diesen Ueberläufern über die Zahl und Stellung der Royalisten unterrichtet, sandte Hoche am späten Abend des 20. Julius drei Kolonnen zur Einnahme der Landzunge von Quiberon aus. Eine derselben, unter dem General Menage, welche die ganze Nacht durch längs der Küste bis an die Brust im Meere gewatet hatte, griff am Morgen das Fort Penthievre an, nahm es ein, und trieb die Royalisten nach der Spitze der Landzunge zurück. Auch da suchte sich Sombreuil noch so lange zu vertheidigen, bis die von der englischen Flotte ausgeschickten Böte die Seinigen aufgenommen haben würden. Eine Anzahl von Royalisten wurde auf diese Art gerettet. Aber Hoche ließ auf die Böte feuern, welche sich nicht mehr zu nähern wagten.

Während des Gefechts war von den Republikanern aus der Ruf erschollen, und in ihren Reihen wiederholt worden: „Ergebt euch, tapfere Ausgewanderte! Es wird euch kein Leid geschehen! Sind wir nicht alle Franzosen?" — Da trat der Graf von Sombreuil hervor, und rief: „Ich verlange keine Kapitulation für mich, sondern nur für meine Gefährten!" — Diese Worte wurden von den Republikanern mit lautem Beifall aufgenommen, und Hoche schien sie durch seine Gegenwart und sein Stillschweigen zu bestätigen. Auf Sombreuil's Veranlassung stellte eine englische Korvette, die sich dem Ufer genähert hatte, und den Republikanern großen Schaden that, ihr Feuer ein. Hierauf fand zwischen Hoche und Sombreuil eine Unterredung statt, in welcher eine mündliche Konvention folgenden Inhalts abgeschlossen wurde: „Der General Sombreuil stellt sich als Opfer für die Gesetze der Republik dar. Die Ausgewanderten werden wieder eingeschifft, und die Soldaten des Expeditionskorps als Kriegsgefangene behandelt." — Manche unter den Ausgewanderten und noch mehre unter den Chouans trauten dem Versprechen nicht, und zogen, einer vielleicht langen Gefangenschaft und endlichen Verurtheilung, den Tod in den Fluthen vor. Der Oberst Baron von Dames ritt in die hohe See hinaus, und ward nicht wieder gesehen. Ganze Familien bretagne'scher Flüchtlinge stürzten sich in das Meer.

Man hat später diese Uebereinkunft, weil sie nicht schriftlich abgefaßt worden, von republikanischer Seite her läugnen wollen. Aus dem von Sombreuil vor seinem Tode an Hoche gerichteten Schreiben kann

aber auf ihr Vorhandensein mit Sicherheit geschlossen werden, indem die Aussage eines Mannes von solcher Seelengröße keinen Zweifel erlaubt.

Hoche hätte die Ausgewanderten gern gerettet. Aber von Tallien, der als Konventskommissarius bei der Küstenarmee angekommen, ward die Kapitulation verworfen. Derselbe wurde damals von den Terroristen einer geheimen Hinneigung zur Monarchie beschuldigt, und wollte durch die Härte, welche er jetzt gegen die Royalisten bewies, diesen Verdacht von sich ablenken. Die Ausgewanderten wurden, anstatt eingeschifft zu werden, nach Auray und Vannes gebracht, und vor eine Militairkommission gestellt. Hoche vermied Sombreuil's Anblick, der ihn laut des Treubruches anklagte, und benutzte einen Vorwand, um sich auf eine Zeit lang von seiner Armee zu entfernen. Tallien reiste, von den mitleidigen Frauen von Auray und Vannes vergeblich mit Bitten für die Rettung der Gefangenen bestürmt, nach Paris ab, um einem Feste, das am Jahrestage von Robespierre's Sturz gefeiert wurde, beizuwohnen. Er war aber bei dieser Gelegenheit in Robespierre's Fußstapfen getreten, der in solchem Falle nicht schlimmer als Tallien gehandelt haben könnte.

Es wurden jetzt, ein Gräuel, der an die schlimmste Epoche der Schreckensherrschaft erinnert, über 600 Gefangene, darunter auch der Bischof von Dole und acht Priester, welche sich der Expedition angeschlossen hatten, erschossen. Es gab unter ihnen Greise und Jünglinge, die fast den Knabenjahren nahe standen. Alle starben nicht nur mit dem größten Muth, sondern auch unter lebhaften Bezeugungen von Frömmigkeit. Sombreuil sprach noch auf dem Richtplatz seine Anhänglichkeit an die Monarchie, und seinen Abscheu gegen den an seinen Gefährten begangenen Treubruch aus. Unter den Hingerichteten gab es einige historische Namen, wie: Chevreuse, Broglie, d'Avaray, Fenelon u. s. w. Die meisten unter ihnen gehörten dem Adel von Poitou und der Bretagne an.

Am 25. August ging der Graf von Artois mit der dritten Abtheilung dieser unglücklichen Expedition, bei der sich diesmal mehrere tausend Engländer befanden, unter Segel, und landete auf der kleinen Felseninsel d'Yeu, unweit der Küste von Poitou, wo, nach dem ursprünglichen Plan, sich die Landungstruppen mit den Vendeern vereinigen sollten. D'Yeu ward von britischen Ingenieurs befestigt, aber weiter nichts unternommen. Es wäre auch jeder Versuch, nach dem was bei Quiberon geschehen, vergeblich gewesen, und würde den Konventskommissarien nur neue Schlachtopfer geliefert haben. Der Graf von Artois kehrte, ohne das französische Festland betreten zu haben, nach England zurück. Eine Kette von Zögerungen, Mißverständnissen, Zwistigkeiten hatte das unter

so vielen Erwartungen begonnene Unternehmen gänzlich scheitern lassen. Traurig ist es, daß dabei so viel edles Blut zwecklos vergossen wurde.

Charette und Stofflet, welche die Bedingungen des zwischen ihnen und den republikanischen Kommissarien abgeschlossenen Vertrages umgangen, und ihre militairische Organisation im Stillen beibehalten hatten, griffen, zuerst Charette, von Neuem zu den Waffen. Charette begann damit, als er die Hinrichtungen der Ausgewanderten in Vannes und Auray vernommen, aus Wiedervergeltung, seine republikanischen Kriegsgefangenen erschießen zu lassen. Der von ihm unternommene Kampf bot aber diesmal nicht nur keine Aussicht auf einen möglichen Erfolg dar, sondern konnte auch nicht von langer Dauer sein, da Stofflet sich anfangs ruhig verhielt, und, als er endlich losschlug, sich nicht mit Charette vereinigen wollte. Beide gefielen sich in einer gänzlichen Unabhängigkeit, waren ehrgeizig und unverträglich. Obgleich Charette nur noch einige tausend Mann zusammenbringen konnte, so ließ ihm Hoche, der in Canclaux's Stelle den Oberbefehl über die Westarmee erhalten hatte, noch einmal Frieden, freies Geleit nach England und sogar den fortdauernden Genuß seiner Einkünfte, wenn er die Waffen niederlegen wolle, zusichern. So hoch wurde Charette's unternehmender Geist, und sein Einfluß auf die Vendeer angeschlagen. Er wies aber alle Anträge ab, und beschloß bis zum letzten Augenblick auszuharren.

Stofflet, der, von Hoche aus einer Stellung in die andere gedrängt, umzingelt und von seinen Leuten verlassen war, wurde zuletzt in einem Meierhofe, wo er sich mit einem jungen Deutschen Namens Lichtenheim, der sich ihm angeschlossen hatte, verbarg, entdeckt, nach einem verzweifelten Widerstande überwältigt, und nach Angers gebracht. Von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, fielen Stofflet und Lichtenheim (25. Februar 1796), nachdem sie sich umarmt hatten, wie auf dem Schlachtfelde, unter den Kugeln ihrer Feinde. Stofflet hatte, an Tapferkeit und kriegerischem Instinkt, keinem der royalistischen Generale nachgestanden, war aber nicht frei von Eifersucht auf Andere, von Willkühr und Härte gewesen.

Endlich schlug auch Charette's Stunde. Er wagte mit einer Hand voll Leuten einen letzten Kampf, in welchem er verwundet, gefangen, und in Nantes, seiner Vaterstadt, erschossen wurde (29. März 1796). Das Volk sah mit Erstaunen der Hinrichtung dieses gefürchteten Mannes zu, der ganz allein eine Armee werth zu sein schien, dessen Kühnheit und Verschlagenheit Tausenden von republikanischen Soldaten den Untergang bereitet hatte, und dessen Name in jener Gegend, seit Jahren, in Jeder-

manns Munde war. Charette war vielleicht das größte militairische Talent unter den vendeeischen Anführern, besaß aber nichts von der milden und großmüthigen Gesinnung, die sich in de la Rochejacquelein's, Bonchamp's und Lescure's Charakter mit der gediegensten Thatkraft und dem flammendsten Muthe verband. Hoche verstand es jetzt, durch eine zweckmäßige Mischung von Nachsicht und Strenge, die letzten Zuckungen der ersterbenden Vendée, aus deren Boden später noch mehrmals Funken aufstiegen, die aber nicht zur Flamme emporloderten, zu beseitigen.

Nach den Siegen der Republik über die gegen sie verbündeten Mächte, nach dem Unterliegen der Royalisten bei Quiberon und in der Vendée, konnte die Unmöglichkeit, die Monarchie durch Gewalt wiederherzustellen, nicht länger verkannt werden. Wenn auch die Begeisterung für die Revolution, bei den vielen in ihrem Namen begangenen Freveln, erkaltet war, so lebten doch ihre ursprünglichen Ideen im Herzen des französischen Volks fort, und die mit ihr entstandenen neuen Interessen hatten im Boden selbst unzerstörbare Wurzeln geschlagen. Die Revolution war nicht in der Republik enthalten, diese konnte fallen, ohne daß jene nothwendig von ihrem Sturze mit ergriffen wurde. Das einzige Mittel, Frankreich im Innern zu beruhigen, um den Kampf mit dem Auslande zu beendigen, wäre die Wiedereinsetzung eines, durch die Anerkennung der Grundsätze von 1789 verjüngten, Königthums gewesen. Diese Nothwendigkeit ward von Ludwig XVIII. *), auf welchen die Krone nach dem Tode seines Neffen, des im Temple gestorbenen Sohnes Ludwig XVI., übergegangen war, nicht begriffen. In einer von Verona aus erlassenen Erklärung, in welcher er den Franzosen seine Thronbesteigung verkündigte, gab er seine Absicht, die altfranzösische Staatsverfassung wiederherzustellen, und deren Umsturz an seinen Urhebern zu rächen, zu erkennen. Ein großer Theil des französischen Volkes konnte sich von diesem Manifest, wie von dem des Herzoges von Braunschweig, bedroht finden. Die Revolution war aber zu mächtig geworden, um die Verwirklichung solcher Absichten fürchten zu dürfen. Diese Erklärung hatte indessen immer die üble Wirkung, die ohnedies in Frankreich vorhandene Meinung, daß die Rückkehr des legitimen Königs mit den Rechten und Freiheiten der Nation unvereinbar sei, zu befestigen, Ludwig XVIII. hatte damals das über seine nächsten Verwandten und so viele seiner Anhänger gekommene Unglück in noch zu frischem Anden-

*) Früher Graf von der Provence, während seiner Verbannung gewöhnlich Graf von Lille genannt.

ken, um in der Revolution das Wesentliche vom Zufälligen, das Dauernde vom Vorübergehenden unterscheiden zu können. Es sollte noch eine lange Reihe von, in der Einsamkeit der Verbannung verflossenen, Jahren und gemachten Erfahrungen dazu gehören, bevor sein Blick über den Geist und die Bedeutung der 1789 ausgebrochenen Bewegung aufgeklärt wurde.

Anstatt die Revolution in ihren Grundzügen als eine vollendete Thatsache anzunehmen, und sich zu ihr in ein versöhnliches Verhältniß zu stellen, glaubten die ausgewanderten Prinzen und Großen den Einfluß auf die Nation, welcher ihnen aus eigener Schuld fehlte, durch Gewinnung einzelner Parteiführer, durch Bestechung von Publicisten, und Gründung geheimer Verbindungen ersetzen zu können. In Paris wimmelte es damals von männlichen und weiblichen Agenten der Bourbonen, welche aus ihrer Absicht, die Republik zu Falle zu bringen, kein Geheimniß machten, aber nicht im Entferntesten die Mittel zur Ausführung eines so großen Unternehmens besaßen. Die Royalisten hatten jetzt auf Pichegru, der wieder am Rhein kommandirte, die Augen geworfen, und hofften an ihm ein geeignetes Werkzeug für ihre Pläne zu finden. Dieser General hatte sich am 12. Germinal als einen entschiedenen Gegner der Jakobiner erwiesen, und mochte überhaupt der Republik keine Dauer beilegen. Er ließ sich mit dem ebenfalls am Rhein stehenden Prinzen von Condé in eine Verbindung ein, welche den Sturz der revolutionairen Regierung in Paris, und die Rückkehr des Königs, mit Hülfe republikanischer Truppen und der bewaffneten Ausgewanderten, bezweckte. Dieser Entwurf kam aber nicht einmal zu einem Anfange von Ausführung, indem es Pichegru unmöglich war, seine Soldaten für sein Vorhaben zu gewinnen. Er legte damals den Grund zu seinem eigenen späteren Verderben, ohne den Bourbonen etwas Anderes als fern liegende Aussichten bieten zu können.

Verschwörungen und ähnliche Mittel konnten nicht zur Wiederherstellung des Thrones führen. Dazu hätte die gänzliche Besiegung Frankreichs durch das Ausland, woran damals nicht zu denken war, oder eine große Umwandelung in den Gesinnungen der Nation gehört, welche aber von der Absicht der ausgewanderten Prinzen und ihres Anhanges, die vorrevolutionairen Zustände zu erneuern, unmöglich gemacht wurde. Aber Pichegru konnte, auch wenn er bei seinen Truppen beliebter, als wirklich statt fand, und feiner und scharfsinniger gewesen wäre, nicht die Rolle eines Monk, welche ihm die Royalisten zutheilen wollten, spielen. Die französische Republik hatte sich, so hohl sie sonst sein mochte, nicht in einem einzigen Manne personificirt, besaß keinen Cromwell, nach

dessen Abscheiden plötzlich eine große Leere im englischen Staatsleben entstand, die, wenigstens auf einige Zeit hin, nur durch die Zurückberufung der Stuarts ausgefüllt werden konnte. Weder Pichegru, noch irgend ein anderer General, selbst nicht Bonaparte, hätten in Frankreich die Monarchie ohne Anerkennung der Revolution wiederherstellen können. Welche außerordentliche Schicksale hat nicht das französische Volk erfahren müssen, bevor die Rückkehr der alten Dynastie möglich wurde, und wie verschieden ist nicht die Restauration von 1814 von der gewesen, welche die Ausgewanderten 1795 beabsichtigten!

---

5. Letzte Zeiten des Konvents. — Feldzug von 1795.

Der Konvent schien sich eine endlose Dauer beilegen zu wollen. Die Assemblée constituante war nach Vollendung der Konstitution von 1791, die Assemblée législative in Folge des 10. August und der Gefangensetzung der königlichen Familie auseinander gegangen. Der Konvent, zur Entscheidung über das Schicksal Ludwig XVI., und zur Aufstellung einer neuen Verfassung versammelt, hatte, durch die Suspendirung der Konstitution von 1793, und die Fortsetzung des revolutionairen Regiments bis zum Eintritt eines allgemeinen Friedens, sein Dasein über seine ursprüngliche Bestimmung hinaus verlängert. Der geeignetste Zeitpunkt für den Rücktritt des Konvents wäre der Sturz Robespierre's gewesen. Aber der sich in ihm zwischen Thermidoristen und Terroristen erhebende Kampf, der auf allen Gränzen fortdauernde Krieg, die in vielen Gegenden ausbrechenden inneren Unruhen ließen den Konvent auch nach dem 9. Thermidor noch als nothwendig erscheinen. Aber seit den basler Friedensschlüssen, der Eroberung Hollands, seit der Niederlage der Royalisten bei Quiberon, der Unterwerfung der Vendée, war das Gefühl, daß die Revolution an einem großen Wendepunkt angelangt sei, und daß sie, bei ganz umgestalteter innerer und äußerer Lage, auch einer anderen Vertretung bedürfe, allgemein geworden.

Der Konvent war, wenn auch ungern, zu derselben Ueberzeugung gelangt. Seit dem 5. Messidor (23. Junius) hatte er, von der öffentlichen Meinung gedrängt, über eine neue Verfassung zu berathen angefangen. In Betracht der vielen Uebelstände, welche seit 1789 aus der Einheit der Volksvertretung hervorgegangen waren, hatte sich die Ansicht

von der Vorzüglichkeit des Zweikammersystems, ungeachtet des Widerstrebens der Bergpartei, entschieden geltend gemacht. Zu der Ausübung der vollziehenden Gewalt, welche während der beiden ersten Nationalversammlungen dem Könige beigelegt gewesen, hatten einige politische Theoretiker, in Nachahmung Nordamerika's, an einen vom Volke gewählten Präsidenten gedacht, was aber, als zu monarchisch, die Republik bedrohend, verworfen wurde. Ein anderer Vorschlag, zwei Konsuln, wie im alten Rom, welches sich die Revolution so gern zum Vorbild nahm, zu ernennen, hatte aus demselben Grunde keinen Eingang gefunden. Es wurde zuletzt beschlossen, die Exekutive einer Pentarchie anzuvertrauen, eine Bestimmung, welche es allerdings einem Einzigen unter diesen Fünfmännern schwer machte, die oberste Gewalt an sich zu reißen, aber den Keim zu gegenseitiger Eifersucht unter den Machthabern enthielt, Uneinigkeit und Parteiung unter ihnen in Aussicht stellte, und einander entgegengesetzte Zwecke bei Führung des Staatsruders möglich machte.

Am 30. Thermidor (14. August) wurde die zweite Lesung des neuen Verfassungswerkes beendigt. Die Grundzüge desselben waren folgende: Die vollziehende Gewalt wird von fünf Direktoren ausgeübt, von denen jährlich einer ausscheiden muß, und erst fünf Jahre nachher wieder gewählt werden kann. — Die Gesetze gehen von zwei Räthen (conseils), dem der Alten und dem der Fünfhundert, aus, von welchen letzterer die Anträge stellt, ersterer dieselben, ohne sie verändern zu können, annimmt oder verwirft. — Zum Eintritt in den Rath der Alten, der aus 250 Mitgliedern besteht, gehört die Erreichung des vierzigsten Lebensjahres, und der Ehemanns- oder Wittwerstand. — Zu der Aufnahme in den Rath der Fünfhundert ist ein Alter von dreißig Jahren erforderlich. — Alljährlich scheidet aus jedem der Räthe ein Drittheil aus. — Die Wählbarkeit ist von keinem Census beschränkt. — Die Wahl findet in zwei Abstufungen statt. — Die Verbindung zwischen der Exekutiven und der Legislatur wird von sechs Ministern, welche von den Direktoren ernannt werden, und der Volksvertretung verantwortlich sind, vermittelt.

Die große Mehrheit des Konvents, selbst die zur gemäßigten Partei gehörigen Mitglieder desselben, waren seit langer Zeit an eine hervorragende Stellung gewöhnt, und sahen mit Mißbehagen deren Beendigung entgegen. Die Gironde und überhaupt die republikanisch gesinnte Fraktion des Konvents fürchtete, bei dem Fortschritte, welchen die antijakobinische Meinung in der besitzenden und gebildeten Klasse seit dem 1. Prairial gemacht hatte, eine Reaktion, welche mit der Wiederherstellung

der Bourbonen endigen könnte. Es war vorauszusehen, daß die zahlreich vorhandenen Deputirten, welche Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt hatten, einer solchen Möglichkeit auf das Aeußerste entgegen sein würden. Alle vereinigten sich deshalb zu dem Beschlusse, daß zwei Dritttheile der neuen Volksvertretung aus den Mitgliedern des Konvents genommen werden mußten, und daß nur ein Dritttheil der freien Ernennung der Wahlversammlungen zu überlassen sei (5. Fructidor, 22. August). Acht Tage nachher ward dieser Beschluß dahin ausgedehnt, daß, wenn die Wahlen zu den zwei Dritttheilen die Zahl von 500 Konventsmitgliedern nicht erreichen würden, der Konvent die offen gebliebenen Stellen aus seiner Mitte zu ergänzen berechtigt wäre (13. Fructidor, 30. August). Um nicht die wahren Beweggründe zu dieser Maßregel, den Ehrgeiz der Einen, und die Besorgnisse der Anderen, einzugestehen, ward an die Nachtheile, die Aufregung und Verwirrung, welche 1791 eine gänzliche Erneuerung der Volksvertretung begleitet hatten, erinnert.

Diese beiden Dekrete wurden für einen integrirenden Theil der Konstitution erklärt, und sollten, wie diese, der Nation zur Annahme vorgelegt werden. Sie erregten den heftigsten Widerspruch in den pariser Sektionen, welche, wie vor dem 9. Thermidor, wieder auf die Zahl von 48*) gebracht waren, aus denen die Jakobiner fast ganz verschwunden, die Girondisten oder gemäßigten Republikaner in den Hintergrund getreten waren, und in welchen jetzt die Feuillants oder konstitutionellen Royalisten die Oberhand hatten.

Der Konvent erließ, um das Vertrauen der pariser Wählerschaft zu gewinnen, aber um zugleich der republikanischen Partei nicht vor den Kopf zu stoßen, Dekrete von entgegengesetztem Sinne, welche die vorhandene Aufregung noch vermehrten. Es sollten mehr keine Verhaftungen bei Nacht vorgenommen, die noch vorhandenen Volksgesellschaften aufgelöst, und die sogenannten „Sansculottiden“**) Ergänzungstage (jours complémentaires) genannt werden. Dies ward von den Feuillants mit Beifall aufgenommen, während der Beschluß, daß die Ausgewanderten für immer verbannt, und ihre Güter konfiscirt bleiben sollten, für eine Erinnerung an die Schreckenszeit galt. Das Maaß der Unzufriedenheit ward erfüllt, als der Konvent Truppen bei Paris zusammenziehen ließ.

*) Sie waren durch das Dekret vom 5. August 1794 auf 12 herabgesetzt worden.

**) So waren im republikanischen Kalender die fünf letzten Tage im Jahr genannt worden.

In den Sektionen wurde jetzt der Konvent der Verletzung der Nationalsouverainetät beschuldigt, da er durch die Alternative, entweder die beiden Dekrete anzunehmen, oder die ganze Verfassung zu verwerfen, die Freiheit der Stimmberechtigten beschränkt hatte. Es wurden Protestationen aufgesetzt, Adressen und Deputationen im oppositionellen Sinne an den Konvent geschickt, welcher, von der in Südfrankreich um sich greifenden royalistischen und klerikalen Reaktion erschreckt, auf die ihm eingereichten Beschwerden mit einem Dekret antwortete, welches die noch nicht deportirten unvereidigten Geistlichen, und die Eltern der Ausgewanderten von allen öffentlichen Aemtern ausschloß. Auf diese Art ward die Spannung und Gährung vermehrt.

Die Urversammlungen zur Abstimmung über die Konstitution vom Jahre III. wurden unter lebhaftem Zudrange der Bevölkerung eröffnet (6. September). Es schien fast eine Bewegung wie 1789, bei Gelegenheit der Wahlen zu den Reichsständen, einzutreten, nur daß dieselbe diesmal von einer einzigen Partei ausging, die Masse sich an ihr nicht betheiligte, und sie sich nicht weit über Paris hinaus erstreckte. Am Meisten zeichneten sich durch ihre Opposition gegen den Konvent folgende Personen, deren Namen zum Theil schon im Verlaufe dieser Geschichtserzählung vorgekommen sind, aus: die Generale Servan und Miranda; die Schriftsteller Laharpe*), Morellet, Suard, Quatremere de Quinci; die Publicisten Charles Lacretelle und Fievée; Mitglieder der Constituante wie: Regnauld de St. Jean d'Angely, der Legislativen wie: Pastoret, Baublanc u. s. w.

Die Sektion Lepelletier trat an die Spitze der Sektionsversammlungen, und machte in deren Namen folgende Erklärung bekannt: kraft der Volkssouverainetät hat jeder Wähler das Recht, seine Ansicht über die Konstitution, und die beiden ihr beigefügten Dekrete unumwunden auszusprechen, und alle Sektionen sind verpflichtet, diejenigen ihrer Mitglieder, welche an der Ausübung dieses Rechts gehindert werden sollten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden moralischen und physischen Mitteln zu Hülfe zu kommen. — Mehre in den, Paris benachbarten, Departe-

*) Der bekannte Litteraturhistoriker dieses Namens, der, vor der Revolution ein Anhänger von Voltaire's antireligiösen Meinungen, während der Schreckenszeit verhaftet und den Tod erwartend, durch den Einfluß der ebenfalls gefangen gehaltenen Wittwe des Grafen Clermont-Tonnere zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums geführt wurde.

ments gelegenen Orte: Dreux, Berneuil, Orleans, Chartres u. s. w. traten dieser Gewährleistung*) gegenseitiger Unterstützung bei.

Die Sektionen wählten darauf ein aus 48 Mitgliedern bestehendes Centralkomite, welches mit der Abfassung einer authentischen Deklaration über die Gesinnungen der hauptstädtischen Bevölkerung und deren Versendung in die Departements beauftragt wurde. Vergebens erklärte der Konvent die Bildung eines solchen Ausschusses für eine Handlung des Hochverrathes. Von mehren Sektionen wurden die beiden Dekrete ausdrücklich verworfen, und die Sektion des Théâtre français kündigte diesen Beschluß öffentlich und in einer den Konvent bedrohenden Sprache an.

Die Abstimmung über die Konstitution und die Dekrete vom 5. und 13. Fructidor hatte unterdessen in allen Departements statt gefunden, und war, außerhalb der Hauptstadt, für den Konvent im Ganzen sehr günstig ausgefallen. Der Konvent hatte zuerst die ihm ganz ergebene Land- und Seemacht abstimmen lassen, deren beifälliges Votum nicht ohne Einfluß auf das Volk geblieben war. Von 958,226 Stimmenden**) hatten sich: 914,853 für, und nur 41,982 gegen die Verfassung ausgesprochen. Die Beschlüsse vom 5. und 13. Fructidor waren von 263,131 Bürgern angenommen und von 93,373 verworfen worden. Die Opposition sprengte das Gerücht aus, daß die Stimmregister verfälscht worden wären. Wenn dies auch in einzelnen Fällen vorgekommen ist, so bleibt es doch unzweifelhaft, daß die Vorlagen des Konvents eine große Majorität erhielten. Die neue Verfassung sagte im Wesentlichen der Mehrheit der Bevölkerung, schon weil dadurch dem langen Provisorium und der Konventsregierung ein Ende gemacht wurde, zu. Die beiden Dekrete wurden allerdings auch in den Departements nicht gern gesehen, waren aber um der Konstitution, und deren baldiger Einführung willen, angenommen worden.

Da die Sektionen, auch nachdem das Ergebniß der Abstimmung be-

---

*) Es hieß in dem betreffenden Beschluß: ..... et que le premier devoir de tous envers chacun, est de lui „garantir" de toutes leurs forces morales et physiques ce droit imprescriptible et inviolable de la liberté absolue d'opinion. Daher die Bezeichnung „Acte de garantie", welche für diese Erklärung angenommen wurde.

**) Die Zahl der Abstimmenden hätte, bei dem allgemeinen Stimmrecht, viel größer sein müssen. Aber einmal waren zahlreiche Kategorien von Bürgern, durch besondere Beschlüsse des Konvents, von der Ausübung ihrer Rechte ausgeschlossen worden, und dann enthielten sich Viele, aus Parteiansichten, freiwillig der Abstimmung.

kannt geworden, in ihrem Widerspruch beharrten, und Vorbereitungen zu einer Schilderhebung trafen, so machte der Konvent in einer ausdrücklichen Erklärung die pariser Bevölkerung für seine Sicherheit verantwortlich, und drohte Truppen in die Hauptstadt einrücken zu lassen. Er befahl sogleich allen Urversammlungen, welche abgestimmt hatten, auseinander zu gehen, und wies alle weiteren Adressen und Petitionen ab. Diese Beschlüsse wurden von der Opposition mit Zorn und Hohn aufgenommen. Der Konflikt näherte sich seiner Entscheidung.

Der Konvent hatte die Eröffnung der Wahlversammlungen zur Ernennung der beiden Räthe auf den 20. Vendemiaire (12. Oktober) festgesetzt. Dem entgegen beriefen vier Sektionen, unter ihnen die besonders antikonventionell gesinnte Sektion Lepelletier, die Wähler ihrer Partei am 11. Vendemiaire (3. Oktober) nach dem Théâtre français. Als der Konvent am Abend dieses Tages Truppen dahin abschickte, ging die Versammlung auseinander. Am 12. Vendemiaire, Morgens, erschien, an den Schranken des Konvents, eine Deputation sogenannter Patrioten von 1789, aus ehemaligen Pikenmännern und Klubisten bestehend, welche dem Konvent die bewaffnete Hülfe von 1500 ihrer Gesinnungsgenossen anbot, welche durch den Zutritt entlassener Gensd'armen und Artilleristen noch vermehrt wurde. Diese angeblichen Patrioten wurden vom Konvent in Eid und Pflicht genommen, und auf Tallien's Antrag das „geheiligte Bataillon" genannt. Menou lehnte den Oberbefehl über sie ab, indem er nichts mit Banditen, wie er sagte, zu thun haben wolle. Vierundvierzig Sektionen kündigten jetzt dem Konvent den Gehorsam auf, ließen den Generalmarsch schlagen, und schlugen ihr Hauptquartier in dem ehemaligen Kloster Filles St. Thomas*), wo jetzt die Börse steht, auf. Der Konvent schickte den General Menou mit einer starken Abtheilung Linientruppen und Artillerie ab, um die Sektionsmänner von dort zu vertreiben. Die Angriffskolonne stellte sich vor dem Kloster auf, und die Kanoniere richteten ihre Geschütze nach dem Haupteingange. Aber die Grenadiere und Jäger der Nationalgarde, in welche der größte Theil der „Jeunesse dorée" eingetreten war, erklärten, den äußersten Widerstand leisten, und ihre Stellung erst mit dem Leben aufgeben zu wollen. Sei es Menschlichkeit oder Furcht vor späterer Verantwortlichkeit, Menou griff nicht an, ließ sich durch die Aussicht auf

*) Die Sektion Filles St. Thomas, während des ganzen Verlaufes der Revolution, selbst zur Schreckenszeit, konstitutionell-monarchisch gesinnt, hatte, nach der Ermordung Lepelletier's de St. Fargeau, dessen Namen annehmen müssen.

weitere Unterhandlungen zufrieden stellen und zog ab, während die Sektionsmänner die Nacht über unter den Waffen blieben.

Die Sektionen versäumten es, aus Menou's Unentschlossenheit Vortheil zu ziehen, und sich zum unvermeidlichen Kampfe in angemessener Weise zu rüsten, während der Konvent die in Bereitschaft stehenden Linientruppen in die Hauptstadt einrücken ließ. Am Morgen des 13. Vendemiaire (5. Oktober) ward Barras mit dem Kommando über die bewaffnete Macht in Paris bekleidet. Die Nationalgarde war zahlreicher als die Konventstruppen, denen nur ihre Artillerie zum Siege verhelfen konnte. Um diese zweckmäßig anwenden zu können, ließ sich Barras*) den General Napoleon Bonaparte, in Erinnerung an Toulon, und die Leitung der dortigen Belagerungsarbeiten, als Unterbefehlshaber beigeben.

Bonaparte hatte eine Zeit lang die Artillerie der italienischen Armee unter Dumerbion kommandirt, und sich dort mit dem jüngeren Robespierre, der als Volksrepräsentant zugegen war, befreundet. Der ältere Robespierre soll, durch seines Bruders Berichte auf Bonaparte aufmerksam gemacht, die Absicht gehabt haben, denselben, nach dem Sturz der Gironde, nach Paris kommen, und ihn daselbst an die Spitze der bewaffneten Macht, an Henriot's Statt, stellen zu lassen. Das Verhältniß zu dem jüngeren Robespierre machte Bonaparte nach dem 9. Thermidor der herrschenden Partei verdächtig. Er wurde am 6. August (1794) verhaftet, wieder eingesetzt, aber am 6. April 1795 von dem Volksrepräsentanten Aubry entlassen. Als Aubry aus dem Wohlfahrtsausschusse geschieden war, gelang es Bonaparte, sich durch einen meisterhaften Entwurf zur Führung des italienischen Krieges dem Kriegsminister zu empfehlen, und er wurde mit der Begutachtung über die eingelaufenen Armeeberichte beauftragt, wo seine strategischen Bemerkungen die Aufmerksamkeit der Kenner erregten. Sein Ruf war jedoch noch nicht über die officiellen Kreise hinausgekommen.

Der Konvent gebot über nur 8000 Mann, bestehend aus herbeigezogenen Linientruppen, Polizeisoldaten und dem sogenannten Patriotenbataillon, welches aber durch Zuzug aus den Vorstädten bedeutend vermehrt worden war. Die Nationalgarde besaß eine nominelle Stärke von 30- bis 40,000 Mann, unter welchen aber nur die Grenadier- und Jä-

*) Barras pflegte in seinen letzten Jahren oft zu sagen: „Die beiden einzigen Dinge, welche ich mir vorwerfe, sind, zu Robespierre's Sturz und zu Napoleon's Erhebung beigetragen zu haben." —

gerbataillone regelmäßig bewaffnet waren. Es gebrach den Führern der bewaffneten Sektionen an militairischer Erfahrung und Umsicht. Sie ließen z. B. 40 Kanonen, die im Lager von Sablons bei Paris lagen, von Murat, damals Hauptmann, den Bonaparte zu diesem Zweck abschickte, fortnehmen, während es der Nationalgarde leicht gewesen wäre, sich derselben zu bemächtigen. Die Artillerie des Konvents ward dadurch sehr verstärkt, während es den Sektionen gänzlich an Geschütz fehlte. Die Generale Duheux und Danican, welche den Angriff auf die Konventstruppen leiten sollten, waren von allem militairischen Talent entblößt.

Die Sektionen zweifelten, sich auf ihre Ueberlegenheit an Zahl verlassend, nicht an ihrem Siege, setzten eine Centralkommission unter Richer-Sevizy's Vorsitz, ein Kriegsgericht unter Lafond, einem eifrigen Royalisten, nieder, und schienen mit Strenge auftreten zu wollen. Es war sogar von der Erneuerung des Revolutionstribunals, diesmal nicht gegen die Widersacher, sondern die Anhänger der Republik gerichtet, unter ihnen die Rede.

Die Nationalgarde hatte die Straßen St. Honoré, Richelieu, den Platz Vendome, das Palais royal, und auf dem linken Ufer der Seine einen Theil des Faubourg St. Germain besetzt. Um halb fünf Uhr Nachmittags setzten sich die Grenadier- und Jägerbataillone gegen die Tuileries hin in Bewegung, Bonaparte hatte aber so gute Maßregeln zur Vertheidigung dieses Punktes getroffen, und seine Artillerie so zweckmäßig vertheilt, daß die Angreifenden durch ein wohlgenährtes Feuer alsbald in Unordnung gebracht, und geworfen wurden. Am Meisten litt die Nationalgarde in der Straße St. Honoré, in der Nähe der Kirche St. Roche, wo sie, in dichten Kolonnen aufgestellt, dem Artilleriefeuer ihrer Gegner in einer Entfernung von 30 bis 40 Schritt ausgesetzt war. Die Absicht einiger ausgesuchten Bataillone der Sektionen, welche aus dem Faubourg St. Germain heranzogen, um sich auf den Pont royal zu stürzen, und die dort aufgefahrene Batterie mit dem Bajonet zu nehmen, blieb unausgeführt, weil im entscheidenden Augenblick Niemand vorhanden war, um das Kommando zu übernehmen. Um 6 Uhr war die Niederlage der Sektionen entschieden. Versuche, am Abend Barrikaden zu errichten, und am andern Morgen sich wieder zu sammeln, und den Angriff zu erneuern, blieben vergeblich. Die unteren Klassen hatten sich am Kampfe nicht betheiligt, sich aber im Stillen auf Seite des Konvents geneigt.

Der Generalstab, die Grenadier- und Jägerkompagnien wurden

entwaffnet, die 48 Sektionen aufgehoben, und in 12 Municipalitäten, später Arrondissements genannt, umgestaltet. Die pariser Besatzung, durch Abtheilungen aus den benachbarten Garnisonen verstärkt, erhielt den Namen „Armee des Innern", und Bonaparte zum zweiten Befehlshaber, der aber im Wesentlichen bald die erste Stelle in ihr einnahm.

Ohne Bonaparte's Umsicht und Kraft würde der Konvent an diesem Tage vielleicht unterlegen sein. Er hatte zu spät an seine Vertheidigung gedacht, und sich von den Sektionen anfänglich den Staatsschatz, das Pferdedepot und die militairischen Transportmittel entreißen lassen. Wenn Bonaparte an der Spitze der Sektionen gestanden hätte, so würden diese ohne Zweifel den Sieg davon getragen, denselben aber nicht zu benutzen verstanden haben. Die Sprengung des Konvents würde eine heillose Verwirrung und Zerrüttung in allen inneren Verhältnissen nach sich gezogen haben. Die Jakobiner, gemäßigten Republikaner, die Feuillants und Anhänger der vorrevolutionairen Zustände würden sich gegen einander erhoben, und es würde aus dieser Bewegung eine Militairherrschaft, nur härter und schrankenloser, als einige Jahre später, schon damals hervorgegangen sein. Auf eine Restauration der Legitimität, war die Nation, besonders nach dem was von Verona aus vernommen worden, nicht vorbereitet.

Der Konvent benutzte seinen Sieg mit Mäßigung. Es wurde zwar am 15. Vendemiaire (7. Oktober) eine Militairkommission niedergesetzt, welche eine ganze Reihe von Todesurtheilen gegen die Anführer der Sektionen während des Kampfes, gegen die Vorsitzenden bei ihren Versammlungen, und gegen einige ihrer Publicisten aussprach. Es war ihnen aber Zeit gelassen worden, sich zu entfernen oder sich zu verbergen. Nur wer sich in Paris öffentlich zeigte, wurde ergriffen. Selbst in der nächsten Umgegend waren die Verurtheilten vor Verfolgung sicher. Nur zwei royalistisch gesinnte Sektionsmänner, Lebois und Lafond, die sich bei der Bewegung besonders betheiligt, und die ihnen noch während der Untersuchung an die Hand gegebenen Rettungsmittel verschmäht hatten, wurden erschossen. Durch Bonaparte's Verwendung entging der General Menou dem Kriegsgericht, mit welchem er wegen seines Verhaltens am Abend des 12. Vendemiaire bedroht gewesen war.

Tallien und sein Anhang, in und außer dem Konvent, dachten die in den niederen Klassen, seit dem 13. Vendemiaire, zurückgebliebene Aufregung zur Erneuerung der Schreckenszeit zu benutzen. Die Thermidoristen, welche nur zu blutigen Missionen, zur Erregung von Volks-

aufständen, und zu einem Handstreiche, wie gegen Robespierre, für tauglich erachtet wurden, hatten sich von den vorbereitenden Arbeiten für die Verfassung vom Jahre III. und den betreffenden Kommissionen ausgeschlossen gesehen, und diese Zurücksetzung übel empfunden. Sie wollten wieder um jeden Preis eine Rolle spielen, und da ihnen dies, bei Gründung einer endgültigen Ordnung der Dinge, unmöglich gewesen wäre, derselben so viele Hindernisse als möglich entgegensetzen. Zu dem Ende arbeiteten sie unablässig daran, die Einführung der neuen Verfassung zu verhindern, und das Dasein der revolutionairen Regierung, welche ihre verderblichen Anschläge durch ihre Ungewißheit und Schwankung begünstigte, zu verlängern.

Unter dem Vorwande, daß die Republik von Gefahren bedroht sei, schlug Tallien die Einsetzung einer Kommission von fünf Mitgliedern, welche zur Ergreifung außerordentlicher Maßregeln für das öffentliche Wohl berechtigt sein sollte, vor. Der Konvent ließ sich von Tallien's Scheingründen berücken, ging auf den Antrag ein, und Tallien und seine Freunde traten in diese Kommission ein.

Nach der Niederlage, welche die Gegner des Konvents am 13. Vendemiaire erfahren hatten, bei der Niedergeschlagenheit ihres Anhanges und der in den unteren Klassen sich von Neuem regenden Gährung, wäre eine theilweise Erneuerung demagogischen Druckes, wenn auch nur für kurze Zeit, nicht unmöglich gewesen. Eines der jüngsten, aber entschlossensten Mitglieder des Konvents, Thibaudeau, der erst seit dem 9. Thermidor bedeutend geworden war, trug das Meiste zur Abwendung dieser Gefahr bei. Er griff unerwarteter Weise, ohne daß über sein Auftreten vorher etwas laut geworden, Tallien auf das Heftigste an, wies nach, wie derselbe, um seine verlorene Stellung wieder zu gewinnen, neue Umwälzungen herbeizuführen suche, beschuldigte ihn zugleich geheimen Einverständnisses mit den Royalisten, und rieth die ungesäumte Einführung der neuen Verfassung, als einziges Mittel die Republik zu retten, an. Tallien vertheidigte sich gegen die ihm gemachten persönlichen Anschuldigungen nur schwach, verlangte aber die Permanenz der Kommission, in welcher er Alles vermochte, bis zum 26. Oktober, drang jedoch nicht durch, sondern ward angewiesen, seine Ansicht über die zur Linderung der Noth des Volkes, und zur Rettung der Republik erforderlichen Maßregeln schon am andern Tage (24. Oktober) vorzulegen.

Tallien, der, bei seinem Ehrgeize und seiner Gewissenlosigkeit, wenn ihm längere Zeit zur Ausführung seiner Absichten gelassen worden wäre, neue Unruhen erregt haben würde, mußte sich dem Beschluß der

Majorität fügen. Er sprach an dem zu seiner Berichterstattung anberaumten Tage viel von royalistischen Verschwörungen, und trug mehre an die Schreckenszeit erinnernde Anträge, wie die Ausschließung der Unterzeichner freiheitsfeindlicher Petitionen von öffentlichen Aemtern, die Deportation unvereidigter Priester u. s. w. vor, welche mit einigen mildernden Abänderungen angenommen wurden (3. Brumaire, 25. Oktober). Aber in der Hauptsache fiel er durch. Die Kommission der Fünf ward aufgehoben, und Tallien dadurch von allen Mitteln zur Ausführung seiner weiteren Pläne entblößt. Seine Bedeutung sank von da an, und hörte bald ganz auf.

Die allgemeinen geistigen Interessen, Unterricht, Bildung und deren Ausdruck, Litteratur und Schule, waren während der Revolution im höchsten Grade vernachlässigt worden. Erst nach Robespierre's Sturz erschien ein Dekret (28. November 1794) über Errichtung von Elementarschulen in allen Kommunen, und am 8. April (1795) wurde die Absendung von Kommissarien an die Departements, zur Anlegung von Schulen, beschlossen. Dagegen ward vom Konvent für den höheren Unterricht mehr Aufmerksamkeit als für den niederen bewiesen. In den letzten Monaten seines Daseins beschloß derselbe, Centralschulen in dem Hauptort jedes Departements, Specialschulen, wie die polytechnische Schule, die Wege- und Brückenbauschule, welche beide später berühmt geworden sind, und Vorbereitungsanstalten für fast alle Zweige des öffentlichen Dienstes errichten zu lassen. Die folgenreichste Maßregel, welche damals für Förderung der geistigen Interessen getroffen wurde, war das Dekret, welches die Gründung eines Nationalinstituts anordnete (25. Oktober 1795). In ihm lebten die eingegangenen Akademien wieder auf, und wurden die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kunst, durch die nähere Berührung, in welche sie zu einander kamen, in sich und nach außen hin, wirksamer als früher vertreten.

Am 26. Oktober erließ der Konvent eine Amnestie, von der aber die Führer des Aufstandes vom 13. Vendemiaire, die zur Deportation verurtheilten Priester, die Ausgewanderten und die Assignatenfälscher ausgenommen waren. Es war dies die letzte Handlung des Konvents*), welcher den beiden Räthen, in die zwei Drittheile von ihm eintraten, Platz machte.

Der Konvent hatte in seiner letzten Zeit, über den Parteikämpfen

*) Der Konvent hatte vom 22. September 1792 bis zum 26. Oktober 1795 15,414 Dekrete erlassen.

und Verfassungsarbeiten die militairischen Angelegenheiten vernachlässigt. Die Armeen waren ohne Ergänzungsmannschaften, ohne Verpflegung und Sold geblieben. Manche unter den Generalen waren, wenn auch nicht offenbare Verräther, wie Pichegru, lau und gleichgültig geworden. Der früher republikanische Enthusiasmus und die Furcht vor dem Wohlfahrtsausschuß und den Volksrepräsentanten hatte seit dem 9. Thermidor nachgelassen, und war noch nicht durch den Durst nach Belohnung und Auszeichnung, und den Feldherrenstolz ersetzt worden.

Nach den von Pichegru und Jourdan, von der Schlacht von Fleurus bis zur Einnahme von Amsterdam, davon getragenen Vortheilen hätten von diesen Generalen im Jahre 1795 größere Erfolge erwartet werden können. Zwar mußte Luxemburg, in welchem der österreichische General Bender seit acht Monaten eingeschlossen gewesen, kapituliren (10. Junius 1795), aber vor Mainz lagerte ein Korps Franzosen, ohne eine eigentliche Belagerung zu unternehmen. Im September ging Pichegru mit der Rhein- und Moselarmee bei Mannheim, Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee bei Düsseldorf über den Rhein. Beide fochten Anfangs mit Glück, und die Oesterreicher wurden nach der Sieg, nach der Lahn und zuletzt nach dem Main zurückgedrängt. Aber Pichegru, der seit dem August mit dem Prinzen von Condé in Unterhandlungen getreten war, nahm sich vor, sein Heer, da er dasselbe nicht für die Bourbonen gewinnen konnte, wenigstens durch deren Verbündete, die Oesterreicher, schwächen zu lassen. Anstatt, nachdem er Mannheim eingenommen, Clairfayt mit seiner ganzen Macht anzugreifen, schickte er ihm nur 12,000 Mann entgegen, die von diesem aufgerieben wurden. Der österreichische Feldherr wandte sich hierauf gegen Jourdan, der, da Pichegru unthätig stehen blieb, nach dem linken Rheinufer zurückgehen mußte. (22. Oktober 1795).

Clairfayt griff jetzt das französische Belagerungskorps bei Mainz an, zerstreute es nach hartnäckigen Gefechten, und nahm ihm alles schwere Geschütz ab. Durch Hülfe, welche ihm Wurmser vom Neckar aus zusandte, verstärkt, warf sich Clairfayt auf Pichegru's geschwächtes Heer, das, an der Pfrim geschlagen (10. November), sich bis an den Fuß der Vogesen zurückziehen mußte. Mannheim wurde von den Oesterreichern besetzt. Am 1. December hatte Jourdan wieder die Offensive ergriffen, und Marceau sich bei Kreuz gegen die von den Oesterreichern mit überlegener Macht unternommenen Angriffe behauptet. Clairfayt, der auf einen Winterfeldzug nicht vorbereitet war, und die errungenen Vortheile nicht auf das Spiel setzen wollte, ging am 21. December einen

Waffenstillstand ein, der den Kampf in diesen Gegenden auf eine Zeit lang unterbrach. Clairfayt wurde, als er in Wien erschien, vom Volke, weil die Oesterreicher unter ihm nicht nur rühmlich, sondern auch erfolgreich gekämpft hatten, mit großer Begeisterung aufgenommen, als er aber mit dem Minister Thugut sich über die weitere Führung des Krieges nicht vergleichen konnte, des Oberbefehls enthoben, und durch den Erzherzog Karl ersetzt. Die Franzosen, von welchen schon im Oktober 1792 Mainz und Frankfurt eingenommen worden, hatten, ungeachtet aller Anstrengungen, in diesen Gegenden bisher nicht festen Fuß fassen können, und waren jetzt auf ihre eigenen Gränzen zurückgedrängt worden.

Die italienische Armee hatte, seitdem der Col di Tenda von ihr genommen worden (Mai 1795), weder Rekruten noch Geld erhalten, und war im traurigsten Zustande auf dem eroberten Boden unthätig stehen geblieben. Als aber nach dem Frieden mit Spanien die Westpyrenäenarmee unter Scherer auf dem Kriegsschauplatz erschien, erfochten die Franzosen unter dem Oberbefehl dieses Generals über die vereinten Oesterreicher und Sardinier bei Loano, in einer zweitägigen Schlacht (23. und 24. Nov. 1795), einen glänzenden Sieg, wobei sich Massena, Augereau, Laharpe, Serrurier besonders hervorthaten.

---

6. Anfänge des Direktoriums. — Umtriebe und Verschwörungen der Anarchisten und Royalisten. — Zerrüttung des Staatshaushaltes.

Die Urheber der Konstitution des Jahres III hatten, über die Gefahren, welche durch die Schrankenlosigkeit der drei ersten Nationalversammlungen für die Freiheit herbeigeführt worden, aufgeklärt, danach gestrebt, die öffentlichen Gewalten, die eine durch die andere, zu begränzen, und keiner derselben einen ausschließenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse einzuräumen. Von den fünf Direktoren sollte, abgesehen von dem jährlichen Austritte eines derselben, keiner über drei Monate lang den Vorsitz in ihrer Mitte führen, und dadurch außer Stand gesetzt werden, seine Bedeutung auf Kosten seiner Kollegen zu vermehren. Die Direktoren konnten von den beiden Räthen angeklagt, aber nicht von ihnen abgesetzt werden. Keiner der Direktoren durfte ein Truppenkommando übernehmen. Obgleich mit der vollziehenden Macht bekleidet, mußten sie sich, bei Ausführung ihrer Anordnungen, an die bestehenden

Civil- und Militairautoritäten und die für dieselben gegebenen Reglements halten. Um die Republik gegen Angriffe von oben her und innen heraus sicher zu stellen, waren die Direktoren, aus den Reihen derjenigen Konventsmitglieder, welche für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten, genommen worden. Eine Wache von 240 Mann schützte das Direktorium vor plötzlichen Ueberfällen, hätte aber, wegen der geringen Anzahl, verfassungswidrige Anschläge von seiner Seite her nicht begünstigen können.

Was die beiden Räthe betrifft, so bedurfte einer des anderen, und jedes Jahr mußte ein Drittheil der Deputirten ausscheiden. Dadurch wurde die Bildung einer Faktion erschwert, welche, wie die Bergpartei im Konvent, die Herrschaft an sich zu reißen versucht gewesen wäre. Die Sitzungen waren öffentlich, aber die Zahl der Zuschauer durfte nicht die Hälfte der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, deren Berathungen sie beiwohnten, überschreiten. An die Stelle der Komiteen, welche im Konvent eine so willkührliche Gewalt ausgeübt hatten, sollten fortan nur temporaire, specielle Kommissionen treten. Die Mitglieder der beiden Räthe waren nicht für unverletzlich erklärt worden, aber ein besonderes Gesetz hatte die Bedingungen der Anklage gegen sie und die Formen der Untersuchung bestimmt. Ein allen Parteieinflüssen möglichst entzogenes Kriminalgericht (haute cour de justice), in einer der ruhigsten Städte Frankreichs, in Vendome, errichtet, sollte über alle unter die Rubrik von Hochverrath fallenden Verbrechen entscheiden. Zur Sicherstellung gegen Aufstände und gewaltsame Einmischung der Faktionen hatte der Rath der Alten das Recht erhalten, die Legislatur aus der Hauptstadt an einen anderen Ort hin zu verlegen. Außerdem war den beiden Räthen eine aus Nationalgardisten aller Departements bestehende Wache von 1500 Mann beigelegt worden.

Es bestand, in Bezug auf die Ernennung der Wahlversammlungen, allgemeines Stimmrecht. Aber zu letzteren, welche die Mitglieder der beiden Räthe wählten, wurden nur diejenigen, welche eine direkte Steuer entrichteten, zugezogen. Die Gerichts- und Verwaltungsbeamten hingen nach den, in der Verfassung von 1791 angegebenen, Normen von der Wahl ab, und wurden nur für eine gewisse Zeit angestellt.

Die politischen Klubs blieben untersagt. Das Petitionsrecht konnte nur persönlich, nicht aber im Namen von Gesellschaften oder Körperschaften, ausgeübt werden. Es war Religionsfreiheit verbürgt, aber kein Kultus wurde vom Staate salarirt. Die Gründung von Tagesblättern

hing nicht von einer obrigkeitlichen Bewilligung ab, und es wurde keine Kaution gefordert.

Diese Bestimmungen hätten, unter anderen Umständen, ohne den düstern Schatten, welcher aus der Vergangenheit hinüberreichte, und ohne den Alles zersetzenden und durchwühlenden Parteikampf, der Erhaltung einer gemäßigten Republik förderlich sein können. Da es aber in jeder Staatsform weniger auf den Buchstaben als auf den sie beseelenden Geist ankommt, so reichten alle diese Begränzungen und Vorsichtsmaßregeln nicht hin, um eine ruhige und stätige Entwickelung hervorzubringen. Die Epoche des Direktoriums sollte zwar nicht von so gewaltigen Ereignissen, wie die des Konvents, erschüttert werden, aber eben so außer Stande sein, eine feste Ordnung zu gründen, und nur als Uebergang zu einer anderen Zeit dienen.

Die fünf Direktoren waren: La Réveillère-Lépaux, der die meisten Stimmen gehabt, Rewbel, Carnot*), Barras, Letourneur. In den beiden Räthen saßen 379 ehemalige Mitglieder des Konvents. Im Rathe der Alten waren die bekanntesten Persönlichkeiten: Lanjuinais, Mathieu Dumas, Legendre, Dussaulx, Barbé-Marbois, Roger-Ducos, Chenier, Tronchet**), Portalis, Dupont de Nemours, Tronçon du Coudray*** u. s. w. Der Rath der Fünfhundert enthielt: Boissy d'Anglas, Sieyès, Merlin de Thionville, Heinrich Lariviere, Louvet, Aubry, Joseph Bonaparte, Gregoire, Daunou, Cambacérès, Dubois-Crancé, Pastoret, Jean Debry, Faure, Lakanel, Tallien u. s. w. Zu diesen kamen nach ihrer Rückkehr aus der österreichischen Gefangenschaft: Camus, Quinette, Lamarque, Bancal und Drouet****).

Die Direktoren hatten sich im Palast Luxemburg niedergelassen. Der Rath der Alten hielt seine Sitzungen in den Tuileries, der der Fünfhundert in der Königlichen Reitbahn (manége du Roi), wo die Konstituante sich versammelt hatte.

Die Mehrheit in den beiden Räthen stimmte, aus Besorgniß vor zu großen Erschütterungen, wenn das Bestehende in Frage gestellt würde, einer gemäßigten Republik bei, aber ohne festes Vertrauen in deren Zu-

*) Carnot war in Sieyès' Stelle, der, um nicht Rewbel zum Kollegen zu haben, abgelehnt hatte, gewählt worden.

**) Einer der drei Vertheidiger Ludwig XVI.

***) Mit Chaveau-Lagarde, Vertheidiger der Königin Marie Antoinette.

****) Derselbe, der Ludwig XVI. Verhaftung in Varennes veranlaßt hatte, und, als Volksrepräsentant zur Armee geschickt, bei der Belagerung von Maubeuge in die Hände der Oesterreicher gefallen war.

kunft zu hegen, und den Blick beständig nach der Schreckenszeit, deren Wiederkehr damals noch nicht für unmöglich galt, zurückgewandt. Es gab aber zwei Parteien, welche der Konstitution vom Jahre III entgegen waren und im Geheimen an deren Sturz arbeiteten. Zu der einen dieser Parteien gehörten Diejenigen, welche unter dem Despotismus des Jakobinerthums gelitten hatten, und an eine Erneuerung der Monarchie, als an den einzigen Hafen, welcher Frankreich Ruhe versprach, dachten. Zu ihnen gehörten zwei hervorragende Führer der alten Gironde, Lanjuinais und Heinrich Lariviere, und mehre andere ehemalige Republikaner. Auf der entgegengesetzten Seite stand eine Anzahl entschiedener Jakobiner, welche sich zwar, wie Tallien, Dubois-Crancé, am 9. Thermidor gegen Robespierre erhoben, seitdem aber wieder dem Terrorismus zugeneigt hatten. Diese beiden Parteien bekämpften sich in- und außerhalb der gesetzgebenden Versammlungen, und warfen sich gegenseitig die Absicht, die Verfassung von 1791 oder die von 1793 einführen zu wollen, vor.

Die Klubs, mit ihrer früheren Organisation, Oeffentlichkeit und Verbindung unter einander, waren von der neuen Gesetzgebung ausdrücklich untersagt worden. Die Regierung hatte jedoch nicht das Entstehen politischer Vereine und Zusammenkünfte, sobald diese nicht die verbotenen Merkmale an sich trugen, verhindern können. Es bildeten sich zwei Klubs, der von Clichy und der des Pantheons*), die für den Ausdruck der beiden äußersten Parteien galten, welche, obwohl in entgegengesetzter Absicht, die bestehende Verfassung bekämpften.

Im Klub von Clichy, nach der Straße dieses Namens genannt, begegneten sich die Vertreter der royalistischen Partei, welche zwar nicht die Wiederherstellung der vor 1789 bestandenen Einrichtungen, aber die Erneuerung des Thrones beabsichtigten. Einige unter den Führern dieses Vereines ließen sich in geheime Verbindung mit dem sich damals noch in Verona befindlichen Prätendenten, dem Grafen von Lille, ein, und suchten ihn über die wahre Gesinnung des französischen Volkes und über die Unmöglichkeit einer Restauration im Sinne der vorrevolutionairen Institutionen, aufzuklären. Im Klub des Pantheons kamen nicht blos die Demokraten und Republikaner, sondern auch die Ueberreste der Jakobiner und Terroristen zusammen, deren Feldgeschrei Wiedereinsetzung eines Konvents und Einführung der ochlokratischen Konstitution von 1793 war. Unter den royalistischen Journalen wurde besonders die von Michaud

*) Letzterer versammelte sich nicht unmittelbar im Pantheon selbst, sondern in dessen Nähe, in dem ehemaligen Stift St. Genevieve.

gegründete „Quotidienne" bemerkt, welche lange das Panier der Legitimität emporgehalten hat, zu welcher Laharpe, Suard, Fontanes Beiträge lieferten. Die extrem-demokratische Richtung vertrat das schon früher erwähnte Blatt: „Tribun du Peuple" genannt, welches von Babeuf, der eine sociale Revolution als Ergänzung der politischen für nothwendig hielt, herausgegeben wurde.

Das Direktorium suchte die sich bekämpfenden Gegensätze für das Ganze, so viel als möglich, unschädlich zu machen, und die extremen Parteien in Schranken zu halten. Es stand, den Antecedentien seiner Mitglieder gemäß, den Royalisten allerdings noch ferner als den Jakobinern, fürchtete aber letztere, die unternehmender waren, mehr. Im Wesentlichen strebte es dahin, das eben Bestehende zu erhalten, und alle Angriffe auf dasselbe, von welcher Seite sie auch kommen mochten, abzuwehren. Die Jakobiner wurden von ihm anfänglich strenger als die Royalisten überwacht, weil von ersteren die nächste Gefahr drohte. Als jedoch später, nachdem der Demagogie die letzten Zähne ausgebrochen worden, der Royalismus kühner sein Haupt erhob, wurde ihm mit einer Härte begegnet, die bewies, wie sehr die neuen Machthaber die Möglichkeit einer Rückkehr zum Alten fürchteten.

Außer der Aufmerksamkeit auf das Parteitreiben wurde die Thätigkeit des Direktoriums in der ersten Zeit besonders von den inneren Verwaltungsangelegenheiten in Anspruch genommen. Da die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, im Vergleich zum Anfange der Revolution, sehr nachgelassen hatte, so war eine große Menge der aus der Wahl hervorgehenden Beamtenstellen unbesetzt geblieben. Die Ernennungen dazu wurden jetzt (16. November 1795) von den beiden Räthen dem Direktorium, welches die einzelnen Geschäfte, wie früher der Wohlfahrtsausschuß, unter seine Mitglieder vertheilt hatte, und nur bei Dingen von allgemeiner Bedeutung zu gemeinsamer Berathung zusammentrat, überlassen. Die Leitung des Kriegswesens war Carnot, der Finanzen Rewbel, der Polizei Barras u. s. w. überlassen worden. Das dem Direktorium beigelegte Recht der Beamtenernennung vermehrte dessen Einfluß, setzte dasselbe aber auch bei der Ausführung vielen Mißgriffen aus, und trat einem der wesentlichsten Zwecke der ersten Nationalversammlung, welche, durch die den Kommunen überlassene Wahl der Lokalbehörden, das Volk zur Leitung seiner Angelegenheiten hatte heranbilden wollen, hemmend entgegen.

Die Finanzen waren der Krebsschaden, der an der Revolution, wie an der alten Monarchie, nagte. Ungeachtet der massenhaften Säkulari-

sirungen und Konfiskationen so vieles geistlichen und adeligen Besitzes, war der Schatz immer leer geblieben, und hatten die Ausgaben die Einnahmen überstiegen. Die unteren Volksklassen waren durch die neuen Einrichtungen offenbar auf die Bahn zur Erwerbung größeren Wohlstandes geführt worden, aber der Staat schien eben so unvermögend wie unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. zu sein, und konnte seine Bedürfnisse nur durch außerordentliche Maßregeln befriedigen. Das Direktorium schlug eine Zwangsanleihe von 600 Mill. Fr., in baarem Gelde oder in Assignaten zum hundertsten Theile ihres Nennwerthes berechnet, vor, zu deren Erhebung es, ungeachtet des Widerspruches vieler einzelnen Stimmen, von den beiden Räthen ermächtigt wurde (9. December 1795).

Nach dem Tode des jungen Dauphin war öfters davon die Rede gewesen, dessen Schwester, die Prinzessin Marie Thereſia, aus dem Temple zu entlassen, und ihren österreichischen Verwandten zu übergeben. Die französische Regierung hätte, da die Tochter Ludwig XVI. schon nach den Grundsätzen der alten Monarchie keine öffentliche Stellung für sich in Anspruch nehmen konnte, gegen ihre Freigebung nichts einzuwenden gehabt. Kaiser Franz II. würde hierzu ebenfalls gern die Hand geboten haben, glaubte aber, da die französische Republik von ihm nicht anerkannt worden, mit den revolutionairen Behörden in keine unmittelbare Verbindung treten zu können. Es ward endlich der Ausweg einer Militairkonvention, da Verhandlungen der Art die politischen Fragen nicht berühren, gewählt. Clairfayt und Pichegru kamen überein, die Tochter Ludwig XVI. gegen mehre in den österreichischen Gefängnissen befindliche Franzosen auszuwechseln. Es waren dies, außer den oben genannten Konventsmitgliedern: Camus u. s. w., zwei französische Diplomaten: Maret, unter Napoleon Herzog von Bassano, und der Marquis von Semonville, die, mit einer Mission nach Neapel und Konstantinopel beauftragt, in Graubünden von den Oesterreichern aufgehoben worden waren.

Die Prinzessin Marie Thereſia war bis zu der Zeit, wo, in Erwartung der baldigen Auswechslung, mehre royalistische Damen*) zu ihr gelassen wurden, mit dem Schicksal ihrer Mutter, ihrer Muhme und ihres Bruders ganz unbekannt geblieben. Das königliche Geschwisterpaar hatte, nachdem Marie Antoinette in die Conciergerie abgeführt worden

*) Zu ihnen gehörte Fräulein Pauline de Tourzel, Tochter der Oberaufseherin der Kinder von Frankreich, welche die königliche Familie auf der Flucht nach Varennes begleitet hatte.

(1. August 1793), nie ein Wort mit einander wechseln können. So geheimnißvoll streng war die Behandlung der Kinder Ludwig XVI., selbst nach dem Sturze Robespierre's, gewesen. Am 18. December (1795) wurde die Prinzessin aus dem Temple entlassen, und nach Basel gebracht, von wo sie sich nach Wien begab.

Was die übrigen französischen Bourbonen betrifft, so waren die beiden Söhne des hingerichteten Herzoges von Orleans, die Herzöge von Montpensier und Beaujolais, in Marseille gefangen zurückgehalten worden. Ein von ihnen unternommener Fluchtversuch mißlang. Sie wurden im November 1796 freigegeben, mußten sich aber nach Amerika, wohin sich auch ihr ältester Bruder begeben hatte, einschiffen. Ihre Mutter, die verwittwete Herzogin von Orleans, die Herzogin von Bourbon und der Prinz von Conti*) wurden im September 1797 nach Spanien entlassen. Bis zu der Hinrichtung des unglücklichen Herzoges von Enghien hat kein Bourbon das französische Gebiet mehr betreten.

Der Kampf zwischen den beiden extremen Parteien, der Reaktion und der Demagogie, brach in den beiden Räthen und in der Presse bei jeder Gelegenheit aus. Die revolutionaire Partei siegte bei der Frage: ob die Feier des Tages der Hinrichtung Ludwig XVI. aufzuheben oder beizubehalten sei? — unterlag aber bei den Verhandlungen über Maßregeln zur Erhaltung der inneren Ruhe. Das Direktorium setzte die Errichtung eines besonderen Polizeiministeriums, zu welchem der sehr befähigte und thätige Cochon L'Apparent ernannt wurde, durch. Nachdem mehre politische Vereine, sowohl royalistische als demokratische, wegen ihrer Angriffe auf die Verfassung unterdrückt worden, nahmen die beiden Räthe einen Gesetzesvorschlag, welcher Aufforderungen zur Wiederherstellung des Königthums oder der Konstitution von 1793 mit Tod oder Deportation bedrohte, an. Nicht blos vorbereitende Maßregeln zur Ausführung solcher Absichten, sondern auch in diesem Sinne geschriebene Flugblätter und Zeitungsartikel konnten mit denselben Strafen belegt werden. Durch diese Bestimmungen ward die vorher principiell anerkannte Preßfreiheit sehr beschränkt.

Die Gesetze gegen die Ausgewanderten waren auch nach Robespierre's Sturz unverändert beibehalten worden. Dessen ungeachtet hatte eine große Menge von zu dieser Kategorie gehörigen Personen ihre Hei-

*) Die genannten fürstlichen Personen waren, ungeachtet des revolutionairen Fanatismus, wegen ihrer Wohlthätigkeit, auf ihren Besitzungen sehr beliebt geblieben.

math wiederbetreten. Die grausamen Verordnungen des Konvents wurden, ohne ausdrücklich aufgehoben zu sein, in der Ausführung gemildert. Vielen Ausgewanderten war es gelungen, durch Verwendungen ihrer Freunde bei den Machthabern in Paris, die Ausstreichung von der Emigrantenliste zu bewirken. Bei der in allen Verwaltungszweigen herrschenden Unordnung, der mangelhaften Führung der Register, den Irrthümern und Fahrlässigkeiten in Bezug auf persönliche Nachweise, war es den zurückgekehrten Ausgewanderten oft leicht geworden, diese Qualität abzuläugnen, und zu behaupten, daß ihr Aufenthalt im Auslande nicht unter die von den Gesetzen für strafbar erklärten Fälle gehört habe. Manchen unter ihnen war es auf diese Art gelungen, wieder in den Besitz ihrer mit Beschlag belegten, aber unverkauft gebliebenen, Güter zu kommen. Die Royalisten in den beiden Räthen wünschten jetzt die Entscheidung über die Frage, ob die gegen die Ausgewanderten erlassenen Gesetze auf einen in sein Vaterland zurückgekehrten Franzosen anzuwenden wären oder nicht, den Gerichten überlassen zu sehen, weil von diesen mehr Unparteilichkeit und Milde als von den früher, zu diesem Zweck eingesetzt gewesenen, außerordentlichen Kommissionen zu erwarten war. Die revolutionaire Partei brachte es aber dahin, daß diese damals sehr wichtige Angelegenheit dem Ermessen des Direktoriums anheim gestellt wurde.

Es hatte sich unterdessen ein weit verzweigtes Komplott gegen die bestehende Ordnung der Dinge, unter Leitung der socialistischen Republikaner: Grachus Babeuf*), Buonarotti**), d'Arthes, Fontenelle u. s. w., entsponnen. Der „Tribun du Peuple“ und der Klub des Pantheon's waren die Organe dieser Konspiration, in welche eine Menge ehemaliger Jakobiner eingetreten war. Der nächste Zweck war: Sprengung der beiden Räthe, des Direktoriums, und Einführung der Konstitution von 1793. Babeuf dachte dann, wenn dies gelungen sein würde, seinen Plan einer gleichmäßigen Gütervertheilung zu verwirklichen. Mehre Bataillone der militairisch organisirten pariser Polizei — „legion de police“ genannt — waren von den Verschworenen gewonnen worden. Es bestand ein militairischer Ausschuß, an dessen Spitze der General Rossignol, welcher während der Schreckenszeit gegen die Vendeer

*) Babeuf hatte diesen Vornamen, weil er eine gleiche Vertheilung der Ländereien bezweckte, angenommen.

**) Ein Toskaner, seiner Aussage nach zu der Familie des großen Michelangelo gehörig, hatte, wegen politischer Umtriebe, nach Korsika flüchten müssen, und war von da nach Paris gekommen.

kommandirt hatte, gestellt war. Viele bekannte ehemalige Konventsmitglieder: Amar, Robert Lindet, Javoques, Drouet u. s. w., waren dem Komplott beigetreten. Barrère und Babier sollen von ihrem Versteck aus mit demselben in Verbindung getreten, und selbst Barras, Tallien und Freron ihm nicht fremd gewesen sein. Mehre tausend Personen waren durch geheime Sendlinge für das Unternehmen gewonnen worden, und warteten nur auf ein Zeichen zur Erhebung, aber die große Mehrheit der vorstädtischen Bevölkerung hatte sich nicht betheiligt.

Der Polizeiminister Cochon L'Apparent war durch einen, an seinen Gefährten zum Verräther gewordenen Verschworenen, Namens Grisel, in alle Irrgänge des Komplotts eingeweiht worden. Babeuf wurde im Mai (1796) mit den vertrautesten seiner Helfershelfer verhaftet, und unter seinen Papieren ein umständlich ausgearbeiteter Plan zum Umsturz des Bestehenden gefunden. Er läugnete, im Vertrauen auf seine Sache und die vorausgesetzte Hülfe des Volkes, weder seinen Zweck, noch die anzuwendenden Mittel, und erließ ein Schreiben an das Direktorium, in welchem er sich bereit erklärte, mit demselben, wie eine Macht mit einer anderen, wie er sich ausdrückte, unterhandeln zu wollen. Das Direktorium ließ, um das Publikum mit Babeuf's Vermessenheit bekannt zu machen, dessen Erklärung im Moniteur erscheinen und die Verhafteten vor den Hohen Gerichtshof in Vendome stellen.

Das Direktorium hatte die Auflösung und Entwaffnung der Polizeilegion angeordnet, und von den beiden Räthen die Ermächtigung zur Herbeiziehung von 10,000 Mann Linientruppen erhalten. In der Ebene von Grenelle bei Paris wurde ein Lager gebildet. Die Jakobiner wollten hierauf die Direktoren im Luxemburg aufheben, und die Soldaten im Lager auf ihre Seite ziehen. Beides mißlang (9. September 1796). Drouet, der am Vorabend der Abführung nach Vendome entkommen, ward zu Pferde unter den Verschworenen gesehen. Tallien hatte sich ebenfalls, obwohl in weniger auffallender Weise, in der Nähe befunden. Mehre unter den Jakobinern wurden von den Soldaten alsbald niedergemacht oder verwundet, einhundertundzweiunddreißig aber ergriffen. Letztere wurden einer Militairkommission übergeben, die drei von ihnen, ehemalige Konventsmitglieder: Huguet, Cusset und Javoques, erschießen ließ. Von dem Hohen Gerichtshofe in Vendome wurden Babeuf und d'Arthes zum Tode, Buonarotti*) und sechs Andere zur De-

*) Buonarotti, der später in Paris Musikunterricht ertheilte, ist daselbst erst unter der Juliusmonarchie gestorben. Seine socialistischen Schriften haben in England mehr Beifall als in Frankreich gefunden.

portation verurtheilt, Robert Lindet, Drouet, Rossignol und einige fünfzig Andere aber freigesprochen. Babeuf und d'Arthes suchten, obwohl vergeblich, im Gefängniß Hand an sich zu legen, und wurden in Vendome hingerichtet (27. Mai 1797). Sie starben mit dem während der Revolution von den Opfern in allen Parteien dargelegten Muthe.

Fast zu derselben Zeit, in welcher die Jakobiner die Verfassung des Jahres III zu beseitigen suchten, war von Royalisten der Plan zu einer Wiederherstellung der Monarchie, aber mit noch unendlich weniger Mitteln zur Ausführung, gefaßt worden. Die schwankende Haltung des Direktoriums, welches in den Augen der Einen für eine Fortsetzung der Konventskomiteen, in denen der Anderen für ein Werkzeug der Kontrerevolution galt, der Parteikampf in den beiden Räthen und der Presse, die zunehmende Gleichgültigkeit des Volkes gegen das öffentliche Leben, hatten manche Anhänger des Königthums mit übertriebenen Hoffnungen auf dessen baldige Erneuerung erfüllt. Ein Mann von lebhafter Einbildungskraft, aber beschränktem Urtheil, de la Villeheurnois, vor 1789 Berichterstatter*) über die beim Staatsrath einlaufenden Gesuche, trat mit dem ihm gleichgesinnten Abbé Brottier zur Bildung eines royalistischen Komplotts zusammen. Brottier kannte einen ehemaligen Officier, Namens Duverne de Presle, und zog ihn in das Geheimniß. Letzterer behauptete, ein Sendling des Prätendenten, Grafen von Lille, und von ihm mit der Gründung royalistischer Vereine beauftragt zu sein. Ein Baron von Poli, und eine Anzahl anderer Personen, ungefähr zweiundzwanzig, schlossen sich nach und nach an. Die Seele des Ganzen blieb aber Duverne de Presle, der vorgab, in den beiden Räthen, unter den Ministern, in der Nationalgarde Gesinnungsgenossen und Anhänger zu besitzen. Die Verschworenen entwarfen, im Namen Ludwig XVIII. Proklamationen, fertigten Listen zu Belohnung und Bestrafung, zu Ernennung von Aemtern an und trieben dies Spiel mit einer Zuversicht, als wenn der Erfolg unausbleiblich gewesen wäre. Zuletzt fiel Poli auf den unglücklichen Gedanken, zwei republikanisch gesinnte Militairs, Ramel**), Befehlshaber der Grenadiere der beiden Räthe, und Malo, Oberst des 21. Dragonerregiments, gewinnen zu wollen. Durch sie wollte man sich der Personen der Direktoren bemächtigen. Beide Officiere hatten die anarchische Faktion, weshalb die Royalisten auf sie aufmerksam geworden, bekämpft und die Soldaten der Wache des Luxemburg und des Lagers von

*) Maître des Requêtes.

**) Nicht mit dem Finanzminister desselben Namens zu verwechseln.

Grenelle am 9. September in ihrer Pflicht erhalten. Ramel und Malo waren aber, obgleich den Jakobinern entgegen, keineswegs zur Wiederherstellung der Monarchie geneigt. Sie nahmen die Eröffnungen der Verschwörer mit scheinbarem Beifall auf, verleiteten dieselben zu einer Zusammenkunft in Malo's Wohnung, und ließen am Schluß der Unterredung de la Villeheurnois, Brottier, Duverne de Presle und Poli verhaften (30. Januar 1797). Aus den bei diesen gefundenen Papieren wurden die weiteren Pläne und übrigen Mitwisser entnommen. Drei von ihnen wurden vor den Hohen Gerichtshof in Vendome gestellt, vier von einer Militairkommission zum Tode verurtheilt, die Strafe aber in Gefängniß gemildert (7. April 1797).

Die reaktionaire Partei in den beiden Räthen hatte zwar das royalistische Komplott nicht geradezu gebilligt, aber dessen Theilnehmer entschuldigt, und, statt des Ausnahmsverfahrens gegen sie, ihre Stellung vor die Geschworenen, von welchen sie in jenem Augenblick vielleicht ganz frei gesprochen worden wären, verlangt. Die Royalisten griffen unaufhörlich das Dekret vom 3. Brumaire (25. Oktober), die vom Konvent erlassene Amnestie enthaltend, an, und verlangten, daß alle Terroristen davon ausgeschlossen werden sollten. Diese oft wiederkehrende Frage fiel immer wie ein Zankapfel zwischen die Parteien nieder.

Manche unter den Gegnern des Direktoriums argwohnten, daß die letzte Verschwörung im Luxemburg selbst, um auf die bevorstehenden Wahlen *) einzuwirken, angeregt worden sei. In der That wurden, in die Stelle des aus der Volksvertretung scheidenden Drittheils, viele Royalisten gewählt. Obgleich die Regierung es bei den Wahlen weder an Bestechungen noch Einschüchterungen hatte fehlen lassen, so war ihr Anhang in den beiden Räthen dennoch schwächer geworden.

Mitten unter den Kämpfen, welche von Hoffnung und Besorgniß, Ehrgeiz und Parteiwuth angefacht wurden, trat immer wieder die Zerrüttung des Staatshaushaltes, als das bedenklichste aller Uebel, hervor. Die von dem Direktorium ausgeschriebene Zwangsanleihe von 600 Mill. Francs war bald verbraucht gewesen. Es waren für 45,000 Mill. Fr. Assignaten angefertigt worden, die vom 9. Thermidor an immer tiefer sanken. Mit dieser Entwerthung war der Preis aller Dinge unerhört in die Höhe gegangen. Im Jahre 1795 wurden für 20 Franken Gold 3000 Fr. in Assignaten bezahlt. Ein Pfund Licht kostete 140 — Seife 230 — Zucker 400 Fr. Am 19. Januar wurden die zur Assig-

*) Sie fingen den 9. April 1797 an und waren erst Mitte Mai beendigt.

natenanfertigung nöthigen Maschinen verbrannt. Das Direktorium kündigte die Ausgebung eines neuen Papiergeldes, Territorialmandate genannt, an. Es wurden alsbald für 2400 Mill. Fr. Territorialmandate in Umlauf gesetzt. Das Gesetz vom 18. März 1796 (28. Ventose des Jahres IV) verordnete ihre Annahme bei Privatzahlungen wie in den öffentlichen Kassen, hypothecirte sie auf die noch unverkauft gebliebenen Nationalgüter, und bedrohte diejenigen, welche gegen sie öffentlich sprechen, schreiben oder sie sonst in Verruf bringen würden, mit gerichtlicher Verfolgung. Da man aber wußte, daß das kursirende Papiergeld schon seit Jahren von aller Sicherheit entblößt war, und da auf der Zurückweisung der Territorialmandate nicht, wie bei den Assignaten unter der Schreckensherrschaft, die Todesstrafe stand, so weigerten sich die Producenten in den meisten Fällen, dieselben anzunehmen. Sie flossen, als Steuerentrichtung, in die Staatskassen zurück, die sich mit Bergen werthlosen Papiergeldes anfüllten. Das Direktorium selbst war genöthigt, manche seiner Ausgaben, namentlich für die Verpflegung von Paris, mit baarem Gelde zu bestreiten. Ende Oktober 1796 galten 3 Franken in Metall so viel wie 100 Franken in Territorialmandaten. Eine große finanzielle Erschütterung war unvermeidlich geworden, wurde aber von dem sich wieder mit aller Macht erhebenden Kriegssturm übertönt.

---

7. Kriegsereignisse der Jahre 1796 und 1797 bis zu den Friedenspräliminarien von Leoben.

Frankreichs Stellung zum Auslande war jetzt sehr verschieden von der von 1792, beim Ausbruch des allgemeinen Krieges, geworden. Spanien, Preußen, das nördliche Deutschland hatten sich von der Koalition losgesagt. Belgien war mit der siegreichen Republik vereinigt, und Holland von ihr abhängig geworden. England vermochte, nachdem es sich in den Niederlanden in vergeblichen Kämpfen erschöpft hatte, Frankreich nur zur See und in den Kolonieen, wo aber nie die entscheidenden Würfel über das Geschick Europa's fallen konnten, zu bekämpfen. Oesterreich, von dem übrigen Deutschland, mit Ausnahme einiger süddeutschen Staaten, verlassen, mußte seine Macht theilen, um den französischen Waffen zugleich an der deutschen und italienischen Gränze entgegentreten zu können. Nachdem die Franzosen im Norden, an der Sambre und

Maas, vollständig gesiegt, und im Osten und Westen, von Preußen und Spanien, nichts mehr zu besorgen hatten, war es ihnen möglich geworden, ihre Blicke nach dem Süden hin, nach dem Po und der Adda, zu richten, und an die Eroberung Italiens, seit Jahrhunderten so oft von ihnen, und immer ohne dauernden Erfolg versucht, zu denken.

Das Direktorium sah, bei der in den beiden Räthen gegen dasselbe zunehmenden Opposition, und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen die neue Verfassung, in einer kräftigen Führung des Krieges das einzige Mittel, sich selbst zu erhalten. Carnot entwarf den Kriegsplan, vermöge dessen drei französische Heere, eines vom Niederrhein, ein zweites vom Oberrhein, ein drittes von der piemontesischen Gränze her, gleichzeitig vordringen, sich im südlichen Deutschland die Hand reichen, und auf Wien losgehen sollten. Zwei Generale, von welchen schon Schlachten gewonnen worden, und ein dritter, der sich bisher nur in untergeordneten Stellungen ausgezeichnet hatte, aber dazu bestimmt war, alle Vorgänger und Nebenbuhler zu überragen, wurden an die Spitze dieser Heere gestellt. Jourdan behielt den Oberbefehl über die bisherige Sambre- und Maasarmee, die jetzt am Niederrhein stand. Moreau ward, in des verdächtig gewordenen und entlassenen Pichegru Stelle, über die Rheinarmee, Bonaparte über die italienische Armee gesetzt. Kellermann war, von Bonaparte unabhängig, dazu bestimmt, mit der Alpenarmee die Zugänge der Dauphiné und Savoyens besetzt zu halten.

Bonaparte, dem jetzigen Direktor Barras schon von früher her vortheilhaft bekannt, hatte sich dessen Gunst, durch seine eheliche Verbindung mit Josephine de la Pagerie, der Wittwe des Generals Beauharnais, einer der Zierden der Gesellschaft des Palastes Luxemburg, in noch verstärktem Maße erworben, und war außerdem von Carnot, der selbst kein Feldherr, aber ein großer Kenner des Kriegswesens war, lebhaft empfohlen worden. Diesen beiden Männern, deren einer von Bonaparte später gestürzt, der andere lange zurückgesetzt werden sollte, verdankte der sechsundzwanzigjährige General seine Ernennung, zu welcher ihn seine vor Toulon und am 13. Vendemiaire geleisteten Dienste allein nicht erhoben haben würden.

Nach dem Siege bei Loano war die italienische Armee den Winter von 1795 zu 1796 über, auf dem Kamme kahler Berghöhen und in unfruchtbaren Thalgründen, thatenlos stehen geblieben. Der Boden, auf welchem sie lag, reichte zu ihrer Verpflegung nicht hin, aus Frankreich langte nur spärliche Unterstützung an, und der Soldat, schlecht verpflegt,

häufig baarfüßig und zerlumpt, von Müſſiggang und Langerweile gedrückt, fing ſeine frühere Rührigkeit und Thatenluſt zu verlieren an.

Unter ſolchen Umſtänden langte Bonaparte am 25. März (1796) im Hauptquartier zu Nizza an. In ſeiner Kriegskaſſe befanden ſich nur 40,000 Fr. baar, und eine Million in Wechſeln, die aber nicht einmal alle angenommen wurden. Er war von Murat, Berthier, Duroc, Junot und Marmont begleitet. Soldaten und Volk wurden bei dem erſten Anblick des Generals von keinem weiſſagenden Gedanken über deſſen bevorſtehende Größe ergriffen. Seine kleine Geſtalt, ſein mageres Antlitz, deſſen auffallende Züge unter einem mächtigen Haarwuchs noch ſchärfer hervortraten, ſein finſterer Blick, der ſich erſt unter dem Strahl des Glückes aufzuklären anfing, riefen mehr Befremdung als Vertrauen hervor. Bonaparte war damals, im Gegenſatz zu der ſpäter verbreiteten Meinung, welche ſeine Anfänge übertrieben hat, nur im Kriegsminiſterium, und ſeit dem 13. Vendemiaire in Paris, aber nicht in der Armee überhaupt bekannt. Das Kommando einer Batterie vor Toulon, und der Artillerie unter Dumerbion, hatten nicht hingereicht, um ſeinem Namen, unter dem ungeheuren Kriegsgetümmel jener Zeit, eine allgemeine Geltung zu verſchaffen. Auch war die italieniſche Armee, wie ſie Bonaparte 1794 gekannt hatte, durch die Vereinigung mit der Weſtpyrenäenarmee weſentlich umgeſtaltet worden.

Bonaparte fand bei der italieniſchen Armee ein höchſt ausgezeichnetes Perſonal, Diviſionschefs wie Maſſena, Augereau, Serrurier, Laharpe, die ſchon viele Proben ihrer Befähigung abgelegt hatten, und höhere Officiere wie Lannes, Victor, Joubert, Vaubois, Kilmaine u. ſ. w., von denen mehre ſpäter zu den erſten militairiſchen Stellen emporgeſtiegen ſind, vor. Nachdem Bonaparte mit den ihm zunächſt ſtehenden Generalen eine Konferenz abgehalten, und ihnen ſeinen Kriegsplan im Allgemeinen mitgetheilt hatte, fühlten Alle, daß er nicht nur dem Range, ſondern auch dem Genie nach der Erſte unter ihnen war. Am andern Tage erließ er eine Proklamation an das Heer, die den Geiſt der Kraft und Zuverſicht athmete, und die Soldaten für den jungen General einnahm.

Abgeſehen von Bonaparte's großen Gaben, ſtimmten die Umſtände wunderbar günſtig überein, um das Kommando über die italieniſche Armee für ihn folgenreich zu machen. Er war mit dem Boden, auf welchem er kämpfen ſollte, genau bekannt, denn er hatte ſchon früher einen Entwurf zur Eroberung Oberitaliens ausgearbeitet. Dann übten die in Italien erfochtenen Siege, wegen der an dieſem Lande haftenden großen

Erinnerungen, auf die Einbildungskraft des französischen Volkes einen zauberischen Einfluß aus. Kein anderer Schauplatz würde Bonaparte's Namen, selbst bei gleichen Thaten, in diesem Grade verherrlicht haben.

Die italienische Armee war 43,000 Mann, mit 4000 Pferden und 60 Geschützen, stark. Der österreichische Feldmarschall Beaulieu vereinigte 37,000 Oesterreicher, 20,000 Sardinier und 1500 Neapolitaner, mit einem Artilleriepark von 148 Kanonen, unter seinem Befehl. Ihm zunächst standen die Generale Sebottendorf und d'Argenteau. Die Sardinier wurden von dem General Colli kommandirt. Ein mit ihnen vereinigtes Korps Oesterreicher wurde von dem General Provera geführt. Beaulieu hatte sich in früheren Jahren rühmlich hervorgethan, war aber jetzt schon über siebenzig Jahre alt. Obgleich es der österreichischen Armee nicht an tapferen und erfahrenen Officieren fehlte, so besaßen dieselben doch nichts von dem Feuer und der Thatenlust, welche in allen Schichten der italienischen Armee schlummerte, und von Bonaparte nur geweckt zu werden brauchte.

Obgleich die Verbündeten um ein Beträchtliches stärker als die Franzosen waren, so wußten sie, indem sie ihre Macht nicht zusammenzogen, von dieser Ueberlegenheit keinen Gebrauch zu machen. Beaulieu wollte keine entscheidenden Schläge wagen, sondern für den Augenblick nur die Defiléen an der piemontesischen und genuesischen Gränze einnehmen, um so den Krieg mit Sicherheit fortsetzen zu können. Bonaparte war dagegen entschlossen, die Alpenpässe zu umgehen, bei der Quelle der Bormida in Piemont einzudringen, und, da es zwischen diesem und der Lombardei keine natürliche Gränze giebt, auf Mailand loszugehen. Beaulieu und Bonaparte brachen gleichzeitig zur Erfüllung ihrer Pläne auf. D'Argenteau, welcher den rechten Flügel der österreichischen Armee kommandirte, griff, um sich die Straße nach Savona zu öffnen, die Franzosen bei Montenotte (11. April) an, und warf ihre Vorposten zurück, wurde aber von dem Obersten Rampon, der seinen Soldaten mitten im Feuer den Eid abnahm, eher zu sterben als zu weichen, aufgehalten. Rampon's hartnäckiger Widerstand machte es Bonaparte möglich, am anderen Tage mit drei Divisionen einzutreffen, vor welchen d'Argenteau sich, nachdem er beträchtlich gelitten, zurückziehen mußte. Montenotte wurde von den Franzosen am folgenden Tage (12. April) genommen. Dies war der erste Versuch, welchen Bonaparte mit seinen Soldaten anstellte, und der vollkommen gelang. Er wußte jetzt, was er von ihnen fordern und erwarten konnte. Der Oberst Rampon hatte, in einer noch nicht ganz vollendeten Redoute, mit 1500 Mann einer zehnmal stärkeren

öſterreichiſchen Angriffskolonne, faſt einen ganzen Tag lang, widerſtanden. Am 13. April ſtieß Bonaparte bei Milleſimo auf das öſterreichiſche Korps unter Provera, welches, von Augereau unaufhörlich beſtürmt, ſich auf das Bergſchloß Coſſeria zurückzog, und ſich am anderen Tage aus Mangel an Lebensmitteln ergab. Am 14. April ſprengte Bonaparte die Oeſterreicher und Sardinier bei Dego auseinander. An dieſem Tage zeichnete ſich Lannes, damals Bataillonschef, ſpäter Marſchall und Herzog von Montebello, vor Allen aus. Die Oeſterreicher und Sardinier waren jetzt von einander getrennt, und hatten ſeit dem 14. April 10,000 Mann und 40 Kanonen verloren. Es war dies eine ununterbrochene Reihe von Gefechten geweſen, die, obgleich ſie beſondere Namen führen, im Grunde ein Ganzes ausmachten.

Bonaparte ließ die zurückweichenden Oeſterreicher durch Laharpe verfolgen, und wandte ſich mit ſeiner übrigen Macht gegen die Sardinier, die unter Colli bei Ceva ſtanden. Mit Ungeſtüm angegriffen, wich Colli bis an die Curſaglia zurück (17. April), wo er am 20. April einen Angriff der Franzoſen zurückwies. Anſtatt in dieſer vortheilhaften Stellung auszuharren, zog Colli, auf Beaulieu's Hülfe und Annäherung rechnend, demſelben entgegen, verſpätete ſich aber, ward von Bonaparte auf dem Marſche überraſcht, und bei Mondovi geſchlagen (22. April). Der König Viktor Amadeus III. von Sardinien erſchrak und glaubte, die Franzoſen ſchon vor Turin zu ſehen. Er ließ Bonaparte einen Waffenſtillſtand antragen, welchen dieſer, gegen Ueberlieferung der Feſtungen Coni, Tortona, Ceva, Aleſſandria an die Franzoſen, gegen die Bedingung, die piemonteſiſchen Milizen zu entlaſſen und die franzöſiſchen Truppen zu verpflegen, annahm. Am 15. Mai kam zwiſchen Sardinien und der Republik ein Friedenstraktat zu Stande. Das Herzogthum Savoyen*) und die Grafſchaft Nizza**) waren zwar längſt mit dem franzöſiſchen Gebiet vereinigt worden, wurden aber jetzt von Sardinien förmlich abgetreten.

Noch hatte keiner der republikaniſchen Generale in ſo kurzer Zeit ſo große Vortheile davon getragen, und den Feind ſo raſch zum Frieden und zur Annahme demüthigender Bedingungen gezwungen. Die Verluſte der Franzoſen waren ebenfalls bedeutend geweſen, beſonders an Generalen***), die ſich aber, bei der Menge talentvoller Officiere, leichter

*) Zum Departement Montblanc am 27. November 1792 erklärt.

**) Departement der Seealpen durch das Dekret des Konvents v. 4. Febr. 1793.

***) Vom 11. bis 14. April waren die franzöſiſchen Generale Ramel, Quentin, Cauſſe, Bounel und Stenzel gefallen.

als in anderen Armeen ersetzen ließen. Der Abgang an Mannschaft wurde sehr bald aus den zwischen Nizza und Grenoble liegenden Depots ergänzt.

Beaulieu mußte, nachdem er von den sardinischen Truppen verlassen worden, sich darauf beschränken, die Uebergänge über den Po zu bewachen. Bonaparte täuschte den österreichischen Feldherrn, indem er unerwarteter Weise bei Piacenza auf das linke Ufer dieses Flusses überging. Das von den Franzosen gewonnene Gefecht bei Codogno*) (8. Mai) zwang Beaulieu, den Rückzug nach der Adda und dem Mincio anzutreten.

Nach dem Vorgange Sardiniens suchte jetzt auch Parma den Sieger durch Unterwerfung zu versöhnen. Der Herzog dieses Landes, Ferdinand von Bourbon, Infant von Spanien, war 1793 der Koalition gegen Frankreich, aber ohne an ihr einen thätigen Antheil zu nehmen, beigetreten. Bonaparte warf ihm vor, sich nicht in den, zwischen Spanien und der Republik in Basel abgeschlossenen, Frieden haben aufnehmen zu lassen, und drohte ihn mit Krieg zu überziehen. Parma mußte einen Waffenstillstand mit großen Opfern, mit Erlegung von Kriegskosten, Lieferung von Pferden und Getreide, erkaufen (8. Mai). Neu, seit den Zeiten der Römer nicht mehr gesehen, war die dem Herzoge auferlegte Bedingung, zehn der schönsten Gemälde seiner Gallerie an Frankreich auszuliefern. Seitdem wurden von Bonaparte, bei den Verträgen mit den italienischen Fürsten und Republiken, immer Statuen, Bilder, seltene Manuskripte und andere Kostbarkeiten gefordert, und nach Paris, um in den Augen des französischen Publikums zu prunken, geschickt. Es war dies eine Kriegsbeute, die noch mehr als andere Trophäen in die Augen fiel, aber auch von den Italienern, mit deren Dasein und Geschichte jene Kunstwerke verwebt waren, besonders schmerzlich empfunden wurde. Schon Ende Mai kamen bei der italienischen Armee Gelehrte und Künstler aus Paris an, um, in vorkommenden Fällen, in den italienischen Gallerien und Bibliotheken die werthvollsten Sachen auswählen zu können.

Bonaparte war Beaulieu, der sich über die Adda zurückzog, rasch gefolgt. Eine österreichische Batterie von 14 Kanonen suchte die Franzosen am Uebergange über die dreihundert Fuß lange Addabrücke zu

*) In der Nacht vom 7. zum 8. Mai wurde Laharpe, einer der Divisionschefs der italienischen Armee, aus Versehen von seinen eigenen Leuten erschossen. Er gehörte zu der demokratischen Partei im Waadtlande, die sich gegen den Berner Senat erhoben hatte, und war der Vetter des ehemaligen Advokaten, späteren Obersten Laharpe, welchen Katharina II. zur Erziehung ihres Enkelsohnes, des Großfürsten Alexander, nach St. Petersburg berufen hatte.

hindern. Berthier, den Bonaparte an die Spitze seines Generalstabes gestellt hatte, ergriff eine Fahne, und warf sich, von mehren Generalen gefolgt, auf die Brücke, welche genommen, und der Uebergang über den Fluß bewerkstelligt wurde (10. Mai). Von Mailand traf eine Deputation, den Erzbischof Visconti und den Herzog von Melzi an der Spitze, in Lodi ein, welche um Schutz und Schonung bat. Am 14. Mai zog Bonaparte, unter dem Jubel des Volkes, in der lombardischen Hauptstadt ein. Drei Tage nachher ward dem Herzoge von Modena, Herkules, dem letzten männlichen Sprößling der Este, gegen Erlegung von 7,500,000 Francs und Ablieferung von 20 Gemälden, Waffenstillstand gewährt.

In den mittleren Klassen der Gesellschaft hatten die Grundsätze der französischen Revolution in allen Theilen Italiens zahlreichen Anhang gefunden. Unter dem Adel trat dies nur ausnahmsweise, da, wo Fürstenhäuser fremden Ursprungs regierten, ein. Die unteren Volksschichten waren, in Stadt und Land, den bestehenden Regierungen zugethan, welche, um die sittliche Fortbildung ihrer Unterthanen unbekümmert, deren materielles Wohl nie vernachlässigt hatten. Es war dies aber eine passive Anhänglichkeit, ohne Wärme und Leben, mehr aus Gewohnheit als Ueberzeugung entstanden, und die eben so gut dem Vergessen Platz machen konnte.

Die unvermeidlichen Drangsale des Krieges wurden von der französischen Militairadminiistration in unerhörter Weise vermehrt. Das in Belgien 1792 begonnene Plünderungssystem hatte sich in Italien noch gesteigert. Die Generale behielten in der Regel nichts für sich, aber die das Heer begleitenden Beamten wollten sich alle in möglichst kurzer Zeit bereichern. Außer dem, was die Regierungen zu leisten hatten, wurden noch den einzelnen von den Franzosen besetzten Landschaften, nach den Umständen, Leistungen in Natura oder in Geld auferlegt, und ward zu diesem Zweck Alles mit Beschlag belegt. Selbst die Leihämter, ein bis dahin nie da gewesener Fall, blieben nicht verschont. Dessen ungeachtet wurde der Soldat unregelmäßig verpflegt, und darauf gewiesen, sich auf Kosten des Landmannes unmittelbar selbst zu versorgen. Diese Willkür rief endlich in Pavia und der Umgegend einen Aufstand gegen die Franzosen hervor, der durch die Niederbrennung Binasco's, die Plünderung Pavia's und die Hinrichtung der Rädelsführer unterdrückt wurde (26. Mai). Diese Bewegung und die Rache, welche für sie von den Siegern genommen wurde, ließ ein nie ganz verschwundenes Gefühl der Verstimmung gegen die Franzosen zurück, das, später durch die Kon-

skription verstärkt, die französische Herrschaft und deren Einrichtungen, südlich von den Alpen, in den Massen keine tiefen Wurzeln schlagen ließ.

Die Lombardei hatte, unter Maria Thereſia und Joſeph II., für eine der am Besten verwalteten Provinzen der österreichischen Monarchie gegolten. Indeſſen war der Adel, vermöge seiner Erinnerungen, dem österreichischen Hofe immer fremd geblieben, und in dem Bürgerstande hatten sich, von den municipalen Einrichtungen begünstigt, Spuren des früheren Unabhängigkeitssinnes erhalten. Die große Mehrheit der in Nord- und Mittelitalien zahlreichen Klasse der Gelehrten und literarisch Gebildeten, der Schriftsteller, Künstler, Professoren, Advokaten u. s. w. war auf die neuen Ideen mit Begeisterung eingegangen. Durch Personen dieses Standes suchte Bonaparte auf die öffentliche Meinung, welche sich bald von Oesterreich abwandte, und den Gedanken an eine Wiederherstellung der italienischen Nationalität voranstellte, zu wirken. Bonaparte, der nach seinem Einzuge mehre Wochen über in Mailand verweilte, und die Verwaltung der Provinz seinen Absichten gemäß einrichtete, nährte die Hoffnungen der Patrioten, schmeichelte dem italienischen Volksgefühl, gab sich, was er in der That auch war, für einen Sohn Italiens aus und stellte einen Bund zwischen den beiden Nationen, deren einer er durch Geburt und Blut, der anderen durch Erziehung und Thaten angehörte, in Aussicht. Dieses eigenthümliche Verhältniß Bonaparte's blendete die Italiener, und veranlaßte sie, seinen Versprechungen Glauben beizumessen. Er selbst, ohne ursprüngliche Neigung und Anhänglichkeit an irgend Etwas außer ihm selbst, betrachtete die Italiener als Sprossen an der Leiter, an welcher er emporzusteigen anfing. Ihr herrliches Land mit seinen Erinnerungen und Denkmalen ward für ihn, was für einen Schauspieler die Bühne ist, ein Mittel, sich vor den Augen der Welt hervorzuthun.

Bonaparte's persönliches Verhalten, dessen ferner liegende Absichten damals Niemand durchschauen konnte, war indeſſen wirklich geeignet, die Nationen mit Bewunderung zu erfüllen. In hohem Grade mäßig, rastlos beschäftigt, uneigennützig in Bezug auf Besitz, Jedermann zugänglich, schien er nur für Andere zu leben. Was in seiner Stellung, als Feldherr und Eroberer, für die Einheimischen Drückendes und Gebieterisches liegen konnte, ward durch den Antheil, welchen er an dem italienischen Leben, an Privat- und Volksfesten, an Theater und Musik nahm, gemildert. Besonders gefiel die Achtung, mit welcher er die ausgezeichneteren Geister des Landes behandelte, die Art, wie er, obgleich ein siegreicher General, das Verdienst auf dem Gebiete der Wissenschaft und

Kunst dem auf dem Schlachtfeld erworbenen Ruhme gleich stellte. Was sonst den Franzosen und den Italiener trennen, zwischen ihnen Spannung und Nebenbuhlerschaft hervorrufen kann, schien bei Bonaparte nicht vorhanden zu sein. Der Vortheil, welchen er besaß, sich mit den Eingebornen ohne Dolmetscher*) unterhalten zu können, bestärkte diese noch mehr in der schon vorhandenen Meinung, daß er im Wesentlichen zu den Ihrigen gehöre, und nur durch äußere Umstände von ihnen getrennt worden sei.

Die Bonaparte eigenthümliche Lebensfülle, welche in Worten wie in Handlungen, in der Unterhaltung wie im Kampfe, hervorströmte, die blitzschnelle Behendigkeit, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände erfaßte und durchdrang, brachte auf Alle, welche mit ihm in Verbindung kamen, einen außerordentlichen Eindruck hervor. Man fühlte, daß eine Persönlichkeit von ungemessener Kraft sich zu entwickeln anfing. Bonaparte selbst war, in kurzer Zeit, in mancher Beziehung ein anderer geworden. An die Stelle des unbefriedigten Stolzes, welcher in den letzten Jahren an ihm genagt hatte, war von Montenotte an das erhebende Bewußtsein getreten, vom Schicksal nach Verdienst behandelt worden zu sein. Das Gefühl vom Glück mit Gunst und von den Menschen mit Hoffnung betrachtet zu werden, ließ diese sonst so verschlossene und selbstsüchtige Natur nicht blos groß, sondern damals zuweilen auch liebenswürdig erscheinen, und verlieh ihr einen verschönernden Ausdruck von Milde und Wohlwollen, der ihr früher gefehlt hatte, und den sie aus eigener Schuld bald wieder verlieren sollte.

Ende Mai brach Bonaparte zur Verfolgung Beaulieu's nach dem Mincio auf. Er verletzte dabei das neutrale venetianische Gebiet bei Brescia, was übrigens die Oesterreicher, als sie sich des festen Platzes Peschiera bemächtigten, schon vorher gethan hatten. Am 30. Mai wurde Beaulieu bei Borghetto geschlagen, und gezwungen, sich an den Fuß der tyroler Alpen zurückzuziehen.

Das Direktorium gab um diese Zeit, vielleicht bei Bonaparte's reißenden Fortschritten dessen Ehrgeiz fürchtend, die Absicht zu erkennen, den General Kellermann mit der Fortsetzung des Kampfes gegen die Oesterreicher und der Belagerung von Mantua zu beauftragen, und Bonaparte nach Mittelitalien gegen den Pabst und dann gegen Neapel zu

*) Bonaparte hatte das Italienische, obgleich er sehr jung in die Kriegsschule zu Brienne gekommen, nie verlernt, da sich daselbst einige Korsen seines Alters befanden, mit denen er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte.

schicken. Bonaparte widersprach, und bot seine Entlassung an. Das Direktorium gab seine Absicht auf, die es, ohne des siegreichen Generals Zustimmung, bei der sich in Frankreich für denselben laut aussprechenden Bewunderung, nicht durchzuführen vermocht hätte. Von dieser Zeit an bekümmerte sich Bonaparte wenig um die Meinung des Direktoriums, und zog den bei der italienischen Armee anwesenden Kommissarius desselben, Salicetti, fast nie zu Rath. Der General Clarke*), auf Carnot's Veranlassung nach Italien geschickt, um Bonaparte zu beobachten, legte ihm nicht nur keine Hindernisse in den Weg, sondern schloß sich ihm sogar vertraulich an.

Von den französischen Siegen in Norditalien ließ sich jetzt auch der neapolitanische Hof schrecken, der am 5. Junius (1796) mit Bonaparte's Bevollmächtigten einen Waffenstillstand, ohne Demüthigungen oder Verluste zu erfahren, abschloß. Der Pabst wäre gern eben so wohlfeilen Kaufes davon gekommen, aber von französischer Seite wollte man sich an ihm für die seit 1790, bei Gelegenheit der Säkularisirung der geistlichen Güter und der Constitution civile du Clergé, gegen die Revolution bewiesene Feindseligkeit rächen. Augereau erhielt Befehl, in den Kirchenstaat einzurücken, besetzte Ferrara und Bologna, in welcher letzteren Stadt er von der Bevölkerung mit Jubel aufgenommen wurde. Am 25. Junius ward dem römischen Hofe ein Waffenstillstand bewilligt. Die französischen Truppen blieben einstweilen im Besitz der Legationen und Ancona's. Pius VI. mußte 21 Mill. Frcs. Kriegssteuer zahlen, und 100 Gemälde und 500 Manuskripte hergeben.

Hierauf stattete Bonaparte, um die fremden Souveraine an seine Gegenwart zu gewöhnen, dem Großherzog von Toskana einen kurzen Besuch ab. Dies hinderte jedoch nicht, daß Livorno, um daselbst englische Waaren zu konfisciren, von einer französischen Brigade besetzt wurde (29. Junius). Die brittischen Kaufleute hatten aber den größten Theil ihres Eigenthums schon in Sicherheit gebracht. Ein den Truppen beigegebener französischer Kommissarius zwang jetzt die livornesischen Kaufleute, die den Engländern schuldigen Summen für französische Rechnung zu entrichten, und es wurde der Bürgerschaft außerdem eine Brandschatzung von 12 Mill. Frcs. auferlegt. Die Engländer, welche Elba besetzt hatten, nahmen jetzt alle nach Livorno bestimmten Güter fort, so daß die unglückliche Stadt wie zwischen zwei Feuer, und in die Gefahr zu verarmen kam.

*) Unter dem Kaiserreich zum Herzog von Feltre ernannt.

Das zur Belagerung von Mantua nöthige schwere Geschütz, an welchem es den Franzosen bisher gefehlt hatte, war endlich herbeigebracht worden. General Serrurier stand mit 11,000 Mann vor der Festung, deren Besatzung zahlreicher als der belagernde Feind war, der bald von ansteckenden Krankheiten ergriffen wurde. Am 18. Julius fing das Bombardement an. Vom Besitz von Mantua hing der Ausgang des ganzen Feldzuges ab. Sieben Monate lang drehten sich alle militairischen Operationen um die Einnahme oder den Ersatz dieser Festung, welche über das Schicksal der Lombardei entschied.

Der mehr als siebenzigjährige Feldmarschall Wurmser war aus Deutschland abberufen, und, in Beaulieu's Stelle, an die Spitze der österreichischen Streitkräfte in Italien gestellt worden. Das österreichische Heer zog, 60,000 Mann stark, ein Korps unter Wurmser östlich, ein anderes unter dem General Quosdanovich westlich vom Gardasee, nach dem Mincio hin. Die Franzosen wurden zurückgedrängt und Brescia von den Oesterreichern besetzt. Bonaparte, der Quosdanovich, vor seiner Vereinigung mit Wurmser, mit aller Macht anzugreifen beschloß, rief Serrurier von der Belagerung von Mantua ab. Die Franzosen ließen 140 Stück Belagerungsgeschütz vor der Festung stehen, in welche Wurmser am 1. August einzog.

Bonaparte hatte unterdessen Quosdanovich, dem Wurmser zu spät zu Hülfe kam, bei Salo und Lonato geschlagen (31. Julius). Am 3. August wurde ohne entscheidenden Erfolg gekämpft. Aber am 4. August sprengte Bonaparte bei Lonato das Korps unter Quosdanovich auseinander, und zwang am 5. August, bei Castiglione, Wurmser, nachdem er ihm große Verluste beigebracht, das Feld zu räumen. Das sehr geschwächte österreichische Heer zog sich bis an die tyroler Bergpässe zurück. Die Franzosen rückten von Neuem vor Mantua, konnten aber, nach dem Verlust ihres Belagerungsgeschützes, diese Festung nur einschließen.

Vier Wochen später stand Wurmser schon wieder mit 50,000 Mann zum Entsatz von Mantua bereit. Die Oesterreicher zogen abermals in zwei getrennten Korps unter Wurmser und Davidovich, ersterer gegen Vicenza, letzterer gegen Roveredo heran. Bonaparte wandte sich zuerst gegen Davidovich, der bei Calliano geworfen wurde (4. September). Am 5. September besetzte Massena Trident, und Wurmser konnte, da der Weg in das obere Brentathal den Franzosen jetzt geöffnet war, im Rücken angegriffen werden. Am 8. September wurde Wurmser von Bonaparte bei Bassano geschlagen. Er faßte den kühnen Entschluß, nach Mantua vorzudringen, warf, bei Cerea, Massena, der ihm den Weg

verlegen wollte, und langte am 13. September vor dieser Festung an. Er hatte jedoch nicht die Absicht, sich in dieselbe einzuschließen, sondern, auf sie gestützt, in deren Nähe zu operiren. Aber Bonaparte war ihm auf dem Fuße gefolgt, trieb ihn aus einer Stellung in die andere bis zu den Festungswerken zurück, in welchen Wurmser am 1. Oktober eine Zuflucht suchte.

Die bedeutenden, von Oesterreich während des Sommers in der Lombardei aufgestellten Streitkräfte und Wurmser's unternehmender Sinn hatten die Feinde Frankreichs auf der Halbinsel zu neuer Hoffnung ermuthigt. Das alte Sprichwort: „Italien ist das Grab der Franzosen!" — ward wieder häufig vernommen. Der Pabst und der König von Neapel rüsteten im Stillen, um sich den Oesterreichern, wenn sie vorrücken sollten, sogleich anschließen zu können. Als aber Wurmser's Einschließung in Mantua und Quosdanovich's Rückzug nach Friaul bekannt wurden, erschrak der neapolitanische Hof, und ließ durch spanische Vermittelung Friedensanträge nach Paris gelangen. Das Direktorium ging, von Jourdan's Niederlage und Moreau's Rückzug, über die man in Neapel noch nicht unterrichtet war, zur Mäßigung veranlaßt, auf die Vorschläge des neapolitanischen Kabinets bereitwillig ein. Die beiderseitigen Bevollmächtigten schlossen, auf Grund der Bedingungen des früheren Waffenstillstandes, am 10. Oktober (1796) zwischen den beiden Mächten einen definitiven Frieden ab. Im Verhältniß zum römischen Hofe ward vom Direktorium eine weniger versöhnliche Politik befolgt. Die an Pius VI. gestellten Forderungen konnten von diesem, ohne sich ganz in die Hände der Franzosen zu geben, nicht angenommen werden, und er setzte seine Rüstungen fort. Bonaparte war hierin mit den Machthabern in Paris nicht einverstanden, und hätte eine schonendere Behandlung der kirchlichen Interessen gewünscht, wovon er selbst in seiner Nachsicht gegen die in Italien befindlichen ausgewanderten französischen Geistlichen das Beispiel gab. Das Direktorium wollte mit dem römischen Hofe, dem leichter als dem neapolitanischen beizukommen war, keine endgültige Ausgleichung, um gegen denselben, vorkommenden Falles, nach Belieben verfahren zu können.

Bonaparte fuhr die in seinem Bereiche liegenden italienischen Regierungen zu drücken, und ihren Sturz vorzubereiten fort. Der Herzog von Modena war mit seinen Schätzen nach Venedig entflohen. Seine Minister wurden von den Franzosen beschuldigt, Mantua mit Zufuhr versehen, und dadurch den Waffenstillstand gebrochen zu haben. An mehren Orten des Herzogthums hatten republikanische Bewegungen

ſtattgefunden. Am 8. Oktober erklärte Bonaparte die bisherige Regierung für aufgehoben. Modena, Reggio und mehrere Städte der päbſtlichen Legationen traten zu einem cispadaniſchen Bunde zuſammen.

Venedig und Genua, durch Eroberungen, Koloniſirung, Seehandel und Kunſtfleiß einſt die beiden Augen Italiens, waren längſt von ihrer alten Größe herabgeſtiegen. Das Bewußtſein ihrer Schwäche flößte ihnen jetzt die irrige Hoffnung ein, ſich durch Fernhaltung von dem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich entbrannten Kampfe retten zu können. Venedig's Gebiet ward von den kriegführenden Mächten bei jeder Gelegenheit verletzt, von den Franzoſen aber außerdem durch Ausſchreibung von Lieferungen beläſtigt. Bei der von Natur feſten Lage der Hauptſtadt ward die Unabhängigkeit dieſes Staates damals noch nicht bedroht. Genua dagegen mußte ſeinen Hafen den Engländern verſchließen, ſich unter franzöſiſchen Schutz ſtellen, und dafür 2 Mill. Fr. zahlen (9. Oktober). Der Waffenſtillſtand mit Parma ward unter Vermittlung des ſpaniſchen Kabinets, deſſen Wünſche damals bei dem Direktorium Berückſichtigung fanden, in einen Frieden (5. November), der jedoch dem Herzoge Ferdinand nur eine Scheinunabhängigkeit ließ, verwandelt.

Von Oeſterreich ward jetzt ein dritter Verſuch zur Befreiung Mantua's unternommen. Der Feldmarſchall Alvinzy ſetzte ſich von Friaul her mit 30,000 Mann in Bewegung, und Davidovich ſtieg mit 25,000 Mann das Etſchthal hinab. Vor Verona ſollten ſich beide vereinigen. Ein franzöſiſches Korps unter Vaubois ward zu wiederholten Malen geſchlagen, und am 18. November nahm Davidovich eine feſte Stellung bei Caſtelnuovo ein. Alvinzy hatte unterdeſſen an der Brenta gegen Maſſena und Augereau ebenfalls mit Erfolg gekämpft. Bonaparte war, aus Beſorgniß vor Davidovich's Vorrücken, bis Verona zurückgegangen. Bei Caldiero wurde ohne Entſcheidung gefochten (12. November). Bonaparte beſchloß hierauf, bei Ronco eine Brücke über die Etſch zu ſchlagen, und den linken Flügel Alvinzy's, welcher ſich an das Dorf Arcole und den Fluß Alpone lehnte, anzugreifen. Die Stellung der Oeſterreicher war durch die vor ihrer Front liegenden, von ſchmalen Dämmen durchſchnittenen, Sümpfe geſchützt. Den Schlüſſel zu derſelben bildete die Brücke von Arcole, deren ſich Bonaparte bemächtigen wollte. Dieſelbe war durch eine Batterie und die auf den Dämmen aufgeſtellten Tirailleurs gedeckt. Umſonſt ſtürmten die Franzoſen mit Ungeſtüm heran, umſonſt ſtürzte Bonaparte, eine Fahne in der Hand, auf die Brücke zu. Sein Adjutant Muiron wurde an ſeiner Seite getödtet und Launes verwundet, er ſelbſt war nahe daran, in die Hände der öſterreichiſchen Ti-

railleurs zu fallen. Die Franzosen mußten sich unverrichteter Sache zurückziehen. Ihre Angriffe am folgenden Tage (16. November), blieben ebenso erfolglos. Bonaparte ließ jetzt eine Brücke über den Alpone schlagen, und die Division Augereau auf das linke Ufer des Flusses übersetzen. In der Front von Bonaparte, im Rücken von Augereau bedroht, gab Alvinzy am 17. November seine Stellung auf, und zog sich hinter die Brenta zurück. In diesen dreitägigen Gefechten, die Schlacht von Arcole genannt, hatten die beiden Armeen zusammen über 20,000 Mann auf dem Kampfplatze gelassen. Der gegenseitige Verlust war ziemlich gleich gewesen. Davidovich, der allein gelassen, sich Bonaparte's Angriffen nicht gewachsen fühlte, zog sich nach Trident zurück. Die beiderseitige Erschöpfung veranlaßte eine Waffenruhe, die bis zum Januar dauerte. Bonaparte's Erfolge waren zuletzt weniger rasch und glänzend als im Anfange des Feldzuges gewesen. Der hartnäckige Widerstand der Oesterreicher und die Belagerung Mantua's hielt den sich plötzlich so hoch erhobenen Flug seines Glückes eine Zeit lang auf.

Während Bonaparte an der Etsch und Brenta mit äußerster Anstrengung kämpfte, ward sein Heimathsland, Korsika, ohne große Anstrengung wieder der französischen Herrschaft unterworfen. Es ist oben von Paoli's Abfall von Frankreich, und der Ueberlassung der Insel an die Engländer die Rede gewesen. Die brittischen Befehlshaber waren aber durch ihren Uebermuth und ihre Willkühr, und die Soldaten durch ihre Rohheit und Völlerei, den Eingebornen bald unerträglich geworden. Viele Korsikaner verließen ihr Vaterland, und ließen sich auf der gegenüber liegenden italienischen Küste nieder, andere warfen sich in die Gebirge, und fielen von da über die englischen Besatzungen her. Der Stellvertreter Georg III. auf der Insel, General Elliot, ward von den Aufständischen gefangen genommen. Als endlich die Führer der korsikanischen Emigration, Gentili und Casalta, von Livorno aus mit Mannschaft und Geschütz in Korsika landeten (20. Oktober 1796), schlug sich Alles auf ihre Seite, und die Insel mußte, nach vergeblichem Widerstande, von den brittischen Truppen geräumt werden. Es verging aber eine geraume Zeit, ehe daselbst, nach dreijährigen inneren Kämpfen, Ruhe und Gesetzlichkeit wieder hergestellt wurden.

Zur Besiegung Oesterreichs in Deutschland hatte das Direktorium zwei Heere, die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan, die Rheinarmee unter Moreau, bestimmt. Beiden waren bewährte Unterbefehlshaber, ersterem: Kleber, Marceau, Bernadotte, Soult, Ney, Championnet; letzterem: Desaix, Jouvion St. Cyr, Lecourbe, Vandamme, Ney-

nier, zur Verfügung gestellt worden. Die französischen Streitkräfte in Deutschland wurden aber nicht, wie in Italien, von einem einzigen Willen in Bewegung gesetzt, handelten nicht in vollkommener Uebereinstimmung unter einander, waren von keinem militairischen Genie erster Größe, wie Bonaparte, befehligt, und fanden an dem Erzherzoge Karl einen jüngeren, kühneren und begabteren Gegner, als die österreichischen Generale in Italien waren, vor.

Der Anfang des Krieges fiel jedoch auch in Deutschland für die französischen Waffen günstig aus. Am 1. Junius (1796) ging Kleber, der den rechten Flügel der Sambre- und Maasarmee kommandirte, über den Rhein, schlug die Oesterreicher bei Altenhofen (4. Junius), und trieb sie bis an die Lahn zurück. Durch Wurmser's Abgang nach Italien (18. Junius) ward die österreichische Macht auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes um 25,000 Mann geschwächt. Das große Talent des Erzherzogs Karl ersetzte, was seinen Truppen an Zahl gebrach. Die Franzosen unter Lefebvre wurden von ihm bei Wetzlar, und unter Kleber bei Uckerath besiegt, und Jourdan dadurch zum Rückzuge auf das linke Rheinufer gezwungen. Aber Moreau, der unterdessen den Rhein bei Straßburg überschritten hatte, schlug die Oesterreicher in einer Reihe von Gefechten, von welchen das bei Ettlingen (9. Julius) das bedeutendste war, überschwemmte Schwaben, und drang bis Stuttgart vor (18. Julius). Jetzt gaben der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden, und alle schwäbischen Reichsstände den Bund mit Oesterreich auf, und schlossen Verträge mit der französischen Republik ab, in welchen sie ihren auf dem linken Rheinufer gelegenen Besitzungen entsagten. Der Reichstag in Regensburg sprach sich öffentlich für die Nothwendigkeit des Friedens mit Frankreich aus.

Jourdan war inzwischen wieder auf das rechte Rheinufer vorgegangen. Lefebvre schlug den österreichischen General-Wartensleben bei Friedberg (10. Julius), Kleber bombardirte Frankfurt, und die Sambre- und Maasarmee drang in Franken ein. Wenn Moreau jetzt, wie er gesollt und gekonnt hätte, zu Jourdan gestoßen wäre, so würde der Erzherzog Karl, dessen Heeresmacht durch den Abzug der Reichstruppen und zuletzt auch des kursächsischen Kontingents ohnedies geschwächt war, in eine gefährliche Lage gerathen sein. Aber Moreau, der immer nur das zunächst Liegende in das Auge faßte, begriff die Wichtigkeit der Vereinigung mit Jourdan nicht, ließ die Gelegenheit dazu unbenutzt vorübergehen, und breitete sich im Neckarthale aus. Der Erzherzog Karl benutzte Moreau's Versäumniß, und setzte mit 28,000 Mann, um sich

gegen die Sambre- und Maasarmee zu wenden, auf das linke Mainufer über. Moreau rückte unterdessen in Bayern, Jourdan in Franken vor. Der Erzherzog vereinigte sich jetzt mit dem vorher bei Sulzbach geschlagenen Wartensleben, und warf sich mit Ungestüm auf den, zu weit vorgeschobenen, Flügel der Sambre- und Maasarmee unter dem General Bernadotte, und dann auf Jourdan selbst, den er bei Amberg am 24. August und am 3. September bei Würzburg so schlug, daß die Franzosen in wilder Flucht bis an den Rhein zurückeilten. Marceau, der Jourdan's Nachhut befehligte, suchte die Oesterreicher bei Limburg (16. September) und bei Altenkirchen (19. September) aufzuhalten, fiel aber tödtlich verwundet in deren Gewalt. Er wurde in Anerkennung seines Edelmuthes und seiner Tapferkeit, unter Betheiligung von Deputationen beider Armeen, in feierlichster Weise zur Erde bestattet.

Der österreichische Feldherr überließ Jourdan's fliehendes Heer der Rache des Landvolkes, welches sich überall in Masse zur Verfolgung erhob, und wandte sich gegen Schwaben, um die durch Jourdan's Niederlage in ihrer linken Flanke blosgestellte Rheinarmee anzugreifen. Moreau war schon bis Ingolstadt vorgerückt, und hatte den Kurfürsten Karl Theodor zur Eingehung eines kostspieligen und demüthigenden Waffenstillstandes*) gezwungen (7. September). Er sah sich aber jetzt, wenn er nicht von Frankreich abgeschnitten werden wollte, zum Rückzuge gezwungen, warf den österreichischen General Latour, welcher ihm den Rückweg verlegen wollte, bei Biberach (2. Oktober), bewies, von allen Seiten gedrängt, große Ruhe und Festigkeit, wurde aber doch bei Emmendingen, (19. Oktober) und bei Schliegen (24. Oktober) geschlagen, und führte sein sehr angegriffenes und vermindertes Heer bei Hüningen auf das linke Rheinufer zurück. Der Feldzug von 1796 in Deutschland hatte für die Franzosen noch ungünstiger als der von 1795 geendigt, und dem österreichischen Heer und seinen Anführern im In- und Auslande lebhafte Anerkennung erworben. Der Erzherzog Karl würde, wenn er mehr Herr seiner Entschlüsse gewesen wäre, und nicht von ihm geistig untergeordneten Personen abgehangen hätte, noch Größeres, als er gethan ausgeführt haben. Indessen hat er auch so, obwohl vielfältig gehindert und beschränkt, durch seine Thaten die österreichische Monarchie, welche

*) Außer einer Kriegssteuer von 10 Mill. Fr., war dem Kurfürsten auch die Ablieferung von 20 der besten Gemälde aus den Gallerien in Münch.n und Düsseldorf auferlegt worden.

durch die Ende 1793 und im Jahre 1794 am Rhein und in Belgien von den Franzosen erfahrenen Niederlagen wankend geworden, wieder befestigt, und die Sterbestunde des deutschen Reiches um einige Jahre verzögert.

Nachdem Spanien, obgleich von einem Stammverwandten des französischen Königshauses beherrscht, im Frieden von Basel die Republik anerkannt hatte, schloß es im folgenden Jahre (18. August 1796) ein Bündniß mit derselben, in welchem sich beide Staaten gegenseitige Hülfe zu Land und Wasser versprachen, ab. Der Friedensfürst, der Günstling des schwachen Karl IV., und der Geliebte seiner Gemahlin, hoffte sich durch die Freundschaft mit Frankreich gegen seine Neider und Nebenbuhler in Spanien sicher stellen zu können. Die spanische Kriegsflotte war damals, nach den vielen Niederlagen, welche die französische erfahren, die zahlreichste, die es nächst der englischen gab. Das Direktorium glaubte durch die Vereinigung beider Marinen seinem mächtigsten und standhaftesten Feinde auf dessen eigenem Element entgegen treten zu können. Die Bethörung des spanischen Kabinets ging zuletzt so weit, daß es sich zu einer Kriegserklärung gegen Großbrittannien bewegen ließ (5. Oktober).

Das englische Volk war, wegen des üblen Ausgangs des Feldzuges in den Niederlanden, und wegen der vermehrten Steuern, mit seiner Regierung unzufrieden geworden. Die Parlamentsopposition benutzte diese Stimmung, um auf Frieden mit Frankreich zu dringen, dessen gemäßigtere Grundsätze seit der Auflösung des Konvents nicht mehr so gefährlich wie früher erschienen. Pitt glaubte der öffentlichen Meinung für den Augenblick nachgeben zu müssen, und schickte einen Bevollmächtigten, Lord Malmesbury, nach Paris, unter dem Vorwande, mit dem Direktorium in Unterhandlungen zu treten, in Wahrheit aber, um die Stellung der Parteien in Frankreich, die Stärke und die Pläne der Regierung zu erforschen. Da Malmesbury, im Lauf der Besprechungen die Rückgabe der österreichischen Niederlande als eine der Friedensbedingungen bezeichnete, so brach das Direktorium, diese Forderung als eine Verletzung der organischen Gesetze*) der Republik betrachtend, jeden Verkehr mit ihm ab, und sandte ihm am 19. December die Weisung zu, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen.

Um dieselbe Zeit ward eine französische Expedition gegen Irland

*) Am 1. Oktober 1795 war die Vereinigung der österreichischen Niederlande mit Frankreich ausgesprochen worden

unternommen. Der Haß der Irländer gegen das englische Unterdrückungssystem hatte damals den höchsten Grad erreicht. Die Häupter der irländischen Mißvergnügten hatten ihr Auge auf Frankreich geworfen, drangen, in geheimen Vorstellungen, bei den Machthabern in Paris auf Absendung eines wenn auch kleinen Landungskorps, und versprachen, daß in diesem Falle sich ganz Irland gegen seine Dränger erheben würde. Das Direktorium ging auf den Plan ein, und Hoche ward mit dem Oberbefehl über 16,000 Mann Landtruppen, welche in Brest eingeschifft wurden, bekleidet. Aber das Schiff, auf welchem Hoche sich befand, wurde mit einigen Fregatten vom Sturm verschlagen. Die übrige Flotte gelangte zwar an die irländische Küste, die Befehlshaber wollten aber in Abwesenheit des Obergenerals nichts unternehmen, und langten am 1. Januar (1797) wieder im Hafen von Brest an, wohin Hoche, der nur mit Mühe den englischen Kreuzern entging, ebenfalls zurückkehrte.

Eine ernstere Gefahr bedrohte England in dem Aufstande, welcher unter den Matrosen der Flotte in Portsmouth ausbrach, und auf den übrigen an der Südküste liegenden Geschwadern Nachahmung fand. Ein gewisser Richard Parker, ein sehr fähiger und ehrgeiziger Mann, stand unter den Anstiftern der Empörung oben an. Die Pflichttreue der großen Mehrheit des Schiffsvolkes, die Absperrung der Aufständischen vom Lande, die Achtserklärung der Rädelsführer, und das Versprechen, der blos Verführten zu schonen, stellten die Ordnung wieder her (15. Junius 1797). Richard Parker ward mit zwölf seiner Mitschuldigen hingerichtet.

Die Britten fingen jetzt, nachdem sie sich schon vorher französischer und holländischer Kolonien bemächtigt hatten, nach der spanischen Kriegserklärung vom 5. Oktober, auch dieser Macht ihre Ueberlegenheit zur See fühlbar zu machen an. Am 18. Februar 1797 ward die spanische Flotte, bei Kap St. Vincent, von der englischen unter dem Admiral Jervis, geschlagen, der Küstenstrich des spanischen Südamerika beunruhigt, und die Insel Trinidad den Spaniern entrissen. Die Absicht der Engländer, sich Hayti's (St. Domingo) zu bemächtigen, war aber vergeblich, indem der dortige Häuptling Touſſaint-Louverture seinen Vortheil darin fand, als französischer General auf der Insel da zu stehen. Auch noch später, als dieser talentvollste und edelmüthigste unter den Negern den Befehlen des aus Frankreich geschickten Gouverneurs Hedouville nicht mehr gehorchen wollte, und denselben sich wieder einzuschiffen zwang, erklärte er sich bereit, von dem Direktorium Befehle anzunehmen.

Das Direktorium war, nach den von Jourdan und Moreau erfahrenen Unfällen, zur Aussöhnung mit Oesterreich bereit, würde in diesem

Falle die Lombardei an daſſelbe zurückgegeben, und ſich mit Belgien und dem linken Rheinufer begnügt haben. Das wiener Kabinet hatte aber durch die Siege des Erzherzoges Karl neue Hoffnungen gewonnen, und wollte das Kriegsglück weiter verſuchen. Der Vorſchlag des Direktoriums, den General Clarke nach Wien zu ſenden, wurde dort abgelehnt, und die in Vicenza eröffnete Unterhandlung von keinem Erfolg gekrönt. Bonaparte, deſſen Stimme hierbei in großen Betracht kam, war einem Aufgeben der Lombardei auf das Aeußerſte entgegen. Er wollte in Oberitalien einen neuen Staat gründen, der ein dauerndes Denkmal ſeiner Thaten geweſen wäre, und ihm auch, unter gewiſſen Umſtänden, zur Verfolgung weiterer Pläne gedient hätte. Er ließ einen Kongreß der zum cispadaniſchen Bunde gehörigen Landſchaften veranſtalten, auf welchem die Errichtung einer eigenen Kriegsmacht, zu der Polen unter Dombrowski und Zajonczeck die Grundlage bildeten, beſchloſſen wurde. Bonaparte fuhr, wiewohl er, in ſeinen geheim bleibenden Berichten an das Direktorium, die Italiener als unkriegeriſch und der Unabhängigkeit wenig würdig darſtellte, ſie öffentlich zu deren Erringung aufzufordern fort.

Oeſterreich hatte ein neues Heer zum Entſatz von Mantua, von welchem die Wiedereroberung der Lombardei abhing, in Bereitſchaft geſetzt. Bonaparte, der ſich mit 7000 Mann nach Bologna begeben hatte, um den päbſtlichen Hof, welcher in ſeinen Rüſtungen fortfuhr, zu ſchrecken, eilte, als er von dem Aufbruch der Oeſterreicher hörte, nach der Etſch zurück. Das öſterreichiſche Heer rückte in zwei Abtheilungen, die eine unter Alvinzy durch das Etſchthal, die andere unter Provera von Padua her, vor. Nachdem die Oeſterreicher einige Vortheile davon getragen, Augereau bei Bevilacqua (8. Januar), und Joubert bei La Corona (12. Januar) zurückgedrängt hatten, kam es bei Rivoli (14. Januar) zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher Alvinzy beſiegt wurde, und die Hälfte ſeiner Truppen, darunter 10- bis 12,000 Gefangene, verlor. Bonaparte beauftragte Joubert mit der Verfolgung des Feindes, und eilte mit dem größten Theile ſeiner Streitmacht nach Mantua, wo Wurmſer's Ausfälle und Provera's Verſuche des Entſatzes ohne Erfolg blieben, und die Feſtung am 2. Februar (1797) zu kapituliren gezwungen wurde. Von Oeſterreich waren zu den vergeblichen Verſuchen, Mantua zu befreien, vier Heere aufgewandt worden. Bonaparte zeigte ſich gegen Wurmſer großmüthiger, als er gegen überwundene Feinde zu thun gewohnt war. Er gewährte ihm und ſeinem Generalſtab, obgleich die Beſatzung Mantua's kriegsgefangen wurde, freien Abzug, erlaubte ihm ſogar, ſich 700 Mann und 6 Kanonen zu ſeiner Begleitung auszuwäh-

len, und vermied es, bei Wurmser's Ausmarsch, persönlich anwesend zu sein. Der alte Feldmarschall vergalt diesen Edelmuth, indem er seinen glücklichen Gegner von einem gegen denselben begehenden Vergiftungsattentat in Kenntniß setzen ließ.

Bonaparte kündigte hierauf dem römischen Hofe, mit dem von demselben während der letzten Zeit beobachteten Verhalten unzufrieden, den sieben Monate vorher abgeschlossenen Waffenstillstand auf. Pius VI. hatte den General Colli, welcher, seit dem zwischen Sardinien und Frankreich abgeschlossenen Frieden, in österreichischen Dienst getreten war, an die Spitze seiner Truppen, welche aber meist aus plötzlich aufgebotenen Milizen bestanden, gestellt. Ungeachtet aller von der Geistlichkeit im Kirchenstaate aufgebotenen Mittel, konnte sie die Bevölkerung zu keinem ernsten Widerstande gegen die Franzosen bewegen. Es war in Italien kein Stoff zu einer Vendée vorhanden. Die Generale Victor und Lannes trieben die Päbstlichen bei Imola und Faenza durch einige Kanonenschüsse aus einander, und rückten bis Loretto vor. Der Pabst, welcher, nachdem sich Neapel vom Kampfe zurückgezogen, und Mantua gefallen, den französischen Waffen ganz allein ausgesetzt war, schickte Bevollmächtigte nach Tolentino, wo ein Vertrag zu Stande kam (19. Februar 1797), in welchem er seinen Rechten auf Avignon und die Grafschaft Venaissin entsagte, die Legationen Bologna, Ferrara und die Romagna abtrat, die Besetzung Ancona's durch französische Truppen bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens zugestand, und zu der im Waffenstillstande vom 5. Junius (1796) bezahlten Kriegssteuer noch 15 Millionen Fr. hinzuzufügen versprach.

Das Direktorium wollte jetzt den schon im vorigen Jahr gehegten Plan, mit drei Heeren von Deutschland und Italien aus in das Innere Oesterreichs einzudringen, ausgeführt sehen. Hoche hatte, in Jourdan's Stelle, das Kommando der Sambre- und Maasarmee erhalten, Moreau war in dem der Rheinarmee gelassen worden. Bonaparte machte sich aber nicht von den Anordnungen des Direktoriums abhängig, und handelte aus eigener Bewegung. Er hatte, indem er über die Schätze der Lombardei gebot, sein Heer mit allem Nöthigen zur rechten Zeit versehen können, und war außerdem durch zwei Divisionen der Rheinarmee unter Bernadotte und Delmas verstärkt worden. Hoche und Moreau, die nichts ohne das Direktorium und den Kriegsminister vermochten, waren in ihren Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges zurückgeblieben. Bonaparte, der sich immer mehr in den Vordergrund drängte, und Alles möglichst selbst und rasch entscheiden wollte, zog, ohne Moreau's und

Hoche's Aufbruch, selbst ohne die Ankunft seiner aus den Legationen zurückkehrenden Truppen zu erwarten, den Oesterreichern entgegen.

Das wiener Kabinet hatte den Erzherzog Karl aus Deutschland abberufen, und ihm die Vertheidigung der Monarchie auf ihrer, Bonaparte gegenüber, jetzt verwundbarsten Seite übertragen. Vom Kaiser Franz war eine Aufforderung zur Ergreifung der Waffen an alle seine Völker ergangen, der besonders in Wien und Tyrol mit Begeisterung entsprochen wurde. Aber die dem Erzherzoge, welcher die Linie des Tagliamento vergeblich zu behaupten suchte, unmittelbar zu Gebote stehenden Streitkräfte standen denen Bonaparte's nach, indem die vom Rhein und aus Ungarn erwarteten Verstärkungen noch nicht eingetroffen waren. Das österreichische Heer war, aus einer Stellung in die andere gedrängt, auf einem beständigen Rückzuge begriffen. Nichts schien den Franzosen unmöglich zu sein. Zwischen den von der Rheinarmee herbeigezogenen Divisionen, und den Soldaten der italienischen Armee fand ein brennender Wetteifer statt. Von Massena, der in diesem Feldzuge besonders hervorragte, ward eine außerordentliche Thätigkeit und Kühnheit, die Bonaparte selbst nicht übertreffen konnte, dargelegt. Am 21. März nahm dieser General, der, wie Bonaparte, von italienischer Herkunft war, den Paß von Ponteba ein, und zwang während der beiden folgenden Tage, nach blutigen Gefechten, zwei österreichische Korps, auf den Schneehöhen von Tarvis die Waffen zu strecken. Am 30. März waren die Franzosen bis Klagenfurt und St. Veit vorgedrungen.

Während die Hauptarmee unter Bonaparte so reißende Fortschritte machte, war Joubert, der in Tyrol eingedrungen, nachdem er Anfangs glücklich gewesen, auf einen unerwartet mächtigen Widerstand von Seiten des dortigen Landsturmes gestoßen, und zum Rückzuge durch das Pusterthal gezwungen worden. Joubert strebte jetzt nach der Vereinigung mit Bonaparte, konnte aber, überall von Feinden umgeben, demselben keine Nachrichten über seine Bewegungen zukommen lassen. Bonaparte wurde, als er von der Volkserhebung in Tyrol hörte, von Besorgnissen über das Schicksal dieser Abtheilung seines Heeres erfüllt.

Aber, selbst von Joubert abgesehen, war Bonaparte's eigene Lage eine gefährliche geworden, und flößte seinem sonst so kühnen Geiste Bedenklichkeiten ein. Er hatte, bei seinem Ueberschreiten der Alpenpässe zwischen Krain und Kärnthen, auf die Mitwirkung der beiden französischen Heere, welche vom Rhein her gegen Wien ziehen sollten, gerechnet, erfuhr aber zu seiner Ueberraschung, daß Moreau nach Paris gereist war, und Hoche noch auf dem linken Rheinufer stand. Er hatte, wenn

auch nicht ein Entgegenkommen der Bevölkerung in dem eigentlichen Oesterreich, wie in der Lombardei, aber wenigstens deren Gleichgültigkeit gegen ihre Regierung erwartet, vernahm aber jetzt, daß sich überall eine bewaffnete Erhebung vorbereitete. In den steiermärkischen Alpen, welche er bei weiterem Vordringen überschreiten mußte, wäre ihm ein solcher Widerstand besonders gefährlich geworden. In seinem Rücken kündigte sich unter dem Landvolke der venetianischen Terra ferma eine drohende Bewegung an, welche mit dem tyroler Landsturme gemeinschaftliche Sache machen konnte. Bonaparte hatte gehofft, bei dem kaiserlichen Hofe dieselbe Schwäche wie bei den italienischen Regierungen zu finden. Aber es gingen von österreichischer Seite her nicht nur keine Friedensanträge ein, sondern es waren auch die durch Vermittlung des Großherzoges von Toskana nach Wien gelangten Vorschläge Frankreichs abgelehnt worden.

Unter solchen Umständen entschloß sich Bonaparte, im Vertrauen, daß seine Siege ihn vor dem Verdacht des Kleinmuthes schützen mußten, selbst den ersten Schritt zu einer Beilegung der Feindseligkeiten zu thun. Er schrieb von Klagenfurt aus an den Erzherzog Karl, und fragte bei ihm an, ob es nicht ein Mittel gäbe, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Bonaparte kleidete seine Absichten in eine philanthropische Wendung ein, die keineswegs in seiner Natur lag, ihm aber bei den zahlreichen Friedensfreunden in Europa, außer dem Rufe eines Helden, auch den eines Menschenfreundes erwerben sollte. „Wenn es mir gelänge," hieß es in seinem Schreiben, „durch diese Eröffnung auch nur einem einzigen Menschen das Leben zu retten, so würde ich auf die, dadurch verdiente, Bürgerkrone stolzer als auf allen Ruhm sein, den Kriegsthaten gewähren können!" — Bonaparte beobachtete übrigens in seiner Mittheilung an den Erzherzog nicht den gegen Mitglieder regierender Familien herrschenden Brauch, indem er dem Bruder des Kaisers Franz nur den Titel eines Obergenerals beilegte.

Der Erzherzog Karl antwortete nicht ablehnend, erklärte aber keine Vollmacht zu Unterhandlungen zu besitzen, und über den ihm ausgesprochenen Wunsch an seinen Hof berichten zu müssen. Bonaparte ergriff sogleich die Offensive wieder, zog den Kamm der steiermärkischen Alpen hinauf, nahm Judenburg ein (5. April), und stand nur noch 18 Meilen von Wien entfernt. Obgleich Bonaparte, unter allen Umständen, durch sein Genie und sein Glück ein furchtbarer Gegner war, so würde doch in Wien, ohne anderweitige Rücksichten, nicht alsobald auf seine Anträge eingegangen, und das Kriegsglück noch weiter versucht worden sein. Aber die Kenntniß von der Schwäche des österreichischen Heeres am Rhein,

und die Nachricht, daß Hoche und Moreau sich zur Eröffnung des Feldzuges anschickten, gab der Friedenspartei am kaiserlichen Hofe die Oberhand.

Die im Hauptquartier des Erzherzoges Karl angelangten österreichischen Bevollmächtigten, die Generale Meerveldt und Bellegarde, schlossen mit Bonaparte am 9. April einen Waffenstillstand ab, welchem auf dem Schlosse Eckenwalde bei Leoben Unterhandlungen folgten, welche am 18. April zur Unterzeichnung von Friedenspräliminarien führten. Oesterreich trat Belgien und die Lombardei ab, erkannte die gegenwärtigen Gränzen Frankreichs, also die Einverleibung des linken Rheinufers an, und stimmte der Errichtung einer Republik in der Lombardei bei. Es wurde ihm dagegen die Rückgabe Mantua's, und die Ueberlassung der venetianischen Terra ferma bis zum Oglio zugesichert. Venedig würde durch die päbstlichen Legationen entschädigt werden. Die Unterhandlungen über einen Definitivfrieden zwischen den kriegführenden Mächten sollten in Bern, die über die Regulirung der deutschen Verhältnisse an einem anderen Kongreßorte statt finden.

Zu derselben Zeit (18. April) ging Hoche mit der Sambre- und Maasarmee bei Neuwied über den Rhein, schlug die Oesterreicher unter dem General Warneck auf allen Punkten zurück, und drang über Gießen nach Frankfurt vor. Moreau überschritt am 25. April den Rhein bei Diersheim, warf den österreichischen General Latour, und war zur Erneuerung des im letztverflossenen Jahre unternommenen, aber durch Jourdan's Niederlagen vereitelten, Kriegszuges bereit. Kehl, dessen Einnahme den Oesterreichern im Anfange 1797 so viel Zeit und Blut gekostet hatte, war fast ohne Widerstand an die Franzosen übergegangen.

Die Nachricht von dem zwischen Bonaparte und den österreichischen Bevollmächtigten abgeschlossenen Vertrage setzte dem Kampfe auch auf deutschem Boden ein Ziel. Das Direktorium nahm die Präliminarien von Leoben, obgleich nach einigem Bedenken, an. Besonders hatte die Rückgabe Mantua's bei ihm Anstoß erregt. Bonaparte wußte aber jeden Widerspruch zu beseitigen, und seiner Meinung im Rathe der Direktoren unbedingte Geltung zu verschaffen. Er stand, ein Jahr nachdem er seine erste Schlacht gewonnen hatte, eben so einflußreich als Unterhändler wie groß als Krieger da.

8. Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797).

Die Territorialmandate waren noch viel rascher als früher die Assignate gefallen. Im Januar 1797 stand 1 Frank in Silber 1000 Franken in Mandaten gleich. Die Landleute wußten dieses unsichere und gesunkene Papiergeld von sich fern zu halten, oder es bald los zu werden, indem sie dafür Parcellen von Nationalgütern kauften, oder damit auf den unzähligen Versteigerungen den eingezogenen Hausrath*) der Ausgewanderten, und Geräthschaften aus den säkularisirten Kirchen und Klöstern erstanden. Die städtischen Arbeiter mußten sich die Mandate gefallen lassen, litten durch ihren niedrigen Werth, durch den hohen Preis der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, suchten sich aber durch einen erhöhten Preis für ihre Leistungen zu entschädigen. In eine besonders üble Lage geriethen oft diejenigen Personen, welche Forderungen an Andere zu machen hatten. In diesem Verhältniß gaben sich früher vielleicht nie gesehene Erscheinungen kund. Anstatt daß gewöhnlich der Schuldner den Gläubiger scheut, trat jetzt das Gegentheil ein. Ein unredlicher Schuldner wollte von dem Fallen der Assignate und Mandate Vortheil ziehen, und sich durch sie von den vor der Revolution eingegangenen Verpflichtungen befreien. Der Gläubiger suchte den ihn bedrohenden Verlust abzuwenden, indem er den Anblick seines Schuldners vermied, sich krank stellte, verreiste oder sich verbarg, nur um die Zahlung nicht annehmen zu müssen. Viele Schuldner, die nicht die Absicht hatten, ihre Gläubiger zu betrügen, aber kein baares Geld besaßen, bezahlten dieselben in Kolonialwaaren, Stoffen und sonstigen Werthsachen, die wieder so schnell als möglich feil geboten, und aus einem Hause in das andere getragen wurden. Es entstand in Paris eine Art von Verkehr, wie man ihn früher nicht gekannt hatte. Die meisten Familien, welche etwas besaßen, kauften und verkauften unaufhörlich, und ihre Wohnungen sahen wie Magazine aus.

*) Eine Menge von seltenen Sachen (kostbare Schreinerarbeit, Vasen, Glasgemälde, mittelalterliche Waffen und Rüstungen, illustrirte Meßbücher u. s. w.) wanderte damals aus den Schlössern und Abteien in die Hütten der mit dem eigentlichen Werthe dieser Dinge ganz unbekannten Bauern, wurde dann von Trödlern erkauft, und ging zuletzt in den Besitz des wohlhabenden Mittelstandes über. Kenner und Liebhaber waren im Stande, mit mäßigem Aufwand, bedeutende Sammlungen anzulegen. Das Museum Cluny in Paris ist auf diese Weise von einem Privatmanne, dem ehemaligen Rath am Oberrechnungshofe, Dusommerard, gegründet worden.

Da dem Widerwillen des Publikums gegen das Papiergeld nicht mehr, wie unter dem Konvent, die Guillotine entgegengesetzt werden konnte, so wurde sein Zwangskurs am 1. Februar (1797), unter Privatpersonen, für aufgehoben erklärt. Die Regierung selbst nahm die Assignaten und Mandate ungern an, indem sie den Ankauf von Nationalgütern, für welche Papiergeld geboten wurde, mit Weitläuftigkeiten umgab, welche von der Erwerbung abschrecken konnten. Die Direktoren und die Mitglieder der beiden Räthe ließen sich ihre Gehälter und Diäten in baarem Gelde oder in Mandaten, nicht nach dem Nennwerthe, sondern nach dem Marktpreise, auszahlen. Die Armeen wollten ebenfalls nichts mit dem Papiergeld mehr zu thun haben.

Das Direktorium übte in seinen Bestimmungen über Geldwerth und Geldverkehr eine gränzenlose Willkühr und Rücksichtslosigkeit aus. Im Grunde war das Verfahren des Konvents, welcher die Annahme der Assignaten bei Todesstrafe befahl, weniger ungerecht als das des Direktoriums, welches, nachdem es für 2400 Millionen Fr. Territorialmandate geschaffen hatte, dieselben fast auf nichts herunterkommen ließ. Die Staatsgläubiger erhielten die ihnen zustehenden Zinsen nicht nur in Assignaten und Mandaten, wobei sie ungeheuer verloren, ausgezahlt, sondern das Direktorium nahm auch das Minderjährigen angehörige, von den Gerichtshöfen aufbewahrte, Metallgeld fort, und legte an dessen Stelle Papiergeld nieder. Die Treulosigkeit ging so weit, daß sogar die Kontrakte über Lieferungen von der Regierung häufig verletzt wurden. Selbst dann, wenn vom Finanzministerium die Auszahlung in Metall ausdrücklich versprochen worden, ward sie, unter diesem oder jenem Vorwand, in Papier geleistet. Das Direktorium, welchem es, ungeachtet aller Gewaltsamkeiten und Kunstgriffe, immer an Geld fehlte, führte die, von der konstituirenden Nationalversammlung angeordnete, und von dem Konvent aufgehobene, Patentsteuer wieder ein. Dieselbe bestand in einer Abgabe, welche jeder, Beamte und Soldaten ausgenommen, der irgend ein Geschäft trieb, von dem Rechtsanwalt und Arzt an bis zu dem Altflicker und Lumpensammler hinab, entrichten mußte. Hierzu war noch eine Erhöhung der Grund-, Mieths- und Mobiliarsteuer getreten. Gleichwohl befand sich das Direktorium in beständiger Verlegenheit, und führte, von Bonaparte's Siegen in Italien an, den Krieg meist in der Absicht, die Heere außerhalb Frankreichs ernähren zu lassen, und in den fremden Ländern Kriegssteuern zu erheben.

Das Direktorium konnte aber nicht nur der Willkühr, sondern auch der Verschwendung beschuldigt werden. Es hatte, um sich so viele

Stützen als möglich zu verschaffen, das Beamtenpersonal, über Bedürfniß und Nothwendigkeit hinaus, vermehrt. Die besoldeten Staatsdiener machten ein Heer aus, und von den Gegnern des Direktoriums ward oft behauptet, daß sie ebenso zahlreich wie in allen anderen europäischen Staaten zusammen wären. Die Darleiher, Unternehmer, einzeln oder zu Gesellschaften vereinigt, wurden, wenn sie zu den Machthabern in gutem Vernehmen standen, zum Nachtheil des öffentlichen Vermögens, begünstigt. Barras galt für äußerst feil und bestechlich, und Alles was ihn umgab, war von derselben Art.

Die vielen Verschwörungen, Aufstände und innern Kämpfe hatten in Frankreich eine unermeßliche Menge von Polizeiagenten, Spähern und Angebern und eine viel strengere Ueberwachung und Paßordnung, als vor 1789 üblich gewesen, in das Dasein gerufen. In den Massen dauerte, da Alles nur eine temporaire und relative Geltung besaß, und nichts definitiv eingerichtet zu sein schien, die Neigung zu Auflehnung und Widerstand fort, und, im Gegensatz dazu, fand eine drückende Beschränkung der persönlichen Freiheit, ohne Gewährung allgemeiner Sicherheit, statt.

Das Direktorium war, da es durch den Wechsel seiner Mitglieder den Charakter einer beweglichen und veränderlichen Magistratur darstellte, der Gleichgültigkeit oder Geringschätzung der Nation, aber keiner tiefen Feindseligkeit oder Erbitterung ausgesetzt. Es konnte zuletzt, bei zunehmender Schwäche und Vertrauenslosigkeit gestürzt, aber nur von einer, wie es selbst, aus der Revolution hervorgegangenen Gewalt ersetzt werden. Dies ward von den in den beiden Räthen durch die letzten Wahlen noch vermehrten Widersachern des Direktoriums nicht begriffen. Dieselben arbeiteten meist auf eine Wiederherstellung der konstitutionellen Monarchie hin, die aber mit der damals unter den ausgewanderten Prinzen und Großen herrschenden Gesinnung unvereinbar gewesen wäre. Letztere gaben sich noch immer der Täuschung über die Möglichkeit einer Rückkehr zum Alten, über die Stärke ihrer Partei in Frankreich und über den endlichen Erfolg auswärtiger Hülfe hin. Das unauslöschliche Gepräge, mit welchem die Revolution das französische Volk bezeichnet hatte, ward von ihnen nicht erkannt.

Die Direktoren hatten, plötzlich zu ihrer Würde emporgestiegen, von Gegnern und Neidern umgeben, anfänglich die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Uebereinstimmung gefühlt. Aber zum Besitz einer großen, wenn auch vorübergehenden Gewalt gelangt, brach unter ihnen bald die

ursprünglich entgegengesetzte Eigenthümlichkeit der Charaktere hervor, und gab sich die verschiedenartige Auffassung der öffentlichen Zustände kund.

Barras, ein Wüstling und Schwelger, der die Revolution als eine Fundgrube für seine Habsucht und seinen Ehrgeiz ausgebeutet, und sich am 9. Thermidor und 13. Vendemiaire den unverdienten Ruf der Entschlossenheit und Thatkraft erworben hatte, war, als Direktor, der Mittelpunkt politischer Intriguen und finanzieller Spekulationen, und suchte, über die Zukunft ungewiß, geheime Einverständnisse in allen Parteien zu unterhalten. Er wurde beargwohnt, mit Sendlingen des Prätendenten in Verbindung zu stehen, und nahm zu derselben Zeit Jakobiner und Terroristen, seine ehemaligen Genossen, vertraulich bei sich auf. Eine ganz entgegengesetzte Natur war Carnot, der, sittenstreng, einfach, unbestechlich, immer den geraden Weg ging, vor Allem Ordnung und Redlichkeit in die Verwaltung eingeführt wissen wollte, und Barras' schwelgerisches Treiben und sein Ränkespiel mit Unmuth und Mißtrauen betrachtete. Zwischen beiden trat bald nicht nur eine principielle, sondern auch persönliche Entfernung und Abneigung ein, die zuletzt in einen offenen Bruch ausartete. Carnot hielt, nachdem die Bergpartei besiegt worden, eine gemäßigte Republik in Frankreich für möglich, und gab sich der Hoffnung auf die Dauer dieser Staatsverfassung hin. Er hatte bei der Einrichtung des Heerwesens und bei der Kriegsführung ausgezeichnete Dienste geleistet, besaß aber kein politisches Talent, zeigte sich oft zögernd und unentschlossen, und wurde, ungeachtet seiner mathematischen Studien, bei Behandlung allgemeiner Verhältnisse, mehr von vorgefaßten Meinungen als klaren Anschauungen geleitet.

Rewbel war selbstsüchtig, durchgreifend, von herben Umgangsformen, und von Neid über Carnot's sittlichen Ruf erfüllt. Obgleich dem Militairwesen ganz fremd, vertrat er im Direktorium die Kriegspartei, drängte zu Eroberungen hin, und legte bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten Rauhheit und Anmaßung dar. La Reveillere-Lepaux, ein ehemaliger Advokat, der sich aber viel mit Naturkunde beschäftigt hatte, war in seinem Privatleben unbescholten wie Carnot, aber ausschließend, unduldsam gegen fremde Meinung, und überschätzte seine Gaben und seine Bedeutung, indem er sich zu einer moralischen Regeneration Frankreichs für berufen hielt. Unter seinem Schutze bildete sich eine Sekte, Theophilanthropen (Gott- und Menschenfreunde) genannt, welche sich zur Anhörung von Vorträgen, auf Erweckung des sittlichen Gefühls berechnet, und zur Absingung von Liedern gleichen Inhalts, erst in Privathäusern, und dann in einigen ihr zu diesem Zweck überlassenen Kirchen

versammelte. Es war dies ein wohlgemeinter, aber kraftloser Versuch, das religiöse Bewußtsein zu beleben, der sich weder den noch zahlreich vorhandenen Materialisten aus der Schule Diderot's und Holbach's, noch den Strenggläubigen empfahl, und über Paris hinaus wenig Verbreitung fand. Carnot behandelte diese Schwärmerei, welche sehr anspruchsvoll auftrat, und auf die große Hoffnungen gebaut wurden, mit Geringschätzung, und der Spott, welchen er über sie ausgoß, zog ihm La Reveillere-Lepaux's Feindschaft zu.

Außer diesen besonderen Mißhelligkeiten und Reibungen war Carnot durch die Gesammtheit seiner politischen Meinungen von seinen Kollegen getrennt. Er glaubte, bei dem Mangel an Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit und Einmüthigkeit in der Direktorialregierung, für Frankreichs Geschick fürchtend, sich der Opposition in den beiden Räthen, aber nicht in der Absicht, die bestehende Verfassung zu stürzen, sondern nur, um sie zu reinigen und von ihren Gebrechen zu heilen, nähern zu müssen. Seine Kollegen blickten aber in diesem Falle schärfer und weiter als er, begriffen, daß es sich unter den Royalisten, bei den Alten und den Fünfhundert, nicht blos um eine anderweitige Besetzung der obersten Stellen, oder um eine Umgestaltung der Konstitution des Jahres III, sondern um den Sturz der Republik handelte, und glaubten in Carnot, obgleich er für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte, einen Verräther an der Revolution zu erkennen.

Der Zwiespalt im Direktorium nahm zu, als Letourneur's Abgang, der Verfassung gemäß, zu der festgesetzten Zeit durch das Loos entschieden wurde, und Barthelemy*), bisher zum Rathe der Alten gehörig, durch den Einfluß des Klubs Clichy, in die Stelle des Ausgeschiedenen trat. Barthelemy war, fast vom Ausbruch der Revolution an, Botschafter bei der Eidgenossenschaft gewesen, und hatte sich durch milde Ausführung der ihm von Paris aus gewordenen Aufträge allgemeine Liebe und Achtung erworben. Die französischen Ausgewanderten waren von ihm nicht nur geschont, sondern so viel als möglich in Schutz genommen worden. Barthelemy's Handlungsweise war dem Wohlfahrtsausschusse nicht entgangen, hatte aber, aus Rücksicht auf die Schweiz, welche einen der schwächsten Punkte der französischen Gränze deckte, keine laute Mißbilligung erfahren. Barthelemy war in seinem Herzen Royalist, und von Carnot durch seine Vergangenheit und seine Grundsätze getrennt, schloß sich ihm

*) Er war ein Neffe des Abbé Barthelemy, des Verfassers der Reise des jungen Anacharsis.

aber aus gemeinſamer Abneigung gegen die Politik des Direktoriums an. Es bildete ſich jetzt im Direktorium ein Triumvirat, von welchem Carnot und Barthelemy bei jeder Meinungsverſchiedenheit überſtimmt wurden. Das Publikum erfuhr von dieſen Kämpfen nichts, da die Berathungen der Direktoren nicht öffentlich waren, und die Beſchlüſſe im Namen der Geſammtheit bekannt gemacht wurden.

Die Miniſter traten wenig hervor, und die Meiſten unter ihnen ſchloſſen ſich in ihre beſonderen Geſchäftskreiſe, ohne Parteinahme, ein. Nur der Juſtizminiſter Merlin von Douai, und der Polizeiminiſter Cochon L'Apparent neigten ſich, erſterer zu dem Triumvirat, letzterer zu der Minorität im Direktorium und den im Klub Clichy herrſchenden Grundſätzen hin. Unter den 200 politiſchen Journalen, welche es damals in Frankreich gab, griffen die reaktionairen Tagesblätter das Direktorium und die Konſtitution ſo rückſichtslos, als wenn der Sieg nicht zweifelhaft geweſen wäre, an.

Die Gegner des Direktoriums in den beiden Räthen ließen keine Gelegenheit zu deſſen Bekämpfung unbenutzt vorübergehen. Ihre Abſicht war, daſſelbe durch die Preſſe in der öffentlichen Meinung, in welcher es ohnedies keinen hohen Platz einnahm, zu erniedrigen, ſeine Attribute zu verringern, und eine Menge der Reaktion günſtiger Maßregeln durchzuſetzen. Sobald dies erreicht ſein würde, wollte man im Rathe der Fünfhundert mit einer ausdrücklichen Anklage gegen das Direktorium hervortreten, und deſſen Sturz bewerkſtelligen. Zwei Schwierigkeiten wurden von der Reaktion bei Verfolgung dieſes Planes nicht angemeſſen gewürdigt: einmal beſaß ſie, obgleich die ausgezeichnetſten und beredteſten Mitglieder des geſetzgebenden Körpers zu ihr gehörten, nicht die Mehrheit der Stimmen, und dann konnte das Direktorium, wenn es auf das Aeußerſte gebracht wurde, die Hülfe der von ihm ernannten Heerführer anrufen. Unter den Generalen erſter Klaſſe gehörte nur Pichegru zur Oppoſition, und er war ſeit ſeinem Rückzuge über den Rhein ohne Kommando geblieben. Moreau war zweifelhaft und unentſchloſſen, Hoche und Jourdan ſtanden, ohne dem Direktorium anzuhängen, auf Seiten der Republik, und von Bonaparte wurde damals der Gedanke an eine Erneuerung der Monarchie, in welcher er eine Schranke für ſich ſelbſt ſah, auf das Entſchiedenſte verworfen.

Es gab in den beiden Räthen, wie früher im Konvent, eine unentſchiedene furchtſame Menge, welche, ſo lange keine Gefahr im Anzuge war, mit derjenigen Partei ſtimmte, welche die Mißbräuche angriff, von der ſich aber vorausſehen ließ, daß ſie, ſobald ſich ein Sturm erhob, ihre

Stellung aufgeben und sich auf Seite des Stärkeren schlagen würde. Was das Volk betrifft, so war es gegen das Direktorium und die Verfassung gleichgültig, und weder zu deren Bekämpfung noch Vertheidigung geneigt. Die sein besonderes Dasein begünstigenden Ergebnisse der Revolution wurden vom Direktorium nicht bedroht, und das Gefühl der politischen Freiheit war durch die Schreckensherrschaft getödtet worden. Es hätte der Opposition, bei mehr Unbefangenheit des Urtheils, nicht entgehen können, daß das Volk die Armee, welche, durch die davon getragenen Erfolge verwöhnt, sich als die Schiedsrichterin Frankreichs zu betrachten anfing, ohne Widerstand gewähren lassen würde. Die bewaffnete Macht sah aber, wie ihre Führer, die sich alle aus dem Boden der Revolution erhoben hatten, das Streben nach einer Wiederherstellung der Monarchie, welche in jener Zeit nur die der Legitimität sein konnte, als eine Drohung und Herausforderung an.

Die Opposition schritt, im Vertrauen auf die Unpopularität der meisten Mitglieder des Direktoriums, und von demselben keinen entschlossenen Widerstand erwartend, auf der eingeschlagenen Bahn, ohne sich umzusehen, vor. Alle Mittel und Gegenstände des Angriffs sagten ihr zu. Da das Direktorium in den beiden Räthen eben so eifrige Vertheidiger als heftige Widersacher besaß, so kam es zwischen denselben zuweilen zu den zügellosesten Ausbrüchen der Leidenschaft, und blieben selbst thätliche Beleidigungen nicht aus.

Da von allen Seiten Klagen über Rückstände in der Gehaltsauszahlung der Beamten, über mangelhafte Besoldung der Armeen einliefen, und das Direktorium zu gleicher Zeit neue Bewilligungen zur Deckung seiner Ausgaben verlangte, so wurde ihm die Aufsicht über den Staatsschatz genommen, und einer aus den beiden Räthen gezogenen Kommission anvertraut. Camille Jordan, Deputirter von Lyon, trug bei den Fünfhundert auf eine Revision der Kultusgesetze an, auf Zurücknahme der für die Geistlichkeit bestehenden Verpflichtung, die Verfassung zu beschwören, auf Erlaubniß für die Gemeinden, sich des Glockengeläutes zu bedienen, was wie jede kirchliche Demonstration verboten war, an. Als ein bedenkliches Zeichen für die Stellung des Direktoriums konnte die Erwählung Heinrich Lariviere's, eines der entschiedensten Führer der Reaktion, zum Präsidenten der Fünfhundert gelten. Die Regierung ward der Verletzung des Briefgeheimnisses angeklagt, und Bonaparte's Verhalten gegen Genua und Venedig, als ein Bruch des Völkerrechts, laut getadelt. Mehre Anträge auf Milderung bei Behandlung der wegen Eidesverweigerung verhafteten oder deportirten Priester, und auf Unterscheidung zwischen den Ka-

tegorien der Ausgewanderten wurden von beiden Räthen angenommen. Dann und wann scheiterten kontrerevolutionaire Vorschläge bei den Fünfhundert, oder wurden von den Alten zurückgewiesen, im Ganzen aber befand sich die Reaktion in beiden Abtheilungen des gesetzgebenden Körpers eine Zeit lang über im Vortheil.

Eine empfindliche Niederlage erlitt die Opposition, als bei einem Ministerwechsel Merlin von Douai und Ramel, die ihr entgegen waren, in ihren Aemtern blieben, die ihr geneigten Cochon L'Apparent und Benezech, welche die beiden wichtigen Ministerien der Polizei und des Innern verwalteten, ausscheiden mußten, und die übrigen Ministerstellen mit lauter entschiedenen Anhängern des Triumvirats besetzt wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde Talleyrand, vornehmlich durch den Einfluß der Frau von Stael, welcher er auch seine Streichung von der Emigrantenliste verdankte, an Delacroix Statt, zum Minister des Auswärtigen ernannt (16. Julius 1797).

Da die Absicht der Opposition auf Wiederherstellung der Monarchie, wenn auch über deren Form Meinungsverschiedenheit statt fand, unverkennbar war, so glaubte das Direktorium die exaltirtesten Anhänger der Republik, die Ueberreste des Jakobinerthums, an sich heranziehen zu müssen. Auf seine Veranlassung wurden wieder Klubs, jetzt konstitutionelle Gesellschaften genannt, eröffnet, in welchen verschont gebliebene Werkzeuge Robespierre's und selbst Septembermörder erschienen. Auch ward eine Menge von verabschiedeten, durch ihre republikanische Gesinnung bekannten, Officieren insgeheim nach Paris beschieden. Die Opposition war jedoch mächtig genug, um in beiden Räthen die zeitweilige Aufhebung aller Volksgesellschaften durchzusetzen (24. und 25. Julius 1797). Im Klub Clichy, der sich, ungeachtet des Verbotes, sich zu versammeln fortfuhr, herrschte eine so gereizte Stimmung, daß selbst sonst gemäßigte Männer, wie Tronçon-Ducoudray und Portalis, die Aechtung des Triumvirats, oder der drei konspirirenden Direktoren, wie es hieß, vorschlugen. Da jedoch die bewaffnete Macht durch den Kriegsminister*) von der Mehrheit des Direktoriums abhing, so schlug jetzt die Opposition in den beiden Räthen die Wiederherstellung der seit dem 13. Vendemiaire aufgelösten pariser Nationalgarde, auf deren antidirektionale Stimmung man sich verlassen zu können glaubte, vor.

Die Spannung nahm zwischen den beiden kämpfenden Parteien täglich zu.

*) Damals General Scherer.

Das Direktorium glaubte seinen Plan, die Opposition zu sprengen, vor der Reorganisation der pariser Nationalgarde ausführen zu müssen. Ein zweiter 13. Vendemiaire gegen dieselbe Partei, wie damals unternommen, lag in seinem Sinn, und sollte ebenfalls mit Hülfe von regulairem Militair bewerkstelligt werden. Vergebens hatte das Direktorium Hoche durch das Anerbieten des Kriegsministeriums für sich zu gewinnen gesucht. Diese Stellung war von ihm ausgeschlagen worden. Er folgte zwar anfänglich dem Befehl, mit einem Truppenkorps in die Nähe von Paris vorzurücken, konnte sich aber über die weiter zu treffenden Maßregeln mit den Machthabern nicht verständigen, und reiste zu seinem Heer, wo er plötzlich in Wetzlar am 18. September (1797) starb, zurück. Es ging damals das Gerücht, daß Barras, mit welchem Hoche gespannt war, denselben durch Beibringung von Gift habe tödten lassen, ein Verdacht, der jedoch bald widerlegt worden ist. Hoche hatte durch die, Ende December 1793, über die Oesterreicher unter Wurmser am Rhein davon getragenen Vortheile in der Kriegführung der Republik eine neue Epoche begonnen. Hoche ist oft mit dem ein Jahr vorher gebliebenen Marceau zusammengestellt worden, mit welchem er durch Tapferkeit, Thatendrang, rasche Beförderung und frühen Tod mehr als eine Aehnlichkeit bietet. Indessen hat Marceau Hoche an militairischem Genie nachgestanden, denselben aber an vollkommener Lauterkeit des Charakters und Abwesenheit aller Selbstsucht übertroffen. Marceau ist der Bayard der republikanischen Armeen gewesen.

Die Triumvirn hatten, in Ermangelung Hoche's, Bonaparte, der, da seine kriegerische Thätigkeit durch die Friedenspräliminarien von Leoben unterbrochen worden, seine Aufmerksamkeit der Politik mehr als früher zuwenden konnte, für ihre Absichten gewonnen. Es ist nicht entschieden, ob sie ihn vollständig in ihre Zwecke einweihten, oder ihn dieselben nur errathen ließen. Bonaparte war über die Vorgänge in Paris, ungeachtet seiner Entfernung, insoweit hinreichend unterrichtet, um zu begreifen, daß, wenn es der Reaktion gelang, die Monarchie wiederherzustellen, alle Diejenigen, welche in der Revolution groß geworden, in den Hintergrund gedrängt werden würden. Da er selbst zu diesen gehörte, so war sein Entschluß nicht zweifelhaft, dem Direktorium die Hand zu bieten. Er hegte außerdem gegen die Opposition in den beiden Räthen einen persönlichen Groll, da er in einigen ihrer Tagesblätter als ein eingefleischter Jakobiner und Terrorist bezeichnet worden war. Diese unerwartete Erneuerung der gegen ihn nach Robespierre's Sturz erhobenen Beschuldigungen, welche er schon der Vergessenheit überliefert glaubte, hatte seinen

leidenschaftlichen Sinn gegen die Partei, von der so heftige Angriffe ausgingen, auf das Aeußerste gereizt.

Auf Veranlassung des Direktoriums waren, bei Gelegenheit der Jahresfeier der Einnahme der Bastille, von den Truppenkorps Adressen nach Paris geschickt worden, welche die glühendste Anhänglichkeit an die Republik athmeten, und in denen die Gegner des Direktoriums als Royalisten bezeichnet, mit den Emigranten auf dieselbe Linie gestellt, und mit der Rache der republikanischen Waffen bedroht wurden. Von der Sambre- und Maasarmee, an deren Spitze damals noch Hoche stand, waren, im Vergleiche zu anderen, in gemäßigter Form gehaltene Adressen, von der italienischen Armee aber solche eingelaufen, welche in ihrer Sprache an den in der Schreckenszeit üblichen Ton*) erinnerten. In mehren Adressen wurde der Opposition in den beiden Räthen und des Klubs Clichy namentlich gedacht, und das Direktorium zu deren Vernichtung aufgefordert. Bonaparte hatte am 14. Julius (1797) eine in diesem Geist abgefaßte Proklamation an sein Heer erlassen, und war, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, entschlossen, mit einer Division der italienischen Armee dem Direktorium zu Hülfe zu kommen. Er zog es jedoch, wenn die Umstände seine Anwesenheit in Paris nicht durchaus erforderten, vor, auf dem Schauplatze seiner Thaten zu bleiben, sandte aber erst seinen Adjutanten Lavalette, später Augereau und zuletzt Bernadotte an das Direktorium, um dasselbe in seinen Absichten zu bestärken.

Die Opposition zeigte sich über ihre Hülfsmittel und die Stimmung der Nation verblendet, und glaubte den zu erwartenden Gewaltstreich, welcher sich in Augereau's Ernennung zum Gouverneur der Hauptstadt und deren Umgegend immer deutlicher ankündigte, durch unzureichende Vertheidigungsanstalten oder parlamentarische Maßregeln beseitigen zu können. Die pariser Nationalgarde sollte jetzt rasch ergänzt werden, aber es wurde ihr, aus einer unzeitigen Erinnerung an die terroristischen Kanoniere der Kommune und den 2. Junius 1793, keine Artillerie beigegeben. Die Bürgerschaft bewies wenig Eifer zum Eintritt in ein Korps, das unter solchen Umständen keinen Kampf mit Linientruppen aufnehmen und in diesem Falle seiner Niederlage im voraus gewiß sein konnte. In der Garde der beiden Räthe befanden sich viele Officiere und Soldaten,

*) In der Adresse der 59. Halbbrigade der italienischen Armee hieß es: „De tous les animaux produits par le caprice de la nature, le plus vil est un roi; le plus lache un courtisan; et le pire de tous, un prêtre .....

welche die Grundsätze ihrer in Italien und Deutschland stehenden Kameraden theilten. Zu einer neuen Organisation und Vermehrung derselben, wie man bezweckte, war es zu spät geworden. Sie wurde jetzt unter den unmittelbaren Befehl der sogenannten Saalinspektoren, d. h. Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, welche mit der Ordnung und Sicherheit im Sitzungslokal beauftragt waren, gestellt, was aber ohne Einfluß auf die Gesinnungen dieser Garde blieb. Pichegru war zu einem der Saalinspektoren, weil man sich durch seinen Namen schützen zu können glaubte, ernannt worden. Auch diese Hoffnung stellte sich bald als eine Täuschung heraus.

Die Opposition wurde besonders dadurch in eine falsche Sicherheit eingewiegt, daß sie in der letzten Zeit bei mehren Debatten den Sieg über die Partei des Direktoriums davon trug. So wurde diesem z. B. die Befugniß, Generale und höhere Officiere beliebig zu verabschieden, entzogen, und wurde sein Antrag auf Errichtung einer Lotterie und Einführung einer Salzsteuer verworfen. Die Anhänger des Direktoriums hatten auf das Volk durch Maueranschläge zu wirken gesucht, die jetzt ohne vorher eingeholte Erlaubniß verboten wurden. Um den Angriffen der direktorialen Journale zu begegnen, ward eine Kommission zur Abfassung eines Preßgesetzes ernannt.

Das Direktorium hatte schon seit Ende Julius Truppen in die Nähe der Hauptstadt, in welcher sich seit der terroristischen Insurrektion vom 1. Prairial des Jahres III (20. Mai 1795) ohnedies eine stehende Garnison befand, gezogen, und sich an die Beschwerden der Opposition über Verfassungsverletzung nicht gekehrt. Siebenzehn Kanonen waren im Hofe der am Marsfelde liegenden Kriegsschule aufgestellt. In der letzten Zeit hatten einzelne Korps zur Nachtzeit die Barrieren von Paris überschritten, und die Thatsache war nachher von den Rednern der Regierung geläugnet worden. Die Führer der Reaktion ließen sich dadurch in ihrer Zuversicht nicht stören. Diejenigen, welche, besser als ihre Kollegen unterrichtet, mit Bestimmtheit einen Angriff auf den gesetzgebenden Körper vorhersagten, wurden der Leichtgläubigkeit und des Kleinmuthes beschuldigt. Carnot und Barthelemy, die doch am Besten über die Absichten des Triumvirats unterrichtet sein konnten, schienen ebenfalls nichts zu besorgen. Pastoret erklärte, die moralische Macht sei auf Seiten der Opposition, und die Regierung werde es nicht wagen, die Verfassung zu verletzen. In den inneren Kämpfen in Frankreich haben die unterliegenden Parteien, von der Gironde an bis zu der Nationalversammlung von 1851, fast immer eine unglaubliche Verblendung gezeigt, dadurch ihr eigenes

Verderben beschleunigt, zuweilen sogar dasselbe erst auf diese Art möglich gemacht.

Bei einer solchen Haltung der Opposition hatten deren Gegner die Vorbereitungen zum Angriff auf dieselbe ohne Störung oder Hinderniß vollenden können. Auf Augereau's Befehl war die Garnison in der Nacht des 3. September unter das Gewehr getreten. Am 4. September Morgens um 3 Uhr ward die Lärmkanone gelöst, und schon vor Tagesanbruch waren die Brücken und die nach den Sitzungslokalen führenden Straßen von Truppen besetzt. Die Garde des gesetzgebenden Körpers ging zu Augereau's Soldaten über, und ihr Kommandeur Ramel ward unter Mißhandlungen verhaftet. Das unterdessen zusammengeströmte Volk sah den Vorgängen mit Gleichgültigkeit zu, und stimmte in den Ruf der Linie: „Es lebe die Republik!" freudig ein. Von der zum Theil schon organisirten Nationalgarde ward nichts sichtbar. Pichegru, sein Freund und früherer Adjutant General Willot und mehre andere Deputirte wurden im Lokal der Saalinspektoren festgenommen. Der Anblick des Eroberers von Holland blieb zwar nicht ohne Eindruck auf die Soldaten, hielt sie aber nicht von der Vollziehung der ihnen gewordenen Befehle ab. Einige dreißig Deputirten, welche sich nach ihren Versammlungslokalen begeben wollten, wurden von Reiterei auseinander gesprengt, mehre darunter auf der Stelle verhaftet, andere in ihren Wohnungen aufgesucht. Carnot und Barthelemy wurden in ihren Betten überrascht. Ersterem gelang, es durch eine Seitenthür zu entkommen, bei einem Freunde eine Zuflucht zu suchen, und sich nach der Schweiz zu retten. Eine an allen Ecken und Mauern angeschlagene Proklamation des Direktoriums kündigte dem Volke die Vereitelung einer großen royalistischen Verschwörung, welche in den beiden Räthen ihren Mittelpunkt gehabt habe, an. In einer anderen Proklamation wurde jeder Versuch, das Königthum oder die Verfassung von 1793 wiederherzustellen, mit dem Tode bedroht.

Die zur Partei des Direktoriums gehörigen Mitglieder der beiden Räthe versammelten sich hierauf, die Alten im Lokal der Chirurgenschule, die Fünfhundert im Theater Odeum, wählten neue Präsidenten, ernannten eine Kommission der öffentlichen Sicherheit, zu der Sieyès gehörte, erklärten sich in Permanenz, und nahmen die Anträge des Direktoriums, welche im Wesentlichen im Folgenden bestanden, an: Die Wahlen von 53 Departements zu den beiden Räthen sind für ungültig erklärt. — Ueber die Direktoren Carnot und Barthelemy ist Deportation verhängt. — Zu derselben Strafe sind verurtheilt: aus dem Rathe der Alten:

Tronçon du Coudray, Portalis, Barbé-Marbois und zehn Andere — aus dem Rathe der Fünfhundert: Heinrich Lariviere, Aubry, Boissy d'Anglas, Pastoret, Camille Jordan, Pichegru, Baublanc, Willot, Bourdon von der Oise, Villaret-Joyeuse und dreißig Andere. — Dasselbe Loos traf die Anstifter der oben erwähnten royalistischen Verschwörung: Brottier, La Villeheurnois und Duverne de Presle; den ehemaligen Minister der Polizei Cochon L'Apparent, den bisherigen Kommandanten der Garde des gesetzgebenden Körpers, Ramel. Desgleichen wurden die Eigenthümer, Redaktoren und Mitarbeiter von 41 royalistischen oder von den Machthabern für solche erklärten Journalen zur Deportation verurtheilt, ihre Blätter unterdrückt, und auf ein Jahr hinaus alle Tagesblätter unter die Aufsicht der Polizei gestellt. Die bekanntesten Publicisten, welche zu dieser Kategorie gehörten, waren: Laharpe, Suard, Fontanes, Fiévée, Michaud, die Brüder Bertin, welche aber der Deportation durch die Flucht entgingen.

Am Schluß der Sitzung ward eine Erklärung an die bewaffnete Macht von Paris, daß sie sich um das Vaterland wohl verdient gemacht, und eine Proklamation an die Nation und die Armee erlassen, in welcher die Umtriebe der gestürzten Partei und die Größe der von ihr bereiteten Gefahren mit der in der Revolution dem Sieger eigenen Uebertreibung und Verläumdung des Besiegten dargelegt wurden.

Pichegru, Willot, Barthelemy, Ramel, Aubry und zwei anderen weniger bekannten Deportirten gelang es, sich von dem Orte ihrer Verbannung, Cayenne, aus in Freiheit zu setzen. Einer Anzahl von Verurtheilten, unter denen Heinrich Lariviere, Boissy d'Anglas, Portalis, Camille Jordan, Pastoret, Baublanc die bekanntesten sind, wußten sich der Deportation durch Flucht oder Verborgenheit zu entziehen. Am 21. März 1798 wurden abermals 193 Personen, unter ihnen eine Menge Emigranten, Geistliche und der herrschenden Partei verdächtige Publicisten, nach Cayenne gebracht. Alle diese Gefangenen wurden sowohl während ihres Transports von Paris nach Rochefort, als nach ihrer Ankunft in Guyana, mit großer Härte behandelt, und die meisten starben daselbst in kurzer Zeit.

In die Stelle Carnot's und Barthelemy's wurden François von Neufchateau und Merlin von Douai zu Direktoren erwählt.

Wie früher die politische Freiheit von dem Konvent, so wurde jetzt die repräsentative Regierungsform von dem Direktorium zu Grabe getragen. Denn was blieb von dieser übrig, wenn gesetzliche Wahlen für ungültig erklärt, Mitglieder der Volksvertretung ohne Urtheil und Recht

deportirt, die unabhängigen Journale unterdrückt, die übrigen unter Aufſicht geſtellt wurden? Von dem 1789 erwachten Geiſte war nur noch die Idee der Gleichheit vorhanden, die der Freiheit aber auf lange hinaus getödtet worden.

Von den Folgen des 18. Fructidor wurde einer der erſten Generale der Republik, Moreau, den Machthabern bis dahin unverdächtig, ſowohl in ſeiner äußeren Stellung als ſeinem Rufe, berührt. Moreau war mit Pichegru befreundet, und wahrſcheinlich mit deſſen Entwürfen zu einer Wiederherſtellung der Monarchie bekannt geweſen. Aber wenn dies auch nicht der Fall geweſen wäre, ſo hätten ihm doch die erbeuteten und ihm übergebenen Papiere des öſterreichiſchen Generals Klinglin über Pichegru's Einverſtändniß mit dem Prinzen Condé vollſtändiges Licht verſchaffen müſſen. Moreau behielt dieſe Papiere mehre Monate lang, ohne dem Direktorium oder dem Kriegsminiſter davon Anzeige zu machen, bei ſich. Als er aber aus der von Bonaparte, Hoche, Jourdan und den Armeen dargelegten republikaniſchen Geſinnung die Erfolgloſigkeit der im Klub Clichy angelegten Entwürfe begriffen hatte, wollte er ſich vor dem Verdacht der Hinneigung zu ihnen ſchützen und zu deren Enthüllung beitragen. Er that, als wiſſe er nichts von den Ereigniſſen des 18. Fructidor, obgleich er durch den Telegraphen mit ihnen bekannt war, ſchrieb am folgenden Tage an Barthelemy, indem er aber ſeinen Brief um zwei Tage zurückdatirte, und theilte ihm Alles, was er von der royaliſtiſchen Konſpiration wußte, mit. Moreau gab vor, dieſe Entdeckung nur deshalb, weil ihm ſeit dem Traktat von Leoben ſolche Machinationen für die Republik gefahrlos erſchienen wären, verzögert zu haben, daß er aber jetzt, wo Pichegru mit Erregung eines Bürgerkrieges umzugehen ſcheine, die Bekanntmachung nicht länger zurückhalten wolle. Das Direktorium ließ ſich durch Moreau's Zweideutigkeit nicht täuſchen, und nahm ihm das Kommando der Rheinarmee ab. Moreau's Verhalten ward allgemein getadelt. Denn wenn er im Herzen Royaliſt war, ſo mußte er Alles vermeiden, was ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſchaden konnte, und hielt er an der Republik feſt, ſo hätte er mit dieſen Enthüllungen früher hervortreten ſollen. Es war dies der erſte Beweis von jener Schwäche und Folgewidrigkeit in Moreau's Weſen, der nur auf dem Schlachtfelde Charakter und Talent zeigte, die ſpäter ſein Unglück herbeiführte.

Unter dem Konvent waren alle Beſtandtheile der öffentlichen Schuld, ohne Rückſicht auf ihren Urſprung, alte wie neue, in ein allgemeines Schuldbuch, das ſogenannte große Buch (le grand livre) zuſammengeworfen, und alle früheren Dokumente gegen Inſcriptionen auf daſſelbe

Demüthigungen aller Art ausgesetzt. Es war für Venedig ein verhängnißvoller Umstand, daß es nicht nur mit dem größten, sondern auch mit dem rücksichtslosesten aller republikanischen Feldherren, mit dem, welcher sich am Wenigsten an Recht und Herkommen kehrte, sich in Berührung zu setzen gezwungen wurde. Wenn nicht alle Thatkraft und Staatsweisheit in der venetianischen Aristokratie, durch den langen Mißbrauch unumschränkter Herrschaft, erloschen gewesen wäre, so würde dieselbe mit einer der kriegführenden Mächte in Bund getreten sein, sich in eine Achtung gebietende Stellung versetzt, und in diesem Falle wenigstens das gänzliche Aufhören ihres Staates verhindert haben.

Bonaparte, dem von der Natur, außer seinem militairischen Genie, auch die Gabe politischer Vorausberechnung verliehen worden, hatte, bald nach seinen ersten Siegen über Sardinier und Oesterreicher, weit in die Zukunft zu blicken angefangen. Er scheint von der Zeit an, wo der Kriegsschauplatz an den Mincio und die Etsch hin verlegt wurde, die Republik Venedig als Mittel zur Erlangung eines, für Frankreich vortheilhaften, Friedens mit Oesterreich betrachtet zu haben. Sowohl die Schwäche der venetianischen Regierung als die Lage ihres Gebietes konnte ihn auf diesen Gedanken führen. Er verletzte und drängte den venetianischen Senat, um ihn durch seine Geduld in den Augen der Welt zu erniedrigen, und rechnete ihm zugleich seine etwaigen Klagen und Beschwerden über erlittene Mißhandlung als einen Ausdruck feindseliger Gesinnung, um Veranlassung zu einem entschiedenen Bruche zu finden, an. Bonaparte bemächtigte sich nicht nur, ohne daß dies, wie bei den Oesterreichern, von den militairischen Operationen durchaus nothwendig gemacht worden wäre, venetianischer Landschaften, sondern begünstigte auch die in den Städten der Terra ferma sich regende Neigung zum Abfall von der venetianischen Herrschaft, und ließ zu diesem Zweck, in den von seinen Truppen besetzten Ortschaften die Bildung geheimer Vereine, und selbst öffentliche Kundgebungen dieser Venedig feindlichen Gesinnung zu.

Die Ideen der französischen Revolution hatten sich in dem venetianischen Gebiet, bei der argwöhnischen Strenge der dortigen Polizei und Censur, bis zu Bonaparte's Eroberungszuge, weniger als in anderen Theilen Italiens verbreitet. Aber nach der Besetzung der Lombardei durch die Franzosen ward in den Städten der Terra ferma, mit dem Geräusch ihrer Waffen, bald auch der Wiederklang ihrer Meinungen vernommen, und drang allmälig bis in die Lagunenstadt selbst ein. Die Verweichlichung und Entartung der venetianischen Aristokratie hatte die-

selbe um die Achtung und das Vertrauen des Mittelstandes gebracht. Bei der Masse der Bevölkerung stand dagegen das Patricierregiment, aus alter Gewohnheit, und weil das Leben unter ihm leicht war, nach wie vor in Gunst. In den unteren Klassen der Hauptstadt hatte allerdings jede Thatkraft eben so wie in den vornehmen aufgehört. Mit den Bauern und Hirten des venetianischen Festlandes hätten aber unternehmende Machthaber zur rechten Zeit, als die Franzosen sich noch der Oesterreicher zu erwehren hatten, viel gegen dieselben ausrichten können. Unter ihnen war die ursprüngliche Tüchtigkeit keineswegs erloschen.

Am 12. März hatten sich Bergamo, am 17. Brescia, am 28. Crema, von den französischen Besatzungen ermuntert, gegen die venetianische Herrschaft erhoben. Der Senat, welcher sich bei Bonaparte beklagte, mußte sich, anstatt Genugthuung zu erlangen, zur Zahlung einer monatlichen Kriegssteuer von einer Million Franken verstehen. Jetzt schien Venedig einen Augenblick lang aus seinem Schlummer zu erwachen, aber nur, um in denselben bald um so tiefer zurückzufallen. Es wurden 15,000 Mann italienische und slavonische Truppen in der Hauptstadt zusammengezogen, die Hafenbatterien bewaffnet, und Kriegsschiffe ausgerüstet. Die Anhänger der demokratischen und französischen Partei wurden aufgesucht und zur Haft gebracht. Das Landvolk in den Gebirgen oberhalb Bergamo und Brescia stieg in die Ebene nieder, fiel über einzelne französische Abtheilungen her, und hob die Verbindung unter den vom Feinde besetzten Städten auf. Noch wäre es für die Republik Zeit gewesen, sich durch ein allgemeines Aufgebot zu retten, und durch dieses Beispiel vielleicht Oesterreich zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Aber der günstige Moment ging unbenutzt vorüber. Bei der Nachricht von dem zwischen Bonaparte und dem Erzherzoge Karl, am 9. April, abgeschlossenen Waffenstillstande wurde der venetianische Senat von Schrecken ergriffen. Er gestand dem, aus dem französischen Hauptquartier an ihn gesandten, General Junot die in anmaßendem Tone gestellten Forderungen: Entwaffnung der Bauern und Hirten, Freigebung aller wegen politischer Meinungen verhafteten Personen, und Annahme französischer Vermittelung in Betreff der Aufstände in Bergamo, Brescia und Crema, mit Bereitwilligkeit zu (16. April).

Aber der Haß der unteren Klassen in der Terra ferma gegen die französische Invasion konnte von dem venetianischen Senat nicht mehr gezügelt werden. In Verona erhob sich das Volk, von den Reden eines kühnen Kapuzinermönchs entflammt (17. April), machte 400 Franzosen nieder, und zwang den Rest der Besatzung, sich in die Citadelle zurück-

zuziehen. Es wurden bei dieser Gelegenheit große Grausamkeiten verübt, und die kranken oder verwundeten französischen Soldaten in den Hospitälern umgebracht. Der Aufstand dehnte sich bald auf die ganze Umgegend aus. Wenn jetzt Hülfe und Leitung von Venedig aus erschienen wäre, so hätte sich im Rücken der Franzosen ein für dieselben gefährlicher Kampf entwickeln können. Aber in der Hauptstadt sah man ruhig zu, wie Verona von den Franzosen wieder eingenommen, und an ihm ein blutiges Wiedervergeltungsrecht ausgeübt wurde.

Bonaparte hatte das Direktorium über sein Verhältniß zu Venedig getäuscht, seine Eingriffe in dessen Unabhängigkeit beschönigt, und die freiwilligen Widerstandsversuche des Volkes, als von der Regierung ausgegangen, im übertriebensten Licht dargestellt. Hierauf vom Direktorium zu einer Kriegserklärung ermächtigt, hatte er eine solche der Republik am 3. Mai entgegengeschleudert. Anstatt daß sich der Senat jetzt zu einem Verzweiflungskampfe ermannt hätte, beging er die Unwürdigkeit, die bisherige Verfassung, aus Furcht vor der demokratischen Partei, für aufgehoben zu erklären, und die Franzosen zur Besetzung der Stadt einzuladen (12. Mai). Es waren gerade fünfhundert Jahre her, daß die Erbaristokratie (Il Serrar del gran Consiglio) unter dem Dogen Gradenigo eingeführt worden war. Die Gewalt, welche die Vorfahren einst widerrechtlich an sich gerissen, aber lange mit großer Thatkraft und seltener Einsicht ausgeübt hatten, gaben die Enkel, nicht, wie der französische Adel seine Vorrechte in der Nacht vom 4. August 1789, aus einer Anwandelung von Großmuth, sondern aus Schwäche und im Gefühle ihrer Verlassenheit auf. Erst nachdem die Patricier, um ihre Personen zu sichern, ihren Staat aufgeopfert hatten, schienen sie die Bedeutung des gethanen Schrittes zu fühlen, und viele von ihnen brachen, indem sie die große Treppe des herzoglichen Palastes hinabeilten, in die sie selbst anklagenden Worte aus: „Venedig und der heilige Markus sind verloren!“ — Am 16. Mai rückten die Franzosen unter dem General Baraguay d'Hilliers in die Lagunenstadt, deren Inneres bis dahin kein Feind betreten hatte, ein. Die Regierung wurde provisorisch einer demokratischen Municipalität übergeben. Bonaparte, der damals in Mailand war, erkannte dieselbe gegen Gebietsabtretungen, gegen Erlegung einer starken Kriegssteuer, gegen Auslieferung von Kriegsschiffen, Kunstwerken und Manuscripten an. Die neue Regierung glaubte mit diesen Opfern die staatliche Unabhängigkeit Venedigs gerettet zu haben. Aber die Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Auch Genua entging dem Schicksal nicht, von welchem die Aristo-

kratie überall, wo die französischen Waffen hinreichten, bedroht war. Französische Sendlinge hatten dort schon früher als in Venedig ihre Grundsätze auszubreiten angefangen, aber mit ihnen, vor Bonaparte's Siegen in Italien, sich nicht öffentlich hervorzutreten gewagt. Die demokratische Partei, welche ihren Mittelpunkt im Klub Morandi hatte, erließ eine Petition an den Dogen, in der die Aufhebung der alten Verfassung verlangt wurde. Die Regierung zeigte sich, wie in Venedig, schwach, aber eine Anzahl junger Patricier bewaffnete das ihnen anhängliche niedere Volk, Matrosen, Lastträger u. s. w., und schlug die Klubisten (24. Mai), wobei mehre Franzosen umkamen. Bonaparte sandte hierauf seinen Adjutanten Lavalette mit einer drohenden Erklärung nach Genua, und der französische Gesandte bei der Republik, Faypoult, schickte sich zur Abreise an. Der Senat zitterte, gab im Vertrage von Montebello (6. Junius) die bisherige aristokratische Verfassung auf, und erkannte die Umgestaltung des genuesischen Territoriums in eine ligurische Republik an. Das Landvolk in den Thälern von Polvecera und Bisagno wollte sich den neuen Einrichtungen nicht fügen, wurde aber von dem französischen General Duphot, welchen die demokratische Regierung Genua's mit der Reorganisation ihrer Kriegsmacht beauftragt hatte, nicht ohne Blutvergießen, unterworfen.

Die kleine aristokratische Republik Lucca suchte ihr Dasein durch bereitwilliges Entgegenkommen gegen die Franzosen und freiwillige Darbringung von Geldleistungen zu fristen.

Der König von Sardinien, Karl Emanuel IV.*), glaubte unter den vorhandenen Umständen sich nur durch einen Vertrag mit Frankreich sicher stellen zu können. Er erbot sich, 10,000 Mann mit 40 Kanonen zu der Armee von Italien stoßen zu lassen. Bonaparte ging, da er die sardinischen Soldaten schätzte, hierauf gern ein. Der betreffende Traktat wurde von dem Direktorium, welches schon damals über Piemont zum Vortheil Frankreichs zu verfügen dachte, erst im Herbst (1797) bestätigt, aber auch dann der turiner Hof mit Argwohn und Geringschätzung behandelt.

Unter französischen Auspicien waren Modena, Reggio und die päpstlichen Legionen zu einem cispadanischen Bunde zusammengetreten. Bonaparte, der in Norditalien einen größeren Freistaat bilden wollte, rief die cisalpinische Republik in das Leben, deren Grundlage die Lom-

*) Er war Viktor Amadeus III. den 16. Oktober 1796 auf dem Throne gefolgt.

zögern suchte, ergriff Bonaparte am Ende einer Konferenz ein kostbares Porcellangeschirr, welches der österreichische Minister von der Kaiserin von Rußland zum Geschenk erhalten hatte, warf es auf den Boden, daß es in Stücke zersprang, und rief: „Ihr wollt also durchaus Krieg? Nun gut, ihr sollt ihn haben! Aber vor Ablauf von drei Monaten wird eure Monarchie wie dieses Gefäß zertrümmert sein!“ — Aehnliche, natürliche oder erkünstelte, Zeichen des Zornes und der Leidenschaft waren bei Bonaparte schon in seinem Verhältniß zu Abgeordneten des venetianischen Senats hervorgebrochen. Die Furcht vor seiner Kraft und seinem Glück, die Erinnerung an die vielen von ihm erfochtenen Siege, schüchterten die österreichischen Bevollmächtigten ein.

Am 17. Oktober (1797) kam im Schlosse von Campo Formio, unweit Udine in Friaul, der definitive Friede, an welchem seit fast sechs Monaten gearbeitet worden, zu Stande. Die Präliminarien von Leoben waren zu Grunde gelegt. Oesterreich trat Belgien und die Lombardei ab, und wurde mit Venedig und dem venetianischen Gebiet, Brescia und Bergamo, welche an die cisalpinische Republik, und die jonischen Inseln, welche an Frankreich kamen, ausgenommen, entschädigt. In einem geheimen Artikel ward das linke Rheinufer der französischen Republik überlassen, welche sich dagegen anheischig machte, das Erzbisthum Salzburg und den zwischen demselben, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegenen Theil von Bayern dem Kaiser zu verschaffen. Der Grundsatz der Aufhebung der geistlichen Staaten in Deutschland, um die damit auf dem linken Rheinufer einbüßenden weltlichen Fürsten zu entschädigen, wurde ebenfalls als geheimer Artikel in das Friedensinstrument aufgenommen, war aber schon vorher mit Preußen, Hessen, Baden und Würtemberg verabredet worden. Zur Regulirung der deutschen Angelegenheiten sollte in Rastadt ein Kongreß zusammentreten.

Als das einzig wahrhaft Neue bei diesem Friedensschlusse tritt, da Belgien, das linke Rheinufer und die Lombardei sich schon seit längerer Zeit in der Gewalt der Franzosen befanden, der Untergang der Republik Venedig hervor. In ihrer Behandlung hat Bonaparte eine Härte, Verstellung und Treulosigkeit bewiesen, welche später von seinem Verhalten gegen die spanischen Bourbonen erreicht, aber nicht übertroffen worden ist. Auf sein Geheiß wurden die venetianischen Behörden von den diplomatischen Agenten Frankreichs bis zum letzten Augenblick mit trügerischen Verheißungen auf Selbstständigkeit hingehalten. Venedig ward mit der schmeichelnden Bezeichnung einer Schwesterrepublik Frankreichs bezeichnet. Bonaparte sorgte zugleich dafür, daß dasselbe aller Mittel,

um in einem Augenblick von Aufwallung seine Unabhängigkeit zu vertheidigen, beraubt wurde. Die Franzosen nahmen die venetianischen Kriegsschiffe in Beschlag und führten auf ihnen ihre Truppen zur Besetzung Corfu's ab. Alles, was sich von Kunstwerken und Kostbarkeiten fortbringen ließ, die broncenen Pferde aus Konstantinopel auf dem Portal der Markuskirche, die Löwen aus dem Piräeus im Arsenal, Gemälde, Statuen, Manuscripte wurden nach Paris geschickt. Um die Venetianer in Sicherheit zu wiegen, sandte Bonaparte seine Gemahlin in ihre Stadt, der dort Feste gegeben und reiche Geschenke dargebracht wurden. Als sich nach dem Frieden von Campo Formio die Wahrheit nicht länger verhehlen ließ, antwortete Bonaparte auf die Klagen der venetianischen Regierung, daß Frankreich Venedig nicht abtrete, sondern dasselbe nur verlasse, es möge sich, wenn es wolle, gegen die Oesterreicher vertheidigen. Den zur Auswanderung entschlossenen venetianischen Demokraten ließ er eine Zuflucht in der cisalpinischen Republik, und für ihre Verluste Entschädigung aus venetianischem Staatsgut versprechen, welches letztere Anerbieten von ihnen mit edlem Unwillen abgewiesen wurde. Die Vorstellungen Villetard's, des diplomatischen Agenten Frankreichs in Venedig, gegen die Ueberlassung dieser Stadt an Oesterreich wurde von Bonaparte im Tone zorniger Geringschätzung beantwortet.

In seinen Berichten an das Direktorium hatte sich Bonaparte, um dasselbe auf seine Pläne gegen Venedig vorzubereiten, über dasselbe bei jeder Gelegenheit mit der tiefsten Verachtung geäußert, und alle Schattenseiten der dortigen Zustände, ohne jemals ein Wort des Mitgefühls für die glanzvolle Vergangenheit der Lagunenstadt einfließen zu lassen, hervorgehoben. Bonaparte war vielleicht der einzige Machthaber in Europa, der von Allem, was für die Erhaltung dieses alten Staates sprechen konnte, ganz ungerührt blieb, und die Vernichtung desselben mit kalter Hand vollzog. Die Zeit der venetianischen Größe war längst vorüber, und die letzte Stunde der venetianischen Aristokratie hatte geschlagen, aber die Unabhängigkeit dieses mit so großen Erinnerungen geschmückten Gemeinwesens hätte, so lange es überhaupt in Italien besondere Staaten gab, in verjüngter Gestalt fortzudauern verdient.

Bonaparte ging so weit, eine Deputation Venedigs, welche bei dem Direktorium um die Bewilligung zur Vertheidigung gegen die österreichische Besitznahme einkommen sollte, verhaften zu lassen. Der Bucintoro, auf welchem der Doge noch im verflossenen Jahre am Himmelfahrtstage die Ceremonie der sogenannten Vermählung Venedigs mit dem Adriatischen Meere begangen hatte, ward, nachdem die kostbaren Verzierungen

dieses Schiffes an die Juden verkauft worden, von den Franzosen verbrannt. Der französische General Serrurier, welcher mit der Uebergabe Venedigs an die Oesterreicher beauftragt war, ließ das Arsenal ausräumen, die noch vorhandenen Kriegsschiffe nach Ancona und Corfu, wo französische Besatzungen lagen, abführen, die im Bau befindlichen zerschlagen, und in Kirchen, Museen und Bibliotheken alles Werthvolle und Tragbare von französischen Kommissarien in Beschlag nehmen. In solchem Zustande ward Venedig an Oesterreich überlassen.

---

10. Friedensunterhandlungen in Lille und Rastadt. — Bonaparte's Empfang in Paris. — Innere und äußere Politik des Direktoriums.

Die nach den Präliminarien von Leoben zwischen Frankreich und Oesterreich erfolgte Annäherung hatte auch der brittischen Regierung das Verlangen nach einer Ausgleichung mit der französischen Republik eingeflößt. Das englische Volk war, wegen des Druckes der Steuern, von ungestümem Drange nach Frieden ergriffen und gab dem Könige und den Ministern die Leiden des Krieges Schuld. Die Unzufriedenheit hatte sich in wilden Ausbrüchen, in einem Mordanfalle auf Georg III. und in gegen Pitt geschleuderten Steinwürfen Luft gemacht. Lord Malmesbury wurde zum zweiten Male nach Frankreich geschickt, und kam in Lille mit Letourneur und Maret zusammen. Englands Vorschläge waren gemäßigt, es verlangte nur die Kapkolonie und die Insel Trinidad zu behalten. Aber das Direktorium zog die Unterhandlungen in die Länge, rief Letourneur und Maret ab, ersetzte sie durch Treilhard und Bonnier, die weniger versöhnlich gesinnt waren, und forderte zuletzt von England die Herausgabe aller von demselben seit Anfang des Krieges gemachten Eroberungen, ohne daß von französischer Seite verhältnißmäßige Zugeständnisse in Aussicht gestellt worden wären. Die im Julius begonnenen Unterhandlungen zerschlugen sich, und Malmesbury kehrte im September (1797) nach London zurück. Das englische Volk überzeugte sich jetzt, daß auf diesem Wege keine Aussöhnung mit Frankreich möglich war.

Auch Portugal, welches im September 1793 der Koalition gegen Frankreich beigetreten war, aber nur 6000 Mann Hülfstruppen zu dem spanischen Heere, als dieses am Fuß der Pyrenäen kämpfte, und vier Kriegsschiffe zu der englischen Flotte hatte stoßen lassen, wollte jetzt in

ein friedliches Verhältniß zu der Republik treten. Das portugiesische Kabinet war zur Abtretung einiger Distrikte seines Antheiles an Guyana, und zur Aufhebung des 1703 mit England abgeschlossenen Handelsvertrages geneigt (August 1797). Aber der Prinz von Brasilien, nachmals König Johann VI., welcher im Namen seiner geisteskranken Mutter die Regierung führte, ließ sich zu einem Wechsel in seiner Ansicht bewegen, verweigerte dem Vertrage seine Bestätigung und wurde, als er sich nach dem Frieden von Campo Formio Frankreich nähern wollte, von dem Direktorium zurückgewiesen.

Der zur Ausgleichung zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik bestimmte Kongreß trat in der Mitte Decembers in Rastadt zusammen. Die im Frieden von Campo Formio von Oesterreich zugestandene Abtretung des linken Rheinufers war geheim geblieben. In der kaiserlichen Botschaft vom 1. November an den Reichstag wurde noch von der Integrität des Reiches und der Erhaltung seiner Verfassung als Grundlagen der zu eröffnenden Unterhandlungen gesprochen. Aber den Reichsständen wurden sehr bald die Augen geöffnet. Im Laufe Decembers ward das linke Rheinufer von den Oesterreichern geräumt, und am vorletzten Tage des Jahres Mainz von französischen Truppen besetzt. Das Reich, von Preußen im Frieden von Basel und von Oesterreich im Frieden von Campo Formio Preis gegeben, willigte am 11. März (1797) in die Abtretung des linken Rheinufers, noch nicht ganz fünf Jahre, nachdem es der französischen Republik den Krieg erklärt hatte, ein. Aber das Direktorium war, während dasselbe über die ihm gemachten Zugeständnisse hinausging, und Kehls, Kassels Einverleibung mit Frankreichs und Ehrenbreitensteins Schleifung verlangte, nicht geneigt, die von ihm geleisteten Zusagen pünktlich zu erfüllen, und zögerte mit dem Abzuge seiner auf dem rechten Rheinufer zwischen der Lahn und Nidda lagernden Truppen. Die französischen Bevollmächtigten beim Kongreß betrugen sich übermüthig und herausfordernd, und schienen einen Genuß darin zu finden, den deutschen Gesandten bei jeder Gelegenheit die Schwäche und Abhängigkeit ihres Staatswesens fühlbar zu machen. Der endliche Abschluß des Friedenswerkes wurde bei den vielen Nebenunterhandlungen verzögert, und kam überhaupt nicht in Rastadt zu Stande, aber der Verlust des linken Rheinufers, welches einige der ältesten Schöpfungen Deutschlands, und viele Erinnerungen an eine große Vergangenheit enthielt, sollte auf lange Zeit hinaus eine vollendete Thatsache bleiben.

vertauscht worden. Die Zinsen wurden unter dem Konvent unregelmäßig ausgezahlt, und durch die Assignate den Rentnern noch größere Nachtheile als den übrigen Bürgern zugefügt. Die Staatsschuld war aber, wenigstens dem Namen nach, in ihrer Integrität anerkannt geblieben. Anfänglich hatte das Direktorium die Inscriptionen beim Ankauf der Nationalgüter begünstigt. Nach dem 18. Fructidor wurde es von seiner Geldnoth und seinem Machtgefühl veranlaßt, bei den Räthen auf eine Reduktion der Staatsschuld anzutragen, dergestalt, daß nur ein Dritttheil derselben verzinst, zwei Drittheile der Inscriptionen aber in Bons zum Ankauf von Nationalgütern verwandelt werden sollten. Das Dritttheil, welches fortan allein für die ordentliche verzinsliche Staatsschuld galt, wurde „le tiers consolidé" genannt, und dasselbe in ein neues großes Buch eingetragen. Es war dies der umfassendste Bankerott, den die Geschichte kennt, wurde aber, ungeachtet lebhaften Widerstrebens bei den Alten, von der Volksvertretung am 30. September (1797) sanktionirt. Unter den Staatsgläubigern geriethen viele an den Bettelstab, andere machten ihrem Leben freiwillig ein Ende. Niemals hatte es in Paris so viele Selbstmorde als damals gegeben.

Zu gleicher Zeit wurden die Einzeichnungsgebühren (droit d'enregistrement) auf alle gerichtlichen Akte ausgedehnt, ward die Verpachtung der Posten, die Herstellung einer Nationallotterie, Einführung eines Wegegeldes, eine Papiersteuer und Erhöhung der Tabakssteuer angeordnet. Das Budget für das Jahr VI war auf 616 Millionen Fr. festgesetzt worden.

Nach dem 18. Fructidor trat eine Reaktion gegen die seit dem 9. Thermidor im Stillen zunehmenden konstitutionell-monarchischen Tendenzen ein, aus welcher ein Antrag auf Verbannung aller im Lande befindlichen Adeligen, mit Ausnahme derer, welche der Republik besondere Dienste geleistet hatten, hervorging. Dieselben sollten zur Veräußerung ihrer Besitzungen innerhalb einer bestimmten Frist gehalten sein. Im Falle dies nicht geschehe, werde die Regierung den Verkauf übernehmen, und ihnen den Erlös in das Ausland nachschicken. Diese Maßregel drohte über eine Klasse, welche nach dem Verluste ihrer früheren Vorrechte selbst in den Augen der Revolution nicht mehr für schuldig gelten konnte, namentlich über die zu ihr gehörigen Greise, Frauen und Kinder, unabsehbares Elend zu bringen. Sieyès, der vom ersten Ausbruch der Revolution an eine lebhafte Abneigung gegen den Adel bewiesen hatte, war zuerst auf diesen Antrag gefallen, über welchen Boulay von der Meurthe, im Namen der dazu niedergesetzten Kommission, einen zustim-

menden Bericht ablegte. Sieyès glaubte in seinem starren, systematischen Geiste, der französischen Staatsgesellschaft durch eine Ausschließung aller antidemokratischen Elemente, eine vollkommene innere Uebereinstimmung zu verleihen. Bei der unter den Fünfhundert herrschenden Stimmung hätte dieser grausame Plan, der eine Menge von ohnedies meist hart geprüften Personen ihres Vaterlandes berauben wollte, leicht zu einem Anfang von Vollziehung kommen können. Glücklicher Weise gab es aber unter denen, welche jetzt in der Republik eine hervorragende Rolle spielten, ehemalige Adelige, wie Barras, Bonaparte, Talleyrand und manche Andere, denen eine Verfolgung ihrer Standesgenossen, selbst wenn sie von derselben ausgenommen wurden, immerhin bedenklich erscheinen konnte. Die öffentliche Meinung sprach sich dagegen aus, die Fonds fielen, und die Presse zog das Ungerechte und Gehässige einer solchen Maßregel an das Licht. Sie wurde in der Art gemildert, daß Alle, welche bis zum 19. Junius 1790 zum Adel gehört hatten, mit Ausnahme der ehemaligen und gegenwärtigen Mitglieder der Volksvertretung, der Ministerien, des Direktoriums, der Militairs, und die sich sonst um die Republik verdient gemacht hätten, von Ausübung der politischen Rechte ausgeschlossen wurden. In dieser Fassung wurde der Antrag am 20. Oktober von den Fünfhundert, und am 29. November von den Alten, obwohl von diesen nicht ohne Widerspruch, angenommen.

Die Willfährigkeit, welche jetzt die beiden Räthe, die Minister und alle Behörden gegen das Direktorium, welches, nach Carnot's Entfernung, aus im Grunde unbedeutenden Persönlichkeiten bestand, bewiesen, und die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk die wichtigsten Veränderungen in den öffentlichen Zuständen aufnahm, konnte voraussehen lassen, auf wie geringe Hindernisse ein herrschsüchtiger und wirklich großer Mann bei dem Versuche, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, stoßen würde.

---

9. Gründung der cisalpinischen Republik. — Friede von Campo Formio. — Untergang der Republik Venedig.

Der unheilvolle Entschluß des venetianischen Senates, zwischen Frankreich und Oesterreich, welche an seinen Gränzen den Entscheidungskampf über die Herrschaft in Italien ausfochten, eine unbewaffnete Neutralität zu beobachten, hatte ihn Gebietsverletzungen, Drangsalen und

Demüthigungen aller Art ausgesetzt. Es war für Venedig ein verhängnißvoller Umstand, daß es nicht nur mit dem größten, sondern auch mit dem rücksichtslosesten aller republikanischen Feldherren, mit dem, welcher sich am Wenigsten an Recht und Herkommen kehrte, sich in Berührung zu setzen gezwungen wurde. Wenn nicht alle Thatkraft und Staatsweisheit in der venetianischen Aristokratie, durch den langen Mißbrauch unumschränkter Herrschaft, erloschen gewesen wäre, so würde dieselbe mit einer der kriegführenden Mächte in Bund getreten sein, sich in eine Achtung gebietende Stellung versetzt, und in diesem Falle wenigstens das gänzliche Aufhören ihres Staates verhindert haben.

Bonaparte, dem von der Natur, außer seinem militairischen Genie, auch die Gabe politischer Vorausberechnung verliehen worden, hatte, bald nach seinen ersten Siegen über Sardinier und Oesterreicher, weit in die Zukunft zu blicken angefangen. Er scheint von der Zeit an, wo der Kriegsschauplatz an den Mincio und die Etsch hin verlegt wurde, die Republik Venedig als Mittel zur Erlangung eines, für Frankreich vortheilhaften, Friedens mit Oesterreich betrachtet zu haben. Sowohl die Schwäche der venetianischen Regierung als die Lage ihres Gebietes konnte ihn auf diesen Gedanken führen. Er verletzte und drängte den venetianischen Senat, um ihn durch seine Geduld in den Augen der Welt zu erniedrigen, und rechnete ihm zugleich seine etwaigen Klagen und Beschwerden über erlittene Mißhandlung als einen Ausdruck feindseliger Gesinnung, um Veranlassung zu einem entschiedenen Bruche zu finden, an. Bonaparte bemächtigte sich nicht nur, ohne daß dies, wie bei den Oesterreichern, von den militairischen Operationen durchaus nothwendig gemacht worden wäre, venetianischer Landschaften, sondern begünstigte auch die in den Städten der Terra ferma sich regende Neigung zum Abfall von der venetianischen Herrschaft, und ließ zu diesem Zweck, in den von seinen Truppen besetzten Ortschaften die Bildung geheimer Vereine, und selbst öffentliche Kundgebungen dieser Venedig feindlichen Gesinnung zu.

Die Ideen der französischen Revolution hatten sich in dem venetianischen Gebiet, bei der argwöhnischen Strenge der dortigen Polizei und Censur, bis zu Bonaparte's Eroberungszuge, weniger als in anderen Theilen Italiens verbreitet. Aber nach der Besetzung der Lombardei durch die Franzosen ward in den Städten der Terra ferma, mit dem Geräusch ihrer Waffen, bald auch der Wiederklang ihrer Meinungen vernommen, und drang allmälig bis in die Lagunenstadt selbst ein. Die Verweichlichung und Entartung der venetianischen Aristokratie hatte die-

selbe um die Achtung und das Vertrauen des Mittelstandes gebracht. Bei der Masse der Bevölkerung stand dagegen das Patricierregiment, aus alter Gewohnheit, und weil das Leben unter ihm leicht war, nach wie vor in Gunst. In den unteren Klassen der Hauptstadt hatte allerdings jede Thatkraft eben so wie in den vornehmen aufgehört. Mit den Bauern und Hirten des venetianischen Festlandes hätten aber unternehmende Machthaber zur rechten Zeit, als die Franzosen sich noch der Oesterreicher zu erwehren hatten, viel gegen dieselben ausrichten können. Unter ihnen war die ursprüngliche Tüchtigkeit keineswegs erloschen.

Am 12. März hatten sich Bergamo, am 17. Brescia, am 28. Crema, von den französischen Besatzungen ermuntert, gegen die venetianische Herrschaft erhoben. Der Senat, welcher sich bei Bonaparte beklagte, mußte sich, anstatt Genugthuung zu erlangen, zur Zahlung einer monatlichen Kriegssteuer von einer Million Franken verstehen. Jetzt schien Venedig einen Augenblick lang aus seinem Schlummer zu erwachen, aber nur, um in denselben bald um so tiefer zurückzufallen. Es wurden 15,000 Mann italienische und slavonische Truppen in der Hauptstadt zusammengezogen, die Hafenbatterien bewaffnet, und Kriegsschiffe ausgerüstet. Die Anhänger der demokratischen und französischen Partei wurden aufgesucht und zur Haft gebracht. Das Landvolk in den Gebirgen oberhalb Bergamo und Brescia stieg in die Ebene nieder, fiel über einzelne französische Abtheilungen her, und hob die Verbindung unter den vom Feinde besetzten Städten auf. Noch wäre es für die Republik Zeit gewesen, sich durch ein allgemeines Aufgebot zu retten, und durch dieses Beispiel vielleicht Oesterreich zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Aber der günstige Moment ging unbenutzt vorüber. Bei der Nachricht von dem zwischen Bonaparte und dem Erzherzoge Karl, am 9. April, abgeschlossenen Waffenstillstande wurde der venetianische Senat von Schrecken ergriffen. Er gestand dem, aus dem französischen Hauptquartier an ihn gesandten, General Junot die in anmaßendem Tone gestellten Forderungen: Entwaffnung der Bauern und Hirten, Freigebung aller wegen politischer Meinungen verhafteten Personen, und Annahme französischer Vermittelung in Betreff der Aufstände in Bergamo, Brescia und Crema, mit Bereitwilligkeit zu (16. April).

Aber der Haß der unteren Klassen in der Terra ferma gegen die französische Invasion konnte von dem venetianischen Senat nicht mehr gezügelt werden. In Verona erhob sich das Volk, von den Reden eines kühnen Kapuzinermönchs entflammt (17. April), machte 400 Franzosen nieder, und zwang den Rest der Besatzung, sich in die Citadelle zurück-

zuziehen. Es wurden bei dieser Gelegenheit große Grausamkeiten verübt, und die kranken oder verwundeten französischen Soldaten in den Hospitälern umgebracht. Der Aufstand dehnte sich bald auf die ganze Umgegend aus. Wenn jetzt Hülfe und Leitung von Venedig aus erschienen wäre, so hätte sich im Rücken der Franzosen ein für dieselben gefährlicher Kampf entwickeln können. Aber in der Hauptstadt sah man ruhig zu, wie Verona von den Franzosen wieder eingenommen, und an ihm ein blutiges Wiedervergeltungsrecht ausgeübt wurde.

Bonaparte hatte das Direktorium über sein Verhältniß zu Venedig getäuscht, seine Eingriffe in dessen Unabhängigkeit beschönigt, und die freiwilligen Widerstandsversuche des Volkes, als von der Regierung ausgegangen, im übertriebensten Licht dargestellt. Hierauf vom Direktorium zu einer Kriegserklärung ermächtigt, hatte er eine solche der Republik am 3. Mai entgegengeschleudert. Anstatt daß sich der Senat jetzt zu einem Verzweiflungskampfe ermannt hätte, beging er die Unwürdigkeit, die bisherige Verfassung, aus Furcht vor der demokratischen Partei, für aufgehoben zu erklären, und die Franzosen zur Besetzung der Stadt einzuladen (12. Mai). Es waren gerade fünfhundert Jahre her, daß die Erbaristokratie (Il Serrar del gran Consiglio) unter dem Dogen Gradenigo eingeführt worden war. Die Gewalt, welche die Vorfahren einst widerrechtlich an sich gerissen, aber lange mit großer Thatkraft und seltener Einsicht ausgeübt hatten, gaben die Enkel, nicht, wie der französische Adel seine Vorrechte in der Nacht vom 4. August 1789, aus einer Anwandelung von Großmuth, sondern aus Schwäche und im Gefühle ihrer Verlassenheit auf. Erst nachdem die Patricier, um ihre Personen zu sichern, ihren Staat aufgeopfert hatten, schienen sie die Bedeutung des gethanen Schrittes zu fühlen, und viele von ihnen brachen, indem sie die große Treppe des herzoglichen Palastes hinabeilten, in die sie selbst anklagenden Worte aus: „Venedig und der heilige Markus sind verloren!“ — Am 16. Mai rückten die Franzosen unter dem General Baraguay d'Hilliers in die Lagunenstadt, deren Inneres bis dahin kein Feind betreten hatte, ein. Die Regierung wurde provisorisch einer demokratischen Municipalität übergeben. Bonaparte, der damals in Mailand war, erkannte dieselbe gegen Gebietsabtretungen, gegen Erlegung einer starken Kriegssteuer, gegen Auslieferung von Kriegsschiffen, Kunstwerken und Manuscripten an. Die neue Regierung glaubte mit diesen Opfern die staatliche Unabhängigkeit Venedigs gerettet zu haben. Aber die Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Auch Genua entging dem Schicksal nicht, von welchem die Aristo-

kratie überall, wo die französischen Waffen hinreichten, bedroht war. Französische Sendlinge hatten dort schon früher als in Venedig ihre Grundsätze auszubreiten angefangen, aber mit ihnen, vor Bonaparte's Siegen in Italien, sich nicht öffentlich hervorzutreten gewagt. Die demokratische Partei, welche ihren Mittelpunkt im Klub Morandi hatte, erließ eine Petition an den Dogen, in der die Aufhebung der alten Verfassung verlangt wurde. Die Regierung zeigte sich, wie in Venedig, schwach, aber eine Anzahl junger Patricier bewaffnete das ihnen anhängliche niedere Volk, Matrosen, Lastträger u. s. w., und schlug die Klubisten (24. Mai), wobei mehre Franzosen umkamen. Bonaparte sandte hierauf seinen Adjutanten Lavalette mit einer drohenden Erklärung nach Genua, und der französische Gesandte bei der Republik, Faypoult, schickte sich zur Abreise an. Der Senat zitterte, gab im Vertrage von Montebello (6. Junius) die bisherige aristokratische Verfassung auf, und erkannte die Umgestaltung des genuesischen Territoriums in eine ligurische Republik an. Das Landvolk in den Thälern von Polvecera und Bisagno wollte sich den neuen Einrichtungen nicht fügen, wurde aber von dem französischen General Duphot, welchen die demokratische Regierung Genua's mit der Reorganisation ihrer Kriegsmacht beauftragt hatte, nicht ohne Blutvergießen, unterworfen.

Die kleine aristokratische Republik Lucca suchte ihr Dasein durch bereitwilliges Entgegenkommen gegen die Franzosen und freiwillige Darbringung von Geldleistungen zu fristen.

Der König von Sardinien, Karl Emanuel IV.*), glaubte unter den vorhandenen Umständen sich nur durch einen Vertrag mit Frankreich sicher stellen zu können. Er erbot sich, 10,000 Mann mit 40 Kanonen zu der Armee von Italien stoßen zu lassen. Bonaparte ging, da er die sardinischen Soldaten schätzte, hierauf gern ein. Der betreffende Traktat wurde von dem Direktorium, welches schon damals über Piemont zum Vortheil Frankreichs zu verfügen dachte, erst im Herbst (1797) bestätigt, aber auch dann der turiner Hof mit Argwohn und Geringschätzung behandelt.

Unter französischen Auspicien waren Modena, Reggio und die päpstlichen Legionen zu einem cispadanischen Bunde zusammengetreten. Bonaparte, der in Norditalien einen größeren Freistaat bilden wollte, rief die cisalpinische Republik in das Leben, deren Grundlage die Lom-

*) Er war Viktor Amadeus III. den 16. Oktober 1796 auf dem Throne gefolgt.

barbei ausmachen sollte, zu welcher Bergamo und Brescia geschlagen wurden, und in der die bisherige cispadanische Republik, obwohl ungern, aufging. Am 9. Julius wurde das Dasein des neuen Staates in Mailand feierlich begangen. Dreißigtausend Mann Nationalgarden hatten sich bei dieser Gelegenheit unter einander verbrüdert. Die demokratische Partei gab sich in Cisalpinien, wie anderswo, Täuschungen über eine scheinbare Unabhängigkeit, der aber alle Thatsachen widersprachen, hin. Die Verfassung der cisalpinischen Republik war, ohne irgend eine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes, genau nach dem Muster der französischen Konstitution des Jahres III zugeschnitten worden. Die fünf Direktoren, die beiden Räthe, die Minister wagten nicht das Geringste ohne Bonaparte's vorher eingeholte Bewilligung zu unternehmen. Selbst der Chef der cisalpinischen Armee mußte ein Franzose sein. Die cisalpinische Republik erließ gegen Pius VI., der ihre Anerkennung verweigert hatte, eine Kriegserklärung, die von Bonaparte, der die feindlichen Absichten des französischen Direktoriums gegen den römischen Hof kannte, genehmigt wurde.

Bonaparte ließ sich zu Gunsten seiner neuen Schöpfung eine Handlung der Willkühr, die ihm, wie Alles, was er damals unternahm, gelang, zu Schulden kommen. Die Bewohner von Veltlin, Chiavenna und Bormio, welche bisher Unterthanen des Kantons Graubünden gewesen, hatten die von daher gesandten Vögte verjagt, und sich für unabhängig erklärt. Bonaparte suchte ein altes Recht Mailands auf Einmischung in die staatlichen Zustände jener Gegenden hervor, ließ sich von der cisalpinischen Republik mit dessen Vertretung beauftragen und schlug den Graubündnern die Stiftung eines vierten Bundes zu den drei schon bestehenden, in welchen die abgefallenen Landschaften aufgenommen werden sollten, vor. Da der Kanton hierauf nicht einging, so legte Bonaparte dem Veltlin, Chiavenna und Bormio das Recht bei, sich mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen. Als Grund gab er an, daß kein Volk einem anderen unterthan sein dürfe.

Die Unterhandlungen zum Abschluß eines definitiven Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich hatten unterdessen auf dem Lustschlosse Montebello zwischen Bonaparte und dem General Clarke auf der einen, dem Marquis Gallo und dem Grafen Meerveldt auf der anderen Seite begonnen (24. Mai). Die Instructionen an die französischen Bevollmächtigten, vom 6. Mai datirt, hielten im Wesentlichen an den Präliminarien von Leoben fest. Die Fortdauer der Republik Venedigs war nicht in Frage gestellt, nur sollte dieselbe die Terra ferma abtreten, und da-

gegen die päpstlichen Legationen erhalten. Ein aus dem Ministerium des Auswärtigen eingelaufenes Schreiben vom 19. Mai gab zu erkennen, daß man in Paris nicht auf der Abtretung des ganzen linken Rheinufers beharren würde. Damit war aber Bonaparte nicht einverstanden. Nach ihm sollte Frankreichs Gränze bis zum Rhein ausgedehnt werden, Oesterreich das venetianische Gebiet sammt der Hauptstadt bis zur Etsch in Besitz nehmen, Mantua an die cisalpinische Republik fallen. Aber neue Schwierigkeiten erhoben sich zwischen den unterhandelnden Mächten. Oesterreich verlangte die Eröffnung eines Kongresses in Bern, mit Zuziehung Englands und Rußlands, und ließ das venetianische Istrien und Dalmatien, ehe noch an das Friedenswerk die letzte Hand gelegt war, besetzen. Als endlich Oesterreich den Plan, in Bern mit England und Rußland gemeinschaftlich zusammenzutreten, aufgegeben hatte, wurde der Sitz der Unterhandlungen nach Udine und Passeriano verlegt (31. August). Aber von beiden Seiten ward keine Neigung zu schnellem Abschlusse gezeigt. Der österreichische Hof wollte den Ausgang der inneren Wirren in Frankreich abwarten, und das Direktorium wurde von seinem Kampfe mit der Opposition in den beiden Räthen ausschließend in Anspruch genommen. Bonaparte wünschte die Beseitigung der obwaltenden Hindernisse, indem ihm die Rückkehr nach Paris zur Verfolgung seiner weiteren Pläne nothwendig erschien. Er glaubte, nur dort von der Stärke des Direktoriums und der Stellung der Parteien zu demselben eine bestimmte Anschauung gewinnen zu können. Sein Entschluß stand schon damals fest, die Entscheidung über Frankreichs Geschick, sobald sich eine Gelegenheit dazu bieten würde, an sich zu reißen. Zu dem Ende mußte er aber einen vortheilhaften und glänzenden Frieden mitbringen. Dieser Betrachtung waren von jetzt an alle seine Schritte untergeordnet.

Oesterreich erhob wegen Mantua's Abtretung neue Bedenklichkeiten und das Direktorium weigerte sich, Venedig Preis zu geben. Bonaparte, der, nach dem 18. Fructidor, einen Augenblick lang mit dem Direktorium gespannt, seine Entlassung angeboten hatte, die aber wegen seiner Unentbehrlichkeit zurückgewiesen worden, stand jetzt mächtiger als je da. Talleyrand, der in seinem Instinkt der Zukunft Bonaparte's einstige Diktatur ahnte, schloß sich ihm ganz an, und arbeitete ihm beim Direktorium vor. Bonaparte wurde von jetzt an freie Hand gelassen. Die ihm zukommenden Instructionen waren nur Vorschläge, deren Ausführung ihm überlassen blieb.

Graf Cobenzl war vom Kaiser mit der Führung der Friedensunterhandlungen beauftragt worden. Als auch dieser den Abschluß zu ver-

zögern suchte, ergriff Bonaparte am Ende einer Konferenz ein kostbares Porcellangeschirr, welches der österreichische Minister von der Kaiserin von Rußland zum Geschenk erhalten hatte, warf es auf den Boden, daß es in Stücke zersprang, und rief: „Ihr wollt also durchaus Krieg? Nun gut, ihr sollt ihn haben! Aber vor Ablauf von drei Monaten wird eure Monarchie wie dieses Gefäß zertrümmert sein!“ — Aehnliche, natürliche oder erkünstelte, Zeichen des Zornes und der Leidenschaft waren bei Bonaparte schon in seinem Verhältniß zu Abgeordneten des venetianischen Senats hervorgebrochen. Die Furcht vor seiner Kraft und seinem Glück, die Erinnerung an die vielen von ihm erfochtenen Siege, schüchterten die österreichischen Bevollmächtigten ein.

Am 17. Oktober (1797) kam im Schlosse von Campo Formio, unweit Udine in Friaul, der definitive Friede, an welchem seit fast sechs Monaten gearbeitet worden, zu Stande. Die Präliminarien von Leoben waren zu Grunde gelegt. Oesterreich trat Belgien und die Lombardei ab, und wurde mit Venedig und dem venetianischen Gebiet, Brescia und Bergamo, welche an die cisalpinische Republik, und die jonischen Inseln, welche an Frankreich kamen, ausgenommen, entschädigt. In einem geheimen Artikel ward das linke Rheinufer der französischen Republik überlassen, welche sich dagegen anheischig machte, das Erzbisthum Salzburg und den zwischen demselben, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegenen Theil von Bayern dem Kaiser zu verschaffen. Der Grundsatz der Aufhebung der geistlichen Staaten in Deutschland, um die damit auf dem linken Rheinufer einbüßenden weltlichen Fürsten zu entschädigen, wurde ebenfalls als geheimer Artikel in das Friedensinstrument aufgenommen, war aber schon vorher mit Preußen, Hessen, Baden und Würtemberg verabredet worden. Zur Regulirung der deutschen Angelegenheiten sollte in Rastadt ein Kongreß zusammentreten.

Als das einzig wahrhaft Neue bei diesem Friedensschlusse tritt, da Belgien, das linke Rheinufer und die Lombardei sich schon seit längerer Zeit in der Gewalt der Franzosen befanden, der Untergang der Republik Venedig hervor. In ihrer Behandlung hat Bonaparte eine Härte, Verstellung und Treulosigkeit bewiesen, welche später von seinem Verhalten gegen die spanischen Bourbonen erreicht, aber nicht übertroffen worden ist. Auf sein Geheiß wurden die venetianischen Behörden von den diplomatischen Agenten Frankreichs bis zum letzten Augenblick mit trügerischen Verheißungen auf Selbstständigkeit hingehalten. Venedig ward mit der schmeichelnden Bezeichnung einer Schwesterrepublik Frankreichs bezeichnet. Bonaparte sorgte zugleich dafür, daß dasselbe aller Mittel,

um in einem Augenblick von Aufwallung seine Unabhängigkeit zu vertheidigen, beraubt wurde. Die Franzosen nahmen die venetianischen Kriegsschiffe in Beschlag und führten auf ihnen ihre Truppen zur Besetzung Corfu's ab. Alles, was sich von Kunstwerken und Kostbarkeiten fortbringen ließ, die broncenen Pferde aus Konstantinopel auf dem Portal der Markuskirche, die Löwen aus dem Piräeus im Arsenal, Gemälde, Statuen, Manuscripte wurden nach Paris geschickt. Um die Venetianer in Sicherheit zu wiegen, sandte Bonaparte seine Gemahlin in ihre Stadt, der dort Feste gegeben und reiche Geschenke dargebracht wurden. Als sich nach dem Frieden von Campo Formio die Wahrheit nicht länger verhehlen ließ, antwortete Bonaparte auf die Klagen der venetianischen Regierung, daß Frankreich Venedig nicht abtrete, sondern dasselbe nur verlasse, es möge sich, wenn es wolle, gegen die Oesterreicher vertheidigen. Den zur Auswanderung entschlossenen venetianischen Demokraten ließ er eine Zuflucht in der cisalpinischen Republik, und für ihre Verluste Entschädigung aus venetianischem Staatsgut versprechen, welches letztere Anerbieten von ihnen mit edlem Unwillen abgewiesen wurde. Die Vorstellungen Villetard's, des diplomatischen Agenten Frankreichs in Venedig, gegen die Ueberlassung dieser Stadt an Oesterreich wurde von Bonaparte im Tone zorniger Geringschätzung beantwortet.

In seinen Berichten an das Direktorium hatte sich Bonaparte, um dasselbe auf seine Pläne gegen Venedig vorzubereiten, über dasselbe bei jeder Gelegenheit mit der tiefsten Verachtung geäußert, und alle Schattenseiten der dortigen Zustände, ohne jemals ein Wort des Mitgefühls für die glanzvolle Vergangenheit der Lagunenstadt einfließen zu lassen, hervorgehoben. Bonaparte war vielleicht der einzige Machthaber in Europa, der von Allem, was für die Erhaltung dieses alten Staates sprechen konnte, ganz ungerührt blieb, und die Vernichtung desselben mit kalter Hand vollzog. Die Zeit der venetianischen Größe war längst vorüber, und die letzte Stunde der venetianischen Aristokratie hatte geschlagen, aber die Unabhängigkeit dieses mit so großen Erinnerungen geschmückten Gemeinwesens hätte, so lange es überhaupt in Italien besondere Staaten gab, in verjüngter Gestalt fortzudauern verdient.

Bonaparte ging so weit, eine Deputation Venedigs, welche bei dem Direktorium um die Bewilligung zur Vertheidigung gegen die österreichische Besitznahme einkommen sollte, verhaften zu lassen. Der Bucintoro, auf welchem der Doge noch im verflossenen Jahre am Himmelfahrtstage die Ceremonie der sogenannten Vermählung Venedigs mit dem Adriatischen Meere begangen hatte, ward, nachdem die kostbaren Verzierungen

dieses Schiffes an die Juden verkauft worden, von den Franzosen verbrannt. Der französische General Serrurier, welcher mit der Uebergabe Venedigs an die Oesterreicher beauftragt war, ließ das Arsenal ausräumen, die noch vorhandenen Kriegsschiffe nach Ancona und Corfu, wo französische Besatzungen lagen, abführen, die im Bau befindlichen zerschlagen, und in Kirchen, Museen und Bibliotheken alles Werthvolle und Tragbare von französischen Kommissarien in Beschlag nehmen. In solchem Zustande ward Venedig an Oesterreich überlassen.

---

10. Friedensunterhandlungen in Lille und Rastadt. — Bonaparte's Empfang in Paris. — Innere und äußere Politik des Direktoriums.

Die nach den Präliminarien von Leoben zwischen Frankreich und Oesterreich erfolgte Annäherung hatte auch der brittischen Regierung das Verlangen nach einer Ausgleichung mit der französischen Republik eingeflößt. Das englische Volk war, wegen des Druckes der Steuern, von ungestümem Drange nach Frieden ergriffen und gab dem Könige und den Ministern die Leiden des Krieges Schuld. Die Unzufriedenheit hatte sich in wilden Ausbrüchen, in einem Mordanfalle auf Georg III. und in gegen Pitt geschleuderten Steinwürfen Luft gemacht. Lord Malmesbury wurde zum zweiten Male nach Frankreich geschickt, und kam in Lille mit Letourneur und Maret zusammen. Englands Vorschläge waren gemäßigt, es verlangte nur die Kapkolonie und die Insel Trinidad zu behalten. Aber das Direktorium zog die Unterhandlungen in die Länge, rief Letourneur und Maret ab, ersetzte sie durch Treilhard und Bonnier, die weniger versöhnlich gesinnt waren, und forderte zuletzt von England die Herausgabe aller von demselben seit Anfang des Krieges gemachten Eroberungen, ohne daß von französischer Seite verhältnißmäßige Zugeständnisse in Aussicht gestellt worden wären. Die im Julius begonnenen Unterhandlungen zerschlugen sich, und Malmesbury kehrte im September (1797) nach London zurück. Das englische Volk überzeugte sich jetzt, daß auf diesem Wege keine Aussöhnung mit Frankreich möglich war.

Auch Portugal, welches im September 1793 der Koalition gegen Frankreich beigetreten war, aber nur 6000 Mann Hülfstruppen zu dem spanischen Heere, als dieses am Fuß der Pyrenäen kämpfte, und vier Kriegsschiffe zu der englischen Flotte hatte stoßen lassen, wollte jetzt in

ein friedliches Verhältniß zu der Republik treten. Das portugieſiſche Kabinet war zur Abtretung einiger Diſtrikte ſeines Antheiles an Guyana, und zur Aufhebung des 1703 mit England abgeſchloſſenen Handelsvertrages geneigt (Auguſt 1797). Aber der Prinz von Braſilien, nachmals König Johann VI., welcher im Namen ſeiner geiſteskranken Mutter die Regierung führte, ließ ſich zu einem Wechſel in ſeiner Anſicht bewegen, verweigerte dem Vertrage ſeine Beſtätigung und wurde, als er ſich nach dem Frieden von Campo Formio Frankreich nähern wollte, von dem Direktorium zurückgewieſen.

Der zur Ausgleichung zwiſchen dem deutſchen Reiche und der franzöſiſchen Republik beſtimmte Kongreß trat in der Mitte Decembers in Raſtadt zuſammen. Die im Frieden von Campo Formio von Oeſterreich zugeſtandene Abtretung des linken Rheinufers war geheim geblieben. In der kaiſerlichen Botſchaft vom 1. November an den Reichstag wurde noch von der Integrität des Reiches und der Erhaltung ſeiner Verfaſſung als Grundlagen der zu eröffnenden Unterhandlungen geſprochen. Aber den Reichsſtänden wurden ſehr bald die Augen geöffnet. Im Laufe Decembers ward das linke Rheinufer von den Oeſterreichern geräumt, und am vorletzten Tage des Jahres Mainz von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Das Reich, von Preußen im Frieden von Baſel und von Oeſterreich im Frieden von Campo Formio Preis gegeben, willigte am 11. März (1797) in die Abtretung des linken Rheinufers, noch nicht ganz fünf Jahre, nachdem es der franzöſiſchen Republik den Krieg erklärt hatte, ein. Aber das Direktorium war, während daſſelbe über die ihm gemachten Zugeſtändniſſe hinausging, und Kehls, Kaſſels Einverleibung mit Frankreichs und Ehrenbreitenſteins Schleifung verlangte, nicht geneigt, die von ihm geleiſteten Zuſagen pünktlich zu erfüllen, und zögerte mit dem Abzuge ſeiner auf dem rechten Rheinufer zwiſchen der Lahn und Nidda lagernden Truppen. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten beim Kongreß betrugen ſich übermüthig und herausfordernd, und ſchienen einen Genuß darin zu finden, den deutſchen Geſandten bei jeder Gelegenheit die Schwäche und Abhängigkeit ihres Staatsweſens fühlbar zu machen. Der endliche Abſchluß des Friedenswerkes wurde bei den vielen Nebenunterhandlungen verzögert, und kam überhaupt nicht in Raſtadt zu Stande, aber der Verluſt des linken Rheinufers, welches einige der älteſten Schöpfungen Deutſchlands, und viele Erinnerungen an eine große Vergangenheit enthielt, ſollte auf lange Zeit hinaus eine vollendete Thatſache bleiben.

Bonaparte hatte sich, nach dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio, durch die Schweiz nach Rastadt, wo er aber die Eröffnung des Kongresses nicht abwartete, begeben. Er sah, während des kurzen Aufenthaltes in dieser Stadt, düster und zerstreut aus, so als wäre er nur mit sich selbst beschäftigt, und aus Mangel an Gelegenheit zu Thaten gegen die Außenwelt gleichgültig. Am 5. December (1797) kam er in Paris an, bezog ein kleines ihm zugehöriges Haus in der Straße Chantereine, wo seine Gemahlin ihn erwartete, lebte sehr zurückgezogen, nahm aber die, welche ihn aufsuchten, verbindlich auf. Am 10. December sollte er dem Direktorium feierlich vorgestellt werden. Dumouriez, der, indem die Preußen und Oesterreicher von ihm im Herbst 1792 zur Räumung des französischen Gebiets gezwungen worden, allerdings nichts so Glänzendes, aber im Grunde für Frankreich Ersprießlicheres, als Bonaparte in Italien gethan hatte, war bei seiner Rückkehr nach Paris von der Menge fast unbeachtet geblieben, und hatte den jakobinischen Häuptlingen sogar den Hof machen müssen. Bonaparte dagegen wurde von dem Volke mit lauter Bewunderung, von der Regierung mit höchster Auszeichnung aufgenommen.

Bei der Menge der Theilnehmer an dem, zu Bonaparte's amtlichen Empfange, bestimmten Feste war der Hof des Palastes Luxemburg, in einen glänzenden Saal verwandelt, zu dessen Begehung gewählt worden. In der Mitte dieses Raumes befand sich ein Altar des Vaterlandes, von den Bildsäulen der Gleichheit, der Freiheit und des Friedens überragt, und mit von der Armee von Italien eroberten Fahnen umgeben. Um Mittag kündigte eine Artilleriesalve den Anfang der Feierlichkeit an. Bonaparte hatte jedes Geleit abgeschlagen, und begab sich, nur von seinem Adjutanten Marmont begleitet, zu Pferde nach dem Luxemburg, wurde aber unterweges überall vom Volke erkannt, und mit unaufhörlichem Jubel begrüßt. Als er in den Hof des Luxemburg eintrat, erhob sich Alles, die Direktoren, die beiden Räthe, die Minister, die Generale von ihren Sitzen, und ein einstimmiger Ruf der Freude und Bewunderung tönte ihm entgegen. Talleyrand stellte, in seiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen, den General dem Direktorium mit sinnvollen, auf Bonaparte's Persönlichkeit fein berechneten, Worten vor. In Bonaparte's kurzer Rede, in welcher er seiner eigenen Thaten fast gar nicht erwähnte, fiel es auf, daß er mehr die Zukunft als die Gegenwart berührte, was auf den Gedanken führte, daß er sich mehr in jene hinausversetzte, als von dieser befriedigt fühlte. Barras antwortete im Namen des Direktoriums, erging sich in schwülstigen Phrasen über die von Bo-

naparte der Republik geleisteten Dienste, und forderte ihn am Schlusse zur Eroberung Englands auf, über welches in Worten herzufallen, seitdem die Unterhandlungen in Lille sich zerschlagen hatten, unter den Machthabern in Paris gewöhnlich geworden war. Die Generale Joubert und Andreossy überreichten hierauf dem Direktorium die Fahne, welche die beide Räthe der Armee von Italien verehrt hatten, auf der, in einer pomphaften Inschrift, die Namen der gewonnenen Schlachten, die Zahl der Kriegsgefangenen, der eroberten Fahnen, der erbeuteten Geschütze u. s. w. verzeichnet waren. Der Tag endigte mit einem glänzenden Mahle, bei welchem man auf die Befreiung der Meere vom Joche Englands anstieß. Bonaparte wurde zum Mitglied des Instituts gewählt, und der Straße, in welcher sein Haus lag, der Name „Siegesstraße" beigelegt. Dies war der erste Triumph des Helden in seinem Vaterlande, der, drei Jahre vorher, seiner Stelle entsetzt, arm, unbekannt, in derselben Stadt in einer Dachstube gewohnt hatte, wo ihm jetzt solche Ehre zu Theil wurde. Er selbst schien schon damals von Dem, was um ihn her vorging, äußerlich wenig berührt, geschweige denn bewegt zu werden, obgleich es ohne Zweifel in seinem Innern flammen und stürmen mochte, wenn er sich die Höhe, zu welcher er in so kurzer Zeit emporgestiegen war, vergegenwärtigte, und von da aus einen Blick in eine noch größere Zukunft warf.

Das Direktorium wünschte Bonaparte, dessen Ehrgeiz, ungeachtet der angenommenen Ruhe und Sorglosigkeit, aufmerksamen Beobachtern nicht entgangen war, militairisch zu beschäftigen, und ihm, sobald als möglich, einen neuen Kampfplatz zu eröffnen. Es wurde ihm zu dem Ende der Oberbefehl über eine, zur Landung in England bestimmte, Armee übertragen. Es war aber dem Direktorium mit dieser Drohung kein Ernst, und es sollte, durch die scheinbaren Vorbereitungen zu deren Ausführung, ein anderes und weiteres Ziel so lange als möglich verschleiert werden. Der Plan zu der Eroberung Aegyptens war schon damals gefaßt, und von Bonaparte, obgleich er die Absicht des Direktoriums, ihn aus Frankreich zu entfernen, durchschaute, angenommen worden.

Die dem Direktorium feindliche Partei hatte auf Bonaparte, angesichts der Begeisterung der Soldaten und des Volkes für ihn, zu einem Angriff auf die bestehende Ordnung der Dinge gezählt. In Paris war, nach dem 10. December, ein dunkles Gerücht umhergegangen, der gefeierte Feldherr wolle sich an die Spitze der Regierung stellen. Bonaparte fühlte aber, vermöge seiner tiefen Durchdringung der Verhältnisse, daß der Augenblick zu einem solchen Unternehmen noch nicht gekommen

sei, und daß das Direktorium sich noch auf die am 18. Fructidor davongetragenen Erfolge stützen könne. Er rechnete aber auf die von demselben, bei seiner Schwäche und Verwegenheit, zu begehenden Mißgriffe, auf den baldigen Verfall seines Ansehens, das, von jeder sittlichen Grundlage entblößt, nur durch Gewalt aufrecht erhalten wurde, und bereitete sich im Stillen auf neue Thaten vor, durch deren Glanz er Frankreich im entscheidenden Augenblick blenden und mit sich fortreißen zu können hoffte.

Das Direktorium hatte durch die Deportation oder Flucht seiner entschiedensten Gegner, durch das Verstummen der Presse, und die Zustimmung der Armee für den Augenblick eine unumschränkte Gewalt erlangt. Im Volke war der politische Sinn erstorben, und von der Revolution in ihm nur die Anhänglichkeit an die, von derselben den Massen gewährten, materiellen Vortheile übrig geblieben. Es konnte nur ein Wechsel in der Besetzung der obersten Stellen, aber keine Wiederherstellung der Freiheit eintreten. Das Gefühl dafür war durch die, von den siegenden gegen die unterliegenden Parteien bei jeder Gelegenheit ausgeübte, Willkühr zu tief verletzt worden.

Wenn aber auch das Gefühl für die Freiheit erstorben war, so hatte dagegen die Abneigung gegen das unumschränkte Königthum, welches man sich nicht ohne eine herrschende Kirche, die Gutshörigkeit, die Zünfte, die grausamen Todesstrafen dachte, nichts von seiner früheren Stärke verloren. In der Menge war von allen 1789 erwachten Ideen nur die der Gleichheit, welche dieselbe mit der Monarchie für unvereinbar hielt, übrig geblieben. Diese Stimmung machte die Stärke des Direktoriums aus. Es hatte zum Sturz eines Mannes, wie Carnot, nur der Beschuldigung des Einverständnisses mit dem Klub Clichy bedurft. Aus demselben Grunde hatte sich für Pichegru und Moreau, von denen ihre Soldaten so oft zum Siege geführt worden, Niemand erhoben. Die Armee sah in dem Direktorium eine Stütze der Republik gegen die royalistische Reaktion, von deren Siege die Rückkehr der Ausgewanderten, die Erneuerung der adeligen Privilegien, das Aufhören der Beförderung nach dem Verdienst, gefürchtet wurde. Unter dem Vorwande, die republikanische Staatsform erhalten und vertheidigen zu müssen, konnte das Direktorium die Verfassung selbst, so oft ihm dies seinem eigenen Vortheil gemäß erschien, verletzen, und gegen die ihm mißfälligen Personen nach Belieben verfahren.

Ungeachtet der Gleichgültigkeit des Volkes gegen alles öffentliche Leben, und des Beistandes der bewaffneten Macht, hielt das Direktorium

seine Stellung nicht für gesichert, und hatte, obgleich es am 18. Fructidor den Sieg davon trug, die Opposition in den beiden Räthen, und die Thätigkeit der ihm entgegenstehenden Parteien nicht vollkommen beseitigen können. Es besorgte immer, daß seine schlechte Verwaltung, die Unordnung in den Finanzen, die von ihm gegen die Staatsgläubiger verübte Willkühr zu einer großen Reaktion gegen dasselbe, in diesem oder jenem Sinne, führen könne. Es fehlte ihm sowohl die Freiheitsliebe, welche die Constituante, als der revolutionaire Fanatismus, welcher den Konvent belebt hatte. Es war sich der Gleichgültigkeit der Einen, der Geringschätzung der Anderen bewußt, und fühlte, daß es keine Zukunft besaß, wollte aber um so mehr für sich und seine Partei die Gegenwart ausbeuten, und sich, so lange als möglich, auf dem von ihm eingenommenen Standpunkt erhalten.

Das Direktorium hatte, mit Verletzung aller bestehenden gesetzlichen Formen, politische Vereine geschlossen, Journale unterdrückt, Militairkommissionen errichtet, mehre Städte*), in denen einzelne Unordnungen vorgefallen waren, in Belagerungszustand versetzt, und dadurch in den beiden Räthen einen fast eben so lebhaften Widerspruch, wie vor dem 18. Fructidor, hervorgerufen. Die Zeit neuer Wahlen war herangekommen, und es hatten, wiewohl die Regierung es nicht an Bestechungen und Einschüchterungen fehlen ließ, viele ihr mißliebige Bewerber die Stimmenmehrheit erlangt. Besonders war ihr die Ernennung einer Anzahl eifriger Republikaner, die von ihr noch mehr als die Royalisten gefürchtet wurden, bedenklich erschienen. Das Direktorium hatte vor dem 18. Fructidor die Republikaner gegen den Klub Clichy aufgestellt, dieselben aber nachher, weil sie sich nicht unbedingt seiner Leitung unterwarfen, wieder von sich entfernt. Jetzt wurden diese Republikaner statt, wie früher als Patrioten, als Anarchisten bezeichnet, und in den Botschaften des Direktoriums Anhänger Robespierre's und Babeuf's genannt. Am 22. Floreal des Jahres VI (11. Mai 1798) ward vom Direktorium ein Seitenstück zum 18. Fructidor, in kleinerem Maßstabe, geliefert. Es setzte durch seinen Anhang in den beiden Räthen die Nichtigkeitserklärung von 60 Wahlen durch. Es hieß, dieselben wären aus einer royalistisch-jokobinischen Konspiration hervorgegangen. Bei diesen Wahlen hatte häufig, was sonst noch nie dagewesen, in ein und demselben Wahlkollegium, sowohl die Majorität als die Minorität gewählt, wodurch das ganze Repräsentativsystem über den Haufen geworfen wurde. Das

*) Lyon, Beziers, Bergerac.

Direktorium hatte sich in solchem Falle für den ihm entsprechendsten Kandidaten erklärt, und seine Wahl allein als gültig anerkannt. Eine große Menge der im Sinne der Regierung ausgefallenen Wahlen waren von der Minorität, wobei sich deren numerische Schwäche in den Wahlkollegien unwiderleglich herausstellte, vollzogen worden.

Das Direktorium fühlte, bei dem zunehmenden Mangel an Popularität im Innern, die Nothwendigkeit, die Nation durch auswärtige Unternehmungen zu beschäftigen, und dadurch deren Aufmerksamkeit von den heimischen Zuständen abzulenken. Es wurden zugleich auf diese Art die Generale, welche sich in die staatlichen Verhältnisse einzumischen geneigt gewesen wären, aus Frankreich entfernt, und die Armeen auf Kosten des Auslandes unterhalten. Auf das Völkerrecht ward hierbei von dem Direktorium nicht die geringste Rücksicht genommen. Das Direktorium ließ Aegypten, obgleich ihm die Pforte keine Veranlassung zu einem Bruche gegeben hatte, mit Krieg überziehen. Sein unsicheres Verhältniß zu Oesterreich bewog es, Preußen zu schonen und ihm zu schmeicheln, und Sieyès, mit der Bestimmung, den König Friedrich Wilhelm III. von jedem Bündnisse gegen die Republik zurückzuhalten, als Gesandten nach Berlin zu schicken (Junius 1798). Wahrscheinlich wollte es dadurch zugleich Sieyès, der für einen lästigen Beobachter, und für das erste politische, wie Bonaparte für das erste militairische Talent galt, aus seiner Nähe entfernen. Aber nicht damit zufrieden, die Gränzen der Republik bis zum Rhein ausgedehnt zu haben, wollte das Direktorium auch die französischen Verfassungsformen, so viel als möglich, andern Staaten auflegen, und Frankreich mit einem Gürtel von abhängigen Töchterrepubliken umgeben. Die Wirkung des, unter dem Konvent, im französischen Volke erwachten kriegerischen und erobernden Geistes war auch unter einer schwachen Regierung so nachhaltig geblieben, daß dieser Plan eine Zeit lang mit überraschendem Erfolge ausgeführt wurde.

---

11. Sturz der päbstlichen Regierung und Gründung einer römischen Republik.

Die Abtretung der Legationen, des fruchtbarsten und einträglichsten Theiles des Kirchenstaates, im Frieden von Tolentino, hatte die ohnedies kraftlose päbstliche Regierung vollends gelähmt. Es fehlte ihr an Geld, und bald auch an Macht, um die Ordnung in ihrer nächsten Nähe, in

Rom selbst, aufrecht zu erhalten. Pius VI. war in früheren Jahren populair gewesen, und hatte, wie der Versuch die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, und andere gemeinnützige Unternehmungen beweisen, Sinn für Verbesserungen gehabt. Aber er war mit zunehmendem Alter stumpf geworden, und unter den Einfluß seiner von ihm sehr bereicherten Neffen, der Braschi, und einer mit diesen zusammenhängenden Camarilla gefallen. Die Gunst des Volkes hatte sich zuletzt gänzlich von ihm zurückgezogen.

Die Hoffnungen, welchen sich die Italiener, bei Bonaparte's erstem Auftreten in ihrem Lande, für ihre Freiheit und ihr Volksthum hingegeben hatten, waren allerdings nicht in Erfüllung gegangen. Abgesehen von den Drangsalen des Krieges, den außerordentlichen Steuern und Lieferungen, der Entführung von Kunstwerken und Kostbarkeiten aller Art durch die Franzosen, war die altberühmte Republik Venedig, von welcher italienische Sprache und Sitte in Istrien, Friaul, Dalmatien gegründet, und in der Levante verbreitet worden, verschwunden. Die neu entstandene cisalpinische Republik, ohne Wurzel im Volke, ohne Erinnerungen, ohne Selbstständigkeit, hätte in keinem Falle die, durch das Ueberlassen Venedig's an Oesterreich, in der italienischen Nationalität entstandene Lücke ausfüllen können, wurde aber außerdem noch von den Franzosen jedes Schattens von Unabhängigkeit beraubt, und wie zur Lust von ihnen gedemüthigt und gemißhandelt. Dieselbe mußte ein französisches Heer von 25,000 Mann, mit einem Aufwande von 18 Millionen Fr. jährlich, auf ihrem eigenen Gebiete, unter dem Vorwande, daß ihre Vertheidigungsmittel nicht ausreichten, unterhalten, und ihre Staatsmänner waren, wenn sie sich nicht allen, von Paris aus an sie gestellten, Zumuthungen augenblicklich fügten, mit Absetzung und selbst mit Verhaftung bedroht *).

Indessen war die allgemeine Lage und Stimmung eines großen Theiles Europa's den neuen Ideen, auch wenn sie mangelhaft vertreten wurden, günstig. Die Formen der Freiheit täuschten die Einen über deren Leerheit, und ließen die Anderen, denen dieser Uebelstand nicht entging, deren einstige Erfüllung, die unter den früheren Zuständen unerreichbar fern gestanden hatte, von den eingetretenen Veränderungen hoffen. Der erste schwierigste Schritt zur Erringung einer besseren Zukunft, der Bruch mit dem Alten, mußte, nach der Meinung der italieni-

*) Es war dies denjenigen Mitgliedern des Rathes der Alten, vieler anderen weniger bekannten Gewaltthätigkeiten nicht zu gedenken, begegnet, welche den zwischen Frankreich und Cisalpinien abgeschlossenen Bundes- und Handelsvertrag nicht hatten bestätigen wollen.

schen Patrioten, jedem Versuche zu neuer Gestaltung vorangehen, und da derselbe ohne Hülfe der Franzosen unmöglich gewesen wäre, so glaubten sie, um diesen Preis, von ihnen für den Augenblick Manches ertragen zu können. Die Herrschaft dieser Fremden wurde, den Erfahrungen der Geschichte gemäß, für vorübergehend gehalten, während die der einheimischen Regierungen keine Hoffnung auf Befreiung gewährte. So unwürdig auch die Stellung der cisalpinischen Republik, als ein selbstständiger Staat aufgefaßt, sein mochte, so schien ihr Dasein den Anhängern des Neuen dennoch der Anfang zu einer nationalen Wiederherstellung zu sein. Die rasche Folge bedeutender Ereignisse schmeichelte, selbst wenn solche den Einzelnen Opfer auflegten, der Einbildungskraft einer Bevölkerung, die sich, besonders in Ober- und Mittelitalien, nie ganz an den trägen, schläfrigen Gang ihrer alten Regierungen gewöhnt hatte, und lieber von Sturm und Wogen hin- und hergeworfen, als für immer an die Scholle gefesselt sein wollte.

Nächst Venedig stand Rom, durch seine Einrichtungen und Sitten, dem übrigen Europa am Fernsten da, und beide Städte hatten, je nach der Seite ihres Daseins, die in Betracht gezogen wurde, Bewunderung oder Tadel erregt, angezogen oder abgestoßen, aber immer für einzig in ihrer Art gegolten. Beide Städte stellten die sich in diesem Grade sonst nirgends wiederfindende Eigenthümlichkeit dar, daß in ihnen nur das Vergangene und Ideale groß erschien, und einen blendenden Schein über das Ganze warf, daß aber alles Gegenwärtige und Persönliche den Eindruck des Sinkens und der Entartung hervorbrachte.

Rom bot die eigenthümliche Erscheinung dar, daß sein Oberhaupt, wie der deutsche Kaiser und die Dogen von Venedig und Genua, aus Wahl hervorgegangen, gleichwohl eine unumschränkte Macht besaß, und daß die bevorrechtete Klasse, die Geistlichkeit, durch ihre Herkunft allen Volksschichten angehörig, eine durchaus gesonderte Stellung einnahm. Ungeachtet aller der modernen absoluten Monarchie nachgeahmten Formen der römischen Regierung, ungeachtet einzelner feudaler Ueberlieferungen und ständischer Einrichtungen, herrschte, im Innersten dieses Staatswesens, auf der einen Seite das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knecht, auf der anderen das Gefühl demokratischer Gleichheit vor. Der Kirchenstaat wäre, nur sein weltliches Element in Betracht gezogen, die unvollkommenste politische Organisation, welche es gab, gewesen, und würde, ohne den von der geistlichen Macht in ihn gelegten Schwerpunkt, auch ohne äußeren Angriff, aus innerer Zusammenhangslosigkeit, auseinander gefallen sein.

Die bürgerliche Ordnung des Lebens war in Rom, im Gegensatz zu der so kunstvoll geordneten kirchlichen Hierarchie, unentwickelt und lückenhaft geblieben. Es fehlte zwischen den Grundbestandtheilen der Bevölkerung an den vermittelnden Uebergangsstufen, die, je zahlreicher sie sind, eine um so vorgeschrittnere Gesittung beweisen. Die Eigenthumsverhältnisse waren, nicht in ihren äußeren Formen, aber was ihren Einfluß auf die Gesellschaft betrifft, fast so wie in den letzten Zeiten des Alterthums gestaltet. Es traten, im Ganzen, nur Magnaten und Proletarier hervor. Selbst im geistlichen Stande war, zwischen den vielen reichen Prälaten und dem sehr ärmlich ausgestatteten niederen Klerus, ein unermeßlicher Unterschied vorhanden.

Eine dunkle Erinnerung an frühere Größe, war selbst unter der unwissenden Menge, mit Rom's Namen verbunden geblieben, und hatte im Mittelalter häufig zu Aufständen gegen Päbste und Kaiser, und unter Cola Rienzi zu dem phantastischen Versuche einer Wiederherstellung der römischen Republik geführt. Von Zeit zu Zeit hatten die entarteten Abkömmlinge der Eroberer der alten Welt, wie von jungem Weine trunken, zu den Waffen, um diese oder jene, wirkliche oder vermeintliche, Unbill zu rächen, gegriffen, waren aber bald wieder in ihren wollüstigen Halbschlummer zurückgesunken. In Folge der Renaissance waren von den höheren Klassen die letzten Ueberreste des überhaupt in das Volksleben nie tief eingedrungenen Feudalwesens, bis auf wenige Namen und Zeichen, abgestreift worden. In den gelehrten und gebildeten Kreisen der Nation war man zu Macchiavell's und Aretin's Zeit geneigt, das Pabstthum als eine fremde und selbst feindliche Erscheinung zu betrachten. Eine Neigung für die Formen der alten Welt machte sich in der Sprache, der Wissenschaft und Kunst geltend, und drohte auch die Verhältnisse des wirklichen Lebens zu ergreifen. Römische Götterbilder waren auf dem Kapitol, als Patrone des modernen Rom's, bis sie die päbstliche Regierung fortnehmen ließ, aufgestellt. Der durchgreifende Despotismus Sixtus V. machte diesen unzeitigen Versuchen, das Alterthum in religiöser oder politischer Beziehung erneuern zu wollen, ein Ende. Aber im römischen Volke regte sich von Zeit zu Zeit die Stimmung herabgekommener Erben großer Namen. Es trat eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, ohne Bewußtsein, selbst ohne Ahnung über dessen zweckmäßige Umgestaltung oder Verbesserung ein.

Das niedere Volk in Rom war der päbstlichen Regierung, so lange diese keine strenge Zucht handhabte, für wohlfeile Lebensmittel sorgte, und reiche Almosen spendete, zugethan. Da im Leben der Römer die

hierarchische Richtung seit länger als tausend Jahren jede andere verdrängt, oder in sich aufgenommen hatte, so war Allem eine religiöse Färbung verliehen worden. Die Ceremonien des Kultus stimmten mit der Schaulust und der Neigung der Menge zum Müßiggange überein, und übten eine große Anziehungskraft aus. Nur war unter dem Volke, wie dies bei einer aus lauter unverheiratheten Männern bestehenden Regierung natürlich ist, weniger Anhänglichkeit an die meist bejahrten und deshalb schnell wechselnden Machthaber, als an die von ihnen vertretene Ordnung der Dinge vorhanden. Der Gedanke, die Zerfallenheit des öffentlichen Lebens gegen kräftigere Einrichtungen, die für den Augenblick Entbehrungen auflegten, aber eine bessere Zukunft vorbereiteten, zu vertauschen, stand der Masse in Rom noch fremdartiger und feindlicher als im übrigen Italien gegenüber. Deshalb war die erste Erscheinung der französischen Revolution in Rom, in Basseville's Person, mit Dolchstichen begrüßt worden.

Allmälig hatten aber die neuen Ideen, besonders seitdem die Franzosen in Italien selbst eingedrungen waren, auch in Rom um sich gegriffen. Ein Theil des höheren Adels fühlte sich von der gänzlichen Ausschließung vom öffentlichen Leben, und seiner Unterordnung unter die ihm an Geburt meist nachstehenden kirchlichen Würdenträger gedemüthigt. Der untere Klerus, von den Prälaten in strenger Abhängigkeit gehalten, und spärlich besoldet, hoffte die Annahme französischer Einrichtungen von einer billigeren Vertheilung des Kirchenvermögens begleitet zu sehen. Von der in Rom wie in ganz Italien zahlreichen Klasse der literarisch und artistisch Gebildeten, den Advokaten, Schriftstellern, Künstlern, wurde ihre Zurücksetzung im Staate und in der Gesellschaft übel empfunden, und mit der Bedeutung, zu welcher sich ihre Berufsgenossen in Frankreich erhoben hatten, verglichen. Das niedere Volk fühlte sich, da die päbstlichen Einnahmen seit dem Frieden von Tolentino sehr abgenommen hatten, von der Verringerung der öffentlichen Spenden gereizt. Die sinnliche, leicht bewegliche Menge war, ohne irgend eine bestimmte Vorstellung über die Zukunft zu hegen, plötzlich von einem Drange nach Veränderung ergriffen worden. Die geringe Achtung der geistlichen Regierung im Auslande hatte zuletzt auf die Stimmung der einheimischen Bevölkerung zurückgewirkt. Man verlor die Scheu vor Machthabern, die überall, wo sie handelnd eingreifen wollten, Demüthigungen oder Niederlagen erfuhren.

Unter solcher Gesinnung des Volkes, die bei der südlichen Lebendigkeit rasch um sich griff, war Joseph Bonaparte, der ältere Bruder des

Eroberers von Norditalien, als Botschafter des Direktoriums nach Rom gekommen. Von diesem ward die Freilassung mehrerer, dem römischen Hofe verdächtig gewordener und auf seinen Befehl verhafteter Patrioten, die von Pius VI. bisher verweigerte Anerkennung der cisalpinischen Republik, und die Entlassung des in päbstlichen Dienst getretenen österreichischen Generals Provera bewirkt. Aber die Nachgiebigkeit der päbstlichen Regierung beschleunigte, statt ihn abzuwenden, den drohenden Sturm.

In der Nacht vom 27. zum 28. December (1797) stieß die römische Polizeiwache auf einen bewaffneten Haufen, den sie zum Auseinandergehen aufforderte. Einige gehorchten, Andere antworteten mit Drohungen. Einer der Unruhstifter ward getödtet, und die Ordnung für den Augenblick wiederhergestellt. Joseph Bonaparte versprach, auf Bitten der päbstlichen Regierung, die Franzosen von der Theilnahme an solchen Tumulten zurückzuhalten. Aber schon am nächsten Tage versammelten sich 300 römische Revolutionairs in der Frankreich zugehörigen Villa Medicis, wo der bei Joseph Bonaparte eingetroffene General Duphot sie durch seine Reden entflammte. Die Schaar wurde von der römischen Polizeiwache auseinander getrieben, und schlug den Weg nach dem Palast Corsini, wo sich die französische Botschaft befand, ein. Die bewaffnete Macht folgte ihr, von einem Dragonerregiment verstärkt, auf dem Fuße. Plötzlich öffnete sich das Thor des Palastes, und die Aufständischen stürzten, Duphot mit gezogenem Säbel an der Spitze, den Truppen entgegen. Es entstand ein Handgemenge, in welchem, unter anderen Franzosen und Römern, Duphot getödtet wurde. Derselbe war, seiner militairischen Talente wegen, von dem General Bonaparte sehr geschätzt, und, wie es hieß, mit einer von dessen Schwestern versprochen. Obgleich der Kardinal-Staatssekretair Doria-Pamfili dem französischen Botschafter sein Bedauern ausdrückte, und jede von ihm abhängende Genugthuung anbot, so verließ derselbe doch alsbald Rom, und stattete von Florenz aus, über das Ereigniß vom 28. December an das Direktorium einen, der päbstlichen Regierung äußerst feindseligen, Bericht ab. Von dem Direktorium ward die Gelegenheit, den Frieden von Tolentino zu brechen, mit Freuden ergriffen. Besonders war der, mit Ausbildung der Secte der Theophilanthropen beschäftigte, Direktor La Reveillere-Lepaux*) dem römischen Hofe entgegen. General Berthier, nach Bonaparte's

*) La Reveillere-Lepaux wurde von seinen Gegnern, spöttischer Weise, als ein Hierophant und Nebenbuhler des Pabstes bezeichnet, und von Carnot in einer Streitschrift: „le petit pape" genannt.

Abgang, interimistisch mit dem Kommando der Armee von Italien bekleidet, erhielt Befehl, unverweilt gegen Rom zu ziehen. Ehe dies noch geschah, brachen an mehreren Orten, in Ancona, Pesaro, Sinigaglia u. s. w., Aufstände gegen die päbstliche Regierung aus.

Der Pabst hatte, von der Untauglichkeit seiner Truppen überzeugt, denselben jeden Widerstand gegen die Franzosen verboten. Am 10. Februar rückte Berthier, unter dumpfem Schweigen des Volkes, in die alte Hauptstadt der Welt, welche seit 270 Jahren keinen Feind mehr gesehen hatte, ein. Von Berthier, sonst einem gemäßigten Manne, der aber vom Direktorium bestimmte Verhaltungsvorschriften empfangen hatte, wurde jetzt in Rom selbst eine Veranlassung zum gänzlichen Sturze der päbstlichen Herrschaft gesucht. Den Eingebungen französischer Sendlinge folgend, trat am 15. Februar eine stürmisch bewegte Menge auf dem Forum zusammen, richtete einen Freiheitsbaum auf, und ließ den Ruf „Republik! Republik!“ erschallen. Fünf in Bereitschaft gehaltene Notarien faßten sogleich eine Erklärung des Inhalts auf, daß das römische Volk seine unveräußerlichen Rechte zurücknehme, sich von der päbstlichen Regierung lossage, und eine republikanische Verfassung fordere. Die Vorlesung dieses Instruments wurde von unbändigem Jubel begleitet. Berthier zog hierauf, von seinem Generalstab und den Häuptern der Unzufriedenen begleitet, nach dem Kapitol, proklamirte die römische Republik, und hielt eine pomphafte Rede, in welcher er die Namen Cato's, Brutus', Cicero's u. s. w. anrief, und das Volk ermahnte, sich seiner Vorfahren würdig zu zeigen.

Mehrere durch ihre Abneigung gegen die Franzosen bekannten Kardinäle wurden in die Engelsburg gebracht, oder in ihren Wohnungen gefangen gehalten. Dem Pabst ward seine Schweizergarde genommen, und der Vatikan von französischen Truppen besetzt. Da Pius VI. sich weigerte, seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen, so wurde er am 20. Februar von Rom nach Siena, und von da nach der Carthause bei Florenz abgeführt.

Die römische Bevölkerung lernte bald kennen, was es kostete, mit Hülfe der französischen Republikaner frei werden zu wollen. Es wurde der Stadt eine Kriegssteuer von 6, der Landschaft von 30 Mill. Frcs., ohne anderweitige Lieferungen und den Unterhalt der französischen Truppen zu rechnen, auferlegt. Berthier war vom Direktorium abberufen und Massena in seine Stelle gesetzt worden. Letzterer befleckte seine großen militairischen Talente durch eine unedle Habsucht, die keine Mittel der Befriedigung scheute. Die meisten französischen Militairbeamten

hatten in den eroberten Ländern von jeher übel gehaust, aber die Generale, sowohl der alten Monarchie als der Republik, mit äußerst seltenen Ausnahmen, ihre Hände rein von Erpressungen und Unterschleifen erhalten. Jetzt, wo der Obergeneral selbst an dem Beraubungsgeschäft Theil nahm, kannte dasselbe keine Gränzen mehr. Alles, was sich aus dem Vatikan, und den Palästen und Villen der dem Pabste treu gebliebenen Großen, die meist flüchtig geworden waren, fortbringen ließ, ward mit Beschlag belegt. Selbst die Kirchen wurden nicht verschont. Diesmal waren es weniger Kunstwerke und Seltenheiten, als vielmehr Alles, was sich sogleich verwerthen ließ, worauf Jagd gemacht wurde. Von Massena ward in dem Grade alles Ehr- und Rechtsgefühl verläugnet, daß er seinen Officieren ihren Sold, den Unterofficieren und Soldaten Kleidungsstücke und Schuhwerk vorenthielt, und ihnen die schlechtesten Nahrungsmittel verabreichte, während das von ihm besetzte Land die zu einem angemessenen Unterhalte der Truppen nöthigen Kosten tragen mußte. Das französische Militair, welches sich sonst durch die Leichtigkeit, mit welcher es nothwendige Entbehrungen zu ertragen versteht, auszeichnet, war jedoch nicht geneigt, sich auf solche Art bestehlen zu lassen. Am 24. Februar (1798) versammelten sich sämmtliche Officiere der Besatzung vom Hauptmann abwärts im Pantheon, und setzten eine Adresse an das Direktorium auf, in welcher sie ihre Entrüstung nicht nur gegen die an ihnen begangenen Veruntreuungen, sondern auch gegen die an der Bevölkerung verübten Erpressungen aussprachen. Sie verpflichteten sich unter einander auf Ehrenwort, diese Erklärung in keinem Falle zurückzunehmen, und deren Folgen gemeinsam zu vertreten. Die Unterofficiere und Soldaten stimmten den Hauptleuten und Lieutenants bei, die höheren Officiere verhielten sich schweigend. Massena mußte das Kommando niederlegen, und sich nach Ancona begeben. Der General d'Allemagne übernahm den Oberbefehl. Von dem Direktorium ward eine Zeit nachher der General Gouvion St. Cyr zur Untersuchung des Vorfalles nach Rom geschickt. Derselbe gab, ohne die Auflehnung zu billigen, den Betheiligten im Wesentlichen Recht, und wußte durch Festigkeit und Klugheit den eingerissenen Unordnungen zu steuern.

Das Volk in Rom und der Umgegend war von der Last der Einquartierung, von den für die Franzosen zu leistenden Spann- und anderen Diensten, von der seit Sprengung des päbstlichen Hofes eingetretenen Nahrungslosigkeit, sehr bald gegen die neue Ordnung der Dinge eingenommen worden. Die an die Stelle der geistlichen Regierung getretenen Behörden verstanden es nicht, oder besaßen nicht die Mittel,

die Menge zufrieden zu stellen, und in deren Augen die Schattenseiten der eingetretenen Veränderung zu verhüllen. Die geheimen Leiter der Bewegung hofften, beim Anblick der zwischen Massena und seinen Officieren ausgebrochenen Reibungen, mit den Franzosen leichtes Spiel zu haben. Am 25. Februar (1798) erhoben sich die Bewohner von Trastevere unter dem Ruf: „Es lebe die heilige Jungfrau! Es lebe der Pabst!" — und fielen über die einzelnen französischen Wachtposten her. Aus den benachbarten Ortschaften Albano, Frascati, Tivoli u. s. w. setzten sich die Bauern und Hirten gegen Rom in Bewegung. Aber die Franzosen hatten sich von der ersten Ueberraschung schnell erholt. Trastevere, der Heerd des Aufstandes, wurde nach kurzem Kampfe überwältigt, und das Landvolk, von der französischen Reiterei unter Murat, mit blutigen Köpfen in die Gebirge zurückgewiesen. Ueber 100 Gefangene wurden in Rom erschossen, was großen Schrecken erregte, aber auch viele Erbitterung zurückließ.

Das Direktorium hatte unterdessen vier Kommissarien nach Rom, zur Gestaltung der dortigen Zustände im französischen Sinne, abgeschickt. Es befanden sich unter ihnen der berühmte Mathematiker Monge, und der gelehrte Historiker Daunou. Es ward dort, wie in Cisalpinien, die Verfassung des Jahres III., unter etwas veränderten Namen, eingeführt. Die vollziehende Gewalt wurde fünf Konsuln, die gesetzgebende einem Senat von zweiunddreißig und einem Tribunat von zweiundsiebenzig Mitgliedern übertragen. Am 20. März wurde das Stiftungsfest der römischen Republik auf dem Forum, aber ohne Theilnahme des Volkes und zum Aergerniß selbst vieler Freisinnigen, welchen das Komödienhafte des, von aller inneren Kraft entblößten, Treibens der römischen Revolutionairs mißfiel, begangen.

Das Priesterregiment war in Rom, wie die Adelsherrschaft in Venedig, veraltet und voller Mißbräuche gewesen. Die französischen Verfassungsideen, und die österreichischen Verwaltungsformen konnten allgemeinen Rechtsbegriffen besser, als jene hierarchischen und patricischen Institutionen, entsprechen. Letztere besaßen aber, selbst von ihrer großen Vergangenheit abgesehen, den Vorzug, dem heimischen Boden anzugehören, den italienischen Volksgeist in einer gewissen Zeit eigenthümlich dargestellt zu haben, und nicht aus Zwang oder Nachahmung entstanden zu sein.

Pius VI. war in der Carthause bei Florenz von dem Großherzoge von Toscana und dessen Hofe mit großer Verehrung behandelt worden und hatte auch bei der Menge mehr Liebe, als in Rom während der

letzten Jahre, gefunden. Das Direktorium, hiermit unzufrieden, dachte einen Augenblick daran, ihn nach Sardinien oder Spanien, um ihn in den Hintergrund zu stellen, und der Vergessenheit zu übergeben, bringen zu lassen. Als aber in Italien sich ein neuer Kriegssturm zusammenzog, wurde der mehr als achtzigjährige kranke Greis nach Frankreich, um daselbst als Geißel zu dienen, abgeführt. Bei der Nachricht von der Ankunft des Pabstes strömte das Volk in der Dauphiné in Massen zusammen, und warf sich, um seinen Segen bittend, vor ihm nieder. Pius VI., überrascht, im Lande Voltaire's, des Kultus der Vernunft und des republikanischen Kalenders, so große Ehrfurcht zu finden, rief, bei einer gewissen Gelegenheit, auf den geringeren Eifer der Italiener und besonders der Römer für seine Person anspielend, aus: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!" — In Valence angekommen, rief ihn endlich, am 29. August 1799, ein sanfter Tod aus einem Leben ab, das für ihn seit langer Zeit von Sorgen und Qualen aller Art erfüllt gewesen war. Das Direktorium ließ, um seine philosophische Nichtachtung gegen einen Mann zu zeigen, der eine der ersten Stellen auf der Erde eingenommen hatte, die entseelten Ueberreste desselben nicht einbalsamiren, selbst nicht einmal bestatten, sondern in einem ärmlichen Sarge in der dunklen Ecke einer Kirche bei Seite setzen*). Der Einfluß der hierarchischen Ideen war vielleicht nie so gering wie damals gewesen. Die ungerechte Behandlung des Pabstes, der Verlust seiner Staaten, seine persönliche Gefangenschaft wurden wenig beachtet. Wie alle Uebertreibungen hat auch diese später zu der Darlegung entgegengesetzter Meinungen beigetragen.

12. Auflösung der schweizerischen Eidgenossenschaft. — Helvetische Republik.

Nachdem Belgien, Holland, das linke Rheinufer, Savoyen, Ober- und Mittelitalien von Frankreich erobert, und dieselben entweder mit ihm vereinigt, oder in sich umgewandelt worden, sollte auch die Schweiz

*) Pius VI. erhielt erst in Folge eines konsularischen Dekrets vom 30. December 1799 eine Grabstätte. Später ließ Bonaparte die Ueberreste dieses Pabstes seinem Nachfolger, Pius VII., übergeben, von welchem sie in der Peterskirche beigesetzt wurden.

in den Wirbel der französischen Revolution hineingezogen werden. Obgleich der Angriff Frankreichs auf dieselbe ungerecht, und in seinen unmittelbaren Wirkungen unheilbringend gewesen ist, so hat sie ihn sich doch durch die Ohnmacht und Zerrüttung ihrer inneren Zustände selbst zugezogen. Die Schweiz war, früh zu einem gewissen Standpunkt staatlicher Ausbildung gelangt, auf demselben, ohne fortzuschreiten, stehen geblieben. Selbst als die Ueberzeugung sich aufdrängen mußte, daß die unveränderte Fortdauer des Alten mit Gefahren verbunden war, beharrte sie auf der morsch gewordenen Grundlage ihres Daseins, und ließ sich, statt einen inneren Entwickelungsproceß freiwillig durchzumachen, denselben von Außen her aufzwingen.

Die Eidgenossenschaft, ursprünglich aus dem Drange nach Abschüttlung der deutschen Feudalherrschaft entstanden, war allmälig diesem Charakter untreu geworden, und hatte die Ideen der Freiheit in ihrer Mitte zu keiner wahrhaften Entfaltung kommen lassen. Nachdem die Schweizer, durch die Besiegung Karl's des Kühnen, sich des letzten Feindes, der ihre Unabhängigkeit bedrohte, entledigt hatten, war von ihnen, mehr aus Kriegs- und Siegesrausch, als aus einem eigenthümlichen Zuge ihres Wesens, einen Augenblick lang an Eroberung und Vergrößerung gedacht worden. Ihre Niederlage bei Marignano, und die Erstarkung der französischen und österreichischen Monarchie hatte dieser Aufwallung der Ehrsucht für immer ein Ende gemacht. Von dieser Zeit an beschränkte sich die Eidgenossenschaft, ohne selbstständig in die Verhältnisse des Auslandes einzugreifen, auf Bewahrung ihrer inneren Zustände, in welchen aber nicht die ursprünglichen und besseren, sondern die später hinzugetretenen und geringeren Elemente die Oberhand gewonnen hatten. Die Erbaristokratie, oder eine auf Aemter und Vermögen gegründete Oligarchie war die herrschende Form des öffentlichen Lebens in ihr geworden. Die schweizerischen Verfassungen hatten zuletzt alle Kraft der Bewegung verloren. Bevorrechte Stände und Geschlechter übten, ohne schon seit langer Zeit Charakter und Talent in hervorragendem Grade dargelegt zu haben, rechtlich oder thatsächlich überall die oberste Macht und Leitung aus, sahen dieselbe als einen unverlierbaren Besitz an, und waren nicht geneigt, in diesen Dingen die geringste Veränderung vorgehen zu lassen. Die Selbstsucht der aristokratischen Klassen, die Verdumpfung des Volkssinnes, die Enge und Beschränktheit des ganzen Lebens hatten die Fremden, welche die Schweiz während des achtzehnten Jahrhunderts kennen zu lernen Gelegenheit hatten, oft auf die Frage geführt, ob eine solche Freiheit wirklich eine Wohlthat für ein Land sei, und ob republikanische For-

men der Art mit dem Fortschritt nicht noch unverträglicher, als selbst die unumschränktesten Monarchien, seien?

Ungeachtet aller Mißbräuche, welche sich im Laufe der Zeit in die schweizerischen Verfassungen eingeschlichen hatten, und ungeachtet aller Schranken, von welchen die Idee der Freiheit umgeben war, lebte doch im Volke immer die Erinnerung daran fort, daß die Eidgenossenschaft ursprünglich aus einem Bunde Gleichberechtigter bestand, und ihr Entstehen einem Kampfe gegen monarchische und aristokratische Willkühr verdankte. Diese tief in das Gefühl eingedrungene Vorstellung ließ keine unbedingte Ergebenheit und Fügsamkeit unter den Willen der Machthaber zu. Da aber bei der außerordentlichen Zersplitterung der Schweiz, der Verschiedenheit der konfessionellen und politischen Interessen, den mannigfaltigen Beziehungen zum Auslande, in ihr keine einmüthige, weder positive noch negative, Richtung durchdringen konnte, so war kein Gedanke an eine bestimmte Neugestaltung in der Bevölkerung aufgestiegen, und die Gemüther hatten die Liebe und Verehrung für das Bestehende verloren, ohne daß ihnen etwas Besseres in sichtbarer Gestalt vorgeschwebt hätte.

Das Direktorium hatte von Anfang an die Absicht gehabt, die angränzenden und von den französischen Waffen besiegten Staaten, wenn sie sich nicht mit Frankreich vereinigen ließen, in Republiken nach französischem Muster zu verwandeln. Die Eidgenossenschaft konnte, bei der Abgelebtheit ihrer Staatsformen, und ihrer inneren Uneinigkeit, der Aufmerksamkeit des Direktoriums in dieser Beziehung nicht entgehen. Es mußte deshalb um jeden Preis eine Veranlassung zum Bruche mit derselben, dessen Ergebniß bei der Ungleichheit der Kräfte leicht vorauszusehen war, gesucht werden. Hierzu hatte das Direktorium im Stillen Alles längst vorbereitet.

Die Schweiz unmittelbar in Frankreich aufgehen zu lassen, würde den unversöhnlichen Widerspruch Europa's nach sich gezogen haben, und ist selbst von Napoleon, als derselbe auf dem Höhenpunkte seiner Macht stand, nicht unternommen worden. Aber der Eidgenossenschaft eine der französischen ähnliche Verfassung aufzulegen, daselbst eine französische Partei zu schaffen, und ein enges Bündniß mit der französischen Republik herbeizuführen, konnte, was die politischen Resultate betrifft, eben so vortheilhaft wie eine Einverleibung werden. Von Oesterreich, welches sonst unter allen Kontinentalstaaten das größte Interesse hatte, die Schweiz nicht unter französischen Einfluß fallen zu lassen, wurde nach dem Frie-

den von Campo Formio kein Widerstand gegen die Absichten des Direktoriums besorgt.

Die Gelegenheit zu einer Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz ward dem Direktorium von einem der ärgsten dort vorhandenen Mißbräuche gegeben. Vermöge des vom Geiste des Mittelalters auf die Eidgenossen in einigen Richtungen übergegangenen Hanges zur Bevorrechtung, Ausschließung und Unterdrückung, besaßen viele Kantone, außer ihren Mitbürgern, noch Unterthanen, die ihnen durch Eroberungen und Abtretungen zugefallen waren. Diese standen außerhalb des freien staatlichen Verbandes, übten kein Stimmrecht aus, waren von allen einflußreichen Aemtern ausgeschlossen, und wurden durch von dem herrschenden Kantone ernannte Statthalter oder Vögte regiert. Diese Abhängigkeit wird da, wo die Freiheit vorhanden ist, von denen, welchen sie entzogen ist, besonders übel empfunden. Den meisten Widerwillen erregt aber ein solcher Zustand bei den Unterthanen, wenn der herrschende Stamm einer anderen Nationalität angehört, und an geistiger Kultur den Regierten eher nachsteht, als ihnen überlegen ist.

In solchem Verhältniß befand sich das französische Waadtland zu dem deutschen Bern, welches letztere, bei seinen Unterthanen derselben Abkunft, selten auf Widerstand gestoßen war, gegen dessen Herrschaft aber das Selbstgefühl der Waadtländer sich immer gesträubt hatte. Das Waadtland war durch die nachbarlichen Beziehungen zu dem hochgebildeten Genf, durch die aus Paris kommenden Einflüsse, von einem durchaus anderen Geiste als Bern erfüllt, dessen Landvögte, durch ihr rauhes, hochfahrendes Wesen, den feinen Sinn dieser Bevölkerung unaufhörlich verletzt hatten. Es gab im Waadtlande einen zahlreichen Adel, der viel in französischen Kriegsdienst trat, und dem, bei der dort gewonnenen Anschauung großartiger Verhältnisse, nach der Rückkehr in die Heimath, der kleinliche steife Sinn bernischer Patricier, deren Druck er gleichwohl zuweilen ausgesetzt war, unerträglich erschien. Selbst die ältesten Familien dieses ursprünglich meist burgundischen und savoyischen Adels waren von dem politischen Gemeinwesen des herrschenden Kantons vollkommen ausgeschlossen. Aber auch alle übrigen Klassen fühlten sich dem bernischen Regiment, als einem aufgedrungenen und ausschließenden, fremd, und dachten dasselbe bei der ersten günstigen Gelegenheit abzuschütteln.

Diese Gesinnung war im Waadtlande alt, hatte aber bis zu der französischen Revolution hin, bei den stabilen Verhältnissen Europa's, nicht zum Ausbruch kommen können. Aber die Losung von 1789, der Sturz der Bevorrechtungen und Ausschließungen, klang

auch in der Schweiz, wo es, wenn auch unter anderen Formen als in Frankreich, ebenfalls viel Druck und Ungleichheit gab, wieder. Im Jahre 1790 richteten die waadtländischen Patrioten eine Eingabe an den berner Senat, in der sie zwar nicht um vollkommene Gleichstellung, aber um Gewährung der Rechte, welche von Bern bei Uebernahme dieser Provinz versprochen worden waren, baten. Das Waadtland wurde abschlägig beschieden. Es brachen Unruhen aus (1791), die von berner Truppen ohne Mühe unterdrückt wurden. Die Häupter des Aufstandes, unter ihnen Amedée Laharpe, der sich später in der Armee von Italien auszeichnete, wurden geächtet, und mußten flüchtig werden. Sein Vetter, Cäsar Laharpe, in Petersburg als Erzieher der Großfürsten Alexander und Konstantin lebend, hatte von dort aus für die Emancipation des Waadtlandes durch Schriften gewirkt, und wurde damals ebenfalls geächtet. Cäsar Laharpe begab sich 1797 nach Paris und ging das Direktorium lebhaft um eine Dazwischenkunft in den waadtländischen Angelegenheiten an.

Einen Vorwand zur Einmischung in die Zwistigkeiten zwischen Bern und Waadtland nahm das Direktorium von einer fern liegenden, und bis dahin selten berührten, Thatsache her. Im Jahr 1536 hatte Bern dem Herzoge von Savoyen das Waadtland entrissen, und 1564 war der zwischen den kriegführenden Mächten abgeschlossene Friede von Frankreich gewährleistet worden. Außerdem war aber auch dem Herzoge von Savoyen eine Art von Schutz- und Verwendungsrecht für seine ehemaligen Unterthanen von Bern zuerkannt worden. Aus doppeltem Grunde, einmal weil Frankreich Garant des Friedens von 1564 gewesen, und dann, weil die Rechte der alten Herzöge von Savoyen, seitdem ihr Land zu Frankreich geschlagen worden, auf dieses übergegangen seien, beschloß das Direktorium in der Schweiz zu interveniren.

Das Direktorium begann damit (September 1797), einen seiner diplomatischen Agenten, Names Mengaud, nach Bern zu schicken, um dort Beschwerden über die Aufnahme von französischen Ausgewanderten und zur Deportation verurtheilten Flüchtlingen (Carnot u. s. w.), über Duldung der Ränke des englischen Gesandten Wickham, und der Sendlinge des Prätendenten, anzubringen. Die wirklich vorhandenen Ursachen zu Klagen wurden beseitigt, und Wickham verließ die Schweiz. Bald darauf wurde der zur Eidgenossenschaft gehörige Theil des Bisthums Basel: Biel, Erguel und das als Kriegspaß wichtige Münsterthal, von französischen Truppen besetzt (15. December). Von Talleyrand und Mengaud wurden Erklärungen abgegeben, die beruhigen sollten,

aber diesen Gewaltschritt nicht rechtfertigen konnten. Die Schweiz sandte Bevollmächtigte zu dem damals in Rastadt versammelten Kongreß, die aber von den dort anwesenden französischen Gesandten nicht anerkannt wurden, und bei den übrigen Kongreßmitgliedern keine Unterstützung fanden. Bern glaubte jetzt wenigstens zum Schein Etwas für die Wahrung der Schweizergränze thun zu müssen, und stellte 10 Bataillone Milizen unter dem General Erlach von Nidau bis Solothurn auf. Diese Truppenmacht war aber nicht zahlreich genug, um den Franzosen Achtung einzuflößen. Im Grunde hoffte der berner Senat, wie überhaupt die schweizerische Aristokratie, noch Alles durch Unterhandlungen retten zu können. Es war aber dazu bereits zu spät geworden.

Zwei und zwanzig waadtländische Flüchtlinge, Laharpe an der Spitze, hatten im December (1797) eine Adresse an das Direktorium, mit der Bitte, ihrer Heimath zu ihrem Recht zu verhelfen, erlassen. Dieselbe wurde mit Beifall aufgenommen, und am 28. December Bern bedeutet, daß Frankreich das Waadtland in seinen Schutz nehme, und keine Beeinträchtigung desselben dulden werde. Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, wurde ein Korps von 10,000 Mann unter dem General Menard nach dem genfer See hin in Bewegung gesetzt.

Die Schweiz konnte, ohne sich in den Augen der Welt zu erniedrigen, dem Gebote des Direktoriums nicht unbedingt Folge leisten. Bern und Schwyz schickten Bevollmächtigte nach dem Waadtlande, um auf dem Wege der Güte die innere Ruhe wieder herzustellen. Aber die waadtländischen Milizen nahmen das feste Schloß Chillon ein, und in Lausanne trat eine Volksvertretung zusammen. Jetzt erhielt der Oberst von Wyß Befehl, das Waadtland mit Gewalt zu unterwerfen. Wyß, in Bern ein strenger Aristokrat, und allen Zugeständnissen an die Demokratie entgegen, war in Paris, wo er sich während der Schreckenszeit im Auftrage seiner Regierung aufgehalten hatte, ein Bewunderer und selbst Schmeichler Robespierre's gewesen. Er nahm halbe Maßregeln, und beschränkte sich darauf, Yverdon zu besetzen. Der General Menard erließ hierauf eine Proklamation, worin er den Aufständischen den Beistand seiner Truppen zusagte, und schickte an Wyß einen Parlamentair ab, der ihn zur Räumung des Waadtlandes auffordern sollte. Zwei diesen Officier begleitende französische Husaren, welche den Anruf der schweizerischen Vorposten nicht verstanden, oder nicht beantworten wollten, wurden von diesen erschossen. Menard, der hierin eine Feindseligkeit sehen wollte, rückte jetzt in Lausanne ein (26. Januar). Ein anderes französisches Korps schlug durch die Landschaft Gex denselben

Weg ein. Bern ging für immer seiner Herrschaft über das Waadtland verlustig, welches sich am 15. Februar (1798) für unabhängig erklärte.

In Basel war unterdessen eine ähnliche Bewegung ausgebrochen. Dort waren bisher die Landgemeinden der Stadt und Bürgerschaft in derselben Weise, wie das Waadtland Bern, unterthänig gewesen. Obgleich im Kanton Basel zwischen Regierenden und Regierten kein nationaler Unterschied bestand, so hatte das Landvolk das städtische Regiment doch schon seit längerer Zeit nur wider Willen ertragen. Es waren Schriften erschienen, welche die Herrschaft des Rathes und der Zünfte über die Landschaft als eine Usurpation darstellten, und zu der Abwerfung dieses Joches aufforderten. In dieser Gesinnung wurden die Unzufriedenen von einem der basler Rathsherren, Namens Peter Ochs, der von den Grundsätzen der französischen Revolution, namentlich dem der gesetzlichen Gleichberechtigung der Staatsgenossen, erfüllt war, bestärkt. Derselbe hatte sich bei einem Aufenthalt in Paris, wo er mit Laharpe in Verbindung getreten war, mit dem Gedanken an eine politische Umgestaltung der Schweiz vertraut gemacht. Die Drangsale, welche dadurch über sein Vaterland auf mehrere Jahre hinaus kommen sollten, waren von ihm weder gewollt noch geahnt worden. Er hatte den liberalen und philanthropischen Zusicherungen der französischen Machthaber, weil er selbst solche Gesinnungen ohne Nebenabsichten hegte, ein zu williges Ohr geliehen. Nachdem schon mehrmals Zeichen der Gährung auf verschiedenen Punkten des Kantons hervorgebrochen, griff das basler Landvolk zu den Waffen, rückte, ohne Widerstand zu finden, in die Stadt, schaffte die Vorrechte des Rathes und der Bürgerschaft ab, und führte eine neue Verfassung mit allgemeinem Stimmrecht ein (21. Januar 1798).

In Folge der Demokratisirung Basel's gab die berner Aristokratie ihre Privilegien auf, und räumte allen Kantonsbewohnern, ohne Unterschied der Geburt und des Wohnortes, gleiche Rechte ein. Dieses Beispiel wurde in Zürich, Luzern, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen u. s. w. nachgeahmt. Einige Zeit vorher würden diese Zugeständnisse wahrscheinlich zur Verhinderung von Unruhen genügt, und den Franzosen jeden Vorwand zu einer Dazwischenkunft genommen haben. Jetzt war aber die Bewegung schon zu weit gekommen, um wieder rückgängig gemacht werden zu können. Das Direktorium beabsichtigte, im Bunde mit einer nicht zahlreichen aber thätigen Partei schweizerischer Demagogen, eine vollkommene Aufhebung der alten Eidgenossenschaft, und ließ sich deshalb von den Concessionen der einzelnen Kantonsregierungen nicht befriedigen. Der Vorfall mit dem zufälligen Niederschießen der den Par-

lamentair des Generals Menard begleitenden Husaren, wurde von französischer Seite als eine Verletzung des Völkerrechts angesehen, und die Schweiz ohne Weiteres mit Krieg zu überziehen beschlossen.

Die Schweiz schwankte zwischen der Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, Aufwallungen kriegerischen Muthes, und Niedergeschlagenheit und Besorgniß vor der Erfolglosigkeit kräftiger Entschlüsse. Die Tagsatzung in Aarau, an welcher aber Basel nicht Theil nahm, hatte am 25. Januar den Bundesschwur in seiner ursprünglichen Form, wie er von den Gründern der Schweizerfreiheit abgelegt worden, wiederholt. Aber es war keine Eintracht, kein gegenseitiges Vertrauen zwischen den Kantonen und den einzelnen Klassen der Bevölkerung vorhanden. Wie oft unter freien Völkern, waren es auch diesmal in der Schweiz die niederen Stände, in welchen sich das Vaterlandsgefühl im Augenblick der Gefahr am Mächtigsten regte. Aber die Selbstsucht und Furchtsamkeit der Aristokratie lähmte den Aufschwung, und ließ das Volk im entscheidenden Moment ohne Leitung.

Zwei französische Korps, das eine unter Brune, Menard's Nachfolger, das andere unter Schauenburg, der früher bei der Rheinarmee gestanden, zogen gegen die Schweiz heran. Die Besorgniß vor gänzlichem Untergange riß endlich die Schweizer aus ihrer Unentschlossenheit empor, und ein aus Milizen und Freiwilligen von Bern, Freiburg und Solothurn bestehendes Heer, zu welchem nur wenig zahlreiche Schaaren aus Luzern, den drei Waldstätten und Glarus gestoßen waren, hatte sich unter Erlach zwischen Freiburg und Solothurn aufgestellt. Diese Truppen mußten, vermöge der verkehrten Politik ihrer Regierungen, den geeignetsten Zeitpunkt zum Kampf gegen die Franzosen, welche ihre Macht nur langsam zusammenziehen konnten, unbenutzt vorübergehen lassen. Der berner Senat glaubte noch immer mit Erfolg unterhandeln zu können. Durch Verhaltungsvorschriften aus Bern in seinen Plänen durchkreuzt, mußte Erlach in einem Augenblick bei Brune einen Waffenstillstand nachsuchen, wo dieser einem Angriff der Schweizer nicht gewachsen gewesen wäre. Erlach erhielt Befehle und Gegenbefehle, wagte nicht nach eigener Einsicht zu handeln, und setzte sich, weil er zu dem berner Patriciat gehörte, bei der aufgeregten Stimmung seiner Krieger, dem unbegründeten Verdachte des Verrathes aus. Auf diese Art ward Brune und Schauenburg Zeit gelassen, in ihre Maßregeln Einheit zu bringen. Die Franzosen nahmen an demselben Tage (2. März) Freiburg und Solothurn ein. Brune ließ am 3. März die Kapelle, wo die Ueberreste der in der Schlacht von Murten (22. Junius 1476) ge-

fallenen Soldaten Karl's des Kühnen aufgesammelt waren, niederbrennen und die Gebeine der Erde übergeben.

Bei der Nachricht von dem Vorrücken der Franzosen, der Einnahme zweier Bundesstädte und der Vernichtung eines ihrer nationalen Denkmale flammte die Wuth der Schweizer auf, und sie verlangten, augenblicklich gegen den Feind geführt zu werden. Am 5. März kam es endlich zwischen Fraubrunnen und Neuenegg zum Entscheidungskampfe, in welchem die gerechte Sache unterlag. Es war von Seiten der Schweizer keine Prahlerei, daß sie sich noch immer für eine der kriegerischsten Bevölkerungen Europa's hielten. Alles, was persönliche Tapferkeit vermag, ward von ihnen an diesem Tage geleistet. Sechzehntausend Milizen und Freiwillige, ohne Artillerie und Reiterei, von welchen die Meisten nie einem Gefecht beigewohnt hatten, widerstanden mehre Stunden lang 31,000 regelmäßigen französischen Truppen, die früher alle am Rhein oder in Italien gefochten hatten. Fünfmal hatten die Schweizer die französischen Batterien, von welchen ganze Reihen von ihnen niedergestreckt wurden, mit dem Bajonett angegriffen. Frauen und Mädchen aus dem berner Oberlande kämpften an der Seite ihrer männlichen Verwandten mit. Als die Franzosen, Herren des Schlachtfeldes, die Todten begruben, wurden da, wo die Schweizer gestanden hatten, gegen zweihundert weibliche Leichname gefunden. Am Abend des 5. März rückten die Franzosen in Bern ein.

Die Schweizer, welche den stolzen Wahn hegten, gut angeführt, unüberwindlich zu sein, hatten schon am 3. März, in Folge eines nachtheiligen Gefechtes gegen die Franzosen, mehre ihrer Officiere ermordet. Nach der Niederlage am 5. März ward von ihnen derselbe Frevel an dem tapferen Erlach, den sie mit Kolbenschlägen und Bajonettstichen langsam zu Tode brachten, begangen. Derselbe hatte sein Schicksal vorausgesehen, und war am Morgen der Schlacht, beim Anblick der aufgehenden Sonne, gegen einen seiner Adjutanten in die Worte ausgebrochen: „Es ist dies für mich der letzte Sonnenaufgang, ich werde ihren Untergang nicht erleben!"

Nach der Einnahme Berns, der die Unterwerfung der ganzen westlichen und nördlichen Schweiz folgte, fingen die französischen Verwaltungsbehörden und Militairbeamten in derselben Weise, wie in Belgien, Holland und Italien, zu schalten an. Nicht nur, daß der berner Staatsschatz*) und das Zeughaus mit einem selbst eines größeren Staates würdigen

*) Nach französischen Angaben enthielt er acht, nach schweizerischen zwanzig Millionen Franken.

Artilleriepark*) mit Beschlag belegt wurden, sondern die Franzosen schrieben auch Kriegssteuern und Lieferungen in einem Maße, welches die Kräfte des Landes bei Weitem überstieg, aus. Die von französischen Truppen besetzten Kantone wurden, auch wenn sie nicht den geringsten Widerstand mehr leisteten, förmlich gebrandschatzt, und von dem Grundsatz ausgegangen, daß dem Sieger Alles gehöre**). Ein Schwager des Direktors Rewbel, Namens Rapinat***), der sich in dieser Sphäre einen Namen gemacht hat, leitete den Ausbeutungsproceß mit einer Virtuosität ohne Gleichen.

Die vom Direktorium beschlossene Aufhebung des früheren Kantonswesens ward jetzt ohne Verzug in das Werk gesetzt und am 29. März die Umwandelung der Schweiz in die Eine und untheilbare helvetische Republik erklärt. Vertreter der beistimmenden Kantone versammelten sich in Aarau, und nahmen die von Peter Ochs entworfene Verfassung an. Die Schweiz sollte fortan, statt aus 13, aus 18 Kantonen, mit allgemeinem Stimmrecht, Urversammlungen, Gleichheit der Rechte aller Bürger bestehen. Die vollziehende Gewalt war einem Direktorium, die gesetzgebende einem Senat und einem großen Rathe übertragen. Aus dem berner Gebiet wurden vier Kantone gemacht, und die vier Waldstätte zu Einem verbunden. Genf und die Umgegend wurden, angeblich auf ihr Verlangen, als Departement Leman mit Frankreich vereinigt.

Die fünf alten Kantone: Uri, Unterwalden, Zug, Glarus, Schwyz, die weder von den philosophischen Meinungen des 18. Jahrhunderts noch den Ideen der französischen Revolution berührt worden, waren einer Veränderung in ihren inneren Zuständen auf das Aeußerste entgegen. Ihre Bevollmächtigten versammelten sich zu Brunnen (5. April), und beschlossen, Deputirte nach Paris um Erhaltung ihrer alten Verfassung zu schicken. Dieselben wurden aber von den Franzosen nicht durchgelassen. Schaumburg, nach Brune's Entfernung Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte in der Schweiz, ließ die Zugänge zu den alten Kantonen sperren, und jeden Verkehr mit ihnen abbrechen. Zu dem

*) 600 Kanonen.

**) Nach dem von Livius den alten Galliern beigelegten Ausspruche: „Se jus in armis ferre et omnia fortium virorum esse."

***) In den pariser Blättern wurden diese schamlosen Plünderungen mit den Waffen des Spottes angegriffen, und unter Anderem gesagt: „Un bon Suisse, qu'on a ruiné, voudrait savoir, si Rapinat vient de rapine, ou rapine de Rapinat. — Rapinat's Sekretair hieß: Forfait (Verbrechen) — Einer von Rapinat's Kollegen führte den Familiennamen: Grugeon (Zeruger).

Unwillen über das von fremder Hand vollbrachte willkührliche Zerreißen des alten eidgenössischen Verbandes kam der Haß gegen die Franzosen, als Feinde der Religion, Verfolger der Kirche und der Geistlichkeit, hinzu. Diese Bevölkerung war eine der katholischesten in Europa geblieben. Die Reden ihrer Priester und Mönche entflammten sie zum Widerstande gegen die ihnen aufgedrungenen Neuerungen. Die fünf Kantone begingen aber den Fehler, ihre Macht nicht zu vereinigen, sondern wollten jeder sich auf die Vertheidigung seiner eigenen Gränzen beschränken. Die Franzosen griffen zuerst Schwyz an. Dort war Aloysius von Reding, der in spanischem Dienst als Oberst sich während des Krieges gegen die französische Republik ausgezeichnet hatte, an die Spitze der Bewegung getreten. Derselbe besaß im höchsten Grade das Vertrauen seiner Landsleute und gehörte einer Familie an, die schon an der Wiege der schweizerischen Freiheit gestanden hatte. Aber das Mißverhältniß der Kräfte in diesem Kampfe wäre für jede andere Bevölkerung, als diese von Glaubenseifer und Vaterlandsliebe begeisterten Nachkommen der Helden von Sempach und Morgarten, schreckenerregend gewesen. Den 30,000 Franzosen unter Schauenburg konnte Reding nur 4000 Schwyzer und einige hundert Glarner und Urner entgegenstellen. Nur große Tapferkeit und kluge Benutzung des Terrains konnte den Kampf eine Zeit lang aufrecht erhalten. Die Schweizer fochten vom 26. April bis zum 3. Mai auf allen in ihrer ältesten Geschichte berühmt gewordenen Punkten, brachten den Franzosen empfindliche Verluste bei, und zeigten sich ihrer Vorfahren würdig. Aber ein glücklicher Ausgang war, da die größten und reichsten Kantone ruhig blieben, unmöglich geworden. Reding selbst rieth endlich zu einem Vergleiche. Dieser wurde am 4. Mai für die Waldstätte, am 5. für Glarus abgeschlossen. Nidwalden unterwarf sich erst am 12. Mai und die Ober- oder deutschen Walliser, welche sich ebenfalls erhoben hatten, wurden am 17. Mai zur Niederlegung der Waffen bewogen.

Die französischen Kommissarien und Militairbeamten trieben, obgleich die helvetische Republik einen unabhängigen Staat vorstellen sollte, ihr Erpressungssystem in ausgedehntester Weise fort. Alle Magazine, selbst die für den Unterhalt der Armee bestimmten Vorrathshäuser, wurden für französisches Eigenthum erklärt. Rapinat, der sich auf seinen Schwager Rewbel verließ, und vom Direktorium mit großen Vollmachten versehen war, machte sich aus den über sein Verfahren nach Paris gesandten Klagen nichts, verlangte die Absetzung zweier Mitglieder des helvetischen Direktoriums und des Ministers des Auswärtigen, weil sie ihm

entgegen waren, und bedrohte Jeden, der sich übel über die französischen Behörden auslassen würde, mit Stellung vor das Kriegsgericht. Raub und Gewaltthätigkeit waren an der Tagesordnung.

Die größeren aristokratischen Kantone, welche sich nicht verhehlen konnten, daß sie sich, durch ihre Selbstsucht und ihre Uneinigkeit, dieses Mißgeschick zum Theil zugezogen hatten, beugten das Haupt unter das Joch und nahmen, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die Leiden der Gegenwart geduldig hin. In den kleineren demokratischen Kantonen aber, der Urschweiz, wo von jeher eine wirklichere und lebendigere Freiheit als anderswo bestanden hatte, gährte es unaufhörlich, und wurde das Unglück nicht mit derselben Entsagung ertragen. Auswärtige Agenten, Engländer, französische Ausgewanderte und Royalisten, schürten das glimmende Feuer geschäftig an. Viele eifrige Anhänger der alten Eidgenossenschaft, die nicht unter französischer Herrschaft leben wollten, hatten sich nach der inneren Schweiz, wo die neuen Einrichtungen noch nicht eingeführt waren, begeben.

Plötzlich kam den fünf kleinen Kantonen von Paris aus der Befehl zu, den Eid auf die helvetische Verfassung, bei Verlust des Bürgerrechts, am 12. Julius (1798) abzulegen. Der äußerste Widerwille gab sich ohne Hehl kund. Schwyz war zur Erhebung bereit, als Reding, der mit Gewißheit einen unglücklichen Ausgang voraussah, durch seine Vorstellungen die Ruhe erhielt. Ein Anfang zur Auflehnung war jedoch schon gemacht worden, und mußte später mit Erlegung einer Geldbuße gesühnt werden.

Aber Unterwalden, wo die Entschlossensten unter den altgesinnten Schweizern zusammengeströmt waren, wo die Geistlichkeit einen besonders großen Einfluß ausübte, verweigerte den verlangten Eid, griff zu den Waffen, und vertrieb die von den Franzosen eingesetzten Behörden. Schauenburg räumte eine Frist zur Unterwerfung ein, die unbenutzt vorüberging. Zwei- bis dreitausend Unterwaldner, von einigen Hundert Schwyzern und Urnern verstärkt, hatten es mit 12- bis 16,000 Franzosen aufzunehmen. Vom 7. bis 9. September wurde von beiden Seiten mit einer gränzenlosen Erbitterung, die an die blutigen Ereignisse des Vendéekrieges erinnert, gefochten. Alles, was in dem Kanton eine Waffe tragen konnte, betheiligte sich an dem Kampfe. Selbst Kranke verließen ihre Betten, um sich in die Reihen ihrer Brüder zu stellen. Knaben und Mädchen schossen auf den Feind, Priester und Mönche begleiteten die Krieger in das Gefecht. Wer einen Franzosen tödtete, hielt sich des Paradieses für gewiß. Die französischen Soldaten kannten, von dem

hartnäckigen Widerstand erbittert, keine Schonung, tödteten Alles wild durch einander, Greise, Frauen, Kinder, und zündeten Flecken, Dörfer und Höfe an. Ueberall rauchten die Brandstätten und auf allen Wegen wurden Leichen gefunden. Ein Ruf des Entsetzens erhob sich in Europa bei der Nachricht von diesem durch die Franzosen verursachten Blut- und Feuerbade. In England wurde eine großartige Sammlung zur Unterstützung der unglücklichen Unterwaldner veranstaltet. Pestalozzi gründete eine Anstalt, wo die durch den Krieg zu Waisen gewordenen Kinder aufgenommen und erzogen wurden.

---

13. Französischer Eroberungszug unter Bonaparte nach Aegypten.

Verschiedene Beweggründe wirkten bei dem Direktorium zu dem Entschlusse, sich Aegyptens zu bemächtigen, mit. Frankreich hatte die große und reiche Kolonie St. Domingo den aufgestandenen Sklaven und die meisten übrigen überseeischen Besitzungen den Engländern Preis geben müssen. Die Besitznahme Aegyptens konnte, bei dessen außerordentlicher Fruchtbarkeit und günstigen Lage, einen Ersatz für jene Verluste abgeben. Seit der Entdeckung des Seeweges*) um das Kap der guten Hoffnung durch die Portugiesen, und seit der türkischen Eroberung**) Aegyptens hatte dasselbe aufgehört, der Stapelplatz zwischen Europa und Ostindien zu sein. Aber einer europäischen Regierung und Verwaltung würde es möglich gewesen sein, die jetzt verfallenen Kanäle, welche einst die Verbindung zwischen dem Nil, dem Mittelländischen und Rothen Meere, zwischen dem Abend- und Morgenlande vermittelt hatten, zu erneuern, durch die Vertreibung der Mameluken Ruhe und Sicherheit einzuführen, und Aegypten wieder zu einer großen Handelsstraße zu machen. Wenn dieses Land einmal unterworfen war, so glaubten die französischen Staatsmänner um dessen Behauptung, da Frankreich die erste Seemacht an den Gestaden des Mittelmeeres war, unbesorgt sein zu dürfen.

Diese Auffassungsweise war lange vor dem Direktorium da gewesen. Schon Leibnitz hatte Ludwig XIV. eine Denkschrift in diesem Sinne überreichen lassen. Nachdem von den Engländern in Ostindien

---

*) 1486.
**) 1517.

die Grundlage zu einem großen Reiche gelegt worden, hatte Choiseul an die Eroberung Aegyptens, um das Gleichgewicht für Frankreich wiederherzustellen, gedacht. Im Jahre 1795 war von Magallon, französischem Generalkonsul in Cairo, ein Plan der Art eingesandt worden. Näher liegende Sorgen hatten die republikanische Regierung an der Ausführung gehindert. Jetzt aber, wo, nach den Friedensschlüssen von Basel und Campo Formio, alle großen Landkriege glücklich beendigt waren, wo sich eine zum Uebersetzen eines zahlreichen Heeres geeignete Flotte, seitdem Frankreich über die italienischen Küsten von Genua bis Civita vecchia und über die ionischen Inseln gebot, leichter als früher herstellen ließ, beschloß das Direktorium, den kühnen Wurf zu wagen.

Außerdem wollte das Direktorium Bonaparte, der, bei der Anhänglichkeit der Soldaten und der Bewunderung des Volkes für ihn, sich in Frankreich eine Partei zu schaffen und das Ruder an sich zu reißen versucht sein konnte, in der Ferne beschäftigen und dadurch für sich unschädlich machen. Bonaparte dachte einen Augenblick daran, durch einen Altersdispens in das Direktorium zu treten, wahrscheinlich in der Absicht, dasselbe von Innen heraus zu sprengen, so wie er es später von Außen her gestürzt hat. Aber er gab diese Absicht bald wieder auf, da es zweifelhaft erschien, ob die Räthe darauf eingehen würden. Der Widerstand der übrigen Direktoren konnte für gewiß gehalten werden.

Am 13. April (1798) war der General Bernadotte, französischer Botschafter in Wien, weil er die dreifarbige Fahne auf seinem Hotel hatte aufziehen lassen, vom Volke beleidigt worden. Bonaparte glaubte mit vielen Anderen, daß es hierüber zu einem Kriege mit Oesterreich kommen könne, wünschte deshalb in Frankreich zu bleiben, und war, wie es hieß, schon nahe daran, dem Direktorium seine Entlassung von der Stelle als Oberbefehlshaber der Expedition nach Aegypten einzureichen. Indessen ward das Zerwürfniß in Wien wieder ausgeglichen, und Bonaparte begriff, daß es vor der Hand für ihn in Frankreich nichts zu thun gäbe, und daß die bestehende Regierung noch zu stark sei, um sich mit derselben ohne Gefahr überwerfen zu dürfen. Dies konnte erst eintreten, wenn sie mehr als bisher abgenutzt sein würde.

Bonaparte verkannte damals seinen wahren Vortheil und war über die Bahn, welche ihn zum Gipfel der Größe führen sollte, in Irrthum begriffen. Weder eine Stelle im Direktorium, noch das Kommando einer Armee an den Gränzen der Republik hätte seinen Ruhm in demselben Maße, wie ein Feldzug in Aegypten, zu vermehren vermocht. Dieser Schauplatz mußte der Welt noch außerordentlicher als der in Italien erscheinen, und

der Feldherr, welcher sich dort hervorthat, konnte gewiß sein, mit einer unvergleichlichen Glorie umgeben, und mit Niemand mehr verwechselt zu werden. Die in der Nähe des Nils, im Angesicht der Pyramiden vollbrachten Thaten mußten die Einbildungskraft der Menschen noch mehr als die Siege am Po und an der Etsch hinreißen. Denn es schien seltener und schwieriger zu sein, sich mit einem Kranz von Lotus als von Lorbeer zu schmücken. Das Glück hatte die Laufbahn dessen, der so lange sein Liebling bleiben sollte, wunderbar günstig eingeleitet, indem es ihn, in der Blüthe des Lebens, in jene ahnungsvolle Ferne, an die Pforten des Orients führte, wo die frühste Geschichte der Völker in räthselhaften Denkmalen eingegraben ist, und von wo immer die Erscheinungen, welche das Leben der Menschheit am Tiefsten bewegt haben, ausgegangen sind. In der Art, wie Bonaparte Gelegenheit fand, seinen Namen in Aegypten zu verherrlichen, hat die Wirklichkeit den Dienst der Dichtung versehen. Es ist dies die poetischste Epoche im Leben dieses außerordentlichen Mannes, in welcher von ihm, wie in diesem Grade von Niemand vor ihm, die unermeßliche Kluft zwischen der tiefsten Vergangenheit und der unmittelbarsten Gegenwart einen Augenblick lang ausgefüllt worden ist. Es können manche Ereignisse aus Bonaparte's Leben fortgedacht werden, ohne daß er wesentlich ein Anderer wäre. Aber ohne seinen Feldzug in Aegypten würde seinem Dasein ein eigenthümlicher Zauber fehlen.

Bonaparte ließ sich jetzt die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen, Aegypten für Frankreich und Europa mit den Waffen in der Hand zu erschließen, mit dem größten Eifer angelegen sein. Auf seinen Antrieb wurden die besten Bataillone der Armee von Italien, während die Engländer noch immer glaubten, daß es auf ihr Land abgesehen sei, bei Toulon versammelt, und aus ganz Südfrankreich Verstärkungen dahin beordert. In allen französischen und unter französischer Botmäßigkeit stehenden italienischen Häfen des Mittelmeeres wurde an der Ausrüstung von Kriegs- und Transportschiffen gearbeitet. Das tiefste Geheimniß waltete über den Zweck dieser Vorbereitungen ob. Selbst der Kriegsminister Scherer und der zum Kommando der Flotte bestimmte Admiral Bruèys waren von der Mitwissenschaft ausgeschlossen geblieben. Um sich nicht durch Zuziehung von Unterbeamten einem Verrath auszusetzen, fertigte der Direktor Merlin von Douai alle Befehle eigenhändig aus.

Das Direktorium hatte Bonaparte die Auswahl der Divisions- und Brigadegenerale seiner Armee überlassen. Derselbe war dabei mit

großer Umsicht zu Werke gegangen. Sein Stab war eben so tüchtig als zahlreich. Zu den bekanntesten Namen darunter gehören: Kleber, Desaix, Davoust, Bertrand, Duroc, Friant, Junot, Lannes, Savary, Murat, Marmont, Belliart, die Polen Sulkowsky und Zajonczek. Er war auch von seinem vierten Bruder Louis Bonaparte*) und seinem noch sehr jungen Stiefsohn Eugen Beauharnais begleitet. Berthier war, wie in Italien, Chef des Generalstabes.

Bonaparte's weit blickender Geist zeigte sich in der bedeutenden Anzahl von Gelehrten und Künstlern, Archäologen, Naturforschern, Zeichnern, welche er der Expedition zugesellte. Nach seiner Absicht war es dabei nicht nur auf eine Eroberung Aegyptens, sondern auch auf eine Erforschung seines Bodens und seiner Geschichte abgesehen. Berthollet, Monge, Denon befanden sich in Bonaparte's Gefolge. Letzterer, einst Page am Hofe Ludwig XV., war von der Natur mit einem besonders feinen Sinne für bildende Kunst, den er durch einen langen Aufenthalt in Italien ausgebildet hatte, ausgestattet worden. Dieser geistige Impuls zur Kenntniß Aegyptens hat seine Früchte getragen. Aegypten ist als Eroberung für die Franzosen wieder verloren gegangen, aber es hat dadurch für dasselbe eine neue Epoche begonnen, und Europa seine Augen von diesem Lande der Wunder und Räthsel seitdem nicht mehr abgewandt.

Bonaparte hatte gewünscht, daß das Direktorium sich mit der Pforte über eine Landung an der ägyptischen Küste, als angeblich nur einen Durchmarsch zum Zweck habend, verständigte, und deshalb einen Gesandten nach Konstantinopel schickte. Die Souverainetät der Pforte über Aegypten war eine rein nominelle, indem ihr Stellvertreter in Cairo nicht die geringste Macht ausübte, sondern Alles von den Beys der Mameluken abhing. Man glaubte deshalb von französischer Seite, daß in Konstantinopel Erklärungen, die übrigens nur Vorspiegelungen sein konnten, Gehör gegeben werden würde. Talleyrand war zu den Unterhandlungen mit der Pforte bestimmt worden. Derselbe hatte aber, alle Versuche der Art für vergeblich haltend, seine Abreise nach Konstantinopel von einem Zeitpunkt auf den andern, bis es dazu zu spät geworden war, verschoben. Der Sturm brach über Aegypten los, ohne daß die Pforte vorher davon benachrichtigt gewesen wäre.

Am 19. Mai (1798) lief die Expedition aus dem Hafen von Toulon aus. Sie bestand aus 36,000 Mann Landtruppen und 300 Trans-

*) Derselbe kehrte aber, weil er sich an das Klima nicht gewöhnen konnte, schon im Anfange des Jahres 1799 aus Aegypten nach Frankreich zurück.

portschiffen, welche von einer Kriegsflotte von 13 Linienschiffen, 6 Fregatten, 12 Briggs u. s. w. begleitet waren. Den Oberbefehl über die Flotte führte der Admiral Brueys, dem die Contreadmirale Villeneuve und Ganteaume beigegeben waren.

Die Expedition war bis zur Landung in Aegypten vom glücklichsten Erfolge begleitet. Es lag zwar eine englische Flotte unter Lord St. Vincent vor Cadix, um die Vereinigung der französischen und spanischen Flotten, welche, nach der Meinung der Engländer, gegen ihre Küste bestimmt waren, zu hindern. St. Vincent hatte den Admiral Nelson mit einem Geschwader zur Beobachtung des Hafens von Toulon abgeschickt, derselbe war aber, gerade am Tage der Abfahrt der französischen Expedition, von widrigen Winden genöthigt worden, südwärts zu segeln, und über die Richtung der französischen Flotte ohne Kunde geblieben.

Am 6. Junius langte die Expedition vor der Insel Malta an. Der militairisch-geistliche Orden, welcher dort seinen Sitz hatte, war schon seit langer Zeit an Kraft und Ruf gesunken. Anstatt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, die algerischen, tunesischen und tripolitanischen Seeräuber mit aller Macht zu bekämpfen, begnügte er sich damit, alljährig einige Galeeren auszuschicken, welche sich so nahe als möglich an der italienischen Küste hielten, der Begegnung mit ihren Feinden sorgfältig auswichen, an den Lustbarkeiten der größeren italienischen Hafenstädte Theil nahmen, und dann zurückkehrten. In Malta selbst waren, mit Ausnahme des Großmeisters und der Würdenträger des Ordens, verhältnißmäßig nur wenige Ritter anwesend. Die meisten von ihnen lebten auf den ihnen zu lebenslänglicher Nutznießung angewiesenen Besitzungen, die in der ganzen katholischen Welt zerstreut lagen. Keine mittelalterliche Institution war so sehr, wie der Johanniterorden, ausgeartet, weil keine andere so wenig mit dem Geiste der Zeit übereinstimmte.

Die tüchtigsten unter den zur französischen Zunge gehörigen Rittern, welche immer die Hauptstärke des Ordens gewesen, hatten schon vor Jahren die Insel verlassen, um in der Vendée, in der Bretagne und am Rhein für die Sache des Königthums zu kämpfen. Die zurückgebliebenen Ordensmitglieder waren bejahrt, unentschlossen, und die Franzosen unter ihnen ihrer Verhältnisse überdrüssig geworden, und den neuen Ideen zugewandt. Der Großmeister Graf von Hompesch konnte nur dem Namen nach für einen Nachfolger von Helden, wie Lavalette und L'Isle Adam im sechszehnten Jahrhundert gewesen, gelten. Er hatte sich, obgleich er von der feindlichen Gesinnung Frankreichs gegen seinen Orden unterrichtet sein mußte, einer trügerischen Sicherheit überlassen,

und, im Vertrauen auf den Schutz der englischen Flotten, alle militairischen Vorkehrungen vernachlässigt. Die Mauern und Bastionen standen allerdings noch eben so fest wie früher da, aber es fehlte an Männern, die sie zu vertheidigen im Stande gewesen wären.

Bonaparte ließ, nachdem er, ohne von den Küstenbatterien gehindert zu werden, in den Hafen eingelaufen war, seine Truppen an acht verschiedenen Stellen an das Land setzen. Eine Abtheilung Milizen, welche Miene machte, sich zur Wehre setzen zu wollen, ward in die Stadt zurückgeworfen, eine andere entwaffnet. Der General Baubois nahm die Altstadt ein. Die Bevölkerung blieb, da sie für den Orden weder Anhänglichkeit noch Ehrfurcht empfand, gegen Das, was vorging, gleichgültig. Bonaparte drohte, die Hauptstadt zu bombardiren. Der Großmeister und die übrigen Würdenträger verloren den Kopf, und klagten sich gegenseitig an. Am 12. Junius kam, unter Vermittelung eines französischen Ritters, Namens Dolmieu, eine Kapitulation zu Stande, vermöge welcher die Insel, die vorhandenen Kriegsschiffe (zwei Linienschiffe, eine Fregatte, drei Galeeren), das Arsenal (30,000 Flinten), die Magazine, der Schatz den Franzosen, dem Schein nach unter Vorbehalt der Rechte des Ordens, übergeben wurden. Hompesch sollte ein Jahrgehalt von 300,000 Fr., jeder vor 1792 aufgenommene französische Ritter ein solches von 700 Fr. erhalten. Die meisten unter den anwesenden französischen Rittern schlossen sich der Expedition an. Bonaparte versprach, dem Orden einen Sitz in Süddeutschland zu verschaffen, ließ in Malta eine Besatzung von 5000 Mann unter dem General Baubois zurück, und ging am 17. Junius wieder unter Segel.

Der Sturz des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem muß, obgleich sein alter Ruhm längst erloschen war, dennoch für ein charakteristisches Zeichen jener Zeit gelten. Die Revolution hatte sich vornehmlich gegen alle mittelalterlichen Einrichtungen und Ueberlieferungen erklärt. Innerhalb von noch nicht sieben Jahren, von der Annahme der Konstitution von 1791 an gerechnet, war ein großer Theil der in die Vergangenheit zurückreichenden Institutionen: der feudale Thron in Frankreich — die ständische Republik der Vereinigten Provinzen — das venetianische und genuesische Adelsregiment — die schweizerische Eidgenossenschaft — die weltliche Herrschaft des Papstthums — der aus den Kreuzzügen stammende Johanniterorden — dem von der Revolution erregten Sturme erlegen.

Die englische Flotte unter Nelson war immer noch ungewiß über die von den Franzosen eingeschlagene Bahn. Am 13. Junius kam der

engliſche Admiral vor Neapel an, erfuhr dort die Beſtimmung der franzöſiſchen Flotte, und die Uebergabe Malta's, und richtete jetzt ſeinen Lauf nach Aegypten. Er befand ſich an der Südſpitze Candia's, als Bonaparte die Nordſpitze umſchiffte, gelangte am 29. Junius auf der Rhede von Alexandrien an, ſegelte, die franzöſiſche Flotte immer verfehlend, nach Kleinaſien und von da nach Sicilien zurück.

Am Abend des 30. Junius langte die franzöſiſche Flotte im Angeſicht von Alexandrien an. Als Bonaparte erfuhr, daß Nelſon am vorhergehenden Tage da geweſen, ſchiffte er ſein Heer, da die engliſche Flotte bald wieder eintreffen konnte, in größter Eile, an der Landſpitze von Marabou, drei Stunden von Alexandrien entfernt, aus. Bonaparte hatte ſchon in Malta eine Proklamation an die Araber, in welcher er die Franzoſen als Freunde der Pforte und als Befreier Aegyptens von der Herrſchaft der Mameluken ankündigte, drucken laſſen. Dieſe Anſprache wurde durch Vermittelung des franzöſiſchen Conſuls in Alexandrien vertheilt, blieb aber anfänglich wirkungslos. Die Bevölkerung griff zu den Waffen, und Kleber und Menou, welche die franzöſiſche Vorhut befehligten, wurden verwundet. Nachdem aber die Franzoſen mehre Thore und Straßen mit Sturm genommen hatten, legten die Einwohner die Waffen nieder und unterwarfen ſich ihrem Schickſal. Bonaparte richtete hierauf ein Schreiben an den in Cairo reſidirenden türkiſchen Paſcha, und bot ihm ein Bündniß gegen die Mameluken, als gegen gemeinſame Feinde, an. Er ſchickte zugleich die in Malta gefundenen türkiſchen Sklaven des Ordens auf franzöſiſche Koſten nach Konſtantinopel zurück. Der Paſcha und die Pforte ließen ſich durch ſolche Künſte nicht täuſchen, aber auf die Bevölkerung Aegyptens blieben ſie nicht ohne Einfluß. Obgleich die Franzoſen als Chriſten und Fremde nicht beliebt ſein konnten, ſo war die Mamelukenherrſchaft den Einheimiſchen ſo verhaßt, daß ſich Niemand für dieſelben erhob, und ihnen die Vertheidigung des Landes, welches ſie mit großer Härte regierten, allein überlaſſen wurde.

Dem ſinnenden Geiſte Bonaparte's, der, ungeachtet ſeiner Thatkraft, nie die allgemeinen Beziehungen der Erſcheinungen aufeinander, ihren Urſprung und den von ihnen erfahrenen Wechſel aus den Augen verlor, ſtellte ſich in Alexandrien eines der auffallendſten Beiſpiele von Unbeſtändigkeit menſchlicher Größe dar. Dieſelbe Stadt, welche damals nur 6000 Einwohner und ein Labyrinth von Lehmhütten mit ſchmutzigen Straßen enthielt, hatte einſt das Grab Alexander's des Großen, eines der Wunder der alten Welt, beſeſſen, und war an Volkszahl, an Pracht der Gebäude, an Glanz der Wiſſenſchaft und Kunſt eine Nebenbuhlerin

von Athen und Rom gewesen. Drei der mächtigsten in der Geschichte aufgetretenen Persönlichkeiten, Alexander, Cäsar und Augustus, hatten daselbst eine Zeit lang gewaltet. Pompejus war, nachdem er die Welt von den Pyrenäen bis zum Kaukasus mit seinem Namen erfüllt hatte, geschlagen, flüchtig, an diesem Strande ermordet und seine Leiche auf demselben, aus dankbarer Verehrung, von der Hand seines Freigelassenen und eines alten römischen Kriegers verbrannt worden. Die äußeren Spuren von dem Allen waren verweht, aber die gewaltigen Namen und Ereignisse lebten im Gedächtniß der Menschheit fort. Bonaparte irrte am Abend unter den Ueberresten des alten Alexandriens umher, und äußerte sich über die großen Männer, welche dort einst erschienen waren, in einer Weise, die seine innere Verwandtschaft mit denselben bekundete.

Von Bonaparte wurde, um sich so rasch, als möglich, Cairo's, der Hauptstadt Aegyptens, zu bemächtigen, der bequemeren aber längeren Straße, von der Nilmündung bei Rosette den Strom hinauf, der beschwerlichere aber kürzere Weg, welcher gerade durch die Wüste in das Innere des Landes führt, vorgezogen. Die Flotte erhielt von ihm Befehl, nach Ausladung ihrer Vorräthe entweder in den Hafen von Alexandrien einzulaufen, oder, wenn dies unmöglich sein sollte, nach Frankreich zurückzukehren. Eine mit Kriegsbedürfnissen und Proviant versehene Nilflotille war dazu bestimmt, stromaufwärts fahrend, mit dem Heere in Verbindung zu bleiben, und dasselbe mit allem Nöthigen zu versorgen.

Die von Bonaparte in Aegypten befehligten Truppen hatten größtentheils schon Jahre lang vorher Krieg geführt, und waren an Beschwerlichkeiten aller Art gewöhnt. Aber der einförmige Anblick der Wüste, die erstickende Hitze, der Mangel an Wasser wirkten auf diese reizbaren und leidenschaftlichen Naturen so heftig, daß Viele unter ihnen sich der Verzweiflung überließen, und Manche in ihrer Wuth sich selbst entleibten. Sie hatten vor ihrem Abzuge von den Genüssen des Orients geträumt, und sahen sich jetzt den härtesten Entbehrungen ausgesetzt. Sie klagten den Ehrgeiz der Generale und die Wißbegierde der Gelehrten wegen dieser fernen Expedition an, und gaben dem Direktorium Schuld, sich ihrer absichtlich entledigen zu wollen. Bonaparte bedurfte seiner vollen Geistesgegenwart und Charakterstärke, um die Manneszucht in dem Heere nicht auseinander fallen zu lassen. Endlich ward am vierten Tage der Nil bei dem Dorfe Ramanjeh erreicht. Die Freude der Soldaten war gränzenlos. Es gab deren, welche den Fluß nicht mehr verlassen wollten und in ihm umkamen.

Die Mameluken, Eigenthümer des meisten Grundes und Bodens in Aegyptens, wurden, durch im Kaukasus gekaufte Sklavenknaben, ergänzt. Das unnatürliche Laster, welches unter ihnen seit langer Zeit herrschend geworden, verhinderte sie, sich fortzupflanzen. Sie waren jeder, nach Maßgabe ihres Ranges und Vermögens, von einer Anzahl junger Leute umgeben, die auf das Sorgfältigste in den Waffen unterrichtet wurden, und ihnen zugleich als Werkzeuge zur Befriedigung ihrer Lüste dienten. Die jüngeren Mameluken erbten, wie in einem Kloster die Mönche, die Habe ihrer älteren Gefährten, wenn diese mit Tode abgingen. Die Mameluken galten als leichte Reiter, und im Vorpostengefecht für unübertrefflich. Aber ihr Fußvolk und ihre Artillerie, aus albanesischen und bosnischen Abenteurern zusammengesetzt, konnte nicht den entferntesten Vergleich mit den europäischen Waffen der Art aushalten. Als Bonaparte Aegypten angriff, standen zwei Beys, Murad und Ibrahim, an der Spitze der Mameluken, von welchen, selbst in den Augen der Franzosen, der erstere für ein bedeutendes militairisches Talent galt.

Am 10. Julius stieß die französische Vorhut bei Ramanjeh auf 800 Mameluken, die bald zerstreut wurden. Am 13. Julius kam es bei Chebreisse zu einem hartnäckigen Gefecht, in welchem 6- bis 700 Mameluken auf dem Platz blieben. Murad und Ibrahim hatten, mit 10,000 Reitern und 50,000 Mann Fußvolk, eine feste Stellung bei Embabeh, am Fuß der Pyramiden, wo die Franzosen von ihnen erwartet wurden, genommen. Am 21. Julius kam es zur Schlacht. Die Gluth des Tages wirkte niederdrückend. Weit hin brannte die Wüste gleich einem von der Sonne beschienenen Meere. Sinn und Auge waren wie geblendet. Aber Bonaparte riß Alles durch seine Entschlossenheit und Zuversicht fort. „Von der Höhe dieser Pyramiden," rief er seinen Soldaten zu, „sehen vierzig Jahrhunderte auf euch herab!" — Die wüthendsten Angriffe der Mameluken prallten an den französischen Vierecken wirkungslos ab. Die Franzosen standen so fest, daß sie ihren Feinden an einander gebunden zu sein schienen. Das Lager von Embabeh und die ganze Artillerie wurden genommen, 1500 Mameluken niedergemacht, und mehre Tausende in den Nil getrieben. Ihr Fußvolk war nach kurzem Widerstande ganz auseinander gesprengt worden. Murad und Ibrahim kamen mit nur 2500 Reitern davon. Es war dies eine Schlacht ähnlich manchen unter denen, welche einst zwischen Griechen und Persern geschlagen worden. Denn das französische Heer soll, wie man behauptet, nur 10 Todte und 30 Verwundete verloren haben. Eine große Beute fiel in

die Hände des Siegers. Denn die Mameluken hatten die Gewohnheit, viel Gold und Edelsteine bei sich zu führen.

Am andern Tage langte eine Deputation der Bevölkerung von Cairo in Bonaparte's Lager an, welcher er Schutz für Personen, Eigenthum und Religion versprach. Dem türkischen Pascha daselbst ließ er melden, er könne nach Konstantinopel berichten, daß die Pforte den Tribut aus Aegypten nach wie vor erhalten werde. Am 25. Julius rückten die Franzosen in Cairo ein. Bonaparte verweilte nicht lange daselbst, sondern setzte Ibrahim nach, der sich nach Unterägypten, wie Murad nach Oberägypten, zurückgezogen hatte. Am 17. August wurde Ibrahim bei Salahieh geschlagen, und nach Syrien zu flüchten gezwungen. Auf dem Rückmarsch nach Cairo erhielt Bonaparte die Nachricht von einem Unfall, der, nicht seinen Ruhm, aber sein Glück verdunkelte, und nicht nur auf seine augenblickliche Lage, sondern auch, in mancher Beziehung, auf seine ganze Laufbahn von Einfluß gewesen ist.

Der Admiral Bruèys hatte von Bonaparte den Befehl erhalten, seine Flotte entweder im Hafen von Alexandrien unterzubringen, oder sie nach Corfu oder Toulon zu führen. Ersteres wurde, wegen zu geringer Tiefe des Wassers, obgleich, wie sich später herausgestellt hat, ohne Grund, für unmöglich gehalten; letzteres wollte Bruèys erst, nach empfangener Nachricht von dem Einzuge der Armee in Cairo, ausführen. Der französische Admiral stellte seine Flotte auf der Höhe von Abukir, einem mit einem Fort versehenen Küstenorte auf. Aber es wurden von ihm, während dieser Zeit, die Vorbereitungen zu dem unmöglich lange ausbleibenden Kampfe vernachlässigt. Er hatte eine kleine Insel, die vor Abukir liegt, an welche sich sein linker Flügel anlehnte, nicht, wie dies nothwendig gewesen wäre, um den Feind an deren Umgehung zu hindern, in ihrem ganzen Umfange mit Batterieen besetzt, sondern nur ein Paar Zwölfpfünder daselbst aufgestellt. Bruèys versäumte es, den Raum zwischen der Insel und der Küste durch Versenkungen für die englischen Schiffe unfahrbar zu machen. Er hatte dreitausend seiner Matrosen erlaubt, Quartier in Alexandrien zu nehmen. Dieselben konnten, im Fall eines Angriffs, nicht sogleich bei der Hand sein. Ungeachtet der Menge von leichten zur Recognoscirung des Feindes geeigneten Kriegsfahrzeugen, ließ sich der französische Admiral von denselben überraschen. Die französische Flotte war zu weit von der Küste entfernt, um von dieser aus gedeckt zu werden, und wiederum nicht entfernt genug, um sich im offenen Meere frei bewegen zu können.

Nelson hatte am 25. Julius die sicilianische Küste verlassen, und am 28. Julius in Coron Gewißheit von der französischen Landung in Aegypten erhalten. Am 31. Julius gegen Abend stiegen einzelne englische Schiffe am Gesichtskreis von Abukir auf. Es war dies Nelson's Vorhut. Am 1. August Nachmittags um 3 Uhr langte der englische Admiral mit seiner ganzen Macht an, und traf sogleich Anstalten zur Schlacht. An Zahl und Ausrüstung der Schiffe stand die englische der französischen Flotte eher nach, als daß sie ihr überlegen gewesen wäre. Nelson begann die Schlacht mit zwölf Schiffen von 75 und einem von 54 Kanonen, und manche derselben waren schon alt und abgenutzt. Er verließ sich aber auf die Geschicklichkeit und Erfahrung der Bemannung, und sein eigenes überlegenes Talent. Er faßte den kühnen Entschluß und führte ihn glücklich aus, einen Theil seiner Schiffe durch die Insel vor Abukir und die Küste hindurchzuführen, um die französische Flotte von zwei Seiten her anzugreifen. Gleich im Anfange des Gefechts ward die französische Nachhut unter Villeneuve von dem Haupttreffen abgeschnitten. Einige Stunden lang wogte der Kampf ohne Entscheidung fort. Von beiden Seiten wurde alles Mögliche gethan, um den Sieg zu erringen. Admiral Bruèys, ein sehr tapferer aber, in Bezug auf geistige Begabung, seiner hohen Stellung nicht ganz gewachsener Mann, wurde, während er ungeachtet zweier Wunden auf dem Verdeck blieb, zuletzt von einer Kanonenkugel getödtet. Er hatte mit den ihm zunächst stehenden Officieren keinen Plan verabredet, sondern nach augenblicklicher Eingebung gehandelt. Seine Signale waren nicht alle bemerkt, oder zu spät befolgt worden. Sein Tod brachte in den Bewegungen der französischen Flotte eine große Verwirrung hervor.

Nachdem es Nacht geworden, gerieth der „Orient", durch einige Fässer Oel, die man zu entfernen versäumt hatte, in Brand. Das Schiff war außerdem kurz vorher neu angestrichen gewesen. Das Feuer durchlief bald den ganzen Raum, und konnte nicht mehr gelöscht werden. Fünfhundert Mann und hundertundzwanzig Kanonen versanken. Freund und Feind vermieden den brennenden Koloß, bis der Brand in den Fluthen erloschen war. Aber während die englische Flotte von vermehrter Zuversicht ergriffen wurde, und in ihren Bewegungen die größte Genauigkeit und Raschheit zeigte, wurden die Franzosen zwar nicht von Todesmuth, aber von Siegeshoffnung verlassen. Ihre Schiffe waren so unvortheilhaft aufgestellt, daß sie einander nicht zu Hülfe kommen konnten, und fast jedes derselben einzeln focht. Die Linienschiffe: le Guerrier, le Conquerant, le Spartiate, l'Aquilon, le Peuple-Souverain stri-

chen, von allen Seiten beschädigt, die Flagge. Die Fregatten: le Franklin und le Tonnant wurden entmastet, l'Artemise fing Feuer, l'Heureux und le Mercure scheiterten an der Küste. Um zwei Uhr in der Nacht verließ der Contreadmiral Villeneuve den Kampfplatz, und segelte mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten nach Malta ab. Erst jetzt war der Sieg unwiderruflich für die Engländer entschieden. Denn wenn es Villeneuve möglich gewesen wäre, die noch übrigen Schiffe unter seinem Kommando zu vereinigen, so würde die Schlacht, da auch die englische Flotte sehr beschädigt, und die Mannschaft auf das Aeußerste erschöpft war, wahrscheinlich unentschieden geblieben sein. Das französische Seevolk hatte, wie übrigens immer in diesem Kriege, auch diesmal mit der größten Tapferkeit gefochten, und es war einzig der Mangel an einheitlicher Leitung, der die Niederlage herbeiführte. Die Franzosen zählten 8000 Todte und Verwundete. Außer dem Admiral Bruèys waren die Kapitaine Casabienca und Dupetit-Thouars gefallen. Die Engländer hatten kaum 1000 Mann, unter ihnen aber den Kapitain Westcott, der einen anderen Nelson ankündigte, verloren.

Der erste Eindruck dieses Unglücks auf Bonaparte, der eben so reizbar als unerschrocken war, mag ein außerordentlicher gewesen sein. Es trat aber in seiner äußeren Haltung und in seinen Reden wenig davon hervor, und er legte bald eine fatalistische Ergebung in den Willen des Schicksals an den Tag. Die Rückkehr nach Frankreich war, durch den Untergang der Flotte, ein Verlust, der sich nicht sobald ersetzen ließ, in weite Ferne hinausgeschoben worden. Es mußte deshalb, auf längere Zeit hin, für die Armee ein neues Vaterland in Aegypten geschaffen werden. Bonaparte richtete, nach seiner Rückkehr nach Cairo, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick eine den gegebenen Verhältnissen angemessene Civilverwaltung, welche, den Franzosen vortheilhaft, auch die Eingebornen berücksichtigte, ein. Er zog die Kadis und Scheiks bei allen inneren Angelegenheiten zu Rathe. Die bisher auf Christen und Juden lastenden Ausnahmsgesetze wurden von ihm, ohne daß dies bei den Muselmännern besonderen Anstoß erregt hätte, aufgehoben. Seine große Persönlichkeit blieb auch auf halbe Barbaren nicht ohne Wirkung. Der Mufti von Cairo besang Bonaparte's Tugenden in arabischen Versen. Das Volk nannte ihn, auf seine Siege anspielend, „den Vater des Blitzes." Da er keine bestimmten religiösen Ueberzeugungen hegte, so ließ er den Islam, so weit er seinen politischen Ansichten nicht im Wege stand, eben so gut wie das Christenthum gelten, bezeugte ihm Achtung, und machte bei feierlichen Gelegenheiten manche seiner Gebräuche mit.

Die Franzosen begannen damit, alle auf Aegypten anwendbaren Einrichtungen und Gebräuche ihres Vaterlandes dahin überzutragen. Ein Theil Cairo's wurde bald einer europäischen Stadt, mit öffentlichen Vergnügungsorten, Kaffeehäusern, Ballsälen, Theatern u. s. w., ähnlich gemacht. Es war dem Heere eine Menge von Künstlern und Handwerkern, Baumeister, Musiker, Mechaniker, Bäcker, Fleischer, Köche gefolgt, die jetzt Alles, so viel als möglich, auf europäischen Fuß einrichteten. Das Einzige, was den Eingebornen den Wechsel der Herrschaft drückend machte, war die Vermehrung der Abgaben, zu deren gewöhnlichem Betrage noch die Lieferungen für das französische Heer hinzugekommen waren. Dieselben wurden mit der größten Strenge eingetrieben. Auf der geringsten Verbindung mit den Mameluken stand die Todesstrafe. Auch manche andere Vergehen, die sonst übersehen worden, unterlagen jetzt harter Ahndung. Bonaparte selbst sagt in seinen Berichten an das Direktorium: „Ich muß täglich fünf bis sechs schuldige Häupter abschlagen lassen, sonst würde dieses Volk, das an Furcht gewöhnt ist, für uns keine Achtung hegen!“

Wie immer und überall, wo Bonaparte freie Hand hatte, wurden die geistigen Interessen auch in Aegypten von ihm nicht vernachlässigt. Die Gelehrten und Künstler, welche die Expedition begleitet hatten, traten zu einer Gesellschaft, „Institut von Aegypten“ genannt, zusammen, dessen Sitzungen Bonaparte selbst häufig beiwohnte. Es wurden in ihnen wissenschaftliche Abhandlungen vorgelesen, und da das Hauptquartier mit den nöthigen physikalischen Instrumenten reichlich versehen war, häufig Experimente angestellt. Andreossy ward zur Untersuchung des durch seinen außerordentlichen Fischreichthum ausgezeichneten Sees Menzaleh ausgesandt. Denon erforschte die Alterthümer Mittel- und Oberägyptens. Alles Merkwürdige wurde abgezeichnet und beschrieben. Außerdem trug Bonaparte sich mit großen Planen über die Erneuerung der früheren Handelsbedeutung Aegypten's für Europa, und dachte an die Wiederherstellung der inneren Wasserverbindungen dieses Landes. Die Befreiung des Canals Amru, eines der Denkmale arabischer Größe, von Sand und Schlamm, ward von ihm begonnen, aus Mangel an Zeit aber nicht vollendet.

Ungeachtet der von Bonaparte getroffenen kräftigen, und die Umstände in Betracht gezogen, gemäßigten Maßregeln zur Behauptung und Verwaltung des Landes, konnte eine muhamedanische Bevölkerung nicht umhin, von einer Nachricht, wie der Untergang der französischen Flotte bei Abukir, tief erregt zu werden. Sie wollte darin einen Fingerzeig der

Vorsehung für den baldigen Sturz der fremden Herrschaft sehen. Außerdem wurden von Konstantinopel aus alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Türken und Araber in Aegypten gegen die Franzosen zu entflammen. Die Pforte hatte am 12. September 1798 an Frankreich Krieg erklärt, und alle Bekenner des Islams in überall verbreiteten Ansprachen zur Bekämpfung der in Aegypten eingedrungenen Ungläubigen aufgefordert. Auch waren aus der türkischen Hauptstadt geheime Sendlinge zur Bearbeitung des Volkes in Cairo erschienen.

Die Verschwörung war mit orientalischer Heuchelei vorbereitet worden. Nie hatten die muselmännischen Autoritäten von Cairo dem Eroberer so große Ehrfurcht als in der Zeit, in welcher sie auf seinen Untergang sannen, bezeugt. Von der Zuversicht der Franzosen auf ihre Macht, und der für sie, bei der Verschiedenheit der Sprache und Sitte, vorhandenen Schwierigkeit, die Gesinnungen des Volkes zu durchschauen, ward das Unternehmen erleichtert. Am 22. Oktober brach plötzlich in Cairo eine große Bewegung aus. Der Platz-Kommandant General Dupuis wurde, als er die Posten besichtigte, mit seiner Begleitung niedergemacht. Die Aufständischen schossen von allen Dächern auf die Franzosen herab. Die in das Geheimniß der Verschwörung gezogenen Araber der Wüste rückten in die Stadt ein, und nahmen am Kampfe gegen die Franzosen Theil. Diese, anfänglich getheilt und überrascht, zogen sich rasch zusammen, und richteten ihre Hauptangriffe auf die von den Aufständischen verbollwerkten Moscheen, in deren Nähe ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde. Das französische Geschütz, geschickt vertheilt, brach jeden Widerstand. Am anderen Tage unterwarf sich die Stadt. Fünf- bis sechstausend Muselmänner waren gefallen. Bonaparte ließ nur die Rädelsführer zur Verantwortung ziehen, den Anderen aber Verzeihung angedeihen, schuf aber eine solche Ordnung, daß später, während seiner Abwesenheit, ein einziges Regiment zur Behauptung der großen Stadt hinreichte.

Die Pforte hatte unterdessen Vorbereitungen zur Wiedereroberung Aegyptens getroffen, alle Eröffnungen Bonaparte's zurückgewiesen, und sich Rußland, England und Neapel genähert. In ganz Kleinasien wurde für den Sultan geworben. Die Franzosen konnten besorgen, nächstens ein türkisches Heer von einer englischen Flotte in Aegypten oder Syrien an das Land gesetzt zu sehen.

Bonaparte beschloß, mit den Vorgängen in Frankreich unbekannt, Aegypten um jeden Preis zu behaupten, sich daselbst für alle Fälle eine Zuflucht zu bereiten, und durch die Eroberung des zunächst liegenden

Paschaliks St. Jean d'Acre, von wo aus es allein zu Lande angegriffen werden konnte, zu sichern. Der dort waltende, durch seine vielen Grausamkeiten berüchtigte, Djezzar-Pascha hatte Bonaparte's Anträge zu einem Bündniß entschieden zurückgewiesen.

Bonaparte dachte jetzt daran, von Europa abgeschnitten, ganz auf sich gewiesen, von Thatendrang und Ruhmesliebe emporgetragen, von dem Beispiel einiger der ersten Heroen des Alterthums fortgerissen, Asien zur Wahlstatt für sich und zum Schauplatz für die Welt zu machen. Man hatte von ihm mehrmals, ehe er noch den Zug nach Aegypten antrat, die Aeußerung vernommen: „Die großen Namen werden im Orient gegründet!" — Wenn es ihm gelungen war, die anerkannt besten Truppen des türkischen Reiches, die Mameluken, ohne Mühe zu überwinden, was hatte er von den unregelmäßigen Horden in Syrien und am Euphrat zu besorgen? Die Leichtigkeit, mit welcher von ihm Aegypten organisirt, und jeder Widerstand überwältigt worden, mußte sein Selbstvertrauen und seine Kühnheit außerordentlich erhöht haben.

Die zahlreichen einander fast immer feindlich gesinnten Völkerschaften, welche vom Aegäischen Meere bis zum Euphrat und weiter hin wohnen, hoffte Bonaparte die einen durch die anderen zu besiegen, und zuletzt alle seiner Leitung zu unterwerfen. Der Gegensatz des Islams zum Christenthum schien, da er ihn in sich selbst nicht fühlte, und er außerdem, in religiöser Beziehung, zu Concessionen und Modifikationen aller Art geneigt war, kein wesentliches Hinderniß für seine Pläne zu sein. Er rechnete auf sein organisatorisches Genie, und besonders auf sein Schlachtenglück, in dessen Ergebnissen der Orientale ein Gottesurtheil zu erkennen gewohnt ist.

Bonaparte hatte im Stillen an mehren Punkten Innerasiens, bis nach Ostindien hin, Verbindungen mit den eingebornen Fürsten angeknüpft, und deren Haß und Mißtrauen gegen die Engländer aufzustacheln gesucht. Seine Absicht war, sich Vorderasien zu unterwerfen, Christen und Muselmänner daselbst durch Gewöhnung an europäische Taktik und Disciplin mit einander zu verschmelzen, und das Glück immer weiter zu verfolgen. Die Bahn Alexander's des Großen that sich vor seinen begeisterten Blicken auf. Er glaubte, nachdem er sich, wie der macedonische Heros, Aegypten untergeworfen hatte, von dort aus dasselbe Ziel erreichen zu können. Um aber einem solchen Gedanken einen Anfang von Verwirklichung zu geben, mußte er sich vor Allem der Festung St. Jean d'Acre, des Schlüssels Syriens, bemächtigen. Hierauf war jetzt sein Augenmerk gerichtet.

Desaix war von Bonaparte, nachdem dieser von der Verfolgung Ibrahim's, und dem Siege bei Selahieh nach Cairo zurückgekommen, zur Eroberung Oberägyptens abgeschickt worden. Murad hatte dort frische Streitkräfte, 3000 Mameluken und 10,000 Araber, zum Theil aus dem Innern der arabischen Halbinsel über das Rothe Meer herbeigekommen, versammelt. Murad wurde am 7. Oktober bei Sediman, am 9. Oktober bei Fajum, jedesmal nach verzweifeltem Widerstande, geschlagen. Die Franzosen drangen bis Syene, der südlichsten Stadt Aegyptens, vor. Denon, der sich in Desaix' Gefolge befand, brachte mit seinen Gehülfen eine große Menge von Zeichnungen, durch welche, ehe noch das große Werk über Aegypten (la description de l'Egypte) erschien, eine Anschauung von den ägyptischen Denkmalen verbreitet wurde, zusammen. Später, im Januar und Februar 1799, wurden die Mameluken und Araber von Desaix bei Samanhout und Souhama so geschlagen, daß sie den Kampf nur noch in kleinen Schaaren und als Streifpartien fortsetzen konnten. Desaix, der durch seine Uneigennützigkeit, seine Aufrichtigkeit, Jugend und Edelmuth an Marceau erinnert, behandelte die Eingebornen so gut, daß er von ihnen der gerechte Sultan genannt wurde.

Bonaparte machte, von Cairo aus, um die Gegend zu erkunden, einen Ausflug nach der Landenge Suez, wo er, bei einem Ritt durch das Rothe Meer, beinahe ertrunken wäre. Er besuchte am anderen Ufer die fünf Brunnen Mosis. Im Januar brachen 12,000 Mann unter Kleber, Murat, Junot, Caffarelli und Reynier nach Syrien auf. Am 11. Februar setzte sich Bonaparte selbst von Cairo aus in Bewegung. Am 16. Februar wurde die Festung El-Arisch zur Uebergabe gezwungen. Die 1600 Mann starke Garnison erhielt unter dem Versprechen, nicht mehr gegen die Franzosen zu fechten, freien Abzug. Am 25. Februar fiel Gaza. Am 6. März wurde Jaffa mit Sturm genommen. Unter den 3600 Kriegsgefangenen befanden sich auch jene 1600 Mann von El-Arisch, welche, ihrem Wort zuwider, von Neuem gegen die Franzosen Dienste genommen hatten. Bonaparte ließ sie am 8. und 9. März sämmtlich erschießen. Am 11. März begab er sich, gegen den Rath aller seiner Umgebungen, in das Hospital der Pestkranken in Jaffa, tröstete sie, berührte einzelne von ihnen, und trug, wegen dieses Beweises von Unerschrockenheit, große Bewunderung davon. Er zeigte dadurch, welches Vertrauen er in seine Zukunft und das ihm übertragene Werk setzte, und er irrte sich nicht, denn dieser gefährliche Versuch lief für ihn

ohne üble Folgen ab. Am 18. März langte er mit seinem Heer vor St. Jean d'Acre an.

St. Jean d'Acre, im Alterthum Ptolemais, im Mittelalter Akkon genannt, in der Geschichte der Kreuzzüge berühmt, befand sich seit lange in verfallenem Zustande, und seine Festungswerke würden, in türkischen Händen geblieben, den Franzosen nicht lange widerstanden haben. Aber der englische Seekapitain Sir Sidney Smith*), ein äußerst kühner und fähiger Mann, und der französische Ingenieur Phélippeaux, Bonaparte's Mitschüler in Brienne, der aber Royalist geblieben und ausgewandert war, hatten sich nach St. Jean d'Acre geworfen, und dieses mittelalterliche Bollwerk in eine moderne Festung verwandelt.

Am 20. März wurden von den Franzosen die Laufgräben eröffnet, und am 25. März, nachdem Bresche geschossen, der erste Sturm unternommen. Die Tapfersten wollten durch die Maueröffnung in das Innere der Festung dringen, fanden aber auf ihrem Wege einen Graben von 15 Fuß Breite vor, und mußten nach großem Verlust, zurückweichen. Zugleich ward im französischen Lager der Anzug eines türkischen Heeres von 35,000 Mann unter Ibrahim-Pascha, von Damaskus her, gemeldet. Junot schlug am 11. April bei Nazareth**) mit 500 Mann, unter ihnen 150 Reiter, die feindliche Vorhut von 3000 Mann, und nahm ihr fünf Fahnen ab. Kleber zog zu Junot's Unterstützung mit 2000 Mann heran. Am 16. April ward Kleber, am Fuße des Berges Tabor, von einer zehnfachen feindlichen Uebermacht angegriffen, und hielt unerschütterlich Stand, bis ihm erst Murat, und dann Bonaparte selbst, der zwei Divisionen seines Heeres vor St. Jean d'Acre ließ, und mit zwei anderen dem Feinde entgegenging, zu Hülfe kamen (16. April). Die ganze feindliche Kriegsmacht ward auseinander gesprengt, verlor ihr Geschütz, Gepäck, und eilte in wilder Flucht nach Damaskus zurück. Die begeisterte Tapferkeit der Franzosen in diesen Gefechten erinnerte an die von ihren Vorfahren, in denselben Gegenden, siebenhundert Jahre vorher im ersten Kreuzzuge vollbrachten Thaten, und wäre der Schilde-

*) Er war, von der englischen Regierung beauftragt, den Chouans in der Bretagne Kriegsbedarf zuzuführen, in die Gewalt der Republikaner gefallen, und in den Temple gesetzt worden. Aus diesem Gefängniß ward er von Phélippeaux, welchen er vorher in England, während dessen Auswanderung, kennen gelernt, und großmüthig unterstützt hatte, befreit. Beide begaben sich nach dem Orient, und trafen in St. Jean d'Acre zusammen.

**) Das Gefecht bei Nazareth von Gros ist eines der poetischten Schlachtenbilder, die es giebt.

rung eines Sängers, wie der des Befreiten Jerusalems, nicht unwürdig gewesen.

Diese Gefechte, von den großen Erinnerungen an den Boden, auf welchem sie geliefert wurden, mit einem unvergleichlichen Glanze umgeben, führten jedoch das Hauptunternehmen, die Belagerung von St. Jean d'Acre, nicht zum Ziel. Die Besatzung war unterdessen vermehrt, die Vertheidigungswerke verstärkt, und die Einnahme fast unmöglich geworden. Aber Bonaparte, der an den Besitz dieses Platzes so große Hoffnungen*) geknüpft hatte, wollte von ihm nicht lassen. Nachdem die Stürme abgeschlagen worden, versuchte er es mit Minen, was eben so fruchtlos blieb. Drei Generale: Caffarelli, Bon, Boyer und viele der tapfersten Officiere und Soldaten waren gefallen. Am 10. Mai (1799) unternahmen die Franzosen den letzten vergeblichen Sturm. Am 20. Mai ward der Rückzug nach Cairo angetreten. Das französische Heer mußte zum zweiten Mal die Wüste, jetzt von mehr Kranken als früher begleitet, und von den Anstrengungen bei der langen Belagerung und in den vielen Gefechten erschöpft, durchziehen. Bonaparte's persönliche Standhaftigkeit hielt Alles um ihn her aufrecht. Er theilte die Entbehrungen der Soldaten, und legte einen großen Theil des Weges zu Fuß zurück. Selbst die versengende Hitze schien ihn nicht anzugreifen. Er verschmähte die bei der Armée, aus Rücksicht auf das Klima, eingeführte leichtere Kleidung, und trug seinen Tuchrock immer bis an das Kinn zugeknöpft.

In Jaffa gab es zu viele Pestkranke, um dieselben nach Aegypten mitnehmen zu können. Dieselben einem barbarischen Feinde, der ihnen, so lange sie noch einen Lebenshauch in sich trugen, alle möglichen Qualen angethan haben würde, zu überlassen, schien Bonaparte eine Grausamkeit zu sein. Er verlangte von dem Generalarzt der Armee Desgenettes, die Unheilbaren ihrem Elend durch Ertheilung eines leichten Giftes zu entziehen. Dieser weigerte sich, indem er antwortete, er sei unter allen Umständen dazu da, das Leben zu erhalten, nicht aber den Tod zu geben. Der Feldapotheker Royer soll hierauf, Bonaparte's Anweisung

*) Napoleon, in St. Helena, sagte in Bezug auf jene Epoche seines Lebens und Sir Sidney Smith: „Dieser Mann hat mich an der Erfüllung meiner Bestimmung verhindert!" — Als unter Ludwig Philipp's Regierung die Statue des Kaisers auf der Vendomesäule aufgestellt wurde, sah man einen noch kräftigen Greis, in englischer Admiralsuniform, nach beendigter Ceremonie, einen Immortellenkranz am Fuß der Säule niederlegen. Es war dies der Vertheidiger von St. Jean d'Acre.

gemäß, den Kranken durch Ertheilung von Opium zum letzten Schlaf verholfen haben. Wie man auch über die Angemessenheit einer Handlung urtheilen mag, die Andere, um sie einem grausamen aber blos möglichen Tode zu entziehen, einem schmerzlosen aber gewissen Ende übergiebt, sie war, in diesem Falle, nicht von Gleichgültigkeit, sondern von Mitgefühl eingegeben worden.

Am 14. Junius (1799) rückten die Sieger vom Berge Tabor und von Nazareth wieder in Cairo ein, und wurden, bei dem Anblick der zurückgebliebenen Kameraden und Landsleute, um so lebhafter an das entfernte Vaterland erinnert. Die Officiere und Soldaten verlangten jetzt, wo sich, nach der vergeblichen Belagerung St. Jean d'Acre's, keine neue Aussicht auf Thaten im Orient eröffnete, mit leidenschaftlicher Sehnsucht nach Frankreich zurück. Nur unter den Generalen gab es eine Partei, welche theils aus politischen, theils aus persönlichen Gründen die fortdauernde Gegenwart der Armee in Aegypten wünschte. Bonaparte, der lange ohne Nachrichten aus dem Vaterlande geblieben, wurde jetzt durch Mittheilungen aus Paris von der bedenklichen Lage der Dinge, dem immer tieferen Sinken des Direktoriums, der erneuerten Parteiwuth, der Unsicherheit im Innern, der gefährlichen Stellung zum Auslande, in Kenntniß gesetzt. Er vernahm aus den ihm von seinen Vertrauten zukommenden Briefen, daß man in Frankreich unausgesetzt mit ihm beschäftigt sei, nur an ihn denke, nur von ihm spreche, und Gelübde für seine glückliche Rückkehr darbringe. Bonaparte's Gedanke in die Fußstapfen Alexander's des Großen zu treten war vor St. Jean d'Acre zerronnen, und zu einem Traume geworden. Er richtete seine Aufmerksamkeit jetzt wieder ausschließend auf Europa hin. Sein Ehrgeiz ließ ihn Frankreich, bei der Unbeliebtheit der Machthaber, der Abgenutztheit der Parteien, als ein herrenloses Gut ansehen, in dessen Besitz sich zu setzen der rechte Zeitpunkt gekommen wäre. Er wollte aber, bevor er an dies Unternehmen ging, und den Orient verließ, eine neue Siegeskrone davon tragen, um bei der Rückkehr nicht in einem zweifelhaften Licht, wie dies sonst nach dem verfehlten Angriffe auf St. Jean d'Acre möglich gewesen wäre, zu erscheinen. Hierzu ward ihm einige Wochen später durch die Annäherung eines türkischen Heeres Gelegenheit geboten.

14. Besetzung Neapels durch die Franzosen. Parthenopäische Republik.

Frankreich sah sich, während Bonaparte's Siegen in Aegypten, in eine gefährliche Lage versetzt. Im Innern schien, bei der Schwäche und Willkühr des Direktoriums, bei der zwischen ihm und den beiden Räthen herrschenden Uneinigkeit, bei der Ohnmacht der Gesetze, Alles bald auseinander fallen zu müssen, und die Verhältnisse zum Auslande nahmen eine immer bedenklicher werdende Spannung an. England schürte das, an allen Höfen glimmende Feuer des Hasses gegen die Revolution geschäftig an, und suchte, wenn eine Macht sich aus Erschöpfung zum Frieden entschlossen hatte, dieselbe, durch Hinweisung auf die von den französischen Grundsätzen her drohenden Gefahren, durch Anerbietung von Hülfsgeldern, zu neuem Kampfe gegen jenen Herd des Umsturzes zu reizen. Bei der Pforte bedurfte es der englischen Einflüsterungen nicht. Sie war ohnedies, wegen des Angriffs auf Aegypten, gegen Frankreich aufgebracht. Oesterreich fühlte sich, wegen der von dem Direktorium herbeigeführten gewaltsamen Umgestaltung der Schweiz, deren Besetzung durch französische Truppen, und die Behandlung des Pabstes tief verletzt. Hierzu kam noch die in Wien übel empfundene Zögerung der französischen Diplomatie, die, in einem geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio, Oesterreich auf Kosten Bayern's, zugesagte Vergrößerung am Inn zur Ausführung zu bringen. Auf dem russischen Throne saß seit dem 17. November 1796 Kaiser Paul I., von dem zu erwarten stand, daß er sich nicht, wie seine Mutter Katharina II., mit leeren Drohungen gegen die Revolution begnügen, sondern die erste günstige Gelegenheit, an einem Bündniß gegen dieselbe Theil zu nehmen, benutzen würde. Obgleich Oesterreich und Rußland schon in der Mitte des Jahres 1798 zum Kriege gegen Frankreich entschlossen waren, so verbargen sie doch ihre Absichten so lange, bis die nothwendigen Vorbereitungen vollendet sein würden. Aber eine der militairisch schwächsten Mächte Europa's, Neapel, die am Unmittelbarsten unter England's Einfluß stand, glaubte sich durch die Demokratisirung des Kirchenstaates in nächster Nähe gefährdet, und hielt, von Oesterreich's und Rußland's Absichten gegen Frankreich unterrichtet, bei der Entsendung des ersten Feldherrn und der besten Truppen der Republik nach Aegypten den Augenblick zu einer neuen Schilderhebung gegen dieselbe geeignet.

Neapel hatte, von Bonaparte's Siegen in Italien erschreckt, 1796

mit Frankreich erst Waffenstillstand*), dann Frieden geschlossen**), aber, zu ohnmächtig, um die Republik mit Nachdruck zu bekämpfen, gegen sie im Stillen immer feindselige Gesinnungen bewahrt. Der König Ferdinand IV.***), nicht ohne natürliche Anlagen, aber schlecht erzogen, unwissend, und nur an körperlichen Erholungen Geschmack findend, war mit der Erzherzogin Marie Caroline von Oesterreich, einer Schwester der unglücklichen Marie Antoinette, vermählt. Beide hatten vor der Revolution, wie damals so viele Großen, in Nachwirkung Rousseau'scher Theorien, so lange diese nur Theorien bleiben wollten, philanthropische und liberale Absichten gehegt, in der Staatsverwaltung und der Volkserziehung manche Verbesserungen angestrebt, waren aber bei allem guten Willen aus Mangel an Einsicht und Kraft nicht über die ersten Versuche hinausgekommen. Die furchtbare Wendung, welche die Revolution nahm, der Untergang Ludwig XVI. und Marie Antoinette's, und das Hervortreten französischer Grundsätze in Italien brachten in den früheren Ansichten des neapolitanischen Königspaares eine vollkommene Umwandelung hervor. Nicht nur daß alle begonnenen Reformen aufgegeben wurden, sondern der finsterste Geistesdruck und die härteste Willkühr nahmen die Stelle des Verlangens nach Aufklärung, und der Ausübung milder Regierungsmaximen an.

Der glühendste Haß machte sich seitdem gegen Alles, was an das Frankreich der Revolution erinnerte, am neapolitanischen Hofe geltend. Französische Zeitungen, Bücher, Moden wurden wie die Pest gemieden, und möglichst fern gehalten. Dennoch hatten sich, anfänglich nur die Ideen der konstitutionellen Monarchie, später, als diese unter einem Könige wie Ferdinand IV. unmöglich zu sein schien, die der Republik, unter einem Theile des großen Adels, der höheren Geistlichkeit, und fast durchgängig unter dem gebildeten Mittelstande verbreitet, während der niedere Klerus, der kleinere Adel und die große Mehrheit des Volkes der unumschränkten Regierungsgewalt, und den mit ihr bestehenden Einrichtungen ergeben blieben. Besonders war dies mit dem zahlreichen hauptstädtischen Pöbel, den sogenannten Lazzaronen, der Fall, bei denen der König Ferdinand, weil er gelegentlich ihre Sprache redete und ihre Sitten annahm, persönlich beliebt war. Uebrigens war ein solcher Pöbel mehr oder weniger an allen größeren Orten des Landes vorhanden, und

*) 5. Junius.
**) 10. Oktober.
***) Später Ferdinand I., König beider Sicilien, genannt.

gehörte überall zu den Anhängern des politischen Absolutismus und religiösen Fanatismus. Der Hof zog die unteren Volksklassen wegen dieser Anhänglichkeit an das Alte an sich, und suchte durch sie die höheren und gebildeten Stände in Furcht zu halten. Ferdinand IV. bekümmerte sich um Staatsgeschäfte nur aus Neugierde oder zum Zeitvertreib. Es ging von ihm nie eine Entscheidung aus. Andachtsübungen, Jagd und Fischfang füllten seine Tage aus. Die Königin Marie Caroline, ihrem Gemahl an Geist und Bildung bei Weitem überlegen, übte einen Alles überwiegenden Einfluß aus. Ihr Günstling und Vertrauter war ein ehemaliger Schiffsarzt, in Frankreich geboren, aber von englischer Herkunft, Namens Acton, der am neapolitanischen Hofe die Stelle des Friedensfürsten in Spanien einnahm. Außerdem gehörte zu der vertrautesten Gesellschaft der Königin Lady Hamilton, Gemahlin des englischen Gesandten, die, in der untersten Volksklasse geboren, in ihrer Jugend den verwerflichsten Lebenswandel geführt hatte, aber, mit großer Schönheit und seltenen natürlichen Anlagen versehen, zu einer der ersten Stellen in der damaligen Gesellschaft emporgekommen war. Acton und Lady Hamilton bestärkten die Königin in ihrer Abneigung gegen Frankreich, und wiesen sie bei jeder Gelegenheit auf England, als den Hort und Schirm aller von der Revolution Bedrohten, hin.

Schon als Nelson von Toulon aus die französische Expedition aufsuchte, waren in allen neapolitanischen Häfen Anstalten, seine Flotte aufzunehmen, und mit allem Nöthigen zu versehen, getroffen worden. Die Nachricht von dem Siege der Engländer bei Abukir ward am neapolitanischen Hofe mit einer stürmischen Freude aufgenommen. Die Königin Marie Caroline wußte sich vor Wonne nicht zu lassen, umarmte bald lachend, bald weinend, ihren Gemahl und ihre Kinder, und theilte Allen, welche ihr in den Weg kamen, die sie beseligende Botschaft mit. Als endlich der Sieger von Abukir selbst vor Neapel erschien, fuhren ihm der König und die Königin in einer festlich geschmückten Barke entgegen. Ferdinand IV. schenkte dem großen Seemanne einen kostbaren Degen, und Marie Caroline einen Diamanten von seltener Schönheit. Die Hofdamen trugen Bänder und Gürtel, auf welchen: „Es lebe Nelson!" — stand.

Obgleich der mit Oesterreich 1798 abgeschlossene Bundesvertrag nur auf Vertheidigung lautete, obgleich von Wien aus neuerdings zu Vorsicht gerathen worden, und der französische Gesandte eine drohende Sprache vernehmen ließ, so blieb dies Alles in Neapel unbeachtet. Es ward ein allgemeines Aufgebot der waffenfähigen Mannschaft von

17 bis 45 Jahren angeordnet, das ſtehende Heer auf 60,000 Mann gebracht und der öſterreichiſche General Mack an deſſen Spitze geſtellt. Mack, der in früheren Jahren ſich in einem beſchränkten Wirkungskreiſe ausgezeichnet, aber während des Revolutionskrieges in den Niederlanden nichts als Verwirrung angerichtet, und Unglück erfahren hatte, ſollte jetzt mit neu ausgehobenen Neapolitanern die verſuchten franzöſiſchen Krieger aus Italien vertreiben!

Der General Championnet war vom Direktorium, welches am 6. December (1798) Krieg an Neapel erklärte, ſchon vorher zum Oberbefehlshaber der in Mittelitalien zerſtreut liegenden franzöſiſchen Truppen ernannt worden. Die Neapolitaner ließen ihm keine Zeit, ſeine Macht zuſammenzuziehen. Am 23. November war das neapolitaniſche Heer, 60,000 Mann ſtark, von dem eine Abtheilung den Seeweg nach Livorno eingeſchlagen hatte, gegen die Franzoſen aufgebrochen. Championnet, der für den Augenblick einer ſo überlegenen Macht nicht widerſtehen konnte, mußte Rom aufgeben, wo alsbald das Schattenbild der Republik verſchwand, die Conſuln, Senatoren, Tribunen die Flucht ergriffen oder ſich verbargen. Am 29. November hielt Ferdinand IV. unter dem Jubel des Volkes ſeinen Einzug in Rom. Aber die Engelsburg blieb von den Franzoſen beſetzt, und wies alle Aufforderungen der Uebergabe zurück.

Championnet, der anfänglich nur 10,000 Mann unter ſich vereinigt hatte, zog ſich feſten Schrittes, alle Angriffe zurückweiſend, langſam bis Perugia zurück, von wo aus er, von Macdonald und Kellermann, dem Sohne des Siegers von Valmy, unterſtützt, die Offenſive ergriff. Mack hatte, nach ſeiner alten Gewohnheit, ſein Heer in mehre Colonnen zerſplittert, ſo daß er nirgends zu einem entſcheidenden Schlage ſtark genug war. Ueberall, wo die Franzoſen auf die Neapolitaner ſtießen, bei Civita caſtellana, Otricoli, Nepi, wurden letztere geworfen. Bei Calvi ward eine ganze neapolitaniſche Diviſion gefangen genommen. Ein tapferer franzöſiſcher Ausgewanderter, der Graf Roger Damas, welcher ein Korps Neapolitaner befehligte, widerſtand eine Zeit lang mit Erfolg, mußte ſich aber zuletzt, mit Hinterlaſſung ſeines Geſchützes, einſchiffen. Am 12. December verließ der König Ferdinand Rom, und eilte ohne Aufenthalt nach ſeiner Hauptſtadt zurück. Siebenzehn Tage nach Eröffnung des Feldzuges rückten die Franzoſen wieder in Rom ein.

Ferdinand IV. dachte jetzt daran, das ſchon früher angeordnete allgemeine Aufgebot wirklich unter die Waffen zu rufen. Die Maſſe, beſonders das Landvolk, bot zu dieſer Maßregel die Hand, und ſchien

mit Ungeduld auf das Zeichen zum Angriff zu warten. Aber Acton, der nicht blos der Günstling der Königin, sondern auch der erste Alles vermögende Minister war, traute diesem ebenso rasch auflodernden als rasch verfliegenden Feuer nicht, und rieth seinem Gebieter, sich nach Sicilien einzuschiffen, und dort eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr, die nach Dem, was von Oesterreich's und Rußland's Absichten gegen Frankreich bekannt war, nicht lange ausbleiben würde, abzuwarten. Zu dem Ende wurden alle Kostbarkeiten aus den Palästen und Museen, und 20 Millionen Franken in baarem Geld an Bord gebracht. In der Nacht vom 20. zum 21. December verließ die königliche Familie, von Nelson mit einigen englischen Kriegsschiffen begleitet, unter dem Vorwande, Hülfe aus Sicilien holen zu wollen, den Hafen von Neapel. Die zurückgelassenen neapolitanischen Kriegsschiffe und Kanonierböte wurden auf Acton's Befehl verbrannt, und somit die Früchte jahrelanger Arbeiten und großer Kosten innerhalb weniger Stunden vernichtet.

Der König Ferdinand hatte den Fürsten Pignatelli als Statthalter, der aber einer solchen Stelle unter so schwierigen Umständen nicht gewachsen war, zurückgelassen. Die Abreise der königlichen Familie führte eine gränzenlose Verwirrung herbei. Ein städtischer, aus den angesehensten Einwohnern gebildeter, Ausschuß trat aus eigener Macht zusammen und kündigte dem Statthalter den Gehorsam auf. Vom Volke wurde Pignatelli ein Verräther gescholten und ihm der Brand der Schiffe, an welchem er keinen Antheil gehabt, Schuld gegeben.

Die Franzosen hatten unterdessen die Gränze überschritten, und sich der Festung Gaeta, fast ohne Widerstand zu finden, bemächtigt. Mack, der sich auf Capua zurückgezogen, glaubte diese Stellung nicht länger vertheidigen zu können, und wollte bei Neapel ein festes Lager beziehen. Unter solchen Umständen trug Pignatelli bei Championnet auf einen Waffenstillstand an. Derselbe ward unter der Bedingung, innerhalb vierzehn Tagen an die Franzosen elf und eine halbe Mill. Fr. Kriegskosten zu zahlen, ihnen Capua, Benevent und Acerra zu übergeben, und angemessene Standquartiere einzuräumen, abgeschlossen. Pignatelli hoffte auf diese Art Zeit zu gewinnen, die Armee zu reorganisiren, die Milizen einzuberufen, und Hülfe vom Auslande erwarten zu können. Aber der Pöbel schrie über Verrath, wollte von keinem Waffenstillstande wissen, und die revolutionaire Partei, welche im Stillen auf den Umsturz des Thrones hinarbeitete, war, um die Unordnung und Rathlosigkeit zu vermehren, und das Einrücken der Franzosen in Neapel zu beschleunigen, ebenfalls einem Vertrage entgegen. Als der Bevollmächtigte Champion-

net's erschien, um die erste Abschlagszahlung in Empfang zu nehmen, brach die Gährung aus. Die Lazzaronen bewaffneten sich, und zogen unter dem Rufe: „Es lebe der heilige Glaube! Es lebe das neapolitanische Volk! Nieder mit den Verräthern!" — durch die Straßen. Pignatelli ließ Truppen aus dem Lager holen, die aber zu den Aufständischen übergingen. Der Statthalter ergriff jetzt selbst die Flucht und eilte nach Sicilien. Die Stimmung des Volkes ging auf die Soldaten über, vor deren Wuth Mack im französischen Hauptquartier Sicherheit suchen mußte. Championnet, der den Waffenstillstand nicht länger anerkannt, und den Vertrag aufgehoben sah, setzte sich sogleich gegen Neapel in Bewegung.

Hier waren zwei freigesinnte, durch Unerschrockenheit und Vaterlandsliebe ausgezeichnete Männer, der Fürst von Moliterno und der Herzog von Rocca Romana, an die Spitze der Municipalität, welche allein noch einen Schatten von Ansehen besaß, getreten. Diese wollten von Neapel das Unglück einer feindlichen Besetzung abwenden, und schickten Abgeordnete an den französischen General, welche, in diesem Falle, eine Erhöhung der Kriegssteuer versprachen. Als Championnet hierauf aus Mißtrauen nicht einging, und vorrückte, so wurde die Municipalität von den Lazzaronen auseinander gesprengt, und zwei Männer aus dem Volke mit Ausübung der obersten Gewalt beauftragt. Championnet griff jetzt die Stadt, welche ein Bild der wildesten Verwirrung darbot, an. Ein Theil der Lazzaronen rückte den Franzosen entgegen, und schlug sich mit unerwarteter Tapferkeit, ein anderer plünderte die Häuser der republikanisch Gesinnten, und steckte die Paläste solcher Großen, welche für Gegner der königlichen Sache galten, in Brand. Endlich traten Alle, welche etwas zu verlieren hatten, Royalisten wie Republikaner, zusammen, um die Lazzaronen zur Niederlegung der Waffen, da ein fortgesetzter Kampf eine allgemeine Verwüstung hervorzubringen drohte, zu bewegen. Am 23. Januar waren die Franzosen, nach Besetzung des Castells St. Elmo, Herren der Stadt. Championnet ließ bei dem Grabe des heiligen Januarius, des Schutzpatrons von Neapel, eine Ehrenwache aufstellen, wovon sich die Lazzaronen befriedigt fanden, und zur Ruhe zurückkehrten. Championnet erklärte hierauf, entweder von dem Direktorium mit geheimen Verhaltungsvorschriften versehen, oder der Zustimmung desselben gewiß, das Königthum für abgeschafft, und ließ, in Erinnerung an den alten dichterischen Namen Neapel's, die parthenopäische Republik ausrufen, welche eben so wenig, wie die römische, Wurzeln schlagen, aber viel blutiger endigen sollte. In den gebirgigen Theilen des Landes machten die Royalisten, welche von dem nach Sicilien geflüchteten Hofe

und von den Engländern mit Geld und Kriegsbedarf unterstützt wurden, den Republikanern die Herrschaft streitig. In den Ebenen und den Städten drangen die neuen Einrichtungen, dem Namen und der Form nach, für den Augenblick durch. Aber die neapolitanischen Republikaner fanden, obgleich es unter ihnen mehr Personen von Talent und Charakter als in irgend einem anderen Theile Italiens gab, in der allgemeinen Volksstimmung kein Fundament für ihre Ideen vor, und konnten deshalb auch kein dauerhaftes Gebäude errichten.

---

15. Umsturz des sardinischen Thrones.

Der König von Sardinien Karl Emanuel IV. war, obgleich er mit Frankreich Frieden geschlossen, Kriegssteuern bezahlt, und französische Besatzungen in seine Hauptfestungen aufgenommen hatte, seines Dasein's nicht froher und sicherer geworden. Nach der Abtretung Savoyen's und Nizza's, auf dem Festlande auf das Fürstenthum Piemont beschränkt, ward er, selbst bei diesem geschmälerten Besitz, von den französischen Machthabern noch immer für einen gefährlichen Feind gehalten. Aus Piemont eine eigene Republik, wie aus der Lombardei und dem Kirchenstaat, zu machen, gab, bei den monarchischen Ueberzeugungen und Gewohnheiten der Bevölkerung, noch weniger als dort Aussicht auf Erfolg. Das Direktorium wünschte den sardinischen Thron erledigt zu sehen, um Piemont später mit Frankreich vereinigen zu können. Da man jedoch Karl Emanuel nicht ohne Weiteres entsetzen wollte, so mußte ihm die Regierung so schwer gemacht werden, daß er sich zuletzt zu deren freiwilliger Niederlegung entschloß. Dieser Plan ward jetzt bei jeder Gelegenheit verfolgt.

Es war in Piemont, wie überall in Italien, eine nicht zahlreiche, aber sehr thätige revolutionaire Partei, welche sich auf den Beistand Frankreich's verließ, vorhanden. Die piemontesischen Demokraten standen mit ihren Gesinnungsgenossen in Cisalpinien und Ligurien in Verbindung, und suchten überall Unruhen im Lande zu erregen. Bald war es die Höhe der Steuern, der Mangel an Verkehr, oder die Anwendung dieses oder jenes Gesetzes, was den Vorwand zum Widerstande gegen die Regierung abgab. Die cisalpinischen und ligurischen Patrioten fielen mit bewaffneter Hand in Piemont ein, zerstreuten sich, wenn sie bei An-

näherung der sardinischen Truppen sich zu schwach fühlten, oder griffen dieselben, gegen alle Grundsätze des Völkerrechtes, da der König von Sardinien mit seinen Nachbarn nicht im Kriege begriffen war, wenn sie in gehöriger Zahl versammelt waren, an. Jeden Augenblick konnte in Piemont, bei der von Außen her genährten Gährung und Aufregung, ein allgemeiner Aufstand ausbrechen. Gewöhnlich waren einige Franzosen, entweder exaltirte Demokraten, oder Sendlinge der französischen Gesandten in Mailand und Genua, in diese Umtriebe und Verschwörungen verwickelt.

Karl Emanuel IV., der persönlich schwach war, und jede Gelegenheit, dem Direktorium Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, sorgfältig vermied, besaß jedoch an dem Marquis von Priocca einen kräftigen und unerschrockenen Minister, der Piemont nicht ohne alle Gegenwehr fallen lassen wollte, und die Aufwiegler verfolgen, und, vorkommenden Falles, mit dem Tode bestrafen ließ. Es kam, bei der herrschenden Spannung und Verwirrung, allerdings vor, daß auch zuweilen Unschuldige oder blos Verdächtige aufgeopfert wurden. Es waren dies aber Unterthanen des Königs von Sardinien. Gegen gefangene Franzosen wurde nur dann mit Strenge verfahren, wenn sie durchaus überführt waren. Die ligurische Republik ging endlich so weit, Krieg an Sardinien zu erklären, und die ausgewanderten piemontesischen Demokraten fielen, mit ligurischen Patrioten verbunden, in Piemont ein, ließen aber bei einer ihrer Unternehmungen gegen 600 Todte und Verwundete zurück. Das Direktorium verlangte jetzt von Karl Emanuel Beilegung der Streitigkeiten mit Ligurien, eine Amnestie für die aufständischen Piemontesen, und Freilassung der fremden Gefangenen. Auch dies ward bewilligt. Hiermit aber nicht zufrieden, forderte der französische Gesandte in Turin, Ginguené*), Aufnahme französischer Truppen in die Citadelle von Turin. Das Direktorium hatte anfänglich auf eine von Talleyrand bevorwortete Klage des sardinischen Hofes beifällig geantwortet, und das Verhalten seines Vertreters gemißbilligt, schlug sich später aber auf dessen Seite, und Karl Emanuel mußte auch diesem Ansinnen nachgeben (3. Julius 1798).

Die Franzosen waren aber weit entfernt, von dieser Fügsamkeit gewonnen zu werden. Jede Nachgiebigkeit rief nur neue Forderungen hervor. Der französische Gesandte und der General Brune bestürmten den König täglich mit Klagen. Für jede von französischen Soldaten, durch ihr übermüthiges Betragen gegen das Volk, herausgeforderte Be-

*) Später durch seine Geschichte der italienischen Litteratur bekannt geworden.

leidigung ward Genugthuung verlangt. Eines Tages hatten französische Officiere einen Maskenzug angeordnet, in welchem der turiner Hof und die kirchlichen Gebräuche des Landes verspottet wurden. Der Zug trat aus der Citadelle heraus, und setzte sein Spiel in den Hauptstraßen der Stadt fort. Es kam zu Thätlichkeiten mit der Bevölkerung, welche diesen Hohn nicht dulden wollte. Schon waren von beiden Seiten einige Flintenschüsse gefallen, und es konnte zum Blutvergießen kommen, als der französische General Menard die Maskerade zur Rückkehr in die Citadelle veranlaßte.

Bei der Nachricht von den kriegerischen Bewegungen der Neapolitaner und den Rüstungen Oesterreichs, beschloß das Direktorium der Herrschaft Karl Emanuel's ein Ende zu machen. Dieser König war von den Franzosen zu tief gekränkt worden, als daß sie nicht, wenn ihre Waffen von einem Unfall getroffen würden, seine Rache zu fürchten gehabt hätten. Der General Joubert wurde nach Turin geschickt, um die Stellung von 10,000 Mann piemontesischer Hülfstruppen, und die Uebergabe des Arsenals zu verlangen. Ersteres wurde, als den bestehenden Verträgen gemäß, sogleich bewilligt, letzteres als unbegründete Zumuthung abgelehnt. Der König rief einige treue Regimenter zu seinem Schutz herbei, aber die höheren Klassen, die Geistlichkeit, der Adel, die Beamten waren entmuthigt. Am 5. December erließ Joubert eine drohende Proklamation, in welcher er den turiner Hof feindlicher Absichten gegen Frankreich anklagte, und ihm das in den Gefechten gegen die piemontesischen, cisalpinischen und liguriſchen Demokraten vergossene Blut zum Verbrechen anrechnete. Karl Emanuel suchte, in gemäßigtem, fast demüthigem Tone, die von Joubert aufgestellten Anschuldigungen zu widerlegen. Der König war dabei vollkommen in seinem Recht und hatte seit dem mit Bonaparte geschlossenen Frieden alle gegen Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten gehalten. Aber das Mißtrauen zwischen einer Republik, wie die französische, und zwischen einem absolutistischen Hofe, wie der sardinische, mußte unversöhnlich sein. Die Königin von Sardinien war eine Muhme Ludwig XVI. Die Ausgewanderten, namentlich die erklärtesten Gegner der Revolution unter ihnen, wie der Graf von Artois, der Prinz von Condé u. s. w. hatten zuerst in Piemont eine Zuflucht gefunden. Alle Veranstaltungen zu einer Contrerevolution in Südfrankreich waren, während der ersten Jahre der Revolution, von Turin ausgegangen. Auf der andern Seite konnte es der König von Sardinien nicht vergessen, daß er durch die Revolution um das Herzogthum Savoyen, den Stammsitz seines Hauses, und um die

ſchöne und reiche Grafſchaft Nizza gebracht worden, und Kränkungen aller Art erduldet hatte. Eine ſolche Monarchie und eine ſolche Republik, deren Principien ſich gegenſeitig ausſchloſſen, und wo in der einen immer für profan galt, was in der anderen für heilig gehalten wurde, konnten auf die Dauer nicht unmittelbar neben einander beſtehen.

Karl Emanuel war von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. An demſelben Tage, an welchem Joubert die oben erwähnte Proklamation erließ, hatten ſich die Franzoſen der vier dem Könige noch zugehörigen Feſtungen Aleſſandria, Novara, Chivaſſo, Suſa durch Ueberraſchung und Liſt bemächtigt, und die ſardiniſchen Beſatzungen entwaffnet. Karl Emanuel ſtellte am 8. December (1798) eine Entſagungsurkunde auf Piemont aus, und beſchloß, ſich nach der Inſel Sardinien zu begeben. Er ahnte damals nicht, daß ihm ein noch ſchlimmeres Schickſal, als der Verluſt ſeiner Kontinentalſtaaten, zugedacht geweſen. Das Direktorium hatte die Abſicht gehabt, ihn und ſeine Familie gefangen nach Frankreich abführen, und ihn bis zum Abſchluß eines allgemeinen Friedens als Geißel aufzubewahren. Um ſich ſeiner Perſon bemächtigen zu können, war am 6. December in Paris der Krieg gegen Sardinien erklärt worden. Aber Talleyrand hatte die Ausführung dieſes Anſchlages hintertrieben, indem er den General Joubert zur ſchleunigen Entfernung des Königs, ohne ſich über die Veranlaſſung dazu auszuſprechen, drängte.

In einer dunkeln Regennacht verließ Karl Emanuel*) ſeine Reſidenz, die er nicht wiederſehen ſollte. Er war ſo gewiſſenhaft, daß er nicht nur die Diamanten der Krone und alles Silberwerk, das ihm nicht perſönlich zugehörte, ſondern auch 700,000 Fr. in Gold, welche ſich im Staatsſchatz befanden, zurückließ. Sein Gefolge vergoß Thränen bei der Trennung von der Heimath. Er und ſeine Gemahlin dagegen blieben, im Bewußtſein der Reinheit ihres Lebens und ihrer Abſichten, vollkommen gefaßt. Er hatte glücklicher Weiſe ſchon die toskaniſche Gränze erreicht, als der Befehl des Direktoriums, ihn zu verhaften, in Turin anlangte.

*) Er legte am 4. Junius 1802 in Rom die ſardiniſche Krone nieder.

16. Verfall des Direktoriums. — Kämpfe mit der Opposition. — Gesetz über die Stellung von royalistischen Geißeln.

Obgleich es dem Direktorium am 22. Floreal des Jahres VI. (11. Mai 1798) gelungen war, sechzig ihm mißliebige Wahlen für ungültig erklären zu lassen, so hatte es dennoch in der Volksvertretung immer mit einer bedeutenden Anzahl von Gegnern zu thun. Der Rath der Alten war seit dem 18. Fructidor theils gewonnen, theils eingeschüchtert worden, aber unter den Fünfhundert hatte die Opposition weder durch Schmeicheleien, noch Drohungen entwaffnet werden können. Das Direktorium besaß in der Nation keinen Anhang, und hatte bisher nur mit Hülfe der Generale und Armeen emporbleiben können. Bei seiner zunehmenden Vernachlässigung des Kriegswesens mußte es aber zuletzt auch dieser Stütze verlustig gehen. Am 15. Mai (1798) war Treilhard, an François von Neufchateau Stelle, in das Direktorium getreten. Derselbe war von ehrenwerther Gesinnung, einnehmender Persönlichkeit, und bisher häufig bei diplomatischen Verhandlungen thätig gewesen, besaß aber keine von den Eigenschaften, welche den Sturz eines sinkenden Systems aufhalten können.

In der Opposition bei den Fünfhundert traten besonders Lucian Bonaparte, ein jüngerer Bruder des großen Feldherrn, und früher eifriger Jakobiner, Arena, Grandmaison, Boulay von der Meurthe, Francois von Nantes, Bertrand, Talot, Puyraveau, Geniſſieu, Berlier u. s. w. hervor. Von der gesammten Opposition wurde damals immer die Verfassung des Jahres III und die Fortdauer der Republik im Munde geführt. Aber die wahrhaften Republikaner waren in ihr geringer an Zahl, als diejenigen, welche an eine Diktatur dachten, unter deren Schutz sie sich entweder im Besitz einer hervorragenden Stellung zu erhalten, oder eine solche zu erwerben hofften. Bei der Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit der großen Mehrheit des Volkes für republikanische Institutionen konnte es nicht ausbleiben, daß dieselben, wenn ein ehrgeiziger und mächtiger Geist an ihnen zu rütteln anfing, zusammenfallen mußten. Da ein solcher, wenn auch schon vorhanden, noch nicht anerkannt war, so gab sich unterdessen bei den Fünfhundert, aus Abneigung gegen das Direktorium, welches die Presse unterdrückte und keine politischen Vereine aufkommen ließ, eine lebhafte Anhänglichkeit für republikanische Formen, für Erziehung der Jugend und Begehung von öffentlichen Feierlichkeiten in diesem Sinn, und für Ausführung der gegen die Royalisten erlassenen Gesetze, kund.

Das Gesetz, welches eine Belohnung für Anzeige oder Verhaftung eines zurückgekehrten Ausgewanderten zuerkannte, ward erneuert (5. Julius), und sechs Tage später dem Direktorium zu diesem Zweck Haussuchungen anzustellen gestattet. Am 4. August ward ein Gesetz erlassen, nach welchem an den Nationalfesttagen, deren es damals dreizehn*) im Jahre gab, und an den Decadis, die Behörden keine Geschäfte abmachen, und die Kaufläden und Werkstätten geschlossen werden mußten. Zugleich sollten bei solchen Gelegenheiten die Schulvorsteher ihre Zöglinge mit Erzählungen von den Großthaten der Republik unterhalten, denselben Züge politischer und militairischer Hochherzigkeit und Aufopferung in das Gedächtniß graben, und als Muster zur Nachahmung vorhalten. Um die alte Jahreseintheilung mit den sich an sie knüpfenden Erinnerungen so viel als möglich aus den Gemüthern zu verbannen, wurde dem republikanischen Kalender, bei Kontrakten Instrumenten u. s. w. ausschließend gesetzliche Gültigkeit beigelegt. Zugleich ward verboten, die alten Daten neben die neuen, wie es bisher in den Tagesblättern üblich gewesen, zu setzen. Endlich sollte auch das republikanische Maß-, Gewicht- und Münzwesen, wie es unter dem Konvent angeordnet worden, durchgängig eingeführt werden. Da es keine Schreckensregierung mehr gab, welche solchen Maßregeln Nachdruck verliehen hätte, so blieb der alte Brauch, im gewöhnlichen Leben, neben der neu eingeführten gesetzlichen Einrichtung bestehen.

Die Vorlegung des Budgets für das Jahr VII (vom 22. September 1798 bis zum 22. September 1799), welches auf 600 Mill. Frcs. angesetzt war, rief heftige Angriffe auf die Finanzverwaltung des Direktoriums hervor. Es wurde von der Opposition auf das Einverständniß von Lieferanten und Unternehmern mit Agenten des Direktoriums hingewiesen, und letzteres ziemlich offen der Vergeudung der öffentlichen Einnahmen beschuldigt. Man wies ihm nach, wie es, ungeachtet der bewilligten Summen und der in den eroberten Ländern erhobenen Kriegssteuern, die Ausrüstung der Armeen vernachlässigt habe, und wie es, immer auf neue Abgaben sinnend, die vorhandenen Hülfskräfte des

*) Dieselben waren: Das Fest der Gründung der Republik — des Todestages Ludwig XVI. — der Volkssouverainetät — der Tugend — der Gatten — der Erkenntlichkeit — des Ackerbaues — der Erstürmung der Bastille — der Freiheit — der Erstürmung der Tuileries — der Alten — des 18. Fructidor — des letzten Schalttages. — Die Begehung des Jahrestages der Hinrichtung Ludwig XVI. hatte schon seit lange keinen Anklang mehr gefunden, und selbst die republikanischen Behörden stellten sich dabei so wenig als möglich ein.

Staates, die Forsten, die Bergwerke u. s. w. nicht zweckmäßig anzuwenden verstehe. Der Antrag auf Wiedereinführung einer Salzsteuer ward verworfen. Die Opposition griff die von dem Direktorium ausgeübte Preßpolizei nachdrücklich an, und wünschte ihm diese Befugniß ganz entzogen zu sehen. Die Regierung hatte in dieser Beziehung seit dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor unumschränkt gewaltet. Man wollte ihr diese außerordentliche Gewalt nur noch auf drei Monate verlängern. Lucian Bonaparte gehörte unter diejenigen, welche den Antrag eifrig unterstützten. Die Besorgniß, daß die Royalisten die Preßfreiheit zu ihrem Vortheil ausbeuten möchten, hielt jedoch vor einem übereilten Schritte zurück. Es ward am 26. August (1798) beschlossen, daß die bestehende Gesetzgebung noch ein Jahr lang gelten, das Direktorium dann aber ein neues Preßgesetz vorlegen solle.

Die in dem wieder ausgebrochenen Kriege von den Franzosen in Schwaben, in der Schweiz und in Italien erfahrenen Niederlagen reizten jetzt die öffentliche Meinung gegen das Direktorium, wie einst im Anfange der Revolution gegen den König, auf. Die neuen Wahlen waren für die vollziehende Gewalt durchaus ungünstig ausgefallen. Augereau und Jourdan, Gegner des Direktoriums, traten in den Rath der Fünfhundert ein. Lucian Bonaparte schloß sich ihnen an. Im Direktorium selbst ging eine Veränderung, die wichtige Folgen in sich schloß, vor. Rewbell schied aus, und Sieyès, der seinen Gesandtschaftsposten in Berlin aufgab, kam an seine Stelle (Mai 1799).

Die Beschwerden über die Regierung und deren Werkzeuge nahmen jetzt eine ernstere Gestalt als in der vorangegangenen Legislaturepoche an. Das unterdessen in Italien hereingebrochene Unglück der französischen Waffen wurde erst der Nachlässigkeit des Generals Scherer als Kriegsminister, und dann seinem Ungeschick als Feldherr Schuld gegeben. Vergebens ward Scherer von Rewbell, seinem Verwandten, der in den Rath der Alten getreten, in Schutz genommen. Nachdem für das Kriegsbudget ein außerordentlicher Zuschuß bewilligt worden, verlangte Lucian Bonaparte eine Untersuchung über den Stand der Finanzen, und trug von Neuem auf Freiheit der Presse an. Das gesammte Direktorium, mit Ausnahme Barras', den die Opposition fürchtete und schonte, ward in die Anklage auf Verschwendung in den Ausgaben, und Willkühr in Anwendung der Gesetze hineingezogen. Sieyès, den dieser Vorwurf nicht mittreffen konnte, trennte sich von seinen Kollegen, und schloß sich der Opposition, namentlich Lucian Bonaparte, an. Boulay von der Meurthe stellte den Antrag (17. Prairial — 5. Junius), das Direk-

torium zu einem Bericht über die innere und äußere Lage der Republik aufzufordern.

Da am 16. Junius noch keine Antwort auf den am 5. Junius gemachten Antrag von dem Direktorium eingelaufen war, so ward eine neue Botschaft an das Direktorium erlassen und bis zu deren Erledigung die Versammlung der Fünfhundert in Permanenz erklärt. Das Direktorium versprach die verlangte Auskunft am folgenden Tage zu ertheilen, drückte aber zugleich die Absicht, bis dahin ebenfalls in ununterbrochener Sitzung zusammen zu bleiben, aus. Die Fünfhundert wurden dadurch mehr gereizt als befriedigt. Die Opposition wollte jetzt dem Direktorium an das Dasein selbst gehen, und begann damit, die Gültigkeit der Wahl des Direktors Treilhard anzufechten. Es war, der gesetzlichen Bestimmung zuwider, zwischen dem Austritt desselben aus dem gesetzgebenden Körper und seiner Aufnahme in das Direktorium kein volles Jahr verflossen. Treilhard mußte ausscheiden und der bisherige Justizminister Gohier wurde in seine Stelle ernannt.

In seinem Berichte über die Lage der Republik maß das Direktorium die von der Armee erlittenen Unfälle der Unzulänglichkeit der zu seiner Verfügung gestellten Geldmittel, welche keine größere Kraftentwickelung möglich gemacht hätten, bei. Hierüber kam es zu heftigen Auftritten bei den Fünfhundert. Bertrand zog alle gegen das Direktorium bei verschiedenen Gelegenheiten aufgestellten Beschuldigungen zusammen, und forderte Merlin von Douai und Lareveillere-Lepaux, weil sie das öffentliche Vertrauen eingebüßt hätten, zur Niederlegung ihrer Aemter auf. Die Fünfhundert ernannten eine Kommission von elf Mitgliedern, Lucian Bonaparte oben an, welche über Bertrand's Rede Bericht erstatten, und über die Sicherheit des gesetzgebenden Körpers wachen sollte. Am 30. Prairial (18. Junius) sandten Merlin von Douai und Lareveillere-Lepaux ihre Entlassung ein. Für sie traten der ehemalige Conventsdeputirte Roger-Ducos und der Ingenieurgeneral Moulins in das Direktorium ein. Roger-Ducos schloß sich Sieyès an. Dieser im Direktorium vorgegangene Wechsel, die Art, wie er bewerkstelligt worden, und besonders Sieyès' und Lucian Bonaparte's Annäherung, bereiteten auf noch größere und gewaltsamere Veränderungen vor.

Am 1. Messidor (19. Junius) theilte Lucian Bonaparte, im Namen der Elf, einen Bericht, eine scharfe Kritik über die innere und äußere Politik des Direktoriums enthaltend, mit. Das neue Direktorium (von dem alten war nur noch Barras vorhanden) ward zu einer Erklärung über die der Regierung gemachten Vorwürfe aufgefordert. Zu den Be-

schwerden über Scherer's Kriegsministerium kamen noch die gegen den Finanzminister Ramel und den Polizeiminister Duval hinzu. Rapinat's Name, aus der Schweiz her berüchtigt, ward mehrmals mit Abscheu erwähnt.

Die Kommission der Elf und die beiden Räthe blieben bis zum Eintreffen der Antwort des Direktoriums in Permanenz. François von Nantes hielt am 3. Messidor (21. Junius) einen Vortrag über den Zustand der Republik, über die Mittel, sie zu retten, und stellte, als Schutz gegen die früher vom Direktorium begangenen Rechtsverletzungen, folgende Grundsätze auf: die Minorität in einem Wahlkollegium darf nicht gegen die Wahl der Majorität protestiren, und keinen Kandidaten für sich aufstellen — jeder Verhaftete muß binnen 24 Stunden vor seinen ordentlichen Richter gestellt werden. — Kein Officier darf ohne kriegsgerichtliches Erkenntniß entsetzt werden. — Priester können nur wegen Eidesverweigerung deportirt werden. — Volksgesellschaften dürfen vom Direktorium nur nach vorher eingeholtem, motivirtem Gutachten der Departemental- und Communalbehörden aufgehoben werden.

Am 27. Junius langte eine Botschaft des Direktoriums, als Antwort auf Lucian Bonaparte's Bericht vom 19. Junius, an, in welcher die begangenen Fehlgriffe und vorhandenen Mißbräuche zugestanden, deren Abstellung verheißen und zugleich die Erwartung ausgesprochen wurde, daß, mit Hülfe der Volksvertretung und des nationalen Aufschwunges, die Republik wieder in eine bessere Lage versetzt werden würde. Dieses Eingeständniß und diese Hoffnung wurden von der Opposition, die, nach Entfernung ihrer Gegner aus dem Direktorium, milder gestimmt geworden, mit Beifall aufgenommen. Der General Jourdan schlug, um den Krieg mit mehr Nachdruck führen zu können, sogleich die Einberufung*) aller dienstpflichtigen Altersklassen, und ein von den Reichen zu erhebendes Darlehen von 100 Mill. Fr. vor. Beide Anträge gingen mit großer Stimmenmehrheit durch (28. Junius). Eine von François von Nantes abgefaßte Adresse an das französische Volk brachte einen guten Eindruck hervor. Dies war der Ausgang des zwischen der Opposition und dem Direktorium entbrannten Streites, den man die Revolution vom 30. Prairial nannte, bei welchem letzteres durch die ihm

*) Es geschah dies in Folge der am 5. September 1798 eingeführten Conscription, welche an die Stelle des 1793 angenommenen allgemeinen Aufgebotes getreten war.

auferlegten Demüthigungen für die am 18. Fructidor begangenen Uebergriffe büßte.

Das Direktorium war in der öffentlichen Meinung so gut wie verloren, und es liefen von allen Seiten Dankadressen an die beiden Räthe ein. Die Schwäche des Direktoriums und die Siege der Verbündeten machten den Royalisten zu neuen Unternehmungen gegen die Republik Muth. Der nach England geflüchtete Graf von Artois*) und die ihn umgebenden Ausgewanderten suchten durch ihre Sendlinge neue Unruhen in Frankreich, was zum Theil auch gelang, herbeizuführen. Ungeachtet der erlittenen Niederlagen, war ein Theil der Vendée und der Bretagne dennoch zur Ergreifung der Waffen für die königliche Sache geneigt. Auch tauchten wieder, wie zuerst nach Robespierre's Sturz, sich mit dem Mantel des Royalismus bedeckende Banden von Räubern und Wegelagerern auf, und setzten ihr Unwesen bis in die Umgebungen von Paris fort. Vereidigte Geistliche, republikanische Beamte, besonders die Steuereinnehmer, Käufer von Nationalgütern, aber auch wohlhabende, auf dem Lande lebende Leute aus allen Parteien waren auf vielen Punkten Frankreichs nächtlichen Angriffen und Ueberfällen, um sich ihrer Habe zu bemächtigen, ausgesetzt.

Um diesen Unordnungen Einhalt zu thun, wurde am 12. Julius (1799) ein Gesetz (la loi des otages) erlassen, welches, wenn in einem Departement, einem Canton oder einer Gemeinde Gewaltthätigkeiten aus politischen Ursachen oder Vorwänden begangen waren, dafür die daselbst befindlichen Verwandten von Ausgewanderten und die ehemaligen Adeligen verantwortlich machte. Sobald ein Departement als im Zustande von Unruhen befindlich bezeichnet worden, konnten die Behörden Personen der genannten Kategorie aufheben, nach dem Hauptort abführen, und daselbst als Geißeln bis zur Wiederherstellung der Ordnung gefangen halten lassen. Wenn ein vereidigter Geistlicher, ein Beamter oder Käufer von Nationalgütern getödtet oder weggeführt war, so sollten vier Personen aus der Zahl der Geißeln dafür deportirt werden. Für den Mord eines Bürgers mußten die Geißeln des betreffenden Departements 5000 Fr. Strafe an den Staat zahlen, außerdem aber 6000 Fr. für die Wittwe des Getödteten, und 3000 Fr. für jedes der verwaisten Kinder aufbrin-

*) Der Prätendent, Graf von Lille (nachmals Ludwig XVIII.), war einer Einladung des Kaisers Paul I. gefolgt, und hatte seinen Wohnsitz in Mietau genommen.

gen. Die innere Zerrüttung hatte schon so sehr um sich gegriffen, daß selbst dieses harte Gesetz, welches an das gegen die Verdächtigen von 1793 erinnert, den Unordnungen kein Ziel zu setzen vermochte.

---

17. Zweiter Koalitionskrieg gegen Frankreich.

Ueber die zwischen Frankreich und Oesterreich in Betreff der französischen Besetzung der Schweiz, der Einmischung in die deutschen Zustände und der Abführung des Pabstes bestehenden Streitpunkte war Ende Mai in Selz zwischen dem Grafen von Cobenzl und François de Neufchateau, aber ohne Erfolg, unterhandelt worden. Man hatte sich mit schlecht verhehlter Mißstimmung getrennt. Die Abfahrt des ersten Feldherrn und der besten Armee der Republik nach Aegypten erfüllte Oesterreich mit der Hoffnung, daß Frankreich jetzt mit Erfolg angegriffen werden könne. Cobenzl wurde nach St. Petersburg gesandt, wo es ihm nicht schwer fiel, ein Bündniß*) zwischen den beiden Mächten gegen die Republik zu Stande zu bringen. Paul I., von leidenschaftlicher Abneigung gegen die Ideen und Institutionen der Revolution entbrannt, schickte ein starkes, kriegsgeübtes Heer unter Suwarow, einem der ersten unter den damals lebenden Feldherren und dem größten Kriegsmann, den Rußland hervorgebracht hat, Oesterreich zu Hülfe. Im November 1798 hatten die Russen bereits die österreichische Gränze überschritten.

Am 2. Januar (1799) erließen die in Rastadt anwesenden französischen Bevollmächtigten eine Aufforderung an den Reichs-Deputations-Ausschuß, das Einrücken russischer Truppen in Deutschland zu hindern, widrigenfalls Frankreich dies als einen Friedensbruch ansehen würde. Am 31. Januar verlangte das Direktorium von dem wiener Kabinet eine endgültige Erklärung über die Bestimmung des russischen Heereszuges, und erklärte, da keine solche einlief, am 12. März an Oesterreich und Toscana Krieg. Der Großherzog Ferdinand war bisher dem Direktorium in Allem zu Willen gewesen, und hatte kurz vorher seine Staaten

---

*) Der formelle Grund der russischen Dazwischenkunft war ein Artikel des teschener Friedens (13. Mai 1779), in welchem Rußland als Gewährleister der deutschen Verfassung anerkannt worden war.

durch eine Zahlung von mehren Millionen Franken vor französischer Besetzung zu retten gesucht.

Das Direktorium hatte, obgleich es einen großen Krieg schon seit einiger Zeit mit Bestimmtheit voraussehen konnte, nicht die zur Führung eines solchen nöthigen Vorbereitungen getroffen. Die französischen Heere lagen, von Holland bis Calabrien, über einen unermeßlichen Raum hin zerstreut, und waren nirgends zahlreich genug, um einem kräftigen Angriff mit Nachdruck begegnen zu können. Von der Conscription waren im Februar nicht 40,000 Mann zum Heere gestoßen. Das Direktorium, welches blos durch die Unterstützung der Militairmacht bestand, hatte, um auf die letzten Wahlen einzuwirken, so viel Truppen als möglich im Innern zurückbehalten. Es ward kein allgemeiner Kriegsplan entworfen. Das erste militairische Talent nächst Bonaparte, welches der Republik zu Gebote stand, Massena, war, aus Neid und Eifersucht, nicht mit der Leitung des Ganzen beauftragt worden. Die Ausrüstung und Verpflegung der Armeen blieb, wie immer unter dem Direktorium, den einzelnen Generalen überlassen, und es waren in dieser Beziehung keine zweckmäßigen Veranstaltungen getroffen worden. Ein einmüthiger Plan und Wille machte sich in diesem Kriege weniger als selbst in den ersten Feldzügen der Revolution geltend. Die Fähigkeit der Anführer und die Tapferkeit der Krieger war seit sieben Jahren in unaufhörlichen Kämpfen erprobt worden, und sollte sich auch diesmal nicht verläugnen. Aber die Umstände waren viel schwieriger als früher geworden.

Die vom Direktorium aufgestellten vier Hauptarmeen: am Mittelrhein unter Bernadotte — an der Donau unter Jourdan — in der Schweiz unter Massena — in Italien unter Scherer — machten wenig über 150,000 Mann aus. Weit von ihnen entfernt stand Macdonald mit 28,000 Mann im Neapolitanischen, und Brune mit 12,000 Mann in Holland. An der Donau und in Italien waren die Oesterreicher allein stärker als die Franzosen; ein Mißverhältniß, das sich nach Ankunft der Russen noch bedeutend vermehren mußte. Die vom Direktorium versuchten Mittel, die Nation zum Kampfe zu begeistern, blieben, weil es kein Vertrauen besaß, ohne Wirkung.

Der Krieg brach schon vor der öffentlichen Erklärung Anfang März in Graubünden aus. Eine antifranzösische Partei hatte dort die Hülfe der Oesterreicher in Anspruch genommen, und deren Eintritt erleichtert. Die Franzosen wollten diesen Canton den Oesterreichern entreißen, und durch die Besetzung des östlichen Alpengebirges ihre Streitkräfte in dem

südlichen Deutschland und in Italien mit einander in Verbindung bringen. Massena, unter welchem Oudinot, Lecourbe, Guidin, Dessolles, Loison, Menard, Turreau, Souham befehligten, überschritt am 6. März bei Sargans den Rhein, und warf ein österreichisches Corps unter dem General Auffenberg bis Chur zurück, wo es sich zerstreute, und Auffenberg gefangen genommen wurde. Massena's Absicht, in das Vorarlbergische, um sich dort mit Jourdan zu vereinigen, vorzudringen, wurde von dem tapferen Widerstande der Oesterreicher unter Hotze und Jellachich verhindert. Nach dem Treffen bei Feldkirch (23. März) mußte Massena die früher davon getragenen Vortheile aufgeben und sich zum Rückzuge entschließen. Im südlichen Graubünden nahm dagegen der Krieg eine für die Franzosen günstige Wendung an. Lecourbe zog von Bellinzona, Dessolles vom Veltlin aus heran. Beide vereinigten sich und brachten den Oesterreichern bei Nauders und Taufers empfindliche Verluste bei.

Ein österreichisches Heer von 78,000 Mann, unter dem Erzherzoge Karl, war zum Angriff auf die französische Donauarmee, welche nur 35,000 Mann zählte, bestimmt. Unter Jourdan dienten Generale wie Soult, Lefebvre, Gouvion St. Cyr, Vandamme, Hautpoult, welche schon viele Beweise von Befähigung abgelegt hatten. Aber es fehlte, selbst von der numerischen Schwäche abgesehen, an Einheit in der Leitung, indem der französische Obergeneral nicht an Talent über seinen Divisionairen, die ziemlich eigenmächtig handelten, stand, während bei den Oesterreichern der Erzherzog eben so sehr an Genie als Rang hervorragte, und die Seele aller Unternehmungen war. Am 21. März wurden Soult und Lefebvre bei Ostrach geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Am 25. März kam es bei Stockach zu einer Schlacht, in welcher die Oesterreicher, ungeachtet der Tapferkeit ihrer Feinde, einen glänzenden Sieg davon trugen. Jourdan, mit dem Direktorium wegen der geringen Zahl und schlechten Ausrüstung des ihm übergebenen Heeres unzufrieden, legte das Kommando nieder. Sein Nachfolger General Ernouf führte die Armee auf das linke Rheinufer zurück. Bernadotte, der schon im Anfange März Mannheim eingenommen hatte, und sich zum Bombardement von Philippsburg anschickte, fühlte sich jetzt, nach der Niederlage der Donauarmee und deren Rückzuge, zum Widerstande gegen die Oesterreicher zu schwach, und sandte ebenfalls dem Direktorium seine Entlassung ein. Die Armee vom Mittelrhein wurde unter Massena's Befehl gestellt.

Frankreich wäre jetzt bei raschem Vordringen der Oesterreicher einem Einfalle in sein eigenes Gebiet ausgesetzt gewesen. Aber der Erzherzog

Karl blieb nach dem Siege bei Stockach längere Zeit über an der Gränze der Schweiz unthätig stehen. Er war von seinem Hofe angewiesen worden, sich nicht zu weit von Tyrol, welches für den Schlüssel der österreichischen Monarchie galt, zu entfernen. Die Franzosen hätten sich sonst dieses Landes von Graubünden aus bemächtigen können. Man wollte aber in Wien den Krieg um keinen Preis in das Innere von Deutschland ziehen, sondern ihn vornehmlich in Italien führen. Auch hatte sich ein russisches Hülfskorps unter Korsakoff nach der Schweiz zu in Bewegung gesetzt, dessen Ankunft der Erzherzog abwarten sollte.

Die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche in Rastadt waren, seitdem sich Oesterreich zum Kriege gegen die Republik entschlossen hatte, zwecklos geworden. Gleichwohl blieben die deutschen und die französischen Bevollmächtigten noch eine Zeit lang zusammen. Einer der folgenschwersten Mißgriffe von deutscher Seite war, die Franzosen an den Unterhandlungen der Reichsstände über gegenseitige Entschädigungen und Ausgleichungen Theil nehmen zu lassen, anstatt dies zu einer rein deutschen Angelegenheit zu machen. Auf diese Art erhielt das Direktorium Gelegenheit, sich in die inneren Verhältnisse Deutschlands zu mischen, bei den einzelnen Regierungen Furcht oder Hoffnung zu erregen, und die spätere Abhängigkeit des größten Theiles Deutschlands von Frankreich vorzubereiten. Der Uebermuth der französischen Generale und Diplomaten kannte keine Gränzen mehr. Französische Truppenmärsche, Blokirungen, Erpressungen dauerten ununterbrochen fort. Ehrenbreitenstein, das im Kriege widerstanden, wurde, während des Waffenstillstandes, mitten unter den Unterhandlungen durch Hunger zur Kapitulation gezwungen.

Eine seit Jahrhunderten nicht mehr vorgekommene Verletzung des Völkerrechts, welche an die dunkelsten und wildesten Zeiten des Mittelalters erinnerte, sollte die Auflösung des rastadter Kongresses begleiten. Der kaiserliche Gesandte Graf von Metternich hatte am 6. April seine Abberufung und die Beendigung der Unterhandlungen angezeigt, und zugleich die Ungültigkeit der bisher vom deutschen Reiche an die Republik gemachten Zugeständnisse erklärt. Am 23. April waren alle gegenseitigen Besprechungen abgebrochen worden. Die französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Jean Debry verlangten ihre Pässe, und, da es in der Umgegend nicht ruhig und sicher war, Geleit bis zum Rhein. Am 28. April erhielten sie die Pässe, aber erst bei Anbruch der Nacht, mit der Weisung von Seiten des österreichischen Militairkommandanten Obersten Barbaczy, die Reise sogleich anzutreten. Ein Geleit wurde

ihnen, unter dem Vorwande, daß der Weg keine Gefahr biete, abgeschlagen. Nur einige hundert Schritt von der Stadt entfernt, wurden die Wagen von als szekler Husaren gekleideten Reitern angehalten, und die darin sitzenden Gesandten niedergehauen. Roberjot und Bonnier hauchten ihr Leben auf der Stelle aus. Jean Debry, der sich todt stellte, gelang es, obgleich von mehren Säbelhieben verwundet, nach dem Abzuge der Mörder mit Hülfe von Bauern nach der Stadt zurückzukehren, wo er zuerst den preußischen Gesandten Dohm von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Der Schrecken und die Entrüstung über die Freveltat war unter den meist noch anwesenden Kongreßmitgliedern allgemein und theilte sich bald ganz Europa mit.

In den beiden Räthen und der pariser Tagespresse erhoben sich Stimmen, welche das österreichische Kabinet der Mitwissenschaft an diesem Verbrechen anklagten. Diese Beschuldigung wurde aber selbst von denen, welche sie erhoben, nicht geglaubt. Die Feinde des Direktoriums sprengten das eben so unwahrscheinliche Gerücht aus, die That sei von demselben, um das Volk zum Haß gegen Oesterreich aufzuregen, und die Stimmung für den gegenwärtigen Krieg zu erhöhen, angestiftet worden. Noch Andere meinten, die Mörder wären französische, in szekler Husaren verkleidete, Ausgewanderte gewesen, indem die Gesandten von einigen unter ihnen in dieser Sprache angeredet worden waren. Dies Alles stellte sich als unannehmbar heraus. Der Kaiser Franz II. äußerte sich über diesen Frevel mit dem lebhaftesten Unwillen, und ordnete die strengste Untersuchung an, durch die aber keine Aufklärung erreicht wurde. Ueber die Urheber und die Beweggründe zu dieser That ist immer ein undurchdringliches Dunkel schweben geblieben, und einzelne Muthmaßungen und Andeutungen, selbst von unparteiischer und sonst unterrichteter Seite mitgetheilt, haben den Schleier nicht zu lüften vermocht.

Nach dem von der Koalition gefaßten Plane sollten die Franzosen von so vielen Seiten her, als möglich war, angegriffen werden. Wären Preußen und Spanien beigetreten, so würde, wie 1793, der Kampf auch am Niederrhein und an den Pyrenäen ausgebrochen, und Frankreich, da jetzt in der Nation nicht dieselbe Begeisterung wie damals vorhanden war, in eine drangvolle Lage gekommen sein. Aber Preußen hoffte, durch ein friedliches Verhältniß mit Frankreich seine Absichten auf Vergrößerung in Deutschland sicherer als durch Krieg erreichen zu können, und war nicht zum Anschluß an einen Fürsten von so launenhafter und beweglicher Gemüthsart, wie Kaiser Paul, der heute verwarf, was er gestern angenommen hatte, geneigt. Spanien war, ungeachtet der durch

die französische Allianz erlittenen Unfälle, derselben in unerklärbarer Verblendung treu geblieben, und ging in dieser Art langsam, aber sicher, einem Abgrunde, der Zerstörung seiner Seemacht, der Empörung seiner Kolonieen und der Entthronung seines Fürstenhauses entgegen. Denn zu dem Allen wurde damals durch den Bund mit Frankreich der Grund gelegt.

Der Haß gegen die französische Republik hatte nie dagewesene politische Combinationen herbeigeführt. Eben so unnatürlich wie das Bündniß zwischen einem spanischen Bourbonen, Verwandten Ludwig XVI., und dem Direktorium, dem Nachfolger des Konvents, welcher das Blut dieses Königs vergossen hatte, war die Annäherung zwischen Rußland und der Pforte, welche sich, um die Franzosen überall zu schwächen und zu beschäftigen, zu einem Angriff auf die von denselben seit dem Frieden von Campo Formio besetzten jonischen Inseln vereinigten. Eine russische und türkische Flotte segelte in das Adriatische Meer und unternahm die Belagerung von Corfu, das am 3. März 1799 zur Uebergabe gezwungen wurde. Der später allgemein bekannt gewordene Ali Pascha von Janina nahm während dieser Zeit das französische Dalmatien ein. Der russische Herrscher, der jetzt ein Verbündeter des Sultans geworden, hatte sich zu gleicher Zeit von einem Theile der Malteserritter zu ihrem Großmeister, also zum Haupte eines Ordens, der den Türken ewige Feindschaft geschworen hatte, wählen lassen. Während zwei bisher für Erbfeinde gehaltene Monarchen, das Oberhaupt der griechischen und das der muselmännischen Religion, einen Bund schlossen, waren die beiden größten Republiken in der Welt, Frankreich und die Vereinigten Staaten, nahe daran, in Kampf gegen einander zu gerathen. Schon waren, in Folge des zwischen Nordamerika und England 1794 abgeschlossenen Handelsvertrages, und der daraus zwischen den beiden Republiken entstandenen Zwistigkeiten, der diplomatische Verkehr zwischen Paris und Washington abgebrochen, Kaperei geübt und Kriegsrüstungen angeordnet worden, als im letzten Augenblick von beiden Seiten eingelenkt wurde. So bunt und widerspruchsvoll hatte die Zeit Alles durcheinander geworfen, die alten Bande zerrissen und neue angeknüpft!

Zum Hauptschauplatz des Kampfes gegen Frankreich war Italien, das dem französischen Einflusse entrissen werden sollte, bestimmt worden. Die französische Streitmacht stand daselbst den Oesterreichern von Anfang an an Zahl nach, war aber noch durch Absendung eines Korps unter General Gauthier, um Florenz zu besetzen, geschwächt worden. Scherer, der von Haus aus wenig Talent besaß und nur durch seine

Verbindung mit Rewbell emporgekommen war, hatte, nur über 46,000 Mann verfügend, 84,000 Oesterreicher vor sich. Außerdem war Scherer bejahrt, kränklich, und bei den Soldaten, wegen seiner Härte und Rauhheit, nicht beliebt. Moreau befehligte unter ihm das französische Centrum. Unter den Divisionairen zeichneten sich zwei später zur Marschallswürde emporgestiegene Generale, Victor und Serrurier, aus. Der Kaiser Franz II. hatte die Führung seiner Armee in Italien Kray, einem der besten österreichischen Generale, übergeben.

Der linke französische Flügel siegte, ungeachtet seiner Minderzahl, bei Pastregno, der rechte wurde aber an demselben Tage (26. März) bei Legnago geschlagen. Kray ging jetzt zum Angriff über, und Scherer erlitt bei Magnano (5. April) eine Niederlage, die ihn nöthigte, sich hinter den Mincio und darauf hinter den Oglio zurückzuziehen. Am 14. April rückte die erste Colonne Russen, welcher zwei Tage später Suwarow folgte, in Verona ein. Scherer mußte Brescia räumen, und bis zur Adda weichen. Er wurde endlich abberufen, und Moreau trat am 25. April in seine Stelle ein.

Nach Suwarow's Vereinigung mit den Oesterreichern nahm der Krieg in Italien für die Franzosen eine entschieden unglückliche Wendung an. Die österreichische Armee, an deren Spitze, statt Kray's, Melas gestellt worden, ward, um Einheit in das Kommando zu bringen, dem russischen Feldherrn untergeben. Die russisch-österreichische Macht war der französischen um das Doppelte überlegen. Moreau's Kunst und seiner Soldaten Tapferkeit vermochten nicht Suwarow's Ungestüm, der von den Türkenkriegen her gewohnt war, keine Verluste und Opfer zu achten und immer vorzudringen, lange aufzuhalten. Den Franzosen war es unmöglich, ihren Abgang an Mannschaft zu ersetzen, während den Verbündeten immer frische Schaaren zuströmten. Suwarow erzwang den Uebergang über die Adda, und schlug die Franzosen bei Cassano dergestalt, daß sie das Mailändische räumen, und sich bis unter die Kanonen von Alessandria zurückziehen mußten. Die cisalpinische Republik verschwand für eine Zeit lang ganz. Ihre Würdenträger flüchteten sich nach Frankreich oder verbargen sich. Cisalpinien hatte eine, im Vergleiche zu seiner Bevölkerung, nur geringe Kriegsmacht, von welcher die tapfere Weichsellegion unter Dombrowsky den Kern ausmachte, errichtet. Manche unter den cisalpinischen Militairs waren über die willkührliche Behandlung Italiens von Seite der Franzosen, und über die von denselben erfahrenen Täuschungen so erbittert, daß sie zu den Oesterreichern

übergingen. Der cisalpinische General Lahoz, der einige Zeit vorher in Paris sich vergeblich gegen die von dem Direktorium eigenmächtig verfügte Umgestaltung der Verfassung seines Landes erhoben hatte, fiel jetzt von den Franzosen ab, und errichtete eine Freischaar, mit der er ihren Rückzug beunruhigte. Die antifranzösische Partei erhob in ganz Ober- und Mittelitalien das Haupt, und Suwarow wurde von ihr überall als ein Befreier empfangen. Er entsandte zahlreiche Abtheilungen seines Heeres zur Belagerung von Festungen, zur Besetzung von Gebirgspässen, zur Unterstützung der sich gegen die Franzosen erhebenden Ortschaften, schwächte aber dadurch seine Hauptmacht, so daß er bei Bassignano (12. Mai) von Moreau geschlagen wurde. Dieser Sieg blieb aber wirkungslos, und stellte das Glück der französischen Waffen nicht wieder her. Die Piemontesen erklärten sich bei Ankunft der Verbündeten gegen die Franzosen, welche jetzt, mit Ausnahme einiger Festungen, ganz Piemont räumen, und sich bis an die genuesische Gränze zurückziehen mußten. Dort erwartete Moreau den aus dem Neapolitanischen heranziehenden Macdonald.

Macdonald, Championnet's Nachfolger im Kommando der französischen Truppen im Königreich Neapel, war zu spät auf den Kriegsschauplatz nach Oberitalien gerufen worden, und hatte außerdem, indem er auf Befehl des Direktoriums in Capua, Gaeta und im Castell St. Elmo Besatzungen zurückließ, sein Heer bedeutend schwächen müssen. Er vereinigte sich auf seinem Zuge mit einigen kleinen im Kirchenstaate und in Toscana stehenden französischen Korps, und gelangte mit 30,000 Mann ungehindert in das Modenesische, wo er die Oesterreicher unter dem Prinzen von Hohenzollern und dem General Klenau über den Po zurücktrieb. Er hoffte, sich mit Moreau, der ihm entgegenzog, bald vereinigen zu können, als Suwarow, von Turin kommend, sich zwischen sie warf, und die Franzosen in der dreitägigen Schlacht an der Trebbia (17., 18. und 19. Junius 1799) schlug. Die französische Armee hatte mit der äußersten Anstrengung gefochten, und ließ die Hälfte ihrer Mannschaft auf dem Wahlplatz. Macdonald sah nur verwundete Generale um sich. Die französischen Soldaten waren von der Blutarbeit so wenig erschöpft, daß sie am Morgen des vierten Tages beim Anblick ihres Generals laut die Erneuerung des Kampfes begehrten. Aber Macdonald wollte nicht die Ueberreste seines Heeres einer fast gewissen Zerstörung durch den dreimal stärkeren Feind aussetzen, und zog sich über den Apennin zurück. Von den Oesterreichern nach der Westküste gedrängt, gelang es ihm

endlich, sich am 14. Julius (1799) in der Umgegend von Genua, mit Moreau zu vereinigen. Er führte demselben aber nur 14,000 Mann zu.

---

18. Wiederherstellung des neapolitanischen Thrones. — Blutige Reaktion.

Ein Staat, wie die parthenopäische Republik, trug nicht die Bedingungen der Dauer in sich, und würde auch ohne äußeren Anstoß, über kurz oder lang, in sich selbst zusammengefallen sein. So viele erleuchtete Geister es im Neapolitanischen unter den höheren und mittleren Klassen geben mochte und wirklich gab, die unendliche Mehrheit des Volkes, von dessen Charakter und Kulturgrad zuletzt das Schicksal eines Landes abhängt, war abergläubig, zügellos, roh, und von jedem anderen Gedanken als dem des augenblicklichen Sinnengenusses entblößt. Die Menge, an eine unumschränkte Regierung, die ihr, wie in Rom, im Privatleben große Freiheit ließ, gewöhnt, bei der Schönheit des Himmels, der Fruchtbarkeit des Bodens, die nothwendigsten Bedürfnisse mit Leichtigkeit befriedigend, sah jede Veränderung in den öffentlichen Verhältnissen als eine Störung in zur anderen Natur gewordenen Gewohnheiten an, und war ihnen deshalb auf das Aeußerste entgegen.

Alle Gegenstände geistiger Bildung, alle mit einer fortschreitenden Zeit zusammenhängenden Bewegungen des Denkens und Wissens waren in der Hauptstadt glänzend vertreten, aber blieben auf sie beschränkt, und übten auf die Provinzen keinen Einfluß auf. Während in Neapel Philosophie, Geschichte, Alterthumskunde, Rechtsgelehrsamkeit, Staatswirthschaft von einzelnen Kreisen, wie nirgends sonst in Italien, gepflegt und verstanden wurden, lag über der Masse der Bevölkerung Unwissenheit und Trägheit wie eine dunkle Wolke verbreitet. Der eigenthümliche, nur die höheren Richtungen des Geistes begünstigende, Gang der neapolitanischen Kultur hatte in diesen Regionen die seltensten und kostbarsten Früchte gezeitigt, aber es war davon nichts auf die niederen Klassen übergegangen.

Es war nicht möglich, in einem solchen Volke die 1789 in Frankreich zur Herrschaft gekommenen Grundsätze einzuführen. Sie konnten demselben durch fremde Waffengewalt für den Augenblick auferlegt wer-

den, aber in ihm, wie sie nicht aus ihm selbst entstanden waren, auch zu keinem eigenthümlichen Leben gelangen. In Frankreich war die ganze Nation, mit Ausnahme einer Hand voll Privilegirter, von dem Bedürfniß einer socialen und politischen Regeneration durchdrungen gewesen, im Königreich Neapel hing die große Mehrheit der Bevölkerung den überlieferten Zuständen an. Unter den Franzosen hielt im Anfange der Revolution Alles fest unter einander zusammen, nahm Alles eine einmüthige Richtung an, die erst später, als die Bewegung über die natürlichen Gränzen hinausging, in Parteien zerfiel, von denen die meisten jedoch weniger über die Principien selbst, als über deren Anwendung von einander abwichen. Unter den Neapolitanern lag zwischen den Wenigen, welche von dem neuen Geiste ergriffen waren, und den zahlreichen Anhängern des Alten eine Kluft, welche nur von der Zukunft und der langsamen Arbeit der Zeit, aber nicht von einer plötzlich aufgestiegenen Neuerungssucht ausgefüllt werden konnte. Es fehlte in Neapel, wie in ganz Italien, an der langen ideellen Vorarbeit, welche in Frankreich 1789 zuletzt zu einem materiellen Durchbruch geführt hatte. Unter den Franzosen war auch in den niederen Klassen ein hohes Selbstgefühl rege geworden, das dieselben, in Verbindung mit dem Elend, unter welchem sie litten, zur Zerstörung des Bestehenden aufstachelte. Im Neapolitanischen war das tägliche Leben leicht, gab es wenig physische Entbehrung, keinen äußeren Druck, und Das, was davon vorhanden sein mochte, wurde von dem Volke nicht empfunden. Das ideenlose, phantastisch-sinnliche Wesen des Neapolitaners fiel aus einer plötzlichen Erregung bald wieder in die gewöhnliche Schlaffheit zurück. Dagegen war der von der Macht allgemeiner Grundsätze, von dem Gefühl persönlicher und nationaler Ehre durchdrungene Charakter der Franzosen des höchsten Aufschwunges, und einer dauernden Kraftentwickelung fähig.

Auf zwei Völker, zwischen denen solche Gegensätze bestanden, konnte nicht dasselbe System angewandt werden. Gleichwohl wollten die neapolitanischen Demokraten in die Fußtapfen ihrer französischen Vorgänger von 1789 treten, und ahmten dieselben in allen Dingen nach. Ein so unvorbereiteter Versuch würde selbst unter günstigeren Umständen nicht gelungen sein.

Championnet hatte, nachdem Neapel von ihm am 23. Januar besetzt worden, demselben eine Kriegssteuer von zwölf, den Provinzen von fünfzehn Mill. Frcs., und die für sein Heer nöthigen Lieferungen auferlegt. Aber sich hierauf beschränkend, wollte er keine Erpressungen und Bedrückungen dulden, und widersetzte sich dem vom Direktorium abge-

sandten Commissarius Faypoult, der die neapolitanische Hauptstadt, wie seine Vorgänger in Parma, Modena, Venedig, Rom u. s. w. gethan, zu behandeln dachte. Faypoult, der sich früher schon in Genua hart und willkührlich gezeigt hatte, berief sich auf die ihm in Paris ertheilten Vollmachten, welche von Championnet nicht anerkannt wurden. Nach langem Hader gab das Direktorium dem Commissarius gegen den General Recht, und entsetzte Championnet, der seine Armee siegreich von Perugia bis Neapel geführt hatte, nicht nur des Kommando's, sondern ließ ihn wie einen Verbrecher behandeln, verhaften und nach Frankreich abführen. Die öffentliche Meinung sprach sich aber für diesen tapferen und menschenfreundlichen Feldherrn so nachdrücklich aus, daß er bald befreit und wieder im aktiven Dienst verwendet wurde. Macdonald war ihm, wie schon bemerkt worden, im Oberbefehl über das Heer im Neapolitanischen gefolgt. Championnet hatte den Neapolitanern in sofern einen wesentlichen Dienst geleistet, als in Folge des Streites mit ihm auch Faypoult abgerufen, und durch den milder gesinnten Abrial ersetzt wurde.

Im Neapolitanischen war unterdessen Alles auf französischen Fuß eingerichtet worden. Ein Direktorium und zwei Räthe standen an der Spitze der neuen Republik. Die uralten, der Geschichte und Stammesverschiedenheiten angehörigen Namen und Umgränzungen der Provinzen verschwanden, und machten der geographischen Eintheilung nach Departements Platz. Die noch unter der Monarchie ernannten städtischen Behörden wurden entlassen, und sollten dem Geiste der Republik gemäß erneuert werden. Die damit beauftragten Wahlkollegien gaben aber ihre Stimmen meist an so unfähige Personen, daß die Regierung dieselben verwarf, und diese Stellen durch von ihr ernannte Kommissarien besetzen ließ. Das Feudalwesen wurde aufgehoben, bei der Auseinandersetzung zwischen den Grundherren und den Bauern aber so ungeschickt verfahren, daß letztere, obwohl es auf ihr Bestes abgesehen war, sich von den neuen Einrichtungen entschieden abwandten. Die Klubs mischten sich, wie während der ersten Jahre der Revolution in Frankreich, in Alles, brachten aber keinen Aufschwung im Volke hervor, sondern trugen nur zu der immer größer werdenden Verwirrung in allen öffentlichen Verhältnissen bei.

Die Gewohnheiten der Bevölkerung sollten auf einmal geändert werden. Die Feiertage wurden vermindert, die kirchlichen Umzüge abgeschafft, und die nächtlichen Lustbarkeiten, unter dem heißen Himmel in der guten Jahreszeit fast eine Nothwendigkeit, verboten. Die Geistlichkeit fürchtete eine Nachbildung der französischen „Constitution civile du

Clergé" eingeführt zu ſehen, und nahm das Volk durch alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel gegen die neue Ordnung der Dinge ein. Die Machthaber verſäumten es, Vertheidigungsmittel gegen die unausbleiblichen Angriffe ihrer Gegend vorzubereiten. Die königlichen Truppen, welche nicht dem Hofe nach Sicilien gefolgt waren, hatten, mit Ausnahme einiger Feſtungsbeſatzungen, ihren Abſchied erhalten. Uneingeübte Rekruten, die zum Theil nicht einmal Waffen erhielten, ſollten ſie erſetzen. Die entlaſſenen Soldaten vermehrten die ohnedies große Zahl der Unzufriedenen, und viele von ihnen ergaben ſich, aus Mangel an Unterhalt, dem Räuberleben. Aus Mißtrauen gegen die Bevölkerung verhinderten die Franzoſen die Errichtung einer Nationalgarde, welche noch am Erſten dazu geeignet geweſen wäre, den inneren Unordnungen ein Ziel zu ſetzen.

Der nach Sicilien geflüchtete Hof unterhielt in allen Klaſſen Einverſtändniſſe, und war über die Stimmung des Volkes und die Schwäche der demokratiſchen Partei unterrichtet. In den Gebirgsgegenden hatte das Volk den neuen Einrichtungen offen den Gehorſam verweigert, und in den Provinzen am adriatiſchen Meer ſich nur dem Schein nach unterworfen. Die republikaniſchen Inſtitutionen beſtanden nur da, wo Militairgewalt zu ihrem Schutze vorhanden war, ſonſt kehrte ſich Niemand an dieſelben.

Schon Ende Februars war der Erzbiſchof von Neapel, Kardinal Ruffo, welcher Ferdinand IV. nach Sicilien begleitet hatte, von dort zurückgekehrt, und in Calabrien gelandet, wo die Bevölkerung von jeher kriegeriſch geſinnt, und, zum Theil aus Hirten, Jägern, Schleichhändlern und Banditen beſtehend, der Sache des Königs anhing. Ruffo, der mit wenigen Leuten angekommen, ſah ſich bald von zahlreichen Schaaren umgeben, und wurde von Ferdinand IV. zum Generalſtatthalter des Königreichs Neapel ernannt. Dieſer Kardinal, welcher eher an die kriegeriſchen Mönche Navarra's und Cataloniens als an die italieniſchen Prälaten erinnerte, verſchmähte kein Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes, und trat ſogar mit verbrecheriſchem Geſindel, mit Räuberhauptleuten, wie Fra Diavolo, Mammone, Panſanera u. ſ. w., in Verbindung. So lange indeſſen ein franzöſiſches Heer im Lande anweſend war, hatte Ruffo wenig Ausſicht auf Erfolg. Es war ein Donnerſchlag für die neapolitaniſchen Republikaner, als Macdonald Mitte Mai Befehl erhielt, nach Norditalien zur Unterſtützung Moreau's zu ziehen. In aller Eile ward jetzt eine Nationalgarde errichtet, die Hauptſtadt befeſtigt, und zum Kampfe gerüſtet. Es fehlte dazu nicht an Muth, aber an Zeit, und neben dem

von Außen her anrückenden Feinde bekamen es die Demokraten in Neapel selbst mit den Lazzaronen zu thun, die schon seit Monaten nur auf eine Gelegenheit, sich für die ihnen widerfahrene Niederlage zu rächen, warteten.

Ruffo, zu dessen Fahnen, nach dem Abzuge der Franzosen, das Landvolk haufenweise strömte, war mit 25,000 Mann in die Nähe von Neapel gerückt. Vom 13. bis 21. Junius wurde auf allen Punkten in der Umgegend der Hauptstadt gefochten, und von der republikanisch gesinnten Nationalgarde eine dieser Bevölkerung sonst nicht gewöhnliche Unerschrockenheit an den Tag gelegt. Aber es fehlte an einem hervorragenden Führer, um den sich Alles, wie um einen Mittelpunkt, hätte sammeln können, an Plan und Leitung. Die Vorstädte, welche nicht länger zu halten waren, gingen an den Kardinal über. Jetzt erhoben sich die Lazzaronen, und plünderten und mordeten mit denen ihnen gleich gesinnten Calabresen vermischt, angeblich um die Feinde des Königs auszurotten, in Wahrheit aber so unterschiedslos, daß Ruffo von der in der Nähe liegenden russisch-türkischen Flotte Marinesoldaten zum Schutz gegen seine eigenen Leute kommen lassen mußte.

Nach mehrtägigen Gefechten, in welchen die Republikaner das Innere der Stadt, Straße vor Straße, und oft von Haus zu Haus, mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigt hatten, aber zuletzt der Uebermacht erlegen waren, kam am 23. Junius, unter Vermittlung des französischen Kommandanten des Castells St. Elmo, und englischer, russischer und türkischer Befehlshaber, eine Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher die Nationalgarde die Waffen niederlegte, und die Forts räumte, dagegen Schutz für Personen und Eigenthum zugesichert erhielt. Das Direktorium der parthenopäischen Republik, die Mitglieder der beiden Räthe, die Minister, die höheren Officiere sollten sich entweder auf neutralen Schiffen in das Ausland begeben, oder, wenn sie es vorzögen, ungefährdet in der Heimath bleiben können. Ruffo, der sich nach dem Siege gemäßigt zeigte, war auf diesen Vertrag in der Absicht, ihn zu halten, eingegangen. Es ward aber in denselben von den Betheiligten, welche den neapolitanischen Hof und dessen Werkzeuge kannten, kein Vertrauen gesetzt. Die meisten hervorragenden Theilnehmer an der Revolution waren deshalb entschlossen, in Frankreich eine Zuflucht zu suchen. Schon hatten mehrere Schiffe mit Flüchtlingen den Hafen verlassen und andere schickten sich zur Abfahrt an, als Lord Nelson mit seiner Flotte vor Neapel erschien. Mit ihm war Lady Hamilton, die den nur im Kampfe großen und festen Nelson so zu berücken gewußt hatte, daß er

sich ihr ganz zu eigen gab, und auf alle ihre Einflüsterungen hörte. Sie hegte einen lebhaften Haß nicht nur gegen manche unter den neapolitanischen Großen, welche ihr früher Geringschätzung gezeigt hatten, sondern gewissermaßen gegen ganz Neapel. Denn sie war, während ihrer Abwesenheit in Sicilien, in den republikanischen Tagesblättern, als der böse Genius des Landes, als die Verführerin der Königin Marie Caroline hingestellt, und es waren alle gegen sie früher im Stillen umherlaufenden Gerüchte und Anschuldigungen der Oeffentlichkeit übergeben worden. Lady Hamilton behauptete, aus dem Munde der Königin selbst gehört zu haben, daß Ferdinand IV. gegen seine empörten Unterthanen die ganze Strenge der Gesetze eintreten lassen wolle. Der englische Admiral verwarf hierauf die von dem französischen Kommandanten des Castells St. Elmo, von dem englischen Kommodore Food, und russischen und türkischen Officieren unterzeichnete Kapitulation und ließ die zur Abreise bereiten Republikaner auf seine Schiffe bringen, und daselbst in Ketten legen. Nelson blieb, von seiner für Lady Hamilton Leidenschaft verblendet, gegen alle Vorstellungen und Einreden der Gewährleister der Uebereinkunft taub.

Wenige Tage nachher kam König Ferdinand, auf einer englischen Fregatte, von seiner Familie und dem Minister Acton begleitet, im Hafen von Neapel an, billigte das Verfahren des englischen Admirals, und erkannte die Kapitulation nicht an. Sogleich wurden in der Hauptstadt und in den Provinzen die Urheber und Theilnehmer an der Revolution, Alle welche von ihr Aemter angenommen, ihr Treue geschworen, ihre Abzeichen getragen hatten, in Massen eingekerkert. Die französischen Besatzungen der Festungen und Forts erhielten freien Abzug. Aber in Neapel ward eine Kriminaljunta eingesetzt, welche die zur Haft gebrachten Mitglieder des Direktoriums, des gesetzgebenden Körpers, die höheren Beamten, den Generalstab der Nationalgarde, die republikanischen Land- und Seeofficiere zum Tode verurtheilte. Dieselben wurden theils an den Masten der englischen Schiffe, theils an auf dem Strande errichteten Galgen gehängt. In den Provinzen dauerten die Hinrichtungen mehre Monate lang fort. Die geistige Blüthe des Königreichs Neapel ging hierbei zu Grunde, und hat sich seitdem nicht mehr wiederherstellen können. Denn es waren meist die talentvollsten Personen, welche sich an der Erhebung gegen das alte System betheiligt hatten. Weder Alter, Rang, Geschlecht, noch früher geleistete Dienste wurden als Milderungsgrund berücksichtigt. Der in ganz Europa bekannte Arzt Cirillo, der Mitglieder der königlichen Familie in ihren Krankheiten behandelt hatte, die

durch ihr litterarisches Talent ausgezeichnete Schriftstellerin Fonseca-Pimentel, wurden hingerichtet. Es gab Frauen, welche, im Kerker niedergekommen, bald nachher das Schaffot besteigen mußten.

Eine besondere Erwähnung verdient das Geschick des Admirals Fürsten von Caraccioli. Derselbe hatte Ferdinand IV. nach Sicilien begleitet, war dann aber aus Besorgniß, seine Besitzungen von der republikanischen Regierung mit Beschlag belegt zu sehen, nach Neapel zurückgekehrt, und in den Dienst der neuen Machthaber getreten. Er wurde verhaftet und zum Tode verurtheilt. Ein von ihm befehligtes Geschwader war früher mit der englischen Flotte vereinigt gewesen, und er hatte sich in einem Gefecht gegen die Franzosen unter Nelson's Augen ausgezeichnet. Der englische Admiral ward dadurch nicht verhindert, diesen ihm persönlich bekannten, durch Charakter und Ruf hervorragenden Greis am Mast eines seiner Schiffe hängen, und den Leichnam in das Meer werfen zu lassen, wo derselbe von dem Könige Ferdinand, bei der Rückkehr nach Neapel, von den Wellen umhergetrieben, gefunden wurde. Vergebens hatte Caraccioli um den Tod durch die Kugel und ein Grab gebeten. Lady Hamilton, die ihn persönlich haßte, war dagegen gewesen. Weder Nelson's glänzende Thaten noch sein Heldentod haben hingereicht, um diesen Flecken in seinem sonst so ruhmvollen Leben, diese mit Grausamkeit vermischte Nachgiebigkeit gegen ein buhlerisches Weib, ganz verwischen zu können. Am 10. Julius zog Ferdinand IV. wieder in seine von Blut und Leichen erfüllte Hauptstadt ein.

---

19. Fortsetzung des Koalitionskrieges von 1799. — Kämpfe in der Schweiz, in Italien, am Rhein und in Holland.

Massena sollte, nachdem die Truppen, welche früher unter Bernadotte am Mittelrhein gestanden, mit dem Heere in der Schweiz vereinigt worden, die lange Linie von den Quellen des Rheins bis zur Mündung des Neckars mit ungefähr 80,000 Mann decken. Hierzu reichte diese Macht, die Zahl der Feinde, und den Umstand in Betracht gezogen, daß Massena's linke Flanke durch die Unfälle der Franzosen in Italien blosgestellt wurde, nicht aus. Auch blieb Massena ganz auf sich beschränkt, konnte weder Ersatzmannschaft aus Frankreich erhalten, noch auf Hülfe von Seiten der Schweizer rechnen. Das Direktorium der

helvetischen Republik hatte zwar, vermöge des mit Frankreich bestehenden Bündnisses*), ein Kontingent von 10,000 Mann zu stellen versprochen, es traf davon aber nur ein geringer Theil, meist aus französischen Schweizern bestehend, bei Massena ein. Die kriegerischen Kantone der Urschweiz waren nicht nur nicht zur Unterstützung der Franzosen geneigt, sondern 3000 ausgewanderte Luzerner, Unterwaldner, Urner u. s. w. hatten sich in das österreichische Lager begeben. Ungeachtet die österreichischen Generale, bei ihrer Abneigung gegen jede Volkserhebung und Darlegung selbstständiger Gesinnung, die Stimmung der Schweizer nicht zu benutzen verstanden, so wurde doch ihren Truppen überall durch Verpflegung, Zufuhr, Kundschaft, Vorschub geleistet. Es gehörten Massena's große militairische Talente dazu, um zu verhindern, daß die Wagschale sich nicht ganz auf Seite der Verbündeten neigte, und um den Kampf so lange aufrecht zu erhalten, bis die Mißgriffe der Gegner ihm zum Siege verhelfen konnten.

Massena beschloß seine Hauptmacht auf ein verschanztes Lager bei Zürich zu stützen. Den von Italien her drohenden Angriffen sollte Lecourbe im Oberinnthal, Loison im Veltlin begegnen, Menard das Oberrheinthal, Turreau den Simplon vertheidigen. Souham war mit einem Korps bei Basel zur Erhaltung der Verbindung mit Frankreich aufgestellt. Während der Erzherzog Karl noch am rechten Ufer des Oberrheins gelagert war, brach der österreichische General Bellegarde über die rhätische Alpenkette in Graubünden ein, und eine russische Division drang durch das Thal der Adda und des Tessin vor. Nach hartnäckigem Widerstande mußte Lecourbe das von ihm einen Monat vorher besetzte Engadin räumen. Sobald die Oesterreicher in Graubünden erschienen waren, hatten ihre Anhänger daselbst und in den benachbarten Kantonen zu den Waffen gegriffen. Der österreichische General Hotze, ein geborner Schweizer, trug durch seinen Einfluß und sein Beispiel dazu bei, daß der Aufstand sich über Wallis, Schwyz, Zug, Uri verbreitete. Die altschweizerische Partei wurde zwar von Soult und Menard zu wiederholten Malen geschlagen, aber Lecourbe und Loison mußten sich vor Haddik's überlegenen Angriffen bis in das Reußthal zurückziehen. Am 31. Mai und 1. Junius kämpften Franzosen und Oesterreicher mit wüthender Erbitterung um den Besitz der Teufelsbrücke, die in die Hände der Oesterreicher fiel. Hotze hatte, nachdem ein erster Angriff auf den Lucienſteig von Menard abgeschlagen worden, denselben zuletzt genom-

*) Abgeschlossen den 21. August 1798.

men, und der rechte Flügel der französischen Armee war auf diese Art der Rheinlinie verlustig gegangen.

Am 23. Mai hatte der Erzherzog Karl bei Schaffhausen den Rhein überschritten, und Massena zog sich, nachdem er bei Frauenfeld ein unentschiedenes Gefecht gegen Hotze bestanden, auf sein verschanztes Lager bei Zürich zurück. Am 4. Junius von dem Erzherzoge daselbst angegriffen, wich der französische Obergeneral hinter die Limmat, und nahm eine von Natur feste Stellung am Fuß des Albis ein. Der Erzherzog Karl begnügte sich damit, am rechten Ufer der Aar und Limmat Batterien zu errichten, die Vollendung eines Brückenkopfes am Rhein bei Büsingen zu beschleunigen, und Zürich zu besetzen, nahm aber zwei Monate lang nichts Entscheidendes gegen die französische Armee vor. Diese Unthätigkeit, die dem Erzherzoge von Wien aus, wahrscheinlich mehr aus politischen als strategischen Gründen, vorgeschrieben wurde, und bisher unaufgeklärt geblieben, ist auf den Ausgang des ganzen Feldzuges nicht ohne Einfluß geblieben.

Während die Franzosen sich in der Schweiz unter einem so begabten Feldherrn, wie Massena, der alle Vortheile des Bodens und der Stellung für sich zu benutzen verstand, nur mit Aufbietung aller Kräfte behaupten konnten, im Ganzen aber eine Zeit lang den Kürzeren zogen, wurden sie in Italien von einem Unfall nach dem anderen getroffen. Die Citadelle von Turin hatte sich schon am 20. Junius an die Russen ergeben. Alessandria kapitulirte am 22., Mantua am 28. Julius, und die Oesterreicher verbreiteten sich, von der Bevölkerung überall mit Jubel aufgenommen, über Parma, die Legationen und Toscana. So üble Früchte hatte für die Republik das, von ihren Oberhäuptern und deren Werkzeugen im Auslande eingeführte, Unterdrückungs- und Erpressungssystem getragen!

Ein neues Heer war von dem Direktorium zur Wiedereroberung Italiens bestimmt worden. Bernadotte hatte, in seiner Eigenschaft als Kriegsminister, alles Mögliche gethan, um dasselbe so zahlreich und gut ausgerüstet als möglich auftreten zu lassen. Championnet, von den gegen ihn, wegen seines Verhaltens in Neapel, erhobenen Beschuldigungen frei gesprochen, hatte das Kommando über die Alpenarmee, welche die Verbindung zwischen der französischen Streitmacht in der Schweiz, und den Ueberresten der, unter Moreau an der genuesischen Gränze lagernden, Armee von Italien bilden sollte, erhalten. Aber an die Spitze des Hauptheeres wurde, auf Sieyès' Antrag, der jetzt die überwiegende Stimme im Direktorium besaß, Joubert, der sich bei allen Gelegenheiten,

am Rhein, an der Mosel und Sambre ausgezeichnet hatte, gestellt. Sieyès dachte diesem jungen feurigen Manne, der sich, außer seinem militairischen Talent, auch durch seinen Charakter, durch Aufrichtigkeit und Mäßigung empfahl, später, nachdem er sich in einem selbstständigen Oberbefehl neuen Kriegsruhm erworben haben würde, eine hervorragende politische Stellung im Innern zu verschaffen. Zu dem Ende hatte Sieyès, um Joubert mit einem bedeutenden Kreise in nähere Berührung zu bringen, eine Vermählung desselben mit der Stieftochter des Marquis von Semnonville, welcher mit Lucian Bonaparte, Talleyrand, und den einflußreichsten Mitgliedern der beiden Räthe befreundet war, herbeigeführt. Joubert ging auf Sieyès' Plan ein. Aber durch diese eheliche Verbindung wurde die Abreise des neuen Obergenerals nach Italien um vier Wochen verzögert.

Joubert vereinigte sich mit Moreau, der, zum Oberbefehl über die Rheinarmee bestimmt, bis ein entscheidender Wurf gefallen sein würde, bei dem Heere in Italien blieb, und wollte die von den Verbündeten belagerten Festungen Coni und Tortona entsetzen. Es konnte dies nicht ohne eine Schlacht geschehen, die am 15. August (1799) bei Novi geliefert wurde. Von Kray, der Mantua belagert hatte, war nach dem Falle dieser Festung der Hauptmacht der Verbündeten eine bedeutende Verstärkung zugeführt worden. Die von Suwarow kommandirten Russen und Oesterreicher waren 60,000, die Franzosen 40,000 Mann stark. Dieses Mißverhältniß erschreckte Joubert nicht, der sich auf sein Talent, und die Begeisterung seiner Soldaten verließ, von denen er am Morgen mit dem tausendfachen Rufe: „Sieg oder Tod!" empfangen wurde. Joubert hatte sich eben an die Spitze einer Angriffskolonne gestellt, als er, von einer Flintenkugel tödtlich getroffen, einem seiner Adjutanten in die Arme sank. Seine letzten Worte waren: „Vorwärts, immer vorwärts, Soldaten!" — Es erhob sich jetzt ein Kampf, so hartnäckig und blutig wie an der Trebbia, der bis zur Dunkelheit fortdauerte. Moreau, dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und dessen Kleider von Kugeln durchlöchert worden, ordnete mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit den Rückzug an. Er mußte sich von drei Divisionen seiner Armee unter Grouchy, Perignon und Colli trennen, die, nach Novi zurückgeworfen, und daselbst eingeschlossen, nachdem sie sich auf das Aeußerste gewehrt hatten, überwältigt wurden. Sechszehntausend Franzosen lagen auf dem Schlachtfelde. Championnet bemühte sich, vom kleinen Bernhard her dem geschlagenen Heere zu Hülfe zu kommen, wurde aber von der überlegenen Streitmacht der Verbündeten daran verhindert.

Die bisher noch unbezwungen gebliebenen piemontesischen Festungen gingen jetzt in kurzer Frist über.

Nicht lange nachher hörte die römische Republik, welche immer gesiecht hatte, aber nach dem Abzuge der Neapolitaner der Form nach wiederhergestellt worden war, ganz auf. Der General Garnier, welcher sich am 21. und 22. September mit einem kleinen Korps von Franzosen und Polen gegen eine große Uebermacht tüchtig geschlagen hatte, erlangte eine Kapitulation, die nicht nur seinen Truppen, sondern auch den römischen Patrioten*), wenn sie davon Gebrauch machen wollten, freien Abzug gewährte (30. September). Zwei unter den republikanischen Würdenträgern, welche in Rom zurückgeblieben waren, die Konsuln Zaccaleone und Mattei, wurden arg gemißhandelt. Man setzte sie auf Esel, führte sie in diesem Aufzuge durch die Stadt, und gesellte sie dann den Galeerensträflingen zu. Auch einige Hinrichtungen fanden statt. Diese Reaktion ließ sich indessen nicht mit der neapolitanischen vergleichen. Ancona wurde von dem General Monnier tapfer vertheidigt, mußte aber, da sich keine Aussicht auf Entsatz zeigte, am 14. November kapituliren. Die Garnison wurde nach Frankreich eingeschifft. Zu der Einnahme Ancona's, und der Wiederherstellung der päbstlichen Herrschaft daselbst hatten, ein noch nie dagewesener Fall, Oesterreicher, Neapolitaner, Russen, Engländer, Türken, also Katholiken, Schismatiker, Ketzer und Ungläubige, mitgewirkt. Ende 1799, drei Jahre, nachdem Bonaparte seinen Eroberungszug angetreten hatte, war die französische Herrschaft in Italien auf Genua und Nizza beschränkt.

Es war, seitdem der Erzherzog Karl Zürich besetzt hatte (6. Junius), in der Schweiz kein Ereigniß von Bedeutung mehr vorgefallen. Im August langte Korsakoff, um wieder Leben in die Kriegsunternehmungen zu bringen, mit einem russischen Hülfskorps bei den Oesterreichern an. Suwarow setzte sich ebenfalls nach der Schweiz hin in Bewegung. Es war auf Veranlassung des wiener Kabinets, welches die Wiedereroberung Italiens allein durch seine Waffen beendigt sehen wollte, ein neuer Kriegsplan, mit welchem Suwarow nicht übereinstimmte, dem er aber seine Mitwirkung nicht versagen zu können glaubte, angenommen worden. Nach diesem Entwurf sollte die gänzliche Vertreibung der Franzosen aus Italien den Oesterreichern unter Melas überlassen bleiben,

*) Bei dieser Gelegenheit verlor Italien den berühmten Archäologen Ennius Quirinus Visconti, welcher Minister unter der Republik gewesen, und damals für immer nach Paris übersiedelte.

Suwarow Maſſena aus der Schweiz werfen und dann in Frankreich eindringen, der Erzherzog Karl aber ſich nach dem Rhein und der Moſel, um den in Holland gelandeten Engländern und Ruſſen die Hand zu reichen, wenden.

Es war Uneinigkeit zwiſchen den öſterreichiſchen und ruſſiſchen Generalen ausgebrochen. Suwarow's Kraft und Glück, dem es bisher allein gegeben geweſen, den ſeit lange ſiegreichen Franzoſen eine Reihe von Niederlagen beizubringen, hatte, in Verbindung mit ſeinem unverhehlten Selbſtgefühl, die Unzufriedenheit und Eiferſucht der Oeſterreicher erregt. Der Erzherzog Karl, welcher dieſe Stimmung theilte, mit Korſakoff in keinem guten Einvernehmen ſtand, und die perſönliche Berührung mit Suwarow vermeiden wollte, benutzte die Nachricht von einem unter dem General Müller von den Franzoſen auf Philippsburg unternommenen Angriffe, um die Schweiz, ehe noch die ruſſiſche Hauptmacht daſelbſt angelangt war, zu verlaſſen, und nach dem Mittelrhein zu ziehen. Es blieben nur 22,000 Oeſterreicher, unter Hotze, zu Korſakoff's Unterſtützung zurück. Dieſer ſchnelle Abmarſch (31. Auguſt) wurde von den Ruſſen übel aufgenommen, und von Maſſena trefflich benutzt.

Die Franzoſen hatten ſchon vor dem Abzuge der öſterreichiſchen Hauptmacht die Offenſive ergriffen. Es war Maſſena gelungen, durch Gudin, Loiſon und Lecourbe die St. Gotthardſtraße, und das Rhone- und Reußthal wieder beſetzen, und die Oeſterreicher über die Linth zurückwerfen zu laſſen. Jetzt zog Suwarow von Bellinzona heran. Vom 25. September an wurde in der Nähe des urner Loches und der Teufelsbrücke eine Reihe von Gefechten geliefert, in welchen die Ruſſen, von ihrem großen Feldherrn durch Wort und Beiſpiel angefeuert, eine außerordentliche Tapferkeit bewieſen, die Hinderniſſe der Natur und den Widerſtand des Feindes beſiegten, und bis Altorf vordrangen.

Aber ſo wie der Erzherzog Karl, zum Nachtheil der gemeinſamen Sache, die Schweiz zu früh verlaſſen hatte, ſo war Suwarow zu ſpät daſelbſt angelangt. Die Verbündeten hatten auf dieſen Feldzug in der Schweiz große Hoffnungen gebaut. In manchen politiſchen Kreiſen glaubte man ſchon, daß der bisher nie überwundene Suwarow der franzöſiſchen Republik ein Ende machen, und den Frieden in Paris diktiren werde. Aber es war dabei Maſſena's großes Talent, ſeine Entſchloſſenheit und Vorausberechnung, und die Kriegsgeübtheit ſeiner Truppen nicht in Anſchlag gebracht worden. Maſſena verſtand es, die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu hindern. Am 25. September griff er auf der ganzen Linie an. Der General Lorges ging über die Limmat, und überfiel bei

Dietikon drei russische Bataillone, die bis auf den letzten Mann niedergemacht oder gefangen genommen wurden. Soult schlug die Oesterreicher an der Linth, wobei der tapfere Hotze fiel. Molitor drängte Jellachich bei Mollis und Näfels zurück. Menard warf 6000 Russen unter Durassof, die sich mit Korsakoff vereinigen wollten, zurück. Oudinot stellte sich in der Nähe von Zürich auf. Am 26. Oktober war Korsakoff in dieser Stadt von 35,000 Franzosen umzingelt. Es gelang ihm zwar, mit dem Kern seiner Truppen die feindlichen Reihen zu durchbrechen, aber die russische Nachhut wurde nach Zürich zurückgeworfen, und 5000 Mann davon in den Straßen getödtet oder zur Niederlegung der Waffen gezwungen. Bei dieser Gelegenheit ward dem edlen, menschenfreundlichen Lavater, der aus seiner Wohnung geeilt war, um gefangene Russen vor der Wuth französischer Soldaten zu schützen, von einem der letzteren eine tödtliche Wunde beigebracht. Korsakoff zog sich nach dem Rhein zurück, Jellachich wurde aus Graubünden zurückgedrängt.

Suwarow hatte sein Hauptquartier in Altorf aufgeschlagen, als er der Nachricht von der Niederlage der Russen und Oesterreicher erhielt. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, den Geschlagenen rasch zu Hülfe zu kommen, so würde er vielleicht dem Kriege eine andere Wendung gegeben, wenigstens den Franzosen noch eine Zeit lang die Spitze geboten haben. Aber Lecourbe hatte alle Schiffe, welche die Russen über den Vierwaldstättersee führen konnten, an das westliche Ufer bringen lassen. Der russische Feldherr entschloß sich, östlich vom See durch das Schächen- und Muottathal nach Schwyz und Glarus zu ziehen. Die Straße war so beschwerlich, daß die Russen vom 24. bis 29. September nicht über zwei Meilen Weges zurücklegten. Suwarow wehrte, von den Franzosen unaufhörlich angegriffen, dieselben unter blutigen Gefechten ab, und erreichte mit den äußerst geschwächten Ueberresten seines Heeres Glarus. Hier fand er den Weg vom Feinde gesperrt, und mußte sich durch das Rheinthal zurückziehen. Am 7. Oktober versuchte Korsakoff, auf Suwarow's Befehl, bei Büsingen und Diesenhofen noch einmal sein Glück gegen Massena, ward aber wiederum geschlagen. Am 10. Oktober stand Suwarow in Ilanz in Graubünden, und zog sich von da hinter den Lech zurück, von wo er im Frühling des nächsten Jahres mit den Trümmern seiner Armee nach Rußland zurückkehrte. Schon vor Mitte Oktobers waren die Franzosen wieder Herren der Schweiz, und keine Russen und Oesterreicher, mit Ausnahme der Gefangenen, deren es 18,000 gab, daselbst anzutreffen. Massena hatte Frankreich bei Zürich, wie Dumouriez sieben Jahre vorher bei Valmy, gerettet. Die französischen Krieger

waren von jeher durch ihren ungestümen Muth bekannt gewesen. Aber eine so unerschütterliche Ausdauer wie in diesem Feldzuge, wo sie im Anfange von überlegenen Streitkräften angegriffen, und oft geschlagen, sich immer wieder mit ungeschwächter Kraft erhoben, hatten sie vorher selten an den Tag gelegt.

Um Massena bei dem, anfänglich für ihn drückenden, Kampfe gegen die Uebermacht der Verbündeten in der Schweiz Luft zu machen, hatte der General Müller mit 20,000 Mann die deutsche Gränze überschritten, und Philippsburg zu beschießen angefangen. In der That zog dieser Angriff, wie oben erwähnt worden, den Erzherzog Karl herbei, der die Franzosen über den Rhein zurückwarf, und Mannheim mit Sturm nahm. Die Nachricht von Korsakoff's Niederlage bei Zürich rief den Erzherzog wieder nach dem Oberrhein zurück, wo aber nichts Erhebliches mehr vorfiel.

Die Parteikämpfe in der batavischen Republik, die Sehnsucht der Holländer nach ihren früheren Zuständen, hatten der Koalition die Hoffnung eingeflößt, daß sich, beim Erscheinen eines verbündeten Heeres, das Volk gegen die Franzosen und für die Rückberufung des Erbstatthalters aussprechen würde. Die Holländer begannen die Folgen des mit Frankreich abgeschlossenen Bundesvertrages*) schwer zu fühlen. Die Engländer hatten davon den Vorwand hergenommen, sich der besten Kolonieen, welche einst von den vereinigten Provinzen, mit Aufwand so vielen Blutes und Geldes, erworben worden waren, zu bemächtigen. Die batavische Republik hatte eine große Flotte von 15 Linienschiffen und 10 Fregatten ausgerüstet, die, angemessen geführt, in gewissen Momenten, namentlich bei dem englischen Matrosenaufstande, viel auszurichten im Stande gewesen wäre, sich damals aber unthätig verhielt. Als sie endlich unter dem Oberbefehl des batavischen Admirals de Winter auslief, wurde sie bei Camperduin von den Engländern geschlagen, und verlor zehn ihrer Schiffe (11. Oktober 1797). Die batavische Republik stand zwischen zwei Feuern, wurde von den Franzosen als Freunden gedrückt, und von den Engländern als Feinden bekriegt. Im Innern wurde sie von zwei Parteien, den Demokraten oder Anhängern der Franzosen, und von den Föderalisten oder altholländisch Gesinnten, zerrissen, die abwechselnd die obersten Stellen aus ihrer Mitte besetzten, Staatsstreiche gegen einander verübten, sich in die Acht erklärten und verjagten. Die ganze Organisation schien jeden Augenblick in Frage gestellt zu

*) 16. Mai 1795.

sein, und die Bevölkerung wurde von allen Seiten her beunruhigt und gedrängt.

Unter solchen Umständen erschien eine englische Flotte in der Meerenge zwischen dem Texel und Helder, und schiffte 20,000 Mann Truppen aus (27. August 1799). An der Spitze derselben stand Abercrombie, der tüchtigste unter den damaligen englischen Generalen. Die batavische Flotte, welche im Hafen Nieuw-Diep lag, gab der Aufforderung des mit der Expedition angelangten Erbstatthalters Gehör, und ging zu den Engländern über, welche auf diese Art, ohne Schwerdtschlag, ihre Flotte mit zehn batavischen Linien- und zwanzig anderen Kriegsschiffen vermehrten. Im September kamen noch 4000 Engländer und 13,000 Russen an. Von dem Herzoge von York, der jetzt den Oberbefehl über das verbündete Herr übernahm, persönlich tapfer aber von militairischem Talent entblößt war, wurden keine zweckmäßigen Vorbereitungen zum Kampfe getroffen. Die Armee zog ohne Plan und Zweck hin und her. Die Holländer erhoben sich nicht zu Gunsten des Erbstatthalters, der ihnen durch den Bund mit den Engländern fremd geworden war, und die einheimischen Truppen vereinigten sich, 20,000 Mann stark, ohne Widerstreben mit den 12,000 Franzosen, welche der General Brune befehligte. Als endlich der Herzog von York am 19. September das ganze Heer aufbrechen ließ, war die Schlachtordnung so fehlerhaft, daß Engländer und Russen bei Bergen gänzlich geschlagen wurden. Am 2. Oktober trugen die Russen einen Vortheil über die Franzosen und Batavier davon, aber am 6. Oktober ward York von Brune bei Castricum abermals besiegt. Der englische Prinz, welcher unterdessen von der Niederlage der Verbündeten in der Schweiz in Kenntniß gesetzt worden, schloß mit Brune am 18. Oktober die Konvention von Alkmaar ab, vermöge welcher die Verbündeten Holland räumten, und 10,000 in England gefangen gehaltene Franzosen und Batavier auf freien Fuß gesetzt wurden. Die Koalition hatte demnach nur in Italien ihre Absichten erreicht, war aber in der Schweiz und in Holland gänzlich gescheitert. Massena's und Brune's Siege erregten aber in Frankreich die Freude nicht, die unter anderen Umständen natürlich gewesen wäre. Die inneren Zustände waren daselbst viel trostloser und gefahrvoller als die Verhältnisse zum Ausland geworden.

20. Letzte Zeiten des Direktoriums.

Die Verfassung vom Jahre III konnte, selbst von ihren organischen Mängeln abgesehen, unter den vorhandenen Umständen nicht fortdauern. Das Direktorium vermochte es, sich, wenn die Militairmacht, wie am 18. Fructidor, auf seiner Seite stand, die größten Ungerechtigkeiten zu erlauben, und war wiederum, auf sich selbst gewiesen, zu schwach, um den Parteien widerstehen zu können. Es hatte sich abwechselnd willkührlich oder ohnmächtig gezeigt. Seine auswärtige Politik, seine Behandlung der Schweiz, Cisalpien's, Piemont's, die Sucht, die Völker, wie in Rom und Neapel, gegen ihre alten Regierungen aufzuregen, und sie dann im Stich zu lassen, mußten die 1789 in einem großen Theile Europa's für Frankreich erwachten Sympathien gänzlich ertödten. Die Gegenwart war morsch und hohl geworden. Es blieb nichts übrig, als auf die Zeit des Konvents zurückzugehen, ein Versuch, bei dem nur auf eine Partei, aber nicht auf die Nation gerechnet werden konnte, oder eine neue Bahn zu beschreiten.

Sieyès' Eintritt in das Direktorium hatte dasselbe, ungeachtet seiner Befähigung und Erfahrung, nicht gestärkt, sondern vielmehr zu dessen Verfalle beigetragen. Sieyès arbeitete im Stillen, von der Unhaltbarkeit des Bestehenden überzeugt, an dessen Umgestaltung. Wie konnte seine Theilnahme an der vollziehenden Gewalt dieser förderlich werden, da er ihre Grundlage, das ganze Verfassungswerk, zu untergraben suchte?

Sieyès fühlte, daß er allein keine große Veränderung herbeizuführen im Stande sein würde. Seine Ideen waren im Anfange der Revolution, als das ganze Volk zu deren Ausführung bereit stand, von mächtiger Wirkung gewesen. Seitdem aber die Masse gegen das öffentliche Leben gleichgültig geworden, und der Kriegerstand zu einer entscheidenden Bedeutung gekommen war, bedurfte Sieyès, der denken und erfinden, aber nicht handeln und vollziehen konnte, und nicht einmal ein Redner war, eines Mannes der That, um Das, was er wollte, in's Werk zu setzen. Er hatte sich deshalb nach einem Degen umgesehen, und denselben erst in Joubert, dann in Moreau zu finden gehofft. Joubert lebte nicht mehr, und von Moreau war schon nach den ersten Eröffnungen jede Betheiligung an politischen Planen abgelehnt worden. Sieyès hatte jetzt sein Augenmerk auf Bonaparte, dessen Rückkehr aus Aegypten er wünschte, geworfen, und sich, um demselben näher zu treten, seinem Bruder Lucian angeschlossen. Sein Ehrgeiz spiegelte ihm vor, daß der General, welchen er zur Ausführung seiner Absichten an sich zu ziehen

dachte, sich seiner Leitung unterwerfen, und ihm, wie der Arm dem Kopfe, folgen würde. In Sieyès war der Eindruck der großen Unterordnung, in welcher sich, während der ersten Jahre der Revolution, die bewaffnete Macht von den Parteiführern und der Civilgewalt befunden hatte, haften geblieben. Er übersah aber, daß die Lage der Dinge allmälig eine durchaus andere geworden war.

Sieyès verstand es, Roger-Ducos an sich zu fesseln, und ihn von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Verfassung zu überzeugen. Barras war an Charakter und Talent abgenutzt, und nicht einmal mehr zu einem Handstreiche, wie am 9. Thermidor, zu brauchen. Auch er glaubte an eine bevorstehende Veränderung, und war, wenn er auch nicht auf alle von Sieyès dargelegten Ansichten einging, demselben nicht entgegen, neigte sich im Ganzen auf dessen Seite hin. Aber die Direktoren Gohier und Moulins stimmten für die Erhaltung der gegenwärtigen Staatsverfassung, und wollten, wenn ein Wechsel eintreten sollte, die demokratischen Ideen eher gestärkt als geschwächt sehen. Es war demnach, wie vor dem 18. Fructidor, eine Spaltung im Direktorium, ein Triumvirat, welches die Entscheidung in Händen hatte, vorhanden.

Seit der Niederlage des Direktoriums am 30. Prairial war die Tagespresse wieder frei geworden, und es hatten sich von Neuem Volksgesellschaften erhoben. Das Hauptblatt der republikanischen Opposition, ursprünglich „Journal des hommes libres" betitelt, nach dem 18. Fructidor unter verschiedenen Benennungen, aber immer in ähnlichem, wenn auch etwas vorsichtigerem Tone als früher gehalten, nahm wieder seinen alten Namen an, und sprach sich wieder im Geiste einer ausschließenden Demokratie aus. Dieses Blatt suchte, nur in etwas gemäßigterer Form, die Meinungen Babeuf's zu begründen, zog aber besonders alle Mißgriffe und Ueberschreitungen der vollziehenden Gewalt an das Licht. Mehre andere Blätter, unter welchen sich der „Miroir" auszeichnete, besprachen die Tagesereignisse in einer den Machthabern noch feindlicheren Weise. Eine Nachahmung des „Père Duchesne" war auf die niederen Klassen berechnet, und drückte sich in Hebert's Manier aus.

Die Ueberreste des alten Jakobinismus traten in der ehemaligen königlichen Reitbahn (Manége du Roi), wo die beiden ersten Nationalversammlungen gesessen hatten, zusammen. Am 11. Julius (1799) ward die Eröffnung gefeiert. Drouet, der Ludwig XVI. Verhaftung in Varennes verursacht hatte, war einer der Urheber des Vereines. Am Eingange war ein Freiheitsbaum gepflanzt worden. Die Wände prangten von dreifarbigen Fahnen und rothen Mützen. Um nicht gegen die beste-

henden Gesetze anzustoßen, wurden keine Präsidenten und Sekretaire gewählt, sondern die Mitglieder des Vorstandes „Regulateurs" und „Viceregulateurs" genannt. Diese erneuerten Jakobiner nannten sich „Freunde der Verfassung" oder „Verein der Reitbahn". Es traten unter ihnen, außer Drouet, Felix Lepelletier, Bruder des am 20. Januar 1793 ermordeten Lepelletier de St. Fargeau, Dobsent, einst Richter am Revolutionstribunal, Prieur von der Marne, Jullien von Toulouse, Santhonax, durch seine Mission auf St. Domingo bekannt, hervor. Die jetzigen Jakobiner waren ihren Vorgängern ähnlich geblieben, nur besaßen sie nicht denselben Einfluß mehr. Indessen erregte ihr Wiedererscheinen Spannung und Theilnahme in den unteren Klassen, von denen sie, als die „Jeunesse dorée" sie bedrohte, und ihre Versammlung auseinander sprengen wollte, in Schutz genommen wurden. Proletarier und Soldaten standen eine Zeit lang jeden Abend zu ihrer Unterstützung bereit. Der Zweck dieses Klubs, welcher bald in den Departements Nachahmung fand, war, die Zeit des Konvents so viel als möglich wieder herzustellen, die Royalisten und die unvereidigten Geistlichen mit noch größerer Strenge, als es geschah, niederzuhalten, und zu dem Kriege gegen das Ausland alle Kräfte aufzubieten. Später traten Personen von politischer und militairischer Bedeutung, Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, Jourdan, Augereau, Lamarque, Arena, Talot, Bertrand u. s. w. in den Klub ein.

Am 20. Julius hatte das Direktorium neue Minister, Reinhardt*), einen geborenen Würtemberger, für das Auswärtige, Cambacérès für die Justiz, Robert Lindet für die Finanzen, Fouché für die Polizei, ernannt. Von den neuen Ministern war, mit Ausnahme Reinhardt's, im Konvent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt worden. Fouché, der während der Schreckenszeit sich als Konventskommissarius mit vielen Freveln befleckt hatte, war aber, den Umwandlungen der Zeit folgend, ein Gegner alles Parteiwesens, und Anhänger der jedesmaligen Machthaber geworden. Er nahm jedoch schon damals keinen Anstand, denselben, wenn es mit seinem Vortheil übereinstimmte, im Geheimen entgegen zu arbeiten, sie zu verrathen, und, wenn er merkte, daß sie zu wanken anfingen, an ihrem Sturze mit zu helfen. Fouché schloß sich

*) Reinhardt war in seiner Jugend, als Hauslehrer bei einem deutschen Kaufmanne in Bordeaux, nach Frankreich gekommen, und mit den Häuptern der Gironde befreundet gewesen. Die Bekanntschaft mit Talleyrand hatte ihm die diplomatische Laufbahn eröffnet, in der sich Reinhardt, obgleich nicht zu Gunsten Deutschlands, bald hervorthat.

jetzt dem Direktorium an, erklärte sich gegen die Opposition im gesetzgebenden Körper, und ließ den Klub in der Reitbahn streng überwachen.

Die Theilnahme, welche die Jakobiner bei den Fünfhundert fanden, Anträge demagogischer Natur, wie z. B.: Billaud-Varennes, Barrère und andere Blutmenschen in die am 25. Oktober 1795 erlassene Amnestie, von der dieselben ausgeschlossen worden, einzubegreifen, die Popularität der Fünfhundert unter dem hauptstädtischen Publikum, hatten den Alten Besorgnisse und Eifersucht eingeflößt. Cornet trug darauf an, im Bereiche des gesetzgebenden Körpers keine Volksgesellschaften zu dulden, und Courtois entwarf eine düstere, aber etwas übertriebene Schilderung von den Entwürfen der Jakobiner, sah im Geiste schon die Schreckenszeit und die täglichen Hinrichtungen erneuert. In Folge dessen wurde der Klub der Reitbahn am 29. Julius geschlossen. Die Jakobiner setzten aber ihre Versammlungen in einer Dominikanerkirche der Rue du Bac fort, und nahmen jetzt wieder ihre frühere Benennung an. Der Rath der Alten verlangte vom Direktorium Aufklärung über das, was unter den Jakobinern vorging. Dies gab Sieyès Veranlassung, dieselben im schwärzesten Lichte darzustellen. Fouché trat mit einem Bericht über denselben Gegenstand hervor, der Courtois' neulichen Vortrag noch übertraf. Das Direktorium sandte Fouché's Arbeit an die Fünfhundert, welche dieselbe aber für trüglich und verläumderisch erklärten, und unberücksichtigt bei Seite legten.

Die Anschuldigungen gegen die ehemaligen Direktoren: La Reveillere-Lepaux, Merlin von Douai, Rewbell und Treilhard waren bei den Fünfhundert mit Eifer hervorgehoben, und besonders das von ihnen gegen die Schweiz und Italien beobachtete Verfahren gerügt worden. Das Direktorium trug dem Ministerium einen Bericht über Scherer's Kriegsführung in der Lombardei, über Trouvé, der sich als Gesandter bei der cisalpinischen Republik daselbst große Willkühr erlaubt hatte, über Faypoult und Rapinat auf. Es konnten jedoch den Exdirektoren keine im eigenen Interesse verübten Ungerechtigkeiten nachgewiesen werden. Sie hatten ohne Zweifel den Erpressungen und Unterschleifen nicht nach Gebühr gesteuert, aber keineswegs an denselben Theil genommen. Mit Ausnahme Barras, gegen den, sonderbarer Weise, keine Anklagen wegen Bestechlichkeit und Theilnahme an unerlaubtem Gewinn, wenigstens nie öffentlich, erhoben wurden, waren die vier oben Genannten aus ihrem Amte nicht reicher geschieden, als sie in dasselbe eingetreten waren. Es hielt damals, wie immer, schwer, Staatsmänner für eine fehlerhafte Politik, sobald von ihnen nicht bestimmte Verbrechen begangen worden, bestrafen

zu wollen. Daß große Unbilden vorgefallen, läugnete Niemand, es war aber in den einzelnen Fällen nicht wohl nachzuweisen, von wem sie eigentlich angeordnet worden. Ungeachtet der Heftigkeit, mit welcher die Opposition die vier Exdirektoren verfolgte, sprach sich am 19. August dennoch die Majorität gegen ihre Versetzung in Anklagestand aus.

Heftige Angriffe auf das Direktorium führte eine von Sieyès bei Gelegenheit der Wiederkehr des 10. August gehaltene Festrede herbei, in welcher die Jakobiner der Absicht, die Schreckensherrschaft erneuern zu wollen, beschuldigt wurden. Die Journale dieser Partei bezüchtigten Sieyès und seine Kollegen der Lüge, stellten sie als gewissenlose und ränkevolle Heuchler dar, und übergossen sie mit einer Fluth von Schmähungen. Der Klub fand in der Volksstimmung immer mehr Anklang, und die zu demselben gehörenden Generale und Officiere flößten den Machthabern ernste Besorgnisse ein. Sieyès wurde von Fouché benachrichtigt, daß es Zeit sei, diesem Vereine, der noch im Werden begriffen war, ein Ende zu machen, indem er sonst zu einer Gefahr drohenden Höhe emporkommen könne. Sieyès bewog die Majorität des Direktoriums, ungeachtet Gohier's und Moulin's Einrede, den Klub am 13. August schließen zu lassen. Die Jakobiner kamen darauf im Hotel Salm zusammen, traten aber nicht mehr als konstituirte Versammlung auf. Das Direktorium fürchtete gleichwohl immer, der zunehmenden Abneigung des Volkes gegen dasselbe sich bewußt, für seine Sicherheit, als in Paris Nachrichten von royalistischen Aufständen im Süden einliefen. Dies kam ihm zu Statten, und lenkte die Aufmerksamkeit für den Augenblick auf eine andere Seite hin. Es wurde eine Kommission von sieben Mitgliedern zur Ausmittelung von Maßregeln, um die Republik zu retten, eingesetzt. Anhänger des Direktoriums, wie Lucian Bonaparte, Daunou, Chenier, Boulay von der Meurthe, machten die Majorität in ihr aus. Es wurden Haussuchungen angeordnet, und oppositionelle Journale gerichtlich verfolgt.

Mehrere tausend Royalisten hatten sich Anfangs August, im alten Languedoc, von der Anwendung des Geißelgesetzes und der Zwangsanleihe zur Verzweiflung gebracht, gegen die Republik erhoben, und waren unter dem Ruf: „Es lebe Ludwig XVIII.!" gegen Toulouse gezogen. Es befanden sich in jener Gegend nur wenig Linientruppen, aber die Nationalgarde trat, mit Geschütz versehen, rasch zusammen, brachte den Aufständischen eine blutige Niederlage bei, und sprengte sie auseinander. Die Führer entflohen nach Spanien. Die Chouans in der Bretagne regten sich ebenfalls, überschritten die Gränzen ihrer Provinz, begingen

viele Gewaltthätigkeiten, und konnten nur mit großer Anstrengung zerstreut, aber nicht vollkommen bezwungen werden. Das Feuer glimmte überall unter der Asche, und wenn es den Verbündeten möglich gewesen wäre, nach den in Italien erfochtenen Siegen in Frankreich einzudringen, so würden sie im Süden und im Innern auf geringen oder gar keinen Widerstand gestoßen sein. Die Unzufriedenheit war allgemein, und flößte den Einen den Gedanken an die Wiederherstellung der Monarchie, den Anderen an die Erneuerung der Konventszeit ein.

Die unglücklichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, von der Niederlage bei Novi, und dem Abfall der batavischen Flotte zu den Engländern, gaben der Opposition Veranlassung zu neuen Angriffen auf das Direktorium. In ihren Journalen hieß es, daß überall Verrath gegen die Republik vorhanden sei, daß man die Revolution ihren Feinden wehrlos überliefern wolle, daß nur zu diesem Zweck Bonaparte und seine Armee in so weite Ferne geschickt worden wären. Die Verläumdung ging so weit, zu behaupten, daß Macdonald und Moreau, die sich an der Trebbia und bei Novi mit Ruhm bedeckt hatten, diese Schlachten absichtlich verloren hätten.

Die Jakobiner konnten jetzt, obgleich sie noch zusammen kamen, da ihre Versammlungen keine Zuschauer hatten, nicht mehr als Verein wirken, aber sie breiteten ihre Meinungen durch die Journale um so rascher aus. In der Hauptstadt sah es aus, als wenn jeden Tag eine Volksbewegung ausbrechen würde. Das Direktorium ließ die Tagesblätter, von welchen die Menge erregt wurde, mit Beschlag belegen, so daß die seit dem 30. Prairial bestehende Preßfreiheit abermals aufgehoben wurde. Jetzt koncentrirte sich der Angriff auf das Triumvirat im Direktorium im Rathe der Fünfhundert. Besonders wurde Sieyès daselbst hart mitgenommen. Drei der feurigsten Mitglieder der Opposition: Bigonnet, Bertrand und Briot, trugen auf Wiederherstellung der Preßfreiheit, auf Entfernung aller Linientruppen, mit Ausnahme der Garde des Direktoriums und des gesetzgebenden Körpers, aus der Hauptstadt und ihrer Umgebung, auf Freigebung des Vereinsrechts an. Am 13. September schlug Jourdan unter dem Vorwande, daß die Niederlagen der Armeen außerordentliche Vertheidigungsmittel erheischten, das Vaterland in Gefahr zu erklären vor. Aus dieser Maßregel würden, wie schon früher, das Aufgebot der gesammten waffenfähigen Mannschaft, die Verhaftung aller Verdächtigen, außerordentliche Tribunale, überhaupt die Institutionen des Terrorismus, von selbst gefolgt sein. In der Sitzung, in welcher dieser Antrag gestellt wurde, ging es eben so stürmisch, wie bei dem Kampfe zwischen

der Gironde und dem Berge, her. Die Gegner bedrohten sich mit Wort und Gebehrde. Die wilde Erregung früherer Zeiten schien wieder erwacht zu sein. Der Präsident mußte sich bedecken und die Sitzung unterbrechen. Nur mit Mühe wurde von der besonneneren Majorität ein Aufschub in der Abstimmung über den Antrag erreicht.

Außer Jourdan, dessen Sieg bei Fleurus seine späteren Niederlagen noch immer überstrahlte, und der wegen seiner populairen Meinungen bei Volk und Soldaten beliebt war, fürchtete das Direktorium auch Bernadotte, der sich stets als eifriger Republikaner gezeigt hatte. Demselben waren von einigen der entschlossensten Jakobinern, die um jeden Preis eine Entscheidung herbeiführen wollten, die Aufforderung, sich an die Spitze einer Erhebung zu stellen, zugegangen. Daß er sie abgelehnt hatte, blieb dem Direktorium unbekannt. Es beschloß, ihm die Mittel, gegen dasselbe einzuschreiten, zu nehmen, und sandte ihm am 14. September seine Entlassung zu. Statt seiner ward, nach einem kurzen Provisorium, Dubois-Crancé, der bei der Belagerung von Lyon und am 13. Vendemiaire thätig gewesen, zum Kriegsminister ernannt.

Die Nachricht von Bernadotte's Entlassung rief bei den Fünfhundert neue Stürme hervor. Die Opposition rief Himmel und Erde zu Zeugen über die Tyrannei des Direktoriums an, und drohte mit einem Volksaufstande. Unterdessen hatte sich aber die Majorität durch die Stimme Vieler, die bisher unentschieden gewesen, jetzt aber fest und klar geworden, verstärkt. Die gefahrvolle Maßregel, das Vaterland in Gefahr zu erklären, wurde bei der Abstimmung mit 245 gegen 171 Stimmen verworfen. Die übrigen Anträge, über die Entfernung der Truppen vom Sitze der Volksvertretung, Eröffnung der Klubs u. s. w., wurden vom Rathe der Alten beseitigt.

Die Kunde von den Siegen bei Zürich und Bergen flößte dem Direktorium, der Opposition gegenüber, wieder mehr Sicherheit und Zuversicht ein. Aber die Uneinigkeit in seiner eigenen Mitte, und die Zerrüttung im Lande ward dadurch nicht aufgehoben. Von allen Seiten liefen Nachrichten über die Entfesselung der Parteileidenschaften, über das Aufhören aller öffentlichen Ordnung ein. Das Verhältniß zum Auslande war gefahrvoll geblieben. In der Schweiz und in Holland hatten die französischen Waffen zwar gesiegt, aber Italien, dessen Eroberung so viel Blut gekostet hatte, war wieder verloren, und für das nächste Jahr stand ein neuer großer Kampf bevor. Bonaparte's Name war in Jedermanns Munde. Er wurde für den einzig möglichen Retter Frank-

reichs gehalten. Sieyès war derselben Meinung, und veranlaßte den Minister des Auswärtigen, Reinhardt, an Bonaparte zu schreiben, und ihn ausdrücklich zur Rückkehr einzuladen. Diese Eröffnung gelangte nicht in Bonaparte's Hände. Er war ihr schon zuvorgekommen.

---

21. Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich. — Staatsstreich vom 18. Brumaire. — Bonaparte erster Konsul.

Die Mameluken hatten sich, während Bonaparte mit der Belagerung St. Jean d'Acre's beschäftigt war, von den erlittenen Niederlagen zu erholen angefangen. Ibrahim Bey, war wieder in der Nähe der Pyramiden erschienen, bald zurückgeworfen worden. Murad Bey, der von Desaix in Oberägypten bei jedem Zusammentreffen geschlagen wurde, hatte sich der Verfolgung der Franzosen eine Zeit lang zu entziehen gewußt, und war bis zu den Natronseen vorgedrungen, wo ihn Murat besiegte, und sich seines Lagers bemächtigte. Diese erneuerte Kühnheit der Mameluken war aus der Gewißheit bald zu erwartender Hülfe entstanden. Die Pforte hatte aus der mißlungenen Belagerung St. Jean d'Acre's die Hoffnung auf Vertreibung der Franzosen aus Aegypten geschöpft, und zu dem Zweck ein Heer von 20,000 Mann unter Mustapha Pascha bei Abukir an's Land setzen lassen. Die Ankunft der Türken erfüllte Bonaparte mit Freude, denn ohne einen neuen Sieg glaubte er die Rückkehr nach Frankreich, die jetzt sein stehender Gedanke geworden, nicht antreten zu können. Ein englisches Geschwader unter Sir Sidney Smith, das die türkischen Transportschiffe begleitet hatte, kreuzte vor Abukir. Bonaparte zog, ungeachtet der brennenden Hitze, in größter Eile von Cairo heran, und griff den Feind am 25. Julius (1799) an.

Die Türken hatten das Fort von Abukir zum Mittelpunkt ihrer Stellung gemacht, und dasselbe mit zwei Linien von Vertheidigungswerken umgeben. Bonaparte befahl dem General Lannes, sich der ersten Linie zu bemächtigen, und ließ durch seine Kavallerie die türkische, welche die Straße zwischen den Verschanzungen und der See offen erhalten sollte, angreifen. Beides gelang. Bald war auch die zweite türkische Vertheidigungslinie genommen. Jetzt blieb nur noch das stark verschanzte Fort von Abukir zu erstürmen übrig. Die Türken machten einen Ausfall und wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Sie unterlagen

und wurden in das Fort zurückgetrieben. Murat vollendete mit der Reiterei den Sieg. Viertausend Türken waren gefallen, sechstausend wurden gefangen. Einige Tausend kamen auf dem Wege nach dem Meere, wohin sie sich auf die vor Anker liegenden Schiffe retten wollten, um. Mustapha Pascha, der mit dem geringen Ueberrest seiner Macht das Fort zu vertheidigen fortfuhr, mußte sich acht Tage später ergeben. Es war dies ein so vollständiger Sieg, wie je einer erfochten worden, denn das ganze feindliche Heer lag auf der Wahlstatt oder befand sich in Gefangenschaft. Unter den französischen Soldaten war die Begeisterung für ihren großen Führer allgemein. Selbst unter den Generalen stieg kein Neid, keine Verkleinerungssucht gegen ihn auf. Kleber, selbst ein militairisches Talent ersten Ranges, der sich Bonaparte nicht immer gern untergeordnet hatte, umarmte ihn nach der Schlacht, und rief: „General! Sie sind groß wie die Welt, aber die Welt ist nicht groß genug für Sie!" — Der französischen Armee hatte dieser Sieg zwei tapfere Generale, Duvivier und Leturc, die auf den erstürmten Verschanzungen fielen, aber, im Vergleiche zu dem hartnäckigen Widerstande des Feindes, eine nur geringe Anzahl von Officieren und Soldaten gekostet.

Sir Sidney Smith, der, durch die Vertheidigung St. Jean d'Acre's, in Bonaparte's Leben eine so große Rolle gespielt hatte, sollte auch jetzt in dasselbe eingreifen. Bonaparte hatte wohl im Allgemeinen von den Vorgängen in Frankreich, und dem dortigen Kriegsschauplatze Kunde erhalten, war aber mit den von den Franzosen in Italien erfahrenen Niederlagen, der Zerrüttung im Innern, dem Kampfe zwischen dem Direktorium und der Opposition, den royalistischen Aufstandsversuchen, nicht ihrem ganzen Umfange nach bekannt geworden. Sir Sidney Smith ließ ihm nach der Schlacht von Abukir ein Heft frankfurter Zeitungsblätter, welche eine Menge von Einzelheiten über die inneren Zustände Frankreichs, und die militairischen Verluste enthielten, zustellen. Der englische Seemann hatte dadurch geglaubt, den Eroberer Aegyptens, weil unter solchen Umständen Hülfe aus Frankreich schwieriger als je geworden, zur Räumung des Landes zu bewegen. Bonaparte faßte die ihm zugegangenen Nachrichten begierig auf, verglich sie mit dem, was ihm auf anderm Wege zugekommen, und blieb einige Tage lang, in tiefes Nachsinnen versunken, für Jedermann, seine nächsten Umgebungen ausgenommen, unzugänglich. Das Ergebniß seiner Erwägungen war, Aegypten nicht aufzugeben, aber, von einer Anzahl Getreuen begleitet, nach Frankreich, wozu ihm endlich der geeignete Moment eingetreten zu sein schien, zurückzukehren.

Bonaparte ließ, ganz im Stillen, durch den Admiral Ganteaume zwei im Hafen von Alexandrien zurückgebliebene Fregatten, Muiron und La Carriere, und mehrere kleinere Fahrzeuge, zur Ueberfahrt nach Frankreich ausrüsten. Die Generale Murat, Berthier, Marmont, Lannes, Bessières, Duroc, Andreossy; die Gelehrten Monge, Berthollet, Denon; Matrosen, Diener; Alles zusammen fünfhundert Personen, waren zu seiner Begleitung bestimmt. Er erließ eine Proklamation an das Heer, in welcher er bald wiederzukehren, und eine Verstärkung mitzubringen versprach, und ernannte Kleber zu seinem Nachfolger, aber ohne vorher mit demselben, was dieser übel aufnahm, eine Unterredung gehabt zu haben. Bonaparte legte den Ungestüm und die Kühnheit seines Wesens in der Art dar, wie er, einem höheren Ziele nachjagend, das Gewisse dem Ungewissen aufopferte, sein Heer, seine Eroberung verließ, um einen gefahrvollen Weg zurückzulegen, und sich, in der Möglichkeit der Gefangenschaft, dem Verluste aller Früchte seiner Thaten auszusetzen. Aber die Lust am Wagen lag in seiner Natur, und sein Ehrgeiz und Thatendrang fühlte sich von dem Unbekannten und Fernen angezogen. Er konnte, als er ohne Soldaten, ohne Schätze das große Abenteuer, durch die feindlichen Flotten hindurch zur Herrschaft über Frankreich zu gelangen, antrat, mit noch mehr Recht als Alexander der Große von sich sagen, daß ihm nichts als die Hoffnung übrig blieb.

Sir Sidney Smith, der den Hafen von Alexandrien blokirt hatte, war nach Cypern gesegelt, weshalb die Abfahrt ohne Hindernisse vor sich ging (23. August). Derselbe konnte aber jeden Augenblick zurückkehren, und die französischen Schiffe erreichen, in welchem Falle Bonaparte verloren gewesen wäre. Die Ueberfahrt dauerte fast sieben Wochen lang. Stürme zwangen Bonaparte, geraume Zeit vor Ajaccio liegen zu bleiben. Die englische Flotte unter Nelson war in der Nähe, bemerkte aber nichts. Am Abend des 8. Oktober wurde zwischen Frejus und Toulon ein englisches Geschwader von dreißig Segeln sichtbar, und Bonaparte's Begleiter lagen ihm, einen Angriff besorgend, dringend an, sich während der Nacht auf einem kleinen Fahrzeuge an das Land bringen zu lassen. Er verwarf diesen Rath und beschloß, den Morgen auf der Höhe von Frejus zu erwarten. Das feindliche Geschwader fuhr im Laufe der Nacht weiter. Bonaparte hatte während dieser langen Fahrt, ungeachtet der ihn umgebenden Gefahren, da das Mittelmeer von englischen Kriegsschiffen wimmelte, die größte Ruhe und Sicherheit gezeigt und viel in der Bibel und im Koran gelesen. Er äußerte mehrmals gegen seine Be-

gleiter, daß sein Schicksal ihn nach Frankreich zurückrufe, und daß dieser Bestimmung nichts widerstehen könne.

Am 9. Oktober lag Bonaparte vor St. Rapheau, dem Hafen von Frejus. Die ganze Bevölkerung gerieth in Bewegung, als sie von seiner Nähe hörte, und versammelte sich am Ufer. Alle, welche sich Barken verschaffen konnten, fuhren zu den angekommenen Schiffen hin, um Bonaparte zu sehen. An Beobachtung der Quarantainevorschriften, auf deren Verletzung Todesstrafe stand, ward von Niemand gedacht. Bonaparte stieg an das Land und reiste noch an demselben Tage nach Paris ab. Die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitete sich mit Blitzesschnelle und flog ihm voraus. In Aix wurde er mit Glockengeläute, in Lyon, wo er in der Nacht anlangte, mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt empfangen. Das Direktorium theilte die durch den Telegraphen erhaltene Kunde von dem großen Ereigniß, in einer besonderen, von Aeußerungen des Beifalls begleiteten, Botschaft den beiden Räthen mit. Musikchöre zogen in den pariser Straßen umher. Der betreffende Artikel in den Regierungsblättern ward dem Volke auf den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt vorgelesen und mit Händeklatschen aufgenommen.

Bonaparte hatte, um unerkannt in Paris anzukommen, von Lyon aus einen andern Weg als den gewöhnlichen gewählt. Seine Gemahlin und seine Brüder waren ihm entgegengereist, trafen ihn aber unterweges nicht an. Er war schon in seinem Hause in der Straße La Victoire abgestiegen (16. Oktober), als noch Alles Vermuthungen darüber anstellte, wo er sich in jenem Augenblick befinden könne. Zwei Stunden nach seiner Ankunft begab er sich nach dem Palast Luxemburg, wo die Direktoren residirten. Er wurde von Volk und Soldaten erkannt, und mit einstimmigem Jubel begrüßt. Er erklärte den Direktoren, daß er, nach der Schlacht von Abukir, seine Anwesenheit in Aegypten nicht mehr für nöthig gehalten habe, und daß er mitten durch die größten Gefahren herbeigeeilt sei, um die Republik zu vertheidigen. Gohier, der damals Präsident des Direktoriums war, äußerte sich im Namen seiner Kollegen mit Bewunderung über die von Bonaparte im Orient vollbrachten Thaten. Das Direktorium konnte nicht umhin, sich bei dieser Gelegenheit zum Wiederhall der öffentlichen Meinung zu machen, hätte aber in Wahrheit Bonaparte lieber in Aegypten als in Paris gewußt, war, Sieyès ausgenommen, über seine plötzliche Rückkehr bestürzt, und ahnte daraus nichts Gutes für sich selbst.

Bonaparte lebte diesmal, wie bei seiner Rückkehr aus Italien, zurückgezogen und schien Aufsehen eher vermeiden als erregen zu wollen.

Er zeigte sich nicht in den Straßen, wohnte den Theatervorstellungen in einer vergitterten Loge bei, und trug bei den ihm von den Direktoren und den Ministern gegebenen Festen nicht die Uniform eines Generals, sondern das Kostüm des Instituts. Für gewöhnlich war er in ein graues Oberkleid gehüllt, über welchem, an einer seidenen Schnur befestigt, ein türkischer Säbel hing, der ihm in Aegypten nicht von der Seite gekommen war. Ungeachtet dieser Einfachheit und Zurückgezogenheit übte er auf alle Parteien und Klassen eine sonst nie gesehene Anziehungskraft aus, und galt für den Träger der Zukunft Frankreichs. Seine stehende Gesellschaft waren die mit ihm aus Aegypten gekommenen Generale und Gelehrten, aber alle Männer von Bedeutung drängten sich an ihn heran. Unter Denen, welche ihn gleich von Anfang an aufgesucht hatten, verdienen genannt zu werden der Admiral Bruyx, welcher Marineminister gewesen und eben erst das mittelländische Meer mit einer französisch-spanischen Flotte durchzogen war, ein äußerst feiner und verschlagener Mann; Mitglieder der früheren Nationalversammlungen, wie Röderer, vom 10. August 1792 her bekannt; Regnault de St. Jean d'Angely, durch Beredtsamkeit und Kenntniß im Verwaltungswesen ausgezeichnet; Real, der mit den Zuständen der Hauptstadt wie kein Anderer vertraut war. Talleyrand erschien ebenfalls, obgleich Bonaparte mit demselben, weil er sich gegen sein Versprechen der Expedition nach Aegypten nicht angeschlossen hatte, unzufrieden gewesen war. Talleyrand wußte durch seine Gewandtheit diese Verstimmung bald auszugleichen. Fouché, der ebenfalls seine Dienste anbot, wurde schon damals von Bonaparte nicht geachtet, war aber in seiner Eigenschaft als Polizeiminister zu wichtig, um zurückgestoßen werden zu können. Moreau, der mit seiner Annäherung gezögert hatte, konnte bei näherer Bekanntschaft Bonaparte's Ueberlegenheit nicht widerstehen und fühlte sich an ihn gefesselt. Bernadotte allein war nicht geneigt, sich Bonaparte hinzugeben, besuchte ihn zwar, aber spät, fühlte, daß jeder Kampf mit einem solchen Gegner ein ungleicher sein würde, beschloß aber sich von ihm so unabhängig als möglich zu halten. Generale, die in ihren politischen Grundsätzen von einander abwichen, aber gleichmäßig von hoher Anerkennung für Bonaparte's militairisches Genie durchdrungen waren, Jourdan, Augereau, Lefebvre, Beurnonville, Souham, Moncey u. s. w., versammelten sich um ihn, und suchten ihn für ihre Meinungen zu gewinnen. Bonaparte gab sich das Ansehen der Unparteilichkeit, beobachtete, hörte die Anderen an, hielt aber mit seinen Ansichten zurück.

Es gab damals nur zwei Parteien in Frankreich, welche auf den

Gang der Ereignisse einen Einfluß ausübten, und zwischen welchen Bonaparte zu wählen hatte. Es waren dies die eifrigen Republikaner, welche die Masse des Volkes nicht für frei und glücklich genug hielten, die Schuld davon den öffentlichen Einrichtungen beimaßen, und ihnen einen noch demokratischeren Charakter einhauchen wollten — und die Gemäßigten, welche, anstatt die unlösbaren socialen Fragen wieder in Anregung zu bringen, und neue Stürme hervorzurufen, das Bedürfniß der inneren Ruhe für Frankreich fühlten, und vor Allem die staatliche Ordnung wiederherstellen wollten. Die Republikaner jener Epoche waren, einige verspätete Nachzügler aus Robespierre's Schule ausgenommen, keineswegs Blutmenschen, sondern Theoretiker, politische Metaphysiker, Ideologen, wie sie Bonaparte schon damals nannte. Sie schienen ihm an und für sich ohnmächtig zu sein, und waren es auch wirklich, aber er fürchtete, daß ihre blendenden liberalen und philanthropischen Ideen einen Volksgeist, wie der französische, der sich so lange in Gährung befunden hatte, von Neuem erregen und auf Abwege führen könnten. Außerdem wußte Bonaparte, daß er, der sich der Herrschaft, unter welchem Namen es auch sei, bemächtigen wollte, auf diese Partei, welche Freiheit, Nationalwillen, Volkssouverainetät voranstellte, keineswegs rechnen konnte, und daß er sie, sobald er an die Ausführung seiner Plane gehen würde, gegen sich haben werde. Er wollte sich deshalb mit den Republikanern, da dieselben für ihn unbequeme Werkzeuge gewesen wären, auch nicht vorübergehend verbinden. Er besorgte, daß er sie, nachdem er sich ihrer einmal bedient hätte, später nicht mehr von sich abzuschütteln im Stande sein würde. Er war deshalb entschlossen, sich von ihnen fern zu halten, und sie im Nothfall zu bekämpfen.

Anders verhielt es sich mit den Gemäßigten. Der Kern dieser Partei bestand aus denen, welche die große Bewegung von 1789 von Anfang an mit klarem Blick aufgefaßt, dieselbe, so lange sie ihnen heilsam und nothwendig erschien, begünstigt hatten, ihr aber, als sie sich im Maßlosen zu verlieren drohte, entgegengetreten waren. Es waren dies, nur nicht alle mit derselben Schärfe und Feinheit des Geistes begabt, meist Personen, die mehr oder weniger zu Sieyès und Talleyrand's Schule gehörten. Zu ihnen gesellten sich solche, die sich mancherlei Uebertreibungen und Irrthümer hatten zu Schulden kommen lassen, wie Cambacérès, oder von denen große Frevel begangen worden, wie Fouché, die aber, von den Ereignissen wenigstens äußerlich umgeformt, mit der extremen Revolution und deren Repräsentanten für immer gebrochen hatten. Allmälig hatten sich die meisten hohen Beamten und Generale, alle, welche ihre

Stellung nicht neuen Wechselfällen aussetzen wollten, zu den Gemäßigten geschlagen. Die Mehrheit der besitzenden Klassen gehörte zu ihnen. Die staatliche Freiheit hielt diese Partei, nach dem, was unter dem Konvent und dem Direktorium geschehen, wenigstens auf lange Zeit hinaus, in Frankreich für unmöglich, wollte aber die übrigen Ergebnisse der Revolution, die politische und konfessionelle Gleichberechtigung, die Befreiung des Besitzes und Verkehrs von allen mittelalterlichen Schranken u. s. w. erhalten wissen, und war deshalb der Monarchie und dem Katholicismus, welche sie in ihrer Vorstellung mit dem vorrevolutionairen Regiment zusammenwarf, wenn auch nicht, wie die eifrigen Republikaner, entschieden entgegengesetzt, doch wenig geneigt. Sie war überzeugt, daß Frankreich nicht eines Herrn, aber eines Führers bedurfte, und glaubte einen solchen in Bonaparte gefunden zu haben. Dieser beschloß, sich auf die Gemäßigten, von denen kein Widerstand gegen ihn zu befürchten war, zu stützen, und hoffte dieselben, da sie seiner bedurften, später über ihre eigentlichen Zwecke hinausführen zu können. Denn obgleich er in jenem Augenblick schwerlich schon an die Wiederherstellung der Monarchie zu seinem und seiner Familie Vortheil gedacht hat, so lag doch offenbar die Ergreifung der Diktatur in seinem Sinn.

Es waren unterdessen Bonaparte von verschiedenen Seiten her Anträge gemacht worden. Denn daß man mit ihm zu rechnen, ihn zu gewinnen oder zu fürchten habe, verkannte Niemand mehr. Eifrige Republikaner, wie die beiden Direktoren Gohier und Moulins, wünschten ihn alsbald an die Spitze einer Armee gestellt zu sehen. Es genügte ihm dies aber nicht mehr, und er antwortete auf derartige Eröffnungen: „Ohne St. Jean d'Acre wäre ich jetzt Herr des Orients!“ — Anhänger der bestehenden Verfassung, welche dieselbe aber kräftiger und weiser angewandt wissen wollten, schlugen ihm den Eintritt in das Direktorium, worauf er einen Augenblick gehört haben soll, vor, diesen Plan aber, als zu langsam an das Ziel führend, bald wieder verworfen hat. Ein Staatsstreich, von ihm mit Hülfe der bewaffneten Macht ausgeführt, und in Folge dessen eine neue Verfassung, in welcher er den ersten Platz einnehmen würde, war Das, wobei er zuletzt stehen blieb.

Ein Hinderniß für ein solches Unternehmen war die Spannung, welche eine Zeit lang zwischen Bonaparte und Sieyès bestand. Sieyès hatte, wie oben erwähnt worden, schon vor Bonaparte's Rückkehr dieselbe gewünscht, und dem siegreichen Feldherrn eine hervorragende Stellung im Staate zugedacht. Er wollte aber zugleich, Bonaparte's Charakter verkennend, denselben als ein Werkzeug für sich anwenden, und

auf ihn geſtützt, eine Verfaſſung, deren Hebel er ſelbſt ſein würde, in das Leben rufen. Bonaparte hatte dieſe Abſicht mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinn bald errathen, und ſein Stolz ſich dadurch verletzt gefühlt. Beide hatten ſich, bei einer erſten Begegnung, nicht nur nicht angezogen, ſondern offenbar abgeſtoßen. Bonaparte ſah in Sieyès nur einen Sophiſten und leeren Theoretiker, und Sieyès ſtellte ſich in ſeiner Meinung über einen General, der aus der Revolution, zu deren Urhebern er gehörte, hervorgegangen war. Beide thaten einander Unrecht. Sieyès war jedenfalls mehr als blos ein ränkeſüchtiger Abbé, wie ihn Bonaparte nannte, und Sieyès irrte ſich über Bonaparte's wahres Weſen, indem er in ihm nur einen Günſtling des Glückes erkennen wollte. Ungeachtet dieſer gegenſeitigen Abneigung bedurften Beide einander zu ſehr, um nicht auf andere Gedanken zu kommen. Bonaparte, der unendlich weniger als Sieyès in das innere Getriebe der franzöſiſchen Zuſtände eingeweiht war, konnte nicht hoffen, einzig mit Waffengewalt, ohne Hinzutritt eines ideellen Elements, welches von Sieyès, dem die Revolution großentheils ihre erſte principielle Baſis verdankte, vertreten wurde, an ſein Ziel zu kommen. Sieyès' Anſchluß gab dem Unternehmen eine ſcheinbar freiſinnige Färbung, und war geeignet, die Nation über deſſen weitere Entwickelung zu täuſchen. Auf der anderen Seite konnte Sieyès, auf ſich gewieſen, keine Umgeſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe durchführen, und Bonaparte allein beſaß unter allen Generalen Anſehen und Ruhm genug, um die Truppen im entſcheidenden Augenblick gegen die beſtehende Regierung führen zu können. Die beiderſeitigen Freunde, beſonders Talleyrand, brachten zwiſchen den geſpannten Hauptperſonen eine Annäherung und Ausſöhnung zu Stande. Bonaparte und Sieyès kamen überein, das Direktorium zu ſtürzen, und eine neue Verfaſſung zu gründen. Der Entwurf zu einer ſolchen ward Sieyès überlaſſen. Bonaparte behielt ſich jedoch im Stillen vor, wenn das Unternehmen gelungen war, ſein Schwerdt in die Wagſchalen entgegengeſetzter Meinungen und Erörterungen zu werfen, und die Entſcheidung an ſich zu reißen.

Barras hatte ſich eine Zeitlang zu Sieyès hingeneigt, ſo daß dieſer, da ihm Roger-Ducos anhing, über die Stimmenmehrheit im Direktorium gebot. Als aber Bonaparte's Abſicht, mit Sieyès im Bunde die Verfaſſung zu ſtürzen, von Barras geahnt wurde, ſchien dieſer ſich auf Moulins' und Gohier's Seite ſchlagen zu wollen. Er begab ſich am 30. Oktober zu Bonaparte, ſprach von ſeiner geſchwächten Geſundheit, von ſeinem Verlangen, ſich in das Privatleben zurückzuziehen, und warf dann, auf

die öffentlichen Angelegenheiten übergehend, um Bonaparte auszuforschen, die Worte hin: „Sie, General, werden wohl bald wieder den Oberbefehl über eine Armee übernehmen, um Ihnen und uns neuen Ruhm zu erwerben. Unterdessen wäre es vielleicht gut, den General Hedouville als Präsidenten an die Spitze der Republik zu stellen!“ — Dieser Hedouville war ein in jeder Beziehung mittelmäßiger Mann, den Barras nur erwähnt hatte, um zu sehen, welchen Eindruck dieser Gedanke auf Bonaparte hervorbringen würde, und daraus zu entnehmen, wie weit derselbe in seinen Entwürfen schon vorgerückt war. Bonaparte, von Barras' Arglist verletzt, sah ihm starr in das Gesicht, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Barras zog sich verwirrt zurück, erschien aber am folgenden Tage, auf Fouché's Rath, wieder bei Bonaparte, und bot ihm seine Dienste an. Bonaparte wies ihn ab, und kam nicht mehr mit ihm zusammen.

Um diese Zeit sollen die Republikaner Barras aufgefordert haben, sich zu ihnen zu gesellen, und Bernadotte, dessen Mißtrauen gegen Bonaparte bekannt war, wieder zum Kriegsminister zu machen. Bernadotte würde auf diesen Plan, so hieß es, wenn Barras, der aber unentschlossen blieb, eingewilligt hätte, eingegangen sein. Ob eine solche Unterhandlung wirklich stattgefunden hat, und ob Bonaparte von ihr unterrichtet gewesen, ist ungewiß. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß Bonaparte einen Uebertritt Barras' zu Moulins und Gohier, welche demnach die Majorität im Direktorium gebildet, d. h. die vollziehende Gewalt besessen haben würden, für möglich hielt. In diesem Falle hätten die eifrigen Republikaner sich, auf die Regierung gestützt, zu einem Gewaltstreiche gegen die Gemäßigten, wie vom Direktorium am 18. Fructidor geschehen war, veranlaßt fühlen, und dem von Bonaparte und Sieyès auf sie beabsichtigten Angriff zuvorkommen können. Bonaparte glaubte deshalb den Ausbruch des Unternehmens beschleunigen zu müssen.

Es war schon früher mehrmals von einem großen Festmahl zu Ehren Bonaparte's die Rede gewesen, dasselbe aber immer verschoben worden. Es fand endlich am 6. November in der Kirche St. Sulpice, damals Siegestempel genannt, statt. Gegen 700 Theilnehmer, unter ihnen viele geheime Gegner Bonaparte's, erschienen. Die Versammlung war düster und einsilbig. Erwartung und Spannung fesselten das Gespräch. Bonaparte genoß nichts als etwas Brodt und Wein, das er sich aus seinem eigenen Hause hatte bringen lassen, machte die Runde um die Tafeln, um mit den ihm persönlich bekannten Gästen einige Höflichkeiten zu wechseln, und zog sich schon nach einer halben Stunde zurück.

Moreau, den er ganz gewonnen hatte, begleitete ihn, als er sich entfernte. An demselben Abend hatte Bonaparte mit Sieyès eine Zusammenkunft, in welcher die Ausführung ihrer Absichten auf den 9. November angesetzt wurde.

Am 7. November fand eine Zusammenkunft bei Lemercier, dem Präsidenten des Rathes der Alten, statt. Außer Bonaparte's vertrauter Umgebung, wie seine Brüder Joseph und Lucian, Talleyrand, Röderer, Real, Regnault de St. Jean d'Angely, erschienen daselbst: Boulay von der Meurthe, welcher in der letzten Zeit von den Republikanern abgefallen war, Courtois, Regnier, Cornet, Fargues, Cabanis, Villetard, Cornudet, Baraillon u. s. w., alles Männer, welche sich früher nur gegen die unter dem Direktorium eingeschlichenen Mißbräuche erhoben hatten, jetzt aber die ganze Verfassung verwarfen, und eine andere Ordnung der Dinge für unvermeidlich hielten. Am 8. November wurde von den Genannten ein Eid auf Geheimhaltung des Plans abgelegt, und auf Regnier's Antrag beschlossen, durch den Rath der Alten, welchen die Konstitution hierzu ermächtigte, den gesetzgebenden Körper von Paris, um größerer Sicherheit willen, nach St. Cloud zu verlegen. Diejenigen unter den Alten, welche nicht anwesend waren, auf welche man sich aber verlassen zu können glaubte, sollten besondere Einladungsschreiben auf den folgenden Tag zum Erscheinen in der Versammlung erhalten, die eifrigen Republikaner aber unbenachrichtigt bleiben, und dadurch unschädlich gemacht werden.

Bonaparte war seit seiner Rückkehr mehrmals gebeten worden, die Aufwartung der Officiere der Garnison anzunehmen und über diese selbst eine Musterung abzuhalten. Er hatte Beides bisher absichtlich aufgeschoben, um sich den Truppen erst im entscheidenden Augenblick zu zeigen. In Paris lagen damals mehre Regimenter, das 8. und 9. Dragonerregiment, die zur Armee von Italien gehört hatten, und das 21. Jägerregiment, in welchem Murat Hauptmann gewesen, die Bonaparte besonders zugethan waren. Bonaparte ließ die Officiere wissen, daß er sie den anderen Morgen (9. November) um 6 Uhr empfangen werde, und den Soldaten ward angekündigt, sich um 7 Uhr zur Musterung in den Champs elysées bereit zu halten. Die in Paris anwesenden Generale wurden von ihm schriftlich ersucht, sich zur Frühstunde des 9. November in seinem Hause, in der Straße la Victoire, einzufinden. Die Saalinspektoren beider Räthe, von deren Verhalten viel abhing, waren die Nacht vom 8. zum 9. November in den betreffenden Lokalen zusammengeblieben, und alle Militairposten verdoppelt worden.

Die Republikaner ahnten, daß ein ihnen feindliches Unternehmen im Werke sei, hielten Versammlungen, konnten aber zu keinem Entschlusse kommen, wollten jedoch nicht freiwillig Bonaparte das Feld räumen, und beschlossen, in ihrer Opposition bis zum letzten Augenblick zu verharren.

Am 9. November 1799 (18. Brumaire des Jahres VIII) waren um 7 Uhr Morgens ungefähr 150 Mitglieder des Rathes der Alten in den Tuileries, wo sie ihre Sitzungen hielten, versammelt. Diejenigen, welche besondere Einladungen erhalten hatten, und nicht vorher in das Geheimniß eingeweiht waren, wurden von den Wissenden über den Zweck aufgeklärt, und zur Unterstützung desselben ermuntert. Darauf zeigte Cornet, Präsident der Saalinspektion, an, daß eine Verschwörung gegen die innere Ruhe und die Gesetze bestehe. Regnier sprach in demselben Sinne, erklärte, daß der gesetzgebende Körper in der Hauptstadt nicht vollkommen sicher und unabhängig sei, trug auf dessen Verlegung nach St. Cloud an, und auf die Ernennung Bonaparte's zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht in Paris und der Umgegend, um die beiden Räthe nöthigenfalls schützen zu können. Von den beiden Rednern ward ihre Behauptung, daß die eifrigen Republikaner, auch Jakobiner, Anarchisten genannt, zum Umsturz der öffentlichen Ordnung und zu einem Angriff auf die Gemäßigten entschlossen wären, durch keine Beweise irgend einer Art unterstützt. Es bestand allerdings eine Verschwörung, sie ging aber von denen aus, welche davor besorgt zu sein sich anstellten, und Maßregeln gegen sie ergriffen. Unter den mit der revolutionairen Taktik bekannten Personen wurde dadurch Niemand getäuscht. Aber es bedurfte eines Vorwandes zur Ausführung des Planes, und dazu wurde, in Ermangelung der Wahrheit, die Erfindung, in Ermangelung des Rechtes, dessen Verletzung gebraucht. Bei allen seit dem Sturz der Gironde vorgefallenen Parteikämpfen kam es nur darauf an, einen äußeren Grund zum Angriff auf den Gegner zu finden. Der Sieger wußte, daß der Ausgang für den Augenblick Alles rechtfertigte. Mehre Deputirte wollten gegen Cornet's und Regnier's Anträge Einwendungen erheben. Der Präsident der Versammlung ließ aber sogleich über dieselben abstimmen, und sie wurden ohne Berathung angenommen.

Unterdessen hatten sich die von Bonaparte eingeladenen Generale, viele Officiere und andere ausgezeichnete Personen bei ihm versammelt. Die meisten darunter mußten, wegen des beschränkten Raumes des Hauses, im Hofe stehen bleiben. Manche von ihnen waren nur aus Neugierde, ohne zu wissen, was eigentlich im Werke war, Andere ohne Bonaparte's Absichten zu theilen, gekommen. Der Ausdruck von Kraft und Kühn-

heit in seinem Blick und seinen Worten zog aber selbst die Gleichgültigen oder Widerstrebenden fort. Er stellte sich auf die Treppe, welche nach dem Hofe führte, redete die Versammlung an, und erklärte, daß Frankreich durch Unfähigkeit und Selbstsucht einem Abgrunde nahe gebracht worden sei, von dem es nur durch Weisheit und Entschlossenheit zurückgehalten werden könne. Seine Rede wurde häufig durch stürmischen Beifallsruf unterbrochen. Als er bemerkte, daß seine Worte auf den General Lefebvre nicht den gewünschten Eindruck gemacht hatten, näherte er sich ihm und sagte: „Sie, der Sie eine der Stützen der Republik sind, können Sie es geduldig mit ansehen, wie dieselbe von Advokaten und Sophisten zu Grunde gerichtet wird?“ — „General,“ antwortete Lefebvre plötzlich umgestimmt, „ich schlage mich auf Ihre Seite! Wir müssen die Advokaten und Sophisten in die Seine werfen!“ —

Bald nach acht Uhr trafen Cornet und Baraillon mit dem Dekret des Rathes der Alten, die Uebersiedelung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud und die Ertheilung des Militairkommando's an Bonaparte betreffend, ein. Dieser erklärte, der an ihn ergehenden Aufforderung Folge leisten zu wollen, und brach, von zahlreichem Gefolge begleitet, auf. Der einzige Bernadotte, welcher nicht in Uniform, sondern in bürgerlicher Kleidung erschienen war, weigerte sich, an dem Zuge Theil zu nehmen, gerieth mit Bonaparte, der ihn sogar mit Verhaftung bedrohte, in heftigen Wortwechsel, beharrte aber auf seinem Sinn, und entfernte sich.

Bonaparte begab sich nach den Champs elysées, wo 10,000 Mann Truppen, die ihn mit Begeisterung empfingen, aufgestellt waren. Er ließ sich von einem Theil derselben nach den Tuileries begleiten, trat in den Versammlungssaal der Alten, und erklärte, daß Frankreich einer auf bürgerliche Freiheit und ächte Volksvertretung gegründeten Verfassung bedürfe. Darauf verhandelte er mit den Saalinspektoren über die Mittel zur Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud, und traf militairische Anordnungen, mit deren Ausführung Berthier, schon in Italien und Aegypten Bonaparte's rechte Hand, beauftragt wurde. Bonaparte ernannte Lefebvre zu seinem ersten Unterbefehlshaber, Andréossy zum Chef des Generalstabes. Paris ward, im sonderbaren Gegensatze zu der eben erst versprochenen bürgerlichen Freiheit, in Belagerungszustand erklärt. Fouché ließ die Barrieren schließen. Diese Maßregel wurde von Bonaparte getadelt und zurückgenommen, weil sie an den 2. September 1792 und den 2. Junius 1793, Vergleichungen, welche von Bonaparte gescheut wurden, erinnerte. Indessen war der Zweck, die Menge dadurch einzuschüchtern, erreicht worden.

Um 9 Uhr langten Sieyès und Roger-Ducos, welche den Luxemburg heimlich verlassen hatten, bei Bonaparte an, und legten bald darauf, der getroffenen Verabredung gemäß, ihre Stellen als Direktoren nieder. Augereau, der, seines Vortheiles wegen, ohne aber anderen Sinnes geworden zu sein, sich von den Jakobinern zurückgezogen hatte, wurde, als zu spät kommend, kalt empfangen. Bonaparte erließ eine Proklamation an die pariser Bevölkerung, in welcher er sie zu Eintracht und Vertrauen ermahnte, und eine andere an die Armee, in welcher er die bisherige Regierung der Republik heftig tadelte. Dann stieg er in den Garten der Tuileries hinab, und forderte die dort aufgestellten Truppen auf, ihm zur Wiederherstellung der Größe und des Glückes Frankreichs behülflich zu sein.

Gegen 10 Uhr trat der Rath der Fünfhundert im Palast Bourbon, wo er seit dem 21. Januar 1798 seine Sitzungen hielt, zusammen. Zu Verhandlungen kam es nicht. Als ihm das Dekret der Alten mitgetheilt wurde, wollten mehre Mitglieder der Opposition Einwendungen erheben, die aber der Präsident der Fünfhundert, Lucian Bonaparte*), mit der Erklärung, es dürften nach Vollziehung eines konstitutionellen Akts keine Berathungen mehr stattfinden, abschnitt. Die Deputirten gingen alsbald auseinander. Die eifrigen Republikaner unter ihnen beschlossen, sich am Abend unter sich zu versammeln, und über die am anderen Tage zu beobachtende Haltung zu berathen.

Die drei Direktoren Barras, Gohier und Moulins wurden jetzt von den Saalinspektoren der beiden Räthe, die in Permanenz blieben, nach den Tuileries entboten. Man hoffte sie, sich auf Sieyès und Roger-Ducos' Vorgang stützend, zur Verzichtleistung auf ihre Stellen zu bewegen. Gohier und Moulins, die von dem, was in den Tuileries geschehen, nur unvollständig unterrichtet waren, und noch immer an der Spitze der Republik zu stehen glaubten, befahlen dem General Lefebvre und dem Kriegsminister Dubois-Crancé, im Luxemburg zu erscheinen. Beide verweigerten den Gehorsam. Gohier und Moulins forderten jetzt ihren Collegen Barras zum Ausharren bei ihnen und zu einem ehrenvollen Widerstande auf. Derselbe ließ sich aber von Talleyrand und Bruyx, die Bonaparte an ihn abgeschickt hatte, zur Niederlegung seiner Würde bewegen, und wurde von einer Abtheilung Dragoner nach seinem Landsitz Grosbois geleitet. Gohier und Moulins wurden ihre gänzliche Ohnmacht inne, als, auf Bonaparte's Befehl, die Direktorialgarde den

*) Er war zu dieser Stelle nach seines Bruders Rückkehr aus Aegypten, um diesen zu ehren, gewählt worden.

Luxemburg verließ und nach den Tuileries zog. Jetzt begaben sich auch Gohier und Moulins dahin, wollten Bonaparte's Oberbefehl nicht anerkennen, indem die Verfassung dem Rathe der Alten kein Recht zu einer solchen Ernennung beigelegt habe, und weigerten sich, auf ihre Stellen zu verzichten.

Während des sich hierüber erhebenden Streites wurde Bonaparte die Meldung gemacht, daß Santerre die Vorstadt St. Antoine aufzuregen suche. Bonaparte, der sich ohnedies schon in gereizter Stimmung befand, wandte sich an Moulins mit den Worten: „Sind Sie nicht Santerre's Verwandter?" — „Nein, ich bin aber sein Freund!" antwortete Moulins. — „Benachrichtigen Sie Santerre, daß ich ihn, wenn sich die geringste Gährung im Volke zeigt, erschießen lasse!" — Moulins bestritt Bonaparte's Recht zu einer solchen Maßregel, und war der einzige Mann in Paris, welcher an diesem Tage dem Diktator persönlich und offen entgegentrat. Gohier und Moulins wurden nach dem Luxemburg zurückgebracht, dort von Moreau in ihren Zimmern bewacht, und an jeder Verbindung mit der Außenwelt gehindert. Dieser eher eines Gensd'armen als eines großen Generals würdige Auftrag war von Bonaparte an Moreau, in der Absicht, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ertheilt worden. Moreau hatte seine Rolle in dem Drama des 18. Brumaire aus Schwäche und Unüberlegtheit angenommen, später aber dieselbe bereuet. Bonaparte wußte, daß er auf Moreau, so ergeben ihm dieser auch für den Augenblick war, nur bis auf einen gewissen Punkt hin zählen konnte, und daß Moreau wohl einen Oberen in der Republik, aber nicht einen Herrn, was Bonaparte zu werden beabsichtigte, anerkennen würde. Er suchte deshalb im Voraus dessen Ansehen zu vermindern, um später an ihm einen weniger mächtigen Gegner zu haben. Denn ungeachtet des Feuers und Ungestüms, die oft in Bonaparte's Wesen hervorbrachen, war doch Alles in ihm, und oft in weite Ferne hinaus, berechnet.

Am Abend pflog Bonaparte mit den bedeutendsten unter seinen Anhängern über die weiter zu ergreifenden Maßregeln Rath. Sieyès war der Meinung, die Führer der Opposition sämmtlich verhaften zu lassen. Bonaparte stimmte damit nicht überein, und glaubte, ohne eine solche Erschwerung des ohnedies gewaltsamen Unternehmens, eine Zuversicht, die leicht übel für ihn ausgeschlagen wäre, an sein Ziel gelangen zu können. Dann wurde die Vertagung der Volksvertretung, und die Ernennung von drei Consuln, Bonaparte, Sieyès, Roger-Ducos, in die Stelle der fünf Direktoren beschlossen. Bonaparte stellte sich, von dem

gelungenen Eingreifen aller an diesem Tage getroffenen politischen und militairischen Anordnungen mit dem Gefühl der Sicherheit erfüllt, die Arbeit des anderen Tages leichter, als sie werden sollte, vor.

Die Nacht vom 18. zum 19. Brumaire (9.—10. November) verfloß ohne Störung. Am 19. Brumaire zogen schon vor Tagesanbruch Truppen nach St. Cloud, und außerdem wimmelte es auf der dahinführenden Straße von neugierigen Parisern. Es waren in diesem ehemaligen königlichen Lustschlosse für die Verhandlungen des Tages drei Säle: einer für Bonaparte, seinen Stab und die Saalinspektoren, ein anderer für den Rath der Alten, ein dritter*) für den der Fünfhundert bestimmt worden. Die Vorbereitungen zu deren Aufnahme sollten um Mittag beendigt sein, wurden aber erst um zwei Uhr fertig. Diese Verzögerung konnte von üblen Folgen für das Unternehmen werden. Bonaparte war um elf Uhr, von einer Abtheilung der Direktorialgarde begleitet, in St. Cloud angekommen. Die kurz vor ihm oder bald nach ihm eintreffenden Deputirten fanden die für sie bestimmten Säle noch nicht bereit, und wandelten unterdessen im Garten auf und ab. Die beiden Parteien berührten sich, und suchten auf einander zu wirken. Die Fünfhundert sprachen sich meist für die Erhaltung der bestehenden Verfassung aus, waren aber Bonaparte's Eintritt in das Direktorium, um dasselbe zu kräftigen, nicht entgegen. Viele unter den Alten dachten im Grunde eben so, und fürchteten von Bonaparte und Sieyès zu weit geführt zu sein. Manche bereuten, was geschehen war, und wußten nicht, von Bonaparte's Willkühr erschreckt, und von Sieyès' Argliſt umstrickt, wozu sie sich entschließen sollten.

Es hatte in Frankreich, vom Auftreten des Konvents an, keine wahre Freiheit mehr gegeben. Diejenigen, welche sie am Eifrigsten vertheidigt hatten, erst die Feuillants, dann die Girondisten, zuletzt die konstitutionelle Opposition vor dem 18. Fructidor, waren immer Gewaltstreichen erlegen. Aber es bestand gleichwohl die Form der Freiheit: unbeschränkt berathende, gesetzgebende Versammlungen, welche die Souverainetät der Nation darstellten und deren Rechte vertraten. Für alle etwas heller Sehenden war es nicht zweifelhaft, daß eine Veränderung in der Verfassung, die von Bonaparte, dessen Charakter sich am Tage vorher schon hinlänglich entwickelt hatte, vollführt würde, unmöglich zum Vortheil der Freiheit ausschlagen könne. Der Gedanke, Allem, was die Revolution bisher ausgemacht hatte, der Selbstbestimmung und eigenen

*) Es hatte sich daselbst früher eine Orangerie befunden.

Entscheidung, dem Kampfe für Principien, der Verwirklichung von Ideen zu entsagen, sich zu Werkzeugen eines Einzigen zu machen, und von dessen Schatten bedeckt zu werden, schien auch vielen Gemäßigten ein vorwurfsvoller Bruch mit ihrer und Frankreichs Vergangenheit, ein demüthigendes Aufgeben ihrer eigenen Ueberzeugungen zu sein. Aber der Drang der Umstände, die Noth der Zeit, die, im entgegengesetzten Falle, von anderer Seite her drohenden Gefahren schlugen diese patriotischen Bedenklichkeiten und Regungen des politischen Gewissens wieder nieder.

Unter Bonaparte's persönlichen Anhängern stellten sich ebenfalls Besorgnisse, wenn auch von anderer Natur, ein. Sieyès und Roger-Ducos sollen in St. Cloud an ihre persönliche Sicherheit, wenn der Streich fehl ginge, gedacht haben und von Fouché wird behauptet, daß er, in diesem Falle, schon Vorbereitungen zu Bonaparte's und dessen Vertrauten Verhaftung getroffen hatte. Die Generale Bernadotte, Jourdan, Augereau, denen es nicht an Ruf und Kühnheit fehlte, und deren republikanische Gesinnung bekannt war, konnten sich veranlaßt finden, Bonaparte den Soldaten als einen Usurpator der Volkssouverainetät, als einen Feind der Freiheit zu bezeichnen und dieselben von ihm abwendig machen. Der Sturz so mancher militairisch-revolutionairen Größe, wie z. B. la Fayette, Dumouriez, Pichegru, stand noch in frischem Andenken. Es war deshalb selbst über Manche unter denen, welche in den letzten Tagen auf alle Pläne Bonaparte's eingegangen waren, eine gewisse Niedergeschlagenheit gekommen.

Um zwei Uhr (19. Brumaire, 10. November) ward die Sitzung der Fünfhundert unter Lucian Bonaparte's Präsidium eröffnet. Der Deputirte Gaudin, welcher zu Bonaparte's Anhängern gehörte, schlug eine Dankadresse an die Alten wegen Verlegung des gesetzgebenden Körpers, und die Ernennung einer Kommission zur Berichterstattung über die Lage der Republik vor. Delbret, ein eifriger Republikaner, erhob sich mit Leidenschaft, erklärte den Antrag für eine gefährliche Absichten verschleiernde Heuchelei, und forderte die Versammlung zur Eidesablegung auf die Verfassung auf. Von den Bänken der Republikaner her war jedes gegen einen Staatsstreich gerichtete Wort Delbret's mit lebhaftem Zuruf begleitet worden. „Nieder mit den Diktatoren! Es lebe die Republik!" erklang es auf allen Seiten. Lucian bedeckte sich, und es trat wieder Ruhe ein. Als aber Grandmaison verlangte, daß die Verfassung nicht von der Gesammtheit, sondern von jedem Deputirten einzeln und auf der Rednerbühne beschworen werden sollte, brach der Tumult von Neuem aus. Bei dem Namensaufruf ergab es sich, daß nur wenige

Mitglieder fehlten Auch diejenigen, welche sich zum Umsturz der Verfassung verschworen hatten, Lucian Bonaparte an der Spitze, leisteten, so schwer es ihnen auch fallen mochte, den verlangten Eid. Es ward hierauf eine Proklamation an das Volk beschlossen. Die Begeisterung steigerte sich unter den Republikanern. Man erinnerte an den Schwur im Ballhause (20. Junius 1789).

Die Nachricht von der im Rathe der Fünfhundert zunehmenden Bewegung theilte sich den aus Paris zahlreich herbeigeströmten Zuschauern mit. Die Aussprüche republikanischer Redner gingen von Mund zu Mund, und wurden mit Nachdruck wiederholt. In dem Saal, welcher für Bonaparte, seinen Stab und die Saalinspektoren eingerichtet war, hatte die frühere Zuversicht einer bedenklichen Stimmung Platz gemacht. Als Bonaparte, der einen Augenblick lang abwesend gewesen, wieder eintrat, und das entmuthigte Ansehen seiner Umgebungen gewahr wurde, rief er, mit einer Reitpeitsche auf den Fußboden schlagend: „Es muß der Sache ein Ende gemacht werden!" — Es waren so eben frische Truppen aus Paris angekommen. Er redete zu den Officieren, und begab sich von da nach dem Rathe der Alten.

Die Alten waren ebenfalls seit zwei Uhr unter Lemercier's Vorsitz versammelt. Einige Stimmen aus der Opposition beschwerten sich darüber, daß man sie zur gestrigen Sitzung nicht berufen habe, blieben aber unbeachtet. Die in das Unternehmen Eingeweihten hatten, um weiteres Reden zu verhindern, Botschaften an das Direktorium, an die Fünfhundert beantragt, und zuletzt eine Unterbrechung in der Sitzung eintreten lassen. Als diese wieder angefangen hatte, trat Bonaparte in den Saal. Er befand sich im Zustande großer Aufregung, die, während er sprach, noch zunahm. Seine Rede war von innerem Zusammenhang und äußerer Klarheit entblößt. Man konnte nur so viel erkennen, daß er den Rath der Alten erschrecken und zugleich gewinnen wollte. List und Berechnung lagen so sehr in seiner Natur, daß er selbst in dieser Versammlung, wo er so viele entschiedene Anhänger besaß, nicht offen und freimüthig sein konnte, sondern zu Trug und Erfindung seine Zuflucht nahm. Er suchte bis zum letzten Augenblick die wahre Sachlage zu entstellen und seine Absichten zu verbergen.

Bonaparte begann damit, sich über die gegen ihn ausgestreuten Verläumdungen, indem man ihn mit Cäsar und Cromwell vergleiche, zu beklagen. Dann äußerte er, daß es vor Allem darauf ankomme, die Grundlagen der Revolution, die Principien der Freiheit und Gleichheit, für welche so viel gethan und gelitten worden, zuerhalten. Denn es be-

stehe eine gegen das Dasein der Republik gerichtete Verschwörung. Als ihm hierauf ein Mitglied der Opposition Namens Linglet mit der Bemerkung in das Wort fiel: „Sie sagen aber nichts von der Konstitution!" war Bonaparte einen Augenblick lang überrascht und verlegen, und antwortete dann: „Die Konstitution ist von allen Parteien, am 18. Fructidor (4. September 1797) durch das Attentat auf einen Theil der Volksvertretung, am 22. Floreal (11. Mai 1798) durch die Annullirung so vieler Wahlen, am 30. Prairial (18. Junius 1799) durch die gewaltsame Veränderung des Direktoriums, verletzt worden. Die Konstitution ist nur ein Hebel für die Ehrgeizigen, aber kein Anker des Heils für das Volk. Ich will nichts für mich selbst, ich will nur für die zu ernennende oberste Autorität in der Republik der ausführende Arm sein!" — Von denjenigen, welche in das Geheimniß gezogen waren, wurden diese Worte mit Beifallsbezeugungen überhäuft. Cornudet, einer von Bonaparte's eifrigsten Anhängern, brach mit einer bei feierlichen und öffentlichen Veranlassungen selten gesehenen Verachtung der Wahrheit in die Worte aus: „Man könne nach dem, was Bonaparte gesagt, an dem Dasein einer gegen die Gesetze und die Freiheit des Volkes gerichteten Verschwörung nicht mehr zweifeln." — Der so sprach, war selbst einer der ersten Verschworenen dieser Art.

Bonaparte ward jetzt von der Opposition aufgefordert, die Mitglieder dieser Verschwörung in der Sitzung selbst, oder, wenn er es vorziehe, in einem geheimen Ausschusse zu nennen. Seine Antwort war theils nichtssagend, theils aus der Luft gegriffen. Er nahm hierauf, um von diesem Gegenstande abzulenken, zu einer oratorischen Figur seine Zuflucht, und that, als rede er seine Soldaten, die aber draußen standen, ihn weder sehen noch hören konnten, an. „Sollte ein Redner, vom Auslande bestochen," fuhr Bonaparte mit erhöhtem Tone fort, „meine Aechtung in Antrag bringen, so werde ich mich an euch, meine tapferen Kriegsgefährten, deren Bajonette ich dort erblicke, um Hülfe wenden, werde eurem Muthe und meinem Glücke vertrauen!" Auf eine abermalige Aufforderung, die Verschwörung, auf welche er angespielt hatte, ihrem ganzen Umfange nach zu enthüllen, antwortete er ausweichend mit der Bemerkung, daß die gegenwärtige Konstitution die Republik nicht retten könne, und verließ den Saal.

Bonaparte's Auftreten war nicht glänzend gewesen. Er befand sich in der für Jeden, besonders aber für einen großen Mann, erniedrigenden Lage, falsch sein zu müssen, wenn er seinen Zweck erreichen wollte. Dieser Eindruck war auch im Rathe der Alten vorherrschend gewesen. Da aber die Mehrheit desselben, die Einen von Furcht, die

Anderen von Hoffnung bewogen, einmal in Bonaparte's Fußtapfen getreten war, so glaubte sie ihm auch bis an das Ende folgen zu müssen. Um jeder Zögerung und Schwankung vorzubeugen, theilte jetzt Cornudet, ebenfalls ohne Beweis, seinen Collegen die Nachricht von einem in Paris sich angeblich vorbereitenden jakobinischen Aufstande mit. Es ist möglich, daß Einzelne unter den Fünfhundert einen solchen Plan, der aber bei dem Volke keinen Anklang fand und zu keinem Anfang der Ausführung kam, gehegt hatten. Die hauptstädtische Bevölkerung war neugierig, erwartungsvoll, gespannt, aber zu keinem Kampfe weder für die eine, noch die andere Partei geneigt. Cornudet's Anzeige verfehlte jedoch ihre Wirkung nicht. Die Besorgniß vor Unruhen bewog die Alten, um so williger die Hand zu Allem, was von ihnen gefordert werden würde, zu bieten. Vergebens ward von der Opposition auf eine abermalige Beschwörung der Verfassung angetragen. Während hierüber noch hin und her gestritten wurde, verbreitete sich durch einen Anhänger Bonaparte's die Kunde, derselbe sei bei den Fünfhundert mit Dolchstichen bedroht worden.

Grandmaison hatte dort eben das Wort ergriffen, und bezeichnete das Gerücht von einer Verschwörung als seine Erfindung derer, welche die Verfassung stürzen wollten, als Bonaparte, aus dem Rathe der Alten kommend, eintrat. Er war von einer Abtheilung Grenadiere begleitet, welche an der Thüre, aber so, daß man sie sehen konnte, stehen blieben. Bei diesem Anblick brach der gegen Bonaparte im Stillen gährende Haß gewaltsam aus. „Wie? Er wagt es mit Soldaten zu kommen? Soldaten hier?" tönte es von allen Bänken. Die Bewegung nahm zu, die Deputirten erhoben sich von ihren Sitzen und riefen: „Nieder mit dem Diktator! Die Acht über den Tyrannen!" — Es bildeten sich Gruppen, die Erregtesten umgaben Bonaparte und überschütteten ihn mit Vorwürfen. „Dazu haben Sie gesiegt? — Ihr Ruhm hat sich in Schande verwandelt! Ihre Lorbeeren sind verwelkt! Beflecken Sie nicht länger dieses Heiligthum der Gesetze durch Ihre Gegenwart!" — Bonaparte, von den sich steigernden Wuthausbrüchen erschreckt, mochte das Aeußerste fürchten. Es blieb aber bei Worten. Seine Anhänger haben erzählt, und er selbst wiederholt, daß Dolche gegen ihn gezogen wurden. Diese Behauptung ist aber eine der vielen von der siegenden gegen die unterliegende Partei in der Revolution üblich gewesenen Verläumdungen. Bonaparte ward jedoch von dem wilden, ihn umgebenden Tumult so betäubt, daß er alle Fassung verlor, kein Wort hervorbrachte, und einer Ohnmacht nahe war. Er wankte schon und schien niederfallen

zu müssen, als ihn der Deputirte Beauvais in seinen Armen auffing. Zwei Grenadiere traten darauf in den Saal und führten ihn in das Freie hinaus.

Nach seiner Entfernung dauerte der Sturm fort. Es ward vorgeschlagen, Bonaparte das Kommando über die Truppen zu nehmen, Bernadotte damit zu bekleiden, nach Paris zu ziehen, und sich in Permanenz zu erklären. Vergebens suchte Lucian den Unwillen gegen seinen Bruder durch versöhnende Worte zu mildern. Aufgefordert, den Antrag auf Achtserklärung zur Abstimmung zu bringen, verließ er, in Thränen ausbrechend, und die Zeichen seiner Würde ablegend, den Präsidentenstuhl, und wollte, als einfaches Mitglied der Versammlung, seinen Bruder vertheidigen. In diesem Augenblick hatte der General Lefebvre die Geistesgegenwart, Lucian durch einige Grenadiere aus dem Saale abholen und aus seiner schwierigen Lage befreien zu lassen. Lucian folgte ihnen in der Meinung, er sei ihr Gefangener. Bonaparte's Gegner in der Versammlung jubelten diesmal den Soldaten entgegen, indem sie glaubten, dieselben wären zu ihrem Schutze erschienen.

Unter den Fünfhundert war nichts von der revolutionairen Taktik und Energie der ersten Nationalversammlungen anzutreffen. Sie brachten die Zeit mit zwecklosen Ausbrüchen des Zornes, und mit Beantragung unvollstreckter Beschlüsse zu. Sie versäumten es, sogleich nach Lucian's Entfernung einen neuen Präsidenten zu ernennen, und einen der populairen Generale in Bonaparte's Stelle mit dem Militairkommando zu bekleiden. Dies Alles, rasch nach einander in das Werk gesetzt, hätte wahrscheinlich auf Officiere und Soldaten Eindruck gemacht, und Bonaparte gefährlich werden können. Denn der Rath der Fünfhundert stand, obgleich, wie Alles unter der Direktorialregierung, geschwächt und gesunken, noch immer als die Vertretung der Nation da. Eine Achtserklärung, in gesetzlicher Form gegen Bonaparte ausgesprochen, würde schwerlich ohne alle Wirkung geblieben sein. Der Mißgriff der Fünfhundert, den Präsidentenstuhl nach Lucian's Entfernung unbesetzt zu lassen, veranlaßte Bonaparte's Anhänger, seinem Bruder Lucian, unter dem Vorwande, daß da, wo derselbe sich befinde, auch die Versammlung bestehe, zu folgen. Die Truppen konnten auf diese Art leicht überredet werden, in Lucian und den ihn begleitenden Deputirten die wahre Nationalrepräsentation zu erkennen, und die im Saale zurückgebliebene hauptlose Majorität als eine Rotte von Aufrührern anzusehen.

Bei Lucian's Anblick kehrte Bonaparte, der seit seiner Rückkehr aus der Sitzung der Fünfhundert stumm und bleich geblieben war, Kraft und

Besinnung zurück. Beide stiegen zu Pferde, und redeten die sich im Kreise um sie aufstellenden Truppen an. Lucian wiederholte das Märchen von dem Mordversuche auf seinen Bruder, und nannte diejenigen, welche auf die Achterklärung gegen Bonaparte angetragen hatten, statt Repräsentanten des Volkes, „Repräsentanten des Dolches" — welche durch die Bajonette unschädlich gemacht werden müßten. Die unkundige Menge nahm diese Entstellung der Wahrheit beifällig auf. Besonderen Eindruck machte es, als Lucian den Degen zog, und erklärte, seinen Bruder mit eigener Hand durchbohren zu wollen, wenn dieser jemals die Freiheit der Franzosen zu verletzen wage. Bonaparte sprach auch jetzt in kurzen abgebrochenen Sätzen, versicherte, daß er es mit der Republik gut meine, spielte auf das Elend an, welchem die Truppen unter den bisherigen Zuständen so oft ausgesetzt gewesen, und fragte, ob er auf sie zählen könne. Serrurier ging während Bonaparte's Rede in den Reihen der Soldaten umher, und begleitete dessen Worte mit begeisternden Zusätzen. Ein allgemeiner Jubel erhob sich. „Es lebe Bonaparte!" erscholl es von allen Seiten. Hierauf sprach Lucian mit donnernder Stimme die entscheidenden Worte: „Ich, der Präsident der Fünfhundert, erkläre, daß diese Versammlung kein gesetzliches Dasein mehr besitzt. Sie ist aufgelöst. Eine mörderische Faktion hat der Majorität Gewalt angethan. Es ist Zeit, die Einen zu entfernen, und die Anderen zu befreien!" — „Präsident! Ihr Befehl soll erfüllt werden!" sagte Bonaparte, zu seinem Bruder gewandt, und befahl Murat, mit einer Kolonne Grenadieren in den Saal zu dringen und ihn zu räumen.

Murat wurde, als er bei den Fünfhundert ankam, mit dem einstimmigen Rufe: „Es lebe die Republik! Nieder mit dem Usurpator! Nieder mit dem Tyrannen!" — empfangen. Seine Aufforderung, den Saal zu verlassen, blieb unbeachtet. Jourdan, Talot, Grandmaison, Bigonnet, Arena warfen den Grenadieren vor, ihre Waffen durch die Theilnahme an einem Verbrechen gegen die Majestät der Nation zu entehren. Sie antworteten, man habe ihren General ermorden wollen. Manche unter den Deputirten rissen ihre Kleider auf, und boten ihre Brust den Stößen der Soldaten dar. Endlich rief der General Leclerc, welcher Murat beigegeben war, und später ebenfalls Bonaparte's Schwager wurde: „Der gesetzgebende Körper ist aufgelöst! Im Namen des Generals Bonaparte fordere ich die guten Bürger auf, sich zurückzuziehen. Vorwärts, Grenadiere!" — Jetzt rückte die Kolonne unter Trommelschlag in der ganzen Breite des Saales vor. Von den Spitzen der Bajonette berührt, retteten sich die Deputirten durch Thüren und

Fenster. Diejenigen, welche auch jetzt noch nicht weichen wollten, wurden von den Soldaten, aber ohne weitere Mißhandlung, in die Arme genommen und fortgetragen. Aus den Höfen und Gärten klang von den Flüchtigen noch der Ruf: „Es lebe die Republik!“ zurück. Um halb sechs Uhr war der Rath der Fünfhundert gesprengt. Die Alten, welche unterdessen, jedoch ohne Etwas zu beschließen oder zu entscheiden, versammelt geblieben waren, hoben, als sie von dem gewaltsamen Verfahren gegen den jüngeren Bruderrath Nachricht erhielten, ihre Sitzung auf.

Es traten jetzt die Haupttheilnehmer an der gelungenen Verschwörung zu einer geheimen Berathung über die Grundzüge der zu erlassenden neuen Verfassung zusammen. In manchem von ihnen regte sich, das Uebermaß des Erfolges in Betracht gezogen, die Besorgniß auf, zu viel für Bonaparte gethan zu haben. Aber es war keine Umkehr mehr möglich. Es ward eine Proklamation an das Volk, welche das Märchen von den Dolchen wiederholte, und eine Liste für Ausstoßung aus den beiden Räthen aufgesetzt. Sieyès schlug vor, zwei und zwanzig Republikaner vor ein Kriegsgericht stellen, oder, was in jenem Augenblick dasselbe war, sie erschießen zu lassen. Bonaparte verwarf diesen Antrag.

Um zehn Uhr traten die beiden Räthe zusammen. Die Alten erschienen ziemlich vollständig, von den Fünfhundert aber nur einige dreißig. Die in der vorangegangenen geheimen Berathung gefaßten Beschlüsse wurden sämmtlich bestätigt. Es waren dies: Erklärung, daß Bonaparte, Murat, Lefebvre u. s. w. sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten — Aufhören des Direktoriums — Ernennung Bonaparte's, Sieyès' und Roger-Ducos' zu provisorischen Konsuln — Suspendirung des gesetzgebenden Körpers bis zum 20. Februar 1801 (1. Ventose Jahr VIII) — Einsetzung einer Kommission von 25 Mitgliedern aus jedem der beiden Räthe, zu gemeinsamer Berathung mit den provisorischen Konsuln über Staatsangelegenheiten und über die, in Gemäßheit der neuen Einrichtungen, in den Gesetzen zu treffenden Veränderungen, bestimmt. — Dies Alles ward von den beiden Räthen ohne Berathung und einstimmig angenommen. Die Liste der aus dem gesetzgebenden Körper auszustoßenden Deputirten enthielt 61 Namen, von denen die bekanntesten folgende sind: Jourdan, Grandmaison, Talot, Bertrand, Arena, Delbret, Bigonnet. Zu Mitgliedern der Kommission, welche während der Suspendirung des gesetzgebenden Körpers denselben ersetzen sollte, wurden gewählt aus dem Rathe der Alten: Garat, Cornet, Regnier, Cornudet, Lemercier u. s. w. — aus dem der Fünfhundert: Lucian Bonaparte, Chenier, Gaudin, Boulay von der Meurthe, Dau-

nom u. s. w. — Um Mitternacht erschienen die provisorischen Konsuln im Sitzungssaal der Fünfhundert, und schwuren, von Lucian Bonaparte an die Wichtigkeit ihrer Pflichten erinnert: Treue gegen die Volkssouverainetät, die Republik, die Freiheit und Gleichheit. Am 20. Brumaire (11. November) um 4 Uhr Morgens kehrten die provisorischen Konsuln, die denselben beigegebene Kommission und die Ueberreste der beiden Räthe nach Paris zurück. Eine Veränderung folgenreicher als irgend eine andere, seitdem der Tiersetat sich zu einer Nationalversammlung erklärt hatte (17. Junius 1789), war im Laufe von 48 Stunden vollbracht worden.

Es hatte in Frankreich vom 10. August 1792 an viele Gewaltstreiche, blutige wie unblutige, gegeben. Was aber den 18. Brumaire von seinen Vorgängern unterscheidet, war, daß nicht eine Partei, an die Stelle einer anderen tretend, das Ruder ergriff, sondern daß ein Einziger allgewaltig an die Spitze kam. Der Aufschwung zur Freiheit, welcher ungeachtet aller in ihrem Namen begangenen Irrthümer und Frevel, theils wirklich bestanden hatte, theils bisher wenigstens möglich gewesen war, wurde jetzt auf lange Zeit hinaus unterdrückt, und die Entwickelung der Revolution in einer ihrer Grundrichtungen unterbrochen.

Bonaparte, der sich am 19. Brumaire, im Rathe der Fünfhundert, den Vorwürfen und Drohungen seiner Gegner gegenüber, einen Augenblick lang, bestürzt und schwach gezeigt hatte, entwickelte die ganze Kraft seines Charakters und Schärfe seines Geistes, als er sich, nach errungenem Siege, im freien Besitze der Macht sah, und sich nach eigenem Ermessen bewegen konnte. Jene momentane Unentschlossenheit hatte ihm in der Meinung der Welt nicht geschadet. Denn er war klar, daß er damals von dem sich gegen ihn erhebenden Sturme mehr physisch erdrückt als moralisch gebrochen gewesen. Als die provisorischen Konsuln sich am 20. Brumaire zum ersten Mal versammelten, ward Bonaparte der Vorsitz unter ihnen zuerkannt. Die am 19. Brumaire im Rath der Fünfhundert gemachte Erfahrung hatte ihm aber ein unbesiegbares Mißtrauen gegen repräsentative Versammlungen und öffentliche Diskussionen eingeflößt. Er, der so viele Schlachten gewonnen hatte, war dem Erliegen unter eine Körperschaft, die keine andere Waffe als die des Worts führte, ausgesetzt gewesen. Dieser Eindruck verwischte sich in ihm nie mehr, selbst nicht dann, als er auf dem Gipfel der Größe stand. Er fühlte, daß eine ächte Volksvertretung eine unübersteigliche Schranke gegen die Willkührherrschaft aufstellt, und er wollte es deshalb zu einer solchen nie mehr kommen lassen.

Auf der anderen Seite traf Bonaparte eine Menge gerechter und milder, dem bisherigen System entgegengesetzter Maßregeln. Das erzwungene und fortschreitende Darlehen (emprunt forcé et progressif) wurde abgeschafft, und durch eine Erhöhung der vier Hauptsteuern, der Grund-, Personen-, Möbel- und Konsumtionssteuer ersetzt. Das royalistische Geißelgesetz ward aufgehoben. Er gab den wegen ihrer politischen Meinungen verhafteten Geistlichen die Freiheit wieder. Es erging an die Behörden von Grenoble die Weisung, die irdischen Ueberreste des dort verstorbenen Pabst Pius VI. mit den gebührenden Ehrenbezeugungen beizusetzen. Die Ausübung des katholischen Kultus ward nicht mehr verhindert. Eine Anzahl vornehmer Ausgewanderten, unter ihnen die Herzöge von Choiseul und Montmorency, die bei Calais Schiffbruch gelitten hatten, mit dem Tode bedroht, und in Hamm lange in harter Gefangenschaft gehalten worden, erhielt jetzt die Erlaubniß, Frankreich zu verlassen. Die polytechnische Schule wurde zweckmäßiger organisirt und reicher dotirt. Diese versöhnenden oder nützlichen Anordnungen wurden von ihm gleich in den ersten Wochen nach Erlangung seiner neuen Macht erlassen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Ein aus der Kommission der beiden Räthe genommener Ausschuß war unterdessen an die Abfassung einer neuen Konstitution gegangen. Sieyès, der noch von 1789 her für ein politisches Orakel galt, hatte durch seine Ideen den leitenden Einfluß bei dieser Arbeit ausgeübt. Derselbe war nie ein wahrer Freund der Freiheit, sondern nur der Gleichheit gewesen. Der Anblick der anarchischen Bewegungen und demagogischen Zügellosigkeiten während der ersten Jahre der Revolution hatte ihn nicht gegen die Autonomie der Nation, die er grundsätzlich zugab, aber gegen deren Ausübung, gegen die Bedeutung der Volksvertretungen und Parteien, eingenommen. Von großem Scharfsinn, aber mittelmäßigem Charakter, wollte er vor Allem seine eigene Zukunft sichern, die von einem neuen Ausbruche der Revolution, bei dem offenbaren Antheil, welchen er an einer Usurpation, wie der Staatsstreich vom 18. Brumaire gewesen, genommen hatte, bedroht werden konnte. Er sann deshalb ein System aus, in welchem scheinbar das Wahlrecht des Volkes beibehalten, demselben aber in Wahrheit alle Kraft und Wirksamkeit entzogen wurde.

Sieyès schlug drei Wahlabstufungen vor. Die stimmfähigen Bürger eines Arrondissements versammelten sich, und wählten diejenigen unter ihnen, welche zur Bekleidung von Gemeindeämtern für fähig erachtet wurden. Die Zahl der Wählbaren mußte des Zehntheil der Ge-

sammtheit der Stimmenden betragen. Das Verzeichniß der Wählbaren hieß: Kommunalliste. Aus dem Zehntheil der Auserwählten aus den Kommunallisten wurden die Departementalbeamten genommen. Das Verzeichniß derselben machte die Departementalliste aus. Aus dem Zehntheil des Personals der Departementallisten gingen die Kandidaten zur Nationalrepräsentation hervor. Ihr Verzeichniß wurde als Nationalliste bezeichnet. Die Zahl des ersten Zehntheils wurde auf 500,000 — des zweiten auf 50,000 — des dritten auf 5000 Köpfe veranschlagt. Alle drei Jahre sollte eine Revision und, wo es nöthig wäre, Ergänzung oder Ausscheidung statt finden. Die Verzeichnisse dieser Wählbaren wurden von Sieyès Notabilitätslisten, in der Konstitutionsakte Vertrauenslisten (listes de confiance) genannt. Auf diese Art wurde das Wahlrecht des Volkes auf die Präsentation von Kandidaten beschränkt. Es hörte bei dieser Stufenfolge alle unmittelbare und natürliche Verbindung zwischen der Nation und ihren Repräsentanten auf.

Es wurde die Errichtung einer obersten Behörde: Erhaltungssenat (sénat conservateur) genannt, beschlossen. Derselbe bestand aus achtzig auf Lebenszeit eingesetzten, wenigstens vierzig Jahre alten Mitgliedern, die aus der Nationalliste genommen werden mußten. Der Senat, dazu bestimmt, über die Verfassung zu wachen, und alle konstitutionswidrigen Ueberschreitungen derselben rückgängig zu machen, hatte außerdem auch das Recht, die Mitglieder der Volksvertretung aus der Nationalliste zu wählen. Die Volksvertretung bestand aus zwei Kammern, die eine Tribunat, die andere gesetzgebender Körper (corps législatif) genannt. Die Mitglieder des Tribunats, wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt, hundert an der Zahl, beriethen über die ihnen gemachten Vorlagen, entschieden aber über dieselben nicht, sondern übersandten ihre Begutachtungen an den gesetzgebenden Körper, welcher aus 300 Mitgliedern, jedes wenigstens dreißig Jahre alt, bestehend, die Entwürfe, aber in geheimer Abstimmung, ohne irgend eine Diskussion, einfach annahm oder ablehnte. — Ein Staatsrath sollte die Gesetzesentwürfe ausarbeiten, und durch aus seiner Mitte bestellte Redner im gesetzgebenden Körper vertheidigen. Die Minister waren jeder auf seinen besonderen Geschäftskreis beschränkt, und erschienen nicht in der Volksvertretung. Sie mußten wie die Staatsräthe aus der Nationalliste genommen werden.

Bonaparte war mit diesem in seiner Art einzigen Verfassungsentwurfe, welcher in seinen Grundzügen, wie in vielen hier nicht erwähnten Nebenbestimmungen, selbst jeden Schatten von politischer Freiheit ausschloß, vollkommen einverstanden. Er gerieth aber zu Sieyès in Wider-

spruch, als es sich um den Schlußstein des ganzen Gebäudes handelte. Sieyès hatte ein Staatsoberhaupt, mit dem Titel: Großwahlherr (Grand-Electeur) ausgedacht, welches, auf Lebenszeit ernannt, die Republik dem Auslande gegenüber zu vertreten bestimmt war. Der Großwahlherr sollte im Palast von Versailles residiren, ein Jahrgehalt von sechs Millionen Fr. beziehen, aber keine selbstständige Gewalt ausüben. Er besaß nur das Recht zwei Konsuln, den einen für den Frieden, den anderen für den Krieg, einzusetzen, ohne deren Zustimmung er aber nichts unternehmen durfte, Sieyès hatte gehofft, Bonaparte zur Annahme dieser Stelle wegen ihrer hohen Dotirung und ihres äußeren Glanzes zu bewegen, und sich zum Friedenskonsul, d. h. zum Haupt der inneren Verwaltung und der auswärtigen Angelegenheiten, ernennen zu lassen.

Als Bonaparte in einer Sitzung der provisorischen Konsuln diese ihm angedeutete Bestimmung merkte, sagte er, in seiner bildlichen, wenn er erregt war, nicht immer gewählten Sprache, zu Sieyès gewandt: „Glauben Sie, daß die Nation sich lange bereitwillig finden lassen wird, einen solchen Müssiggänger, wie Ihren Großwahlherrn, jährlich mit sechs Millionen auszustatten? Halten Sie es für möglich, daß ein Mann von Ehre und Talent sich zu der Rolle eines Mastschweines hergeben wird?" — Sieyès fühlte das Verkehrte seines Plans, auf eine Persönlichkeit wie die Bonaparte's angewandt, und gab ihn ohne Widerstand auf. Aber nicht geneigt, mit Bonaparte in unmittelbarem Verkehr zu bleiben, zog er sich vom Konsulat zurück. Roger-Ducos folgte seinem Beispiel. Beide wurden mit der für jene Zeit sehr reich ausgestatteten Senatorwürde (50,000 Fr. jährlich), Sieyès außerdem noch mit Verleihung einer Nationaldomaine, für ihre Willfährigkeit belohnt.

Jetzt wurde eine neue endgültige Einrichtung der obersten Gewalt beschlossen, und von der Kommission der beiden Räthe angenommen. An die Spitze der Regierung sollten drei Konsuln, der erste mit entscheidender, die beiden anderen mit nur berathender Stimme, auf zehn Jahre hinaus, mit dem Recht der Wiedererwählung nach abgelaufener Frist, gestellt werden. Dem Haupt der vollziehenden Gewalt wurden jährlich 500,000 Fr., jedem seiner Genossen 75,000 Fr. ausgesetzt, ein Unterschied in der Behandlung, der anfänglich in der Kommission der beiden Räthe einiges Bedenken erregte, aber das Verhältniß der betheiligten Personen zu einander angemessen ausdrückte. Bonaparte wurde zum ersten Konsul, Cambacérès, schon vor der Revolution als Sachwalter bekannt, der für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte, und eine Zeit lang in das Schreckenssystem verwickelt gewesen, und Lebrun, aus dem

Rathe der Alten, der aber wenig hervorgetreten, wurden zu Konsuln ernannt. Bonaparte konnte auf die unbedingte Nachgiebigkeit seiner beiden Kollegen rechnen, von denen der eine Manches vergessen zu machen hatte, der andere ein geschäftskundiger, wohlwollender, aber sonst schwacher Mann war. Bonaparte hatte diese Zusammenstellung richtig berechnet, und fand an seinen Mitkonsuln Gehülfen, denen er die Erledigung aller untergeordneten Gegenstände übertragen konnte, die ihn aber in wesentlichen Dingen nach eigenem Willen walten ließen.

Dem ersten Konsul war der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Ernennung der Minister, aller Gerichts- und Verwaltungsbeamten, die Ernennung der Gesandten bei den fremden Mächten übertragen. Diese weiten Befugnisse stützten sich auf eine Verfassung, nach welcher die Volksvertretung von einem Senat, dessen Mitglieder ihre Stellen den Konsuln verdankten, gewählt wurde. Auf diese Art war die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden und deren Haupte fast eben so abhängig wie die Staatsdienerschaft gemacht worden. Hierzu kam noch, daß das Tribunat*) und Corps législatif besoldet wurden. Man besetzte die Stellen im Senat und im Staatsrath nur langsam, um diejenigen, welche sich der neuen Ordnung der Dinge mit Eifer anschließen würden, angemessen belohnen zu können. Ungeachtet der republikanischen Formen stand der Konsul als der Alles überragende Gipfel und Mittelpunkt des Ganzen, und, da es keine Kirche, keine Aristokratie, keine Privilegien und Korporationen gab, mächtiger als irgend einer der alten Könige von Frankreich da.

Bonaparte, von Herrschsucht entflammt, und begierig allen Ungewißheiten und Unterhandlungen ein Ende zu machen, wartete nicht einmal das Ergebniß der Volksabstimmung über die Verfassung ab. Dieselbe ward von ihm und seinen Kollegen am 14. December, und am folgenden Tage, auf sein dringendes Begehren, von der Kommission der beiden Räthe unterzeichnet. An demselben Tage lösten sich die beiden Räthe, welche übrigens seit dem 19. Brumaire nur dem Namen nach fortbestanden hatten, auf, und war somit die letzte Spur der Verfassung des Jahres III verweht. Erst am 7. Februar (1800) wurden die Listen über die Abstimmung bekannt gemacht. Unter 3,012,569 Bürgern hatten nur 1562 sich gegen das ihnen vorgelegte Verfassungswerk erklärt. Wenn in der Nation damals nur ein Funke von Freiheitssinn vorhan-

*) Ein „Tribun" erhielt, so lange er diese Stelle bekleidete, jährlich 15,000 Fr., ein „Législateur" 10,000 Fr.

den gewesen wäre, so würde sie davon empört gewesen sein, daß der, welcher seine Stellung einzig ihrer Abstimmung verdanken sollte, sich schon vor derselben des Ruders bemächtig hatte. Aber die langen blutigen Drangsale zur Zeit des Konvents, und später die Unordnung und Zerrissenheit unter dem Direktorium machten, daß dieses Vorausgreifen übersehen, und Bonaparte's Eigenmacht als eine Wohlthat aufgenommen wurde. Am 19. Februar (1800) verließ Bonaparte mit den beiden anderen Konsuln den Luxemburg, und bezog die Tuilerien. Er nahm die vormals königlichen Zimmer, seine Kollegen den Pavillon der Flora ein.

22. Innere und äußere Lage Frankreichs nach dem 18. Brumaire bis zum Wiederausbruche des Kampfes gegen Oesterreich.

Die Gräuel der Schreckenszeit und die Anarchie unter dem Direktorium hatten die Franzosen gegen die politische Freiheit, deren Genuß von ihnen vergeblich erstrebt worden, auf lange hinaus gleichgültig gemacht. Das Volk hing an dem Namen der Republik, weil es dieselbe nicht von der Revolution trennen konnte, und sich unter Monarchie immer die vor 1789 bestandene dachte. Aber eine Republik, in welcher fast ausschließend das Recht der Stärke geherrscht hatte, und die unaufhörlich von den wildesten Parteikämpfen zerrissen worden, stellte sich den denkenden Klassen nur unter der Gestalt eines blutigen Phantoms dar. Da es aber zu jedem Uebergange von einer staatlichen Ordnung zu einer anderen der Zeit und vermittelnder Zustände bedarf, so blieb die Außenseite der Republik, obgleich diese selbst alles eigenthümlichen Geistes und Inhalts entbehrte, noch einige Jahre lang fortbestehen.

Bonaparte, der die französischen Waffen in Italien und Aegypten durch eine Fülle, seit den Römern nicht mehr gesehener, Schlag auf Schlag erfolgter Siege verherrlicht hatte, zeigte sich, als er die Leitung des Staates übernahm, eben so sehr für die Geschäfte des Friedens wie für die des Krieges befähigt. Er begann und vollendete eine Reihe großer Reformen, die, da sie auf keine höhere Idee als die der äußeren Zweckmäßigkeit gegründet waren, keine vollkommene Regeneration des französischen Volkslebens hervorbringen konnten, aber doch das Gefühl für Recht und Sitte wieder belebten, die wesentlichen Errungenschaften der Revolution befestigten, und die Wiederkehr einer Epoche, wie die unter dem Konvent, ungeachtet aller nachfolgenden Stürme, unmöglich gemacht

haben. Es hat später in Frankreich noch Umwälzungen und Staatsstreiche, aber kein Schreckenssystem, kein Vendéekrieg, kein Revolutionstribunal, und dem verwandte Erscheinungen mehr gegeben. Es gereicht Napoleon zu nicht geringem Ruhme, und ist ein Beweis für den tiefen von ihm ausgeübten Einfluß, daß, ungeachtet der gleich nach seinem Sturz in den Gemüthern wieder erwachten Gährung, die Quelle der unheilbringendsten Thatsachen seitdem verstopft geblieben ist.

Das Direktorium hatte die inneren Zustände Frankreichs in der größten Zerrüttung zurückgelassen. Verwaltung und Rechtspflege waren von Mißbräuchen aller Art erfüllt, und die ohnedies mangelhaften Bestimmungen, nach denen sie geleitet werden sollten, wurden nicht beobachtet. Die Steuern gingen unregelmäßig ein, die bewaffnete Macht blieb ohne Sold, Kleidung und Lebensmittel, das baare Geld war wie verschwunden, auf den Landstraßen zogen bewaffnete Banden einher, welche die friedliche Bevölkerung in Schrecken setzten, und die Royalisten in der Vendée und Bretagne drohten mit einer neuen Erhebung.

Das größte aller Uebel war aber die Verwirrung in den Finanzen. Es gab keinen Kataster und keine regelmäßige Steuererhebung, und was von diesen Einrichtungen in einzelnen Gegenden übrig geblieben, eignete sich für die Gegenwart nicht mehr. Die von der Konsularregierung gleich in ihrem Beginn getroffenen Maßregeln: wie die Aufhebung der erzwungenen und fortschreitenden Anleihe, der Geißelnstellung, der Verfolgung der eidweigernden Geistlichkeit — hatten auf die Mehrheit der Bevölkerung einen günstigen Eindruck gemacht, und den Willen, vor Allem die innere Ruhe wiederherzustellen, bekundet. Die von dem Direktorium eingeführte Zwangsanleihe wurde durch einen Zusatz von 25 Centimen zu der Grund-, Mobiliar- und Personalsteuer, bis zum Abschluß des Friedens, ersetzt. Der aufgeklärte Theil der Nation nahm diese Veränderung, da sie weniger Druck und Willkühr verursachte, mit Beifall auf. Das Vertrauen, welches der Finanzminister Gaudin bei den pariser Banquiers besaß, veranlaßte diese, der Regierung mit zwölf Mill. Fr. in baarem Gelde zu Hülfe zu kommen, wovon die ersten dringendsten Ausgaben gedeckt wurden. Es wurde zur Erhebung der Abgaben für jedes Departement eine Anzahl von Beamten, je nach dem Bedürfniß, ernannt, welche ein Register der Steuerpflichtigen anfertigten, die eintretenden Besitzesveränderungen verzeichneten, den Werth der Liegenschaften ermittelten, und demgemäß den Abgabenbetrag jedes Eigenthümers oder Gewerbsmannes bestimmten. Während der Revolution war dies von den Gemeindebehörden geschehen, und dabei die größte

Unordnung und Eigenmächtigkeit üblich gewesen. Dieses neue Finanzpersonal kostete, obgleich zahlreich, dem Staate jährlich zwei Mill. Fr. weniger als die frühere Erhebungsart.

Die obersten Steuerbeamten in jedem Departement, Generaleinnehmer (receveurs généraux) genannt, wurden für das Eingehen der Abgaben in ihrem Bezirk verantwortlich gemacht, ihnen aber zugleich bedeutende Vortheile gewährt, so daß sie durch den ihnen zugestandenen Gewinn zur Erfüllung ihrer Aufgabe angetrieben wurden, und die Regierung an ihnen eine Sicherheit, und nöthigenfalls eine Hülfe finden konnte. Die Generaleinnehmer erhielten zugleich die Stellung von Staatsbanquiers. Der Steuerbetrag, welchen sie vor der gesetzlichen Frist ablieferten, ward ihnen verzinst, sie mußten aber dagegen auch für jede Verspätung Interessen an den Schatz bezahlen. Sie stellten Obligationen aus, an Werth den in ihrem Bezirk einzutreibenden Steuern gleich, die auf sie am Ende jedes Monats angewiesen waren, und für deren Auszahlung sie mit ihrem ganzen Besitz hafteten. Es ward eine Tilgungskasse (caisse d'amortissement) errichtet, in welcher die von den Generaleinnehmern in baarem Gelde errichtete Kaution niedergelegt war, und den von ihnen unterzeichneten Obligationen zur Sicherheit diente. Was die indirekten Abgaben betrifft, die nicht so regelmäßig eingehen, und nicht mit solcher Bestimmtheit im Voraus berechnet werden können, so stellten die Généraleinnehmer, aber erst nachdem diese Steuern bei ihnen entrichtet worden, Bons auf Sicht an den Staatsschatz aus, die von diesem, wie die Obligationen bei den direkten Abgaben, verwandt wurden. Die Generaleinnehmer genossen nach diesem System großer Vortheile, aber das Finanzministerium konnte fortan auf regelmäßige Hülfsquellen rechnen, was, bei der Unordnung und Bedrängniß, in welcher das Direktorium das Steuerwesen zurückgelassen hatte, eine Zeit lang die Hauptsache blieb. Später ist diese Einrichtung mehr zum Vortheil des Staatsschatzes als der Generaleinnehmer abgeändert, aber nie ganz umgestaltet worden.

Die erste Nationalversammlung hatte aus Liebe zur Freiheit, aber in Verkennung der von Erhaltung der öffentlichen Ordnung unzertrennlichen Bedingungen, den Kommunen eine zu große Unabhängigkeit eingeräumt, und aus jeder derselben eine Art von kleiner fast selbstständiger Republik gemacht. Die bei den Departemental- und Kommunalversammlungen anwesenden Kommissarien der Centralgewalt hatten sich auf Vorstellungen und Rathschläge beschränken müssen, aber keine entscheidenden Befugnisse besessen. Der Konvent hob diese Selbstständig-

keit thatsächlich durch Absendung von Volksrepräsentanten, durch die Revolutionstribunale, und andere willkührliche Maßregeln auf. Nach dem Sturz der Schreckensherrschaft fand man, daß es der Gemeinden, in Bezug auf ihre Verwaltung, zu viele (über 40,000) gab, zog sie zusammen, und nannte den Verband unter einer gewissen Anzahl von ihnen eine Kantonalmunicipalität. Solcher waren bis zum Sturz des Direktoriums 5000 vorhanden. Diese Einrichtung hatte dazu beigetragen, die Ordnung und Verantwortlichkeit noch zu verringern, und Alles unter einander zu werfen. Es gab keine administrative Hierarchie mehr, und keine Behörde war genau mit dem Umfange ihrer Rechte und Pflichten bekannt. Da wurde von Bonaparte, unter Sieyès' Mitwirkung, ein neuer Verwaltungsgang eingeführt. An die Spitze des Departements trat ein Präfekt, mit den meisten der den Intendanten der alten Monarchie zugehörig gewesenen Attributen versehen. Unter ihm stand für jedes Arrondissement ein Unterpräfekt, und jeder Kommune ward ein Maire vorgesetzt, der, unter Aufsicht des Präfekten und Unterpräfekten, ausschließend mit der Leitung der Lokalangelegenheiten beauftragt war. Zur Schlichtung der, in dieser Organisation, über die Gränzen der gegenseitigen Befugnisse und andere nicht schon vom Gesetz selbst entschiedene Fragen, entstehenden Reibungen und Streitigkeiten ward für jedes Departement ein Präfekturrath (conseil de préfecture) errichtet, der ein Administrativtribunal bildete, von den Departementalbehörden unabhängig war, und für seinen Bezirk eine ähnliche Bestimmung wie der Staatsrath für ganz Frankreich besaß. Alle diese Behörden wurden von der Regierung ernannt oder bestätigt, und konnten von ihr entlassen werden. Diese Einrichtung war der politischen Freiheit, welche aber damals eine einsame, in der Brust Weniger brennende, Flamme war, allerdings nicht günstig, gewährte indessen eine Ordnung, und zwar ohne Unterdrückung des Einzelnen, wie sie das Volk seit dem Umsturz des Thrones nicht mehr gekannt hatte.

Eine große Verbesserung der Rechtspflege war eben so unentbehrlich wie die der Verwaltung geworden. Die konstituirende Nationalversammlung hatte, aus Abneigung gegen den aristokratischen Geist der alten Parlamente, dem Gerichtswesen einen ausschließend populairen Charakter verliehen. Die im Hauptort jedes Departements befindlichen Tribunale dienten sich gegenseitig als Instanzen. Die Parteien konnten von der Entscheidung des einen Gerichts an das benachbarte appelliren, welches aber, mit dieser Befugniß nur vorübergehend bekleidet, in Bezug auf seine eigenen Erkenntnisse demselben Wechsel ausgesetzt war. Es gab

nur ein einziges Obergericht, der in Paris errichtete Kassationshof, welcher es aber allein mit der Form der Entscheidungen zu thun hatte. Einige hundert Zuchtpolizeigerichte erkannten über kleine Vergehen. Die Friedensrichter entschieden über Streitigkeiten und Forderungen von geringem Belange. Das gesammte Gerichtspersonal wurde vom Volke gewählt, war kärglich besoldet, und behielt seine Stellen nur einige Jahre lang. Diese Einrichtung war mit einer sicheren und unparteiischen Rechtspflege unvereinbar, und in ihr Alles von zufälligen Einflüssen abhängig gemacht. — Auf Bonaparte's Veranlassung, und unter Cambacérès' Leitung, der schon vor der Revolution für einen ausgezeichneten Advokaten gegolten hatte, wurde Alles, was in der von der konstituirenden Nationalversammlung ausgegangenen Justizorganisation, wie der Kassationshof, die Zuziehung der Jury in Kriminalfällen und die Friedensrichter brauchbar erschien, beibehalten, mit dem Uebrigen aber eine wesentliche Umgestaltung vorgenommen. Es wurden 29 Appellationsgerichte, meist an denselben Orten, wo es bis 1790 Parlamente gegeben hatte, errichtet. Jedes Arrondissement erhielt ein Untergericht (tribunal de première instance). Die Kriminalprocesse wurden im Hauptort des Departements, aber von dahin berufenen Mitgliedern der Appellhöfe, geleitet. Die Richter empfingen ihre Bestallung von der Regierung. Um der Justiz mehr Würde und Weihe, als sie während der Revolution gehabt, zu geben, wurden alle Formen der alten Parlamente, welche mit dem veränderten Geiste der Zeit vereinbar waren, auf sie übergetragen. Bonaparte's Wahl bei der Besetzung der höheren Verwaltungs- und Gerichtsstellen war meist glücklich. Er brachte schon damals Das, was er später sein Fusionssystem genannt hat, zur Anwendung, indem er sowohl Personen, die sich durch ihre Dienste während der Revolution ausgezeichnet hatten, als Namen aus der alten Monarchie, wenn sie sich der neuen Ordnung anschlossen, gleich sehr berücksichtigte. So wurde z. B. Letourneur, früher einer der fünf Direktoren, Präfekt in Nantes, und ein d'Aguesseau, der von dem berühmten Kanzler dieses Namens abstammte, Präsident des pariser Appellhofs.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für Bonaparte war die Stellung der Ausgewanderten. Manche unter diesen waren schon bald nach Robespierre's Sturz im Geheimen nach Frankreich zurückgekehrt. Nicht wenige hatten durch Fürsprache und falsche Certifikate die Ausstreichung auf der Emigrantenliste erlangt. Manche unter denen, welche für Ausgewanderte galten, hatten Frankreich nie verlassen, sondern nur, um Verfolgungen zu entgehen, sich im Innern verborgen gehalten, wa-

ren aber gleichwohl geächtet und ihre Besitzungen eingezogen worden. Unter dem Direktorium war nicht selten die Todesstrafe gegen zurückgekehrte Ausgewanderte von den gewöhnlichen Gerichten ausgesprochen und vollstreckt worden. Nach dem 18. Brumaire waren dieselben, im Vertrauen auf die Milde der neuen Regierung, in großer Menge nach Paris gekommen.

Bonaparte beschloß, gegen die Ausgewanderten Schonung zu beweisen und sie dadurch an sich zu ziehen. Auf seinen Betrieb wurde die Emigrantenliste am Tage der Einführung der neuen Verfassung (25. December 1799 — 5. Nivose Jahr VIII) für geschlossen erklärt. Denjenigen unter ihnen, welche auf derselben gestrichen zu werden hoffen konnten, ward dies durch eine von oben her veranlaßte Nachsicht der Behörden erleichtert. Im Ganzen wurden aber die Gesetze gegen sie aufrecht erhalten. Nur die Anwendung der Todesstrafe durfte nicht ohne Bestätigung der Regierung stattfinden. Die bereits verkauften Besitzungen waren für die ehemaligen Eigenthümer unwiderruflich verloren. Aber sehr viele darunter befanden sich noch in den Händen des Staates, und Bonaparte war geneigt, sie denjenigen, welche sich seinem System anschließen würden, zurückzugeben. Der erste Konsul ließ solchergestalt die Ausgewanderten, welche gegen die neue Ordnung der Dinge nicht unversöhnlich eingenommen waren, und dies war die größere Anzahl, zwischen Hoffnung und Furcht schweben, und machte die Entscheidung über ihr Schicksal von sich abhängig. Er befahl, sie von der Emigrantenliste zu streichen, und gab ihnen ihre noch nicht verkauften Besitzungen zurück, oder versagte ihnen diese Gunst, je nach dem Grade der Willfährigkeit, welche sie und ihre Familien gegen ihn an den Tag legten.

Die in der Revolution entstandene Gesetzgebung hatte, aus Widerspruch zu den früheren Einrichtungen, und um kein großes Grundeigenthum aufkommen zu lassen, die Gleichheit bei den Erbschaftstheilungen eingeführt. Eine Zeit lang war sogar der Unterschied zwischen legitimen und natürlichen Kindern so gut wie aufgehoben gewesen, das Recht zu testiren aber immer sehr beschränkt geblieben. Wie übel sich auch ein Kind gegen seine Eltern verhalten hatte, es besaß an den väterlichen Nachlaß dieselben Ansprüche wie seine wohlgesinnten Geschwister. Es wurde jetzt dem Hausvater das Recht der letztwilligen Verfügung, unter einigen Einschränkungen zurückgegeben, und dadurch das Familienband etwas fester gezogen. Wer z. B. fünf Kinder hatte, war diesen nur vier Fünftheile seines Vermögens zu hinterlassen verpflichtet, und konnte über ein Fünftheil nach Belieben verfügen, und so weiter in denselben Pro-

portionen. Dieser Gesetzesentwurf, der nur ein natürliches Recht wieder erstellte, ward im Tribunat, als der Anfang zu einer Erneuerung der Vorzüge der Erstgeburt und der Ungleichheit in den Familien, heftig angegriffen, ging aber mit großer Stimmenmehrheit durch.

Der öffentliche Zustand hatte sich durch Bonaparte's weise und kräftige Maßregeln schon in den ersten Wochen seiner Verwaltung sichtlich verbessert, und es kehrte da Ordnung und Vertrauen zurück, wo bisher das Gegentheil vorhanden gewesen. Zur Erleichterung des Handelsstandes ward eine Staatsbank, „Bank von Frankreich" genannt, errichtet, und mit einem Kapital von 30 Mill. Fr. ausgestattet. Dieses Institut sollte später sehr erweitert werden, und große Dienste leisten. Das Budget für das Jahr 1800 ward auf 600 bis 620 Mill. Fr. veranschlagt.

Die Initiative, welche Bonaparte bei jeder Gelegenheit ergriff, der tiefe Ernst, welcher auf seiner Person lag, seine von der aller anderen aus der Revolution hervorgegangenen Größen ganz verschiedene Art zu sein, stellte ihn als einen Alleinherrscher, wenn auch noch von republikanischen Formen umgeben, dar. Der Zug nach der Monarchie ließ sich in seinem Wesen nicht verkennen, und war schon während der italienischen Feldzüge dann und wann aufgefallen. Jetzt trat dies noch weit mehr hervor. Nach der ersten Berathung der Konsuln sagte Sieyès, auf Bonaparte deutend, zu Talleyrand und Röderer: „Wir haben einen Herrn! Dieser Mann weiß Alles, will Alles und vermag Alles!" — Die französischen Royalisten glaubten aber, von Bonaparte's gegen die Ausgewanderten bewiesener Schonung getäuscht, daß die monarchische Richtung in seiner Natur nicht nach eigener Befriedigung streben, sondern die Wiederherstellung des bourbonischen Thrones unternehmen werde. Verschiedene Anträge der Art gelangten an ihn, besonders suchte man zu diesem Zweck auf seine Gemahlin, welche den Gesinnungen, die bei dem ersten Konsul nur vorausgesetzt wurden, in der That nicht fremd war, zu wirken. Als aber bemerkt wurde, daß Bonaparte nur für sich selbst zu arbeiten dachte, brach die, in der Vendée und der Bretagne, von Seiten Englands und der Ausgewanderten im Stillen immer unterhaltene Gährung plötzlich von Neuem hervor. Die aus den früheren Kämpfen übrig gebliebenen royalistischen Chefs, Chatillon, d'Autichamp, Bourmont, Frotté, Georges Cadoudal, griffen auf beiden Ufern der Loire und an den Küsten der Normandie zu den Waffen, mußten aber im December 1799, von zahlreichen republikanischen Truppen überall gedrängt, einen Waffenstillstand eingehen, und im Januar 1800 zu Montfaucon einen Frieden unter-

zeichnen, vermöge dessen sie ihre militairische Organisation aufgaben, ihre Geschütze und Waffen ablieferten, aber freie Religionsübung und den ungestörten Genuß der bürgerlichen Rechte erlangten. Nur Frotté, einer der jüngsten und kühnsten unter den royalistischen Häuptlingen, wurde, da er mit seiner Unterwerfung zögerte, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Bonaparte hatte Frotté begnadigt, die betreffende Erklärung war aber nicht zur rechten Zeit eingelaufen.

Bonaparte ließ die vendéeischen und bretagneschen Chefs zu sich nach Paris einladen, wo er die meisten unter ihnen für sein System gewann, oder ihnen wenigstens die Ueberzeugung einflößte, daß alle ferneren Versuche zur Wiederherstellung der Bourbonen vergeblich sein, und auf die Unternehmer vernichtend zurückfallen würden. Nur George Cadoudal widerstand den glänzenden Anerbietungen des ersten Konsuls auf einen Rang in der republikanischen Armee, und begab sich nach England, wo sich, unter dem Grafen von Artois, das Hauptquartier der Emigranten befand.

Bonaparte war geneigt, weil er sich als den Stärkeren fühlte, und auch in den Augen der Anderen dafür galt, allen Parteien, die sich nicht durchaus unversöhnlich zeigten, die Hand zum Vergleiche zu bieten. Gegen die in Folge des 18. Fructidor (4. September 1797) zur Flucht oder Verborgenheit gezwungenen Deputirten und Publicisten wurden die damals getroffenen Maßregeln aufgehoben. Zwei von ihnen, Carnot und Barthelemy, gelangten sogar zu hohen Stellungen, indem ersterer das Kriegsministerium erhielt, letzterer in den Senat eintrat. Den Publicisten Laharpe, Fontanes, Suard, Fievée, Michaud u. s. w. wurde die Rückkehr nach Paris gestattet.

Aber diese Toleranz gegen die Personen ging nicht auf die von ihnen vertretenen Ideen über. Bonaparte war schon damals ein entschiedener Gegner der Preßfreiheit, deren Gewährung in der neuen Verfassung absichtlich übergangen worden war. Er glaubte, nicht mit ihr regieren zu können. Die pariser politischen Journale wurden bis auf dreizehn aufgehoben, und festgesetzt, daß fortan in jedem Departement nur ein einziges bestehen dürfe. Bei der geringsten Ueberschreitung der gesteckten Gränzen, wozu auch die Angriffe auf die fremden, mit Frankreich befreundeten Mächte gehörten, waren die Tagesblätter mit gänzlichem Verbot bedroht. Bonaparte gab dadurch zu erkennen, daß es in dem von ihm eingeführten System, ungeachtet seiner vorzüglichen Seiten, eine dunkle und verwundbare Stelle gab, welche er der Berührung und Beleuchtung, ohne Gefahr für sich, nicht aussetzen konnte.

Die Nachricht von Washington's Abscheiden war nach Frankreich gelangt. Bonaparte glaubte, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, für denselben eine Todtenfeier veranstalten zu müssen (9. Februar 1800). Der erste Konsul machte dies Ereigniß der bewaffneten Macht bekannt, indem er Washington als einen Gesinnungsgenossen des französischen Volkes, als einen Streiter für Freiheit und Gleichheit, bezeichnete. Die französische Armee legte auf zehn Tage Trauer für den Befreier Nordamerika's an. Fontanes hielt ihm zu Ehren eine pomphafte, mit schmeichlerischen Anspielungen auf Bonaparte erfüllte Rede im Dom der Invaliden. Aber es war dies Alles ein leeres Spiel, nur darauf berechnet, für den Augenblick einen Schein von Freisinnigkeit um den neuen Machthaber zu verbreiten, und dadurch dessen fernere Gewaltschritte zu verhüllen. Welche Aehnlichkeit konnte zwischen Washington, der eine Republik gegründet, und zwischen Bonaparte, der eine solche zu zerstören beabsichtigte, bestehen? Ein feiler Lobredner, wie Fontanes, der nur die vom Glück gekrönte Gewalt zu preisen geschickt war, stand in zu großem Widerspruch zu einem Manne, wie Washington, der, nachdem er seine Mitbürger vom Joche Englands befreit hatte, es verschmähte, ihr Herr zu werden, selbst als ein großer Theil von ihnen zu seiner Erhebung auf eine solche Stelle geneigt war. Bonaparte, der in seinem Genie und fast in seinen Gesichtszügen das altrömische Wesen, wenn auch nicht gerade aus den Zeiten der Republik, wie Niemand in der modernen Welt dargestellt hat, war unfähig, die germanische Natur, zu deren Höhenpunkten Washington gehört, zu begreifen, geschweige denn zu empfinden. Die einfache Größe und tiefe Selbstbeherrschung des nordamerikanischen Arminius mochte in den Augen dessen, dem als Ideal das römische Imperatorenthum vorschwebte, nicht viel mehr als Beschränktheit des Geistes oder Schwäche des Willens sein.

Es lag damals in Bonaparte's Absicht und Vortheil, Frankreich, nachdem er es in sich selbst beruhigt hatte, auch zum Auslande in ein friedliches Verhältniß zu bringen. Dieser Aufgabe standen aber große Hindernisse, auf deren Lösung die im Innern angewandten Mittel nicht anwendbar waren, entgegen. Preußen und Spanien hatten seit den basler Friedensschlüssen an keiner feindlichen Unternehmung gegen die Republik Theil genommen, letzteres sogar mit ihr gemeinsam, zu seinem großen Schaden, Krieg gegen England geführt. Aber Preußen war kühl geblieben, und Spanien hätte sich der erzwungenen Bundesgenossenschaft gern entledigt. Der Kaiser Paul von Rußland war in Folge der Wendung, welche der Kampf gegen Frankreich seit der Schlacht von

Zürich genommen hatte, mit Oesterreich zerfallen, und bereit, mit der Koalition zu brechen. Schweden, Dänemark und mehre deutsche Staaten waren neutral geblieben, und in Paris vertreten. Aber England und Oesterreich standen der Republik feindlich gegenüber, und schienen zu keiner Aussöhnung geneigt zu sein, ersteres, weil es Malta blokirte, und die französische Armee in Aegypten zur Kapitulation zu zwingen hoffte, und letzteres, weil es nichts von seinen Eroberungen in Oberitalien, wo es von Venedig bis Genua gebot, herausgeben wollte.

Ein gutes Einverständniß mit Preußen, als dem mächtigsten der mit Frankreich auf friedlichem Fuße stehenden Staaten, war für Bonaparte von besonderer Wichtigkeit. Spanien lag dem Schauplatz der Ereignisse zu fern, um auf dieselben einwirken zu können. Der erste Konsul schickte deshalb den General Duroc, seinen Günstling und Vertrauten, der ihm in Italien und Aegypten nicht von der Seite gekommen war, nach Berlin. Duroc verstand es, die letzte in Frankreich eingetretene Veränderung als eine Rückkehr zu den Ideen des Friedens und der Ordnung darzustellen, und den preußischen Hof für die Rolle eines Vermittlers zwischen den kriegführenden Mächten zu gewinnen. Daß Bonaparte in nicht gar ferner Zeit der Unabhängigkeit der Staaten noch gefährlicher als die Revolution werden würde, konnte damals nicht geahnt werden, und ein großer General an der Spitze der französischen Republik ward an einem militairischen Hofe, wie der preußische, mit mehr Sympathie als die bisherige Herrschaft von Advokaten und Demagogen betrachtet. Bonaparte ernannte nach Duroc's Rückkehr den General Beurnonville, der 1793 Kriegsminister und la Fayette's Leidensgefährte in Olmütz gewesen, zum Gesandten in Berlin, der das gute Vernehmen zwischen Preußen und Frankreich befestigte. Talleyrand leistete damals in seiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen Bonaparte große Dienste. In seiner Art die Geschäfte zu behandeln, die alle Leidenschaftlichkeit, welche in der Revolution so häufig hervorgetreten war, ausschloß, und nur der Berechnung zugänglich blieb, sahen die alten Kabinette eine Rückkehr zu ihren eigenen Maximen. Seine Persönlichkeit und Herkunft erhöhten den Ruf seines Talentes und seine üblen Seiten waren damals, wenigstens im Auslande, noch unbekannt. Es gelang Bonaparte, zwischen den österreichischen und französischen Truppen am Rhein einen Waffenstillstand herbeizuführen, der übrigens nicht auf Italien ausgedehnt wurde. Aber seine Hauptabsicht: Friede mit England und Oesterreich, blieb unerfüllt.

Der erste Konsul hatte an demselben Tage (26. December 1799)

sowohl an den König von England als an den Kaiser von Deutschland geschrieben, und ihnen seine Bereitwilligkeit zur Abschließung eines ehrenvollen und nützlichen Friedens zu erkennen gegeben. Die Antwort des brittischen Kabinets athmete den Geist beharrlicher Feindschaft. Nachdem der Minister des Auswärtigen, Lord Grenville, des Unglückes, welches von der Revolution über einen großen Theil Europa's gebracht worden, der von den französischen Armeen in Deutschland, Italien, der Schweiz, Belgien und Holland begangenen Verheerungen Erwähnung gethan hatte, gab er zu verstehen, daß das beste Mittel zur Wiederherstellung der Friedens und des Gleichgewichts in Europa die Erneuerung des Königthums in Frankreich, und dessen Zurückführung auf seine alten Gränzen sei. Oesterreichs Antwort war in der Form gemäßigter, aber ebenfalls verneinend. Mit England brach Bonaparte die Unterhandlungen sogleich ab, und ließ das Schreiben Lord Grenville's, um seine Mäßigung und die Schroffheit der englischen Minister zu beweisen, veröffentlichen. Die darauf folgenden Verhandlungen im brittischen Parlament fachten den Funken des Hasses zwischen Engländern und Franzosen zur Flamme an. Bonaparte, dem damals am Frieden, um alle Aufmerksamkeit auf das Innere wenden zu können, ernstlich lag, machte Oesterreich neue, und, nach Bewandtniß der Umstände, für dasselbe vortheilhafte Anerbietungen, die aber, da dieses ihm nicht traute, und sich nicht von England trennen wollte, zu keinem Ziele führten.

Bonaparte, der sich schon in Italien und Aegypten mehr wie ein Souverain, denn wie ein General betragen, eine eigene Leibgarde (die Guiden) für sich errichtet, über das Schicksal von Fürsten und Völkern entschieden hatte, arbeitete sich jetzt leicht in seine neue Stellung hinein. Nachdem er sich in den Tuileries niedergelassen, nahm Alles um ihn her eine ernste und feierliche Haltung an. Jede Vertraulichkeit und Erinnerung an alte Genossenschaft, zu der sich manche Veranlassung bot, wurde streng verbannt. Bonaparte kannte nur, wen er kennen wollte. Niemand wagte in seiner Gegenwart laut zu sprechen, oder ihm gerade in das Gesicht zu sehen. Alles war abgemessen und geregelt. Außer den Formen hielt er aber auch auf moralischen Anstand. Die in der Revolution unter den Damen aufgekommene sogenannte griechische Tracht durfte sich in den Tuileries nicht zeigen. Die durch ihre Schönheit, aber auch durch ihren Leichtsinn bekannte Frau Tallien war von dem geselligen Kreise der Gemahlin des ersten Konsuls, ungeachtet der früheren engen Verbindung, und der während der Schreckenszeit gemeinsam überstandenen Gefahren, ausgeschlossen.

Unter Bonaparte's Brüdern ragten damals erst Joseph und Lucian hervor. Ersterer war von aufrichtigem und wohlwollendem Charakter, aber ohne Kraft und Tiefe in seinem Wesen. Letzterer hatte am 18. Brumaire seinem Bruder große Dienste geleistet, war aber ehrgeizig, ränkevoll, zu keiner Unterordnung unter Bonaparte's Genius geneigt, und wäre gern durch sich selbst, wenn auch nicht unter der Form eines Souverains, aber eines großen Tribuns, mächtig gewesen. Bonaparte's Schwager, Murat, galt für einen der schönsten Männer Frankreichs, und hatte durch seine Alles mit sich fortreißende Tapferkeit bei vielen Gelegenheiten, zuletzt noch in der Schlacht bei Abukir, allgemeine Bewunderung davon getragen. Ein anderer Schwager des ersten Konsuls, der General Leclerc, war ebenfalls ein ausgezeichneter, obwohl weniger glänzender Kriegsmann als Murat. Eugen Beauharnais, Bonaparte's Stiefsohn, versprach viel, und befand sich, obgleich noch sehr jung, schon in den Reihen des Heeres.

Bonaparte überließ, mit Staatsgeschäften überhäuft, von Plänen des Ehrgeizes erfüllt und nur für das Große und Ganze lebend, seiner Gemahlin, seinen Schwestern, seiner Stieftochter, Hortensia Beauharnais, die Pflege der feineren und liebenswürdigeren Seiten des Daseins und deren Anwendung im Verkehr mit Anderen. Fast alle weiblichen Mitglieder der Familie Bonaparte waren schön oder geistreich, einige unter ihnen leidenschaftlich und herrschsüchtig, wie Elisa (Bacciochi), fein und verschlagen, wie Karoline (Murat), reizend und anlockend, wie Pauline (Leclerc), aber in ihrer Art immer ausgezeichnet, und nicht leicht mit anderen zu verwechseln. Josephine und Hortensia waren durchaus Französinnen, während an Bonaparte's Schwestern, ungeachtet ihrer französischen Erziehung, die ursprüngliche italienische Natur, wie an ihm selbst, hervortrat. Diese Familie war von der Natur mit einem besonderen Stempel bezeichnet und zu einer großen Rolle in der Welt bestimmt.

---

23. Der Feldzug des Jahres 1800.

Bonaparte ließ sich, nachdem seine Friedensanträge in London und Wien abgewiesen worden, die Vorbereitungen zum Kriege während des Winters von 1799 und 1800 mit großem Eifer angelegen sein. Er suchte vor Allem auf die Hoffnung und den Muth der Armee, welche im

vorangegangenen Feldzuge, in Italien, so viele Niederlagen erlitten hatte, zu wirken. Den Wittwen und Waisen der gefallenen Krieger wurden Pensionen ausgesetzt. In den Städten sollten Gedächtnißsäulen zu Ehren der Gefallenen errichtet werden. Gouvion St. Cyr erhielt einen Ehrensäbel, Joubert's Andenken wurde gefeiert, Augereau am Jahrestage der Schlacht von Castiglione zum Oberbefehlshaber in Holland ernannt. Aber auch Krieger in untergeordneteren Stellungen sahen sich hervorgezogen und rühmend erwähnt. Zugleich wurden im Material der Armee Verbesserungen eingeführt, Artillerie und Genie unter besondere Inspektoren gestellt, und das Fuhrwesen (train et equipages) auf einen besseren, damals in anderen Armeen noch unbekannten, Fuß gesetzt.

Die Oesterreicher erwarteten den Hauptangriff des Feindes in Italien, und hatten dort ihre stärkste Armee aufgestellt. Bonaparte beschloß aber, in der richtigen Voraussetzung, daß der nächste Weg in das Herz der österreichischen Monarchie durch Deutschland gehe, den Krieg zunächst dahin zu tragen, und sich erst, nachdem er in der Nähe der Donau Vortheile davon getragen, dem Po und dem Ticino zu nähern. Das französische Heer, welches in Deutschland vordringen sollte, ward Moreau, der mit dem dortigen Kriegsschauplatze vertraut war, übergeben, Bonaparte behielt sich die Operationen in Italien vor. Dem von den Oesterreichern begangenen Irrthum die Hauptgränze, welche am Rhein lag, als Nebengränze anzusehen, und Bonaparte's schneller Benutzung dieses Fehlgriffes, ist großentheils das Unglück der österreichischen Waffen in diesem Kriege zuzuschreiben.

Bonaparte beschloß, seine Absicht, das Kommando in Italien selbst zu übernehmen, so lange als möglich geheim zu halten. Zu dem Ende ließ er die Nachricht von der Bildung eines Heeres bei Dijon, das unter Berthier's Befehl gestellt wurde, verbreiten. Dieselbe bestand aber fast nur aus Rekruten, und war, außerdem wenig zahlreich, zu einem Angriffskrieg nicht geeignet. Unter den Feinden Frankreichs griff sehr bald die Kunde um sich, daß dasselbe in Folge des letzten unglücklichen Feldzuges und der Abwesenheit seiner besten Armee in Aegypten keine hinreichende Streitmacht mehr zusammenbringen könne. Diese irrige Meinung ward, besonders in England, begierig aufgefaßt und gern geglaubt. Von Bonaparte waren unterdessen ganz im Stillen die tüchtigsten, sich damals in Frankreich befindlichen Truppenkorps, die Armee, mit der Brune die Engländer und Russen in Holland geschlagen, welche seitdem die Vendée besetzt gehalten hatte, und die in Paris und der Umgegend stehenden Regimenter, auf verschiedenen Wegen an den genfer See

hin beordert worden, wo Berthier, bis zu der Ankunft des ersten Konsuls, den Oberbefehl über sie fortführen sollte. Die dort versammelten Truppen hatten an den Niederlagen bei Novi, Cassano, an der Trebia ꝛc. keinen Antheil gehabt, und ihr kriegerisches Selbstvertrauen war ungeschwächt geblieben. Aber ehe die Reservearmee aus den savoyischen Alpen hervorbrechen konnte, hatte der Kampf in Deutschland und Italien schon angefangen.

Bonaparte maß die geringen Erfolge der Franzosen am Rhein, während der Feldzüge von 1795, 1796 und 1799, der Getrenntheit der Heere bei. Er hatte deshalb die ganze, in den östlichen Departements befindliche Truppenmacht am Oberrhein zusammenziehen lassen und Moreau eine Armee von 140,000 Mann übergeben. Im Generalstabe des französischen Feldherrn befanden sich: Ney, Moncey, Gouvion St. Cyr, Lecourbe, Baraguay d'Hilliers, Richepanse, Sainte-Suzanne, d'Hautpoult, Vandamme, Nansouty, Souham, deren Namen für immer in die militairischen Annalen Frankreichs eingetragen sind. Den 140,000 Franzosen standen etwa 100,000 Oesterreicher gegenüber, mit Bayern, Würtembergern und anderen Reichstruppen vereinigt, zwischen welchen und der Hauptmacht aber kein besonderes Einverständniß herrschte. Den Oberbefehl führte der General Kray, welcher sich 1799 in Italien hervorgethan hatte, und unter ihm kommandirten: Erzherzog Ferdinand, Fürst Reuß, Fürst Vaudemont, Giulay, Kienmeyer, Auffenberg u. s. w. Während die Franzosen sich schon Anfang April zu vereinigen anfingen, lagen die Oesterreicher noch zwischen dem Main und Tyrol auseinander. Bonaparte's Absicht war, die österreichische Armee in Deutschland so beschäftigen zu lassen, daß sie an keine Hülfsleistung nach Italien hin denken konnte.

Vom 25. April bis zum 1. Mai ging die französische Armee bei Straßburg und anderen benachbarten Punkten über den Rhein. Die würtembergische Festung Hohentwiel ergab sich, ohne den geringsten Widerstand versucht zu haben. Der rechte französische Flügel drang bis zum westlichen Ufer des Bodensees, der linke durch den Schwarzwald vor. Am 3. Mai wurde Vaudemont von Lecourbe bei Stockach, und Kray bei Bingen von Moreau geschlagen. Aehnliches geschah in einer Reihe von Gefechten vom 6. bis 10. Mai bei Möskirch, Biberach und Memmingen, wo Moreau, Lecourbe, Gouvion St. Cyr und Richepanse theils gemeinsam, theils einzeln, aber immer mit Erfolg fochten. In Tyrol standen unter Fürst Reuß 20,000 Oesterreicher, die, von der

Hauptarmee getrennt, für den Schauplatz der Entscheidung verloren gingen. Kray mußte sich auf Ulm zurückziehen.

Moreau besaß nichts von Bonaparte's blitzschnellem Ueberblick, seinem Hange zu vernichtenden Schlägen, und Alles auf das Spiel setzenden Wagnissen. Er war ein methodischer Feldherr, der langsam, aber sicher ging, hier und da irrte und sich verrechnete, aber seine Fehlgriffe wieder gut zu machen verstand. Er besaß übrigens mehr Talent als Charakter, verstand es nicht immer, seine bessere Ueberzeugung zur rechten Zeit geltend zu machen, und sah seiner Umgebung Eifersucht, Ueberhebung, heimliches Entgegenarbeiten, gegen ihn selbst und unter einander, zu sehr nach. Da Kray nach den erfahrenen Unfällen eine entscheidende Schlacht vermied, die Moreau, der durch Absendungen nach Italien und dem Mittelrhein sein Heer zu schwächen gezwungen war, ebenfalls nicht suchte, so wurde in Deutschland der Kampf erst in der Mitte Junius wieder mit Nachdruck erneuert.

Von den zahlreichen französischen Truppenkorps, welche während des Feldzuges von 1799 unter Scherer, Macdonald, Moreau, Joubert, Championnet von Neapel bis Verona gekämpft hatten, war kaum ein Dritttheil, 35,000 Mann, übrig geblieben, welche unter Championnet's Oberbefehl, an Allem Mangel leidend, in und um Genua standen. Gouvion St. Cyr hatte zu Ende 1799 den Engpaß, Bochetta genannt, mit Erfolg vertheidigt, dieser Vortheil aber den Zustand des Heeres nicht verbessert. Championnet, dessen edle und menschenfreundliche Natur sich in dieser Lage wie immer bewährt hatte, war im Januar 1800, von dem Elend seiner Soldaten und den Verheerungen des Landes zur Verzweiflung gebracht, gestorben. Bonaparte sandte in seine Stelle Massena, unter welchem Soult, Suchet, Oudinot, Clauzel, Mouton (später Graf von der Lobau), nachmals alle zur Marschallswürde emporgestiegen, befehligten. Den Franzosen gegenüber stand die österreichische Hauptmacht, wohl an 140,000 Mann stark, unter Melas, einem bejahrten, aber noch rüstigen und tapfern Feldherrn, und auf Majorka waren 12,000 Mann englische Landungstruppen versammelt, die mit den Oesterreichern gemeinsam in die Provence eindringen sollten. Die Verbündeten rechneten auf geheime, durch Pichegru's Vermittelung eingeleitete, Einverständnisse mit südfranzösischen Royalisten, und hofften, daß sich das dortige Landvolk bei ihrer Ankunft gegen die neue Ordnung der Dinge erheben werde.

Der Anfang des Kampfes fiel für die Oesterreicher, ungeachtet des

hartnäckigen Widerstandes der Franzosen, günstig aus. Melas ließ die Alpenabhänge von Aosta, Belinzona u. s. w. mit 30,000 Mann besetzen, und rückte mit 80,000 Mann gegen Genua, dessen Hafen von einer englischen Flotte blokirt wurde, vor. Am 6. April gelang es den Oesterreichern, den linken Flügel der französischen Armee unter Suchet von der Hauptarmee abzuschneiden, und über den Var zurückzuwerfen. Am 21. April wurde Massena genöthigt, sich in Genua einzuschließen. Der österreichische General Ott leitete die Belagerung, während Melas sich nach dem Var wandte. Massena gab den Oesterreichern durch seine kühnen Ausfälle viel zu thun, und Suchet ließ sie nicht über den Var, welcher die Gränze Frankreichs auf dieser Seite bildet, vordringen. Indessen würde dies die Unternehmungen der Oesterreicher bei ihrer Uebermacht nicht lange aufgehalten haben, wenn Melas nicht am 24. Mai Nachricht von dem Anzuge der Reservearmee unter Bonaparte erhalten hätte. Obgleich dieses Ereigniß von ihm nicht seiner ganzen Bedeutung nach gewürdigt wurde, so fand er sich doch veranlaßt, mit dem größten Theile seines Heeres in der Richtung nach Turin hin aufzubrechen. Der österreichische General Elsnitz blieb mit 22,000 Mann am Var zurück.

Die Konstitution verbot dem ersten Konsul die persönliche Führung eines Heeres. Es war ihm aber leicht gewesen, diese Bestimmung durch ein besonderes Gesetz vom 8. Februar (1800) zurücknehmen zu lassen, und der gesetzgebende Körper hatte ihn ausdrücklich zum Kommando der Reservearmee ermächtigt. Am 8. Mai traf Bonaparte in Genf ein, und bereitete Alles zum Uebergange über die Alpen vor. Seine Absicht war, der österreichischen Armee unter Melas in den Rücken zu fallen, und sich schon vor ihrer Annäherung der Lombardei wieder zu bemächtigen. Die Hauptarmee unter Bonaparte sollte über den großen St. Bernhard, Moncey's Korps über den St. Gotthard und Simplon, zwei andere Korps unter Chabran und Turreau sollten über den Mont-Cenis und Mont-Genevre ziehen.

Es waren zu diesem großen Unternehmen musterhafte Vorbereitungen getroffen, Führer, Maulthiere, Lebensmittel in hinreichender Menge angeschafft worden. Zur Fortbringung des Geschützes hatten die beiden ausgezeichneten Artilleriegenerale, Marmont und Gassendi, die zweckmäßigsten Mittel gewählt. Die Kanonen, von den Lavetten genommen und in ausgehöhlte Baumstämme gelegt, wurden jede von 100 Mann fortgezogen. Die ohnedies bei gemeinsamen Kraftanstrengungen hervorbrechende Fröhlichkeit des französischen Soldaten ward noch durch die Anwendung der Militairmusik erhöht. Bei schwierigen Stellen wirbelten

die Trommeln wie zum Sturmschritt. Alles ging rasch und mit einer Ordnung von Statten, die nur selten von Unfällen gestört wurde. Die Soldaten hatten es sich zur Ehrensache gemacht, Waffen und Munition aller Art unversehrt zu erhalten.

Von Lannes, der die Vorhut befehligte, war zuerst die Alpenkette überstiegen worden. Bei Aosta hatte sich Chabran mit ihm vereinigt. Am 19. Mai übernachtete Bonaparte in Martigny, und ging mit den letzten Abtheilungen des Heeres über das Gebirge. Turreau kam etwas später vom Mont-Cenis herab. Die größte Schwierigkeit hatte jedoch nicht im Alpenübergange selbst bestanden, der schon mehrmals, wenn auch die einzelnen Umstände nicht genau bekannt sind, von einer bewaffneten Macht unter Hannibal und unter Bernhard, dem Oheim Karl's des Großen, bewerkstelligt worden war. Dasselbe soll im Anfange der Revolution von mehren Schweizerregimentern mit ihren Geschützen geschehen sein. Die bedeutendsten Hindernisse traten den Franzosen erst am südlichen Abhange der Alpen entgegen.

Lannes war zuerst bei Chatillon auf ein Korps Oesterreicher gestoßen (19. Mai), das, aus nur 1000 Mann bestehend, leicht überwältigt wurde. Aber im Flußthal der Dora Baltea sperrte das von den Oesterreichern besetzte Fort Bard die Straße. Ein von Bonaparte selbst geleiteter Handstreich auf die kleine Bergfeste mißlang. Die Einnahme des unten liegenden Städtchens eröffnete dem Heere keinen Durchgang, da die Straße von den Kanonen des Forts bestrichen werden konnte. Bonaparte wußte indessen alle Hindernisse zu überwinden. Er schickte zuerst Fußvolk und Reiterei auf schmalen Hirtenpfaden über den Berg Albaredo, der das Thal auf der einen Seite schließt, hinüber, und ließ dann während der Nacht das Geschütz, die Räder mit Stroh umwunden, auf den mit Dünger bedeckten Straßen der kleinen Stadt hindurchbringen. Dies dauerte mehre Nächte lang. Einige hundert Kanoniere wurden vom Fort aus getödtet, aber das Wagniß gelang. Die Artillerie der Armee ward gerettet, während der Befehlshaber des Forts an Melas berichtete, daß die Franzosen zwar die Alpen überstiegen hätten, aber ohne ihr Geschütz in der lombardischen Ebene ankommen würden. Chabran blieb vor Bard stehen, das am 1. Junius kapitulirte. Am 24. Mai griff Lannes Ivrea an, dessen Besatzung sich ergab. Turreau besetzte Susa. Am 28. Mai musterte Bonaparte die am Fuß Chiusella zusammengetroffenen Korps, und datirte von da aus einen Armeebericht, welchem er zum ersten Mal den Namen „Bulletin" beilegte.

Melas war am 25. Mai in Turin angelangt. Obgleich über die

Bestimmung und Stärke der Reservearmee noch immer im Unklaren, wollte er sie am Vorrücken nach dem oberen Po hindern, und schickte ihr die Generale Palffy und Haddik entgegen, welche den Franzosen an der Chiusella einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Bonaparte, der mit der unmittelbar von ihm geführten Macht zu schwach zum Angriff war, wandte sich nach dem östlichen Tessin hin, um sich mit Moncey zu vereinigen. Dies gelang, und er zog außerdem noch das Korps des Generals Bethancourt an sich. Am 31. Mai drängte er die Oesterreicher über den Tessino zurück, und Laudon und Bukassowich schlugen, um sich ihm zu entziehen, die Straße nach Mantua ein. Am 2. Junius errang Bonaparte den ersten Preis seines kühnen Unternehmens und zog in Mailand ein. Er nahm sogleich den Ton des Siegers an, erließ eine begeisternde Proklamation an die lombardische Bevölkerung, stellte die cisalpinische Republik wieder her, und ließ zu Ehren der neuen französischen Verfassung ein Tedeum singen. Die Lombarden, welche seit dem Frieden von Campo Formio gegen die Franzosen erkaltet waren, wandten sich wieder ihrer alten Hoffnung auf Selbstständigkeit zu, und nahmen sie mit Freuden auf. Bonaparte sah sich jetzt von einer Armee von 58,000 Mann und trefflichen Generalen, meist aus den beiden ersten italienischen Feldzügen her, umgeben. Am 3. Junius ward Pavia von Lannes, am 6. Piacenza von Murat besetzt. Melas stand nur der Rückzug auf dem rechten Poufer offen.

Bonaparte hatte bei seinem raschen Vorrücken Genua's Entsatz im Auge gehabt. Massena, der eben so ausdauernd als kühn war, hatte die Stadt bis auf das Aeußerste vertheidigt, dieselbe zuletzt aber, gegen freien Abzug mit Geschütz und Gepäck, räumen müssen (4. Junius 1800). Nicht einmal die Verpflichtung, gegen den Feind in einer bestimmten Zeit nicht die Waffen zu tragen, war von ihm eingegangen worden. Das Elend war in dem unglücklichen Genua zuletzt bis auf das Höchste gestiegen, und Hunger und Krankheit hatten 15,000 Einwohner hinweggerafft. Massena wandte sich mit den Ueberresten der Besatzung nach dem Var hin, wo Suchet aus dem Inneren Frankreichs Verstärkungen an sich gezogen, Nizza wieder eingenommen und den österreichischen General Elsnitz nach Piemont zurückgeworfen hatte. Melas befand sich zwischen zwei Feuern. Er hatte im Norden Bonaparte, im Süden Suchet gegen sich. Es blieb ihm keine andere Wahl übrig, als sich entweder nach Genua zu werfen, oder Bonaparte's Linien zu durchbrechen. Am 9. Junius ward der General Ott, der Genua belagert hatte, von Lannes bei Montebello in einem blutigen Treffen geschlagen. Am

11. Junius traf Desaix, den Bonaparte in Aegypten besonders lieb gewonnen hatte, mit seinen beiden Adjutanten Rapp und Savary im Hauptquartier ein. Am 12. Junius setzten die Franzosen über die Scrivia, ohne der Oesterreicher ansichtig zu werden. Bonaparte fürchtete, daß Melas den Kampf vermeiden wolle, und schickte Desaix mit 10,000 Mann auf der Straße nach Acqui, um die Oesterreicher zu umgehen, ab. Aber Melas war ebenfalls zu einer Schlacht entschlossen, und hatte das in der Ebene liegende Dorf Marengo besetzt, aus welchem er aber am 13. Junius von dem General Victor verdrängt wurde.

Am 14. Junius kam es zu der entscheidenden Schlacht von Marengo. Beide Heere waren weit davon entfernt, auf diesem Punkt mit der ganzen ihnen in Italien zu Gebot stehenden Macht aufzutreten. Garnisonen und detachirte Korps hatten die Hauptarmeen geschwächt. Die Oesterreicher waren 30,000, die Franzosen nach Desaix' Absendung nicht viel über 20,000 Mann stark. Melas, welcher die Bormida zu überschreiten hatte, brauchte mehre Stunden zu seiner Aufstellung. Sobald dies aber beendigt war, rückte er rasch zum Angriff vor. Victor wurde aus Marengo vertrieben, Lannes zum Weichen gebracht. Zu seinem Glück hatte Bonaparte die Division Bonnier noch zur rechten Zeit von Desaix zurückfordern lassen, die jetzt zur Unterstützung Lannes' herbeikam. Sonst wäre die Schlacht für die Franzosen so schnell verloren gegangen, daß jede spätere Hülfe unwirksam geblieben sein würde. Bonaparte führte in Person die Konsulargarde, mitten durch das aufgelöste Lannes'sche Korps, dem Feinde entgegen. Aber selbst diese ausgesuchte Truppe konnte dem Kampfe keine günstigere Wendung geben, wurde ebenfalls durchbrochen und um 1 Uhr Mittags schien die Niederlage der Franzosen vollendet zu sein. Bonaparte schickte Eilboten zu schleuniger Rückkehr an Desaix ab, und hielt, stumm und in sich gekehrt, vor einem seiner Heerhaufen, der noch nicht in Unordnung gebracht war. Seine Größe und selbst sein Ruhm, der damals noch nicht unwiderruflich fest gegründet war, standen an diesem Tage auf dem Spiel.

Melas, verwundet, von der Gluth des Tages und den Anstrengungen des Kampfes ermattet, überließ die Verfolgung des Feindes dem General Zach, und begab sich, des Sieges gewiß, nach Alessandria. Die österreichischen Kolonnen zogen sorglos, ohne Ordnung, wie auf einem friedlichen Marsche im eigenen Lande, einher. Die Reiterei, welche zur Verfolgung der Franzosen hätte verwandt werden sollen, blieb, weil sie keine Anweisung erhielt, in diesen verhängnißvollen Augenblicken unthätig. Bonaparte blickte unverwandt nach der Straße hin, auf welcher er

Desaix' Ankunft erwartete. Plötzlich erhob sich eine große Staubwolke, und vorausſprengende Reiter kündigten die Nähe des Ersehnten, der mit 6000 Mann frischen Truppen herbeizog, an. Bonaparte bewillkommnete ihn mit einer Bewegung der Freude, die er nicht bemeistern konnte.

Es war vier Uhr Nachmittags. Ein kurzer Kriegsrath ward gehalten. Desaix sagte zu Bonaparte, der über den zu fassenden Entschluß ungewiß gewesen war: „Die Schlacht ist verloren, aber noch Zeit übrig, eine zweite zu liefern und zu gewinnen!“ — Bonaparte, dem Desaix' Ankunft und Worte seine gewöhnliche Zuversicht wiedergaben, warf sich den geschlagenen Abtheilungen seines Heeres entgegen, und rief: „Soldaten! Ihr wißt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten!“ — Desaix stellte die Division Boudet hinter Weinbergshecken, dem Feinde unsichtbar, auf. Acht österreichische Bataillone, die, ohne eines Angriffes gewärtig zu sein, heranzogen, wurden von einem mörderischen Feuer empfangen, und wichen in Unordnung zurück. In diesem Augenblick brach Desaix aus seinem Hinterhalt hervor. Er wurde von einer Kugel tödtlich getroffen, aber seine Soldaten stürmten unwiderstehlich heran, und warfen Alles vor sich nieder. Bonaparte hatte unterdessen seine Linien wiederhergestellt, und schritt zum Angriff vor. Der entscheidende Schlag ging jedoch von dem General Kellermann, dem Sohne dessen, der bei Valmy berühmt geworden, aus. Kellermann stürzte sich mit 600 Kuiraſſieren, die er, von den Oesterreichern unbemerkt, seitwärts vom eigentlichen Kampfplatz aufgestellt hatte, auf die Flanke des feindlichen Fußvolkes. Dieser Angriff wirkte wie ein sich plötzlich erhebender Orkan. Gleich im ersten Augenblick wurde General Zach mit 1600 Mann gefangen. Ein panischer Schrecken ergriff selbst die österreichische Reiterei, welche, in wilder Flucht der Brücke über die Bormida zusprengend, ihr eigenes Fußvolk überritt. Melas' linker Flügel unter Ott stand bei Castel Ceriolo zu weit entfernt, um den Kampf wiederherstellen zu können. Um 10 Uhr Abends hatten die Franzosen einen vollständigen Sieg davon getragen. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten gleich. Jedes der Heere hatte ungefähr 7000 Mann eingebüßt. Am folgenden Tage begehrte Melas Waffenstillstand, und die Konvention von Alessandria (16. Junius) gewährte dem österreichischen Heere freien Durchzug, lieferte aber die piemontesischen Festungen, Genua, die Lombardei, die Legationen, mit Ausnahme Ferrara's und Ankona's, in französische Hände. Melas zog sich nach Mantua zurück. Bonaparte hatte, mit Desaix' und Kellermann's Hülfe, einen in seinen Folgen weit reichenden Sieg davon getragen. Es

fiel nicht nur Italien wieder unter seine Botmäßigkeit, sondern auch seine Herrschaft über Frankreich, die von einer Niederlage erschüttert, vielleicht gebrochen worden wäre, erhielt durch diese Schlacht ihre letzte Bekräftigung. Mit Marengo begann eine neue Epoche in Bonaparte's Leben. Seine Ueberlegenheit begann in Frankreich für eine unwiderstehliche Thatsache zu gelten, im Auslande als eine drohende Erscheinung angesehen zu werden. Der General der italienischen Armee, welcher von dem Direktorium abgehangen hatte, der Flüchtling aus Aegypten, welcher ohne Heer zurückgekommen war, trat von jetzt an viele Jahre lang, aus eigener Macht handelnd und nur sich selbst zu Rathe ziehend, in Frankreich als ein unumschränkter Gebieter, gegen das Ausland als ein Eroberer auf.

Bonaparte kehrte nach Mailand zurück, setzte provisorische Regierungen für die Lombardei, Piemont und Ligurien ein, beglaubigte bei ihnen die französischen Generale Petiet, Dejean und Jourdan*) als Gesandte, theilte die wichtigsten Stellen in Italien an seine Anhänger, wie Visconti, Fontana, Sommariva, Birago u. s. w. aus, und übertrug den Oberbefehl über das Heer an Massena. Am 2. Julius war er wieder in Paris, wo große Volksfeste seine Ankunft feierten. Seine Abwesenheit hatte noch nicht ganz zwei Monate gedauert.

Um die Zeit von Marengo war auch der Krieg in Deutschland von Neuem entbrannt. Lecourbe, einer von Moreau's besten Generalen, überschritt die Donau, und schlug die Oesterreicher bei Höchstätt (19. Junius), was in den Augen der Franzosen für eine Wiedervergeltung der großen, von ihnen daselbst 1704 erlittenen Niederlage galt. Die Oesterreicher zogen sich von Ingolstadt über Landshut nach dem Inn zurück. Die Franzosen breiteten sich in Bayern aus. Lecourbe und Molitor rückten hierauf gegen Vorarlberg und Graubünden vor, erstürmten am 11. und 12. Julius das feste Lager der Oesterreicher bei Feldkirch, und nahmen den Lucienſteig ein. Auf diese Art war die Verbindung zwischen den französischen Armeen in Deutschland und Italien hergestellt. Kray suchte jetzt bei Moreau, der sich schon der Hauptstadt Bayerns bemächtigt hatte, einen Waffenstillstand nach, der in Parsdorf (bei München) zu Stande kam (15. Julius). Die beiden rheinischen Kreise, der schwäbische Kreis, und ein großer Theil des fränkischen und bayerischen Kreises wurden den Franzosen überlassen. Deutschland erlebte die Demüthigung, daß selbst Regensburg, der Sitz seiner Reichsversammlung,

*) Der Sieger von Fleurus und Bonaparte's Widersacher am 18. Brumaire.

nicht einmal für neutral erklärt wurde. Nur den drei blokirten Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg ward vom Feinde Verproviantirung zugesichert. Die in Parsdorf bestimmte Demarkationslinie verlieh Moreau, im Falle der Fortsetzung des Krieges, große Vortheile über die Oesterreicher.

Fast in denselben Tagen, wo mit den Waffen über den Besitz von Piemont, Genua und der Lombardei entschieden wurde, ging Oesterreich einen neuen Vertrag mit England ein, vermöge dessen es 2 Mill. Pfd. Sterl. zur Fortsetzung des Krieges empfing, aber sich anheischig machte, mit Frankreich nicht einseitig Frieden zu schließen (20. Junius). Das österreichische Kabinet hielt es unter den vorhandenen Umständen für nothwendig, diesen Traktat nicht nur geheim zu halten, sondern auch Neigung zu einer Ausgleichung mit Frankreich zu erkennen zu geben. Es würde ihm, bei einem entgegengesetzten Verhalten und einem sofortigen Wiederausbruch der Feindseligkeiten, keine Zeit zu neuen Rüstungen übrig geblieben sein. Demnach ward der General Graf St. Julien zur Führung von Unterhandlungen nach Paris geschickt. Am 28. Julius wurden Präliminarien von ihm und Talleyrand unterzeichnet, nach welchen der später abzuschließende Definitivfrieden auf die Grundlage des von Campo Formio gestellt werden sollte. In geheimen Artikeln wurde zugleich bestimmt, daß die Oesterreich für seine Abtretungen in Campo Formio ausbedungenen Entschädigungen nicht in Deutschland, sondern in Italien geleistet werden würden. Der General Duroc wurde von Bonaparte dazu ausersehen, um den Grafen St. Julien nach Wien zu begleiten, und dort die letzte Hand an das Friedenswerk zu legen. Als aber Duroc auf dieser Reise bei den österreichischen Vorposten zu Alten-Oetting angekommen war, wurde er daselbst aufgehalten und ihm durch den Minister Thugut eröffnet, daß Oesterreich nicht ohne seine Verbündeten unterhandeln könne. Duroc begab sich nach Paris zurück. Die daselbst unterzeichneten Präliminarien wurden vom Kaiser mit der Erklärung, daß St. Julien seine Vollmachten überschritten habe, verworfen. Bonaparte war jedoch einem Vergleich nicht abgeneigt, und es wurden deshalb neue Unterhandlungen in London, unter Mitwirkung des französischen Diplomaten Otto, der sich daselbst wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen befand, angeknüpft. Bonaparte schlug einen Waffenstillstand vor, der aber auch zur See gültig sein sollte. Seine Absicht war, der französischen Armee in Aegypten Verstärkungen zuzusenden. Hierauf aber wollte England, das sich eben Malta's, nach langer rühmlicher Vertheidigung, bemächtigt hatte (5. September), nicht

eingehen. Bonaparte nahm jetzt einen gereizten Ton an, und befahl, das linke Rheinufer vollständig auf französischen Fuß, was bisher noch nicht geschehen war, einzurichten.

Kray hatte das Kommando niedergelegt, welches dem Erzherzog Johann, ungeachtet seiner Jugend, durch militairisches Talent ausgezeichnet, und besonders deutsch gesinnt, übertragen wurde. Der Kampf sollte am 10. September beginnen, als Oesterreich, um seine Vorbereitungen zu vollenden, noch einmal auf einen Waffenstillstand antrug, der durch die Konvention von Hohenlinden von sieben, auf fünf und vierzig Tage verlängert wurde (20. September). Ingolstadt, Ulm und Philippsburg mußten als Preis dafür den Franzosen überliefert werden. Zu gleicher Zeit schied der England zugewandte Minister Thugut aus dem Kabinet, und Graf von Cobenzl wurde nach Paris gesandt. Bonaparte wies denselben an seinen Bruder Joseph, der sich zur Führung der Unterhandlungen nach Luneville begeben hatte. Die gegenseitigen Vollmachten waren schon ausgewechselt, als Cobenzl erklärte, daß Oesterreich ohne England auf nichts eingehen könne. Damit war der Wiederausbruch des Krieges entschieden. Denn zwischen Frankreich und Großbritanien waren die Unterhandlungen bereits am 9. Oktober abgebrochen worden. Oesterreich hatte bei allen diesen diplomatischen Wendungen, seit der Sendung des Grafen St. Julien nach Paris, nur Zeit zur Vermehrung seiner Streitkräfte gewinnen wollen. Es kann ihm aber dabei kein Wortbruch zur Last gelegt werden. In den am 28. Julius in Paris unterzeichneten Präliminarien heißt es Artikel 10 ausdrücklich: „Dieselben werden erst nach der Ratifikation durch die betreffenden Regierungen für dieselben verbindende Kraft haben." — Eine solche Ratifikation war aber nie erfolgt.

Das österreichische Heer in Deutschland, bei welchem sich auch bayerische Hülfstruppen und französische Ausgewanderte befanden, zählte 120- bis 130,000 Mann, war aber großentheils aus Neugeworbenen zusammengesetzt, besaß nicht mehr die frühere Zuversicht, und lag über einen großen Raum, von Tyrol bis zum unteren Main hin, zerstreut. Die französische Hauptmacht, zwischen dem Inn und der Isar gelagert, bestand aus lauter versuchten und bewährten Truppen, und war von meist glücklich gewesenen Generalen befehligt. Es kam, nachdem die Oesterreicher einige Vortheile davon getragen, und den General Grenier bei Ampfing geworfen hatten, am 3. December (1800) zu einer Schlacht, welche, nach dem in der Nähe liegenden Dorfe Hohenlinden genannt, eigentlich in dem ebersberger Walde entschieden wurde. Moreau hatte

seine Dispositionen mit großer Kunst und Ueberlegung genommen, und wurde von seinen Generalen, namentlich Richepanse, eifrig unterstützt. Um 2 Uhr Nachmittags war die Schlacht für die Oesterreicher, denen sie 7000 Todte und Verwundete, eben so viele Gefangene und 100 Kanonen kostete, verloren. Sie mußten ihre Stellung am Inn aufgeben, den Lecourbe bei Neubayern überschritt, und am 15. December Salzburg besetzte. Der Erzherzog Karl übernahm an Johann's Stelle den Oberbefehl, konnte sich aber gegen die unter Lecourbe und Richepanse unaufhaltsam vordringenden Franzosen nicht behaupten. Er mußte bei Moreau einen Waffenstillstand nachsuchen, der aber nur auf 48 Stunden bewilligt wurde, und die Franzosen am Vorrücken nicht hindern sollte. Auf diese Weise gelangten die französischen Vorposten bis auf 20 Stunden vor Wien. Da entschloß sich endlich der Kaiser, auch ohne England Frieden zu schließen. In der Konvention von Steyer (25. December) ward die Einleitung dazu getroffen. Kufstein, Braunau, Würzburg mußten den Franzosen überlassen und Tyrol geräumt werden. Moreau hatte in 14 Tagen unter immerwährenden Kämpfen, 45 Meilen zurückgelegt, drei Ströme überschritten, 150 Kanonen genommen und 45,000 Mann von der feindlichen Armee kampfunfähig gemacht.

In Italien hatte der Wiederausbruch der Feindseligkeiten früher als in Deutschland begonnen, und dauerte länger fort, da es dort zu keinem so entscheidenden Schlage, wie bei Hohenlinden, kam. Bonaparte hatte Massena, der, nach seiner Gewohnheit, gegen die Bevölkerung große Erpressungen verübte, und dabei sein Heer darben ließ, den Oberbefehl entzogen, und an Brune übertragen. In Toskana erhob sich das Landvolk, von dem daselbst kommandirenden österreichischen General Sommariva unterstützt, und von englischen Sendlingen, denen sich auch französische Ausgewanderte anschlossen, erregt, gegen die Franzosen, und konnte erst nach vielem Blutvergießen, wobei Arezzo mit Sturm genommen wurde (19. Oktober), überwältigt werden. Die französische Hauptmacht, 80,000 Mann stark, lagerte am Mincio. Während Brune dort gegen Bellegarde, der ihm nur 50,000 Oesterreicher entgegensetzen konnte, kämpfte, überstieg Macdonald im November den Splügen, langte unter außerordentlichen Beschwerden, über Schnee- und Eisfelder ziehend, im December in Chiavenna an, und drang Anfang Januar (1801) bis Trident vor. Brune hatte den Mincio überschritten, Verona und Roveredo besetzt, und die Oesterreicher bis Vicenza zurückgedrängt. Am 16. Januar ward in Treviso zwischen Brune und Bellegarde ein Waffenstillstand abgeschlossen, vermöge dessen die Franzosen in den Besitz von

Peschiera, Ferrara, Ankona*) kamen, und der Isonzo und der Tagliamento die Gränzscheide zwischen den beiden Heeren bildeten. Durch eine außerordentliche Verkettung von Fehlgriffen und Unglücksfällen waren für Oesterreich im Feldzuge von 1800 alle im vorangegangenen Jahre errungenen Vortheile wieder verloren gegangen.

24. Der Friede zu Luneville mit seinen Folgen.

Der erste Konsul hatte seinen Bruder Joseph mit der Führung der Unterhandlungen in Luneville beauftragt. Derselbe besaß keine ungewöhnlichen Talente irgend einer Art, war aber, als mild, fein und liebenswürdig, zu einer diplomatischen Rolle geeignet, und Bonaparte wollte den Mitgliedern seiner Familie, bei unbedingter Ergebenheit gegen ihn, Gelegenheit hervorzutreten geben. Joseph hatte kurz vor den Verhandlungen in Luneville mit Bevollmächtigten der nordamerikanischen Freistaaten den Traktat von Morfontaine, welcher die zwischen Frankreich und Nordamerika seit mehren Jahren bestehenden Streitigkeiten beendigte, unterzeichnet. In diesem Vertrage war auch das Seerecht in Betreff der Neutralen, so wie es Bonaparte, im Gegensatz zu England, auffaßte, näher bestimmt worden. Die Hauptpunkte, über welche die beiden Mächte übereinkamen, bestanden in Folgendem: die Flagge deckt die Waare, mit Ausnahme der Kriegskontrebande, d. h. derjenigen Artikel, welche, wie Waffen, Munition u. s. w., zur Führung des Kampfes erforderlich sind, aber nicht der Dinge, welche, wie die Engländer behaupteten, zur Ernährung, Bekleidung u. s. w. des Feindes dienen können. — Die neutralen Schiffe können in jeden beliebigen Hafen einlaufen. Hiervon sind nur diejenigen Häfen ausgenommen, welche von hinreichenden Streitkräften blokirt gehalten werden, aber nicht solche, welche blos in Blokadezustand erklärt worden sind. — Wenn neutrale Handelsschiffe von Kriegsfahrzeugen ihrer Nation begleitet sind, so darf das Untersuchungsrecht gegen sie nicht ausgeübt werden, indem die Gegenwart der Militairflagge für einen Beweis gelten muß, daß sich keine Kriegskontrebande an Bord befindet. — Es war dies der erste Traktat, welcher

*) Mantua wurde erst später, vermöge eines in Luneville getroffenen Abkommens, den französischen Truppen übergeben.

unter Bonaparte's konsularischen Auspicien abgeschlossen wurde. Er sah in der Annahme dieser Bestimmungen von Seiten Nordamerika's einen Triumph über die Engländer, und hoffte, daß auch die übrigen Seemächte diesem Beispiele folgen würden.

Bonaparte hatte als Grundbedingung für die Unterhandlungen in Luneville den Rhein als die Gränze Frankreichs, und die Etsch als die Cisalpiniens bezeichnet und verlangt, daß der Kaiser im Namen Deutschlands das linke Rheinufer an Frankreich überließe. Der erste Konsul fürchtete, daß die Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche das von ihm erstrebte Ziel zu weit hinausschieben würden. Es lag ihm aber an Beschleunigung des Friedens, um sich der inneren Reorganisation Frankreichs ungestört widmen zu können. Er besorgte außerdem einen möglichen Umschlag in den Gesinnungen des Kaisers Paul von Rußland, der, obschon seit einiger Zeit mit Oesterreich und England unzufrieden, und Frankreich zugewandt, sich gleichwohl von den diplomatischen Künsten seiner früheren Verbündeten wieder umstricken lassen konnte. Als der österreichische Bevollmächtigte Graf Cobenzl an den von Frankreich aufgestellten Friedensunterhandlungen zu rütteln anfing, sie angriff und verändert sehen wollte, ließ Bonaparte den Feldzug, welcher durch die Schlacht von Hohenlinden entschieden wurde, ungeachtet der Rauhheit der Jahreszeit, an der Donau und in den Alpen von Neuem beginnen. Er hatte unterdessen den Kaiser Paul noch mehr als vorher an sich zu ziehen gewußt. Sechstausend in Frankreich befindliche russische Kriegsgefangene waren auf französische Kosten neu gekleidet und bewaffnet und zur Verfügung Paul's gestellt worden. Dieser, über einen solchen Beweis von Aufmerksamkeit und Großmuth erfreut, schickte einen seiner Vertrauten, den General Sprengporten, nach Paris, um dem ersten Konsul zu danken, und die russischen Gefangenen zur Rückkehr in ihr Vaterland in Empfang zu nehmen. Außerdem hatte Bonaparte, um sich der Gesinnungen des Kaisers Paul zu versichern, ihm die Insel Malta, nachdem derselbe von den in Rußland anwesenden Ordensrittern zu ihrem Großmeister gewählt worden, von französischer Seite anbieten lassen. Als hierauf Malta in die Gewalt der Engländer gefallen, verlangte Paul die Uebergabe der Insel, was von dem brittischen Kabinet entschieden verweigert wurde. Von dieser Ungerechtigkeit und Anmaßung, wie es Paul ansah, erbittert, brach derselbe ohne Weiteres mit England, ließ 300 in russischen Häfen befindliche Handelsschiffe dieser Nation mit Beschlag belegen, und forderte Preußen, Schweden und Dänemark zur Erneuerung der bewaffneten Neutralität des Jahres 1780 auf. Die

Mächte, an welche sich Paul wandte, hätten, obgleich mit dem von den Engländern ausgeübten Seerecht unzufrieden, gern gezögert, gingen aber doch zuletzt auf seine Anträge ein. Dieses Bündniß kam unter dem Namen: die nordische Konvention am 16. December 1800, zu Stande. Paul wollte sich jetzt eng an Frankreich anschließen, und schickte den russischen Diplomaten Kalitscheff mit einem eigenhändigen in diesem Sinne verfaßten Schreiben an den ersten Konsul ab.

Bonaparte dachte aus dieser im Norden vorgegangenen Veränderung für die Unterhandlungen in Luneville Vortheil zu ziehen. Denn, außer Rußland, hatten sich jetzt auch Preußen, Schweden, Dänemark gegen England erklärt, und dieses war für den Augenblick außer Stande, auf dem Kontinent thätig einzuschreiten. Bonaparte beschloß, bei dieser Isolirung Englands, dem Bundesgenossen desselben, Oesterreich, härtere Friedensbedingungen als früher aufzulegen. Er glaubte, um Frankreichs Uebergewicht in Italien zu sichern, das Haus Oesterreich daraus ganz verdrängen zu müssen. Er ließ demnach durch seinen Bruder Joseph an Cobenzl erklären, daß der Großherzog von Toskana, ein Bruder des Kaisers Franz II., der Herrschaft über Toskana entsagen, wie der Herzog von Modena eine Entschädigung in Deutschland erhalten, und Parma zur cisalpinischen Republik geschlagen werden müsse. Die übrigen Bedingungen blieben dieselben wie früher. Im Fall der Nichtannahme dieses Ultimatums wurde von Frankreich mit dem Wiederausbruch des Krieges und der Stellung noch größerer Forderungen an Oesterreich gedroht. Nachdem Graf Coblenzl vergebens widerstanden, und ihm in einigen unbedeutenden Nebendingen, um demselben einen ehrenvollen Rückzug möglich zu machen, von französischer Seite Zugeständnisse gemacht worden, gab er in allem Wesentlichen nach, und der Friede ward am 9. Februar 1801 unterzeichnet.

Der Friede von Luneville war in den meisten Stücken eine Wiederholung Dessen, was in Campo Formio entschieden worden, ging aber, da seitdem Bonaparte zu unumschränkter Macht in Frankreich gelangt war, in seinen Folgen weit über diesen hinaus. In Luneville wurde der Grund zu Frankreichs drückender Ueberlegenheit auf dem Kontinent, und zu Bonaparte's Eingreifen in alle festländischen, namentlich die deutschen Verhältnisse gelegt.

Oesterreich trat von Neuem Belgien, den Breisgau, die Grafschaft Falkenstein, das Frickthal, und seine zu Cisalpinien geschlagenen italienischen Landschaften ab, behielt dagegen die ehemalige venetianische Terra ferma bis zur Etsch, Istrien, Dalmatien sammt den dazu gehörigen Inseln, und

die Mündung des Cattaro. Der Kaiser überließ das linke Rheinufer an Frankreich, ohne von der Reichsversammlung dazu ermächtigt zu sein. Am 7. März (1801) wurde jedoch dieser Artikel des luneviller Friedens in Regensburg bestätigt. Die auf dem rechten Rheinufer liegenden Plätze: Düsseldorf, Ehrenbreitenstein, Philippsburg, Kassel, Kehl und Alt-Breisach, deren Befestigungen von den Franzosen geschleift worden, sollten nicht wieder in Vertheidigungszustand gesetzt werden. Die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik waren in den Friedensschluß mit aufgenommen worden.

Bonaparte's Bevollmächtiger, Berthier, hatte am 1. Oktober 1800 mit dem spanischen Hofe den Vertrag von St. Ildefonso abgeschlossen, nach welchem der Infant Don Ludwig, Sohn des Herzoges von Parma, und Schwiegersohn Karl IV., seinem Erblande entsagte, und das Großherzogthum Toskana mit dem Titel eines Königs von Etrurien empfing. Diese Bestimmung trat mit dem luneviller Frieden in Kraft. Der Vater des Infanten wurde, aus Rücksicht auf Spanien, bis zu seinem bald nachher erfolgten Ableben im Besitz seines Herzogthums gelassen. Der junge König von Etrurien kam im Mai (1801) nach Paris, wo ihm zu Ehren glänzende Feste veranstaltet wurden. Bonaparte führte diesen von ihm geschaffenen Monarchen, einen nahen Verwandten des verbannten französischen Königshauses, vor den Augen der Pariser gewissermaßen im Triumph auf. Seine Allgewalt war so groß, daß das seltsame Schauspiel, von dem Oberhaupt einer Republik einen neuen Thron gründen zu sehen, keinen Anstoß erregte. Der Infant schien das Auffallende seiner Anwesenheit in derselben Stadt, in welcher erst acht Jahre vorher Ludwig XVI., das Haupt des bourbonischen Stammes, auf dem Blutgerüst geendigt hatte, so wenig zu fühlen, als ob er davon gar nichts gewußt hätte.

Im Juni 1800 war, nach einem langen Konklave in Venedig, der Kardinal Chiaramonti, unter dem Namen Pius VII., zum Pabst erwählt worden. Derselbe hatte sich als Bischof von Imola den französischen Interessen günstig, oder wenigstens fügsam gegen sie gezeigt. Auf der anderen Seite war Bonaparte unter allen Generalen der Republik derjenige gewesen, der während des Krieges den italienischen Klerus und selbst die ausgewanderten französischen Geistlichen am Glimpflichsten behandelt hatte. Als erster Konsul hatte er bald nach dem 18. Brumaire die feierliche Beisetzung des in Grenoble verstorbene Pius VI. angeordnet, und Vorbereitungen getroffen, die irdischen Ueberreste desselben nach Rom bringen zu lassen. Ein Theil des Kirchenstaates war, gegen den Willen Pius VII., von neapolitanischen Truppen besetzt geblieben.

Murat erhielt Befehl, mit 30,000 Mann in das päbstliche Gebiet einzurücken, die Neapolitaner daraus zu vertreiben, aber die kirchlichen Einrichtungen sorgfältig zu schonen. Es ließ sich schon damals (1801) eine Annäherung zwischen der französischen Republik, so wie sie unter Bonaparte geworden war, und dem päbstlichen Stuhle voraussehen.

Paul I. hatte sich, während der Unterhandlungen in Paris und Luneville, Neapels und Piemonts angenommen. Bonaparte, dem an Rußlands Freundschaft viel lag, ging mit Ferdinand IV. in Foligno einen Waffenstillstand (18. Februar) ein, der in Florenz zu einem Frieden führte (18. März), welcher, unter ausdrücklicher Hinweisung darauf, daß es aus Rücksicht auf den russischen Kaiser geschehe, der mildeste war, den die französische Republik einem italienischen Fürsten bisher noch zugestanden hatte. Neapel trat seinen Antheil an der Insel Elba, die sogenannten Stati degli Präsidj an der toskanischen Küste, und Piombino an Hetrurien ab, und verschloß seine Häfen den Engländern. In Folge eines geheimen Artikels wurden Tarent, Brindisi und Otranto von 12,000 Franzosen unter Soult besetzt, um die Ueberfahrt französischer Hülfstruppen nach Aegypten zu erleichtern, oder wenigstens damit zu drohen. Soult erhielt, wie vorher Murat, die Weisung, die neapolitanische Geistlichkeit zu schonen, und mit militairischem Pomp der Messe beizuwohnen. Bonaparte bereitete sich in Italien auf das Verhältniß zur Kirche, welches er auch bald in Frankreich wiederherzustellen dachte, vor. Pius VII. begriff dies, und war dafür dankbar, indem er auf die Politik des französischen Kabinets einging, und seinen Unterthanen den Handel mit England verbot.

Aus Rücksicht auf Paul I. ließ Bonaparte Piemonts Schicksal damals unentschieden, so daß die Möglichkeit einer Rückgabe desselben an den nach der Insel Sardinien geflüchteten Karl Emanuel übrig blieb. Diese Täuschung dauerte aber nicht lange. Nach dem Tode des russischen Kaisers wurde Piemont, dessen Besitz dem ersten Konsul zur Bewahrung der französischen Suprematie in Italien unentbehrlich erschien, provisorisch zu einer französischen Militairdivision erklärt, und am 11. September 1802 ganz mit Frankreich vereinigt. Die meisten festen Plätze des Landes, welche die früheren Herrscher zur Abwehr gegen französische Angriffe errichtet hatten, wurden jetzt geschleift, Alessandria aber ward zu einem großen Bollwerk gegen Oesterreich bestimmt. Viele Italiener, besonders im Norden, begannen jetzt das selbstsüchtige Spiel, welches Bonaparte mit ihrem Vaterlande trieb, zu begreifen, und gingen zu einer ebenso lebhaften Abneigung gegen alles Französische, als sie dafür früher

Vorliebe gefühlt, über. Unter Denjenigen, deren Urtheil in dieser Beziehung am Unbestechlichsten blieb, muß der piemontesische Graf Vittorio Alfieri erwähnt werden, welcher, wie man auch über seine Bedeutung als Dichter urtheilen mag, der patriotischste Charakter des modernen Italiens gewesen, und zur Wiederbelebung des italienischen Nationalgefühls mehr als irgend einer seiner Landsleute beigetragen hat.

Bonaparte's Einfluß auf Italien war jetzt eben so gesichert, als ob er unmittelbar über dasselbe regiert hätte. Im Neapolitanischen stand ein französisches Armeekorps, und Ferdinand IV. und Pius VII. hatten den Verkehr mit England abbrechen müssen. In Toskana oder Etrurien, wie es jetzt genannt wurde, herrschte eine Dynastie, welche ihm ihren Thron verdankte. Die cisalpinische und ligurische Republik war von dem französischen Kabinet so abhängig wie irgend ein französisches Departement geworden. Von Piemont aus konnte Bonaparte sich, bei jedem Konflikt mit Oesterreich, der Zugänge zu den Alpen bemächtigen, und, je nach den Umständen, nach Tyrol oder Istrien, das Herz der österreichischen Monarchie bedrohend, vordringen. Diese günstige Stellung führte aber auch ihre Gefahren mit sich, indem sie einen so verwegenen und gewaltsamen Charakter zu immer größerem Mißbrauch seiner Macht veranlaßte.

In einer noch übleren Lage als Italien befand sich nach dem lunéviller Frieden Deutschland, wenn man die Bedingungen, unter welchen die beiden Nationen von jeher gewaltet hatten, in Betracht zieht. Das italienische Volk war, so Großes auch von einzelnen Fraktionen desselben vollbracht worden, nie, selbst nicht dem Namen nach, ein Ganzes gewesen, und hatte immer unter deutschem, französischem oder spanischem Einfluß gestanden. Das deutsche Reich war dagegen lange als der Mittelpunkt Europa's, als das Schwerdt des Glaubens, als die Hand der Gerechtigkeit, und seine Krone als eine vorzugsweise geheiligte, und alle anderen überragende, angesehen worden. Selbst nachdem es, im Vergleich zu dem, was es früher gewesen, tief gesunken war, hatte es doch noch immer einen geschlossenen Körper ausgemacht, und ein Gewicht in die Wagschale Europa's geworfen. Der Gedanke an eine Wiederherstellung und Erhebung Deutschlands konnte, so lange dasselbe nicht unter fremde Botmäßigkeit gefallen war, nicht in das Reich der Träume gehören. Die tiefsten Schäden in den deutschen Zuständen waren der Welt verhüllt geblieben, und nur von wenigen Blicken, die aber aus dieser Erkenntniß ein patriotisches Geheimniß machten, durchdrungen worden. Noch Friedrich der Große hatte es sich, nach dem siebenjährigen Kriege, zur Aufgabe gemacht, die Einmischung und den Angriff des

Auslandes, mochten sie von Frankreich oder Rußland herkommen, von Deutschland abzuhalten. Der Krieg gegen die französische Revolution war vom deutschen Reiche matt geführt worden. Indessen schien bis zum Frieden von Luneville hin der Fortbestand der deutschen Verfassung, und die Unabhängigkeit des Ganzen noch möglich zu sein. Von da an brach aber ein unaufhaltsames Verderben ein.

Die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich war ein herber Verlust, sowohl wegen der Ausdehnung (1200 Quadratmeilen) und Schönheit dieser Gegenden, als auch um der historischen Bedeutung willen, die sie für ganz Deutschland besaßen. Schlimmer als dies, und Deutschlands Unabhängigkeit unmittelbar drohend, war die von Rußland unterstützte Einmischung Frankreichs in die Entschädigung der auf dem linken Rheinufer ihrer Besitzungen verlustig gehenden weltlichen Fürsten. Es wurde in Luneville als Grundsatz aufgestellt, daß die deutschen Souveraine für ihre verlornen Gebiete bei der Gesammtheit (collectivement) des Reiches Ersatz finden würden. Es war dabei nicht ausdrücklich erklärt worden, daß dies auf Kosten der geistlichen Herren geschehen solle. Es verstand sich aber von selbst, weil sonst die Entschädigungen nicht herbeizuschaffen gewesen wären. Man ging aber noch weiter, und hob, mit Ausnahme des sehr verringerten Kurfürstenthums Mainz, alle geistlichen Fürstenthümer auf. Die Säkularisirung derselben ward, obgleich überhaupt im Geist der Zeit liegend, in diesem Falle, von Bonaparte und Talleyrand bei jeder Gelegenheit als unvermeidliches Auskunftsmittel hervorgehoben. Das französische Kabinet wollte dadurch Oesterreich wehe thun, das auf die geistlichen Fürsten immer einen großen Einfluß ausgeübt hatte, und wiederum von ihnen unterstützt worden war, und über die Vertheilung der säkularisirten Gebiete unter die weltlichen Mächte entscheiden, um diese von sich abhängig zu machen, und zugleich unter ihnen Nebenbuhlerschaft zu erregen.

Dieser Plan gelang nur zu wohl. Unter dem Namen eines Vermittlers übte Frankreich über Deutschland ein Schiedsamt aus. Bei einem Theile der deutschen Fürsten gab sich eine früher nie gesehene Gunstsucherei bei den Machthabern in Paris kund. Die Gesandten dieser Staaten wetteiferten unter einander darin, wer sich durch Bestechung der höheren Beamten des französischen Ministeriums des Auswärtigen die meisten Vortheile verschaffen konnte. Eine Reichsdeputation, aus den Gesandten von acht Kurfürsten: Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Bayern, dem Hoch- und Deutschmeister, Würtemberg und Hessen-Kassel bestehend, wurde mit der Austragung der Entschädigungsangele-

genheit beauftragt (August 1802). Frankreich und Rußland verlangten, daß diese Arbeit in zwei Monaten beendigt sein sollte. Die vielen inneren und äußeren Schwierigkeiten verzögerten aber die endgültige Feststellung bis zum Februar 1803, wo sie unter dem Namen Reichsdeputationshauptschluß zu Stande kam, und vom Reichstage am 24. März genehmigt wurde.

Das Ueberraschende bei dieser Ausgleichung bestand vornehmlich darin, daß viele unter den Entschädigten mehr erwarben, als sie verloren hatten. Preußen erhielt für die auf dem linken Rheinufer abgetretenen 137,000 Einwohner: 526,000 — Bayern für 526,000: 834,000 — Würtemberg für 14,000: 120,000 — Hessen-Darmstadt für 97,000: 200,000. — Baden, das Frankreich und Rußland gleich sehr begünstigten, ward doppelt so groß als vorher. — Aber auch Fürsten, die nicht zu Deutschland gehörten, wurden auf Deutschlands Kosten entschädigt. Der Großherzog von Toskana empfing für sein abgetretenes italienisches Erbland: Salzburg, Berchtesgaden, und einen Theil des Bisthums Passau, mit dem Kurfürstentitel. Dem Hause Oranien wurde für die in Holland verlorene Statthalterwürde in Deutschland ein Gebiet von 60 Quadratmeilen ermittelt, obwohl diese Familie in Deutschland nichts eingebüßt hatte. — Von den geistlichen Kurfürsten gingen Köln und Trier ganz ein. Der Kurfürst von Mainz ward für seine Verluste auf dem linken Rheinufer, wozu seine uralte Hauptstadt selbst gehörte, mit Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar entschädigt. Alle anderen Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, Klöster und Stifter, die reichsunmittelbar gewesen, gingen an weltliche Fürsten über. — Von 52 Reichsstädten kamen 4 an Frankreich: Aachen, Köln, Worms und Speier — 42 wurden einzelnen deutschen Staaten zugetheilt, am meisten Würtemberg — nur 6: die drei Hansestädte, und Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, blieben reichsunmittelbar.

Talleyrand, der bei Bonaparte in großem Ansehen und Vertrauen stand, hatte, wenn er auch im Einzelnen der Gunstsucherei deutscher Fürsten zugänglich war, im Ganzen die Regulirung der Entschädigungen in französischem Interesse geleitet, so daß Oesterreich geschwächt, und die Aufstellung einer Partei gegen dasselbe in Deutschland vorbereitet wurde.

Die französische Revolution hatte, in der Form, unter welcher sie damals durch Bonaparte zum Abschluß kam, in Bezug auf die deutsche Nation das Gegentheil von Dem, was ihre Gegner in Deutschland von ihr gefürchtet, ihre Anhänger gehofft hatten, hervorgebracht. Anstatt die Macht der erblichen Fürsten zu verringern, ging dieselbe aus diesem

Sturme verstärkt hervor. Jene Elemente der alten deutschen Verfassung, die damals allerdings weder national noch populair mehr waren, die aber Beides einmal gewesen, und es unter gewissen Umständen von Neuem hätten werden können, die geistlichen Fürsten und die freien Städte, verschwanden, und an ihre Stelle traten die von Frankreich ausschließend begünstigten größeren Fürsten, die an dem Reichskörper schon seit lange weniger fest als die schwächeren Glieder desselben gehangen hatten.

So gesunken die geistlichen Fürsten und die freien Städte, wie überhaupt alles öffentliche Leben in jener Epoche in Deutschland sein mochten, so hatte sich doch in ihnen immer das Princip der Wahl, und damit die Idee einer gewissen Selbstständigkeit der Unterthanen, ihren Regierungen gegenüber, erhalten. Die Lücke, welche die verschwundenen ständischen und gemeindlichen Einrichtungen gelassen, ward von der Beamten- und Militairherrschaft eingenommen, und die deutschen Fürsten, nach Außen hin von Bonaparte abhängig, wurden im Innern ihrer Staaten unumschränkt. Durch die Einmischung Frankreichs und Rußlands in die deutschen Zustände ward die Reichsehre herabgewürdigt, durch die Abtretung des linken Rheinufers und die zahllosen Ländertausche das Band der deutschen Nationalität zerrissen, und gewissermaßen die deutsche Geschichte, wenigstens als eine lebendige Ueberlieferung, verwischt. Ein immer tieferes Sinken der deutschen Nation als einer Gesammtheit, war, da sich Oesterreich und Preußen nicht zur Abwehr dieses Unglücks verbanden, sondern jedes seinen eigenen Weg ging, unvermeidlich geworden. Aber auch die beiden deutschen Großmächte sollten für ihr damals gegen Deutschland bewiesenes selbstsüchtiges Verhalten später büßen. Ohne den Frieden von Luneville und die Unterhandlungen in Paris und Regensburg würde Bonaparte wahrscheinlich nie in Wien und Berlin eingezogen sein.

Im luneviller Frieden war die Räumung der Schweiz von französischen Truppen, welche seit der Schlacht von Zürich daselbst geblieben waren, ausbedungen, von Bonaparte aber nicht vollzogen worden. Die Anhänger der alten Ordnung erhoben sich, und Aloysius Reding, welcher 1798 den Kanton Schwyz so tapfer gegen den französischen General Schauenburg vertheidigt hatte, ward als Landammann an die Spitze einer neuen Verfassung gestellt (Oktober 1801). Da sich aber das französische Kabinet gegen diese Veränderung erklärte, so mußte Reding im April 1802 zurücktreten. Die Centralisten (Anhänger der helvetischen Republik) und Föderalisten (Anhänger des alten Kantonwesens), die

Aristokraten und Demokraten, wie sie auch sonst genannt wurden, bekämpften sich bei jeder Gelegenheit. Nachdem die Franzosen im August 1802 die Schweiz geräumt hatten, griffen die Urkantone und bald auch Argau, Bern u. s. w. zu den Waffen, und vertrieben die helvetische Regierung, welche sich nach dem Waadtland flüchten mußte. Bonaparte, der, da unterdessen der Bruch mit England eingetreten war, auf dieses, welches die schweizerischen Zustände bisher überwacht hatte, keine Rücksicht mehr nahm, ließ französische Truppen unter dem General Ney in die Schweiz einrücken (Oktober 1802). Die innere Ruhe wurde, da die Parteien erschöpft waren, ohne Mühe wiederhergestellt. Bonaparte sprach sich über die Vorgänge in der Schweiz sehr mißbilligend aus, berief Deputirte der Kantone nach Paris, und schloß mit ihnen am 19. Februar (1803) einen Vertrag, die Mediationsakte genannt, ab. Vermöge derselben ward die Selbstregierung der einzelnen Kantone wieder hergestellt, für allgemeine Angelegenheiten aber eine Tagsatzung, mit einem Landammann an der Spitze, errichtet. Von dieser Zeit an nannte sich Bonaparte Vermittler des Schweizerbundes. Die Schweiz verpflichtete sich außerdem, Soldtruppen an Frankreich zu stellen. Der Kanton Wallis blieb, um später mit Frankreich vereinigt zu werden, von dem Schweizerbunde ausgeschlossen. Bonaparte wollte die ihm besonders wichtige, zwischen Wallis und der cisalpinischen Republik gelegene Simplonstraße ganz in seiner Hand haben.

---

25. Ereignisse bis auf den Frieden zu Amiens.

Die von Paul I. errichtete nordische Konvention führte einen Angriff der Engländer auf Dänemark, das einem solchen zunächst blos stand, herbei. Am 30. März (1801) segelte eine brittische Flotte unter den Admiralen Parker und Nelson durch den Sund, ohne von dem Feuer der dänischen Festung Kronenburg zu leiden. Die Batterien auf der gegenüber liegenden schwedischen Küste schwiegen. Am 2. April kam es im Angesicht von Kopenhagen zu einer Schlacht, in welcher die Dänen mit Tapferkeit und Erbitterung fochten, aber überwältigt, und, wenn sie ihre Hauptstadt nicht einer Beschießung aussetzen wollten, zur Annahme eines Waffenstillstandes gezwungen wurden. Die englische Flotte segelte hierauf weiter, um auch an Schweden und Rußland Rache zu nehmen, und verlangte, am 19. April auf der Höhe von Karlskrona

angekommen, eine unumwundene Erklärung über die ferneren Absichten des schwedischen Kabinets. Diese würde, bei der vor den Forderungen der Klugheit verschlossenen Sinnesart Gustav IV. Adolph — wahrscheinlich die Ausübung von Feindseligkeiten zur Folge gehabt haben, als die Nachricht vom Tode Paul bekannt wurde, und die Stellung der nordischen Mächte zu Großbrittanien plötzlich veränderte. Obgleich Friedrich Wilhelm III. der Konvention zur Erneuerung der bewaffneten Neutralität ebenfalls beigetreten war, so hatten die Engländer, aus Rücksicht auf Hannover, sich gegen Preußen nicht als im Kriegszustande befindend betrachtet, und in den betreffenden diplomatischen Verhandlungen häufig an die alte Freundschaft und Bundesgenossenschaft zwischen beiden Staaten erinnert.

Kaiser Paul, in dessen Gemüth das tragische Ende seines Vaters einen tiefen Schatten zurückließ, der von seiner Mutter mit Mißtrauen und Zurücksetzung behandelt wurde, hatte, von diesen Einflüssen her, eine einseitige und verkehrte Richtung des Geistes und Charakters erhalten. Es war ihm ursprünglich nicht der Sinn für Gerechtigkeit und auch nicht für Wohlwollen fremd gewesen, aber, lange selbst unterdrückt, hatte er, durch den Tod seiner Mutter endlich des Zwanges ledig geworden, seiner leidenschaftlichen Natur den Zügel schießen lassen. Durch die Erscheinungen der französischen Revolution war in ihm die irrige Meinung entstanden, daß nur die rücksichtloseste Anwendung der Gewalt das Herrscherthum zu stützen im Stande wäre. Er suchte die Gewährleistung für seine Größe in der willkührlichsten Ausübung seines Willens, und, um den Abstand zwischen ihm und Anderen recht fühlbar zu machen, in der Vermehrung der ihm zu erweisenden Ehrfurchtsbezeigungen. Wer ihn begegnete, mußte aus dem Wagen oder vom Pferde steigen, Niemand durfte an seinem Palast, auch wenn er abwesend war, bedeckten Hauptes vorübergehen. Man mußte sich in seiner Gegenwart auf die Kniee niederlassen. Sei es geistige Verstörtheit, oder eine mit der Gewohnheit in der Ausübung einer schrankenlosen Macht sich steigernde Uebertreibung derselben, Kaiser Paul wurde, in Bezug auf die öffentlichen Verhältnisse, wie der schnelle Wechsel seiner Gesinnungen gegen Frankreich beweist, immer launenhafter, und im Privatleben artete seine Strenge nicht selten in Grausamkeit aus. Sein Argwohn nahm mit den Aeußerungen der Unzufriedenheit, die ihm nicht entgingen, zu. Zuletzt war er seiner Familie und seinem Hofe ebenso furchtbar wie seinen untergeordneteren Dienern geworden. Da bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, die anfänglich nur seine Thronentsetzung beabsichtigte. Als

er aber, in der Nacht vom 23. zum 24. März (1801) in seinem Schlafgemach überfallen, der Regierung zu entsagen sich weigerte, ward er, im Gedanken daran, wie schwer es sei, einen gestürzten Herrscher ohne Gefahr für sich zu bewachen, von einer Anzahl mißvergnügter Großen ermordet. Für Rußland war dieser Tod ein Gewinn, da der älteste Sohn und Nachfolger Paul's, Alexander I., sich in allen Dingen als das Gegentheil von seinem Vater zu zeigen bemüht war. Aber Bonaparte verlor an Paul einen Bundesgenossen, dessen Macht er nicht nur in Europa, sondern selbst in Asien für sich zu verwenden gedacht hatte, indem er mit Rußlands Hülfe die Engländer in Ostindien anzugreifen dachte.

Alexander I., von Natur friedlich gesinnt, war, besonders im Anfange seiner Regierung, an einem guten Einverständniß mit den übrigen Mächten gelegen. Er ging deshalb mit Großbrittanien einen Vertrag ein, in welchem die Streitfrage über das Durchsuchungsrecht zwar nicht vollkommen gelöst, das von Großbrittanien aufgestellte Princip nicht zurückgewiesen, aber von diesem in der Ausübung etwas gemildert wurde. Schweden und Dänemark mußten dieser Konvention beitreten. Letzteres gerieth in die widersprechende Lage, erst, wegen Rußlands unter Paul, sich einem Angriffe Englands ausgesetzt zu haben, und jetzt, von Rußland unter Alexander, zur Unterwerfung unter Englands Willen gezwungen zu werden. Hamburg und Lübeck, welche, um den brittischen Handel zu sperren, mit einer dänischen Garnison belegt gewesen, wurden geräumt. Preußen, welches in derselben Absicht Hannover besetzt hatte, rief seine Truppen erst nach Abschließung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Großbrittanien ab.

In der obersten Leitung der brittischen Staatsverwaltung war in dieser Zeit eine wichtige Veränderung vorgefallen. Das Ministerium, an dessen Spitze William Pitt stand, hatte sich zurückgezogen. Die schwierige Stellung Englands, welches seines treuesten Bundesgenossen, Oesterreichs, durch den luneviller Frieden beraubt, die nordischen Mächte gegen sich hatte, und ohne alle Stützpunkte auf dem Kontinent blieb, hatte Pitt, nicht zum Opfer seiner Ueberzeugungen, aber seines Amtes bewogen. Er galt für den Hauptgegner Frankreichs, dem er nicht nachgeben wollte, dessen Bekämpfung er aber unter den gegenwärtigen Umständen als gefährlich für England erachtete. Er benutzte deshalb eine Meinungsverschiedenheit zwischen Georg III. und ihm über die Emancipation der irischen Katholiken, welcher der König entgegen war, und die Pitt betrieben, und trat mit seinen Kollegen ab, die durch ein ebenfalls torystisch gesinntes, aber als weniger antifranzösisch bekanntes Ministerium ersetzt wurden.

Durch Paul I. Tod war in der Lage Englands, da Frankreich mit Rußland am 8. Oktober, mit der Türkei am 9. desselben Monats Friede schloß, keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Bonaparte hatte, um Großbrittanien noch mehr zu isoliren, Spanien zu einem Angriff auf Portugal veranlaßt, durch den letzteres im Vertrage von Badajoz (6. Junius 1801) seine Häfen den Engländern zu verschließen gezwungen wurde. Außer daß Bonaparte den brittischen Handel und Einfluß vom Kontinent und zwar mit zunehmendem Erfolg zu verdrängen suchte, hatte er auch Anstalten zu einer Landung in England selbst getroffen, auf allen Punkten der französischen Nordküste Truppen zu diesem Zweck zusammengezogen, und in allen französischen Häfen Rüstungen zu deren Ueberfetzung an die englische Küste angeordnet. Nelson hatte im August einen vergeblichen Versuch gemacht, das bei Boulogne liegende französische Geschwader nebst den dazu gehörigen Transportschiffen zu zerstören. Durch dieses Mißlingen wurden die Besorgnisse von einer Landung in England vermehrt. Die von den französischen Waffen in dem Feldzuge von 1800 erfochtenen Siege ließen sie, wenigstens für den Augenblick, als unwiderstehlich erscheinen. Auch war die öffentliche Meinung in England damals für Beilegung des langen Kampfes gegen Frankreich, und der brittische Handelsstand hatte durch die Ausschließung von den fremden Häfen, das Embargo, die Kapereien, unermeßliche Verluste erlitten.

Die größte Schwierigkeit, welche einer Uebereinkunft zwischen Großbrittanien und Frankreich entgegenstand, war bereits im Laufe des Sommers (1801), noch ehe die Unterhandlungen zwischen den beiden Mächten begonnen hatten, aus dem Wege geräumt worden. In England würden Regierung und Volk um keinen Preis, wegen der ostindischen Besitzungen und des Einflusses im Orient, Aegypten, den Schlüssel zu Asien und Afrika, und die damit zusammenhängende Herrschaft über das Rothe Meer, in Frankreichs Händen gelassen haben. Die Ueberlegenheit Englands zur See hatte aber diese Frage, schon vor jeder anderweitigen Unterhandlung, zu seinem Vortheil gelöst.

Nach Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich war der von ihm ernannte Obergeneral Kleber nur ungern in Aegypten zurückgeblieben. Er besaß kein politisches und organisatorisches Talent, und sehnte sich nach neuen Kriegsthaten, zu denen er in Aegypten keine Gelegenheit zu bekommen fürchtete. Unter den Generalen gab es eine Partei, welche dieses Land für Frankreich zu erhalten, und Bonaparte's Pläne für dasselbe zu verwirklichen wünschte. Sie wurde aber von ihren Gegnern überstimmt. Kleber hatte deshalb, nach der Heimath verlangend, und an

der Ankunft von Verstärkungen verzweifelnd, am 24. Januar (1800) mit dem Großvezier und dem englischen Commodore Sir Sidney Smith den Vertrag von El-Arisch, welcher den französischen Truppen gegen die Räumung Aegyptens freie Rückkehr nach dem Vaterlande gewährte, abgeschlossen. Als aber der Admiral Keith die Konvention, nachdem die Franzosen schon die meisten festen Plätze geräumt hatten, nur gegen Ablieferung ihres Geschützes und ihrer Waffen bestätigen wollte, eröffnete Kleber sogleich den Kampf, schlug bei Heliopolis (20. März) mit 10,000 Franzosen den 80,000 Mann starken Großvezier, nahm Cairo wieder ein, und unterwarf sich innerhalb weniger Wochen Aegypten von Neuem. Er schien jetzt von verdoppeltem Eifer für die Behauptung des Landes erfüllt zu sein, sorgte für Vertheidigung und Verwaltung, und verstärkte das Heer durch eine koptische Legion, und Neger, die er den Karavanen abkaufen und im Gebrauche der Waffen unterrichten ließ. Wahrscheinlich wäre Aegypten auf diese Art für Frankreich erhalten worden. Da wurde Kleber, als er in Cairo auf der Terrasse seines Gartens lustwandelte, von einem jungen fanatischen Muselmanne, Namens Soleiman aus Aleppo, erdolcht (14. Junius). Es geschah dies um dieselbe Stunde, wo Bonaparte bei Marengo siegte. In Kleber verlor Frankreich einen seiner ersten Feldherren, und die französische Kolonie in Aegypten den letzten Halt, welcher ihr noch übrig geblieben war.

Nach Kleber's Tode übernahm Menou, als ältester General, den Oberbefehl. Abgesehen davon, daß er nichts von seines Vorgängers großem Talent besaß, übte er auf seine Unterfeldherren keinen Einfluß aus, und war bei den Soldaten, weil er öffentlich den Islam angenommen, zum Gespött geworden. Da sich jedoch das türkische Heer nach der Niederlage bei Heliopolis unthätig verhielt, so hoffte Bonaparte Zeit zur Absendung von Verstärkungen gewinnen zu können. Aber es fehlte dem Admiral Gantheaume, der hiermit beauftragt war, an Kühnheit und Glück. Er versäumte mehrmals die Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Aegypten. Dagegen ward ein englisches Landungsheer unter dem General Abercrombie an der ägyptischen Küste ausgeschifft, welches sich am 18. März (1801) des Forts Abukir bemächtigte. In der am 21. März in der Nähe des alten Kanopus erfolgten Schlacht ward ohne Entscheidung gefochten, aber Abercrombie so schwer verwundet, daß er bald nachher starb, und der französische General Lamusse auf der Stelle getödtet. Die englischen und türkischen Streitkräfte vermehrten sich täglich, unter den französischen Befehlshabern herrschte Uneinigkeit, und unter den Soldaten schlichen sich Krankheiten ein. Unter solchen Umständen schloß erst

der Diviſionsgeneral Belliard, ein ſonſt ſehr tapferer und entſchloſſener Kriegsmann, in Cairo (27. Junius) und am 2. September der Obergeneral Menou einen Vertrag ab, vermöge deſſen die franzöſiſchen Truppen auf engliſchen Schiffen nach Frankreich übergeſchifft wurden. Es waren deren noch 24,000 Mann, die unter einer kräftigeren Führung Aegypten noch lange zu behaupten im Stande geweſen wären.

In London waren zwiſchen Frankreich und England Friedensunterhandlungen eingeleitet worden, die, bei dem beiderſeitigen Wunſche nach Ausgleichung, raſch fortſchritten, und am 1. Oktober zur Unterzeichnung von Präliminarartikeln führten. Großbrittanien verzichtete auf alle ſeine Eroberungen, die Inſeln Ceylon und Trinidad ausgenommen. Die Frage über die Schifffahrt der Neutralen und das Durchſuchungsrecht ward übergangen. Aegypten ſollte an die Pforte, Malta an den Johanniterorden zurückkommen, und die joniſche Republik (Corfu, Zante, Cephalonia, Santa Maura, Cerigo, Paxo, Ithaka) beſtätigt werden. England erkannte Frankreichs Anſprüche auf St. Domingo (Hayti) an, deren Verwirklichung jedoch bei den dort herrſchenden Zuſtänden unwahrſcheinlich war. Die ehemaligen Sklaven hatten ſich militairiſch organiſirt, und die große Entfernung und das Klima ſetzten einer Wiedereroberung der ehemaligen Kolonie von franzöſiſcher Seite große Schwierigkeiten entgegen. Frankreich verhieß den Kirchenſtaat und Neapel zu räumen. Die Präliminarien wurden, unter Joſeph Bonaparte's und Lord Cornwallis' Leitung, zu Amiens in einen Friedensſchluß verwandelt (25. März 1802). Die Entſcheidung über Malta, deſſen Räumung die Engländer mancherlei Hinderniſſe entgegenſetzten, aber endlich doch innerhalb drei Monaten zu vollziehen verſprachen, hatte allein den Abſchluß der Unterhandlungen aufgehalten. Der Friede von Amiens wurde beſonders in London vom Volke mit rauſchendet Freude begrüßt, und der mit der Unterzeichnung deſſelben dorthin geſandte General Lauriſton wie ein Glücksbringer aufgenommen. Aber dieſe Stimmung ſank bald, und zog ſich vor der Betrachtung zurück, daß Großbrittanien in Amiens Frankreich zu viel nachgegeben, und aus ſeinen vieljährigen Opfern und Anſtrengungen zu wenig Vortheil gezogen habe. Dieſe Meinung machte ſich anfänglich nur unter den Anhängern Pitt's geltend, ging aber allmälig auf die ganze Nation über.

26. Bonaparte's Konsulat.

Bonaparte war aus dem Feldzuge in Italien mit einem erhöhten Selbstgefühl, das sich aber immer mehr zur Ausübung von Willkühr neigte, zurückgekehrt. Im Gefühl seiner Kraft wollte er nicht nur herrschen, sondern ganz allein herrschen, und nicht nur jeden Widerstand brechen, sondern auch alle Formen, auf welche sich ein solcher stützen konnte, beseitigen. Deshalb waren ihm die gesetzlichen Schranken, welche die Verfassung gegen den Mißbrauch der Gewalt errichtet, und zu denen er selbst nothgedrungen mitgewirkt hatte, zuwider. Besonders waren es die Grundsätze von Friede, Recht, Freiheit, welche die Revolution von 1789 in ihrer ersten Begeisterung für Menschenbeglückung aufgestellt hatte, die seinen Unwillen erregten. Er nannte ihre Anhänger Ideologen, politische Metaphysiker, und sah sie, auch wenn sie äußerlich nichts gegen ihn unternahmen, schon ihrer Gesinnung wegen als seine Gegner an. Noch mehr waren ihm die Ueberreste der extremen republikanischen Partei, die Jakobiner und Terroristen, deren Meinungen seinem Drange nach ungetheilter und unbedingter Herrschaft gefährlich erschienen, verhaßt. Bonaparte konnte sich jedoch dem Einflusse des in der Revolution entstandenen Geistes nie ganz entziehen. Er sah sich zuweilen genöthigt, im Gegensatz zum Royalismus, der Legitimität und den alten Dynastien, von welchen er durch Herkunft, Stellung und Umgebungen getrennt war, und deren er sich zu erwehren hatte, an die Ideen von 1789, an Volkssouverainetät, Wahlrecht, Repräsentation, die er sonst gern in ewiges Vergessen begraben haben würde, zu erinnern. Auf der anderen Seite trieb ihn seine leidenschaftliche, gewaltsame Natur, die von jedem Widerstand auf das Aeußerste gereizt wurde, mehr als einmal zu Handlungen an, die ihre Verwandtschaft mit der Schreckenszeit nicht verbergen konnten. Er wollte während der ersten Jahre seines Konsulats, als der Gedanke an eine Herrschaft über Europa ihm noch fern lag, vor Allem das Glück Frankreichs, gedachte aber über die zu diesem Ziele führenden Wege allein zu entscheiden. Aus diesen mannigfaltigen Einflüssen entstanden die Widersprüche in seinem Wesen, das nur in seiner kriegerischen Thatkraft aus einem Guß geformt war, dessen Gedanken und friedliches Walten aber ganz verschiedenen Ideenkreisen angehörten.

Wie einst Alexander der Große, von der Herrschaft über die Welt unbefriedigt gelassen, sich für den Sohn Jupiters ausgegeben, wie Cäsar, mit dem Alles zermalmenden Gewicht der Diktatur sich nicht begnügend,

nach dem täuschenden Glanze des Diadems gestrebt hatte, eben so wollte Bonaparte, unter den Formen seiner Zeit, sich über die Menschen erheben, und sich nicht blos eine thatsächliche Macht beilegen, sondern auch die Menge durch Namen und Zeichen blenden, und in ihren Augen als ein höheres Wesen dastehen. Eine ausdrückliche Wiederherstellung der Monarchie war jedoch in den ersten Jahren nach dem 18. Brumaire nicht möglich. Der Kern eines republikanischen Staatsthums konnte in Frankreich ungestraft verletzt werden, aber die Klugheit rieth, die Schale noch eine Zeit lang zu schonen. Es war nöthig, daß die Republik ganz ausgehöhlt und entseelt erschien, bevor ihre Außenwerke abgetragen wurden. Aber als Vorbereitung für die Monarchie, auf deren Erneuerung, zu seiner und seiner Familie Vortheil, Bonaparte seit Marengo hinarbeitete, wurde sein Haushalt auf einen hofmäßigen Fuß eingerichtet, zwischen ihm und dem Publikum durch eine zahlreiche militairische Umgebung eine Schranke aufgestellt, und Alles darauf berechnet, die Person des Machthabers mit Hoheit zu umgeben, und vor den Blicken des Volkes als einen Gegenstand der Ehrfurcht hinzustellen. Die in der Revolution aufgekommene Sprache der Gleichheit, welche selbst gegen die mächtigsten Demagogen, und später gegen die Direktoren gebraucht worden, hörte auf, und wurde durch Darlegungen von Bewunderung und Schmeichelei ersetzt. Die Gebräuche des alten Hofes wurden stück- und versuchsweise bei jeder Veranlassung hervorgesucht, die sich dem neuen Zustande anschließenden Adeligen ausgezeichnet, und Alles gethan, um den Uebergang zu den Formen der Alleinherrschaft, deren Wesen schon bestand, einzuleiten.

Unter diesem Schein, der aber diesmal zugleich eine große Bedeutung besaß, wurden die wesentlichen Erfordernisse einer unumschränkten Macht nicht vernachlässigt. Die Polizei, von Fouché geleitet, griff in alle Verhältnisse ein, und machte sich zahlloser Rechtsverletzungen, die aber, bei der Unterdrückung der Presse, nicht allgemein bekannt wurden, schuldig. Willkührliche Beraubung der Freiheit, geheime Haft, harte Behandlung der Staatsgefangenen waren gewöhnlich geworden. Willkühr von der einen, Furcht von der anderen Seite war die Erndte, welche aus einer solchen Saat aufging. Die Folgen dieses Druckes kündigten sich nicht sogleich an, brachen aber später in unheilbringender Fülle hervor. Wie früher das französische Volk durch die blutige Anarchie unter Robespierre, so wurde es jetzt durch den eisernen Despotismus Bonaparte's um den Genuß der bürgerlichen Freiheit gebracht.

Ungeachtet Fouché's Späher sich in alle Kreise einschlichen, und in

allen Gegenden Frankreichs thätig waren, so bildeten sich dennoch mehrmals Verschwörungen gegen das Leben des ersten Konsuls, weniger aus persönlichem Haß gegen denselben, als um die bestehende Ordnung der Dinge, welche in ihm allein ihren Schwerpunkt hatte, mit einem Schlage niederzuwerfen. Anschläge der Art konnten nur in Paris zum Ausbruch kommen, hatten aber ihre Verzweigungen in den Departements und wiesen ihrer Quelle nach zuweilen auf das Ausland hin.

Der Corse Arena, ein Bruder dessen, der sich am 19. Brumaire in St. Cloud durch seine leidenschaftlichen Aufwallungen gegen Bonaparte bemerkbar gemacht hatte; der römische Bildhauer Cerachi, der, seiner demokratischen Meinungen wegen, aus seiner Heimath flüchtig geworden; Demerville, ehemals beim Wohlfahrtsausschuß angestellt; der Maler Topino Lebrun und einige Andere hatten sich zu Bonaparte's Untergang verschworen. Sie wurden am 10. Oktober (1800), Arena und Cerachi in der Oper, wo sie den ersten Konsul ermorden zu wollen beschuldigt wurden, verhaftet. Ohne Zweifel waren sie mit einem Plan gegen Bonaparte umgegangen, und hatten demgemäß Verabredungen getroffen. Es war aber zu keinem Anfange der Ausführung gekommen, das Verbrechen demnach nicht vollständig vorhanden, und nach den bestehenden Gesetzen die Todesstrafe auf dasselbe nicht anwendbar. Außerdem ließen sich die in den Moniteur aufgenommenen Berichte offenbare Unwahrheiten gegen die Angeklagten zu Schulden kommen, wollten Dolche bei ihnen gefunden haben, was nicht der Fall war, stellten sie als Theilnehmer an den Septembermetzeleien von 1792, an welchen sich kein Einziger von ihnen betheiligt hatte, hin. Sie waren aber sämmtlich als entschiedene Republikaner bekannt, was in Bonaparte's Erwägung über ihr Schicksal entschied. Arena, Cerachi, Topino Lebrun und Demerville wurden, obgleich es an ihrem Geständniß und an einer eigentlichen Ueberführung gegen sie fehlte, am 31. Januar 1801 hingerichtet.

Während des gegen Arena und seine Mitverschworenen eingeleiteten Processes wurden 130 als Terroristen bezeichnete ehemalige Republikaner, unter welchen sich diesmal 9 bekannte Septembermörder befanden, durch einen Beschluß der Konsuln und ein Senatskonsult, ohne Beobachtung der üblichen Rechtsformen, zur Deportation über das Atlantische Meer verurtheilt. Unter ihnen befand sich der in der Schreckenszeit oft genannte Rossignol, welcher eine Zeit lang gegen die Vendeer kommandirt hatte. Nur 71 von diesen Verurtheilten traten wirklich ihre Strafe an. Die übrigen wurden in Frankreich im Gefängniß behalten, und später begnadigt. Unter denen, welche der Deporta-

ten entgingen, befand sich ein deutscher Fürst, der Prinz Karl von Hessen, dem die Girondisten noch zu wenig republikanisch gewesen, und der sich zu Robespierre's Zeit mit manchen Frevels befleckt hatte, und Felix Lepelletier, der das Jakobinerthum unter dem Direktorium erneuern wollte, und ein Bruder des Lepelletier de St. Fargeau war, den der Garde du Corps Paris am Abend des 20. Januar 1793 erdolcht hatte.

Es war unterdessen ein ernsterer und drohenderer Angriff auf Bonaparte, als der Arena und seinen Genossen Schuld gegeben worden, zur Ausführung gekommen. Diesmal waren es Royalisten, oder wenigstens solche, welche mit den Ausgewanderten in London in Verbindung standen, und von dort her die Losung empfingen, welche sich gegen das Leben des ersten Konsuls verschworen hatten. Als dieser am 24. December (1800) nach der Oper, um Haydn's Schöpfung anzuhören, fuhr, ward eine sogenannte Höllenmaschine gegen ihn gerichtet. Das Mordwerkzeug bestand aus einem mit Pulver und Kugeln angefüllten Fasse, das, auf einen kleinen, mit einem Pferde bespannten Wagen geladen, den ersten Konsul in dem engen Durchgange zwischen dem Carrouselplatz und der Straße Nicaise erwartete. Die Verschworenen hatten ihre Anstalten so getroffen, daß die Maschine in dem Augenblick, wo der erste Konsul an ihr vorbeifuhr, losgehen sollte. Der Kutscher, von dem es heißt, daß er betrunken gewesen, jagte aber an der gefährlichen Stelle mit stürmischer Eile vorbei, so daß das Faß sich erst, nachdem der, welchem es galt, sich schon in einiger Entfernung befand, entlud. Es wurden jedoch acht Menschen getödtet, acht und zwanzig verwundet, und die Häuser rings umher erschüttert. Bonaparte, der im Moment der Explosion geschlummert haben soll, schien von ihr nicht erschreckt zu sein, und trat mit unbewegter Miene in den Opernsaal, wo er von dem versammelten Publikum mit rauschendem Beifall empfangen wurde. Er hatte auch dieses Komplott den Republikanern beimessen wollen, bis ihn Fouché, der von Anfang an das Gegentheil behauptet hatte, über die wahren Urheber aufklärte. Die Anfertiger der Höllenmaschine und eigentlichen Verüber des Mordanfalles waren Saint-Rejant, ein ehemaliger Marineofficier, und der Matrose Carbon. Sie wurden verhaftet und hingerichtet. Als Mitanstifter wurden bezeichnet, aber nicht ergriffen: Georges Cadoudal, sein Adjutant Johaut, Limelan, der sich an dem Bürgerkriege in der Bretagne betheiligt hatte, und einige weniger bekannte Personen.

Diese mißlungenen Komplotte und Attentate hatten, wie gewöhnlich, zur Folge, daß die persönliche Freiheit noch mehr als vorher beschränkt, die Sicherheitsmaßregeln verschärft, und die schützenden Formen

der Justiz beschränkt wurden. Im Senat und Staatsrath ward ein Gesetz über Specialgerichtshöfe, welche über die Angeklagten ohne Geschwornen, und mit Abkürzung des Rechtsganges, urtheilen sollten, von Talleyrand eingebracht und angenommen. Im Tribunat erregte der Antrag lebhaften Widerspruch, und ging nur mit einer Mehrheit von acht Stimmen durch (7. Februar 1801). Die Specialgerichtshöfe waren hauptsächlich gegen Attentate auf die Mitglieder der Regierung gerichtet, entschieden aber auch über Mord, Raub, Brandstiftung und Einbruch, Verbrechen, die, als Wirkung des Bürgerkrieges und der tiefen inneren Zerrüttung, mehre Jahre lang gedauert hatten, und bisher auf keine Weise hatten gedämpft werden können. Durch die Specialtribunale, denen nicht nur die Polizei, sondern auch die Linientruppen und die Gensd'armerie zu unbedingter Verfügung standen, wurde diesem Unwesen bald ein Ende gemacht.

Bonaparte war, ohne eigentlich grausam zu sein, jedoch zur Härte, wenn diese zum Ziel führte, geneigt, und gegen das Leben der Menschen gleichgültig. Er widersetzte sich deshalb der Abschaffung der Todesstrafe, welche, nach einem Beschlusse des Konvents, mit dem Eintreten des allgemeinen Friedens durch lebenslängliche Zwangsarbeit ersetzt werden sollte. Bonaparte ließ diese Frist in das Unbestimmte hin verschieben. Eben so wollte er die Brandmarkung für Fälscher und für die zu mehrjähriger Kettenstrafe Verurtheilten wiederherstellen, was aber im gesetzgebenden Körper und dem Tribunat so lauten Tadel erregte, daß er davon abließ. Später wurde jedoch diese unnütze Erschwerung der bestehenden Strafbestimmungen von Neuem eingeführt.

Es war schon unter dem Direktorium an der Abfassung eines Civilgesetzbuches angefangen, und nach dem 18. Brumaire daran fortgefahren worden. Mehre Artikel dieses Entwurfes, namentlich der über den Genuß und die Beraubung der bürgerlichen Rechte, wurden im Tribunat so angegriffen, daß Bonaparte das Ganze, unter Aeußerungen lebhaften Unwillens, zurücknehmen ließ. Bald nachher wurden, als die Zeit, wo, der Konstitution nach, ein Fünftheil des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats sich zurückziehen sollte, durch einen Beschluß des Senats, alle Bonaparte mißfälligen Mitglieder zum Ausscheiden bestimmt. Zu den bekanntesten Namen darunter gehörten: Benjamin Constant, Isnard, Chenier, Daunou und Ginguené. Unter den Neugewählten befanden sich: Carnot und Lucian Bonaparte, welcher letztere, obgleich von seinem Bruder zu einer Mission in Spanien verwandt, zu demselben im Ganzen immer in einem gespannten Verhältniß stand. Außerdem erhielt das

Tribunat, wo Bonaparte die meiſte Oppoſition fand, eine neue Einrichtung, welche die Diskuſſion in bloße Konferenzen zwiſchen den einzelnen Sektionen deſſelben und dem Staatsrathe verwandelte, und alle Oeffentlichkeit ausſchloß.

Eine rühmliche Maßregel, welche Bonaparte, ungeachtet zahlreichen Widerſtandes unter den Anhängern der Revolution, durchſetzte, war die zu Gunſten der Emigranten erlaſſene Amneſtie, welche auf ſeinen Betrieb am 26. April 1802 durch Senatsbeſchluß erfolgte. Es waren dieſer unglücklichen Klaſſe zwar ſchon vorher viele Erleichterungen gewährt worden, aber der erſte Konſul hatte, um deren Rehabilitirung ganz von ſich abhängen zu laſſen, in dieſer Beziehung bisher keine allgemeinen Beſtimmungen getroffen. Nachdem ſich aber ein großer Theil der Ausgewanderten ihm unterworfen hatte, glaubte er, die gegen ſie erlaſſenen Geſetze ohne Nachtheil für ſich abſchaffen zu können. Von dieſer Amneſtie waren nur diejenigen, welche in der Hofhaltung der verbannten bourboniſchen Prinzen Aemter bekleideten, die als Officiere in fremden Armeen dienten, ſo wie die, welche dafür galten, das Ausland zum Kriege gegen Frankreich angereizt zu haben, ausgeſchloſſen. Aber auch dieſe Ausnahmskategorien wurden nicht beobachtet. Calonne, der vertraute Rathgeber des Grafen von Artois, und der Herzog von Richelieu, der ein Emigrantenkorps gegen die Republik befehligt hatte, und Adjutant des Kaiſers Alexander I. war, erhielten die Erlaubniß, nach Paris zu kommen. Bonaparte bemühte ſich, obwohl vergebens, den letzteren zum Anſchluß an ſein Syſtem, und zum Eintritt in ſeinen Dienſt zu bewegen.

Nachdem Bonaparte die Verwaltung und die Rechtspflege weſentlich verbeſſert, den langen Krieg gegen das Ausland zum Abſchluß gebracht, und mit der Revolution, ſo wie ſie bis auf ihn beſtand, gebrochen hatte, glaubte er, durch geſetzliche Wiederherſtellung des katholiſchen Kultus, der neuen Ordnung der Dinge eine feſte Grundlage geben zu müſſen. Er war, wie er ſich oft äußerte, von dem Daſein eines höchſten Weſens überzeugt, hielt aber keine der beſtehenden Religionen für eine unmittelbare Willenserklärung deſſelben, ſondern war der Meinung, daß in dieſer Beziehung Alles von dem in einer Epoche und unter einem Volke herrſchenden Geiſt abhängt. Abgeſehen davon, daß die große Mehrheit der damaligen Franzoſen im Katholicismus geboren und erzogen war, und daß ſchon Tauſende von Gemeinden, beſonders auf dem Lande, freiwillig, ohne eine Anreizung von oben her zu erwarten, zum Gottesdienſt ihrer Väter zurückgekehrt waren, ſo ſagte Bonaparte auch

sein Herrscherinstinkt, daß die Disciplin und Hierarchie der katholischen Kirche mit den Einrichtungen, welche er im Staate geltend machen wollte, trefflich übereinstimmten, und daß der katholische Klerus, einmal gewonnen, für die weltliche Macht eine kräftigere Stütze als der irgend einer anderen Konfession abgeben würde. Religiöse Eindrücke aus der Kindheit und ersten Jugend, die sich ihm, wie er selbst gestand, zuweilen aufdrängten, traten hinzu, um ihn in seinem Entschluß zu bestärken, obgleich im Wesentlichen das politische Interesse hierin, wie stets, bei ihm entschied. Der französische Klerus war der alten Monarchie, obgleich damals mit großen Vorzügen und Besitzthümern ausgestattet, ungeachtet vorübergehender Reibungen, immer unterwürfig gewesen. Um wie vielmehr würde er sich nicht jetzt vom Staate abhängig fühlen, wo er, eben erst der Verfolgung entgangen, seines früheren Eigenthums und aller Privilegien entbehrend, von Gegnern umgeben, der Regierung seine Wiederherstellung verdankte, und ganz auf deren Gunst angewiesen war! So dachte Bonaparte, und irrte sich bei dieser Erwägung nicht. Es hätte nur von ihm abgehangen, mit einer so gestellten Geistlichkeit, wie die französische, in gutem Einverständniß zu bleiben, wenn er sich nicht, nachdem die katholische Hierarchie von ihm anerkannt und eingeführt worden, willkührliche Eingriffe in deren Wesen erlaubt hätte, die sie, ohne sich selbst aufzugeben, nicht ertragen konnte.

Die römische Kurie beeilte sich, als ihr die ersten Erklärungen über Bonaparte's Absichten zugegangen waren, nicht mit dem Abschluß der Unterhandlungen. Sie war mit den Gesinnungen der großen Mehrheit des französischen Volkes zu genau bekannt, um nicht zu wissen, daß der bisherige ungeordnete Zustand der kirchlichen Angelegenheiten nicht länger fortdauern konnte. Als Pius VI. als Gefangener über die Alpen kam, war das Volk in Savoyen und der Dauphiné schaarenweise, um seinen Segen zu empfangen, herbeigeströmt. Dasselbe war geschehen, um seine Leiche zu verehren, als der Zutritt zu derselben nach dem 18. Brumaire frei geworden war. Der römische Hof begriff so gut wie Bonaparte selbst, daß eine staatliche Regeneration in Frankreich ohne eine kirchliche nicht möglich sei, und hoffte deshalb von der französischen Regierung bedeutende Zugeständnisse verlangen zu können. Nur die Rücksicht auf Bonaparte's gebieterischen und unter gewissen Umständen zum Aeußersten entschlossenen Charakter hielt den Pabst ab, in seinen Forderungen zu weit zu gehen, oder Bonaparte's Einwürfe unbeachtet zu lassen.

Um die Stimmung des französischen Klerus, und das gegenseitige Verhältniß zwischen den konstitutionellen und eidweigernden Geistlichen kennen zu lernen, ließ Bonaparte am 29. Junius 1801 in Paris ein Nationalconcil zusammentreten, bei welchem Gregoire, konstitutioneller Bischof von Blois, der übrigens einem Konkordat mit dem Pabst entgegen war, die Eröffnungsrede hielt. Diese Versammlung übte auf die Lösung der schwebenden Fragen keinen Einfluß aus, und wurde von Bonaparte, als ihm ihre Bedeutungslosigkeit einleuchtete, bald wieder entlassen. Pius VII. hatte den Kardinal Consalvi, seine rechte Hand in den auswärtigen Verhältnissen, nach Paris geschickt. Dieser Kirchenfürst, der in hohem Grade geistreich, fein und liebenswürdig war, wußte den ersten Konsul sehr bald für sich einzunehmen. Am 15. Julius 1801 wurden die Präliminarien zu einem Konkordat zwischen Frankreich und Rom unterzeichnet. Die Ausgleichung streitig gebliebener Fragen ward nachträglichen Unterhandlungen vorbehalten. Von Bonaparte war während der Unterhandlungen oftmals Ungeduld gezeigt, zu Beschleunigung gedrängt, mit Abbrechung gedroht worden. Man hatte sich aber in Rom dadurch nicht irre machen lassen und einen gemessenen Gang eingehalten.

Pius VII. bestätigte den Vertrag am 15. August, auf welchen neben Mariä Himmelfahrt auch Bonaparte's Geburtstag fiel. Am 10. September wurden die Ratifikationen ausgewechselt, die Publikation des Konkordats als Staatsgesetz aber bis auf das folgende Jahr hin verschoben. Die bis zu der vom Pabst nie anerkannten Konstitution civile du Clergé bestandenen Kirchensprengel sollten umgestaltet werden. Mehre der alten Inhaber, namentlich solche, die ausgewandert waren, weigerten sich auf ihre Stellen Verzicht zu leisten, wie dies allen Erzbischöfen und Bischöfen auferlegt war, und beriefen sich auf die Rechte der gallikanischen Kirche. Die römische Kurie nahm aber auf diese Einsprachen keine Rücksicht, und am 29. November (1801) ward die Bulle über die neuen Diöcesangränzen bekannt gemacht.

Der Inhalt des Konkordats besagte im Wesentlichen Folgendes: Die katholisch-apostolisch-römische Religion ist die Religion der großen Mehrheit der französischen Bürger. — Ihr Bekenntniß ist frei und öffentlich, unterliegt aber den Anordnungen, welche die Staatsgewalt zur Aufrechthaltung der Ruhe für nöthig erachtet. — Der erste Konsul ernennt innerhalb drei Monaten nach Bekanntmachung der päbstlichen Bulle die Erzbischöfe und Bischöfe, denen der Pabst die kanonische Institution ertheilt. — Die Bischöfe setzen die Pfarrer und Vikarien, doch nur der Regierung genehme Personen, ein. — Der Staat sichert den

Geistlichen aller Grade einen angemessenen Unterhalt. — Die Erzbischöfe und Bischöfe legen den Eid der Treue in die Hände des ersten Konsuls ab, welcher am päbstlichen Hofe in alle Rechte der früheren Beherrscher Frankreichs tritt. — Der Pabst erklärt, die Käufer der Kirchengüter nicht beunruhigen zu wollen.

Bonaparte fügte dem Konkordat eine Reihe von reglementarischen Bestimmungen, „lois organiques" genannt, hinzu, von denen manche schon unter der alten Monarchie gegolten hatten, andere aus der in der Revolution entstandenen Gesetzgebung hervorgegangen waren: Kein Erlaß der päbstlichen Kurie kann ohne Bewilligung der französischen Regierung bekannt gemacht werden. — Niemand darf ohne diese als Legat, Nuntius u. s. w. kirchliche Funktionen ausüben. — Kein Beschluß auswärtiger Concilien kann ohne ausdrückliche Ermächtigung in Frankreich bekannt gemacht werden. — Die katholischen Priester dürfen sich in ihren Predigten keine Beleidigungen anderer religiöser Bekenntnisse erlauben. — Sie können nur solche Personen trauen, deren Ehevertrag schon vor der bürgerlichen Obrigkeit vollzogen worden ist. — Die Nichtkatholiken (Protestanten, Mennoniten, Juden) genießen derselben Rechte im Staate wie die Katholiken. — Die lutherische und reformirte Geistlichkeit wird auf öffentliche Kosten unterhalten. — Vieles Andere der Art hatte, genau genommen, nichts mit dem Konkordat zu thun, sondern gehörte in das Gebiet des Kirchen-Polizei-Regiments. Die päbstliche Kurie erkannte die organischen Artikel nicht ausdrücklich an, erklärte sich aber damals auch nicht gegen dieselben. Später, als Streitigkeiten zwischen Bonaparte und dem Pabst entstanden waren, sind sie von römischer Seite als Verletzungen des Konkordats betrachtet worden.

Consalvi hatte über die wesentlichen Grundlagen des Konkordats mit der französischen Regierung unterhandelt. Zu näherer Bestimmung des Einzelnen war der Kardinal Caprara vom Pabst als Legatus a Latere nach Paris gesandt worden. Die allgemeinen Festtage wurden auf Weihnachten, Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen beschränkt. Es ward jedoch verstattet, auch andere katholische Feiertage im Innern der Kirchen zu begehen. Der Sonntag wurde, statt des Decadi, als Ruhe- und Feiertag wieder hergestellt. Die Amtslokale waren an ihm geschlossen. Die Eheaufgebote mußten am Sonntage stattfinden. Im Tribunat und dem gesetzgebenden Körper wurde das Konkordat ohne äußeren Widerstand, aber auch ohne innere Zustimmung aufgenommen. Am Wenigsten fand es bei der Armee, besonders bei den höheren Officieren, Beifall.

Am 8. April (1802) ward das Konkordat als Staatsgesetz bekannt gemacht. Am 18. April (Ostersonntag) fand die kirchliche Feier statt. Bonaparte begab sich in großer Ceremonie nach Notredame, in einem Paradewagen, der einst Ludwig XVI. gehört hatte, von prächtigen Pferden gezogen, die ihm Kaiser Franz II. nach dem Frieden von Campo Formio zum Geschenk gemacht hatte. Eine Salve von 60 Kanonenschüssen bezeichnete seinen Eintritt in die Kirche, wo er von der Geistlichkeit mit Weihwasser und Räucherwerk empfangen wurde, und unter einem kostbaren Thronhimmel Platz nahm. Der päbstliche Legat hielt das Hochamt, während dessen vier Bischöfe geweiht wurden. Selbstgefühl und Freude malten sich auf Bonaparte's Zügen. Nächst den Siegen, durch welche er seine Macht und seinen Ruhm gegründet hatte, war das Konkordat das größte bisher von ihm vollbrachte Werk. Frankreich trat wieder in die Reihe der Staaten ein, in welchen das Christenthum eine öffentliche Macht ist. Die Kluft zwischen ihm und dem übrigen Europa ward verringert. Wenn auch diesem Schritt des ersten Konsuls nur politische Motive zu Grunde lagen, so hat er später auch gute Früchte für die Religion getragen. Ohne Bonaparte hätte die kirchliche Anarchie, und die mit ihr zusammenhängende Immoralität noch zugenommen, und es wäre vielleicht später zu ihrer Abstellung zu spät gewesen. Sein tiefer Verstand zeigte sich in der Wahl dieses wirksamsten Mittels zur Wiederherstellung der französischen Gesellschaft, und seine große Kraft in der Ausdauer, mit welcher er die der kirchlichen Restauration entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden wußte.

Bonaparte suchte auch den öffentlichen Unterricht, welcher während der Revolution ganz verfallen war, zu heben. Die vom Konvent zu Gunsten der Elementarschulen gefaßten Beschlüsse waren nie zur Ausführung gekommen. Auffallender Weise hatte die Revolution, welche sich als ein Heil für die Massen ankündigte, für deren geistige Befreiung durch Unterricht wenig oder nichts gethan. Unter Bonaparte's Herrschaft ward es in dieser Beziehung nicht viel anders. Er begünstigte die höheren Lehranstalten, namentlich die, in welchen junge Leute für den öffentlichen Dienst vorbereitet wurden, ließ aber den eigentlichen Volksunterricht bei Seite liegen. Sein Hauptaugenmerk richtete sich auf die Gründung von Lyceen (Gymnasien), wo die Elemente der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, Geographie, Naturkunde, alte Sprachen und etwas Geschichte und Logik gelehrt wurden, und von Specialschulen, deren nach und nach 16 zum Studium des Rechts, der Medicin, später Fakultäten genannt, entstanden. Auch ward eine Militairschule

und eine Schule für Künste und Handwerke gestiftet. Die Republik sollte in den Lyceen und Specialschulen 6400 arme, aber talentvolle Zöglinge unterhalten, und der Wetteifer der Schüler durch jährliche Preisvertheilungen belebt werden. Das Nationalinstitut ward um diese Zeit mit einer Beschreibung Aegyptens, wozu die Gelehrten und Künstler, welche Bonaparte dahin begleitet hatten, das Material lieferten, beauftragt. Diese oberste wissenschaftliche Behörde lieferte, ebenfalls auf Verlanzen des ersten Konsuls, einen Bericht über den Fortschritt der Wissenschaften und Künste seit 1789, in welchem Frankreich in Bezug auf Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik groß dastand, in Philosophie, Geschichte und den klassischen Studien aber beklagenswerthe Lücken zeigte. Diese Disciplinen hatten durch die Revolution am Meisten gelitten.

Das Meer war durch den Frieden von Amiens frei geworden. Bonaparte wollte dies zur Wiedereroberung der Insel St. Domingo (Hayti), bis zur Revolution die reichste der Antillen, und durch welche besonders Bordeaux bedeutend geworden, benutzen. Toussaint-Louverture, ein geborner Sklave, aber ein Mann von großen Fähigkeiten, hatte sich daselbst der Herrschaft bemächtigt, und erkannte zum Schein die Oberherrlichkeit Frankreichs an, ließ aber keine französischen Gouverneurs und Truppen auf der Insel Fuß fassen. Er duldete auch unter den Mulatten und Negern keine Nebenbuhler, berief eine Volksversammlung und wurde zum Statthalter auf Lebenszeit erwählt. Bonaparte beschloß jetzt, wo er bei überseeischen Unternehmungen von den Engländern keine Hindernisse zu besorgen hatte, Toussaint-Louverture mit Gewalt zu unterwerfen. Es wurde eine große Flotte (33 Linienschiffe und 21 Fregatten), zu welcher Spanien einen Beitrag lieferte, die 22,000 Mann Landtruppen an Bord nahm, ausgerüstet. Zu dieser Expedition wurden vorzugsweise solche Korps, namentlich aus Moreau's Armee, in denen sich die republikanische Gesinnung erhalten hatte, verwandt. Unter ihnen befand sich auch eine Abtheilung Polen, auf deren unruhigen Geist sich Bonaparte nicht verlassen zu können glaubte. Sein Schwager, der General Leclerc, ward an die Spitze der Unternehmung gestellt. Toussaint-Louverture wollte sich mit einem zahlreicheren Heer, als das französische, der Landung widersetzen, ward aber bei jedem Zusammentreffen geschlagen, am 8. Julius auf arglistige Weise verhaftet und nach Frankreich abgeführt, wo er nach einer zehnmonatlichen Gefangenschaft in dem hochgelegenen Fort Joux (in der ehemaligen Franche-Comté) in Folge des rauhen Klima's starb. Die französischen Truppen hatten unterdessen von dem heißen Himmelsstriche und der ungewohnten Lebensart sehr gelitten.

Ueber 8000 Soldaten waren allein dem gelben Fieber erlegen. Im September griffen die Neger, über den an Toussaint-Louverture begangenen Verrath empört, mit vermehrtem Grimm zu den Waffen. Bonaparte hatte die Unwürdigkeit begangen, auf den an Frankreich zurückgegebenen Inseln Martinique, Guadeloupe, Tabago, St. Lucie die Sklaverei wieder einführen zu lassen. Am 2. November unterlag auch Leclerc dem Klima. Die Ueberreste seines Heeres wurden später von den mit den Engländern verbündeten Negern aufgerieben. Ein Theil davon, unter dem General Rochambeau, mußte sich kriegsgefangen ergeben. Bei dieser unglücklichen Expedition, welche Frankreich über 40,000 Mann kostete, hatte Bonaparte zwar seinen Eifer für Wiederherstellung der französischen See- und Kolonialmacht bewiesen, aber die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu gering angeschlagen.

Die Stimme der Freiheit, welche 1789 im französischen Volke so mächtig ertönt und deren Wiederhall das schlummernde Europa geweckt hatte, war unter dem Konvent und dem Direktorium von Blut und innerem Streit erstickt worden. Als Bonaparte das Staatsruder ergriff, waren von dem heiligen Feuer, welches der Gedanke an eine nationale Wiedergeburt in den Gemüthern entzündet hatte, nur noch einzelne allmälig verglühende Funken vorhanden. Der Durst nach Auszeichnung war an die Stelle des Dranges nach Freiheit getreten. Bonaparte verstand es, wie kein Anderer, diese neue Richtung zu reizen und zu befriedigen. Die republikanischen Armeen hatten von Jemappes bis Marengo, acht Jahre lang, viele Siege erfochten, ohne von anderen Beweggründen, als dem natürlichen Muth, der militairischen Disciplin, dem nationalen Ehrgefühl, getragen zu werden. Bonaparte war der Erste, der als Konsul besondere Belohnungen, wie Verleihung von Ehrenflinten und Ehrensäbeln, in dem Heere einführte. Diese Auszeichnung schien aber zu vorübergehend, zu wenig in die Augen fallend zu sein. Da die Soldaten nach einiger Zeit aus dem Dienste schieden, so fielen mit ihnen zugleich die Zeichen der Tapferkeit, welche ihnen geworden, bis auf die Erinnerung fort. Bonaparte wollte eine dauernde und persönliche Auszeichnung, die zugleich ein Band zwischen ihm und den Betheiligten bildete, und diese selbst zu einer Genossenschaft vereinigte, an die Stelle jener flüchtigen Belohnungen setzen. Bonaparte wußte in diesem Falle, wie immer, seitdem er zur Herrschaft gekommen, die zum Zweck führenden Mittel zu wählen. Er errichtete einen Ritterorden, die Ehrenlegion genannt, wie es deren in fast allen monarchischen Staaten gab, verlieh demselben aber eine äußere Anziehungskraft und innere Verbindung seiner

Mitglieder, wie kein anderes Institut ähnlicher Art besaß, und entfernte zugleich von ihm, indem der Eintritt jeder Art von Verdienst offen stand, den Schein der Bevorrechtung und Ausschließung, welcher das Gefühl der Gleichheit, das nicht in demselben Grade wie das der Freiheit gesunken war, hätte verletzen können. Die Ehrenlegion ward auf diese Art eine Lockung in der Hand des Herrschers und nahm in den Augen des Volkes einen populairen Charakter an.

Es fehlte jedoch bei dem ersten Antrage über diese Institution im Staatsrath, und später im Tribunat und dem gesetzgebenden Körper, nicht an Widerstand. Selbst unter den Anhängern des vom ersten Konsul eingeführten Systems fanden sich noch Spuren jener Gesinnung vor, welche 1790 die Ritterorden in Frankreich abgeschafft, und das innere Bewußtsein des Verdienstes, und dessen Anerkennung in der öffentlichen Meinung, den äußeren Zeichen desselben, und von oben her willkührlich ertheilten Belohnungen vorgezogen hatte. Aber Bonaparte drang, wie fast immer, mit seinen Absichten durch, und der betreffende Entwurf wurde am 19. Mai 1802 zum Gesetz erhoben. Die auch an Zahl bedeutende Opposition (38 gegen 55 Stimmen im Tribunat — 110 gegen 166 im gesetzgebenden Körper) veranlaßte jedoch den ersten Konsul, in den Eid der Mitglieder der Ehrenlegion die Verpflichtung zum Kampfe gegen jede Wiederherstellung des Feudalwesens einzuführen.

Der Orden der Ehrenlegion ward, wie Alles, was von Bonaparte ausging, auf einen großartigen Fuß eingerichtet. Derselbe bestand aus 15 Abtheilungen, Kohorten genannt, jede von ihnen mit 200,000 Fr. jährlicher Einnahme ausgestattet. Der erste Konsul sollte Chef der Legion sein, und jede Kohorte 7 Großofficiere, 10 Kommandeurs, 30 Officiere und 350 Legionairs enthalten. Die Gehälter oder vielmehr Zulagen dieser Inhaber, die meist alle im Civil- oder Militairdienst standen, stiegen nach den Graden, von 250 Fr. jährlich bis auf 5000 Fr. Bonaparte schuf sich durch dieses Institut einen Hebel, mit welchem er ganz Frankreich in Bewegung zu setzen wußte, und der auch von den auf ihn folgenden Regierungen nicht unbenutzt geblieben ist.

Bonaparte's Winke wurden aber nicht blos in Frankreich, sondern auch in den mit demselben verbundenen Staaten, in der batavischen, cisalpinischen, ligurischen Republik, wie Befehle befolgt. Dieselben zogen, der nur der Form nach unabhängigen Regierungen, wie die spanische, und der vielen auf Paris blickenden deutschen Fürsten nicht zu erwähnen, wie Planeten um die Sonne der konsularischen Größe hin. Ueberall in Europa war man von Besorgniß oder Bewunderung für den Sieger von

Marengo erfüllt. Nichts von Dem, was er sagte oder that, ging unbeachtet vorüber. Die batavische Republik hatte ihre Verfassung der französischen möglichst nachbilden müssen (Oktober 1801). Es gab auch dort eine Versammlung, welche, wie das Tribunat in Frankreich, die Gesetzesvorschläge diskutirte, ohne über sie zu entscheiden, und eine andere, welche dieselben, wie der gesetzgebende Körper, mit Ja oder Nein, ohne Berathung, annahm oder verwarf. Um dieselbe Zeit ließ Bonaparte 450 Abgeordnete der cisalpinischen Republik nach Lyon, wohin er sich im Januar (1802) selbst begab, entbieten. Seine Absicht war, die Cisalpinier noch fester an Frankreich als vorher zu binden, und monarchische Einrichtungen vorzubereiten. Die Lombarden, welche bei ihrem weniger ausgebildeten militairischen Sinne für Bonaparte's Kriegsthaten nicht so begeistert wie die Franzosen waren, opferten den Schatten von Unabhängigkeit, welchen sie noch besaßen, nur ungern auf, indem sie ihn als Präsidenten an die Spitze ihrer Republik, welche fortan die italienische hieß, stellten (26. Januar). Auch die ligurische Republik nahm am 2. Mai (1802) eine der französischen nachgebildete Konstitution an. Mit Ausnahme Englands schien damals keine Macht den immer tiefer gehenden Einfluß Frankreichs auf die italische Halbinsel mit Eifersucht zu betrachten.

Während noch über Stiftung der Ehrenlegion berathen wurde, gingen Bonaparte's Anhänger damit um, für ihn das lebenslängliche Konsulat, als Uebergang zur Monarchie, zu erlangen. Es wurde diese Absicht durch den Tribun Chabot, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Friedens von Amiens, unter dem Vorwande, Bonaparte ein glänzendes Unterpfand der nationalen Dankbarkeit darzubringen, zu erkennen gegeben. Bonaparte, der damals seine ehrgeizigen Pläne noch nicht, wie später zuweilen von ihm geschah, offen ankündigte, that, als würde von ihm keine Vermehrung seiner Stellung gewünscht. Seine Vertrauten, die ihn durchschauten, trugen seiner scheinbaren Mäßigung ungeachtet darauf an, seine Gewalt über die gesetzliche Frist von 10 Jahren hinaus zu verlängern. Fouché, der, im Fall Bonaparte das lebenslängliche Konsulat zuerkannt würde, demselben entbehrlich zu werden fürchtete, wußte den Senat zu überreden, daß der erste Konsul nur nach einer Prorogation, aber nicht nach der Perpetuität strebe. Es ward demnach eine Verlängerung von zehn Jahren beschlossen. Bonaparte, welcher die Macht nicht mehr aus der Hand zu geben entschlossen war, antwortete hierauf, daß er die Prorogation nur von der Nation selbst annehmen könne. Er hoffte auf diesem Wege das lebenslängliche Konsulat zu erlangen. Man verstand

seine Absicht. Ein Senatsbeschluß befahl, dem Volke die Frage vorzulegen: ob es Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul wolle oder nicht? In jeder Gemeinde ward zu dem Ende ein Register aufgelegt, in welches die Stimmenden sich einschrieben. Nichtstimmende sollten für bejahend gelten. Niemand untersuchte die Richtigkeit dieser Angaben. In den Registern des Rhein- und Moseldepartements fanden sich mehr Stimmen vor, als dasselbe Einwohner zählte. Von 3,577,885 Stimmen hatten 3,568,259 die ihnen vorgelegte Frage mit Ja beantwortet. Ungeachtet der vielen Unterschleife, die bei dieser Gelegenheit vorgekommen sein mögen, ist es doch außer Zweifel, daß die große Mehrheit der Nation Bonaparte damals aufrichtig zugethan war, und von Niemand anders als von ihm hätte regiert werden mögen. Am 2. August (1802) wurde Bonaparte vom Senat zum lebenslänglichen Konsul proklamirt.

Bonaparte benutzte diesen Sieg, um eine große Veränderung in der Verfassung, so zu sagen im Stillen, ohne Bestätigung von Seiten des Volkes, ganz allein mit Hülfe des Senats, durchzusetzen. Die Notabilitätslisten waren abgeschafft worden, und das Volk sollte, so hieß es, wieder unmittelbaren Antheil an den Wahlen bekommen. Diese vorgegebene Absicht war aber eine arge Täuschung, einzig darauf berechnet, Bonaparte's Gewalt noch zu vermehren.

Nach dem, von Cambacérès, dem zweiten Konsul, dem Senat mitgetheilten Entwurf zur Modificirung der Konstitution sollten die einmal bestellten Mitglieder der Wahlkollegien es auf Lebenszeit bleiben, und die Präsidenten derselben von der Regierung ernannt werden. Dem ersten Konsul ward das Recht beigelegt, seinen Nachfolger zu ernennen, Verurtheilte zu begnadigen, Friedens- und Bündnißverträge zu ratificiren, und Krieg, jedoch nur zur Vertheidigung, wie es hieß, zu erklären. Die Zahl der Senatoren ward von 80 auf 120 erhöht, dem ersten Konsul sollte es aber frei stehen, ohne Rücksicht auf die Wahllisten, jedoch mit Einhaltung der angegebenen Zahl, verdienstvolle Männer in den Senat aufzunehmen. Dem Senat ward die Macht beigelegt, Tribunat und gesetzgebenden Körper aufzulösen, die Funktionen der Geschwornen in einem Departement auf fünf Jahre zu suspendiren, Departements für außerhalb der Konstitution stehend zu erklären, und Urtheile der Gerichtshöfe, wenn sie die Sicherheit des Staats gefährdeten, niederzuschlagen. Dieser Senat aber, dem so außerordentliche Befugnisse zustanden, war nicht nur seiner Zusammensetzung und dem in ihm herrschenden Geiste nach, von der Regierung, das heißt vom ersten Konsul, der dieselbe allein leitete, abhängig, sondern er konnte seine Rechte nicht aus eigener Bewe-

gung ausüben. Es stand ihm keine Initiative zu. Die Senctuskonsulte wurden nur auf Antrag der vollziehenden Gewalt, welche eben der erste Konsul selbst war, erlassen. Bonaparte war demnach Alles in Allem geworden. Die Volkssouverainetät, von der er noch kurz vorher gesprochen, ward durch diese Veränderung in der Verfassung (15. August 1802), ohne Aufsehen und Geräusch, in das Grab gelegt.

Es hatte in Frankreich nicht an Solchen gefehlt, die von diesem neuen Fortschritt in der Diktatur, welche vorher schon groß genug gewesen, tief verletzt wurden. Auch viele Verehrer des gewaltigen Mannes im Auslande erkalteten für ihn, und begannen seine Selbstsucht zu begreifen. Aber Bonaparte hatte sich in den Besitz aller Mittel legaler und materieller Gewalt gesetzt, und durch seinen Ruhm, erst als Sieger und dann als Friedensstifter, durch die ungeachtet seiner Willkühr unläugbaren Verbesserungen, welche er in den inneren Zuständen eingeführt, übte er auf die Massen auch einen großen moralischen Einfluß aus. Die Beschwerden der Mißvergnügten verhallten in dem Chor der allgemeinen Bewunderung. Unter den hervorragenden Personen, welche sich von dem Diktator fern hielten, beschränkte Bernadotte seinen Tadel auf mißbilligende Aeußerungen an seine nächsten Umgebungen, während Moreau, von seiner royalistisch gesinnten Gemahlin und deren Familie aufgestachelt, seine Unzufriedenheit nicht verbarg, und ihr in beißenden Spöttereien über die Ehrenlegion und den neuen Hof Luft machte. Es blieb dies aber wirkungslos. Die wirkliche Größe Bonaparte's und die besonderen ihn begünstigenden Umstände ließen ihn als unwiderstehlich erscheinen. Nur Komplotte gegen seine Person blieben übrig. Auf offenem Wege war seiner Macht nicht beizukommen.

Bonaparte glaubte jetzt den Augenblick gekommen, wo er sich, auch außerhalb Paris, dem Volke im Besitz seiner neuen Stellung zeigen konnte. Er trat Ende Oktobers (1802) eine Reise längs dem Ufer der Seine nach der Normandie an, wo er, von seiner Familie und einem zahlreichen Gefolge begleitet, überall als ein Herrscher erschien, und in Stadt und Land mit ungetheiltem Jubel begrüßt wurde. Er nahm von allen Verhältnissen Kenntniß, und griff helfend und rathend ein. Verwaltung, Ackerbau, Fabriken bildeten den vornehmsten Gegenstand seiner Unterhaltungen, und die sie betreffenden Fragen wurden auf allen Seiten in Betracht gezogen. Seine Vielseitigkeit erregte oft Erstaunen. Aber er verlor darüber seine persönlichen Zwecke nicht aus den Augen, und wurde durch die Begeisterung des Volkes für ihn in seinen Plänen noch bestärkt. Gleich nach diesem Ausflug ward für Josephine ein Hof-

staat, mit Ehrendamen, Kammerherren, Almosenpflegern u. s. w. eingerichtet. Als die Nachricht von dem in St. Domingo erfolgten Tode Leclerc's anlangte, ward für denselben nicht blos von der Familie Bonaparte, sondern auch von deren Umgebungen, wie es an Höfen Sitte ist, Trauer angelegt.

Alle äußeren Formen wurden jetzt, aus Rücksicht auf die beabsichtigte Wiederherstellung der Monarchie, mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Es ward das Ceremoniell bestimmt, mit welchem der erste Konsul bei seinem Erscheinen im Senat und dem gesetzgebenden Körper empfangen werden sollte. Um die Willfährigkeit des Senats zu belohnen, wurden dessen Mitglieder mit dem lebenslänglichen Genusse von Nationaldomainen, 20- bis 25,000 Fr. jährlicher Rente, ungerechnet anderer Emolumente, ausgestattet. Diese Besitzungen, Senatorerien genannt, verpflichteten den Inhaber, wenigstens drei Monate im Jahr auf denselben zuzubringen, um auf die Behörden und die Bevölkerung im Sinne des ersten Konsuls einzuwirken. Die Senatoren wurden auch mit außerordentlichen Aufträgen, als Sendboten, nach Art der Missi dominici Karls des Großen, in die Departements geschickt, und die ihnen, wie allen hohen Staatsbeamten, bei solchen Gelegenheiten zu erweisenden Ehrenbezeigungen genau angegeben.

Bonaparte, seiner Macht jetzt vollkommen gewiß, und vor dem Widerstande des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers sicher, nahm die Abfassung des Civilgesetzbuches wieder auf, wo er sich in den vorbereitenden Sitzungen des Staatsrathes an der Berathung der einzelnen Artikel lebhaft betheiligte, und durch sein scharfes Urtheil, seine tiefe Einsicht in alle öffentlichen Verhältnisse, und die Trefflichkeit seines Ausdruckes sehr oft selbst bei dem ihm nicht ganz unbedingt ergebenen Theile der Zuhörer Bewunderung erregte. Am 21. März 1804 wurde das neue Gesetzbuch bekannt gemacht, und es hat sich seitdem, ungeachtet des großen in Frankreich eingetretenen politischen Wechsels, immer in demselben Ansehen erhalten.

Diese Friedensjahre, von großem und nützlichem Wirken erfüllt, bilden, ungeachtet der einzelnen Mißgriffe und Auswüchse, die schönste Epoche in dem Leben dieses außerordentlichen Mannes, und ließen unter den Zeitgenossen keine Ahnung über den tragischen Ausgang seiner Laufbahn aufkommen. Bonaparte's heiterer Horizont wurde damals nur von zwei Gewölken getrübt, von denen eines fern stand, sich aber später nähern und den Helden überschatten sollte, das andere aber schon jetzt Sturm und Ungewitter erregte. Es waren dies die stille aber thätige

Oppoſition der vertriebenen bourboniſchen Dynaſtie, und die geräuſchvollen Angriffe der engliſchen Preſſe. Es lag Bonaparte viel daran, den Grafen von Lille, wie ſich der legitime Thronprätendent nannte, zur Verzichtleiſtung auf ſeine Rechte zu bewegen. Es ſchien dies, die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage in Betracht gezogen, leicht zu ſein. Paul I. hatte ihn, nachdem er ſich Bonaparte genähert, aus Mietau verwieſen, und derſelbe nur mit Mühe in Warſchau, unter preußiſchem Schutz, eine Zuflucht finden können. Seine Stammverwandten in Spanien und Neapel gehörten zu Bonaparte's Verbündeten oder Schützlingen, und einer derſelben hatte ſich von ihm zum Könige von Hetrurien ernennen laſſen. Bonaparte hatte dem Grafen von Lille eine Entſchädigung in Italien anbieten laſſen. Aber der Bruder Ludwig XVI. zeigte ſich ſeiner Herkunft würdig, und antwortete, indem er das Anerbieten ausſchlug, dem erſten Konſul in einem durch Form und Inhalt gleich merkwürdigen Schreiben, in welchem es unter Anderem hieß: „Ich kenne nicht die Plane der Vorſehung mit mir und meiner Familie. Aber treu dem Range, in welchem es ihr gefallen hat, mich geboren werden zu laſſen, werde ich bis zum letzten Athemzuge die mir dadurch auferlegten Pflichten erfüllen. Als Nachkomme des heiligen Ludwig's würde ich ſelbſt in Ketten mich ehren, als Nachfolger Franz I. ſage ich, wie er: Es iſt Alles verloren, aber die Ehre nicht!" — Bonaparte fühlte die Gewalt dieſer Worte, die von allen engliſchen Zeitungen wiederholt wurden, und läugnete deshalb ſeine Anträge an den Prätendenten ab. — Für den Augenblick gefährlicher waren die in der engliſchen Preſſe, in Journalartikeln und Flugſchriften, gegen des erſten Konſuls Perſon und Regierung gerichteten Angriffe, an welchen die in London befindlichen franzöſiſchen Ausgewanderten lebhaften Antheil nahmen. Bonaparte hatte ſich nicht lange nach dem Frieden von Amiens in der Gunſt des brittiſchen Publikums erhalten können. Die theils verdienten, theils übertriebenen Ausfälle auf ihn, welche von dort ausgingen, flößten ihm einen ſo leidenſchaftlichen Haß gegen England ein, daß er ſich dadurch zu den heftigſten Erklärungen gegen daſſelbe, ſeine Politik, ſeinen Nationalcharakter, ſeine Konſtitution, hinreißen ließ.

27. Erneuerung des Krieges zwischen England und Frankreich.

Die Bedingungen des Friedens von Amiens waren weder von Frankreich noch von Großbrittanien vollständig erfüllt worden. Bonaparte's unaufhörliche und willkührliche Einmischung in die Verhältnisse Italiens, der Schweiz, Hollands waren, wenn auch nicht dem Buchstaben, aber dem Geiste des Vertrages zuwider. Auf der andern Seite zögerte England mit der Räumung Aegyptens, und, als dies endlich geschehen war, mit der Zurückgabe Malta's. Der Pabst, welcher in seiner Eigenschaft als Oberhaupt aller zur katholischen Kirche gehörigen geistlichen Orden eine oberste Jurisdiktion auch über den von Malta, dessen Mitglieder nicht blos Ritter, sondern auch Mönche waren, ausübte, hatte den Bailli Don Tommaso zum Großmeister ernannt. Als dieser einen Bevollmächtigten nach Malta zur Uebergabe der Insel an den Orden abschickte, ward sie von dem Befehlshaber der englischen Besatzung verweigert.

Dies war dem ausdrücklichen Wortsinne des Friedens von Amiens zuwider. Indessen würde Bonaparte diese Weigerung vielleicht milder ausgelegt, und in ihr nicht sogleich einen Bruch gesehen haben, wenn er nicht von den fortlaufenden Angriffen der londoner Presse auf ihn auf das Aeußerste gereizt worden wäre. Dieser Eindruck ward noch dadurch vermehrt, daß er, obgleich mit Unrecht, glaubte, daß diese Beleidigungen von den englischen Staatsmännern selbst ausgingen, weil sich in den ministeriellen Blättern zuweilen Aehnliches vorfand. Bonaparte, an den revolutionairen Despotismus unter dem Konvent und dem Direktorium gewöhnt, begriff nicht, daß die Preßfreiheit eine der Säulen der englischen Verfassung sei, und der Nation noch unentbehrlicher als selbst die Habeas-Korpus-Akte und die Bill of Right erscheint, indem sie der Ueberzeugung lebt, daß mit einer freien Presse sich jede andere Freiheit erobern, und jeder Eingriff in dieselbe wirkungslos machen lasse. Bonaparte konnte sich nie recht, selbst später nicht, als ihm eine längere Regierungserfahrung zu Gebot stand, an die Vorstellung gewöhnen, daß es in einem Lande irgend eine Lebensäußerung giebt, welche eine kräftige Regierung nicht zu verändern oder zu unterdrücken im Stande wäre.

Vergebens beschwerte sich Talleyrand bei dem englischen Botschafter in Paris, und der französische Gesandte Otto in London bei dem brittischen Ministerium über die Ausfälle der englischen Presse gegen die Personen und Zustände in Frankreich. Es ward ihnen mit der Hinweisung auf Beschreitung des Rechtsweges gegen die englischen Blätter geant-

wortet. Da aber die Entscheidung über Preßvergehen in England von dem Ausspruche der Geschwornen abhängt, so wollten die französischen Minister und Diplomaten, die Stimmung des englischen Publikums gegen Bonaparte und sein System kennend, dieses Mittel nicht anwenden, welches nur die Freisprechung des Angeklagten, oder eine so geringe Geldstrafe für ihn, daß die Verfolgung dadurch lächerlich geworden wäre, herbeigeführt haben würde.

Man beklagte sich außerdem in Paris über die Anwesenheit der verbannten bourbonischen Prinzen in London, und über ein Fest, bei welchem der jetzt mit der älteren Linie seines Hauses ausgesöhnte Herzog von Orleans in Gegenwart des Prinzen von Wallis den von der ersten Nationalversammlung aufgehobenen Heiligen Geistorden getragen hatte. Georges Cadoudal und andere royalistische Chefs zeigten sich in der brittischen Hauptstadt mit den ihnen von dem Prätendenten verliehenen Ehrenzeichen. In Jersey waren viele Emigranten versammelt, welche von dort aus Verbindungen mit ihren Gesinnungsgenossen in Frankreich unterhielten, und der französischen Regierung Besorgnisse einflößten. Diesen Beschwerdepunkten schien das brittische Ministerium abzuhelfen geneigt, aber jede Forderung, die englische Presse auf irgend eine Weise einzuschränken, ward entschieden abgewiesen.

Bonaparte, dem die Umtriebe der Emigranten weniger gefährlich als die Angriffe der londoner Presse erschienen, und der diesen eine amtliche Quelle beilegte, beschloß, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, und sich derselben Waffen gegen England zu bedienen. Er ließ von Zeit zu Zeit Artikel, zuweilen von ihm selbst verfaßt, im Moniteur erscheinen, welche in stolzen und drohenden Worten von der Größe Frankreichs sprachen und verletzende Seitenblicke auf England enthielten. Einmal hieß es: „Das französische Volk bleibt immer in der Stellung der atheniischen Minerva, den Helm auf dem Haupt und die Lanze in der Hand. Man erlangt von ihm Nichts durch beabsichtigtes Einschüchtern, denn die Furcht hat keine Macht über das Herz der Tapfern!“ — Ein anderes Mal las man im Moniteur die Worte, welche im Auslande für den Ausdruck eines ungemessenen Hochmuths galten, in Frankreich aber gefielen, und die man Bonaparte selbst zuschrieb: „Es würde den Fluthen des Oceans leichter fallen, den Felsen (Malta), der ihrer Wuth seit Jahrtausenden trotzt, zu entwurzeln, als es der Faktion, welche Europa's und der Menschheit Feindin ist, gelingen wird, den Stern des französischen Volkes auch nur einen Augenblick lang erblassen zu machen.“ —

Während dieses Federkrieges wurde der Oberst Sebastiani, ein

Geistlichen aller Grade einen angemessenen Unterhalt. — Die Erzbischöfe und Bischöfe legen den Eid der Treue in die Hände des ersten Konsuls ab, welcher am päbstlichen Hofe in alle Rechte der früheren Beherrscher Frankreichs tritt. — Der Pabst erklärt, die Käufer der Kirchengüter nicht beunruhigen zu wollen.

Bonaparte fügte dem Konkordat eine Reihe von reglementarischen Bestimmungen, „lois organiques" genannt, hinzu, von denen manche schon unter der alten Monarchie gegolten hatten, andere aus der in der Revolution entstandenen Gesetzgebung hervorgegangen waren: Kein Erlaß der päbstlichen Kurie kann ohne Bewilligung der französischen Regierung bekannt gemacht werden. — Niemand darf ohne diese als Legat, Nuntius u. s. w. kirchliche Funktionen ausüben. — Kein Beschluß auswärtiger Concilien kann ohne ausdrückliche Ermächtigung in Frankreich bekannt gemacht werden. — Die katholischen Priester dürfen sich in ihren Predigten keine Beleidigungen anderer religiöser Bekenntnisse erlauben. — Sie können nur solche Personen trauen, deren Ehevertrag schon vor der bürgerlichen Obrigkeit vollzogen worden ist. — Die Nichtkatholiken (Protestanten, Mennoniten, Juden) genießen derselben Rechte im Staate wie die Katholiken. — Die lutherische und reformirte Geistlichkeit wird auf öffentliche Kosten unterhalten. — Vieles Andere der Art hatte, genau genommen, nichts mit dem Konkordat zu thun, sondern gehörte in das Gebiet des Kirchen-Polizei-Regiments. Die päbstliche Kurie erkannte die organischen Artikel nicht ausdrücklich an, erklärte sich aber damals auch nicht gegen dieselben. Später, als Streitigkeiten zwischen Bonaparte und dem Pabst entstanden waren, sind sie von römischer Seite als Verletzungen des Konkordats betrachtet worden.

Consalvi hatte über die wesentlichen Grundlagen des Konkordats mit der französischen Regierung unterhandelt. Zu näherer Bestimmung des Einzelnen war der Kardinal Caprara vom Pabst als Legatus a Latere nach Paris gesandt worden. Die allgemeinen Festtage wurden auf Weihnachten, Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen beschränkt. Es ward jedoch verstattet, auch andere katholische Feiertage im Innern der Kirchen zu begehen. Der Sonntag wurde, statt des Decadi, als Ruhe- und Feiertag wieder hergestellt. Die Amtslokale waren an ihm geschlossen. Die Eheaufgebote mußten am Sonntage stattfinden. Im Tribunat und dem gesetzgebenden Körper wurde das Konkordat ohne äußeren Widerstand, aber auch ohne innere Zustimmung aufgenommen. Am Wenigsten fand es bei der Armee, besonders bei den höheren Officieren, Beifall.

Am 8. April (1802) ward das Konkordat als Staatsgesetz bekannt gemacht. Am 18. April (Ostersonntag) fand die kirchliche Feier statt. Bonaparte begab sich in großer Ceremonie nach Notredame, in einem Paradewagen, der einst Ludwig XVI. gehört hatte, von prächtigen Pferden gezogen, die ihm Kaiser Franz II. nach dem Frieden von Campo Formio zum Geschenk gemacht hatte. Eine Salve von 60 Kanonenschüssen bezeichnete seinen Eintritt in die Kirche, wo er von der Geistlichkeit mit Weihwasser und Räucherwerk empfangen wurde, und unter einem kostbaren Thronhimmel Platz nahm. Der päbstliche Legat hielt das Hochamt, während dessen vier Bischöfe geweiht wurden. Selbstgefühl und Freude malten sich auf Bonaparte's Zügen. Nächst den Siegen, durch welche er seine Macht und seinen Ruhm gegründet hatte, war das Konkordat das größte bisher von ihm vollbrachte Werk. Frankreich trat wieder in die Reihe der Staaten ein, in welchen das Christenthum eine öffentliche Macht ist. Die Kluft zwischen ihm und dem übrigen Europa ward verringert. Wenn auch diesem Schritt des ersten Konsuls nur politische Motive zu Grunde lagen, so hat er später auch gute Früchte für die Religion getragen. Ohne Bonaparte hätte die kirchliche Anarchie, und die mit ihr zusammenhängende Immoralität noch zugenommen, und es wäre vielleicht später zu ihrer Abstellung zu spät gewesen. Sein tiefer Verstand zeigte sich in der Wahl dieses wirksamsten Mittels zur Wiederherstellung der französischen Gesellschaft, und seine große Kraft in der Ausdauer, mit welcher er die der kirchlichen Restauration entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden wußte.

Bonaparte suchte auch den öffentlichen Unterricht, welcher während der Revolution ganz verfallen war, zu heben. Die vom Konvent zu Gunsten der Elementarschulen gefaßten Beschlüsse waren nie zur Ausführung gekommen. Auffallender Weise hatte die Revolution, welche sich als ein Heil für die Massen ankündigte, für deren geistige Befreiung durch Unterricht wenig oder nichts gethan. Unter Bonaparte's Herrschaft ward es in dieser Beziehung nicht viel anders. Er begünstigte die höheren Lehranstalten, namentlich die, in welchen junge Leute für den öffentlichen Dienst vorbereitet wurden, ließ aber den eigentlichen Volksunterricht bei Seite liegen. Sein Hauptaugenmerk richtete sich auf die Gründung von Lyceen (Gymnasien), wo die Elemente der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, Geographie, Naturkunde, alte Sprachen und etwas Geschichte und Logik gelehrt wurden, und von Specialschulen, deren nach und nach 16 zum Studium des Rechts, der Medicin, später Fakultäten genannt, entstanden. Auch ward eine Militairschule

und eine Schule für Künste und Handwerke gestiftet. Die Republik sollte in den Lyceen und Specialschulen 6400 arme, aber talentvolle Zöglinge unterhalten, und der Wetteifer der Schüler durch jährliche Preisvertheilungen belebt werden. Das Nationalinstitut ward um diese Zeit mit einer Beschreibung Aegyptens, wozu die Gelehrten und Künstler, welche Bonaparte dahin begleitet hatten, das Material lieferten, beauftragt. Diese oberste wissenschaftliche Behörde lieferte, ebenfalls auf Verlanzen des ersten Konsuls, einen Bericht über den Fortschritt der Wissenschaften und Künste seit 1789, in welchem Frankreich in Bezug auf Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik groß dastand, in Philosophie, Geschichte und den klassischen Studien aber beklagenswerthe Lücken zeigte. Diese Disciplinen hatten durch die Revolution am Meisten gelitten.

Das Meer war durch den Frieden von Amiens frei geworden. Bonaparte wollte dies zur Wiedereroberung der Insel St. Domingo (Hayti), bis zur Revolution die reichste der Antillen, und durch welche besonders Bordeaux bedeutend geworden, benutzen. Toussaint-Louverture, ein geborner Sklave, aber ein Mann von großen Fähigkeiten, hatte sich daselbst der Herrschaft bemächtigt, und erkannte zum Schein die Oberherrlichkeit Frankreichs an, ließ aber keine französischen Gouverneurs und Truppen auf der Insel Fuß fassen. Er duldete auch unter den Mulatten und Negern keine Nebenbuhler, berief eine Volksversammlung und wurde zum Statthalter auf Lebenszeit erwählt. Bonaparte beschloß jetzt, wo er bei überseeischen Unternehmungen von den Engländern keine Hindernisse zu besorgen hatte, Toussaint-Louverture mit Gewalt zu unterwerfen. Es wurde eine große Flotte (33 Linienschiffe und 21 Fregatten), zu welcher Spanien einen Beitrag lieferte, die 22,000 Mann Landtruppen an Bord nahm, ausgerüstet. Zu dieser Expedition wurden vorzugsweise solche Korps, namentlich aus Moreau's Armee, in denen sich die republikanische Gesinnung erhalten hatte, verwandt. Unter ihnen befand sich auch eine Abtheilung Polen, auf deren unruhigen Geist sich Bonaparte nicht verlassen zu können glaubte. Sein Schwager, der General Leclerc, ward an die Spitze der Unternehmung gestellt. Toussaint-Louverture wollte sich mit einem zahlreicheren Heer, als das französische, der Landung widersetzen, ward aber bei jedem Zusammentreffen geschlagen, am 8. Julius auf arglistige Weise verhaftet und nach Frankreich abgeführt, wo er nach einer zehnmonatlichen Gefangenschaft in dem hochgelegenen Fort Joux (in der ehemaligen Franche-Comté) in Folge des rauhen Klima's starb. Die französischen Truppen hatten unterdessen von dem heißen Himmelsstriche und der ungewohnten Lebensart sehr gelitten.

Ueber 8000 Soldaten waren allein dem gelben Fieber erlegen. Im September griffen die Neger, über den an Toussaint-Louverture begangenen Verrath empört, mit vermehrtem Grimm zu den Waffen. Bonaparte hatte die Unwürdigkeit begangen, auf den an Frankreich zurückgegebenen Inseln Martinique, Guadeloupe, Tabago, St. Lucie die Sklaverei wieder einführen zu lassen. Am 2. November unterlag auch Leclerc dem Klima. Die Ueberreste seines Heeres wurden später von den mit den Engländern verbündeten Negern aufgerieben. Ein Theil davon, unter dem General Rochambeau, mußte sich kriegsgefangen ergeben. Bei dieser unglücklichen Expedition, welche Frankreich über 40,000 Mann kostete, hatte Bonaparte zwar seinen Eifer für Wiederherstellung der französischen See- und Kolonialmacht bewiesen, aber die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu gering angeschlagen.

Die Stimme der Freiheit, welche 1789 im französischen Volke so mächtig ertönt und deren Wiederhall das schlummernde Europa geweckt hatte, war unter dem Konvent und dem Direktorium von Blut und innerem Streit erstickt worden. Als Bonaparte das Staatsruder ergriff, waren von dem heiligen Feuer, welches der Gedanke an eine nationale Wiedergeburt in den Gemüthern entzündet hatte, nur noch einzelne allmälig verglühende Funken vorhanden. Der Durst nach Auszeichnung war an die Stelle des Dranges nach Freiheit getreten. Bonaparte verstand es, wie kein Anderer, diese neue Richtung zu reizen und zu befriedigen. Die republikanischen Armeen hatten von Jemappes bis Marengo, acht Jahre lang, viele Siege erfochten, ohne von anderen Beweggründen, als dem natürlichen Muth, der militairischen Disciplin, dem nationalen Ehrgefühl, getragen zu werden. Bonaparte war der Erste, der als Konsul besondere Belohnungen, wie Verleihung von Ehrenflinten und Ehrensäbeln, in dem Heere einführte. Diese Auszeichnung schien aber zu vorübergehend, zu wenig in die Augen fallend zu sein. Da die Soldaten nach einiger Zeit aus dem Dienste schieden, so fielen mit ihnen zugleich die Zeichen der Tapferkeit, welche ihnen geworden, bis auf die Erinnerung fort. Bonaparte wollte eine dauernde und persönliche Auszeichnung, die zugleich ein Band zwischen ihm und den Betheiligten bildete, und diese selbst zu einer Genossenschaft vereinigte, an die Stelle jener flüchtigen Belohnungen setzen. Bonaparte wußte in diesem Falle, wie immer, seitdem er zur Herrschaft gekommen, die zum Zweck führenden Mittel zu wählen. Er errichtete einen Ritterorden, die Ehrenlegion genannt, wie es deren in fast allen monarchischen Staaten gab, verlieh demselben aber eine äußere Anziehungskraft und innere Verbindung seiner

Mitglieder, wie kein anderes Institut ähnlicher Art besaß, und entfernte zugleich von ihm, indem der Eintritt jeder Art von Verdienst offen stand, den Schein der Bevorrechtung und Ausschließung, welcher das Gefühl der Gleichheit, das nicht in demselben Grade wie das der Freiheit gesunken war, hätte verletzen können. Die Ehrenlegion ward auf diese Art eine Lockung in der Hand des Herrschers und nahm in den Augen des Volkes einen populairen Charakter an.

Es fehlte jedoch bei dem ersten Antrage über diese Institution im Staatsrath, und später im Tribunat und dem gesetzgebenden Körper, nicht an Widerstand. Selbst unter den Anhängern des vom ersten Konsul eingeführten Systems fanden sich noch Spuren jener Gesinnung vor, welche 1790 die Ritterorden in Frankreich abgeschafft, und das innere Bewußtsein des Verdienstes, und dessen Anerkennung in der öffentlichen Meinung, den äußeren Zeichen desselben, und von oben her willkührlich ertheilten Belohnungen vorgezogen hatte. Aber Bonaparte drang, wie fast immer, mit seinen Absichten durch, und der betreffende Entwurf wurde am 19. Mai 1802 zum Gesetz erhoben. Die auch an Zahl bedeutende Opposition (38 gegen 55 Stimmen im Tribunat — 110 gegen 166 im gesetzgebenden Körper) veranlaßte jedoch den ersten Konsul, in den Eid der Mitglieder der Ehrenlegion die Verpflichtung zum Kampfe gegen jede Wiederherstellung des Feudalwesens einzuführen.

Der Orden der Ehrenlegion ward, wie Alles, was von Bonaparte ausging, auf einen großartigen Fuß eingerichtet. Derselbe bestand aus 15 Abtheilungen, Kohorten genannt, jede von ihnen mit 200,000 Fr. jährlicher Einnahme ausgestattet. Der erste Konsul sollte Chef der Legion sein, und jede Kohorte 7 Großofficiere, 10 Kommandeurs, 30 Officiere und 350 Legionairs enthalten. Die Gehälter oder vielmehr Zulagen dieser Inhaber, die meist alle im Civil- oder Militairdienst standen, stiegen nach den Graden, von 250 Fr. jährlich bis auf 5000 Fr. Bonaparte schuf sich durch dieses Institut einen Hebel, mit welchem er ganz Frankreich in Bewegung zu setzen wußte, und der auch von den auf ihn folgenden Regierungen nicht unbenutzt geblieben ist.

Bonaparte's Winke wurden aber nicht blos in Frankreich, sondern auch in den mit demselben verbundenen Staaten, in der batavischen, cisalpinischen, ligurischen Republik, wie Befehle befolgt. Dieselben zogen, der nur der Form nach unabhängigen Regierungen, wie die spanische, und der vielen auf Paris blickenden deutschen Fürsten nicht zu erwähnen, wie Planeten um die Sonne der konsularischen Größe hin. Ueberall in Europa war man von Besorgniß oder Bewunderung für den Sieger von

Marengo erfüllt. Nichts von Dem, was er sagte oder that, ging unbeachtet vorüber. Die batavische Republik hatte ihre Verfassung der französischen möglichst nachbilden müssen (Oktober 1801). Es gab auch dort eine Versammlung, welche, wie das Tribunat in Frankreich, die Gesetzesvorschläge diskutirte, ohne über sie zu entscheiden, und eine andere, welche dieselben, wie der gesetzgebende Körper, mit Ja oder Nein, ohne Berathung, annahm oder verwarf. Um dieselbe Zeit ließ Bonaparte 450 Abgeordnete der cisalpinischen Republik nach Lyon, wohin er sich im Januar (1802) selbst begab, entbieten. Seine Absicht war, die Cisalpinier noch fester an Frankreich als vorher zu binden, und monarchische Einrichtungen vorzubereiten. Die Lombarden, welche bei ihrem weniger ausgebildeten militairischen Sinne für Bonaparte's Kriegsthaten nicht so begeistert wie die Franzosen waren, opferten den Schatten von Unabhängigkeit, welchen sie noch besaßen, nur ungern auf, indem sie ihn als Präsidenten an die Spitze ihrer Republik, welche fortan die italienische hieß, stellten (26. Januar). Auch die ligurische Republik nahm am 2. Mai (1802) eine der französischen nachgebildete Konstitution an. Mit Ausnahme Englands schien damals keine Macht den immer tiefer gehenden Einfluß Frankreichs auf die italische Halbinsel mit Eifersucht zu betrachten.

Während noch über Stiftung der Ehrenlegion berathen wurde, gingen Bonaparte's Anhänger damit um, für ihn das lebenslängliche Konsulat, als Uebergang zur Monarchie, zu erlangen. Es wurde diese Absicht durch den Tribun Chabot, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Friedens von Amiens, unter dem Vorwande, Bonaparte ein glänzendes Unterpfand der nationalen Dankbarkeit darzubringen, zu erkennen gegeben. Bonaparte, der damals seine ehrgeizigen Pläne noch nicht, wie später zuweilen von ihm geschah, offen ankündigte, that, als würde von ihm keine Vermehrung seiner Stellung gewünscht. Seine Vertrauten, die ihn durchschauten, trugen seiner scheinbaren Mäßigung ungeachtet darauf an, seine Gewalt über die gesetzliche Frist von 10 Jahren hinaus zu verlängern. Fouché, der, im Fall Bonaparte das lebenslängliche Konsulat zuerkannt würde, demselben entbehrlich zu werden fürchtete, wußte den Senat zu überreden, daß der erste Konsul nur nach einer Prorogation, aber nicht nach der Perpetuität strebe. Es ward demnach eine Verlängerung von zehn Jahren beschlossen. Bonaparte, welcher die Macht nicht mehr aus der Hand zu geben entschlossen war, antwortete hierauf, daß er die Prorogation nur von der Nation selbst annehmen könne. Er hoffte auf diesem Wege das lebenslängliche Konsulat zu erlangen. Man verstand

seine Absicht. Ein Senatsbeschluß befahl, dem Volke die Frage vorzulegen: ob es Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul wolle oder nicht? In jeder Gemeinde ward zu dem Ende ein Register aufgelegt, in welches die Stimmenden sich einschrieben. Nichtstimmende sollten für bejahend gelten. Niemand untersuchte die Richtigkeit dieser Angaben. In den Registern des Rhein- und Moseldepartements fanden sich mehr Stimmen vor, als dasselbe Einwohner zählte. Von 3,577,885 Stimmen hatten 3,568,259 die ihnen vorgelegte Frage mit Ja beantwortet. Ungeachtet der vielen Unterschleife, die bei dieser Gelegenheit vorgekommen sein mögen, ist es doch außer Zweifel, daß die große Mehrheit der Nation Bonaparte damals aufrichtig zugethan war, und von Niemand anders als von ihm hätte regiert werden mögen. Am 2. August (1802) wurde Bonaparte vom Senat zum lebenslänglichen Konsul proklamirt.

Bonaparte benutzte diesen Sieg, um eine große Veränderung in der Verfassung, so zu sagen im Stillen, ohne Bestätigung von Seiten des Volkes, ganz allein mit Hülfe des Senats, durchzusetzen. Die Notabilitätslisten waren abgeschafft worden, und das Volk sollte, so hieß es, wieder unmittelbaren Antheil an den Wahlen bekommen. Diese vorgegebene Absicht war aber eine arge Täuschung, einzig darauf berechnet, Bonaparte's Gewalt noch zu vermehren.

Nach dem, von Cambacérès, dem zweiten Konsul, dem Senat mitgetheilten Entwurf zur Modificirung der Konstitution sollten die einmal bestellten Mitglieder der Wahlkollegien es auf Lebenszeit bleiben, und die Präsidenten derselben von der Regierung ernannt werden. Dem ersten Konsul ward das Recht beigelegt, seinen Nachfolger zu ernennen, Verurtheilte zu begnadigen, Friedens- und Bündnißverträge zu ratificiren, und Krieg, jedoch nur zur Vertheidigung, wie es hieß, zu erklären. Die Zahl der Senatoren ward von 80 auf 120 erhöht, dem ersten Konsul sollte es aber frei stehen, ohne Rücksicht auf die Wahllisten, jedoch mit Einhaltung der angegebenen Zahl, verdienstvolle Männer in den Senat aufzunehmen. Dem Senat ward die Macht beigelegt, Tribunat und gesetzgebenden Körper aufzulösen, die Funktionen der Geschwornen in einem Departement auf fünf Jahre zu suspendiren, Departements für außerhalb der Konstitution stehend zu erklären, und Urtheile der Gerichtshöfe, wenn sie die Sicherheit des Staats gefährdeten, niederzuschlagen. Dieser Senat aber, dem so außerordentliche Befugnisse zustanden, war nicht nur seiner Zusammensetzung und dem in ihm herrschenden Geiste nach, von der Regierung, das heißt vom ersten Konsul, der dieselbe allein leitete, abhängig, sondern er konnte seine Rechte nicht aus eigener Bewe-

gung ausüben. Es stand ihm keine Initiative zu. Die Senctuskonsulte wurden nur auf Antrag der vollziehenden Gewalt, welche eben der erste Konsul selbst war, erlassen. Bonaparte war demnach Alles in Allem geworden. Die Volkssouverainetät, von der er noch kurz vorher gesprochen, ward durch diese Veränderung in der Verfassung (15. August 1802), ohne Aufsehen und Geräusch, in das Grab gelegt.

Es hatte in Frankreich nicht an Solchen gefehlt, die von diesem neuen Fortschritt in der Diktatur, welche vorher schon groß genug gewesen, tief verletzt wurden. Auch viele Verehrer des gewaltigen Mannes im Auslande erkalteten für ihn, und begannen seine Selbstsucht zu begreifen. Aber Bonaparte hatte sich in den Besitz aller Mittel legaler und materieller Gewalt gesetzt, und durch seinen Ruhm, erst als Sieger und dann als Friedensstifter, durch die ungeachtet seiner Willkühr unläugbaren Verbesserungen, welche er in den inneren Zuständen eingeführt, übte er auf die Massen auch einen großen moralischen Einfluß aus. Die Beschwerden der Mißvergnügten verhallten in dem Chor der allgemeinen Bewunderung. Unter den hervorragenden Personen, welche sich von dem Diktator fern hielten, beschränkte Bernadotte seinen Tadel auf mißbilligende Aeußerungen an seine nächsten Umgebungen, während Moreau, von seiner royalistisch gesinnten Gemahlin und deren Familie aufgestachelt, seine Unzufriedenheit nicht verbarg, und ihr in beißenden Spöttereien über die Ehrenlegion und den neuen Hof Luft machte. Es blieb dies aber wirkungslos. Die wirkliche Größe Bonaparte's und die besonderen ihn begünstigenden Umstände ließen ihn als unwiderstehlich erscheinen. Nur Komplotte gegen seine Person blieben übrig. Auf offenem Wege war seiner Macht nicht beizukommen.

Bonaparte glaubte jetzt den Augenblick gekommen, wo er sich, auch außerhalb Paris, dem Volke im Besitz seiner neuen Stellung zeigen konnte. Er trat Ende Oktobers (1802) eine Reise längs dem Ufer der Seine nach der Normandie an, wo er, von seiner Familie und einem zahlreichen Gefolge begleitet, überall als ein Herrscher erschien, und in Stadt und Land mit ungetheiltem Jubel begrüßt wurde. Er nahm von allen Verhältnissen Kenntniß, und griff helfend und rathend ein. Verwaltung, Ackerbau, Fabriken bildeten den vornehmsten Gegenstand seiner Unterhaltungen, und die sie betreffenden Fragen wurden auf allen Seiten in Betracht gezogen. Seine Vielseitigkeit erregte oft Erstaunen. Aber er verlor darüber seine persönlichen Zwecke nicht aus den Augen, und wurde durch die Begeisterung des Volkes für ihn in seinen Plänen noch bestärkt. Gleich nach diesem Ausflug ward für Josephine ein Hof-

staat, mit Ehrendamen, Kammerherren, Almosenpflegern u. s. w. eingerichtet. Als die Nachricht von dem in St. Domingo erfolgten Tode Leclerc's anlangte, ward für denselben nicht blos von der Familie Bonaparte, sondern auch von deren Umgebungen, wie es an Höfen Sitte ist, Trauer angelegt.

Alle äußeren Formen wurden jetzt, aus Rücksicht auf die beabsichtigte Wiederherstellung der Monarchie, mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Es ward das Ceremoniell bestimmt, mit welchem der erste Konsul bei seinem Erscheinen im Senat und dem gesetzgebenden Körper empfangen werden sollte. Um die Willfährigkeit des Senats zu belohnen, wurden dessen Mitglieder mit dem lebenslänglichen Genusse von Nationaldomainen, 20- bis 25,000 Fr. jährlicher Rente, ungerechnet anderer Emolumente, ausgestattet. Diese Besitzungen, Senatorerien genannt, verpflichteten den Inhaber, wenigstens drei Monate im Jahr auf denselben zuzubringen, um auf die Behörden und die Bevölkerung im Sinne des ersten Konsuls einzuwirken. Die Senatoren wurden auch mit außerordentlichen Aufträgen, als Sendboten, nach Art der Missi dominici Karls des Großen, in die Departements geschickt, und die ihnen, wie allen hohen Staatsbeamten, bei solchen Gelegenheiten zu erweisenden Ehrenbezeigungen genau angegeben.

Bonaparte, seiner Macht jetzt vollkommen gewiß, und vor dem Widerstande des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers sicher, nahm die Abfassung des Civilgesetzbuches wieder auf, wo er sich in den vorbereitenden Sitzungen des Staatsrathes an der Berathung der einzelnen Artikel lebhaft betheiligte, und durch sein scharfes Urtheil, seine tiefe Einsicht in alle öffentlichen Verhältnisse, und die Trefflichkeit seines Ausdruckes sehr oft selbst bei dem ihm nicht ganz unbedingt ergebenen Theile der Zuhörer Bewunderung erregte. Am 21. März 1804 wurde das neue Gesetzbuch bekannt gemacht, und es hat sich seitdem, ungeachtet des großen in Frankreich eingetretenen politischen Wechsels, immer in demselben Ansehen erhalten.

Diese Friedensjahre, von großem und nützlichem Wirken erfüllt, bilden, ungeachtet der einzelnen Mißgriffe und Auswüchse, die schönste Epoche in dem Leben dieses außerordentlichen Mannes, und ließen unter den Zeitgenossen keine Ahnung über den tragischen Ausgang seiner Laufbahn aufkommen. Bonaparte's heiterer Horizont wurde damals nur von zwei Gewölken getrübt, von denen eines fern stand, sich aber später nähern und den Helden überschatten sollte, das andere aber schon jetzt Sturm und Ungewitter erregte. Es waren dies die stille aber thätige

Opposition der vertriebenen bourbonischen Dynastie, und die geräuschvollen Angriffe der englischen Presse. Es lag Bonaparte viel daran, den Grafen von Lille, wie sich der legitime Thronprätendent nannte, zur Verzichtleistung auf seine Rechte zu bewegen. Es schien dies, die Hoffnungslosigkeit seiner Lage in Betracht gezogen, leicht zu sein. Paul I. hatte ihn, nachdem er sich Bonaparte genähert, aus Mietau verwiesen, und derselbe nur mit Mühe in Warschau, unter preußischem Schutz, eine Zuflucht finden können. Seine Stammverwandten in Spanien und Neapel gehörten zu Bonaparte's Verbündeten oder Schützlingen, und einer derselben hatte sich von ihm zum Könige von Hetrurien ernennen lassen. Bonaparte hatte dem Grafen von Lille eine Entschädigung in Italien anbieten lassen. Aber der Bruder Ludwig XVI. zeigte sich seiner Herkunft würdig, und antwortete, indem er das Anerbieten ausschlug, dem ersten Konsul in einem durch Form und Inhalt gleich merkwürdigen Schreiben, in welchem es unter Anderem hieß: „Ich kenne nicht die Plane der Vorsehung mit mir und meiner Familie. Aber treu dem Range, in welchem es ihr gefallen hat, mich geboren werden zu lassen, werde ich bis zum letzten Athemzuge die mir dadurch auferlegten Pflichten erfüllen. Als Nachkomme des heiligen Ludwig's würde ich selbst in Ketten mich ehren, als Nachfolger Franz I. sage ich, wie er: Es ist Alles verloren, aber die Ehre nicht!" — Bonaparte fühlte die Gewalt dieser Worte, die von allen englischen Zeitungen wiederholt wurden, und läugnete deshalb seine Anträge an den Prätendenten ab. — Für den Augenblick gefährlicher waren die in der englischen Presse, in Journalartikeln und Flugschriften, gegen des ersten Konsuls Person und Regierung gerichteten Angriffe, an welchen die in London befindlichen französischen Ausgewanderten lebhaften Antheil nahmen. Bonaparte hatte sich nicht lange nach dem Frieden von Amiens in der Gunst des brittischen Publikums erhalten können. Die theils verdienten, theils übertriebenen Ausfälle auf ihn, welche von dort ausgingen, flößten ihm einen so leidenschaftlichen Haß gegen England ein, daß er sich dadurch zu den heftigsten Erklärungen gegen dasselbe, seine Politik, seinen Nationalcharakter, seine Konstitution, hinreißen ließ.

27. Erneuerung des Krieges zwischen England und Frankreich.

Die Bedingungen des Friedens von Amiens waren weder von Frankreich noch von Großbrittanien vollständig erfüllt worden. Bonaparte's unaufhörliche und willkührliche Einmischung in die Verhältnisse Italiens, der Schweiz, Hollands waren, wenn auch nicht dem Buchstaben, aber dem Geiste des Vertrages zuwider. Auf der andern Seite zögerte England mit der Räumung Aegyptens, und, als dies endlich geschehen war, mit der Zurückgabe Malta's. Der Pabst, welcher in seiner Eigenschaft als Oberhaupt aller zur katholischen Kirche gehörigen geistlichen Orden eine oberste Jurisdiktion auch über den von Malta, dessen Mitglieder nicht blos Ritter, sondern auch Mönche waren, ausübte, hatte den Bailli Don Tommaso zum Großmeister ernannt. Als dieser einen Bevollmächtigten nach Malta zur Uebergabe der Insel an den Orden abschickte, ward sie von dem Befehlshaber der englischen Besatzung verweigert.

Dies war dem ausdrücklichen Wortsinne des Friedens von Amiens zuwider. Indessen würde Bonaparte diese Weigerung vielleicht milder ausgelegt, und in ihr nicht sogleich einen Bruch gesehen haben, wenn er nicht von den fortlaufenden Angriffen der londoner Presse auf ihn auf das Aeußerste gereizt worden wäre. Dieser Eindruck ward noch dadurch vermehrt, daß er, obgleich mit Unrecht, glaubte, daß diese Beleidigungen von den englischen Staatsmännern selbst ausgingen, weil sich in den ministeriellen Blättern zuweilen Aehnliches vorfand. Bonaparte, an den revolutionairen Despotismus unter dem Konvent und dem Direktorium gewöhnt, begriff nicht, daß die Preßfreiheit eine der Säulen der englischen Verfassung sei, und der Nation noch unentbehrlicher als selbst die Habeas-Korpus-Akte und die Bill of Right erscheint, indem sie der Ueberzeugung lebt, daß mit einer freien Presse sich jede andere Freiheit erobern, und jeder Eingriff in dieselbe wirkungslos machen lasse. Bonaparte konnte sich nie recht, selbst später nicht, als ihm eine längere Regierungserfahrung zu Gebot stand, an die Vorstellung gewöhnen, daß es in einem Lande irgend eine Lebensäußerung giebt, welche eine kräftige Regierung nicht zu verändern oder zu unterdrücken im Stande wäre.

Vergebens beschwerte sich Talleyrand bei dem englischen Botschafter in Paris, und der französische Gesandte Otto in London bei dem brittischen Ministerium über die Ausfälle der englischen Presse gegen die Personen und Zustände in Frankreich. Es ward ihnen mit der Hinweisung auf Beschreitung des Rechtsweges gegen die englischen Blätter geant-

wortet. Da aber die Entscheidung über Preßvergehen in England von dem Ausspruche der Geschwornen abhängt, so wollten die französischen Minister und Diplomaten, die Stimmung des englischen Publikums gegen Bonaparte und sein System kennend, dieses Mittel nicht anwenden, welches nur die Freisprechung des Angeklagten, oder eine so geringe Geldstrafe für ihn, daß die Verfolgung dadurch lächerlich geworden wäre, herbeigeführt haben würde.

Man beklagte sich außerdem in Paris über die Anwesenheit der verbannten bourbonischen Prinzen in London, und über ein Fest, bei welchem der jetzt mit der älteren Linie seines Hauses ausgesöhnte Herzog von Orleans in Gegenwart des Prinzen von Wallis den von der ersten Nationalversammlung aufgehobenen Heiligen Geistorden getragen hatte. Georges Cadoudal und andere royalistische Chefs zeigten sich in der brittischen Hauptstadt mit den ihnen von dem Prätendenten verliehenen Ehrenzeichen. In Jersey waren viele Emigranten versammelt, welche von dort aus Verbindungen mit ihren Gesinnungsgenossen in Frankreich unterhielten, und der französischen Regierung Besorgnisse einflößten. Diesen Beschwerdepunkten schien das brittische Ministerium abzuhelfen geneigt, aber jede Forderung, die englische Presse auf irgend eine Weise einzuschränken, ward entschieden abgewiesen.

Bonaparte, dem die Umtriebe der Emigranten weniger gefährlich als die Angriffe der londoner Presse erschienen, und der diesen eine amtliche Quelle beilegte, beschloß, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, und sich derselben Waffen gegen England zu bedienen. Er ließ von Zeit zu Zeit Artikel, zuweilen von ihm selbst verfaßt, im Moniteur erscheinen, welche in stolzen und drohenden Worten von der Größe Frankreichs sprachen und verletzende Seitenblicke auf England enthielten. Einmal hieß es: „Das französische Volk bleibt immer in der Stellung der atheniſchen Minerva, den Helm auf dem Haupt und die Lanze in der Hand. Man erlangt von ihm Nichts durch beabsichtigtes Einschüchtern, denn die Furcht hat keine Macht über das Herz der Tapfern!“ — Ein anderes Mal las man im Moniteur die Worte, welche im Auslande für den Ausdruck eines ungemessenen Hochmuths galten, in Frankreich aber gefielen, und die man Bonaparte selbst zuschrieb: „Es würde den Fluthen des Oceans leichter fallen, den Felsen (Malta), der ihrer Wuth seit Jahrtausenden trotzt, zu entwurzeln, als es der Faktion, welche Europa's und der Menschheit Feindin ist, gelingen wird, den Stern des französischen Volkes auch nur einen Augenblick lang erblassen zu machen.“ —

Während dieses Federkrieges wurde der Oberst Sebastiani, ein

Landsmann und Günstling Bonaparte's, nach den jonischen Inseln, Syrien und Aegypten, um diese Gegenden in militairischer Beziehung zu erforschen, geschickt. Sebastiani's Mission wurde in England, da derselbe als ein sehr talentvoller Officier und scharfer Beobachter bekannt war, mit großem Mißtrauen aufgenommen. Diese Stimmung steigerte sich noch, als Sebastiani's Reisebericht im Moniteur erschien (30. Januar 1803). Man legte Bonaparte die Absicht einer neuen Expedition nach Aegypten bei. Bald nachher ließ der englische Oberst Robert Wilson eine Denkschrift über den Feldzug in Aegypten erscheinen, die viele Ausfälle auf Frankreich enthielt, und die, was der französischen Regierung besonders bedenklich erschien, einem englischen Prinzen, dem Herzoge von York, gewidmet war. Beide große Nationen reizten sich, ehe sie handgemein wurden, wie die Helden der Iliade, gegenseitig durch Schmähungen auf. Einen äußerst üblen Eindruck machte aber auf das englische Publikum der Bericht über die Lage der Republik, den Bonaparte am 23. Februar (1803) dem gesetzgebenden Körper vorlegen ließ, in welchem es unter Anderem hieß: „Ja, wir sagen es mit Stolz, allein und auf sich gewiesen, könnte England nicht gegen Frankreich kämpfen!" —

Diese in Rede und Schrift niedergelegten Beweise von Mißgunst und Eifersucht würden, unter anderen Umständen, wohl noch keinen Krieg zwischen den beiden Völkern entzündet haben. Bonaparte hätte sich, ungeachtet seiner leidenschaftlichen Ausfälle auf Großbrittanien, mit der Rückgabe Malta's an den Orden, oder wenigstens einem bestimmten Versprechen derselben begnügt, und den Kampf, da seine Vorbereitungen zu dessen nachdrücklicher Führung noch nicht beendigt waren, wenigstens verschoben haben. Aber das englische Ministerium war, Frankreichs einflußreiche Stellung zu den an das Mittelmeer stoßenden Mächten, Spanien, die Pforte, Neapel in Betracht gezogen, nicht zur Zurückerstattung Malta's an die früheren Besitzer geneigt. Frankreich würde sich in solchem Falle, da die Ordensregierung wahrscheinlich noch schwächer als früher aufgetreten wäre, der Insel bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit bemächtigt haben.

Es gab indessen außerdem Gründe allgemeinerer Art, welche der brittischen Regierung einen Krieg gegen Frankreich gerechtfertigt und fast nothwendig erscheinen ließen. Bonaparte war zu Lande überall Sieger gewesen. Es blieb ihm jetzt nichts zu thun übrig, als die französische Seemacht zu verstärken, um es mit der brittischen aufzunehmen, besonders aber um die Landung eines französischen Heeres an der englischen Küste zu bewerkstelligen. Er hatte diese Absicht schon hinlänglich zu er-

kennen gegeben. Sein Verhältniß zu Spanien, der bataviſchen Republik, der Beſitz Antwerpens, die Lage Cherbourgs konnten ihn, ſo wie er ſich ſchon allen Kontinentalmächten überlegen gezeigt hatte, zu einem Nebenbuhler Großbrittaniens auf dem Meere machen. Dann aber war daſſelbe, bei Bonaparte's rückſichtsloſem Umſichgreifen, in ſeiner Seemacht, ſeinem Handel, ſeiner Freiheit, und, da ſich daſelbſt Alles gegenſeitig ſtützt und trägt, in ſeinem Daſein bedroht. Eine ſo kräftige und kluge Regierung, wie die engliſche, wollte deshalb Bonaparte nicht ruhig gewähren, und ihm Zeit zur Ausführung ſeiner Pläne laſſen, bis er den ganzen Kontinent in ſeine Pläne hineinziehen, und für Frankreich eine mächtige Marine aufſtellen würde. Dieſe Ueberzeugung ging raſch auf die ganze Nation über, welche entſchloſſen war, die Größe der künftigen Gefahren dadurch abzuwenden, daß ſie, mit Aufbietung aller Mittel, Bonaparte's Uebermacht in der Gegenwart bekämpfte.

Der Gedanke an die Bedeutung des bevorſtehenden Krieges, an die Opfer, welche er verlangte, und die Rückſicht auf die öffentliche Meinung führten jedoch noch einige Verſuche zur Vermeidung deſſelben herbei. Der engliſche Botſchafter in Paris, Lord Whitworth, verweigerte nicht die Rückgabe Malta's, verlangte aber, in Erwägung der Lage Europa's, den einſtweiligen Beſitz dieſer Inſel für England auf zehn Jahre, die Abtretung des kleinen, unbewohnten, aber durch ſeine Lage an der ſicilianiſchen Küſte wichtigen Eilandes Lampeduſa, von Seiten Neapels, um Frankreichs Einfluß in Süditalien das Gleichgewicht zu halten, Entfernung der franzöſiſchen Truppen aus Holland, Zurückerſtattung Piemonts an den König von Sardinien und die Selbſtſtändigkeit der Schweiz. Es würde Frankreich, wenn es hierin nachgab, noch immer, außer ſeinen Eroberungen, die Bundesgenoſſenſchaft mit der italieniſchen und liguriſchen Republik, der Einfluß auf das von ihm geſchaffene Königreich Etrurien, und, wenn es auch ſeine Beſatzungen aus Batavien zurückzog, die politiſche Verbindung mit dieſer Republik geblieben ſein. Aber Bonaparte war zu keinen Zugeſtändniſſen geneigt, und äußerte ſich in ſeiner übertriebenen leidenſchaftlichen Weiſe: er würde die Engländer lieber in dem Beſitz der Vorſtadt St. Antoine in Paris als in dem Malta's ſehen. Talleyrand antwortete auf die engliſche Note mit einem Gegenprojekt, des Inhalts, daß Malta an eine der neutralen Mächte: Rußland, Oeſterreich oder Preußen bis zu endgültiger Uebereinkunft überlaſſen bleiben ſolle. Die übrigen Forderungen des brittiſchen Kabinets waren von Talleyrand übergangen worden. Bonaparte hatte vergeblich danach geſtrebt, den engliſchen Botſchafter, was ihm anderweitig oft gelungen war,

durch heftige Ausbrüche wirklichen oder scheinbaren Zornes, durch Hinweisungen auf Frankreichs Macht, durch Erklärung der Absicht, den Krieg mit äußerster Anstrengung führen zu wollen, einzuschüchtern. Er wünschte in jenem Augenblicke nicht nur keineswegs eine unmittelbare Eröffnung der Feindseligkeiten, sondern gedachte im Gegentheil durch seine Drohungen die Unterhandlungen zu verlängern, und zur Vollendung seiner Rüstungen, namentlich zur See, Zeit zu gewinnen. Aber gerade um dies zu verhindern, hob England den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Lord Whitworth verließ am 13. Mai Paris, der General Andréossy, Otto's Nachfolger, am 16. Mai London, und der Würfel war gefallen.

Am 18. Mai erschien das englische Kriegsmanifest, welches vergeblich die unrechtmäßige Zurückhaltung Malta's zu beschönigen suchte, aber mit Grund auf die Vergrößerungen Frankreichs, welche das Gleichgewicht unter den europäischen Mächten aufgehoben hätten, und die willkührliche Einmischung der französischen Regierung in die Verhältnisse der Nachbarstaaten hinwies, und die Erhaltung des Friedens damit als unvereinbar bezeichnete. Der Bericht Daru's an das Tribunat über die Veranlassung zu dem mit Großbrittanien eingetretenen Bruch zählte alle von diesem seit Anfang des Krieges gegen Frankreich verübten Feindseligkeiten auf. England hatte jedenfalls im Wesen der Sache, Frankreich in der Form Recht. Das französische Volk hatte dem englischen 1793 keinen äußeren völkerrechtlichen Grund zu einer Kriegserklärung gegeben, und war laut dem Vertrage von Amiens berechtigt, die Räumung Malta's zu verlangen. Aber Großbrittanien konnte nicht, ohne sich aufzugeben, den unaufhörlichen Eingriffen Frankreichs in die Unabhängigkeit der Kontinentalstaaten ruhig zusehen. Auch fühlte man in England, daß mit Bonaparte's unersättlicher Herrschsucht keine Uebereinkunft einzugehen sei, ohne sich einer allmäligen Schwächung und einem Aufgeben der bisherigen Machtstellung auszusetzen. Es begann damals in England, wenn auch nur noch dunkel, geahnt zu werden, daß die Revolution, anstatt von Bonaparte geschlossen zu sein, durch ihn eine neue Stärke erhalten hatte, und daß der in ihrem Innern gedämpfte, aber nicht verschwundene Gährungsstoff sich jetzt ausschließend auf das Ausland zu werfen suchte. Unter dem Konvent war der Mißbrauch der Ideen für Europa gefährlich geworden, unter Bonaparte mußte der Mißbrauch der Waffen dieselbe Wirkung haben. England hatte aber, da es sich im Besitz der Freiheit befand, nicht jene Ideen, wohl aber diese Waffen, wenn es ihnen nicht unerschrocken entgegentrat, zu fürchten. Von beiden Seiten nahm der Kampf einen unversöhnlichen Charakter an. Bonaparte dachte an Englands Er-

1793

oberung und Unterjochung, dieses an seinen Sturz von der errungenen Höhe.

England hatte völkerrechtswidrig die Feindseligkeiten schon vor der Kriegserklärung durch Kapereien auf offener See und Beschlagnahme aller in englischen Häfen befindlichen französischen und batavischen Schiffe eröffnet. Bonaparte antwortete hierauf mit dem Konsularanschluß vom 22. Mai, welcher die in Frankreich befindlichen Engländer vom 18. bis zum 60. Jahre zu Kriegsgefangenen erklärte. Am 20. Junius erschien ein Verbot aller englischen Fabrikate und Kolonialprodukte. Auf beiden Seiten rüstete man mit einem des Kampfpreises würdigen Eifer. In Frankreich traten 120,000 Rekruten in die Armee ein. Die Küste von Holland bis Spanien wurde mit Batterien bedeckt. Vließingen, Antwerpen und besonders Boulogne waren zur Aufnahme von Kriegsflotten in Bereitschaft gesetzt worden. Ein in sechs Korps abgetheiltes Heer war zur Landung in England bestimmt. Großbrittanien vermehrte seine stehende Armee mit 50,000 Mann, rief 90,000 Milizen auf und bereitete eine allgemeine Bewaffnung der gesammten kampffähigen Bevölkerung vor.

Die nächste Folge des Bruches zwischen den beiden Mächten war, daß ein bisher in Holland gelegenes Korps Franzosen unter dem General Mortier die hannöversche Gränze überschritt. Die nach dem basler Frieden errichtete Demarkationslinie, welche auch Hannover vor feindlichen Einfällen geschützt hatte, war bald nach dem luneviller Frieden aufgehoben worden. Die hannöversche Regierung dachte nicht an Widerstand gegen den Feind, sondern nur an Schonung des Landes. Sie schloß mit Mortier den Vertrag von Suhlingen (3. Junius), nach welchem die hannöverschen Truppen sich auf das rechte Elbufer zurückziehen, und sich anheischig machen sollten, in diesem Kriege nicht gegen Frankreich zu dienen. Am 4. Junius zog Mortier in Hannover ein. Die hannöversche Armee mußte, obgleich zum Widerstande befähigt und bereit, da sie sich sowohl von ihrer eigenen als der englischen Regierung verlassen sah, durch die Konvention von Artlenburg (5. Julius), in ihre Entwaffnung und Auflösung einwilligen. Eine große Kriegsbeute — 500 Kanonen — 40,000 Flinten — 400,000 Centner Pulver — 4000 Pferde — fiel in die Gewalt der Franzosen, welche übrigens, da Mortier ein Mann von sittlichen und rechtlichen Grundsätzen war, eine strenge Mannszucht beobachteten.

Die Engländer griffen von Neuem die französischen Kolonien an. St. Lucie und Tabago wurden von ihnen besetzt. In St. Domingo

(Hayti) standen sie den Negern bei der Vertreibung und Gefangennehmung der Franzosen bei, verfehlten aber ihre Absicht, die Insel ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Bonaparte verkaufte (30. April 1803) Louisiana, das im Vertrage von St. Ildefonso von Spanien an Frankreich zurückgegeben worden, für 80 Mill. Fr. an die nordamerikanischen Freistaaten, von welcher Kaufsumme diese aber 20 Mill. Fr. als Entschädigung für von den Franzosen durch Kapereien, Embargos u. s. w. erlittene Handelseinbußen abzogen. Ein Versuch des Generals Decaen und des Admirals Linois, die französische Kolonie Pondichery in Ostindien den Engländern zu entreißen, schlug fehl.

Bonaparte hatte unterdessen furchtbare Vorbereitungen zu einer Landung in England getroffen. Bevor er sich an die Spitze der Unternehmung stellen wollte, machte er mit seiner Gemahlin Josephine eine Reise durch die Norddepartements, um dieselben zum Kampfe gegen England zu entflammen. Ueberall strömte die Bevölkerung zusammen, um den gewaltigen Mann, der schon so viel Großes gethan hatte und noch Größeres zu unternehmen im Begriff stand, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Er zog durch 17 Departements, berührte 80 Städte, und wurde in den ehemaligen österreichischen Niederlanden mit derselben Begeisterung wie in den altfranzösischen Gegenden aufgenommen.

Die zur Landungsarmee bestimmten Korps setzten sich von allen Seiten her nach der Küste zu in Bewegung. Selbst Italiener waren herbeigerufen worden. Für die Flotte diente Boulogne zum Sammelplatz. Es waren bereits 1851 Kanonierböte, mit 24- und 36-Pfündern besetzt, von denen jedes 100 Mann fassen konnte, vorhanden. Aus allen französischen Häfen zogen Kriegs- und Transportschiffe nach Boulogne hin, und die Versuche der Engländer, sie aufzuhalten oder zu zerstören, blieben vergeblich. Bonaparte schien so fest entschlossen zu der Landung zu sein, daß er eine Abtheilung von Dolmetschern (Guides-Interprètes), welche der englischen Sprache mächtig sein mußten, errichtete. Um den Nationalgeist der Franzosen anzufeuern, ließ er die während der Revolution unterbliebene Gedächtnißfeier der Jungfrau von Orleans wiederherstellen, und befahl, dem französischen Seehelden Jean Bart in Dünkirchen, seiner Geburtsstadt, ein Denkmal zu errichten.

Die Engländer legten in ihren Vertheidigungsmaßregeln eine große Unerschrockenheit und Thätigkeit dar. Großbrittanien besaß eine Kriegsflotte von 511 Schiffen, von denen ein bedeutender Theil im Kanal vereinigt war. Dazu kamen noch 680 kleinere Schiffe, bestimmt, die franzö-

fischen Kanonierböte anzugreifen, den Feind zu beobachten und sich ohne Schwierigkeit seiner Küste zu nähern. Auf den englischen Werften wurde Tag und Nacht gearbeitet. Aber England verließ sich nicht allein auf seine „hölzernen Mauern", ein Wall, aus Männern bestehend, hatte sich mit Freudigkeit erhoben. In den südlichen Grafschaften und an allen bedrohten Punkten standen wohlgerüstete und kampflustige Schaaren zu entschlossener Abwehr gegen den Feind bereit. Es waren 50,000 Mann Linientruppen und gegen 150,000 Milizen aufgeboten worden. Wie immer in Großbrittanien, wenn ein nationales Interesse auf dem Spiel steht, hatte auch diesmal das Volk die größte Opferbereitschaft an den Tag gelegt.

Ungeachtet der Kraft und Begeisterung, welche die Engländer an den Tag legten, konnten sie sich die Gefahr ihrer Lage nicht verhehlen, und trat gegen Ende des Jahres (1803) in der öffentlichen Stimmung eine merkliche Spannung und Erwartung ein. Ihr Land war dem Einfalle des größten Feldherrn und kriegsgeübtesten Heeres ausgesetzt, und sie blieben dabei ganz auf sich selbst gewiesen, ohne von irgend einer Seite her Hülfe oder Dazwischenkunft erwarten zu können. Englands ältester Verbündeter auf dem Kontinent, Oesterreich, war von den Folgen des letzten Feldzuges noch zu sehr erschöpft, um sich in einen neuen Krieg zu stürzen. Rußland dachte, obgleich wegen der Besetzung Hannovers und Neapels mit Bonaparte unzufrieden, an keinen Bruch mit ihm, sondern wollte seine Kräfte für die Zukunft aufsparen, und Preußen unterhandelte über die Räumung Hannovers durch die Franzosen, war aber zu keiner Diversion zu Gunsten Englands geneigt. Frankreich gebot, außer über die batavische Republik, welche wie ein Theil seines eigenen Gebiets anzusehen war, mittelbar über ganz Italien, über die Schweiz, welche ihm 16,000 Mann Hülfstruppen stellte, und über Spanien und Portugal, von welchen jenes monatlich 6 Mill. Fr., dieses 1 Mill., als Beisteuer zum Kriege gegen England, zu zahlen sich anheischig gemacht hatte.

---

28. Versuche zu Bonaparte's Sturz. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Pichegru's und Moreau's Proceß.

Der Haß, welchen früher die Führer der Revolution bei deren Gegnern erregt hatten, war jetzt auf ein einziges Haupt, auf das Bonaparte's, gerichtet. Von den Feuillants an bis zu den Terroristen

hatten die verschiedenen revolutionairen Parteien immer die eine die andere verschlungen, und dadurch in den Augen der verbannten Prinzen und ihrer Anhänger die Angriffe auf die alte Ordnung der Dinge an sich selbst, durch ihren eigenen Untergang, gebüßt. Jetzt aber stand nur ein einziger Mann, Bonaparte, Alles vermögend, da, und dieser Einzige schien, während er Alles bedrohte, oder in Abhängigkeit von sich hielt, unangreifbar zu sein. Daß Bonaparte jemals das Schicksal Derer, welche seit 1789 vor ihm am Ruder gewesen, theilen, daß er durch einen Parteikampf oder Staatsstreich gestürzt werden würde, wie es nach einander Bailly, Brissot, Danton, Hebert, Robespierre, den Fructidoristen und zuletzt dem Direktorium ergangen war, ward fast für unmöglich gehalten. Man fühlte in und außer Frankreich, daß er die Zügel mit zu fester Hand hielt, und um ihn her Alles zu schwach geworden war, um sie ihm entreißen zu können. Dieser gewaltige Mann, dessen Einfluß sich über den größten Theil des Kontinents erstreckte, und der von keiner inneren Bewegung für sich Etwas zu besorgen brauchte, bedrohte jetzt England, das letzte Bollwerk der europäischen Unabhängigkeit, die Zuflucht der Ausgewanderten, und den Herd, von welchem aus sie das Feuer des Bürgerkrieges und den Widerstand gegen die Revolution in Frankreich selbst zu vertreiben gesucht hatten. Von Bonaparte's Kraft und Glück war auch in diesem Falle, wie in vielen vorangegangenen, ein Gelingen seines Unternehmens zu fürchten. Was würde aber aus den Anhängern der alten Monarchie geworden sein, wenn auch Großbrittanien, ihr letztes Asyl, unter die Botmäßigkeit des französischen Gewalthabers fiel? Daß dieser einen natürlichen Beruf zur Herrschaft besaß, daß er den inneren Zustand Frankreichs in kurzer Zeit wesentlich verbessert hatte, machte ihn für die Widersacher der Revolution in dem Grade hassenswerther, als er gefährlicher war. Denn dadurch befestigte er, wenn auch zu anderen Zwecken, die Basis der 1789 eingeführten Institutionen, die sie um jeden Preis zerstören wollten. Zugleich war dieser außerordentliche Mann von zu selbstsüchtiger und ausschließender Natur, um für einen wahrhaften Regenerator gelten zu können, und der Welt eine sittliche Unterordnung unter seinen Willen abzunöthigen.

Es blieb in den Augen der von ihrer Leidenschaft über die Gränzen der Menschlichkeit und des Rechts hinausgerissenen Feinde Bonaparte's nur ein Mittel, sich seiner zu entledigen, übrig. Er mußte aus dem Kreise der Lebenden entfernt werden. Der Versuch mit der Höllenmaschine war mißlungen. Ein unmittelbarer, weniger vom Zufall abhängiger, Angriff auf ihn konnte aber gelingen. Da die Revolution nicht mehr, wie früher,

der lernäischen Schlange glich, deren abgehauene Häupter alsbald nachwuchsen, sondern Bonaparte deren alleinige Spitze bildete, so hofften die Ausgewanderten, daß, diese abgebrochen, das von ihr überragte Gebäude zusammenfallen, und die früher bestandene Ordnung sich wieder aus ihren Trümmern zu neuer Kraft erheben würde.

Die in London anwesenden höchsten Häupter der Emigration, der Graf von Artois und sein Sohn, der Herzog von Berry, waren theils von entschiedenen persönlichen Feinden Bonaparte's, wie Pichegru, Willot, Georges Cadoudal, Heinrich Lariviere, theils von Widersachern der Revolution überhaupt: Conzié, ehemals Bischof von Arras, dem fanatischsten aller ausgewanderten Prälaten, Bertrand de Molleville, einem der letzten Minister Ludwig XVI. und Sprößlingen des alten Hofadels, wie Armand und Julius von Polignac, dem Marquis de la Rivière u. s. w., umgeben. An diese schloß sich eine Menge von dunkleren Namen, aber alle von demselben Eifer für Wiederherstellung der alten Monarchie beseelt, an. Diese Personen, die meist alle, während des großen Schiffbruches von 1792, in ihren Familien und ihrem Vermögen verletzt worden, verkehrten nur unter einander, theilten sich ihre Hoffnungen mit, und erfüllten sich gegenseitig mit Zuversicht. So lange der Friede gedauert, wären sie niedergeschlagen gewesen; jetzt, wo es wieder Krieg geworden, lebten sie von Neuem auf. Der tägliche Gegenstand des Gespräches in diesem abgeschlossenen, auf einen einzigen Gegenstand leidenschaftlich gerichteten Kreise war die Lage Frankreichs, und hierbei wiederum die Stellung, welche Bonaparte daselbst einnahm. In den Augen der Ausgewanderten schien die Kraft der Revolution erloschen, das Volk, durch immerwährende Aushebungen und hohe Steuern erschöpft, derselben überdrüssig geworden zu sein. Zu der zahlreichen Klasse derjenigen, welche durch die Umwälzung ursprünglich verloren hatten, wären jetzt, nach dieser Auffassung, noch die, welche während ihres Verlaufes gelitten, und die Ermüdeten und Getäuschten hinzugekommen. Die Revolution besitze demnach mehr Widersacher als wahre Anhänger. Es gäbe nur eine kleine Partei, welche sich in die davongetragene Beute getheilt habe, und an der Spitze derselben befinde sich Bonaparte, der allein durch seinen Verstand und seinen Muth einer großen Umgestaltung und der Rückkehr zum Alten entgegenstehe.

Unaufhörlich wurden, bei den Zusammenkünften der Ausgewanderten, die unermeßlichen Folgen, welche das Verschwinden dieses vermeintlich einzigen Hindernisses ihrer Pläne nach sich ziehen würde, durchgesprochen. Von diesem lebhaft gehegten Gedanken bis zu der Billigung

eines gewaltsamen Entschlusses, und der Betheiligung an seiner Ausführung ist der Weg im menschlichen Herzen überhaupt nicht weit, am Wenigsten aber unter einem Volke, das an Bürgerkrieg, Blutvergießen und Gewaltsamkeiten aller Art gewöhnt war. Die Großen unter den Ausgewanderten ließen allerdings nichts von einer bestimmten Absicht der Art laut werden, sprachen das Wort „Meuchelmord" nicht aus, gaben aber auch, obgleich mit der Gesinnung eines Theiles ihrer Anhänger vertraut, keine entschiedene Mißbilligung zu erkennen. In allen Fraktionen der Emigration wurde die Vorstellung vom Untergange Bonaparte's mit Vorliebe gehegt, und als die wünschenswertheste Lösung der vorhandenen Verwickelung angesehen. Es gab aber in ihr außerdem noch eine nicht zahlreiche, aber verwegene Minorität, welche Bonaparte persönlich anzufallen entschlossen war, und in einer solchen That nicht ein Verbrechen, sondern ein verdienstliches Unternehmen sah.

Die englischen Minister hatten, von Anfang des Krieges gegen Frankreich an, die daselbst sich erhebenden inneren Unruhen und Parteikämpfe zu benutzen gesucht. Auch sie sahen jetzt, wie die Ausgewanderten, in Bonaparte den einzigen wahrhaften Feind, der nicht nur, wie manche früheren Beherrscher Frankreichs, Großbrittaniens Oberherrschaft zur See bekämpfte, sondern dasselbe mit Unterjochung bedrohte, und dazu die gewaltigsten Anstalten traf. Auch sie sind, eben so wenig wie die Häupter der Emigration, so weit gegangen, einen persönlichen Angriff auf ihn gut zu heißen, mögen demselben aber auch nicht entschieden entgegen getreten sein. Es gibt unzweifelhafte Beweise dafür, daß einige diplomatische Agenten des englischen Kabinets im Auslande zu einem Anfall auf Bonaparte's Leben riethen. Es ist über diesen Anreizungen zum Meuchelmorde ein Dunkel schweben geblieben, aber dieselben durchaus in Abrede stellen zu wollen, wäre unmöglich.

Unter allen Ausgewanderten zeichnete sich Georg Caboudal, durch einen bis zur äußersten Verwegenheit gesteigerten Muth, durch glühende Anhänglichkeit an das vertriebene Königshaus, und Haß gegen die Revolution, in deren Bekämpfung er seine Jugend zugebracht hatte, aus. Als er nach seiner Unterredung mit dem ersten Konsul, in welcher ihm vergebens glänzende Anerbietungen, wenn er sich dem neuen System anschließen wollte, gemacht worden, in Gesellschaft eines anderen bekannten Royalisten, Hyde de Neuville, nach England zurückkehrte, sagte er zu demselben, auf seine mächtigen Fäuste zeigend: „Welches Unglück, daß ich jenen Menschen nicht erwürgt habe. Es wäre dann Alles anders

geworden!" Cadoudal hatte Gelegenheit gehabt, während des Bürgerkrieges in den Gebüschen, auf den Haiden und unter den Moräſten ſeiner Heimath, neben ſeiner natürlichen Unerſchrockenheit, ſich auch die Liſt und Geſchicklichkeit in Handſtreichen anzueignen, ohne welche Verſchwörungen der Art nicht gelingen können. Es war ihm eine Anzahl Gleichgeſinnter aus der Bretagne nach London gefolgt. Die brittiſche Regierung hoffte auf neue Unruhen im Weſten Frankreichs, welche der Herzog von Berry durch ſeine Gegenwart beleben ſollte, und auf eine Erhebung in den öſtlichen Departements, für welche man auf das Erſcheinen und die Mitwirkung des Herzogs von Enghien, eines Enkelſohnes des Prinzen von Condé, zählte. Cadoudal war aber entſchloſſen, dem Allen zuvorzukommen, mit einigen ſeiner kühnſten Genoſſen, auf geheimen Pfaden, von der Küſte bis nach Paris zu gelangen, und ſich dort ſo lange verborgen zu halten, bis ſich eine Gelegenheit zur Ausführung ſeiner Abſichten gezeigt haben würde. Der erſte Konſul pflegte, auf dem Wege zwiſchen Paris und St. Cloud oder Malmaiſon, ſich nur von zehn bis zwölf Reitern begleiten zu laſſen. Cadoudal beſchloß, ihm mit einer Anzahl Bewaffneter aufzulauern, ſein Gefolge zu überwältigen oder zu zerſtreuen, und ihn ſelbſt während des Tumults niederzumachen. Auf dieſe Art, hoffte er, würde ſein Unternehmen in den Augen der Welt mehr einem Gefecht als einem mörderiſchen Ueberfall ähnlich ſehen.

Indeſſen begriffen Bonaparte's kaltblütigere Gegner, daß mit deſſen perſönlichem Untergange noch nicht Alles entſchieden ſein würde. Es blieben, ſelbſt in dieſem Falle, noch immer große Hinderniſſe für eine royaliſtiſche Reſtauration zu überwinden übrig. Die geſammte Verwaltung, ein in einem ſo ausgebildeten Centraliſationsſtaate, wie Frankreich, beſonders wichtiger Beſtandtheil des öffentlichen Lebens, wäre, wie man dies ſpäter ſo oft geſehen hat, ſchon damals dem Sieger zugefallen. Die Geiſtlichkeit würde ſich unzweifelhaft den bourboniſchen Prinzen wieder zugewandt haben, und die Maſſe hätte, ſo hofften wenigſtens die Ausgewanderten, durch Ausſicht auf langen Frieden, Herabſetzung der Steuern, Anerkennung der weſentlichen Errungenſchaften der Revolution, die dann ſpäter, nach Befeſtigung des Thrones, wieder zurückgenommen worden wären, wenigſtens für den Augenblick gewonnen werden können. Aber das Schwierigſte für die Royaliſten war, eine Armee zu ſich hinüber zuziehen, welche ſich, ſeit dem 9. Vendemiaire und dem 18. Fructidor, daran gewöhnt hatte, auch in die inneren Angelegenheiten Frankreichs entſcheidend einzugreifen. Unter ihren

Generalen befanden sich manche Neider und Nebenbuhler Bonaparte's, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er sich aus einem ihres Gleichen zu ihrem Herrn gemacht hatte, und die seinen Tod als eine Befreiung für sich angesehen haben würden. Bei den Officieren und Soldaten war aber auf kein Entgegenkommen für das vertriebene Königshaus, welches ihnen verhaßt oder gleichgültig war, zu rechnen.

Cadoudal, der vor Ungeduld brannte, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, begab sich im August 1803 mit einer Anzahl entschlossener Genossen von London nach Paris, um dort den politischen Horizont zu beobachten, sich mit seinen Anhängern in der Bretagne und der Vendée in Verbindung zu setzen, und die Vorbereitungen zu einem Angriffe auf den ersten Konsul zu treffen. Er überzeugte sich bald, wie sehr die in England lebenden Ausgewanderten von Selbsttäuschungen und falschen Nachrichten irre geleitet waren. Im pariser Volke gab sich keine Erkaltung oder Verstimmung gegen den ersten Konsul kund, und die Royalisten zeigten sich weniger als früher zu einer Bethätigung ihrer Grundsätze, und einer Schilderhebung gegen die Regierung geneigt. In Folge von Cadoudal's Berichten fühlte man jetzt in London die Nothwendigkeit, einen der berühmten Namen des revolutionairen Frankreichs für die königliche Sache zu gewinnen. Pichegru, der ein entschiedener Royalist geworden, und sich im Hauptquartier der Emigration befand, hatte, durch sein Verhalten im Rath der Fünfhundert, seine Betheiligung am Klub Clichy, und seine bekannt gewordene Verbindung mit den Prinzen von Condé, allen Einfluß unter seinen früheren Waffenbrüdern verloren.

Es gab damals in Frankreich nur einen Mann in der republikanischen Partei, der Bonaparte gegenüber gestellt werden konnte, und von welchem sich große Dienste für das Königthum, wenn es gelang, ihn zum Anschluß an dasselbe zu bewegen, erwarten ließen. Es war dies Moreau, der den letzten glänzenden Erfolg der französischen Waffen, den Sieg bei Hohenlinden, davon getragen hatte.

Moreau, der es nicht ertragen konnte, der Zweite in der Republik zu sein, war mit Bonaparte gänzlich zerfallen. Er hatte seine Entlassung genommen, vermied die officiellen Cirkel der Hauptstadt, und lebte auf seinem Landgut Grosbois, von allen mit dem herrschenden System Unzufriedenen umgeben. Er und seine Gesellschaft legten sich keinen Zwang auf, sondern äußerten unverhohlen ihren Widerwillen gegen die Person und Politik des ersten Konsuls, gegen dessen Familie und Kreaturen, und gaben den Wunsch nach einer Veränderung in der Lage

Frankreichs zu erkennen. Bonaparte, hiervon unterrichtet, ſagte einmal bei einer gewiſſen Gelegenheit: „Moreau wird ſich den Kopf an den Pforten der Tuileries einſtoßen!“ — Es war bedenklich, einen General, der beſonders Alles, was in Bonaparte's Walten an die Monarchie erinnerte, und deren Wiederherſtellung vorbereitete, das Konkordat, die Stiftung der Ehrenlegion u. ſ. w. tadelte, zu einer Stütze des Königthums nehmen zu wollen. Die Ausgewanderten hofften aber, daß bei Moreau die perſönliche Antipathie gegen den erſten Konſul über die republikaniſchen Principien die Oberhand erhalten werde.

Moreau konnte aber nicht von den Ausgewanderten unmittelbar ſelbſt in ihre Netze gezogen werden. Er würde bei einem von dieſer Seite her gemachten Verſuche ſogleich Verdacht geſchöpft haben, und der Plan im Entſtehen geſcheitert ſein. Dazu wurde Pichegru, unter welchem Moreau eine Zeit lang gedient hatte, beſtimmt. Pichegru begann damit, daß er Moreau durch gemeinſame Freunde um Verwendung bei der franzöſiſchen Regierung, zur Bewilligung der Rückkehr nach Frankreich, die Pichegru allein unter allen in Folge des 18. Fructidor Deportirten verſagt worden war, erſuchen ließ. Moreau glaubte, dem Eroberer Hollands und einem ehemaligen Waffengefährten, über deſſen fortdauernde enge Verbindung mit den verbannten Prinzen er nicht unterrichtet war, einen ſolchen Dienſt nicht verſagen zu dürfen, und die erſte Einleitung zu einer näheren Verbindung war auf dieſe Art getroffen.

Am 16. Januar 1804 landete Pichegru in Frankreich, von einem der Polignacs, de la Rivière, und mehren anderen Perſonen von vornehmem Namen begleitet. Nach und nach ſtellten ſich einige vierzig Ausgewanderte von London aus in Paris ein. Sie fanden Cadoudal nicht entmuthigt, aber mit der Lauheit der Royaliſten, und der Geringfügigkeit ſeiner bisherigen Erfolge unzufrieden.

Es war in London verabredet worden, daß, ſobald Moreau gewonnen, und Cadoudal's Anſchlag auf den erſten Konſul gelungen war, ſich einer oder mehre der in der Hauptſtadt Englands befindlichen bourboniſchen Prinzen nach Frankreich begeben ſollten. Ein brittiſcher Geheimerathsbefehl, von einem Rundſchreiben des Prinzen von Condé begleitet, wies die in Deutſchland befindlichen Ausgewanderten, welche von der engliſchen Regierung Unterſtützungsgelder empfingen, an, ſich der franzöſiſchen Gränze zu nähern. Das Organ der Emigration, der „Courrier de Londres“ enthielt die franzöſiſche Ueberſetzung einer unter Cromwell erſchienenen Schrift: „Tödten iſt nicht Morden“ betitelt. Dieſes

Pamphlet hatte einst zur Ermordung des Protektors aufgefordert, und, nach dem Bericht von Zeitgenossen, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seitdem nicht mehr heiter geworden war. Die Uebersetzung war, um den Zweck zu bezeichnen, Bonaparte mit dem Motto „Necesse est unum mori pro populo“ zugeeignet. An der londoner Börse lief im Monat Januar mehrmals das Gerücht von Bonaparte's Tode umher.

Diese Anzeichen von Dem, was vorging, machten die pariser Polizei aufmerksam, welche aber, ungeachtet aller Bemühungen, keine nähere Kunde über das Dasein der Verschwörung einziehen konnte. Eine Ahnung von der ihn bedrohenden Gefahr machte Bonaparte in dieser Zeit ungewöhnlich unruhig und argwöhnisch. Es waren in Paris bereits mehre Verdächtige verhaftet, aber von ihnen bisher keine Geständnisse erlangt worden. In der Nacht vom 25. Januar ließ sich der erste Konsul die Liste der politischen Gefangenen vorlegen, und bezeichnete, von einigen zu ihren Namen hinzugefügten Bemerkungen veranlaßt, fünf derselben, welche sogleich vor Gericht gestellt werden sollten. Zwei von ihnen wurden frei gesprochen, drei, als Sendlinge der Emigration, verurtheilt. Zwei von diesen waren schon hingerichtet worden, und dem dritten, Querelle, stand dasselbe Schicksal bevor, als er um Aufschub bat, und gestand, daß er mit Cadoudal bei Biville, in der ehemaligen Normandie gelegen, gelandet war. Er theilte auch genaue Nachrichten über dessen Gefährten mit, und erklärte, daß ein französischer Prinz an derselben Stelle mit anderen Ausgewanderten von einem englischen Fahrzeug ausgeschifft werden solle. Savary, später Herzog von Rovigo, Desaix' Adjutant, der, nach dessen Tode, zu Bonaparte gekommen, und dessen Vertrauter geworden, wurde nach Biville, von verkleideten Gensd'armen begleitet, geschickt, um den gelandeten französischen Prinzen in Empfang zu nehmen, verweilte daselbst aber fast einen Monat lang, ohne daß die erwartete Beute erschien.

Hierdurch in Bewegung gesetzt, entwickelte die pariser Polizei eine große Thätigkeit, und Ende Januars waren die Gefängnisse mit Verdächtigen angefüllt. Unter diesen befanden sich Picot, ein Diener Cadoudal's, und Bouvet de Logier, ein Officier der ehemaligen vendeeischen Armee. Picot sagte im Verhör aus, daß Cadoudal und Pichegru in Paris wären. Bouvet de Logier ließ sich von dem Staatsrath Réal, welcher die Polizei leitete, zu einem halben Geständniß bewegen, wollte sich dann aber aus Reue über dasselbe erdrosseln, ward aber daran gehindert, und erklärte jetzt, außer Dem, was Picot schon ausgesagt hatte, daß Moreau eine geheime Zusammenkunft mit Pichegru gehabt habe, und

daß ersterer sich zwar für Beseitigung der konsularischen Regierung, aber gegen Wiederherstellung des Königthums ausgesprochen habe, wodurch das Attentat auf Bonaparte gehindert worden sei. Der erste Konsul war über diese unerwarteten Enthüllungen auf das Aeußerste erstaunt. Am 15. Februar ward Moreau verhaftet, der in der That mehrmals mit Pichegru, Cadoudal und anderen Ausgewanderten zusammengekommen war, sich aber mit ihnen nicht über Frankreichs Zukunft, noch Bonaparte's Wegräumung, hatte einigen können. Bonaparte, von dem Moreau weniger, als dieser glaubte, gefürchtet wurde, und der dessen Neid und Eifersucht fremden Einflüsterungen zuschrieb, hatte die Absicht, ihn einer Untersuchung zu entziehen. Er ließ Moreau zu dem Ende durch den Großrichter Regnier eine Unterredung in den Tuileries vorschlagen, und hoffte sich mit ihm verständigen zu können. Moreau, der darin eine Demüthigung für sich sah, und von den gegen ihn stattgehabten Aussagen nicht unterrichtet war, verweigerte die Zusammenkunft, und wurde noch denselben Abend zum Verhör gebracht.

Bonaparte zögerte, entschiedene Maßregeln zu nehmen, so lange nicht Pichegru's Anwesenheit in Paris unzweifelhaft war. Die Aeußerungen einzelner Verhafteten über diesen Punkt genügten ihm nicht. Pichegru, dem die Polizei auf die Spur gekommen, ward immer enger eingeschlossen, von Straße zu Straße getrieben, und endlich von einem Börsenaufwärter Namens Blanc, bei dem er in der letzten Zeit gewohnt hatte, gegen die Summe von 100,000 Fr. an die Regierung verrathen. Pichegru, der sehr stark war, wehrte sich, obgleich im Schlafe überfallen, wie ein Verzweifelter gegen die ihn ergreifenden Gensd'armen, mußte sich aber nach langem Ringen ergeben (28. Februar). Schon am folgenden Tage ward eine Verordnung erlassen, die Alle, welche 60 Personen, deren Namen ein genaues Signalement hinzugefügt war, bei sich aufnehmen oder ihnen sonst durchhelfen, mit dem Tode, und die, welche sie erkennen, aber nicht angeben würden, mit sechsjähriger Kettenstrafe bedrohte. Die Barrieren von Paris wurden, wie während der Septembermetzeleien 1792, und am 31. Mai und 2. Junius 1793, bei Gelegenheit des Sturzes der Gironde, geschlossen, und Niemand herausgelassen. Auch außerhalb der Mauern der Hauptstadt waren überall Schildwachen aufgestellt, und die Ufer der Seine von einer, der Konsulargarde einverleibten, Abtheilung Matrosen besetzt worden. Die Schreckenszeit schien sich für Paris erneuern zu wollen.

Pichegru läugnete in seinen Verhören die Absicht, warum er nach Frankreich gekommen, und seine Zusammenkünfte mit Moreau ab. Die-

ser aber, nur auf dem Schlachtfelde fest und stark, sonst aber schwachen Charakters und ungewissen Sinnes, setzte ein Schreiben an Bonaparte auf, worin er die Kenntniß von Pichegru's Vorhaben, die er vorher beharrlich verneint hatte, eingestand, aber auch seine Abneigung gegen die Bourbonen erklärte, und an die am 18. Brumaire geleisteten Dienste erinnerte. Bonaparte ließ ihm antworten, daß solche Mittheilungen zu spät kämen und daß der Justiz jetzt ihr Gang gelassen werden müsse. Wie gegen Moreau, so war auch gegen Pichegru Bonaparte nicht zur äußersten Strenge geneigt. „Die Männer der Revolution," sagte er zu dem mit der Untersuchung beauftragten Großrichter Regnier, „dürfen sich nicht unter einander verzehren!" — Er bot Pichegru gegen Ablegung eines offenen und umfassenden Geständnisses, einen Aufenthalt in Cayenne, aber nicht als Deportirter, sondern als Kolonist, und zu diesem Zweck von der Regierung mit Geld unterstützt, an. Pichegru, darin eine Falle besorgend, ging auf den Antrag nicht ein.

Es waren unterdessen Alle, an deren Habhaftwerdung der Regierung besonders lag, die beiden Polignac's, de la Rivière u. s. w., ergriffen und nach dem Temple gebracht worden. Am 9. März ward endlich auch Cadoudal, nachdem er mehre Tage lang von der Polizei wie ein Wild gehetzt worden, in der Nähe des Pantheon, in einem Wagen sitzend, verhaftet. Er streckte den ersten Polizeidiener, welcher ihn aufhalten wollte, mit einem Pistolenschuß todt nieder, verwundete einen zweiten schwer, ward aber zuletzt überwältigt. Cadoudal gestand in seinem Verhör unumwunden ein, daß er in der Absicht, den ersten Konsul aufzuopfern, nach Frankreich gekommen sei.

Alle Angeklagten, die in das Geheimniß der Verschwörung näher eingeweiht waren, hatten einstimmig ausgesagt, daß sie der Ankunft eines französischen Prinzen entgegensahen, um ihre Pläne zur Ausführung zu bringen. Savary hatte an der Stelle, wo Cadoudal, Pichegru u. s. w. gelandet, mehre Wochen lang vergebens geharrt, indem man in Paris der Meinung gewesen, daß der von seinen Anhängern Erwartete ebenfalls bei Biville ausgeschifft werden würde. Von seinen Kundschaftern in London ward Bonaparte unterrichtet, daß keiner der daselbst wohnenden Bourbonen sich von dort entfernt habe. Der mitverschworne Prinz mußte daher von einer anderen Seite her eintreffen. Der erste Konsul zog eines Tages von Talleyrand und Fouché nähere Erkundigungen über die ausgewanderten Prinzen ein, und erfuhr, daß der Herzog von Enghien sich seit einiger Zeit in der kleinen Stadt Ettenheim im Badenschen, nicht weit von der französischen Gränze gelegen, aufhalte. Der-

ſelbe hatte ſich in allen von dem condé'ſchen Korps den Republikanern gelieferten Gefechten immer durch großen Muth ausgezeichnet. Es war bekannt, daß Enghien von der brittiſchen Regierung ein Jahrgehalt bezog und gewiſſermaßen in ihrem Dienſt ſtand. Daß dieſer Prinz blos wegen ſeiner Liebe zu der Prinzeſſin Charlotte von Rohan, wie das Gerücht ging, welche ebenfalls mit ihrem Vater in Ettenheim lebte, daſelbſt weile, ſchien Bonaparte nicht glaublich zu ſein. Ein Späher ward nach Ettenheim geſchickt, um die Lebensweiſe des Prinzen auszuforſchen. Die eingeſandten Berichte beſagten, daß derſelbe ſich oft von dort entferne, ohne daß man den Grund ſeiner Abweſenheit und wo er ſich einſtweilen befinde, wiſſe. Es ſtimmte dies mit der anderweitig eingezogenen, obwohl irrigen, Nachricht überein, daß Enghien öfters im Geheimen in Straßburg, Andere behaupteten ſogar in Paris, geweſen ſei.

Enghien's kühner Sinn, ſein Verhältniß zu England, ſein Aufenthalt unfern der franzöſiſchen Gränze, und die fortdauernde Anweſenheit der übrigen Bourbonen in London befeſtigten Bonaparte in dem Verdacht, daß dies der Prinz wäre, den die Angeklagten erwartet hatten, daß er an der Spitze der Verſchwörung ſtehe, und mit der Abſicht eines Anfalles auf ſeine Perſon einverſtanden ſei.

Der Zorn, von welchem Bonaparte gegen die Republikaner, wegen der ihnen drei Jahre vorher fälſchlich Schuld gegebenen Höllenmaſchine, erfüllt geweſen war, hatte ſich jetzt ausſchließend gegen die Royaliſten gewandt. Er klagte ſie, nach den Beweiſen von Milde und Verſöhnlichkeit, welche er ihnen, durch Zurückgabe ihrer unverkauften Güter, durch Aufhebung der Verbannung, durch Anerbietung, in ſeinen Dienſt zu treten, gegeben, des ſchwärzeſten Undankes an. Er ſagte zu verſchiedenen Malen: „Die Bourbonen wollen mein Blut wie das eines unreinen Thieres vergießen; ich will ihnen zeigen, daß ich das ihrige nicht für beſſer halte. — Ich war bisher der nachſichtigſte der Menſchen, ich werde mich aber jetzt furchtbar zu machen wiſſen, und beweiſen, daß es gefährlich iſt, ſich an mir zu vergreifen.“ — In dieſer Geſinnung ward der erſte Konſul von denen, in welche er damals das meiſte Vertrauen ſetzte, Talleyrand, Fouché, Réal, Savary u. ſ. w., beſtärkt, welche das Feuer des Haſſes in ihm geſchäftig anſchürten.

Am 12. März unterzeichnete Bonaparte den Befehl zu des Herzoges gewaltſamer Abführung aus dem Badenſchen. Seine Auslieferung von dem Kurfürſten Karl Friedrich zu verlangen, ſchien unſicher, weil der Bedrohte in dieſem Falle gewarnt werden, und ſich in Sicherheit ſetzen konnte. Vergebens hatte Cambacérès den erſten Konſul von dieſer

Maßregel abzubringen gesucht, und unter allen Umständen Enghien's Leben zu schonen angerathen. Bonaparte blieb unbeweglich, und sagte zu dem, der im Konvent für Ludwig XVI. Tod gestimmt hatte, aber seitdem besseren Sinnes geworden war: „Sie scheinen mit dem Blute der Bourbonen geizig geworden zu sein! Ich aber will gegen die nicht länger Langmuth ausüben, welche Mörder gegen mich aussenden!“ —

Die Obersten Ordener und Caulincourt, letzterer zu Bonaparte's persönlichen Günstlingen gehörend, wurden mit der Verletzung des neutralen badenschen Gebietes und der Verhaftung des an der Verschwörung gegen den ersten Konsul ganz schuldlosen Prinzen beauftragt. Einige hundert Dragoner und Gensd'armen waren zu ihrer Verfügung gestellt. Sie sollten bei Nacht über den Rhein setzen, Ordener mit seinen Reitern Ettenheim umstellen, sich Enghien's und der bei ihm befindlichen Ausgewanderten bemächtigen, Caulincourt in Offenburg mit einer Abtheilung Infanterie und Artillerie, um seinem Gefährten nöthigenfalls zu Hülfe kommen zu können, stehen bleiben.

Am 15. März ward Enghien, der sich Anfangs zur Wehre setzen wollte, und nur der Uebermacht nachgab, ohne daß man bedeutende Papiere bei ihm fand, verhaftet. Am 18. März langte der Prinz in Straßburg an, und ward von da nach Paris gebracht, vor dessen Thoren angekommen, er sogleich nach der Citadelle von Vincennes abgeführt wurde. Bonaparte beauftragte Murat, der Gouverneur von Paris war, mit der Einsetzung eines Kriegsgerichts zur Entscheidung über Enghien's Schicksal. Murat, den man später beschuldigt hat, zu dem Untergange des Prinzen beigetragen zu haben, wurde, da er, ungeachtet seines großen Kriegsmuthes, äußerst mild und menschenfreundlich gesinnt war, von dem ihm gewordenen Auftrage auf das Schmerzlichste überrascht. Er begab sich nach Malmaison, wohin sich Bonaparte zurückgezogen hatte, und rieth ihm lebhaft, von einem gerichtlichen Verfahren gegen den Prinzen abzustehen. Dasselbe thaten seine Gemahlin und seine Stieftochter unter Vergießung von Thränen. Bonaparte sagte zu Josephine: „Du verstehst Nichts von meiner Politik, und Deine Pflicht als Frau ist, zu schweigen!“ — Murat ward von seinem Schwager mit den beleidigenden Worten angelassen: „Da Sie zu feig sind, um Ihre Pflicht zu erfüllen, so will ich sie statt Ihrer thun!“ — Bonaparte setzte alle Befehle, unter anderen auch den, daß der Prinz im Falle einer Verurtheilung, ohne weiteren Aufschub, alsbald hinzurichten sei, eigenhändig auf. Es geschah dies in Murat's Namen, aber nicht nur ohne, sondern

gegen dessen Willen. Savary ward nach Vincennes geschickt, um über die Ausführung der getroffenen Anordnungen zu wachen.

Enghien, obgleich von der eilfertigen Reise höchst erschöpft, und voller Trauer über die Beraubung seiner Freiheit, und die Entfernung von seiner Freundin, der Prinzessin Charlotte von Rohan, ahnte nicht im Entferntesten, was ihm bevorstand. Obgleich er wußte, daß die Ausgewanderten, wenn sie sich auf französischem Boden betreten ließen, nach dem Buchstaben des Gesetzes noch immer mit dem Tode bestraft werden konnten, so war einmal diese Drohung seit lange nicht mehr zur Ausführung gebracht worden, und dann konnte er dem Recht nach unmöglich für eine Rückkehr verantwortlich gemacht werden, die keine freiwillige war.

Die meisten Mitglieder des Kriegsgerichts, dem der General Hulin, Kommandant von Paris, vorstand, erfuhren erst im Augenblick ihres Zusammentretens, um wen und was es sich handelte. Die Verletzung alles Rechtsschutzes war so weit gegangen, dem Prinzen keinen Vertheidiger beizugeben. Enghien erschien furchtlos vor seinen Richtern, gestand offen ein, die Waffen gegen Frankreich getragen zu haben, wies aber mit Heftigkeit die Anschuldigung zurück, mit einem Anschlage gegen das Leben des ersten Konsuls umgegangen zu sein. Während des Verhörs sprach er mehrmals das Verlangen nach einer Unterredung mit demselben aus. Er wurde zum Tode verurtheilt. Ueberrascht, aber in keiner Weise erschreckt, schnitt er beim Schein einer Laterne eine Locke von seinem Haar, wickelte dieselbe in ein Papier, und bat, sie der Prinzessin von Rohan zu schicken. Er empfing den Tod am 21. März, Morgens um 6 Uhr, mit einem seiner kriegerischen Vorfahren würdigen Muth. Er wurde da, wo er gefallen, im Festungsgraben von Vincennes, begraben. Unter der Restauration sind seine Ueberreste in der Kapelle der Citadelle beigesetzt und ihm ein Denkmal daselbst errichtet worden. Er war erst einunddreißig Jahre alt, als er starb, und die Hoffnung seiner Familie gewesen.

Es was fast bis zum letzten Augenblick die Möglichkeit, den Prinzen zu retten, vorhanden gewesen. Bonaparte hatte nämlich in der Nacht vom 20. März dem Staatsrath Réal den Befehl zugeschickt, sich nach Vincennes zu begeben und Enghien zu verhören. Aber Réal, mit der Leitung der Untersuchung gegen die Gefangenen im Temple beauftragt, war mehre Tage und Nächte lang so anhaltend beschäftigt gewesen, daß er sich am Abend des 20. März früh zur Ruhe begab, und seiner Dienerschaft ver-

bot, ihn, es ereigne sich auch, was da wolle, zu wecken. Erst am Morgen war ihm der Auftrag des ersten Konsuls zugegangen. Er eilte sogleich nach Vincennes, begegnete aber unterweges Savary, der ihn von der vollzogenen Hinrichtung benachrichtigte. Wenn dieser etwas gezögert und Réal den Prinzen gesprochen hätte, so würde dessen Wunsch nach einer Unterredung mit dem ersten Konsul und seine schon jetzt höchst wahrscheinlich gewordene Unkenntniß der entdeckten Verschwörung nicht ohne glückliche Folgen geblieben sein. Savary und Réal traten zugleich in Bonaparte's Kabinet, jener, um über die Ausführung seines Auftrages zu berichten, dieser, um sein Nichterscheinen in Vincennes zu entschuldigen. Der erste Konsul lobte weder den einen, noch tadelte er den anderen, war schweigsam, entließ sie bald, und schloß sich dann mehre Stunden lang in seine Bibliothek ein. Am Abend äußerte Bonaparte, von der in seiner Familie herrschenden Trauer über das Vorgefallene innerlich betroffen, aber äußerlich unerschüttert: „Man will die Revolution angreifen! Ich muß sie vertheidigen. Denn ich, ich bin die Revolution! Man wird von heute an sich vor uns in Acht nehmen, denn man sieht, was wir im Stande sind zu thun!“ —

Diese Handlung ist der dunkelste Flecken in Bonaparte's Leben und für ihn folgenschwerer gewesen, als er aus Verblendung oder Heuchelei später hat eingestehen wollen. Er hatte sich schon so Manches zu Schulden kommen lassen, was den Freund der Wahrheit und des Rechtes an ihm irre machen konnte. Sein treuloses Verhalten gegen Venedig, die übermäßige Ausdehnung des französischen Einflusses in Holland, der Schweiz und Italien, die Vereinigung Piemonts mit Frankreich, vor Allem aber die hinterlistige Weise, mit der er eine die Willkühr von Hause begünstigende Verfassung, wie die des Jahres VIII, durch Abänderungen und Zusätze seiner Herrschsucht anzupassen wußte, waren geeignet, die übelsten Besorgnisse für die Zukunft zu erregen. Indessen hatte er bis zu Enghien's Tode keinen eigentlich tyrannischen Akt weder im Innoch im Auslande verübt. Seine Eingriffe in die Rechte der Nachbarstaaten konnten für einen Mißbrauch des Sieges, wie man ihn bei den meisten glücklichen Herrschern gesehen hat, und die Unterdrückung im Innern für ein Schutzmittel gegen die Rückkehr der Anarchie und des Jakobinismus gelten, unter welchen Frankreich so lange gelitten hatte, die mehr eingeschlummert als erstorben waren, und deren Wiedererwachen nicht unter die Unmöglichkeiten gehörte.

Aber die Verhaftung eines Prinzen auf einem fremden Gebiet, ohne Bewilligung der betreffenden Regierung, die Verletzung aller gesetzlichen

Formen bei dem Proceß, die Entziehung eines Vertheidigers, der selbst vor dem Revolutionstribunal nicht gefehlt haben würde, die anbefohlene Eile bei der Vollziehung des Urtheils, die Grausamkeit, das Mitglied einer ohnedies so unglücklich gewordenen Familie dem Tode zu überliefern, machen Bonaparte's Verhalten in diesem Falle zu einem der verwerflichsten, das es in der Geschichte aller Zeiten und Völker giebt. Er glaubte schon damals an das, was er „seinen Stern" nannte, er hielt sich für nothwendig und deshalb für unverletzlich. Es war demnach nicht das Bedürfniß der Sicherheit für ihn, sondern Stolz und Rache, weshalb er Enghien zu seinem Opfer erkohr. Es trat diese Hinrichtung nicht mitten im Sturm entfesselter Leidenschaften, wie 1793 und 1794, als sich die Revolution auf allen Seiten angegriffen sah, und blind auf ihre Gegner losschlug, sondern in einer im Vergleich ruhigen Zeit ein, in welcher eine solche Verletzung des Rechtes und der Gesetze mit keiner den ganzen Zustand bedrohenden Gefahr entschuldigt werden konnte. Bonaparte wollte durch Enghien's Tod Schrecken verursachen, und ordnete diesem Zweck jede menschliche Empfindung und Rücksicht unter. Dieser eine Zweck ward von ihm, wie fast Alles, was er damals wollte, allerdings erreicht. Mit Enghien's Hinrichtung hörten die Verschwörungen gegen Bonaparte's Person auf. Aber er bezahlte diese vermehrte Sicherheit mit dem Verluste des Vertrauens, und selbst eines Theiles der Bewunderung, welche er bisher erregt hatte. Ein an altrömisches Wesen, an den Orient und an die gewaltsamsten Zeiten des Mittelalters erinnernder Charakter fing in Bonaparte sich zu entwickeln an, dessen sonst so ungleichartige Elemente nur darin übereinstimmten, daß er sich über jede Verantwortlichkeit vor göttlicher und menschlicher Gewalt hinaussetzte, und nur die Befriedigung seines inneren Dranges und seiner äußeren Größe zur Richtschnur nahm. Das strahlende Bild des jugendlichen Helden von Lodi, Arcole und den Pyramiden, welches einen großen Theil Europa's bezaubert hatte, alterte von da an schnell in der Einbildungskraft der Menschen, und verwandelte sich in die düstere Erscheinung eines drohenden Despoten, der für immer mit dem Makel, schuldloses Blut vergossen zu haben, behaftet blieb.

Der Proceß gegen Pichegru, Moreau u. s. w. war unterdessen mit Eifer betrieben worden. Der Zweck der Verschwörung, Bonaparte zu ermorden und die Bourbonen an seine Stelle zu setzen, war durch Geständnisse und gegenseitige Beschuldigungen der Betheiligten unzweifelhaft geworden. Was Moreau betrifft, so konnte er allerdings nicht des Versuches, das Königthum wiederherstellen zu wollen, beschuldigt werden.

Aber die Absicht, die gegenwärtige Regierung zu stürzen, und als ihr Nachfolger aufzutreten, ging, obgleich er es beharrlich läugnete, aus allen Aussagen als höchst wahrscheinlich hervor. Pichegru kam dem Ausgange des Processes zuvor, indem er sich im Gefängnisse in der Nacht vom 6. April erdrosselte. Man fand in einem Seneca auf dem Tisch vor seinem Bett das Blatt aufgeschlagen, wo davon die Rede ist, daß dem Tugendhaften, welcher an der Freiheit verzweifelt, nichts als der Tod übrig bleibt. Es war dies ein trauriges Ende für einen Mann, unter welchem Generale wie Hoche und Moreau gestanden hatten, von dem Holland erobert worden, der schon berühmt geworden, wie Bonaparte noch unbekannt war, der aber später theils Unmögliches ausführen wollte, theils Das, was er unternahm, nur mit halber Ueberzeugung und Kraft angriff und sich auf die dunkeln Pfade politischer Ränke und Verschwörungen, für welche er nicht geeignet war, begab.

Der Proceß wurde vor dem Kriminaltribunal des Departements der Seine, aber ohne Geschworne, geführt. Die Hinrichtung des Herzoges von Enghien, der Selbstmord Pichegru's, die Anklage gegen Moreau hatten einen Augenblick lang im Volke eine Mißstimmung gegen die Regierung hervorgerufen. Mehre Generale und ein Theil der pariser Garnison verhehlten ihre Theilnahme für den Sieger von Hohenlinden nicht, dessen militairischer und moralischer Ruf zu glänzend war, um von einer einzigen Schwäche oder Verirrung ganz verdunkelt werden zu können. Am 10. Junius wurde das Urtheil gesprochen. Cadoudal, Bouvet de Lozier, Armand von Polignac*), de la Rivière und fünfzehn Andere wurden zum Tode verurtheilt. Ueber Moreau und Julius von Polignac, der sich erbot für seinen Bruder zu sterben, sprach das Tribunal zweijährige Haft aus. Zwei und zwanzig Angeklagte wurden freigesprochen. Unter 12 Richtern hatten 5 für Moreau's Tod gestimmt. Als einer dieser letzteren den Philologen Clavier, Mitglied des Gerichtshofes, zum Beitritt, mit der Bemerkung, daß Bonaparte Moreau gewiß begnadigen werde, aufforderte, gab Clavier die schöne Antwort: „Aber wer würde denn mich begnadigen?" — Bonaparte ließ sich von seiner Gemahlin, seiner Stieftochter und seinen Schwestern zur Begnadigung mehrer der Verurtheilten, unter ihnen die beiden Polignac's, de la Rivière, Bouvet de Lozier u. s. w., bewegen. Moreau's Haft ward in Verbannung nach Nordamerika verwandelt. Am 25. Junius wurden

*) Er war mit Bonaparte in der Kriegsschule zu Brienne erzogen worden.

12 der Verurtheilten hingerichtet. Von Cadoudal's Lippen erscholl noch im letzten Augenblick der Ruf: „Es lebe der König!“ —

Moreau's Leben war von dem Augenblicke an, wo er sich von Bonaparte's Ueberlegenheit zu Neid und Eifersucht gegen denselben verleiten ließ, ein thaten- und freudenloses, und als er in das Labyrinth einer Verschwörung gegen ihn eintrat, ein peinliches und demüthigendes gewesen. Bonaparte ist in seinem Verhalten gegen Moreau nichts vorzuwerfen. Er hatte ihn, bis dieser alle Rücksichten bei Seite setzte und offen als Gegner des ersten Konsuls auftrat, immer mit Vertrauen und Achtung behandelt, ihm Gelegenheit zu dem ruhmvollen Feldzuge, den die Schlacht von Hohenlinden schloß, gegeben, und würde ihn wahrscheinlich immer als den Zweiten in Frankreich haben gelten lassen. Wenn Moreau eine solche Stellung mit seinen Grundsätzen nicht vereinigen konnte, so hätte er la Fayette's Beispiel nachahmen müssen, der, als er die Unmöglichkeit dem Uebermächtigen zu widerstehen begriff, ihm aber auch nicht dienen wollte, sich in das Privatleben zurückzog, aber nie sich Frankreichs Feinden anschloß, und, seine Ueberzeugungen in sich bewahrend, von der Zeit die Gelegenheit zu deren Geltendmachung erwartete. Aber Moreau war zu der Opposition gegen Bonaparte noch mehr durch Ehrgeiz und Abneigung, als durch Liebe zur Freiheit bewogen worden.

---

29. Errichtung des französischen Kaiserthums. — Napoleon's Krönung.

Nachdem Bonaparte das lebenslängliche Konsulat mit dem Recht der Ernennung seines Nachfolgers zuerkannt worden, nachdem er das Konkordat geschlossen, die Ehrenlegion gestiftet hatte, blieb im Innern für seinen Ehrgeiz nur noch die Erneuerung der Monarchie in seiner Person und Familie zu erlangen übrig. Er besaß im Wesentlichen schon längst die Geltung eines Souverains. Nur der Titel hatte bisher gefehlt. Die letzte Verschwörung gab seinen Anhängern Gelegenheit, unter dem Vorwande, Frankreichs Zukunft sicher zu stellen, für ihn auch die Hinzufügung dieses äußeren Glanzes seiner Macht zu beantragen. Das Volk und die Soldaten glaubten für den Mann, welcher Frankreichs Waffenruhm dem Ausland gegenüber so hoch erhoben hatte, und es im Innern mit solcher Kraft zusammenhielt, nicht genug thun zu kön-

nen, und ihn für die Ränke und den Haß seiner Gegner und Neider durch Ertheilung neuer Ehren entschädigen zu müssen. Die obersten Staatsbehörden, mit höchst seltenen Ausnahmen aus Bonaparte's Anhängern bestehend, schon durch Aemter und Gehälter gewonnen, ließen sich, in der Hoffnung mit ihm noch höher zu steigen, die Vermehrung seiner Größe wie einen eigenen Zweck angelegen sein.

Fouché, der das Polizeiministerium, welches 1802 aufgehoben und mit dem Justizministerium vereinigt worden, für sich wiederhergestellt zu sehen wünschte, suchte sich Bonaparte in dieser Zeit besonders willfährig zu zeigen. Auf seine Veranlassung erließ der Senat, in welchen er, ungeachtet seines üblen Rufes, gegen Erwarten aufgenommen worden, eine Adresse an den ersten Konsul, in welcher es unter Anderem hieß: „Sie gründen eine neue Aera, aber Sie müssen dieselbe verewigen, denn der Glanz ist nichts ohne die Dauer u. s. w." — Bonaparte stellte sich überrascht und erwiederte, er wolle über die Eröffnung des Senats nachdenken, werde aber einen neuen Titel nicht ohne Zustimmung des Volkes annehmen. Von der Unbestimmtheit und scheinbaren Gleichgültigkeit, mit welcher der erste Konsul auf die Adresse geantwortet hatte, wurden manche unter den hohen Staatsbeamten, welche ihm nicht persönlich nahe standen, irre geführt. Als dem Staatsrathe die Berathung über drei Fragen: ob Erbregierung einer gewählten vorzuziehen — ob der rechte Zeitpunkt zu jener gekommen — und wie sie einzuführen sei? — aufgetragen worden, hatten unter 27 Stimmen 7 ein Gutachten im verneinenden Sinne abgegeben. Indessen konnte über Bonaparte's Absichten bald kein Zweifel mehr obwalten. Die einflußreichsten Mitglieder des Senats und des Tribunals wurden für dieselben gewonnen und veranlaßt, in diesem Sinne aufzutreten. Von den Umgebungen des ersten Konsuls ward das Gerücht ausgestreut, die pariser Garnison wolle denselben aus freien Stücken bei der ersten Revue zum Kaiser ausrufen. Es sei schicklich, dem zuvorzukommen, und eine solche Darlegung nicht der bewaffneten Macht zu überlassen.

Einer der größten Verehrer Bonaparte's, der Tribun Curée, glaubte jetzt nicht länger zögern zu dürfen, und den Unentschiedenen unter seinen Kollegen einen Anstoß geben zu müssen, indem er am 23. April auf das Bureau des Tribunats einen Antrag des Inhaltes niederlegte: „die Regierung der Republik einem Kaiser anzuvertrauen, dazu Napoleon Bonaparte zu ernennen und die kaiserliche Würde in seiner Familie erblich zu machen." — Der Senat ernannte jetzt eine Kommission zur Berichterstattung über diesen Gegenstand, zu deren bekanntesten Mit-

gliedern Boissy d'Anglas, Röderer, François de Neufchateau, Laplace, Lacépède gehörten. Diese Kommission zögerte aber mit der Vorlegung ihrer Arbeit, und wollte die weiteren Verhandlungen im Tribunat abwarten. Die meisten Senatoren stimmten jedoch einzeln zu Gunsten des Antrages, nur Sieyès und Volney widersprachen, und Gregoire und Lambrechts warnten vor dem Mißbrauche, welcher mit der souverainen Gewalt getrieben werden könne. Am 30. April begannen im Tribunat die Verhandlungen über die Errichtung des Kaiserthums, für welches sich 24 Deputirte, zum Theil unter heftigen Ausfällen gegen die Bourbonen, erklärten. Carnot allein sprach mit Nachdruck dagegen, und verhehlte nicht seine Trauer über den bevorstehenden Untergang der Republik, deren Bedürfniß er in der Natur des Menschen und in dem Geiste des Jahrhunderts erkennen wollte. Am 3. Mai erfolgte der Bericht der Tribunatskommission, der sich für Curée's Antrag aussprach.

Eine Deputation des Tribunats theilte dies Ergebniß dem Senat mit, dessen Kommission sich in ihrem, wahrscheinlich schon in Bereitschaft gehaltenen, Bericht ebenfalls für Kaiserthum und Erblichkeit erklärte. Am anderen Tage (4. Mai) erfolgte die Zustimmung des Senats, der sich jedoch für seine Willfährigkeit in geheimen Unterhandlungen mit dem ersten Konsul eine Vermehrung seiner Macht und Würde ausbedingen wollte. Es ward die Erblichkeit der Senatorsstelle — das Recht der Senatoren, nur von ihren Kollegen gerichtet zu werden — die Initiative oder wenigstens ein Veto bei der Gesetzgebung — Errichtung zweier permanenten, aus Senatoren bestehenden Kommissionen, die eine zur Aufrechthaltung der Preßfreiheit, die andere zur Gewährleistung der persönlichen Sicherheit bestimmt, in Anspruch genommen. Bonaparte ging nur auf einige dieser Forderungen ein. Das Tribunat und der gesetzgebende Körper wünschten Erhöhung ihrer Gehälter, wovon ebenfalls nur ein Theil gewährt wurde. Der gesetzgebende Körper war damals nicht versammelt. Aber Fontanes, sein Präsident, rief die in Paris zufällig anwesenden Mitglieder desselben zusammen, und stellte sie dem ersten Konsul mit dem Bemerken vor, daß sie die Ansichten und Wünsche des Tribunats theilten. So ward Bonaparte der Weg zum Thron gebahnt.

Es war unterdessen die Konstitution des Kaiserreichs in Form eines „organischen Senatskonsults" ausgearbeitet, und in 16 Titel eingetheilt worden. Das Wesentliche darin sind folgende Punkte: Napoleon Bonaparte ist Kaiser der Franzosen. — Das Kaiserthum ist erblich in männlicher Linie, nach dem Recht der Erstgeburt, mit immerwährender

Ausschließung der Frauen. — Napoleon kann Söhne oder Enkel seiner Brüder adoptiren, hinterläßt er aber keinen natürlichen oder adoptirten Thronerben, so kommt die kaiserliche Würde an Joseph oder Ludwig und deren Nachkommen. Wenn diese Alle wegfallen sollten, so hat der Senat einen neuen Kaiser zu wählen. — Die Mitglieder der kaiserlichen Familie führen den Prinzentitel, und dürfen sich nicht ohne Bewilligung des Kaisers vermählen. — Der Kaiser erhält, abgesehen von den ihm zum Nießbrauch überlassenen Palästen, Gärten, Waldungen u. s. w., eine Civilliste von jährlich 25 Mill. Fr. — Die Großwürden des Reiches sind: Großwahlherr, Reichserzkanzler, Staatserzkanzler, Erzschatzmeister, Connetable, Großadmiral. Ihre Inhaber genießen die Vorzüge der Prinzen, sind unabsetzbar, Mitglieder des Senats, des Staatsrathes, bilden den Großrath und den Geheimrath des Kaisers. Im Senat und Staatsrath präsidirt der Kaiser oder ein Großwürdenträger. — Der Großwahlherr (grand électeur) unterzeichnet die Berufung oder Auflösung des gesetzgebenden Körpers und der Wahlkollegien, vertritt den Kaiser, im Fall dieser verhindert ist, im Senat bei Ernennung von Senatoren, Tribunen und Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers, und ist mit der Untersuchung und Entscheidung aller bei den Wahlen vorkommenden Konflikte beauftragt. — Vom Reichserzkanzler geht die Bekanntmachung der organischen Senatskonsulte aus, er hat die Mißbräuche in der Verwaltung der Justiz zu überwachen, und ist Präsident des hohen kaiserlichen Gerichtshofes. — Der Staatserzkanzler hat mit den auswärtigen Angelegenheiten, mit Vorstellung der fremden Botschafter u. s. w. zu thun. — Die Funktionen des Erzschatzmeisters, des Connetable, des Großadmirals gehen aus den Namen von selbst hervor. — Großoffiziere des Reiches sind: die Marschälle, höchstens 16, ungerechnet die mit dem Marschallstitel versehenen Senatoren; acht Generaloberſten und Generalinspektoren der Artillerie, des Geniekorps, der Reiterei und der Marine, und die vom Kaiser noch zu ernennenden Civil-Großofficiere der Krone. Jeder Großwürdenträger und Großofficier steht einem Wahlkollegium vor. — Der Senat besteht aus den französischen Prinzen, welche das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben, den Großwürdenträgern, den 80 Mitgliedern, welche aus den Wahllisten der Departements genommen worden sind, und aus den Personen, welche der Kaiser zu dieser Würde zu erheben für zweckmäßig erachten wird. Der Präsident wird vom Kaiser auf ein Jahr ernannt. Im Senat giebt es zwei Kommissionen, jede von 7 Mitgliedern, welche über die Freiheit der Presse (mit Ausnahme der Tagesblätter) und die persönliche Sicherheit zu wachen haben.

Der Senat hat die Gesetzentwürfe abzuweisen, welche eine Wiederherstellung des Feudalwesens, oder eine Anfechtung des Kaufes der Nationalgüter zur Folge haben könnten. Er nimmt die Beschwerden der Bürger über Verfassungsverletzungen entgegen. — Der Staatsrath ist in sechs Sektionen: für Gesetzgebung, Finanzen, Inneres, Krieg, Seewesen, Handel, eingetheilt. Wer fünf Jahre lang ordentliches Mitglied des Staatsrathes gewesen, wird es für Lebenszeit. — Was den gesetzgebenden Körper betrifft, so können die austretenden Mitglieder desselben sofort wiedergewählt werden. Bei den ordentlichen Sitzungen werden die Redner des Staatsrathes und der drei Abtheilungen des Tribunats angehört, und über Gesetzesentwürfe abgestimmt. Bei Generalkomiteen, wo jene Redner nicht zugegen sind, wird über die Vorlagen berathen, aber kein Beschluß gefaßt. — Das Tribunat, dessen Mitglieder auf zehn Jahre gewählt sind, wird alle fünf Jahre zur Hälfte erneuert. Es besteht aus drei Sektionen: für Gesetzgebung, Inneres, Finanzen. Jede dieser Abtheilungen berathet für sich besonders über die an sie gebrachten Gesetzesentwürfe. Zwei Redner von jeder Abtheilung tragen dem gesetzgebenden Körper die Beweggründe zu ihren Wünschen (voeux) vor. In keinem Falle findet eine Berathung in voller Versammlung statt. — Die Mitglieder der Ehrenlegion sind zur Theilnahme an den Wahlkollegien berechtigt. — Es soll ein hoher kaiserlicher Gerichtshof, welcher über von Mitgliedern der kaiserlichen Familie, von Großwürdenträgern, Großofficieren und Senatoren begangene Vergehen, über Attentate gegen die Sicherheit des Staates und des Kaisers, über ungesetzliche Handlungen der Minister, Generale, Präfekten u. s. w. entscheidet, errichtet werden. Die Anklage geht in der Regel vom gesetzgebenden Körper aus. Dieser Gerichtshof wird aus den Prinzen, den Großwürdenträgern und Großofficieren, dem Großrichter, 60 Senatoren, den 6 Präsidenten der Staatsrathssektionen und 20 Mitgliedern des Kassationshofes bestehen. — Die Gerichtshöfe zweiter Instanz werden fortan „cour" und nicht mehr wie bisher „tribunal" genannt. Die Präsidenten bestellt der Kaiser auf Lebenszeit.

Am 16. Mai wurde der Senat von Cambacérès, bisher zweitem Konsul, mit einer Rede über das vorzulegende organische Senatskonsult eröffnet, und dasselbe von drei Rednern der Regierung, den Staatsräthen Portalis, Treilhard und Defermont, vertheidigt und empfohlen. Schon zwei Tage nachher berichtete die Senatskommission, an deren Spitze Lacépède stand, zu Gunsten des Antrages, der sogleich zur Abstimmung gebracht und angenommen wurde (18. Mai 1804 — 28. Flo-

réal des Jahres XII). Nur drei Senatoren: Gregoire, Garat, Lambrechts, hatten dagegen gestimmt. Die Sitzung ward aufgehoben, und der gesammte Senat begab sich, von einer Abtheilung Reiterei als Ehrenwache begleitet, nach St. Cloud, wo sich Bonaparte mit seiner Familie befand. Cambacérès las das organische Senatskonsult vor, und begrüßte Bonaparte mit den Prädikaten Sire und Majestät. Mit der Republik und dem Konsulat war es jetzt vorüber, und der junge Korsikaner von Ajaccio, der auf Kosten Ludwig XVI. in Brienne erzogen worden, und, nach Robespierre's Sturz, eine Zeit lang in wirklichem Elend geschmachtet hatte, war zum Gipfel menschlicher Größe und Herrlichkeit emporgestiegen. Es hatte hierzu allerdings eine Verkettung außerordentlicher Umstände gehört. Indessen war, Alles zu Allem gerechnet, diese Erhebung noch mehr ein Werk des Willens als des Glückes und von dem Betreffenden durch eine in der Geschichte selten dagewesene Vereinigung von stürmischer Thatkraft und tiefer Berechnung errungen worden. Cambacérès bat am Schluß seiner Rede, daß Bonaparte, obgleich der Senat die Frage über die Erblichkeit der Sanktion des Volkes vorbehalten habe, schon jetzt den kaiserlichen Titel führen, und die organischen Dispositionen der eben vorgelesenen Erklärung zur Ausführung bringen möge. Napoleon I., wie der Sohn des Carlo Buonaparte und der Lätitia Ramolini von jetzt an hieß, ließ sich nicht lange nöthigen, und erklärte, daß er den Titel, welchen der Senat zum Ruhme des Vaterlandes für nützlich erachte, annehme, und die Erblichkeit desselben der Zustimmung der Nation unterwerfe. Es gehört unter die vielen Widersprüche, welche in Bonaparte's Leben und Wirken vorgekommen sind, daß diese beiden Dinge, die so nahe zusammengehörten, hier willkührlich getrennt wurden.

Bonaparte hatte während Cambacérès' Rede und der Huldigung des Senats seine äußere Fassung bewahrt, und war ruhig erschienen, obgleich seine leuchtenden Blicke den Stolz und die Zufriedenheit seiner Seele, endlich am Ziel langer Arbeiten und Wünsche angelangt zu sein, nicht verhehlen konnten. Er war nicht mehr so hager und bleich, wie noch einige Jahre vorher, und sein Aeußeres hatte an Kraft und Würde gewonnen. Von ihm begab sich der Senat in die Gemächer Josephinens, wo Elise Bacciochi, Karoline Murat, Pauline verwittwete Leclerc, neu vermählte Borghese*), und Hortensie Beauharnais**), Gemahlin Ludwig's,

*) Am 28. August 1803 verband sie sich mit dem römischen Fürsten Camillo Borghese.

**) Vermählt am 7. Januar 1802.

versammelt waren. Josephine wurde als Kaiserin, und ihre Schwägerinnen und ihre Tochter als Prinzessinnen und kaiserliche Hoheiten angeredet. Die Mutter des Kaiser's erhielt den Titel: Madame-Mère.

Zu französischen Prinzen waren nur Joseph und Ludwig ernannt worden, da Lucian, der schon im April, wegen Zerwürfnisses mit seinem Bruder, Paris verlassen und sich nach Italien begeben hatte, und Hieronymus, beide wegen ungleicher ehelicher Verbindung, ersterer mit einer Wittwe Jouberthou, letzterer mit der Tochter eines nordamerikanischen Kaufmannes, Namens Patterson, in dem organischen Senatskonsult übergangen worden. Joseph ward zum Großwahlherrn, Ludwig zum Connetable erhoben. Der zweite und dritte Konsul, welche Bonaparte's Ueberlegenheit nicht nur willig anerkannt, sondern ihm auch gute Dienste geleistet hatten, waren in der Austheilung von Gunstbezeigungen glänzend bedacht worden. Cambacérès kehrte als Reichserzkanzler, Lebrun als Reichserzschatzmeister von St. Cloud nach Paris zurück. Es gingen alsbald große Veränderungen in den Sitten und Gebräuchen der zu Napoleons Hofe gehörigen Personen und Familien vor. Die Prädikate: Altesse — Excellence — Monseigneur — seit 1790 nicht mehr gehört, wurden wieder eingeführt und vorgeschrieben. Etikette und Ceremoniell nahmen überhand. Bonaparte hatte sich schon, seitdem er die Tuileries bezogen, mit großem militairischen Pompe umgeben, jetzt kam eine lange und mit des Kaisers Glück sich mehrende Reihe von Hofwürden hinzu.

Napoleon ließ sich jedoch vor Allem die Belohnung der Gehülfen seiner Siege angelegen sein. Murat, Jourdan, Massena, Berthier, Soult, Davoust, Ney, Bernadotte, Lannes, Augereau, Bessières, Moncey wurden zu Marschällen des Kaiserreiches erhoben. Dasselbe geschah mit mehreren Senatoren, ebenfalls Generalen, wie: Serrurier, Lefevbre, Perignon und Kellermann. Der noch sehr junge Stiefsohn Napoleon's, Eugen Beauharnais, wurde zu einem der Generalinspektoren der Kavallerie ernannt. Unter den Generalen, welche schon früher Armeen kommandirt hatten, befanden sich unter den neu ernannten Marschällen nur drei: Massena, Jourdan und Kellermann. Dumouriez und Moreau lebten in der Verbannung, Hoche, Kleber, Pichegru und Desaix waren todt.

Das Volk ward von diesem Ereigniß fast wie von einem Theatercoup überrascht, und man kann sagen, gewissermaßen überrumpelt. Von der ersten Anregung zur Uebertragung der Kaiserwürde an Bonaparte und Erblichkeit derselben, bis zur Publicirung des organischen Staatskonsults, waren noch nicht vier Wochen verflossen. Auch zeigten sich die

Pariser, zum großen Verdruß des neuen Herrschers, kalt und gleichgültig. Hier und da trat sogar Verspottung der neuen Namen und Formen hervor. Dagegen war die officielle Welt in ganz Frankreich zu begeisterter Zustimmung bereit. Die Geistlichkeit that sich darin besonders hervor.

Einige Wochen nach der Annahme des kaiserlichen Titels erließ Napoleon einen Gnadenakt (Acte d'indulgence et de bienfaisance), der in einem Straferlaß für Ausreißer, in Freilassung Derer, die sich wegen geringer Vergehen in Haft befanden, und einigen Wohlthätigkeitsspenden an die ärmeren Klassen der pariser Bevölkerung bestand. Dieses Beispiel von Freigebigkeit ward von den Municipalitäten der meisten größeren Städte nachgeahmt, war aber in zu enge Gränzen eingeschlossen und brachte keine bedeutende Wirkung hervor. Dagegen schien die Unfreiheit der Nation und die in allen öffentlichen Verhältnissen herrschende Willkühr durch die Errichtung des Throns, von welcher Viele eine Wendung zu größerer Milde und Zuversicht auf die eigene Macht von Seiten Napoleon's erwartet hatten, noch vermehrt zu werden. Schon am 10. Julius ward das Polizeiministerinm wieder hergestellt, und an Fouché, den Meister in den dunkeln Künsten der Späherei und Umgarnung, verliehen, und dem unruhigen Thätigkeitstriebe und den verderblichen Ränken dieses Mannes ein neuer Schauplatz eröffnet. Zugleich ließ der Kaiser diesen Minister, dem er nicht trauen konnte und wollte, und den er gleichwohl für unentbehrlich hielt, durch seine Kreaturen beobachten, und ihm dann und wann heimlich entgegenarbeiten. Napoleon sah sich auf diese Art zu einer Menge seiner Größe unwürdigen Schritten veranlaßt.

Die aus dem organischen Senatskonsult vom 18. Mai hervorgegangene Verfassung ist ein noch macchiavellistischeres Werk der Täuschung und List als die Konsularkonstitution des Jahres VIII gewesen. Es gab zwar noch Wahlkollegien, aber sie wurden von Beamten und Mitgliedern der Ehrenlegion geleitet. Aus den unter solchem Einfluß entstandenen Listen wählte der Kaiser selbst die ihm beliebigen Personen zu den volksvertretenden Staatskörpern aus. Alle diejenigen, bei welchen man nicht eine unbedingte Entäußerung eigenen Denkens und Willens voraussetzte, wurden ausgeschlossen. Selbst diese so abhängigen Wahlkollegien konnten außerdem in jedem Augenblick aufgelöst werden. Das Tribunat durfte noch über Gesetze sprechen, aber nicht mehr in Pleno, sondern nur in den drei Ausschüssen über Gesetzgebung, Inneres und Finanzen, deren Berathungen geheim blieben. Der gesetzgebende Körper

durfte noch votiren, der Senat Konſulte erlaſſen, aber es war dem Kaiſer überlaſſen, ob er dieſe Beſchlüſſe vollziehen laſſen, oder eine Mißbilligung gegen ſie ausdrücken wollte. Auf dieſe Art hing die Entſcheidung einzig und allein von ihm ab.

Indeſſen lag, während an der Spitze dieſer Inſtitutionen ein Alles vermögender Gebieter ſtand, in deren Tiefe die Idee einer faſt eben ſo ſchrankenloſen Demokratie verborgen, deren Durchbruch zwar verhindert, die aber durch Das, was geſchah, in ſich ſelbſt nicht vollkommen ungeſtaltet werden konnte. Die Formen des franzöſiſchen Lebens wurden unter Bonaparte's konſulariſcher und kaiſerlicher Regierung verändert, aber im Geiſte des franzöſiſchen Volkes ging, während dieſer langen und thatenreichen Epoche, keine durchgreifende Verwandlung vor. Wer das bunte Gerüſte, auf welchem der Kaiſer, ſeine Familie, ſein Hof, die Senatoren, Marſchälle, der ſpäter geſtiftete Adel ſtanden, in Gedanken fortnahm, konnte unter der Oberfläche des Bodens, die Regungen und Zuckungen der gefeſſelten, aber nicht gebrochenen Glieder der Republik wahrnehmen. Der Kaiſer und ſeine Würdenträger waren, wie die Nation ſelbſt, aus der Revolution hervorgegangen, konnten ſich von derſelben nicht ganz losmachen, und würden, wenn ſie dieſen Urſprung ſelbſt vergeſſen hätten, wie dies ſpäter von Napoleon zuweilen geſchah, die Erinnerung daran bei den Anderen nie ausgelöſcht haben. Die einzige Möglichkeit, einen ſolchen Zuſtand eine Zeit lang zu erhalten, war: die Welt durch immerwährende große und glückliche Kriege nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen, und mit deren Getöſe zu betäuben. Im Innern mußte der Zwang, gegen das Ausland die Furcht, als Hebel des Daſeins angewandt werden. Ein ſolches Verhältniß konnte aber nicht von Dauer ſein, wenigſtens in keinem Falle über die Lebenszeit deſſen, der es durch ſolche Mittel befeſtigen wollte, hinausreichen.

Dieſe und ähnliche Vorſtellungen ſtiegen in mehr als einer Bruſt auf, mußten aber in ihr verſchloſſen bleiben, und durften ſich nicht laut vernehmen laſſen. Der gewaltige Mann, welcher die ſchwachen Seiten der menſchlichen Natur wie kein Anderer kannte, und immer Lohn oder Strafe in Ausſicht ſtellte, beſaß außerdem im höchſten Grade die Gabe der Ueberredung, wußte den Dingen die ſeinen Zwecken gemäße Färbung zu verleihen, und die ihn umgebende Gegenwart, je nachdem es ihm gefiel, bald als ein Ergebniß der Vergangenheit, bald als etwas durchaus Neues, erſt mit ihm und durch ihn Entſtehendes, erſcheinen zu laſſen. Es ſchwebte ihm, wenn auch in ungewiſſen Umriſſen, eine Wiederholung

des Daseins Karl's des Großen unter zeitgemäßen Formen, und die Herrschaft über Mittel- und Südeuropa vor, ein Gedanke, der sich später selbst bis zur Unterjochung des Nordens, wie sein Vordringen nach Moskau beweist, steigerte.

Einige Seiten der karolingischen Monarchie wurden von Napoleon, so weit es die Umstände erlaubten, mit besonderer Vorliebe nachgebildet, wie die Stellung eines unbeschränkten von der Kirche geweihten Gebieters, über ein Volk von unter einander Gleichen herrschend, von Kriegs- und Friedensobersten, die erst durch ihn erhoben worden, und durchaus von ihm abhängig blieben, von verbündeten halb tributairen Fürsten und Staaten, die jedem seiner Winke folgen mußten, umgeben. Indessen leuchtete Karl dem Großen, so viel persönlicher Ehrgeiz sich seinem Thun auch beigemischt haben mag, die Befestigung und Verbreitung des Christenthums als höchste Idee und leitendes Ziel vor, weil damals allein mit dessen Beistand Recht und Gesittung gegründet werden konnten. Es wäre vergeblich, bei Napoleon's Walten nach einem solchen allgemeinen Gedanken suchen zu wollen. Er hing im Ganzen an gewissen staatlichen Grundwahrheiten, die 1789 an das Licht getreten, setzte sich aber den aus diesen Principien folgenden Konsequenzen entgegen, und erdrückte überall, so weit sein Einfluß reichte, die politische Freiheit und Alles, was an sie erinnern konnte. Er ruft, neben dem ordnenden Genie des germanischen Heros, zugleich auch das finstere Bild eines Tiberius oder wenigstens eines Diokletian und Theodosius, und zweimal in seinem Leben bei der Absicht, im Fall der Bezwingung von St. Jean d'Acre, ganz Innerasien in Bewegung zu setzen, und bis Indien vorzudringen, und dann später, bei seinem Zuge nach Rußland, das Auftreten eines Weltstürmers, wie Dschingis-Khan, zurück. Es lag in ihm, so weit dies von der menschlichen Persönlichkeit gesagt werden kann, etwas Unbegränztes, und es wäre schwer, sein Wesen in eine bestimmte Fassung zu bringen, es in den Rahmen einer einzelnen Zeit und Nationalität einzuschließen. Denn es finden sich in seiner Natur Züge aus ganz verschiedenen Epochen und Völkern vor.

In der Zeit, welche uns zunächst hier beschäftigt, gab sich Napoleon ohne seine ferneren Zwecke aus den Augen zu verlieren, vor Allem dem Ausbau seiner neuen Stellung hin. Am 11. Julius wurden die Civilgroßwürden besetzt. Der Kardinal Fesch, Oheim des Kaisers von mütterlicher Seite her, ward Großalmosenier — Talleyrand Großkammerherr — Duroc Großmarschall des Palastes — Berthier Oberjägermeister — Caulincourt Oberstallmeister — Segur Oberceremonienmeister. Es

wurden am Hofe und von den Großwürdenträgern glänzende Feste gegeben und zahlreiche Gunstbezeigungen und Ehrenverleihungen ausgetheilt.

Napoleon war ungeduldig, sich der Armee zu zeigen, bei welcher er mehr als in Paris auf eine ungetheilte Begeisterung für seine Person rechnen konnte. Nachdem er einige Küstenplätze besucht hatte, begab er sich nach Boulogne, wo eine militairische Feierlichkeit, wie man noch keine ähnliche gesehen hatte, stattfand. Auf einem Hügel bei dieser Stadt waren 80,000 Mann in einem Halbkreise um Napoleon's Thron aufgestellt. Der Kaiser saß auf einem metallenen Lehnstuhl, welcher, der Sage nach, Dagobert I. aus dem Stamme der Merowinger, dem Gründer der Abtei von St. Denis bei Paris, zugehört hatte. Rings umher waren eroberte Fahnen als Trophäen aufgepflanzt. Die Ehrenlegionkreuze, welche Napoleon den Truppen austheilte, wurden in den Helmen Duguesclin's und Bayard's herbeigetragen. Bei des Kaisers Aufforderung an die Soldaten, Frankreich und ihn bis zum Tode zu vertheidigen, wirbelten 1000 Trommeln und der Donner von 80 Batterien erfüllte die Luft. Das Feuerwerk am Abend war so großartig, daß man an der gegenüberliegenden englischen Küste glaubte, die französische Flotte stehe in Brand (16. August). Von Boulogne begab sich Bonaparte nach Aachen, wo ihn seine Gemahlin erwartete, mit welcher er die belgischen und deutschen Departements am linken Rheinufer besuchte. Zuletzt hielt er, vor der Rückkehr nach Paris, in Mainz längere Zeit über Hof, wo ihn mehrere deutsche Fürsten, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen, besuchten. Von Mainz aus sandte Napoleon den General Caffarelli mit einem Schreiben an Pius VII., um denselben zur Krönung nach Paris einzuladen.

Es hatte unterdessen die Abstimmung des Volkes über das Kaiserthum, an welcher auch das Heer und die Seemacht Theil nahmen, stattgefunden. Es war dabei große Willkühr, durch Erregung von Hoffnung oder Furcht für die Gleichgültigen oder Widerstrebenden, verübt worden. Die Beamten würden am Liebsten gar keine entgegengesetzten Vota aufgezeichnet haben. Die Zustimmung sollte nach ihrer Absicht eine einmüthige sein. Wenn es sich blos um die Mehrheit der Stimmen gehandelt hätte, so wären diese Künste ganz überflüssig gewesen. Denn die Majorität der Nation war jetzt für den Kaiser, wie früher für den ersten Konsul. Von 3,580,254 Stimmenden hatten sich 3,521,675 bejahend ausgesprochen. Das betreffende Senatskonsult wurde am 6. November (1804) bekannt gemacht, und damit die letzte Formalität bei der Erhe-

bung Napoleon's, so weit das französische Volk sich dabei betheiligte, erledigt.

Napoleon wollte nicht nur selbst herrschen, sondern auch eine neue Dynastie gründen. Zu dem Ende schien es ihm angemessen, die Weihe des Pabstthums, wie dies einst bei Pipin, dem ersten Könige des karolingischen Stammes, geschehen war, zu erhalten. Er selbst legte bei seiner Gleichgültigkeit gegen übersinnliche Beziehungen einer solchen Handlung keine innere Bedeutung bei, aber es gefiel ihm an ihr die große historische Erinnerung, und er glaubte, daß sie auf einen Theil der Franzosen, und besonders das Ausland, nicht ohne Einfluß bleiben werde. Die römische Kurie hoffte aus Napoleon's Verlangen Vortheil für sich zu ziehen, die Legationen, welche zu der italienischen Republik geschlagen worden, und einige Abänderungen im Konkordat zu erlangen. Sie kam deshalb dem Antrage bereitwillig entgegen. Aber Napoleon war, des Pabstes Scheu vor der Macht Frankreichs benutzend, zu keinen Zugeständnissen geneigt, und verlangte von ihm einen Dienst, ohne Gewährungen von seiner Seite. Am 2. November verließ Pius VII. Rom, und traf mit dem Kaiser im Walde von Fontainebleau zusammen. Napoleon war auf die Jagd gegangen und gab der Begegnung das Ansehen der Zufälligkeit. Beide stiegen in denselben Wagen. Der Kaiser räumte dem Pabst die rechte Stelle ein, wie er es bei jedem andern ihn besuchenden fremden Souverain gethan haben würde. Von besonderen Ehrfurchtsbezeigungen war aber keine Rede. In Paris bezog Pius VII. einen Flügel der Tuileries. Er war auf seinem Wege vom Landvolk mit großen Beweisen von Liebe und Ehrfurcht aufgenommen worden. Dasselbe geschah von den Ueberresten der vorrevolutionairen Gesellschaft in Paris. Die neue Generation sah ihn aber als eine bloße Dekoration, bestimmt den Pomp der kaiserlichen Krönung zu verherrlichen, an.

Napoleon, der die Spottlust der Pariser scheute, und sich zuweilen sehr bitter über diesen Hang äußerte, hätte die Krönungsfeierlichkeiten lieber an einen anderen, von den Ueberlieferungen und Sitten der Vergangenheit nicht so ganz abgewandten Ort hin verlegt. Indessen gab es, da Rheims hierzu wegen der Erinnerung an die alte Monarchie nicht gewählt werden konnte, keine andere geeignete Stadt. Er schwankte auch eine Zeit lang zwischen Notredame und dem Dom der Invaliden, weil dieser für das kirchliche Heiligthum der Armee, aus welcher der neue Thron emporgewachsen war, gelten konnte, entschied sich aber endlich für Notredame, wegen des höheren Alters und Ranges dieser Kirche. Es waren unterdessen Deputationen der Land- und Seemacht, der Departe-

ments, der größeren Städte, viele Generale, Präfekten, Präsidenten der Gerichtshöfe u. s. w. in der Hauptstadt eingetroffen.

Am 1. December begab sich der Senat mit der Liste über die Abstimmung des Volkes in die Tuileries. François de Neufchateau führte das Wort und sprach vom Glück einer monarchischen Regierung. Der Kaiser antwortete kurz und gebieterisch, so als wäre er das nicht eben erst gewählte, sondern geborne Oberhaupt des Staates gewesen, und als hätte es nie eine Revolution und Republik gegeben. Am Abend verlieh Kardinal Fesch der Verbindung Napoleon's mit Josephine, Ludwig's mit Hortensia, und Murat's mit Karoline die kirchliche Einsegnung, während vorher zwischen ihnen nur eine Civilehe stattgefunden hatte.

Am 2. December (1804) fand die Krönung statt. Pius VII. hatte sich eher als Napoleon nach der Kathedrale begeben, und erschien überhaupt nicht, wie einst seine Vorgänger bei Feierlichkeiten dieser Art, als der Stellvertreter einer höheren Macht, als der Spender göttlicher Gnade, sondern stand mehr als ein Werkzeug des Kaisers, und gewissermaßen wie ein geistlicher Ceremonienmeister da. In den Gemächern des erzbischöflichen Palastes wurde die für den Tag bestimmte festliche Kleidung angelegt. Napoleon sah anfänglich düster und zerstreut aus. Erst der Verlauf der Ceremonien gab ihm das Gefühl seiner Größe zurück.

Von dem erzbischöflichen Palast bis zum Eingang der Kathedrale war eine Gallerie von Holz errichtet worden, durch welche der Krönungszug ging. Voran schritt ein zahlreicher Hofstaat, dann kamen die Marschälle, deren fünf die Insignien, welche bei der Krönung gebraucht werden sollten, trugen, die Großwürdenträger und die Großoffiziere. Zuletzt erschienen der Kaiser und die Kaiserin, von Joseph und Ludwig gefolgt, der Kaiser ohne Krone, nur mit einem goldenen Lorbeerkranze im Haar, aber den Scepter in der Rechten, und den Stab, an dessen Spitze eine Hand, die Gerechtigkeit bedeutend*), abgebildet war, in der Linken. Die kaiserliche Krone wurde auf einem Kissen von einem Ceremonienmeister neben ihm her getragen. Napoleon hatte nicht eine Uniform, sondern ein Kostüm von altspanischem Schnitt angelegt. Für die Kaiserin war nicht die damalige Modekleidung, sondern die Tracht aus der Zeit der Königin Maria von Medicis gewählt worden. Am Portal ward das kaiserliche Paar von der Geistlichkeit mit Weihwasser und Rauchfaß empfangen.

---

*) Im Französischen „Main de Justice" genannt, ein bei den Krönungsfeierlichkeiten der alten Könige von Frankreich üblicher Brauch.

In der Kirche tönte Napoleon ein stürmisches Lebehoch entgegen. Als derselbe sich dem Chor näherte, stimmte Pius VII. das „Veni Creator“ an. Der Pabst fragte den Kaiser nach dem Glaubensbekenntniß, und salbte ihn und die Kaiserin auf Stirn und Hände. Hierauf begann die Messe, während welcher Pius VII. die auf den Altar niedergelegten Insignien, die Krone, den Mantel, den Scepter und das Schwerdt, weihte. Der Mantel war mit goldenen Bienen*), dem Sinnbild des Kaiserreiches, wie die Lilie das des Königthums gewesen, gestickt. Das kaiserliche Paar trat an die Stufen des Altars. Als der Pabst im Begriff war, die Krone auf Napoleon's Haupt zu setzen, kam ihm dieser mit einer lebhaften Bewegung zuvor, und drückte sie sich selbst auf die Stirn. Er wollte dadurch den von der Kirche unabhängigen Ursprung seiner Macht ausdrücken. Die Kaiserin näherte sich ihrem Gemahl, der einen tiefen Blick auf sie heftete, als hätte er sie an ihre gemeinsame Vergangenheit erinnern wollen. Sie kniete vor ihm nieder, und er setzte ihr die für sie bestimmte Krone, die ebenfalls auf dem Altar eingesegnet worden, auf. Napoleon schien in diesem Augenblick sichtbar ergriffen zu sein, und aus Josephinens Augen flossen Thränen. Das kaiserliche Paar ließ sich jetzt auf einem prachtvollen Throne nieder, während es vor der Salbung sich nur zweier Armsessel bedient hatte. Der Kaiser leistete den Eid auf das Evangelium, aber auch auf die Verfassung des Reiches, welche die der katholischen Hierarchie nicht genehme politische Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen enthielt. Pius VII. näherte sich Napoleon, segnete ihn noch einmal, und rief, wie Leo III., tausend Jahre vorher bei der Krönung Karl's des Großen: „Vivat in aeternum semper Augustus!“ — Die ganze Versammlung erhob sich, und brach in jubelnden Zuruf, der von Kanonendonner und Glockengeläute begleitet wurde, aus. Das vom Pabst angestimmte Tedeum beschloß die Feierlichkeit. Der Zug kehrte erst, als es Abend zu werden anfing, in die Tuileries zurück.

Genie und Heroismus, auf sich selbst gewiesen, hatten an diesem Tage in der Person Napoleon's einen in der Geschichte äußerst seltenen Triumph gefeiert. Die mächtigsten Gestalten der alten Welt, Alexander, Cäsar, Augustus, waren von erlauchter Herkunft, und fanden den Weg

*) Man hatte in den Gräbern einiger fränkischen Könige, aus dem merovingischen Stamme, aus Metall gearbeitete Bienen gefunden, und daraus geschlossen, daß sie das Emblem der ersten Dynastie, auf den Muth und die Thätigkeit dieses Thieres anspielend, gewesen. Dies ward von der vierten Dynastie, wie Napoleon die seinige nannte, nachgeahmt.

zur Größe schon geebnet vor. Dasselbe kann von den meisten modernen Staatenstiftern behauptet werden. Napoleon hatte sich dagegen aus Dunkelheit und Armuth zu einer solchen Glorie aufgeschwungen, und war mehr als irgend ein anderer Herrscher der Sohn seiner Thaten. Nicht der Zufall der Geburt oder eine Reihenfolge berühmter Vorfahren, sondern zwanzig in Italien, Aegypten und Syrien errungene Siege hatten ihn zu der Höhe, auf welcher er am 2. December den Augen der Welt erschien, emporgetragen.

Preußen und Spanien gehörten zu den europäischen Mächten, welche das neue Kaiserthum am Zuvorkommendsten anerkannten. Der legitime Prätendent, Graf von Lille (Ludwig XVIII.), verließ deshalb Warschau, welches damals zum preußischen Staat gehörte, und begab sich nach Grodno und von da nach Mietau, wo er bis zum tilsiter Frieden blieb. Er schickte seinem Vetter, dem Könige Karl IV. von Spanien, den Orden des goldnen Vließes, weil er auch Napoleon verliehen worden, mit der Erklärung zurück, Nichts mit Dem gemein haben zu können, der seine Hände in das Blut eines Bourbons (Herzog von Enghien) getaucht habe. Das wiener Kabinet zögerte mit der Anerkennung Napoleon's nur so lange, als bis dieser seine Zustimmung zu der Annahme des Kaisertitels von Seiten des Beherrschers Oesterreichs gegeben hatte. Die Erfahrung von Frankreichs Uebergewicht und Einmischung in die inneren Zustände Deutschlands, die zweifelhafte Gesinnung einer Anzahl deutscher Fürsten, welche schon seit dem Frieden von Luneville bei Napoleon eine Stütze suchten, welche ihnen das deutsche Reich, so wie es geworden, nicht mehr bieten konnte, ließ Oesterreich voraussehen, daß der alte Reichsverband wahrscheinlich bald ganz aufhören werde. Um sich unter allen Umständen die kaiserliche Würde, an welche das Erzhaus seit so langer Zeit gewöhnt war, zu sichern, nahm der Sohn Leopold II., unter dem Namen Franz I., den Titel eines Kaisers von Oesterreich an (10. August 1804). Es war dies zugleich der Anfang zu einer größeren politischen Centralisirung der österreichischen Monarchie. Denn obgleich der alte Unterschied zwischen den Erbstaaten und den früheren Wahlreichen von Ungarn und Böhmen, und die ungarische Verfassung bestehen blieb, so wurde doch Ungarn von da an als ein integrirender Theil des neuen österreichischen Kaiserstaates, während vorher nur eine Personalunion stattgefunden hatte, gedacht. Rußland, schon damals mit Frankreich gespannt, erklärte sich nicht ausdrücklich gegen die Errichtung des französischen Kaiserthums, stimmte ihr aber auch nicht bei. Die Pforte, unter englischem und russischem Einflusse stehend, verhielt sich ebenfalls

schweigend. Unter den Staaten zweiten Ranges war es nur Schweden, das offen mit Napoleon brach, dessen König Gustav IV. Adolph, seine Macht und Stellung verkennend, dadurch den ersten Grund zu seinem späteren Sturz legte.

Bonaparte suchte Pius VII. so lange als möglich in Paris festzuhalten, indem er hoffte, dadurch den Glauben an ein besonders gutes Vernehmen zwischen sich und dem Oberhaupte der katholischen Welt zu verbreiten. Aber die Versuche des Pabstes, den Kaiser zu Zugeständnissen zu bewegen, blieben durchaus vergeblich. Es erfolgte weder die Zurückgabe der Legationen noch eine Abänderung im Konkordat. Der französische Klerus wurde sogar um diese Zeit, damit ihn die Anwesenheit des Pabstes nicht mit zu großer Zuversicht erfülle, von der Regierung unter strengere Aufsicht als früher genommen. Die Versuche der Jesuiten, unter dem Namen „Väter des Glaubens" von Polen und Rußland aus, nach Frankreich überzusiedeln, scheiterten an dem Mißtrauen, welches sie Napoleon einflößten. Er sah in ihnen, die meist Franzosen, und zum Theil von ausgezeichneter Herkunft waren, Verbündete des gestürzten Königshauses. Der römische Hof tröstete sich jedoch über diese augenblickliche Vereitelung seiner Erwartungen mit der Ueberzeugung, daß seine Politik, durch das Konkordat und die Kaiserkrönung, in Frankreich wieder Wurzeln, die nicht mehr ausgerissen werden konnten, geschlagen habe, und daß es nur der Zeit bedürfe, um den Baum der Hierarchie zu Wachsthum und Blüthe zu bringen.

In den inneren Zuständen Frankreichs schritt der von Napoleon als Konsul gegebene Anstoß zu Wiederherstellung der Ordnung, Vervollkommnung der Verwaltung, Belebung des Ackerbaues und Kunstfleißes, aber auch die Richtung auf Unterdrückung jedes Ueberrestes von Freiheit, unermüdlich fort. Polizei und Censur waren viel mächtigere Werkzeuge der Herrschaft als jemals unter der alten Monarchie geworden. Die Tagespresse war in die engsten Fesseln geschlagen. Keine von der Meinung des Gebieters abweichende Ansicht durfte sich vernehmbar machen. Der Moniteur machte gewissermaßen alle anderen Journale überflüssig. In ihm legte Napoleon, zuweilen mit eigener Hand, aber immer durch von ihm in Bewegung gesetzte Federn, seine Ansichten über die inneren und äußeren Verhältnisse Frankreichs nieder. Er deutete darin seine Zwecke an, oder widersprach den Gerüchten, welche über sie in Umlauf waren, lobte oder tadelte die Haltung der fremden Kabinette, schmeichelte, drohte, so daß dieses Blatt, so zu sagen, ein Kommentar zum Text seiner Regierung wurde, und zehn Jahre lang für den Barometer der

europäischen Politik galt. Die fremden Souveraine waren so wenig, wie seine eigenen Minister und Generale, vor den entweder unumwunden ausgedrückten oder nur dunkel angedeuteten Ausbrüchen seines Zornes und seiner Unzufriedenheit sicher. Kein Gegenstand der inneren Verwaltung oder der auswärtigen Diplomatie entging den oft leidenschaftlichen und irrigen, aber fast immer trefflich ausgedrückten Bemerkungen dieses Blattes.

Napoleon schien in jedem Augenblick zur Verübung einer Willkühr, wenn er eine solche vom Standpunkt seiner Politik und Dynastie aus für nützlich erachtete, geneigt zu sein. Von der Unabhängigkeit des größten Theiles der Mitglieder des pariser Tribunals, vor welchem Moreau's Proceß geführt worden, verletzt, dachte er schon daran, statt der fest angestellten Richter wandernde (juges ambulans) einzuführen, weil diese, dem Einfluß der öffentlichen Meinung weniger ausgesetzt, einzig von der Regierung abhängen würden. Der höhere Unterricht wurde, so weit er mit Philosophie und Geschichte zusammenhängt, beschränkt und mit Mißtrauen betrachtet, und die Volksaufklärung ganz außer Acht gelassen. Von den unteren Klassen verlangte der Kaiser nur mechanische Geschicklichkeiten, und Bereitwilligkeit zum Kriegsdienst. Nur die Specialschulen, zum unmittelbaren Dienste des Staates bestimmt, gediehen. Eine eigentliche geistige Bewegung hätte sich, selbst von dem immerwährenden Waffengeklirr und der damit verbundenen inneren Störung abgesehen, unter dem herrschenden System nicht entwickeln können, und würde, wenn dies möglich gewesen wäre, sich, die natürlichen Tendenzen des französischen Geistes in Betracht gezogen, gegen eine solche Regierungsweise erklärt haben. Die wissenschaftlichen Notabilitäten, welche damals blühten, besonders Mathematiker, Physiker, Chemiker, hatten ihre Ausbildung sämmtlich in früherer Zeit erhalten. Die ausgezeichneteren Talente, welche sich auf dem Gebiete der nationalen Litteratur hervorthaten, fühlten sich unter Napoleon beengt, hielten sich von ihm fern, wie Chateaubriand, oder wurden von ihm, wie Frau von Stael, verfolgt. Aber keine einigermaßen bemerkbare Opposition konnte auftauchen. Die Anhänger der Ideen von 1789, die der alten Monarchie und der Republik, wurden immer geringer an Zahl, hielten jedoch, was von ihnen übrig blieb, an ihren Ueberzeugungen fest. Die Mehrheit des Volkes, besonders die Jugend, wurde durch alle möglichen Reizmittel, durch Aussicht auf Auszeichnung und Beförderung, durch Erregung des Nationalgefühls, für die Erhaltung des französischen Uebergewichts, für Vermehrung kriegerischen Ruhmes gewonnen. Napoleon

sprach, während er Frankreich im Innern unterdrückte, bei jeder Gelegenheit von der großen Nation, den ehrfurchtgebietenden Massen der großen Armee, der Bewunderung der Welt für Frankreich, und theilte die Schwungkraft seines Wesens eine Zeit lang dem ganzen Volke, etwas davon sogar den ursprünglich fremden Bestandtheilen desselben, den eben erst mit Frankreich vereinigten Deutschen, Belgiern und Italienern, mit.

---

30. Napoleon's gewaltsames Umsichgreifen. — Landungsanstalten gegen England. — Vorbereitungen zu einer dritten Koalition gegen Frankreich.

Der Tod des Herzoges von Enghien hatte auf die fremden Höfe einen tiefen, und Napoleon mit Recht äußerst feindlichen, Eindruck hervorgebracht. Der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal hätten sich, wenn der Prinz, während des Krieges, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden wäre, nicht unerbittlicher gegen ihn zeigen können. Aber der auf dem Kontinent herrschende Friede, Enghien's gewaltsame Abführung aus einem fremden Staate, dessen Ueberschreitung durch ein französisches Truppenkorps, die eilfertige Hinrichtung mußten jedes menschliche Gefühl empören, und zugleich, um des Ranges des Aufgeopferten willen, den Stolz der alten Monarchien im höchsten Grade reizen. Besonders schlimm erschien es, daß Napoleon einen Prinzen, aus einem der ältesten Fürstenhäuser, mit kaltem Bedacht in einem Augenblick dem Tode überlieferte, wo er selbst in die Reihe der Souveraine einzutreten im Begriff stand. Von Seiten fanatischer Republikaner, wie Robespierre und St. Just, würde dies weniger überrascht haben. Alexander I. von Rußland ordnete Hoftrauer für Enghien an, und ließ in Paris und Regensburg eine Beschwerdeschrift über die Verletzung des deutschen Reichsgebiets überreichen. Gustav IV. Adolph von Schweden, der auf Grund des westphälischen Friedens sich als Bürgen der deutschen Reichsverfassung betrachtete, that in Regensburg denselben Schritt. Durch diese Vorgänge ermuthigt, erhob auch Oesterreich seine Stimme, ließ sich aber durch eine, das völkerrechtswidrige Attentat beschönigende, Erklärung Badens beruhigen. Napoleon rief, als Antwort auf die russischen und schwedischen Beschwerden, seinen Botschafter, den General Hedouville, aus Petersburg ab, und überhäufte

den König von Schweden im Moniteur mit dem bittersten Spott. William Pitt, der seit dem 15. Mai 1804 wieder die Leitung des brittischen Kabinets übernommen, war eifrig bemüht, diese Zerwürfnisse zu Englands Vortheil zu wenden, und den Funken des Mißtrauens und Hasses gegen Frankreich zu einem neuen Brande anzufachen.

Napoleon kam diesen Bemühungen des brittischen Ministers durch die Art, wie er Frankreichs Einfluß auf alle Nachbarstaaten durch Verträge oder Verfassungsänderungen, die deren Selbstständigkeit aufhoben, zu steigern wußte, nur zu sehr entgegen. Karl IV. von Spanien hatte Napoleon bei dem Kriege gegen England, ohne an demselben unmittelbar Theil zu nehmen, mit Subsidien unterstützt. Das brittische Kabinet wollte dieses zweideutige Verhältniß nicht länger dulden, verlangte darüber von Spanien eine kategorische Erklärung, ließ aber, ehe eine solche noch eingelaufen, nach Englands völkerrechtswidrigem Brauch, reich beladene spanische Gallionen, die aus Südamerika heimkehrten, wegnehmen. Spanien erklärte hierauf an England Krieg, und Napoleon zog jetzt, durch einen Bundesvertrag mit Karl IV. (4. Januar 1805), die noch immer bedeutende spanische Flotte, zur Ausführung seiner Absicht einer Landung an der englischen Küste, mit heran.

In Holland unterhielt Napoleon den Kampf der verschiedenen Parteien, anstatt denselben, was ihm leicht gewesen wäre, beizulegen. Er wollte dadurch den Sturz der bestehenden Konstitution, welche ihm noch zu freisinnig erschien, herbeiführen, und den Uebergang der batavischen Republik zu einer monarchischen Regierungsform, mit einem Mitgliede seines Hauses an der Spitze, vorbereiten. Zu dem Ende wurden die in Holland vorhandenen Zustände im Moniteur als oligarchisch bezeichnet, und deren Unhaltbarkeit behauptet. Mit Hülfe des französischen Anhanges in der Volksvertretung ward eine neue Verfassung durchgesetzt, und am 15. März (1805) bekannt gemacht. Schimmelpenninck, der ein Freund seines Vaterlandes war, aber des französischen Uebergewichts sich nicht zu erwehren wußte, übernahm nur ungern, mit dem Titel eines Rathspensionairs, die erste Stelle in der Republik, ahnend, daß er bald einem französischen Prinzen Platz machen werde. Die Gleichgültigkeit oder der Widerwille gegen diese Verfassungsänderung war so groß, daß bei der Abstimmung über dieselbe von 353,322 Wählern nur 14,229, da die Holländer diesen Akt als ein bloßes Gaukelspiel betrachteten, erschienen. Die Nationalrepräsentation war zu einem Schattenbild von 19 Deputirten, die aber, wie aus Hohn, noch immer das Prädikat „Hochmögende" führten, herabgekommen. Die batavische Republik war

schon jetzt nichts als eine französische Provinz, von Truppen dieser Macht besetzt, zur Befestigung ihrer Küsten in französischem Interesse, und zur Bereithaltung von Soldaten und Matrosen für Frankreichs Dienst genöthigt.

Eine noch entschiednere Umgestaltung stand der italienischen Republik bevor. Die Konsulta und viele einflußreiche Lombarden hatten der Krönung in Paris beigewohnt. Mit diesen wurden, während ihres Aufenthalts, die nöthigen Verabredungen getroffen, um die ehemalige cisalpinische, später italienische, Republik in ein Königreich Italien unter napoleonischem Scepter zu verwandeln. Es sollte dies aber als eine freiwillige Handlung von Seiten der Italiener erscheinen. Napoleon glaubte die Maske der entgegenkommenden Gewährung eines volksthümlichen Wunsches vornehmen zu müssen, um damit im Nothfall den Einsprüchen der fremden Mächte entgegentreten zu können.

Am 17. März (1805) ward Napoleon von der Konsulta, im Namen ihrer Republik, zum erblichen Könige von Italien erklärt, ihm dieser Beschluß überreicht, und er zur Krönung nach Mailand, und zur Konstituirung des Landes eingeladen. Napoleon antwortete hierauf, daß er stets Italiens Unabhängigkeit gewollt habe, und die angebotene Krone nur annehme, weil es das Volk so verlange. Dieselbe solle, zur Sicherstellung der neuen Schöpfung, für jetzt mit der französischen vereinigt, später aber einem jüngeren Haupt übergeben werden. Der französische Senat, der Form wegen, um seine Einwilligung zu dieser Veränderung aufgefordert, erging sich, durch Talleyrand's Organ, in bewundernden Lobpreisungen über die von dem Kaiser angeblich gegen Deutschland, Holland und die Schweiz geübte Mäßigung und kündigte den Italienern eine goldene Zukunft an. Zwei Statute vom 17. und 27. März ordneten die inneren Zustände des Königreichs an. Zum Stellvertreter Napoleon's wurde, da sein Bruder Joseph ablehnte, Eugen Beauharnais ernannt. Obgleich die Italiener sich damals geschmeichelt fühlten, den größten Mann des Jahrhunderts zu ihrem Herrscher zu haben, so würde eine zahlreiche Partei unter ihnen lieber einen Eingebornen, wie den populairen und talentvollen Melzi, als einen Fremden, wie den jungen Stiefsohn des Kaisers, an ihrer Spitze gesehen haben.

Auf dem Wege nach Mailand hielt Napoleon auf dem Schachtfelde von Marengo eine große Heerschau, ernannte seinen Bruder Ludwig zum Generalgouverneur von Piemont, mit Menou als untergeordnetem Gehülfen, und ließ Desaix' Ueberreste in dem Hospiz des großen Bernhard, für einen Helden eine Grabesstätte ohne Gleichen, von den

Schauern einer erhabenen Natur, und der Feier tiefster Stille umgeben, hoch über den Häuptern der Menschen ruhend, beisetzen. Am 26. Mai fand die Krönung im mailänder Dom, wobei der vom Konkordat her bekannte Kardinal Caprara den Pabst vertrat, mit großem Pompe statt. Napoleon setzte sich die eiserne Krone der alten lombardischen Könige mit den stolzen Worten: „Gott hat sie mir gegeben! Wehe dem, der sie anrührt!" auf. Ein Ritterorden, nach dieser Krone benannt, von welchem ein Theil der Mitglieder immer aus gebornen Franzosen, die für Italien gefochten hatten, bestehen sollte, ward gestiftet, und jener Ausspruch zu seiner Devise bestimmt. Mit gewohnter Kraft und Thätigkeit richtete Napoleon innerhalb kurzer Zeit die Verwaltung des Königreichs ein, setzte einigen verdienstvollen Schriftstellern und Künstlern Jahrgehälter aus, und befahl die Vollendung des mailänder Dombaues, der lange unterbrochen gewesen war. Die lombardischen Großen bewarben sich eifrig um Stellen an dem Hofe des neuen Vicekönigs, und das Volk ließ sich durch den Namen „Königreich Italien", eine spätere Erweiterung desselben hoffend, zu patriotischen Erwartungen für die Zukunft hinreißen. Als aber der gesetzgebende Körper sich zur Ablehnung einiger Regierungsentwürfe anschickte, ward ihm von Napoleon ein scharfer Verweis zu Theil, und demselben sehr bald die Ueberzeugung von seiner Schwäche und Abhängigkeit aufgedrungen. In den Staaten, welche unter Napoleon's Scepter kamen, hörte jede Freiheit, so wie in denen, welche mit ihm Bündnisse eingingen, wenn sie bei demselben beharrten, jede Selbstständigkeit auf. Sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht konnten nichts Gleiches neben sich bestehen lassen. Der Hang zum Despotismus, welcher in ihm mit der Kraft eines natürlichen Instinkts wirkte, trieb ihn unablässig zu Verletzung und Beeinträchtigung Anderer an.

Napoleon, der sich damals noch mit der Aussicht auf Herstellung einer großen Seemacht für Frankreich schmeichelte, war nach dem Besitz Genua's, und der liguriſchen Küste, welche treffliche Matrosen liefert, lüstern geworden. Der Doge Durazzo war bei der Krönung Napoleon's gegenwärtig gewesen, der ihn dann bei einem Besuch in Alessandria für seine Absicht gewonnen hatte. Die französische Partei in Genua ließ durch Durazzo dem Kaiser den Wunsch nach einem Aufgehen der liguriſchen Republik in Frankreich vortragen (4. Junius). Napoleon gewährte das von ihm selbst herbeigeführte Gesuch, indem er behauptete, daß die Zustände der Schifffahrt und des Handels diese Vereinigung für Genua nothwendig machten. Die liguriſche Republik wurde in drei Departe-

ments: Genua, Montenotte und Apennin, eingetheilt. Am 30. Junius langte der Kaiser mit seiner Gemahlin in Genua an, wo ihnen zu Ehren glänzende Feste gegeben wurden. Der Erzschatzmeister Lebrun ward mit der Einrichtung des Landes auf französischen Fuß beauftragt, und ihm besonders die größte Strenge bei Aushebung der Matrosen anempfohlen. In Genua stellte sich Hieronymus seinem Bruder vor, und trat, nachdem er auf seine in Nordamerika geschlossene Ehe Verzicht geleistet hatte, wieder in die frühere Gunst ein. Er ward zum Schiffskapitain ernannt, und erhielt den von ihm glücklich vollführten Auftrag, 251 genuesische Sklaven von dem Dey von Algier zurückzufordern.

Mit dem Aufhören der italienischen und ligurischen Republik noch nicht zufrieden, schuf Napoleon in Italien eine Art von Feudalnexus zu ihm und Frankreich, indem er das Fürstenthum Piombino an seine Schwester Elisa als ein Lehn (sous le haut domaine de France) verlieh, dergestalt, daß die künftigen Fürsten dieses Landes die Investitur des jedesmaligen Kaisers der Franzosen nachzusuchen hätten. Es war dies der Anfang zu den später erfolgten, äußerst zahlreichen, Dotationen französischer Würdenträger in Italien, die daselbst, nach Napoleon's Absicht, als Träger der französischen Interessen wirken sollten. Lukka gab, auf Frankreichs Andringen, seine republikanische Verfassung auf, und bat Napoleon um einen Souverain aus seiner Familie, der dazu Felix Bacciochi, den Gemahl Elisa's, erkor. Parma, Piacenza und Guastella wurden zur 28. französischen Militairdivision geschlagen, aber nicht in Departements eingetheilt, sondern vorläufig unter eine besondere Verwaltung gestellt. Der neapolitanische Hof strebte danach, sich dem französischen Einflusse zu entziehen, und sich England und den nordischen Mächten anzuschließen, wagte es aber nicht, diese Gesinnung offen zu erkennen zu geben. Napoleon, von dieser Absicht unterrichtet, stieß, bei der Krönung in Mailand, gegen den derselben beiwohnenden Gesandten des Königs Ferdinand IV. die heftigsten Drohungen gegen die Königin Karoline aus, und erklärte den neapolitanischen Thron, bei der ersten Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihm, in Trümmer schlagen zu wollen.

Napoleon hatte unterdessen an der Ausführung seines mehrjährigen Plans, mit starker Heeresmacht in England zu landen, und dort den Koalitionsgeist gegen ihn in seiner Quelle zu ersticken, unermüdlich fortgearbeitet. Selbst von Mailand aus waren von ihm, mitten unter dem Geräusch der Krönungsfeste, genaue Verhaltungsbefehle an Flotte und Küstenarmee erlassen worden. Er verfügte jetzt auch über die spanische

Marine, und hoffte, zur Deckung der Transportfahrzeuge, welche seine Armee hinüberführen sollten, 65 Kriegsschiffe versammeln zu können. Die Admirale Bruix und Latouche-Treville waren während dieser Vorbereitungen gestorben, und der unerschrockene und begabte Truguet hatte durch seine Freimüthigkeit des Kaisers Gunst verloren. Zwei viel weniger ausgezeichnete Befehlshaber zur See, Villeneuve, der bei Abukir zu früh an der Möglichkeit des Sieges verzweifelt, und Gantheaume, der es nie gewagt hatte, mit seinem Geschwader von Toulon nach Aegypten zur Unterstützung des dort noch kämpfenden Heeres zu segeln, wurden an die Spitze der zur Bewerkstelligung der Landung bestimmten Seemacht gestellt.

Napoleon wollte einen Theil der englischen Flotte dadurch aus dem Kanal entfernen, daß er französische Geschwader in den atlantischen Ocean entsandte, so als wenn sie dazu bestimmt wären, die englischen Kolonien anzugreifen; Villeneuve und der unter ihm kommandirende Admiral Missessy sollten nach den Antillen segeln, sich die englische Flotte nachziehen, dann in größter Eile zurückkehren, und in den Kanal einlaufen. Der erste Theil des Unternehmens ward glücklich ausgeführt, Villeneuve aber bei seiner Rückkehr von dem englischen Admiral Calder bei Finisterre angegriffen, und an der Einfahrt in den Kanal gehindert. Hierdurch bestürzt gemacht, und keinen festen Plan verfolgend, segelte Villeneuve, nachdem er sich schon zu lange in Ferrol aufgehalten hatte, anstatt nach Brest, nach Cadix, und entfernte sich dadurch, in unerklärbarer Verblendung, gänzlich von dem ihm vorgezeichneten Ziel. Wenn er den Hafen von Brest deblokirt und sich mit Gantheaume vereinigt hätte, würde er stark genug gewesen sein, den Eintritt in den Kanal zu erzwingen. Die zur Ueberschiffung der Truppen bestimmten Transportfahrzeuge, 2493 an der Zahl, mit 5762 Kanonen bewaffnet, waren unterdessen bei Boulogne zusammengekommen. Die Landungsarmee betrug 176,165 Mann, mit 572 Stücken Geschütz und 14,000 Pferden, eine an und für sich furchtbare Macht, welche unter der Leitung eines Feldherrn, wie Napoleon, wahrscheinlich jeden Widerstand überwältigt haben würde. Aber zum Glück für die Unabhängigkeit Großbrittaniens und Europa's sollte es diesem gewaltigen Heer unmöglich werden, die englische Küste zu betreten.

Napoleon's Willkühr, die keine Verträge achtete, und sich durch keine völkerrechtlichen Grundsätze für gebunden hielt, war, seit der Hinrichtung des Herzoges von Enghien, in Erstaunen erregender Weise hervorgebrochen. Er hatte am 27. December 1804, bei Gelegenheit der

Eröffnung des gesetzgebenden Körpers, feierlich erklärt, Frankreichs Territorium nicht erweitern, sondern nur ungeschmälert erhalten zu wollen. „Kein Staat," hieß es in seiner Rede ausdrücklich, „soll dem Kaiserreich einverleibt werden." Diese Zusage hatte er seitdem mehrmals wiederholt. Gleichwohl war Genua mit Frankreich vereinigt, Piombino und Lukka an Mitglieder seiner Familie verliehen, Parma, Piacenza und Guastalla, die zur Entschädigung des Königs von Sardinien bestimmt gewesen, in eine französische Provinz verwandelt worden. Im südlichen und westlichen Deutschland war die Neigung mehrer deutscher Fürsten, sich unter Frankreichs Schutz zu stellen, nicht mehr zu verkennen. Ließen die beiden großen, durch ihre Lage gesicherten und bis dahin ungeschwächt gebliebenen Mächte, England und Rußland, Napoleon ruhig fortgewähren, so war vorauszusehen, daß er zuletzt den ganzen Kontinent unter seine Botmäßigkeit bringen werde. Oesterreich, das sich jetzt durch einen mehrjährigen Frieden zu erholen angefangen, fürchtete, wenn Napoleon's Eingriffen in die Unabhängigkeit der Nachbarstaaten keine Gränze gesetzt würde, um alle Bedeutung in Deutschland, wie dies schon in Italien der Fall war, zu kommen, und auf die Stellung einer Macht zweiten Ranges herabgebracht zu werden. Wie Holland gegen England, so war die Schweiz gegen Oesterreich, seit der Mediationsakte, ein vorgeschobener französischer Posten geworden.

Unter solchen Umständen kam ein neuer großer Bund gegen Frankreich zu Stande. Das österreichische Kabinet hatte schon im November 1804 im Geheimen mit dem brittischen Unterhandlungen angefangen, und Rüstungen und Truppenbewegungen angeordnet, die alsbald Napoleon's Mißtrauen erregten. Um in den Augen der Welt das Ansehen der Mäßigung zu haben, sandte derselbe am 2. Januar 1805 ein Schreiben an Georg III., jetzt als Kaiser, wie er es schon am 26. November 1799 als Konsul gethan hatte, und bot Frieden an, indem er meinte, daß die Welt groß genug sei, um England und Frankreich, ohne gegenseitige Eifersucht, Raum zum Einschlagen selbstständiger Bahnen zu gewähren. Das englische Kabinet antwortete ablehnend, indem es überzeugt war, daß ein Friede mit dem französischen Kaiser, ohne Erfüllung von Bedingungen, auf welche derselbe nie eingehen würde, nur ein Waffenstillstand sei, geeignet, ihm Gelegenheit zur Vermehrung seines Einflusses auf dem Kontinent und zu Vorbereitungen zu einem späteren Angriffe auf Großbrittanien zu verschaffen.

Pitt und seine Partei glaubten fest, daß die in Napoleon's Person gekrönte Revolution für England noch gefährlicher sei, als es einst die demago-

gische, mit der Jakobinermütze bedeckte Revolution unter Robespierre und Danton gewesen, und daß sich beide Epochen mehr der Form als dem Wesen nach von einander unterschieden. Dies war allerdings eine arge Uebertreibung und Verwechselung ganz verschiedener Zeitabschnitte und einander entgegengesetzter Persönlichkeiten, die nur die äußerliche Aehnlichkeit boten, aus demselben Volke und Boden hervorgegangen zu sein. Napoleon war, wenn auch Manches in seinem Thun an die Epoche, in welcher er sich entwickelt hatte, erinnern mußte, kein Tribun und Demagoge, sondern ein Held und Eroberer, und eine souveraine Natur, wenn es je eine solche gegeben hat. Sein Ehrgeiz und seine Herrschlust bildeten einen durchgängigen Gegensatz zu der Natur, welche an den revolutionairen Koryphäen erschienen war. Es ist nicht unmöglich, daß er es mit dem Entgegenkommen an Georg III. damals aufrichtig meinte, und Frieden mit England wünschte, aber auch wahrscheinlich, daß ihn sein Charakter über kurz oder lang wieder zu Willkühr und Eroberung fortgerissen, und er nicht eher geruht haben würde, als bis er sich entweder Europa unterworfen hatte, oder von diesem gestürzt wurde. Ein tragischer Ausgang war bei einem so unzähmbaren Wesen und ungemessenen Streben unvermeidlich.

Am 11. April (1805) schlossen Rußland und England einen Vertrag, in der Geschichte der diplomatischen Unterhandlungen der Concert-Traktat genannt, ab. Der Zweck war, ein europäisches Bündniß gegen Napoleon zu Stande zu bringen, 500,000 Mann aufzustellen, und von Frankreich die Räumung des nördlichen Deutschlands, die Freilassung Hollands und der Schweiz, die Rückgabe Piemonts, Savoyens, Nizza's an den König von Sardinien zu erzwingen. Großbrittanien versprach den Alliirten für je 100,000 Mann 1 Million 150,000 Pfd. Sterling Subsidien. Am Ende des Krieges sollte ein Kongreß die europäischen Angelegenheiten ordnen. Am 9. August trat Oesterreich, nicht ohne Zögern und Bedenklichkeiten, da es den ersten Stoß des gewaltigen Gegners auszuhalten haben würde, und am 3. Oktober auch Schweden dem Concert-Traktat bei. Preußen, auf dessen Anschluß gerechnet worden, weigerte sich, an der Koalition Theil zu nehmen, und dachte seine seit dem basler Frieden gegen Frankreich beobachtete Neutralität auch diesmal zu bewahren. Napoleon hielt es aber nicht günstig für sich gestimmt, was in der That auch nicht möglich war, und wollte es durch eine Lockspeise, indem er ihm Hannover anbot, auf seine Seite ziehen. Das preußische Kabinet schwankte, entschied sich aber zuletzt, dieses Land nur als Pfand, nicht als Eigenthum, an sich zu nehmen. Napoleon ließ in Regensburg erklären, daß er die deutschen Fürsten, welche ihm anhingen,

in ihren Rechten schützen werde. Der Kurfürst von Bayern weigerte sich, dem Bündniß gegen Frankreich beizutreten, verließ seine Hauptstadt, und zog sich mit seinem Heer auf Würzburg zurück. Die Oesterreicher überschritten am 9. September den Inn und rückten in München ein. Napoleon hatte, den Kampf gegen Rußland und Oesterreich voraussehend, seine Armee mit 80,000 Rekruten verstärkt, die Nationalgarde wiederhergestellt, und durch eine Proklamation vom 27. August das Lager von Boulogne aufgelöst, dessen verschiedene Korps in Eilmärschen nach dem Rhein zogen. Der dritte Koalitionskrieg gegen Frankreich ward eröffnet.

---

31. Der österreichisch-russische Krieg gegen Frankreich und der Friede zu Preßburg.

Pitt hatte es auf ein Bündniß aller größeren Kontinentalmächte gegen Frankreich abgesehen. Er hoffte, daß, wenn der Kampf, von gewaltigen Heeresmassen begonnen, Hoffnung auf Erfolg gewährte, die noch unentschiedenen, selbst die Napoleon jetzt befreundeten Regierungen sich gegen ihn erklären würden. Denn Frankreich besaß keine aufrichtigen Anhänger, und wirkte auf Fürsten und Völker nur durch Einschüchterung, und den Zweifel an der Möglichkeit eines vom Siege begleiteten Widerstandes gegen seine Uebermacht. Aber das brittische Kabinet übte, so mächtig es auch in die Unterhandlungen eingriff, auf die Entwickelung der militairischen Streitkräfte seiner Verbündeten keinen Einfluß aus, welche langsamer und unvollständiger, als verabredet worden, zusammentraten. England selbst ging hierin mit keinem guten Beispiel voran, indem es, zur See unermüdlich thätig, auf seine Landmacht geringe Sorgfalt verwandte, dieselbe in keinem kriegsfertigen Zustande hielt und sie gewöhnlich zu spät auf den bezeichneten Punkten erscheinen ließ. Es fehlte dieser, wie den beiden vorhergehenden Koalitionen, an einem moralischen Hebel und materiellen Mittelpunkt, von welchem Alles in Bewegung gesetzt worden wäre, und um den sich Alles geschaart hätte. Noch bestand, ausgenommen in England, kein tiefer Haß gegen Napoleon, der den Maßregeln der Politik eine nationale Leidenschaft hinzugefügt hätte, und er hatte bisher keinen großen Unfall, der den Zauber seiner Unbesiegbarkeit gebrochen hätte, erfahren.

Der Kriegsplan der Verbündeten war, dem ersten aller Feldherren

und den kampfgeübtesten Truppen gegenüber, von keinem Charakter von Kühnheit und Größe bezeichnet, und dabei auf zu viele bloße Möglichkeiten Rücksicht genommen worden. Durch die Erfahrung des Feldzuges von 1800 nicht aufgeklärt, setzte der österreichische Hof voraus, daß die Franzosen ihren Hauptangriff auf Italien richten würden, und hatte sein stärkstes Heer, gegen 120,000 Mann, unter dem Erzherzog Karl dort aufgestellt. Zur Vertheidigung seiner theilweise bis an den Rhein gehenden deutschen Besitzungen war derselbe Mack, der sich 1799 gegen Championnet so unfähig gezeigt hatte, mit 80,000 Mann bestimmt worden. Tyrol sollte mit 30,000 Mann unter Erzherzog Johann gedeckt, und dadurch zugleich die Verbindung zwischen den beiden Armeen in Italien und Deutschland erhalten werden. Auf die Hülfe der Russen war beim Anfange des Kampfes nicht zu zählen. Denn während die österreichischen Truppen schon am 9. September den Inn überschritten und ihre Operationen begannen, war die Vorhut des russischen Heeres unter Kutusof erst am 30. August in Lemberg eingerückt, vom Kriegsschauplatz also noch sehr weit entfernt. Gustav IV. Adolph hatte, gegen englische Subsidien, 20,000 Mann aufzustellen versprochen. Mit den Schweden sollten sich 20,000 Russen auf Rügen und in Pommern vereinigen, und Engländer und eine hannöversche Legion an der Elbe und Weser eintreffen. Auf Korfu waren 15,000 Russen, auf Malta 8000 Engländer, zu einer Diversion in Italien bestimmt, versammelt. Die Schweden kamen aber erst im November, die Engländer und Hannoveraner noch später an der Weser an. Die Russen in Korfu und die Engländer in Malta waren nicht stark genug, um etwas Bedeutendes zu unternehmen. Statt der laut der Verträge verabredeten 500,000 Mann waren während des Feldzuges auf allen Punkten, auf welche es ankam, kaum 300,000 Mann vorhanden, die reißend zusammenschmolzen. Auch über die englische Geldhülfe war man nur ganz im Allgemeinen in das Reine gekommen.

Napoleon beschloß, die entscheidenden Schläge in Deutschland zu führen. Die Armee von Boulogne war, auf 200,000 Mann gebracht, in größter Eile und tiefstem Geheimniß über ihre Bestimmung nach dem Rhein hin aufgebrochen. Unter dem Kaiser befehligten, außer seinem Schwager Murat, die Marschälle Soult, Davoust, Lannes, Bernadotte, Bessières, Augereau; die Generale Marmont, Oudinot, Kellermann, Suchet, Grouchy, Vandamme, Nansouty, Baraguay d'Hilliers, Rapp, d'Hautpoul, Belliard, Caffarelli und viele andere ausgezeichnete Kriegsobersten, denen die Verbündeten, mit Ausnahme eines großen Feldherrn,

wie der Erzherzog Karl, nicht viele ebenbürtige Kapacitäten entgegenzustellen hatten. Die Stimmung der französischen Soldaten war im höchsten Grade zuversichtlich, und bis zur Ungeduld kampfbereit. Sie glaubten noch immer für Frankreich zu fechten, obgleich sie im Grunde nur zur Verherrlichung eines einzigen Mannes bestimmt waren. Napoleon sprach allerdings bei jeder Gelegenheit in seinen Proklamationen und im Moniteur von den Franzosen, als der ersten Nation der Welt, und vom Ruhme des französischen Namens. Es waren dies aber nur Täuschungen, da die Größe eines Volkes, ohne ein gebührendes Maß von Freiheit, deren die Franzosen damals gänzlich entbehrten, keine sittliche Grundlage und keine äußere Dauer besitzt.

In Italien hatte Massena, den Oesterreichern an Zahl der Streitkräfte nachstehend, den Oberbefehl erhalten. An die Spitze der einzelnen Divisionen waren Duhesme, Molitor, Gardanne, Partounneaux u. s. w. gestellt. Aus dem Neapolitanischen zog Gouvion St. Cyr mit 20,000 Mann herbei. Mit ihm kam Reynier, der während der Expedition in Aegypten oft mit Auszeichnung genannt worden. Der Pabst hatte die Theilnahme am Kriege verweigert, weshalb Gouvion St. Cyr Ankona mit einer französischen Garnison versah. General Berdier hielt, um den Verkehr mit den Engländern zu verhindern, Livorno besetzt. Drei Reservearmeekorps unter den Marschällen Kellermann, Lefebvre, Brune standen vom Rhein bis zur Seine zur Verstärkung der kämpfenden Heere und zur Deckung Frankreichs, im Falle einer Gefahr, bereit. Wenn man die Unterstützung, welche Napoleon von Seiten so vieler trefflichen Generale zukam, in Betracht zieht, so werden seine außerordentlichen Erfolge erklärbar, und es ist eine Uebertreibung, ihm dieselben, weil sein Name immer voransteht, ganz allein, wie gewöhnlich geschieht, zuzuschreiben. Drei der ersten militairischen Notabilitäten, Moreau, Macdonald, der sich in Italien, Lecourbe, der sich in der Schweiz großen Ruf erworben, fehlten in diesem Feldzuge, weil sie, dem Sieger von Hohenlinden während seines Processes Theilnahme zeigend, Napoleon's Gunst verloren hatten, wurden aber von der Armee, ungeachtet ihres hohen Verdienstes, nicht vermißt.

Die „große" französische Armee, wie fortan die, an deren Spitze der Kaiser selbst stand, genannt wurde, ging vom 24. bis 26. September auf mehren Punkten, von Straßburg bis Mainz, über den Rhein. Die drei süddeutschen Staaten Bayern, Würtemberg und Baden schlugen sich, wie vorausgesehen werden konnte, auf Frankreichs Seite. Ein Korps von 20,000 Bayern stand, in Folge des Traktats vom 24. August,

bei Würzburg zur Vereinigung mit den Franzosen bereit. Baden hatte schon in der Mitte Septembers einen Vertrag mit Napoleon abgeschlossen und stellte 3- bis 4000 Mann Hülfstruppen. Der Kurfürst Friedrich von Würtemberg ließ sich etwas nöthigen, versagte dem heranrückenden Ney anfänglich den Eintritt in seine Hauptstadt, ging aber, als Napoleon selbst in die Nähe kam, auf ein Bündniß mit demselben ein, und ließ ein Kontingent von 8- bis 10,000 Mann zu ihm stoßen.

Bernadotte erhielt Befehl, vom Main seinen Marsch nach der Donau zu richten, sich bei Weissenburg mit den Bayern und bei Nördlingen mit der großen Armee zu vereinigen. Napoleon's Plan, dem österreichischen Heere unter Mack, welches dem Schwarzwald, als würden die Franzosen aus dessen Engpässen hervorbrechen, gegenüberstand, von der Donau her in die rechte Flanke zu fallen, und ihm, wo möglich, den Rückzug abzuschneiden, verlangte das genaueste Zusammentreffen der einzelnen Korps an der bezeichneten Stelle, eine Berechnung, die zu Napoleon's besonderem Talent gehörte, und von seinen Unterfeldherren in der Regel mit größter Pünktlichkeit ausgeführt wurde. Bernadotte konnte seiner Aufgabe nur genügen, wenn er durch das Anspachische zog, und Preußens Neutralität verletzte. Er that es auf Napoleon's ausdrückliche Weisung. Dieser Schritt war um so willkührlicher, da König Friedrich Wilhelm III. den russischen Korps, welche Oesterreich zu Hülfe kamen, den Durchmarsch durch seine Staaten verweigert, und zu diesem Zweck, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, Truppen nach der Weichsel entsandt hatte. Napoleon hoffte, von der Haltung des preußischen Kabinets seit dem basler Frieden auf den gegenwärtigen Fall schließend, daß der Unwille desselben sich nicht bis zu einer Kriegserklärung steigern würde. Er irrte sich in dieser Voraussetzung nicht, und man ließ sich in Berlin mit seinen Entschuldigungen, und mit einem Ersatz für den verursachten Schaden beschwichtigen. Indessen erklärte der preußische Hof, fortan auch den Feinden Frankreichs sein Gebiet nicht länger verschließen zu wollen.

Mack, der ein so verwegenes Unternehmen, wie der Marsch der Franzosen durch das Anspachische, von welchem eine der ersten Militairmächte Europa's auf das Aeußerste verletzt werden konnte, nicht geahnt hatte, war dadurch schon am 6. Oktober umgangen; und ein Theil der französischen Armee der österreichischen Gränze näher als er selbst gerückt. Der österreichische General, durch die Berichte eines von ihm verwandten Kundschafters, der aber in französischem Solde stand, getäuscht, zog, anstatt eine Schlacht in offenem Felde zu suchen, auf Ulm, in welches er

eine starke Garnison warf, ließ aber zugleich Memmingen als Stützpunkt im Süden besetzen. Jetzt gingen die noch auf dem linken Ufer der Donau zurückgebliebenen französischen Heereshaufen auf das rechte Ufer über. Am 9. Oktober traf Napoleon in dem von Murat und Lannes besetzten Susmarshausen ein. Das Wetter war ungünstig, der Regen fiel in Strömen herab, der französische Soldat watete bis an die Kniee im Koth und war zu den angestrengtesten Märschen genöthigt, aber das Beispiel des Kaisers, welcher sich selbst jedem Ungemach unterzog, und seine Ansprachen bewirkten, daß alle Beschwerden vergessen und alle Hindernisse überwunden wurden. Mack verstand es nicht, die französischen Korps einzeln anzugreifen und zu schlagen. Er hatte die Tagesmärsche der ersten russischen Armee unter Kutusof berechnet, und hoffte bis zu deren Ankunft dem Feinde widerstehen zu können, bemerkte aber nicht, daß er in seiner Stellung in Gefahr stand, umzingelt zu werden. Er ließ sich von einem seiner Kundschafter überreden, daß die Engländer in Frankreich gelandet wären, daß sich daselbst ein Aufstand gegen den Kaiser erhoben hätte, und er sah in den Bewegungen desselben den Anfang zu einem Rückzuge. Am 11. Oktober ward ein Angriff der Franzosen auf Ulm, in welches sich die österreichische Hauptmacht geworfen hatte, zurückgewiesen. Aber Mack hatte, vermöge des von ihm schon während des Krieges in den Niederlanden, und später bei den Kämpfen im Kirchenstaate gegen Championnet befolgten Systems, nämlich seine Streitkräfte zu vertheilen, um dem Feinde überall begegnen zu können, seine einzelnen Korps aufgeopfert. Am 12. Oktober mußte die Besatzung von Memmingen die Waffen strecken. An demselben Tage zog Bernadotte in München ein, und am 14. Oktober schlug Ney die Oesterreicher bei Elchingen*) und nahm ihnen 3000 Gefangene und 24 Kanonen ab.

In einem von Mack berufenen Kriegsrathe drangen der Erzherzog Ferdinand und der Fürst Schwarzenberg auf schleunigen Abzug aus Ulm, und Rückmarsch nach Böhmen, wohin allein die Straße noch offen war. Mack aber, der noch immer keine klare Vorstellung von seiner Lage besaß, an die Festigkeit seiner Stellung und die Annäherung der Russen glaubte, widerstand diesem Rath, hinderte aber nicht, daß Erzherzog Ferdinand und Fürst Schwarzenberg mit der Reiterei, und General Werneck mit 8000 Mann Fußvolk Ulm verließen und den Weg nach Böhmen einschlugen. Am 15. Oktober erschien Napoleon selbst, von Augsburg her kommend, vor Ulm, trieb die Oesterreicher auf allen Punkten in die

*) Ney erhielt später von diesem Ort und Gefecht her den Herzogstitel.

Stadt zurück, und forderte zur Uebergabe auf. Jetzt verlor Mack den Kopf, und verstand sich am 17. Oktober, wenn bis zum 25. kein Entsatz eintreffen sollte, zu einer Kapitulation. Als ihm aber am 19. Oktober Berthier nachwies, daß die österreichische Armee vollkommen eingeschlossen, und keine Befreiung möglich sei, schien er, in gänzlicher Muthlosigkeit, die Katastrophe selbst beschleunigen zu wollen, und übergab schon am 20. Oktober sein Heer an den Feind. Die Generale und Officiere wurden auf ihr Wort, während des Krieges gegen Frankreich nicht mehr zu dienen, entlassen, aber 25,000 Unterofficiere und Soldaten fielen mit 60 Kanonen und 40 Fahnen in die Gewalt der Franzosen. Murat hatte unterdessen den Erzherzog Ferdinand und den General Werneck mit rastlosem Eifer verfolgt. Ferdinand erreichte mit nur 6000 Mann Böhmen, und Werneck's Infanterie wurde theils gefangen genommen, theils aufgerieben.

So große Erfolge, in so kurzer Zeit, und mit so geringem Verlust von seiner Seite, hatte Napoleon noch nie davongetragen. Obgleich er in seinen Bulletins, die sich von der Wahrheit im Einzelnen durchaus entfernten und nur in Bezug auf die allgemeinen Resultate in Betracht gezogen werden können, die Zahl der Gefangenen, der genommenen Kanonen und Fahnen übertrieb und seine eigenen Verluste verringerte, so war das ihm entgegengesetzte Heer, welches anfänglich die Bestimmung gehabt hatte, wo möglich über den Rhein vorzudringen, später wenigstens das deutsche Oesterreich zu vertheidigen, fast vernichtet, und die französische Armee hatte in der That weniger als in irgend einem der vorangegangenen Feldzüge gelitten.

Die vereinzelten Reste des österreichischen Heeres konnten die Sieger nicht aufhalten. Ein Korps von 20,000 Mann unter Kienmayer war für den Augenblick Alles, was sich mit der unter Kutusof bis Brünn vorgerückten ersten russischen Armee vereinigen konnte. Kutusof, unter solchen Umständen sich zu schwach fühlend, ging wieder über die Donau zurück, um ein zweites russisches Heer unter Buxhöwden zu erwarten und sich durch dasselbe zu verstärken. Die Franzosen überschritten am 27. und 28. Oktober, ohne Widerstand zu finden, den Inn. Am 30. Oktober wurden die Russen bei Lambach von Davoust angegriffen. Am 2. November rückte Soult in Wels, Lannes in Linz ein. Kutusof zog sich, von Murat und Oudinot gedrängt, nach Krems zurück (9. November). Mortier folgte ihm auf dem Fuße nach. Dieser hatte auf Murat's Unterstützung, der ihn aber, um nach Wien zu eilen, im Stich ließ, gezählt, und bestand am 11. November bei Dürrstein gegen einen doppelt so starken Feind einen Kampf, der ihm großen Ruf erwarb, bei dem er

aber auch nahe daran gewesen, erdrückt zu werden. Erst Dupont's Ankunft befreite ihn gegen Abend aus seiner gefährlichen Lage. Kutusof zog sich jetzt nach Mähren zurück. Am 13. November ging Wien, das der Hof schon am 6. verlassen hatte, an die Franzosen über. Zum ersten Mal ward die Hauptstadt einer Macht erster Größe von Napoleon's Truppen besetzt. Abgesehen von dem dadurch auf ganz Europa hervorgebrachten Eindruck, ward daselbst auch eine reiche Kriegsbeute, unter Anderem 276 Belagerungsstücke, 1127 Feldstücke und 600,000 Centner Pulver, vorgefunden.

Ein Korps von 8000 Oesterreichern war als äußerster linker Flügel des Heeres unter Mack in Vorarlberg aufgestellt worden. Nach der Auflösung der Hauptarmee schlugen sich die beiden Kavallerieregimenter Klenau und Blankenstein nach Böhmen durch, die Uebrigen mußten, von Augereau mit überlegener Macht angegriffen, am 19. November das Gewehr strecken. — Am 28. Oktober war Ney zur Eroberung Tyrols abgeschickt worden. Am 5. November nahm derselbe den Engpaß von Scharnitz mit Sturm und rückte am 7. in Insbruck ein. Der Erzherzog Johann zog sich nach dem Brenner, und gegen Klagenfurt, um nicht die Verbindung mit dem Erzherzoge Karl zu verlieren, zurück.

In Italien, wo Massena dem Erzherzoge Karl mit geringeren Streitkräften gegenüberstand, hielten sich die Franzosen, an Verona und die Etsch gelehnt, still, bis in Deutschland entscheidende Ereignisse vorgefallen sein würden. Nach der Kunde von Mack's Niederlage ging Massena zur Offensive über, und griff die österreichischen Verschanzungen bei Caldiero an. Am 30. und 31. Oktober ward auf beiden Seiten mit großer Anstrengung gefochten. Erzherzog Karl behauptete das Schlachtfeld, mußte sich aber aus strategischen Gründen über die Brenta, Piave, den Tagliamento, über Görz und Laybach gegen Cilly hin, obgleich in größter Ordnung, und unterweges oft Stand haltend, zurückziehen. Eine österreichische 8000 Mann starke Division war, von dem Korps des Erzherzogs Johann abgeschnitten, aus den tyroler Gebirgen in das Brentathal herabgestiegen, hatte Bassano besetzt, und rückte gegen Castel-Franco vor. Gouvion St. Cyr und Reynier, die unterdessen aus dem Neapolitanischen herbeigezogen waren, bestürmten die Oesterreicher, welche von einem französischen Ausgewanderten, dem Fürsten von Rohan, befehligt wurden, einen ganzen Tag über so heftig, daß sich dieselben, ungeachtet tapferen Widerstandes, am 24. November ergeben mußten. Karl und Johann vereinigten jetzt ihre Streitkräfte und zogen längs der ungarischen Gränze der Hauptstadt näher.

Preußen war unterdessen der Koalition, ohne seine Neutralität ausdrücklich aufzugeben, im Stillen näher gerückt. Am 25. Oktober traf der Kaiser Alexander von Rußland in Berlin, wo er von dem preußischen Königspaar mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde, ein. Am 30. Oktober erfolgte der Besuch des Erzherzogs Anton von Oesterreich, und am 1. November verließ in Folge dessen Duroc die preußische Hauptstadt. Am 3. November ward ein geheimer Vertrag über Herstellung des europäischen Gleichgewichtes zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. abgeschlossen. Das Ziel desselben blieb eher hinter Dem, was zur Beruhigung Europa's nöthig gewesen wäre, zurück, als daß es über dasselbe hinausging. Die Schweiz und Holland sollten wieder selbstständig, die französische und italienische Krone getrennt und der König von Sardinien entschädigt werden. Im Uebrigen erkannte man die Bedingungen des luneviller Friedens an. In der Nacht vom 5. November reichten sich das preußische Königspaar und der Kaiser von Rußland über dem Grabe Friedrich des Großen die Hände zu einem Bunde, der schon damals aufrichtig gemeint war, aber erst viel später Früchte tragen sollte. Anstatt aber alsbald loszuschlagen und vom Main aus, wo schon preußische Truppen zusammengezogen waren, an den Rhein vorzurücken, um Oesterreich und Rußland Luft zu machen, wollte Preußen noch einen Versuch der Vermittelung anstellen und sehen, ob der Kaiser der Franzosen zu einem billigen Frieden zu bewegen sein werde. Zu dem Ende ward der Kabinetsminister Graf von Haugwitz in das französische Hauptquartier gesandt. Aber Napoleon gewahrte, daß Preußen nicht bis zum Aeußersten entschlossen war, und ließ es sich um so angelegentlicher sein, die österreichische und russische Macht, ehe man in Berlin zum Schwerdt gegriffen haben konnte, niederzuwerfen.

Nach der Einnahme Wiens war es Napoleon's erste Sorge gewesen, sich der großen Donaubrücke bei Spitz zu versichern. Der General Fürst Auersberg, welcher die Oesterreicher an derselben befehligte, sollte sie bei Ankunft der Franzosen zerstören. Murat und Lannes wußten dies durch Vorspiegelung eines Waffenstillstandes zu verhindern, und Brücke und Mannschaft während der Unterredung mit Auersberg überrumpeln zu lassen. Derselbe Kunstgriff wurde von ihnen bei Hollabrunn wiederholt (15. November). Aehnliche Kriegslisten wurden jedoch auch von den Verbündeten bei mehren Gelegenheiten angewandt, so daß die beiden Armeen einander in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen hatten. Bei Guntersdorf bahnte sich der Fürst Bagration mit der russischen Nachhut durch die ihn verfolgenden, an Zahl überlegenen Feinde mit

dem Bajonett einen Weg (16. und 17. November). Bei Wischau stieß Buxhöwden zu Kutusof, die sich beide nach Olmütz, wo die Kaiser Franz und Alexander weilten, um daselbst eine feste Stellung zu nehmen, zurückzogen.

Napoleon befand sich seit dem 20. November in Brünn. Mortier war mit zwei Divisionen zur Deckung Wiens zurückgeblieben. Weiter südlich stand Marmont, um die Bewegungen der Erzherzöge Karl und Johann zu beobachten. Davoust war in Preßburg eingerückt. Von Ungarn her, wo unzufriedene Große mit Napoleon im Geheimen in Unterhandlungen getreten waren, hatten die Franzosen nichts zu besorgen. Davoust konnte demnach ohne Gefahr nach Brünn ziehen. Bernadotte, welcher den Erzherzog Ferdinand, der sich in Böhmen verstärkt hatte, am Vorrücken hindern sollte, war nur zwei Tagereisen von Brünn entfernt. Napoleon konnte demnach einen großen Theil seiner Armee rasch zusammenziehen.

Zu der russisch-österreichischen Armee waren am 25. November 10,000 Mann russische Garden unter dem Großfürsten Konstantin gestoßen. Am 27. November zogen Russen und Oesterreicher von Olmütz aus den Franzosen entgegen. Napoleon hatte bei der Untersuchung der Gegend um Brünn die Ebene von Austerlitz, die ihm für seine Pläne geeignet erschien, bemerkt, und dachte daselbst eine entscheidende Schlacht zu liefern. Es entging ihm nicht, daß die Russen voller Zuversicht waren, und sich nur noch ihrer Siege bei Cassano, an der Trebbia und bei Novi, aber nicht mehr der Niederlage bei Zürich erinnerten. Um sie in dieser Stimmung zu bestärken, gab er den bis Wischau vorgeschobenen Reiterschaaren Befehl, sich bei Annäherung des Feindes wie eingeschüchtert zurückzuziehen. Zugleich sandte er den General Savary zweimal in das russische Hauptquartier mit Vergleichsvorschlägen, die verworfen wurden. Die Russen glaubten, daß die Franzosen die Absicht hätten, ihnen zu entgehen, und brannten vor Ungeduld, mit denselben handgemein zu werden.

Napoleon brachte den 1. December mit den Vorbereitungen auf den Kampf, welchen er für den folgenden Tag erwartete und wünschte, zu. Er war unermüdlich, ritt von Regiment zu Regiment, von Batterie zu Batterie, und regte den ohnedies schon bedeutenden Kriegsmuth seiner Soldaten durch seine entflammenden Ansprachen noch höher an. Als er von einer Höhe aus die Bewegungen des Feindes beobachtete, und zu seiner Freude bemerkte, daß derselbe gerade Das that, was er vorausgesetzt und wonach er seine Maßregeln getroffen hatte, rief er: „Vor morgen Abend

ist diese Armee mein!“ — Als es dunkel geworden, berief er die Marschälle in die Bauernhütte, wo er Quartier genommen, und theilte ihnen seine letzten Instruktionen mit. Mitten in der Nacht erhob er sich, um die Stellung des Feindes noch einmal zu erkunden. Die Soldaten zündeten bei seinem Anblick an Stangen befestigte Strohkränze an, um ihn besser zu sehen, und drückten ihm durch ihren Zuruf eine gränzenlose Anhänglichkeit und Begeisterung aus. Die Franzosen waren 70- bis 80,000, die Verbündeten 80- bis 90,000 Mann stark, unter welchen aber die 20,000 Oesterreicher zum Theil aus Rekruten bestanden.

Die Schlacht von Austerlitz, nach dem Hauptquartier der Kaiser Franz und Alexander, die in dem dortigen Schlosse übernachtet hatten, genannt, fing am 2. December mit Tagesanbruch an. Die Ebene war noch von Nebel erfüllt, als die Sonne über den Höhen glänzend emporstieg, und die Dünste verscheuchte. Kutusof war über Napoleon's Angriffsplan und die Stellung seiner Armee in gänzlichem Irrthum begriffen. Soult nahm die von den Russen verlassenen Höhen von Pratzen ein, was über den Ausgang des Tages entschied. Die wiederholten Versuche Kutusof's, sie wiederzugewinnen, scheiterten an dem festen Widerstande der Franzosen. Napoleon hatte seine Anordnungen so geschickt getroffen, und die Russen waren so blind in die ihnen gelegten Fallen gegangen, daß die Franzosen, da, wo sie kämpften, immer die Stärkeren waren, obgleich ein ansehnlicher Theil ihres Heeres, die Gardeinfanterie und 10 Bataillone Grenadiere unter Oudinot, gar nicht zum Gefecht kamen. Schon um 1 Uhr Mittags begann der Rückzug des russischen Mitteltreffens, nebst den dort aufgestellten Oesterreichern, und des rechten Flügels. Der linke Flügel unter Buxhöwden, der jetzt ebenfalls weichen mußte, litt viel von der französischen Artillerie, als er über schmale, zwischen Teichen liegende Dämme zog. Unter den französischen Heerführern zeichneten sich besonders Soult, Davoust, Lannes, und bei dem großen, zwischen der Gardekavallerie beider Armeen stattfindenden Gefecht Murat und Rapp aus. Ohne die ausdauernde Tapferkeit der Russen würde ihre Niederlage bei den von ihren Generalen begangenen Fehlgriffen noch entschiedener gewesen sein. Bagration deckte den Rückzug der geschlagenen, aber nicht aufgelösten Armee, die sich in der Richtung nach Ungarn hin in Bewegung setzte. Es war dies einer der großen Siegestage Napoleon's und, wie er behauptet hat, die einzige Schlacht, deren Verlauf genau mit dem von ihm entworfenen Plan übereinstimmte. Bei Marengo hatte das Konsulat, bei Austerlitz das Kaiserthum seine Weihe erhalten. Der Umstand, daß dieser Sieg am Jahrestage der Krönung er-

fochten wurde, erhöhte seine Bedeutung in den Augen der Franzosen. Austerlitz ward die Drei-Kaiser-Schlacht genannt. Napoleon erließ ein von Stolz und Freude strotzendes Bulletin, dessen Angaben — 40,000 Gefangene — 186 Kanonen — 45 Fahnen — wahrscheinlich Uebertreibungen enthalten.

Schon am Abend des Schlachttages sandte Kaiser Franz den Fürsten Johann von Liechtenstein an Napoleon, um die Beseitigung der Feindseligkeiten einzuleiten. Der Sieger ließ den schon zweimal, in den Friedensschlüssen zu Campo Formio und Luneville, von ihm gedemüthigten Gegner zu einer Unterredung in sein Standquartier, zwischen den Dörfern Naseldowitz und Saruschitz, unfern einer Mühle gelegen, einladen. Nach einem zwei Stunden langen Gespräch schienen die beiden Monarchen versöhnt von einander zu scheiden. Es trat alsbald ohne Weiteres Waffenruhe ein, die am 6. December ausdrücklich bekannt gemacht wurde. Ueber den Frieden ward zuerst in dem fürstlich Dietrichsteinschen Schlosse zu Nikolsburg, später in Preßburg unterhandelt. Alexander I. nahm daran keinen Antheil, konnte sich aber, nach einer zwischen dem französischen und österreichischen Kaiser getroffenen Uebereinkunft, unverfolgt nach der preußischen Gränze zurückziehen. Er ließ dem Könige von Preußen, wenn dieser Krieg gegen Frankreich beginnen wolle, die Verfügung über seine Armee anbieten.

Napoleon kam Oesterreichs Neigung zum Frieden sehr erwünscht. Bei Fortsetzung des Krieges mußte die seit ihrer Vereinigung zahlreiche Armee der Erzherzöge Karl und Johann, deren Vorposten nur sieben Stunden von Wien entfernt waren, in Anschlag gebracht werden. Die Bayern waren am 5. December von dem Erzherzog Ferdinand bei Iglau geschlagen worden. Die russische Armee hatte unter dem General Essen eine ansehnliche Verstärkung erhalten. Wenn unter solchen Umständen die Feindseligkeiten wieder anfingen, so konnte sich Preußen zum offenen Anschluß an die Koalition versucht fühlen.

In Folge der Konvention vom 3. November war Graf Haugwitz am 28. November in Brünn erschienen, um Preußens Vermittlungsvorschläge vorzulegen. Napoleon hatte denselben zwar empfangen, aber ohne auf den Gegenstand seiner Sendung einzugehen, und die Unterhandlungen an Talleyrand gewiesen. Bei einer zweiten Audienz am 7. December beantwortete der Kaiser des Ministers Glückwunsch wegen des Sieges bei Austerlitz mit den zurückweisenden Worten: „Siehe da ein Kompliment, dessen Adresse das Schicksal verändert hat!“ — Auch dies-

mal ward nichts beschlossen. In einer dritten Unterredung am 13. December legte Napoleon Haugwitz die Alternative vor, sich innerhalb weniger Stunden über Frieden und Krieg für seinen Staat zu entscheiden. Wenn Preußen an ersterem liege, so müsse es Anspach, Cleve und Neufchatel abtreten, wofür es Hannover und einen Landstrich von 20,000 Seelen, zur Abrundung Baireuths, von Bayern erhalten würde. Haugwitz, der ganz andere Aufträge als Bewilligung dieser Forderungen in das französische Hauptquartier mitgenommen hatte, fühlte sich, wie früher und später so mancher andere Diplomat, von des Kaisers Sprache und Persönlichkeit eingeschüchtert, glaubte Preußens Standpunkt durch die Niederlage der Russen und Oesterreicher durchaus verändert, und unterzeichnete am 15. December einen die obigen Bedingungen enthaltenden Vertrag. Nach Haugwitz's Rückkehr schwankte der preußische Hof einen Augenblick zwischen entgegengesetzten Entschlüssen, ließ sich aber endlich zur Ratificirung Dessen, was in Brünn verabredet worden, herbei. Friedrich Wilhelm III. erklärte jedoch Hannover nur provisorisch bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens besetzt halten zu wollen. Weitere Unterhandlungen sollten in Paris gepflogen werden.

Die Nachricht von der durch Haugwitz abgeschlossenen Konvention hatte auf den österreichischen Hof einen so niederschlagenden Eindruck gemacht, daß er die Unterhandlungen nicht, wie früher in Luneville geschehen, in die Länge zu ziehen suchte. Am 26. December (1805) kam in Preßburg der Friede zu Stande. Oesterreich trat 1200 Quadratmeilen Land mit mehr als drittehalb Millionen Einwohnern ab. Das Königreich Italien, als dessen Beherrscher Napoleon jetzt von dem Kaiser Franz anerkannt wurde, erhielt die Besitzungen der ehemaligen Republik Venedig, die Hauptstadt und die Terra ferma, wie sie im Frieden von Campo Formio Oesterreich überlassen worden waren. — An Bayern fiel Tyrol, Trident, Brixen, Eichstädt, die Markgrafschaft Burgau, ein Theil des Gebietes von Passau, sieben vorarlbergische Herrschaften, die Stadt Lindau, die Grafschaften Hohenems und Königsegg, die Herrschaften Tetnang und Argen und die bisherige Reichsstadt Augsburg. Würtemberg empfing die fünf Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Reidlingen, Menzen und Sulgau, die Grafschaften Hohenberg und Bondorf, die Landschaft Nellenburg, die Landvogtei Altorff, ein Stück vom Breisgau. — Baden ward durch den Ueberrest des Breisgau, die Stadt Constanz, die Ortenau und die Komthurei Meinau vergrößert. — Bayern mußte Würzburg abtreten, das zu einem Großherzogthum gemacht und dem

bisherigen Kurfürsten von Salzburg*), dessen Land Oesterreich erhielt, übergeben wurde. — Das Hoch- und Deutschmeisterthum nebst Mergentheim sollte an einen österreichischen Prinzen mit Erbfolgerecht kommen. — Dem Erzherzog Ferdinand, Schwiegersohn des letzten Herzogs von Modena, wurde für den Verlust des Breisgau eine Entschädigung in Deutschland versprochen. — Die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg nahmen die Königstitel an. Sie und der Kurfürst von Baden wurden für vollkommen souverain in ihren Staaten erklärt, zugleich aber als Mitglieder des deutschen Bundes (confédération germanique), man vermied den Ausdruck: deutsches Reich — bezeichnet. — Das österreichische Gebiet wird von den Franzosen innerhalb zwei Monaten, vom Tage der Ratificirung des Vertrages an, Braunau erst einen Monat später geräumt. — Die österreichischen Besatzungen werden innerhalb 14 Tagen bis 6 Wochen aus allen abgetretenen Plätzen und Städten zurückgezogen. — Ein geheimer Artikel verpflichtete Oesterreich, die von der am 28. November ausgeschriebenen Kriegssteuer von 100 Mill. Fr. noch rückständigen 40 Mill. zu zahlen.

Oesterreich ward durch den preßburger Frieden fast um allen Einfluß auf Deutschland und Italien gebracht. In Süddeutschland ging durch die Gebietsvergrößerungen Bayerns, Würtembergs und Badens plötzlich eine Veränderung, zu der sonst Jahrhunderte gehört haben würden, und zwar durch den Einfluß eines fremden Herrschers, vor. Die geschichtlichen Fäden, welche das alte Deutschland unter einander verbunden hatten, wurden in jenen Gegenden gewaltsam zerrissen. Wenn es zuweilen für ein Volk, das an einem großen Wendepunkt in seinen Geschicken angelangt ist, unerläßlich sein mag, die überlieferte Hülle abzustreifen, und mit einem neuen Geist auch eine verjüngte Gestalt anzunehmen, so trat doch in diesem Falle nur ein Herrenwechsel ein, der durch Centralisirung und Truppenvermehrung das hinschwindende nationale Leben nicht zu ersetzen vermochte.

Wenn Napoleon mit hohem Selbstgefühl auf die Ergebnisse seines kaum zweimonatlichen Feldzuges, in welchem er die österreichischen und russischen Heere geschlagen, Preußen eingeschüchtert und neue Bundesgenossen gewonnen hatte, zurücksehen konnte, so mußte dagegen sein stolzer Blick sich trüben, wenn er sich das Meer, von den Trümmern seiner zerstörten Schiffe bedeckt, im Geiste vergegenwärtigte. Um dieselbe Zeit,

*) Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz, und bis zum Frieden von Luneville Großherzog von Toskana.

in welcher Mack in Ulm kapitulirte, hatten die Engländer unter Lord Nelson bei Trafalgar (21. Oktober), auf dem halben Wege zwischen Cadix und Gibraltar, die französisch-spanische Flotte vernichtet. Villeneuve*) der schon Napoleon's Plan, seine gesammte Seemacht im Kanal zu vereinigen und damit die Möglichkeit einer Landung in England durch seine Unentschlossenheit verhindert hatte, ließ sich auch bei Trafalgar große Mißgriffe zu Schulden kommen, welche von der Tapferkeit des französischen Seevolkes nicht wieder gut gemacht werden konnten. Nelson fiel in dieser Schlacht, aber die Engländer hatten 19 Schiffe der vereinigten Flotte genommen, und alle übrigen mehr oder weniger beschädigt. Von da an konnte Napoleon selbst, und, noch mehr als er, die übrige Welt den Gedanken nicht los werden, daß England mit seinen hölzernen Mauern unbezwingbar sei, und Frankreich zur See mit ihm vergeblich um den Preis der Herrschaft ringen würde. Wenn aber Großbrittanien seine Unabhängigkeit und Größe bewahrte, so blieb den Feinden Napoleon's stets eine gegen ihn gerichtete Hoffnung und Zuflucht, und in den Mitteln, welche er zur Erlangung einer universellen Suprematie anwandte, eine schwer zu ersetzende Lücke übrig. Denn Schifffahrt, Seemacht und Kolonieen waren seit der Entdeckung Amerika's einer der vornehmsten Hebel staatlicher Größe geworden. Von Trafalgar an trugen die Engländer einen Erfolg nach dem anderen davon. Am 8. Januar 1806 wurde das Kap der guten Hoffnung von ihnen erobert. Der Befehlshaber des französischen Geschwaders, welches im Golf von Mexiko kreuzte, Leissègues, mußte sich bei St. Domingo an den Admiral Duckworth ergeben (6. Februar). Der französische Contreadmiral Linois, welcher seit beinahe drei Jahren sich in den indo-chinesischen Meeren durch Glück und Kühnheit behauptet, und dem englischen Handel großen Schaden zugefügt hatte, fiel am 13. März bei Madeira in die Gewalt der Engländer. Die französische Seemacht erlitt eine lange Reihe von Unfällen, so daß Frankreichs Einfluß außerhalb Europa's auf mehre Jahre hinaus ganz aufhörte.

Um diese Zeit wurde Frankreich von seinem größten Feinde, dem Stifter der drei gegen dasselbe gerichtet gewesenen Koalitionen, befreit. William Pitt war am 23. Januar 1806 gestorben. Uebermäßige moralische und physische Anstrengungen und eine schon ursprünglich nicht

*) Villeneuve, der bei Trafalgar gefangen genommen wurde, erhielt im folgenden Jahre die Erlaubniß, sich nach Frankreich zu begeben, wollte sich aber nicht dem Zorn Napoleon's aussetzen, und endigte durch Selbstmord.

starke Leibesbeschaffenheit hatten ihn über die mittleren Lebensjahre nicht hinaus kommen lassen. Wenn ihn der Sieg bei Trafalgar einen Augenblick lang hoch erfreut und in seinen Hoffnungen und Ueberzeugungen bestärkt haben konnte, so mußte ihn der Friede zu Preßburg, wie auch wirklich geschah, tief niederschlagen, und ihm die Zukunft in den dunkelsten Farben erscheinen lassen. In das nach Pitt's Tode gebildete Ministerium trat Fox, der die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, ein, und die englische Politik im Sinne der Whigs, d. h. in einem friedlichen Verhältnisse zu Frankreich und den neuen Grundsätzen, zu leiten suchte. Fox bewunderte Napoleon, obwohl damals weniger als einige Jahre vorher, und wurde von diesem geschätzt. Aber die politischen Verhältnisse waren mächtiger als die persönlichen Stimmungen, und die einzelnen Sympathien vermochten es nicht, sich der allgemeinen Repulsion, die in jeder Gestalt, als Instinkt, Charakter, Situation, hervortrat, lange zu entziehen. Napoleon und das brittische Volk, die gekrönte Revolution und das parlamentarische System, stießen sich unversöhnlich ab, und fühlten sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen einander getrieben.

---

32. Joseph, Napoleon's Bruder, zum König von Neapel ernannt. — Stiftung des Rheinbundes. — Auflösung des deutschen Reiches.

Der preßburger Friede war für Napoleon kein Halt auf der betretenen Bahn, welche zu einer vollkommenen Unterordnung Europa's unter seinen Willen, oder zu seinem eigenen Sturze führen mußte. Seine Herrschsucht ließ sich von den davon getragenen Erfolgen nicht befriedigen. Je größer dieselben waren, um so mehr steigerten sich seine Ansprüche an das Glück. Jeder seiner Kriege enthielt fortan den Keim zu einem neuen Kampfe, und seine Friedensschlüsse waren nur Waffenstillstände. Da ihm bisher Alles gelungen war, so glaubte er, die außerordentlichsten Wagnisse unternehmen zu können, und wurde mit den fortschreitenden Jahren, statt der Früchte seiner Thaten zu genießen, immer unruhiger und kühner. Obgleich er, seitdem ihm die Mittel fehlten, die brittische Macht in ihrem Mittelpunkt anzugreifen, von Zeit zu Zeit daran dachte, auf dem Landwege bis Ostindien vorzudringen, so war dies doch mehr ein Traum des Ehrgeizes als ein durchdachter Plan. Seine Absicht beschränkte sich von jetzt an darauf, die Engländer vom Kontinent

auszuschließen, diesen zu dem Ende vom Tajo bis zur Newa seinem Einfluß zu unterwerfen, und bei jeder Gelegenheit die eingestürzten oder von ihm eroberten Throne mit Mitgliedern seiner Familie zu besetzen. Das Schicksal ließ ihn auf diesem Wege ziemlich weit vorschreiten, ehe es ihm plötzlich Halt gebot.

Die Veränderungen, welche Napoleon innerhalb weniger Jahre in Deutschland, Italien, Holland und Spanien vornahm, mußten den erstaunten Zeitgenossen noch außerordentlicher als die Ereignisse unter der Republik, den alten Monarchien aber viel drohender erscheinen. Denn es war nicht wahrscheinlich gewesen, daß es dem Konvent gelingen würde, überall in Europa die Volksherrschaft einzuführen, aber nicht unmöglich, daß der Kaiser der Franzosen, wenn nicht ein außerordentliches Ereigniß dazwischen trat, allmälig die meisten Kronen an seine Brüder, Schwäger und Neffen vergab. In einer Epoche, in der gewisse politische Ideen, wie die des europäischen Gleichgewichts, und die Solidarität der Throne weniger fest gewurzelt, und die Künste des Krieges weniger allgemein verbreitet gewesen wären, würde Napoleon Europa wahrscheinlich eben so, wie einst Alexander der Große Asien, erschüttert und umgestaltet haben. Selbst unter den ihm entgegenstehenden Hindernissen fehlte wenig daran, daß er nicht, bei etwas mehr Mäßigung und Bedachtsamkeit, nur langsamer als er wollte, an sein Ziel gekommen wäre. Wenn er seinen despotischen Charakter gezügelt, und sich als einen Freiheitsbringer für die Völker gegen ihre Beherrscher, eine Rolle, zu deren Uebernahme in jener Zeit Veranlassung genug vorhanden war, hingestellt hätte, so würde es ihm vielleicht gelungen sein, die alten Regentenhäuser, mit wenigen Ausnahmen, zu beseitigen, es auf dem übrigen Festlande wie in Frankreich zu machen, und unter dem Scheine, die Revolution zu befestigen, seine persönlichen und dynastischen Zwecke an die Stelle aller alten Ueberlieferungen und herkömmlichen Rechte zu setzen. Aber der Ungestüm, die vulkanische Natur, welche ihn fortrissen, und so oft seine eigenen Plane durchkreuzten, wandte dieses Welt bedrohende Unglück ab.

Dadurch, daß Napoleon nur für sich und seine Familie arbeitete und Völker und Fürsten gleichmäßig unterdrückte, ließ er es zwischen denselben zu keinem Bruche kommen, führte sogar hier und da, wie namentlich in Spanien und Preußen geschah, unter ihnen die gegenseitige Sympathie erfahrenen Mißgeschickes herbei, was ihm später gefährlich werden sollte. Napoleon war, ungeachtet der von ihm in einzelnen Fällen angewandten Künste der Täuschung, wie ein furchtloser, so auch ein offenherziger Zwingherr, der die Verachtung, welche ihm seine Zeit einflößte, nicht

verbarg, und dessen Absicht, sie wie der Töpfer den Thon zu behandeln, durchschaut werden konnte. Er dachte wie Cäsar: „Das menschliche Geschlecht ist nur um Weniger willen da!“*) — Wenn er, bei seiner Charakterstärke und seinem militairischen Genie, die List und Verstellung mancher Despoten des 15. und 16. Jahrhunderts besessen hätte, so würde er viel gefährlicher gewesen sein. Aber die Größe, welche wirklich in ihm lag, machte ihm die Heuchelei, obgleich er sie zuweilen in den Bereich seiner Mittel zog, auf die Länge unmöglich. Sein stürmisches Wesen brach, so vielen Zwang er sich auch zuweilen auflegen mochte, doch immer wieder hervor.

Die kurze Friedensepoche zwischen Austerlitz und Jena war reich an merkwürdigen Ereignissen, die sich aber fast alle um die stolze Persönlichkeit oder das eroberungssüchtige System des französischen Herrschers drehten, welcher eine Reihe von Jahren hindurch das Vorrecht genoß, der Mittelpunkt Europa's zu sein, so daß Alles von ihm ausging, oder sich auf ihn zurückbezog. Am 1. Januar 1806 kündigten sich die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg, mit seiner Bewilligung, ihren Völkern und dem übrigen Europa als Könige an. Bald sollten zu den politischen verwandtschaftliche Bande hinzutreten. Der tapfere und treue Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, heirathete, nachdem er von seinem Stiefvater adoptirt und mit dem Titel eines französischen Prinzen und dem Prädikat Kaiserliche Hoheit ausgestattet worden, am 13. Januar (1806) die Prinzessin Amalie Auguste, die reizende Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern. Am 7. April wurde der Kurprinz Karl Ludwig Friedrich von Baden mit einer Base Eugen's und Nichte Josephinen's, Stephanie Beauharnais, Tochter des Senators Claudius Beauharnais, welche Napoleon vorher ebenfalls in den Kreis der kaiserlichen Familie aufgenommen hatte, ehelich verbunden. Napoleon begann auf diese Art die alten Fürstenhäuser an sich heranzuziehen, während er dieselben sich zugleich unterordnete.

Der preußische Kabinetsminister Graf von Haugwitz ging, den getroffenen Verabredungen gemäß, im Januar nach Paris ab. Die ihm mitgegebenen Aufträge wichen so sehr von der in Wien mit Talleyrand am 15. December abgeschlossenen Konvention ab, daß auch Napoleon sich an dieselbe nicht mehr binden, namentlich die Abtretung eines bayerischen Landstriches, zur Abrundung Bayreuths, nicht mehr anerkennen wollte. Aber entschlossen, das preußische Kabinet in eine schiefe Lage zu

*) Humanum paucis vivit genus.

dem englischen zu bringen, drang er Haugwitz einen von diesem am 15. Februar in Paris abgeschlossenen und am 9. März in Berlin bestätigten Vertrag ab, nach welchem Preußen die definitive Besitznahme Hannovers erklären und die Mündungen der norddeutschen Flüsse den englischen Schiffen verschließen mußte. Der Minister von Hardenberg, der zur englischen Partei am preußischen Hofe gehörte, und deshalb von Napoleon gehaßt wurde, reichte seine Entlassung ein. Am 1. April 1806 erschien das preußische Patent, welches Hannover für einen Theil des preußischen Staates erklärte. Großbrittanien ordnete gegen diese Maßregel alle zur See üblichen Zwangsmittel, Embargo, Blokade, Kaperei, an, wodurch vielen einzelnen preußischen Unterthanen großer Schaden erwuchs. Fox, Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten, sprach sich im Parlament mit Bitterkeit gegen die preußische Politik und deren Hang zu Vergrößerung und Ländertausch aus. Am 11. Junius erfolgte eine förmliche Kriegserklärung gegen Preußen, die aber keine weiteren Angriffe zur Folge hatte, da man in England zwischen der Handlungsweise Friedrich Wilhelm III. und dessen geheimen Absichten und Wünschen, die nichts weniger als franzosenfreundlich waren, zu unterscheiden wußte.

Während Preußen sich Frankreich nähern und von England abwenden mußte, gerieth es auch mit Schweden in Streit. Gustav IV. Adolph, der, ohne eine Spur von Karl XII. großen Eigenschaften zu besitzen, dessen Hartnäckigkeit und Ruhelosigkeit theilte, war im Herbst 1805 im nördlichen Deutschland mit einem schwedischen Heer, aber ohne Etwas auszurichten oder auch nur zu unternehmen, aufgetreten. Als Russen und Engländer in Folge der zwischen Preußen und Rußland am 3. November (1805) abgeschlossenen Konvention Hannover räumten, blieben die Schweden daselbst stehen, und weigerten sich, als Preußen Hannover in Besitz nahm, das zu ihm gehörige Fürstenthum Lauenburg zu verlassen. Es kam bei Seedorf am Smalensee zu einem unblutigen Gefecht (23. April 1806), nach welchem sich Gustav IV. Adolph zurückzog, aber die preußischen Küsten blokiren ließ, und sogar befahl, die preußischen Hafenstädte zu beschießen. Da dieser König Napoleon nicht beikommen konnte, so wollte er sich dadurch an ihm rächen, daß er allen französischen Büchern und Zeitungen den Eintritt in seine Staaten verwehrte, und nicht erlaubte, daß in den schwedischen Schulen der neuen Eintheilung Europa's Erwähnung gethan wurde. Napoleon antwortete auf diese ohnmächtigen Angriffe mit persönlichen Ausfällen im Mo-

niteur, und ließ darin sogar auf Gustav IV. Adolph *) angeblich unrechtmäßige Geburt anspielen.

Kleve, Berg und das von Bayern abgetretene Jülich wurden von Napoleon an seinen Schwager Murat mit dem Herzogstitel verliehen (15. März 1806). Neufchatel erhielt (30. März) Alexander Berthier, der von jetzt an, wie die Mitglieder souverainer Familien, nur mit seinem Taufnamen unterzeichnete. Nicht geringes Aufsehen erregte es, als der Reichserzkanzler Kurfürst von Mainz, Dalberg, der Reichsversammlung in Regensburg erklärte, er habe den Kardinal Fesch, Oheim Napoleon's und Erzbischof von Lyon, einen Deutschland ganz fremden Geistlichen, zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannt. Anspach ward von Bernadotte für Bayern in Besitz genommen, ohne daß dieses dafür den ursprünglich bedungenen Landstrich von zwanzigtausend Seelen an Preußen abtrat.

Italien, das schon so großen Wechsel erfahren, blieb von Napoleon's ehrgeizigem Drange, daselbst Alles umzugestalten und seinen dynastischen Zwecken und dem französischen Einfluß zu unterwerfen, auch ferner nicht verschont. Von der Aufnahme, welche Russen und Engländer in den neapolitanischen Häfen während des letzten Krieges gefunden, und von der offen zur Schau getragenen Feindseligkeit der Königin Karoline gegen Frankreich gereizt, hatte Napoleon in einem von Schönbrunn aus erlassenen Dekret (26. December 1805) erklärt, daß das Haus Bourbon aufgehört habe, in Neapel und Sicilien zu regieren, und im Moniteur die Königin Karoline als eine Art von Furie, als ränkesüchtig, blutdürstig und meineidig, hingestellt. Ganz Europa, hieß es daselbst, werde mit Beifall vernehmen, daß der eiserne Scepter dieser Dynastie gebrochen sei.

Im Anfang des Jahres 1806 setzte sich ein französisches Heer von 50,000 Mann unter Massena's Oberbefehl, dem ausgezeichnete Generale wie Gouvion St. Cyr, Reynier, Duhesme, Verdier, Partounneaux und der Italiener Lecchi beigegeben waren, nach dem Neapolitanischen hin in Bewegung. Joseph war am 30. März (1806) von Napoleon zum Könige von Neapel und Sicilien ernannt worden. Der König Ferdinand IV. hatte sich schon am 6. Januar nach Sicilien gerettet. Die Königin Karoline, welche das Volk vergebens zum Widerstand gegen den

*) Derselbe hatte, das Verhalten des legitimen Prätendenten Grafen von Lille bei dessen Zurücksendung des goldenen Vließes an Karl IV. von Spanien nachahmend, dem Könige von Preußen den Schwarzen Adlerorden, als Napoleon mit demselben bekleidet wurde, zurückgeschickt.

vordringenden Feind zu entflammen suchte, harrte bis zum 11. Februar aus. Am 15. rückten die Franzosen in Neapel ein. Joseph folgte der Armee, und erließ bei Besitznahme seines neuen Thrones eine Proklamation, in welcher er eine Amnestie für alle politischen Vergehen, Abstellung der bisherigen Mißbräuche und Einführung nützlicher Reformen versprach. Joseph war der wohlwollendste und aufrichtigste unter des Kaisers Brüdern, aber, obwohl wie alle Mitglieder dieser Familie nicht ohne Talent, von der nöthigen Charakterstärke und Liebe zur Thätigkeit entblößt, und Zerstreuungen und Genüssen zu sehr ergeben. In Kalabrien suchte der tapfere französische Ausgewanderte Graf Roger Damas, welcher sich 1798 gegen Championnet ausgezeichnet hatte, die Sache des Königs Ferdinand zu vertheidigen, wurde aber von Massena's Uebermacht zum Weichen gebracht. Am 20. März ward Reggio, der südlichste Punkt des Landes, von den Franzosen besetzt. Auf Napoleon's Verlangen mußte Joseph sein Ministerium meist mit Franzosen besetzen. Nur die auswärtigen Angelegenheiten wurden einem Italiener, dem Herzoge von St. Gallo, übertragen. Der General Mathieu Dumas, der Ludwig XVI. auf der unglücklichen Fluchtreise von Varennes nach Paris begleitet hatte, erhielt das Kriegsministerium; Röderer, vom 10. August 1792 her bekannt, die Finanzen; der Korsikaner Salicetti, Kommissarius des Direktoriums bei Bonaparte, während dessen ersten Feldzuges in Italien, die Polizei; Miot, im Tribunat ein Gegner Bonaparte's als Konsul, das Innere. Joseph's Versuche, sich Siciliens, wohin sich viele Anhänger der alten Dynastie begeben hatten, zu bemächtigen, waren vergeblich.

Um seine Macht auch da zu befestigen, wo er nicht unmittelbar selbst regierte, veranlaßte Napoleon seinen Bruder Joseph, im Königreich Neapel sechs Reichslehne, mit einer jährlichen Einnahme von einer Million Franken zur Belehnung französischer Generale bestimmt, zu errichten. Die vom neapolitanischen Gebiet eingeschlossenen, aber seit Jahrhunderten dem römischen Hofe zugehörigen Fürstenthümer Benevent und Pontecorvo verlieh der Kaiser, ebenfalls als französische Reichslehne, ohne den Pabst zu fragen, ersteres an Talleyrand, letzteres an Bernadotte*), mit den dazu gehörigen Titeln. Im Königreich Italien wurden elf Reichslehne: Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Treviso,

*) Bernadotte hatte eine Schwester der Frau Joseph's geheirathet, beide Töchter des marseiller Kaufmanns Clary, und war dadurch mit der Familie Napoleon's verwandt geworden.

Feltre, Conegliano, Bassano, Vicenza, Padua, Rovigo, und außerdem Dalmatien, errichtet, mit ihnen der Herzogstitel verbunden, und dieselben für lauter Franzosen, Minister, Marschälle und Generale, bestimmt. Die Besitzungen, welche auf diese Art französische Civil- und Militair-Würdenträger erhielten, konnten von ihnen zu unveräußerlichen Familiengütern erklärt, und im Recht der Erstgeburt vererbt werden. Napoleon machte demnach in Italien den Anfang zur Stiftung eines neuen Adels und zu Einrichtungen, mit denen er in Frankreich erst zwei Jahre später hervortrat.

An demselben Tage (30. März) erließ Napoleon ein Familienstatut, für alle Mitglieder seines Hauses verbindlich, wodurch er dieselben in eine besondere Abhängigkeit von sich brachte, indem er nicht nur die Gültigkeit ihrer Ehen von seiner Zustimmung abhängig machte, sondern ihnen auch die Verpflichtung auflegte, selbst wenn sie fremde Throne einnehmen sollten, ihre Söhne vom siebenten Jahre an nach Paris zu schicken, um dort unter den Augen des Kaisers erzogen zu werden.

Die italienische und ligurische Republik waren gefallen. Napoleon wollte jetzt der batavischen dasselbe Loos bereiten. Talleyrand, der damals noch in ungeschwächter Gunst bei dem Kaiser stand, und in den auswärtigen Angelegenheiten dessen rechte Hand war, mußte die Einleitung zu dieser Veränderung treffen. Derselbe erklärte eines Tages im Senat, daß die batavische Republik bleibender Einrichtungen, unter denen er, ohne es ausdrücklich zu sagen, einen Monarchen und zwar einen Napoleoniden verstand, bedürfe. Eine ähnliche Sprache war bei den Vorbereitungen zum Kaiserreich geführt worden. Es ward hierauf von französischer Seite der Volksvertretung im Haag angedeutet, den Prinzen Ludwig, Bruder des Kaisers, zum König für ihr Land zu erbitten. Nach vergeblichem Sträuben mußte endlich eine Deputation in Paris erscheinen, und dieses Gesuch an Napoleon richten. Am 5. Junius fand die feierliche Vorstellung statt. Der batavische Admiral Verhuel führte das Wort. Des Kaisers Bruder hatte anfänglich keine Lust zur Annahme dieser Krone gezeigt, aber dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Hauptes seines Hauses nachgeben müssen. Nachdem er von diesem ermahnt worden, in seiner neuen Stellung nie seiner Eigenschaft als Franzose zu vergessen, sagte Ludwig zu Napoleon gewandt: „Ich werde über das holländische Volk regieren, weil dasselbe es wünscht, und Eure Majestät es befehlen!“ — Es ward hierauf eine Verfassung für das Königreich Holland, wie die batavische Republik sofort hieß, bekannt gemacht, in welcher nur einige Namen und Formen an den alten berühmten

Freistaat der Vereinigten Provinzen erinnerten. Von den Holländern ward der ihnen auferlegte Zwang tiefer als von anderen unter Napoleon's Einfluß gekommenen Völkern empfunden.

Joseph war, als er König von Neapel wurde, Großwahlherr, Ludwig, als er in den Besitz der holländischen Krone kam, Konnetable, Murat, als Herzog von Berg, Großadmiral geblieben. Alle drei fuhren fort, Würdenträger des französischen Kaiserreichs zu sein, und wurden auch als solche im französischen Staatskalender aufgeführt. Hierzu kam noch die Stellung als französische Prinzen, und das neuerdings gegebene Familienstatut, von welcher Abhängigkeit der Besitz eines Thrones nicht befreite. Napoleon hatte schon im Anfange des Jahres (12. Januar 1806) in einer Botschaft an den Senat von Föderativstaaten und deren Stellung zu Frankreich gesprochen und hinzugefügt, daß er sich die Angabe der näheren Bestimmungen über die Natur dieses Verhältnisses vorbehalte. Als er Joseph zum König von Neapel ernannte, erklärte er ausdrücklich, daß dieses Land einen Bestandtheil des großen Kaiserreiches bilde. Mit Holland ward es jetzt eben so. Napoleon dachte sich unter diesen Föderativstaaten größere und kleinere Gebiete, deren Besitzer ihren Völkern gegenüber zwar mit dem Glanze fürstlicher Gewalt ausgestattet waren, aber durch ausdrückliche Verleihung oder durch Verträge an ihn gebunden blieben, und denen von ihm die Bahn und das Ziel ihres Daseins vorgezeichnet wurde. Er wollte aus dem Süden und Westen Europa's eine große Konföderation, mit Frankreich zum Mittelpunkte, bilden, als deren Haupt er dastehen würde. Dazu gehörten, außer dem durch Belgien und das linke Rheinufer vergrößerten Kaiserreich, bereits Holland, die Schweiz und ganz Italien. Bald sollte auch ein bedeutender Theil Deutschlands in die Reihe dieser Föderativstaaten treten, und von Frankreich unter bestimmteren Formen als bisher abhängig werden.

Napoleon war, ungeachtet des preßburger Friedens und der Schwächung der österreichischen Monarchie, gegen sie von einem unüberwindlichen Mißtrauen erfüllt geblieben. Er hatte dieselbe nicht so verkleinern können, daß sie ihm nicht, von den Umständen begünstigt, wiederum gefährlich zu werden vermocht hätte, und hielt es für unmöglich, daß sie die seit Campo Formio erfahrenen Demüthigungen jemals vergessen könnte. Er wurde in dieser Ueberzeugung durch die Ernennung des Grafen von Stadion, welcher sich an den Vorbereitungen zu der letzten Koalition gegen Frankreich lebhaft betheiligt hatte, zum dirigirenden Minister in Cobenzl's Stelle lebhaft bestärkt. Er litt deshalb nicht, daß österreichische Truppen Würzburg für den bisherigen Kurfürsten von

Salzburg, einen Bruder des Kaiser Franz II., so natürlich dies sonst erschienen wäre, in Besitz nahmen, zögerte mit der Räumung Braunau's, und ließ den Marsch von 30,000 aus französischer Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Oesterreichern aufhalten. Der größte Theil des Heeres, mit welchem er bei Ulm und Austerlitz gesiegt hatte, blieb in Süddeutschland stehen. Nur die kaiserliche Garde kehrte nach Paris zurück.

Woran Napoleon bei seinen Plänen für die Zukunft und seiner Absicht, ein neues Weltreich zu stiften, am Meisten lag, war die Auflösung des deutschen Reiches, der einzigen, nächst Großbrittanien, tief in der Vergangenheit wurzelnden staatlichen Gestaltung, deren Grundlage zu derjenigen, welche der Beherrscher Frankreichs, als gekrönter Erbe der Revolution, zur Geltung bringen wollte, im entschiedensten Gegensatze stand. Seit dem Untergange der altfranzösischen Monarchie, Venedig's, der Schweiz des Mittelalters, der Vereinigten Provinzen gab es in Europa zwar noch Staaten, deren Stiftung weit zurückging, deren Einrichtungen aber verhältnißmäßig jung waren.

In Italien war nur noch der schwache päbstliche Staat auf den alten Fuß eingerichtet geblieben, sonst aber Alles anders geworden. Seine materielle Kraft war zu unbedeutend, um in Anschlag gebracht zu werden. Er konnte, rings von feindlichen Einflüssen umgeben, jeden Augenblick umgeformt werden, oder ganz verschwinden. Die spanische Monarchie schien tief herabgekommen, und Rußland, von Geist und Leben entblößt, stand nur als Militairmacht, durch den Druck auf Andere, gewaltig da. Napoleon glaubte, beide eine Zeit lang ohne Gefahr für sich bei Seite liegen lassen zu können. Aber das deutsche Reich, welches noch immer die Mitte Europa's einnahm, an dessen Spitze Oesterreich sich befand, zu dessen Gliedern Preußen gehörte, stand dem Eroberer im Wege, und war das nächste Hinderniß, an welches sein Drang, seine Macht über Europa auszubreiten, sich stieß. So verfallen es auch war, es bildete immer eine Vormauer für Oesterreich und Preußen und konnte möglicher Weise, so lange es noch eine Form besaß, regenerirt werden. Dem mußte durch seinen gänzlichen Untergang vorgebeugt werden. Die Abwesenheit sittlicher Scheu vor dem Umsturz dessen, was lange für groß und ehrwürdig gegolten, war Napoleon von der Revolution her übrig geblieben, und äußere Schwierigkeiten standen einem solchen Unternehmen jetzt nicht mehr im Wege. Das Oberhaupt des alten Reiches, der Kaiser Franz, war eben erst besiegt worden. Preußen hatte seit dem basler Frieden sich auf sich selbst zurückgezogen. Die eigenthümlichsten Bestandtheile dieses mittelalterthümlichen Staatenbaues, die geistlichen

Fürsten und freien Städte, welche in früheren Zeiten der Kitt des Ganzen gewesen, waren in den letzten Jahren fast alle verschwunden.

Die deutschen Fürsten im Süden und Westen des Reiches, welche sich im Grunde gar nicht mehr als solche fühlten, sondern zu nach Unumschränktheit im Innern ihrer Gebiete strebenden Machthabern geworden waren, bedurften eines Schirmes und Schutzes, welchen ihnen das so oft geschlagene Oesterreich, und das damals so unentschlossene, und von Zweifeln und Widersprüchen gelähmte Preußen nicht mehr gewähren konnten. Der während des Verfalles aller nationalen Einrichtungen und Sitten sich in die deutsche Natur eingeschlichene Zug, lieber von Fremdem als von Verwandtem abzuhängen, lieber in einem kleinen Kreise ausschließend zu gelten, als in einem großen mit Anderen gleichberechtigt dazustehen, that das Seinige, um den letzten Ueberrest des alten Gebäudes, welches morsch geworden, aber immer noch bestand, in Trümmer zu schlagen.

Bayern, Würtemberg, Baden hatten dem französischen Kaiser während des letzten Krieges gegen Den, welcher, wenigstens dem Namen nach, noch immer an der Spitze des gemeinsamen Vaterlandes stand, Hülfe geleistet. Andere deutsche Fürsten würden hierzu, wenn es die Umstände mit sich gebracht hätten, eben so bereit gewesen sein. Die Gewohnheit einzelner deutscher Stände, sich mit dem Auslande zur Bekämpfung einheimischer Gegner zu verbünden, konnte nicht für neu gelten, war während der Religionskriege allgemein gewesen, und hatte, als dieser Grund fortfiel, aus dynastischem Ehrgeiz oder Beneidung glücklicherer Genossen, nachgewirkt. Was aber bisher noch nicht dagewesen, war die jetzt hervortretende Erscheinung, sich einem fremden Machthaber auf die Dauer zu unterwerfen, selbst die letzten Fäden des so lange bestandenen großen Verbandes zu zerreißen, und sogar dem Namen eines deutschen Vaterlandes zu entsagen. Dies würde früher, ungeachtet aller übrigen Zerrissenheit, unmöglich gewesen sein. Damit es zu einem solchen Aufgeben des uralten Verhältnisses kommen konnte, gehörte das Beispiel, welches eine so ungeheure Umwälzung, wie die französische Revolution, gegeben hatte. Seitdem schien die politische Gestalt Europa's schwankend, die Zukunft ungewiß, Nichts mehr unerhört, in staatlicher Beziehung Alles denkbar, und demnach zuletzt auch Alles erlaubt zu sein.

Viele deutsche Fürsten drängten sich jetzt ebenso zu einem Bunde mit Frankreich, wie sie früher dessen Gunst, bei den Entschädigungen und Ländertauschen, nach dem luneviller Frieden gesucht hatten. Es wurde

endlich, nach langen Unterhandlungen mit Talleyrand, in Paris ein Vertrag unterzeichnet (12. Julius) und von Napoleon genehmigt (19. Julius), vermöge dessen die Könige von Bayern und Würtemberg, die Kurfürsten von Mainz und Baden, der Herzog von Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kirburg, von Isenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Liechtenstein (letztere Beide ohne ihr Wissen und Wollen) und der Graf von der Leyen (ein Schwestersohn des Kurfürsten von Mainz) sich und ihre Gebiete vom deutschen Reiche lossagten, und untereinander und mit Frankreich einen Bund, „der Rheinbund" (la confédération du Rhin) genannt, eingingen. Napoleon wurde als dessen Vorstand unter dem Namen „Protektor" anerkannt. Mehre unter den verbündeten Fürsten entsagten den bisher von ihnen geführten Titeln. Der Kurfürst von Mainz wurde fortan als Fürst-Primas bezeichnet. Baden, Hessen-Darmstadt nahmen den großherzoglichen Titel, mit den Ehren und Vorrechten der königlichen Würde, an. Der Graf von der Leyen erhielt den Fürstentitel.

Die gemeinsamen Angelegenheiten sollten auf einem Bundestage, der in zwei Kollegien, ein königliches und ein fürstliches, zu welchem ersteren die Könige und Großherzöge gehörten, getheilt war, unter Vorsitz des Fürsten-Primas, verhandelt werden. Der Primas wurde künftig vom Protektor ernannt. Hierauf gab die Bundesakte die verschiedenen Abtretungen und Tausche an, nach welchen die einzelnen Bundesstaaten eine möglichst große Abrundung erhielten. Die bisher reichsunmittelbar gewesenen Fürsten und Grafen, deren Besitzungen im Gebiete der neuen Bundesmitglieder lagen, wurden mit Beibehaltung einiger persönlichen Ehrenrechte zu deren Vasallen erklärt. Diese Abhängigkeit ward, abgesehen von der frühern Stellung dieser „Mediatisirten", um so größer, da die landständischen Verfassungen ganz aufhörten, und die Rheinbundsfürsten innerhalb ihres Gebietes unumschränkt geworden waren. Napoleon erklärte ausdrücklich, daß er sich nie in ihre Rechtspflege und Verwaltung einmischen werde, und keines der vom deutschen Kaiser ausgeübten Hoheitsrechte über sie in Anspruch nehme. Der König Friedrich von Würtemberg verstand die Rechte seiner neuen Stellung in so buchstäblichem Sinne, daß er sich gegen die Fürsten und Grafen, welche ihm früher in Nichts unterworfen gewesen, den Ton eines geborenen Oberherrn erlaubte. Die bekanntesten Namen unter den durch den Rheinbund Mediatisirten waren: Hessen-Homburg, Thurn und Taxis, Hohen-

lohe, Schwarzenberg, Fürstenberg, Löwenstein, Oettingen, Fugger, Leiningen. — Manche unter diesen waren an Herkunft und Macht die Gleichen, einige sogar in dieser Beziehung bevorzugter als Die gewesen, deren Oberherrschaft sie jetzt anerkennen mußten.

Mit besonderer Sorgfalt waren die Kontingente geordnet, welche die Rheinbundsfürsten für Napoleon's Dienst, denn etwas Anderes war dieses Verhältniß nicht, aufzubringen hatten. Der Protektor versprach, wenn der Bund angegriffen würde, 200,000 Mann zu stellen; dieser selbst mußte in solchem Falle, in seiner damaligen Gestalt, 63,000 Mann bereit halten. Der Beitritt anderer Reichsfürsten ward ausdrücklich vorbehalten. Ein Drittel von Deutschland war auf diese Art unter Frankreichs Botmäßigkeit gekommen. Wenn damals in den deutschen Regierungen und Völkern auch nur ein Funke von Nationalgeist gelebt hätte, so wäre ein solcher Bund entweder gar nicht entstanden, oder Oesterreich, Preußen und das übrige bei demselben nicht betheiligte Deutschland würden zu den Waffen gegriffen und es versucht haben, den fremden Protektor über den Rhein zurückzuwerfen, und die Abgefallenen mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Aber die Selbstsucht und Willkühr der Großen, die Zersplitterung des Ganzen, die Willenlosigkeit und Verdumpfung in den Massen, ließen auch nicht den Gedanken an die Möglichkeit eines Widerstandes aufkommen. Alles sah dem unerhörten Beginnen des Eroberers und seiner Verbündeten mit stummer Geduld zu.

Am 1. August theilte der französische Gesandte Bacher der Reichsversammlung in Regensburg mit, daß Napoleon aus Sorge für die Erhaltung des Friedens im südlichen Deutschland, und aus Rücksicht auf seine deutschen Verbündeten, die deutsche Reichsverfassung nicht mehr anerkenne, und den Titel eines Protektors des Rheinbundes annehme. Sofort machten die zu Napoleon übergegangenen Fürsten ihren Austritt aus dem Reichsverbande bekannt, und von den Mediatisirten wagte auch nicht ein Einziger seine Stimme öffentlich zur Vertheidigung seiner Rechte zu erheben.

Am 6. August legte Kaiser Franz II. die deutsche Krone nieder, entband die Kurfürsten, Fürsten und alle Stände von dem ihm geleisteten Eide, und trat von jetzt an als Franz I. von Oesterreich auf. Die Reichsversammlung in Regensburg, die Reichsgerichte in Wien und Wetzlar wurden entlassen. So hörte das heilige römische Reich deutscher Nation, nachdem es vom Vertrage von Verdun an 963 Jahre eine Stellein der Geschichte eingenommen hatte, auf. An der Erhaltung der

Formen, unter welchen es bisher bestanden, war wenig gelegen. Seine Auflösung wird aber immer einen tragischen Moment in der Geschichte des deutschen Volkes bezeichnen, indem damit das Dasein eines gemeinsamen Vaterlandes und nationalen Mittelpunkts, die, so lange es einen Kaiser und eine Reichsversammlung gab, dem Namen und der Idee nach vorhanden waren, vollkommen verloren ging, und seit länger als einem halben Jahrhundert (1858) nicht mehr wieder gefunden worden ist.

Wie bei allen Erscheinungen der Geschichte, haben auch zum Sturze des deutschen Reiches sehr verschiedene, innere und äußere, allgemeine und besondere, Veranlassungen mitgewirkt. Der Hauptgrund war aber, daß die Verfassung desselben, welche im Mittelalter lebendig und volksthümlich gewesen, sich nicht mit der Zeit weiter ausbildete und umgestaltete, so daß zwischen ihr und der Nation eine Verschiedenheit und Entfremdung entstand, die zuletzt zu einer Auflösung des Verbandes führen mußte. In einem solchen Zustande konnte alles Bedeutende nur von einzelnen Kreisen ausgehen, während das Ganze immer regungsloser wurde. Ein schöpferischer Geist hätte aus dieser formlosen aber mächtigen Masse bis in die letzten Zeiten hin noch immer Etwas machen, sie beleben und verjüngen können, aber ein solcher war seit Jahrhunderten auf dem Kaiserthrone nicht mehr erschienen. Wenn aber das deutsche Volk nicht dazu bestimmt ist, in staatlicher Beziehung nur ein Stoff ohne Geist zu bleiben, was der Himmel verhüten möge, oder wenn nicht eine Epoche eintritt, wo die Vergangenheit vollkommen verschwunden und vergessen ist, so wird eine Regeneration Deutschlands sich immer an die Idee des untergegangenen Kaiserthums anknüpfen.

Wenige Wochen nach der Auflösung des deutschen Reiches sollte ein trauriges Ereigniß beweisen, bis auf welchen Grad die Willkühr Napoleon's und die Herabwürdigung Deutschlands gestiegen war. Der Buchhändler Palm in Nürnberg, einer Stadt, in welcher die Franzosen damals zur Ausübung keiner rechtmäßigen Gewalt irgend einer Art befugt waren, hatte eine Schrift, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" betitelt, im Wege seines Geschäfts weiter versandt. Er wurde dafür von französischen Gensd'armen aus seinem Hause gerissen, nach Braunau geschleppt, von einem Kriegsgericht verurtheilt und am 25. August erschossen. Der Befehl zu seiner Hinrichtung war unmittelbar von Paris ausgegangen. Palm starb als Märtyrer auf dem Grabe des deutschen Reiches. Diese Gewaltthat brachte besonders in Norddeutschland eine tiefe Entrüstung hervor, und lebte im Stillen in den Gemüthern bis zu der Erhebung von dem fremden Joche nach. Napoleon hatte

nicht geahnt, daß die Aufopferung eines Mannes aus dem Mittelstande einen ihm so feindlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben würde.

Während Napoleon durch die Stiftung des Rheinbundes das südliche und westliche Deutschland in seine Gewalt bekam, und er außerdem voraussehen konnte, daß auch noch andere deutsche Fürsten, aus Mangel an sonstigem Schutz, sich auf seine Seite schlagen würden, bot sich ihm die Möglichkeit einer Aussöhnung mit dem unangreifbarsten und mächtigsten seiner Feinde, mit England, dar. Der in der Ebene von Austerlitz beendigte Krieg war, allerdings sehr im Kleinen, im Neapolitanischen zwischen Franzosen und Engländern, und in Dalmatien zwischen Franzosen und Russen, anfänglich mit wechselndem Glück, fortgesetzt worden. Zuletzt hatten jedoch die Franzosen die Oberhand behalten, indem Gaeta von Massena eingenommen (18. Julius 1806) und Russen und Montenegriner bei Castelnuovo (29. und 30. September) von Marmont geschlagen wurden.

Fox hatte seine Kollegen zur Annahme einer gemäßigten Haltung gegen Frankreich veranlaßt, und Napoleon von einer Gefahr, die dessen Leben bedrohte, in Kenntniß gesetzt. Von einem ausgewanderten Franzosen, Namens Guillot, der vor der Revolution Ballmeister (Paumier) in Versailles gewesen, war nämlich dem englischen Ministerium der Antrag, den französischen Kaiser aus dem Wege zu räumen, gemacht worden. Dieser gewährte hierauf einer Anzahl vornehmer Engländer, unter ihnen Lord Yarmouth, die nach dem Bruche des Friedens von Amiens in Gefangenschaft gehalten wurden, Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland. Napoleon gab Yarmouth mündlich Aufträge an Fox mit, worin er diesem erklären ließ, daß er, um des Friedens willen, Malta als englisches Eigenthum anerkenne, und daß Hannover, ungeachtet der Abtretung an Preußen, unter Georg III. Herrschaft zurückkehren solle. Er bestand jedoch auf der Entfernung Ferdinand IV. aus Sicilien, und der Vereinigung dieser Insel mit dem Königreich Neapel unter Josephs Scepter. Für den vertriebenen König bot er, als Entschädigung, — ein seltsamer Tausch, der beweist, wie wenig Werth er auf den natürlichen Verband zwischen Regierungen und Völkern legte — die Hansestädte und später Dalmatien an. Lord Yarmouth kehrte als englischer Unterhändler nach Paris zurück.

Die in Dalmatien von den Franzosen über die Russen davongetragenen Vortheile, Alexander I. Friedensliebe, und der Einfluß des englischen Ministeriums in Petersburg führten eine Annäherung zwischen

Frankreich und Rußland herbei. Der russische Staatsrath Oubril ward nach Paris geschickt, und am 20. Julius von ihm und Talleyrand ein Vertrag unterzeichnet, nach welchem Cattaro*) den Franzosen übergeben, von diesen aber Braunau und das südliche Deutschland geräumt werden sollte. Sicilien sollte an Joseph kommen, Ferdinand IV. mit den von Spanien abzutretenden Balearen entschädigt werden.

Durch den Erfolg der mit Rußland gepflogenen Unterhandlungen gegen England gleichgültiger geworden, suchte Napoleon die demselben gemachten Zugeständnisse zu vermindern, indem er wegen Hannovers Rückgabe Schwierigkeiten machte, und für Ferdinand IV. weniger, als er früher versprochen, anbot. Das englische Ministerium, welches, bei der Annäherung an Frankreich, mehr Fox' persönlichem Einfluß als seiner eigenen Ueberzeugung gefolgt war, erkaltete gegen Napoleon, als es dessen selbstsüchtige Zögerungen sah, und brach nach Fox' Tode (13. September 1806) die Unterhandlungen ganz ab. Lord Lauderdale, der anfänglich Lord Yarmouth beigegeben war, ihn dann aber ersetzt hatte, kehrte unverrichteter Sache nach London zurück. Die antifranzösische Partei hatte unterdessen, von der Stimmung des brittischen Ministeriums ermuthigt, an den fremden Höfen wieder die Oberhand gewonnen. Der Kaiser von Rußland versagte, mit der Stiftung des Rheinbundes unzufrieden, dem von Oubril geschlossenen Vertrage seine Bestätigung. Napoleon stand ein neuer großer Kampf bevor.

So wie Pitt's Tod Napoleon von dem unversöhnlichsten seiner Gegner befreit hatte, so schwand ihm in Fox einer der wenigen Freunde dahin, welche er damals in England besaß. Beide große Redner und Staatsmänner, die ungeachtet ihrer entgegengesetzten Grundsätze, durchaus englisch-national gesinnt waren, haben sowohl durch ihre Licht- als Schattenseiten auf ihre Zeit gewirkt, und dieselbe in hervorragender Weise vertreten. Pitt war verschlossen, kalt, aber weit vorausschauend, lebte einzig für seine Ueberzeugung, und nahm auf Beifall und Volksgunst, wenn diese von seiner Ueberzeugung ein Opfer verlangte, keine Rücksicht. Fox wärmer fühlend, offen, von Liebe zur Freiheit und Menschheit erfüllt, konnte sich nicht immer der Lockungen einer häufig irre geleiteten öffentlichen Meinung erwehren. Pitt hatte die anarchische

*) Cattaro war, während der Vorbereitungen zu der dritten Koalition, von den Russen in Gemeinschaft mit den Oesterreichern besetzt worden. Als diese Hafenstadt, durch den Frieden von Preßburg, nebst ganz Dalmatien, an die Franzosen abgetreten worden, weigerten sich die Russen, welche im Kriegsstande gegen Frankreich verblieben, dieselbe herauszugeben.

Natur der französischen Revolution, wie sie sich namentlich unter dem Konvent aussprach, besser als irgend Jemand begriffen, aber den Kern von Wahrheit, welcher dessen ungeachtet in ihr verborgen lag, verkannt. Fox bewunderte die großen Züge im Charakter der Revolution, entschuldigte aber zu sehr die Uebertreibungen des demokratischen Princips, und übersah in Napoleon's großartigem Walten die Willkührherrschaft, welche derselbe in Frankreich ausübte, und die Gefahren, mit welchen sein Ehrgeiz die Unabhängigkeit aller anderen Völker bedrohte.

---

33. Anfang des preußisch-russischen Krieges gegen Frankreich im Jahre 1806.

Napoleon hatte Preußen die Absicht nicht verzeihen können, sich, wenn der Krieg im Jahre 1805 für ihn eine unglückliche Wendung genommen hätte, auf Seite seiner Feinde schlagen zu wollen. Er hatte es früher für sich zu gewinnen, und in Sicherheit zu wiegen gesucht. Seit dem preßburger Frieden glaubte er Preußen weniger schonen zu müssen, und legte seinem Mißtrauen und seiner Abneigung gegen dasselbe keinen Zwang an. Die vormaligen westphälischen Abteien Essen, Werden und Elten wurden von dem Herzoge von Berg (Murat), ungeachtet Preußens begründeter Einwendungen, mit Gewalt in Besitz genommen, und der französische Kaiser gab seinem Schwager dabei Recht. Das preußische Kabinet wurde von ihm nur wenige Tage vor Unterzeichnung der Rheinbundsakte von deren Dasein und, wie bei einer gewöhnlichen Angelegenheit, durch eine einfache Mittheilung seines Gesandten in Berlin, Laforêt, in Kenntniß gesetzt. Die Festung Wesel, welche, seit ihrer Abtretung, für die westphälischen Besitzungen Preußens eben so gefährlich als sie vorher dieselben schirmend gewesen, war nicht, wie das übrige Kleve, dem Herzoge von Berg übergeben, sondern zur 25. französischen Militairdivision geschlagen worden.

So wie Napoleon vorher Preußen durch die ihm aufgedrungene Besitznahme Hannovers mit England verfeindet hatte, eben so wollte er es jetzt zur Annahme einer Stellung, die ihm neue Schwierigkeiten bereiten, und es in weit aussehende Verwickelungen bringen konnte, bewegen. Napoleon hatte schon bei Haugwitz' Anwesenheit in Paris (Februar 1806) den Gedanken an einen norddeutschen Bund, an dessen Spitze Preußen mit dem Kaisertitel treten sollte, hingeworfen. Friedrich Wil-

helm III. lehnte, bei seinem schlichten, geraden Sinne, diese äußere Erhöhung seiner Würde ohne Weiteres ab, zeigte sich aber für die Stiftung eines Bundes, der seines Landes Sicherheit vermehren konnte, empfänglich. Nach der Absicht des französischen Kaisers war dieses Anerbieten nur eine Lockspeise, deren Preußen sich nicht bemächtigen, aber durch die Anstalten dazu die Eifersucht und Ungunst der übrigen Mächte auf sich ziehen sollte. Während das preußische Kabinet, um diesen Plan zu verwirklichen, mit Dänemark, Sachsen, Kurhessen in Unterhandlungen trat, rieth Napoleon dem Kurfürsten von Hessen im Geheimen von der Theilnahme am norddeutschen Bunde ab, und versprach ihm, wenn er dem Rheinbund beitreten wollte, Fulda, das dem mit dem preußischen Königshause so nahe verbundenen Fürsten von Oranien zugehörte. Zugleich ließ er die Hansestädte, unter der Verheißung besonderen Schutzes, von dem Anschluß an Preußen abmahnen. Es lief aus Paris, von dem dortigen preußischen Gesandten, Marquis von Luchesini, die Nachricht ein, daß der französische Kaiser damit umgehe, Schlesien dem Kaiser von Oesterreich, und das preußische Polen dem Großfürsten Konstantin anzubieten. So unwahrscheinlich dies auch klang, so war es doch nicht unmöglich. Denn in Napoleon's Kopf gährte es beständig, und Umgestaltungen, bei denen seine Herrschsucht ihre Rechnung fand, gehörten nicht in das Gebiet des Unglaublichen. Es war nicht vorauszusehen, worauf er in dieser Weise fallen konnte. Das schwerste Gewicht in die Entschließungen des preußischen Hofes warf jedoch der Umstand, daß von London aus die sichere Kunde einlief, Napoleon habe dem englischen Ministerium, während der letzten Unterhandlungen, die Zurückgabe Hannovers, zu dessen Besitznahme er Friedrich Wilhelm III. vorher veranlaßt hatte, als etwas leicht Ausführbares, in Aussicht gestellt. Dies war eine Kränkung, die Preußen, ohne Erniedrigung in den Augen der Welt, nicht geduldig hinnehmen konnte. Eine längere Täuschung über sein Verhältniß zu Frankreich war jetzt unmöglich geworden.

Am 10. August erließ der König von Preußen den Befehl, die Armee in Bewegung zu setzen. Es gab am preußischen Hofe eine Kriegspartei, zu welcher Prinz Ludwig Ferdinand, ein Neffe Friedrich des Großen, die Generale Rüchel*), Schmettau u. s. w. gehörten, die sich über Napoleon's Genie, die Tüchtigkeit seiner Generale und Soldaten,

*) Rüchel soll einmal, nachdem Napoleon schon seine italienischen Feldzüge siegreich beendigt hatte, in einem militairischen Kreise geäußert haben: „Der König besitzt in seiner Armee mehr wie einen General, der es Bonaparte gleich thun könnte!"

und die damalige Lage und Stärke Preußens der äußersten Verblendung hingab, und von Siegen über das kaiserliche, wie vierzehn Jahre vorher über das republikanische Frankreich, als von einer leichten Sache, träumte. Die Mitglieder des Kabinets, welche bisher an Erhaltung des Friedens mit Frankreich gearbeitet hatten, Haugwitz, Schulenburg, Lombard, wurden als Feiglinge und fast als Verräther angesehen. Dem französischen Gesandten Laforêt ward öffentlich Trotz geboten. Friedrich Wilhelm III. war von diesem Taumel frei geblieben, fühlte das Bedenkliche eines Bruches mit Napoleon, und hätte den Frieden, so weit es ohne Verletzung der Ehre Preußens geschehen konnte, gern erhalten. Er sandte den General von Knobelsdorf, der nicht durch besonderes diplomatisches Talent, aber durch seinen festen, biederen Charakter ausgezeichnet war, mit einem Ultimatum nach Paris, in welchem Rückkehr der französischen Armee über den Rhein, Abstehen von der Verhinderung eines norddeutschen Bundes, Wiedererstattung der Abteien von Essen, Elten und Werden, und Absonderung Wesels von der 25. Militairdivision verlangt wurde. Eine Antwort auf diese Anträge werde im preußischen Hauptquartier bis zum 8. Oktober erwartet werden.

Diese Forderungen waren gerecht, und konnten unter den vorhandenen Umständen nicht vermieden werden. Der große Fehler der preußischen Politik bestand nicht darin, zuletzt lieber einen Kampf gegen Napoleon zu wagen, als dessen Willkühr und Treulosigkeit länger zu ertragen, denn Preußen konnte in diesem Falle, ohne sich herabzusetzen, nicht anders handeln, sondern in der Haltung, welche dasselbe seit dem basler Frieden angenommen, in der kurzsichtigen und selbstsüchtigen Gleichgültigkeit gegen Deutschlands Schicksal, in der Unentschlossenheit, welche es bei Gelegenheit der zweiten und dritten Koalition gezeigt hatte. Es wurde jetzt, fast allein stehend, zu einem Schritt gezwungen, der, zur rechten Zeit gethan, Frankreichs Uebermacht Gränzen gesetzt hätte.

Die inneren Zustände und die Heereseinrichtungen Preußens waren ebenfalls nicht von der Art, um einem Kampfe mit einem so furchtbaren Gegner, wie Napoleon, an den Gränzen des eigenen Landes, wo jede Niederlage tödtlich werden konnte, geführt, Aussicht auf Erfolg zu versprechen. Die Civiladministration und das Militairwesen waren in den von Friedrich dem Großen gelegten Gleisen, ohne wesentliche Verbesserungen, stehen geblieben. Sie hatten einst, mit dem Geiste der Zeit übereinstimmend, und von einem großen Manne in Bewegung gesetzt, unter den schwierigsten Verhältnissen Außerordentliches geleistet, waren aber jetzt großentheils veraltet, und obenein kraftlos geleitet. Es bestand

in der Mehrheit der Bevölkerung Anhänglichkeit an den regierenden Monarchen, aber kein Vertrauen in seine Regierung; und die, seit der Theilung Polens und der Säkularisirung der geistlichen Herrschaften, an Preußen gefallenen Gebiete waren mit den alten Provinzen durch kein inneres Band verknüpft. Die Armee, zum Theil aus Ausländern zusammengesetzt, von abgelebten Generalen befehligt, entbehrte des geistigen Schwunges, ohne welchen selbst der ausgebildetste Mechanismus, in ungewöhnlichen Lagen, hinter seiner Aufgabe zurückbleibt.

Abgesehen von Napoleon's Feldherrnblick, der durch beständige Kriegsführung erworbenen Erfahrung seiner Generale, und der Zuversicht der Soldaten, welche seit Jahren von Sieg zu Sieg wie zu einem Fest gingen, konnte das Mißverhältniß der natürlichen Kräfte der beiden Staaten, welche sich jetzt mit einander zu messen anschickten, gegründete Besorgnisse über den Ausgang bei allen Freunden Preußens und seiner gerechten Sache erregen. Napoleon gebot über Frankreich, das allein schon mehr als das Doppelte der gesammten preußischen Bevölkerung besaß, über den ein Dritttheil Deutschlands umfassenden Rheinbund, über holländische, schweizerische und italienische Hülfstruppen. Die vielen Soldaten polnischer Herkunft in der preußischen Armee fühlten sich nur durch Zwang an ihre Fahnen gefesselt, und ihre daheim gebliebenen Landsleute waren bei dem ersten großen Unfall, welcher die preußischen Waffen treffen würde, zum Aufstande gegen die Regierung, der sie zugetheilt worden, geneigt. In der Nähe konnte Preußen nur auf Sachsen zählen, das, aber ohne von besonderem Eifer gegen die Franzosen belebt zu sein, 18- bis 20,000 Mann gegen sie aufstellte. Kaiser Alexander I., zu welchem der preußische General Krusemark im September gesandt worden, hatte 70,000 Mann versprochen, die aber, wegen der großen Entfernung, beim Anfange des Krieges nicht mitwirken konnten. Gustav IV. Adolph war jetzt mit Preußen ausgesöhnt, und hatte Blokade und Embargo aufgehoben, aber seine Macht stand noch jenseits des Meeres. Nur 1600 Schweden rückten wieder in Lauenburg ein. Lord Morpeth kam in das preußische Hauptquartier, um über ein Bündniß zu unterhandeln, obgleich zwischen den beiden Staaten noch kein förmlicher Friede geschlossen war, aber zu einem brittischen Kontingent für Preußen, oder einer Diversion zu dessen Gunsten auf irgend einem Punkte, kam es in diesem Kriege nicht. Oesterreich, noch von dem letzten Feldzuge erschöpft, erklärte neutral bleiben zu wollen.

Der Herzog von Braunschweig, welcher in den Rheinfeldzügen gegen die Franzosen wenig ausgerichtet hatte, war, jetzt schon sehr bejahrt,

an die Spitze der preußischen Kriegsmacht gestellt worden. Da er sich damals Dumouriez und Kellermann nicht überlegen gezeigt hatte, so war von ihm, bei einem Kampfe mit einem Gegner, wie Napoleon, noch weniger zu erwarten. Er war neuerdings in St. Petersburg gewesen, und hatte von dort große Versprechungen auf Hülfsleistung mitgebracht. Die in den militairischen Kreisen herrschende Siegesgewißheit scheint auch ihn, ungeachtet seines Alters, fortgerissen zu haben. Drei preußische Armeen zogen im September gegen Thüringen und Franken. Rüchel und Blücher kamen mit 40,000 Mann von Westphalen her; 70,000 Mann gingen unter dem Könige von Preußen und dem Herzoge von Braunschweig über die Mittelelbe; 35,000 Mann unter Fürst Hohenlohe rückten aus Schlesien herbei, zu welchen das sächsische Kontingent stieß. Nachdem von dem Herzoge von Braunschweig entworfenen Plan sollten sich diese drei Armeen am Main vereinigen. Der Kurfürst von Hessen, welcher eine für sein Land große Truppenzahl hielt, stand im Geheimen auf Preußens Seite, wagte es aber nicht, für dasselbe bei Eröffnung des Feldzuges offen Partei zu nehmen, und wollte das Kriegsglück abwarten. Seine Gesinnungen und Absichten waren dem französischen Kaiser nicht unbekannt geblieben.

Napoleon bot zur Bekämpfung Preußens beinahe 200,000 gediente Soldaten auf. Von den 80,000 Konskribirten des Jahres XIV*) waren 50,000 in die aktive Armee getreten, 30,000 blieben als Reserve in Frankreich zurück. Die Rheinbundsfürsten kamen der Aufforderung ihres Protektors zur Stellung ihrer Kontingente mit Eifer entgegen. Der Großherzog von Würzburg, ein Bruder des Kaisers Franz, ward am 25. September in den Rheinbund aufgenommen. Napoleon hatte zu der Führung dieses Krieges seine ersten Generale, Soult, Davoust, Ney, Lannes, Murat, Augereau, Bernadotte, Mortier aufgeboten. In Mainz, wo ihm mehre deutsche Fürsten aufwarteten, befahl er die Bildung einer Nordlegion, deren Officiere zu zwei Dritteln aus Polen, unter dem Kommando des Generals Zajonczek, bestehen sollten. Ein großer Theil der französischen Armee stand noch vom vorigen Jahre her in Deutschland. Die Uebrigen, darunter 10,000 Mann Garde, wurden in größter Eile an den Rhein geführt.

*) Ging vom 22. September 1805 bis zum 22. September 1806. Mit dem 1. Januar 1806 hörte der republikanische Kalender auf, und es ward wiederum nach dem gregorianischen gezählt. Das die erwähnte Aushebung betreffende Senatskonsult war am 2. Vendemiaire des Jahres XIV (24. September 1805), noch vor der Erneuerung der alten Zeitrechnung, erlassen worden.

Napoleon war schon bis Bamberg vorgedrungen, als er am 6. Oktober das preußische Ultimatum, und ein Schreiben Friedrich Wilhelm III., sich über die Beschwerden Preußens gegen Frankreich verbreitend, von Paris aus durch Talleyrand zugesandt erhielt. Er erließ an demselben Tage eine Proklamation an seine Armee, in welcher er ihr die preußischen Forderungen als eine Beleidigung gegen Frankreich bezeichnete, an das Manifest des Herzogs von Braunschweig und den Feldzug in der Champagne erinnerte, und sie zur Rache aufforderte. Im preußischen Hauptquartier schmeichelte man sich noch mit der Hoffnung auf Napoleon's Nachgiebigkeit. Der aus Paris zurückgekehrte Marquis von Lucchesini sprach die Meinung aus, daß der französische Kaiser es vermeiden werde, den Vorwurf des Angriffs auf sich zu laden. Man fürchtete deshalb kein schnelles Vorrücken von seiner Seite. Es war dies eine unselige Verblendung, welche von Napoleon's ganzer Kriegführung widerlegt werden konnte, der aber selbst der Herzog von Braunschweig verfiel. Diese irrige Voraussetzung bewirkte, daß das preußische Hauptheer in der unbequemen und gefährlichen Stellung am Nordabhange des thüringer Waldes beharren blieb. Man glaubte, daselbst noch immer Zeit zur Wahl einer besseren Position übrig zu haben. Der Fürst von Hohenlohe, welcher in den Saalgegenden stand, ahnte, wie mehre andere Generale, daß daraus Verderben entstehen könne. Aber die von ihm und dem Chef seines Generalstabes, dem Obersten Massenbach, zur Abhülfe getroffenen unvollständigen Maßregeln trugen zur Beschleunigung des Unglücks bei. Im preußischen Hauptquartier ward die Zeit mit Berathungen ohne Entscheidung zugebracht, während die französische Armee rasch vorwärts drang.

Am 7. Oktober erschien Soult bei Hof, wo General Tauenzien zur Deckung der dortigen Magazine mit 9000 Mann aufgestellt war. Die Uebermacht der Franzosen zwang das preußische Korps zum verlustvollen Rückzuge. Am 8. Oktober besetzte Murat die Brücke bei Saalburg. Napoleon rückte in Kronach ein, verwundert, den wichtigen Punkt unvertheidigt zu finden. Am 9. Oktober wurde Tauenzien von Bernadotte und Murat bei Schleiz geschlagen. Am 10. Oktober unterlag der Prinz Ludwig Ferdinand, welcher die Avantgarde des Hohenloheschen Korps befehligte, bei Saalfeld einem Angriffe des Marschalls Lannes, und fiel, nach heldenmüthiger Gegenwehr in einem Reitergefecht, von der Hand des Husarenwachtmeisters Guindet.

Der Herzog von Braunschweig hatte die Absicht Napoleon's, im Saalthale vorzudringen, obgleich sie schon seit mehren Tagen zu durch-

schauen war, nicht begriffen, und war bei seinem Plan, über das thüringer Gebirge nach Franken zu ziehen, stehen geblieben. Braunschweig war, wie ein Jahr vorher Mack, gleich im Anfange des Krieges überflügelt, und die Straßen nach Berlin und Dresden lagen, wie damals die nach Wien, vor dem Feinde offen da. Am 12. Oktober ward Naumburg, am 13. Jena von den Franzosen besetzt. Die Preußen und Sachsen unter Hohenlohe wurden auf das linke Saaluser zurückgeworfen. Die Hauptarmee unter dem Könige und dem Herzoge kam von Weimar her. Rüchel zog ihr mit den westphälischen Regimentern nach. Der Herzog von Weimar stand mit 12,000 Mann, die zur Avantgarde nach Franken bestimmt gewesen, noch im thüringer Walde bei Ilmenau. Lannes besetzte am 13. Oktober den Landgrafenberg, der von Tauenzien nur schwach vertheidigt wurde. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober nahm Davoust den kösener Paß ein.

Nach Allem, was vorangegangen war, mußte die Schlacht eine doppelte werden. Auf der Höhe von Jena stand die Armee Hohenlohe's, vier Stunden davon bei Auerstädt die Braunschweig's. Napoleon hatte geglaubt, den Hauptangriff der Preußen bei Jena bestehen zu müssen, und dort seine stärkste Macht zusammengezogen. Er selbst untersuchte, nach seiner Gewohnheit, während der Nacht die Stellung des Feindes, wobei er von Seiten seiner eigenen Leute in Lebensgefahr gerieth, und ruhte dann einige Stunden lang in einem Viereck der Garde. Um vier Uhr Morgens trat Lannes bei ihm ein, um seine letzten Befehle zu empfangen. Bei Tagesanbruch redete er zu den Soldaten, die das Zeichen zum Schlagen mit Ungeduld erwarteten.

Am Morgen des 14. Oktober lag ein dichter, finsterer Nebel, wie ein Trauerflor, auf den Feldern um Jena. Im preußischen Lager war Alles still. Hohenlohe erwartete für diesen Tag keinen bedeutenden Angriff. Als aber mit dem Sinken des Nebels gegen acht Uhr Lannes aufbrach, und Tauenzien nach Vierzehnheiligen zurückdrängte, sandte Hohenlohe den General Holzendorf zur Besetzung von Dornburg ab, und ließ Rüchel zu schleuniger Hülfe auffordern. Unterdessen waren Ney und Augereau in die Schlachtlinie eingerückt, und Soult hatte sich Holzendorf entgegengeworfen. Schon um Mittag waren die Franzosen im Vortheil, obgleich ihnen der Sieg von dem preußischen Fußvolke noch mehre Stunden lang streitig gemacht wurde. Rüchel langte um drei Uhr auf dem Kampfplatze an, und glaubte, die Schlacht wiederherstellen zu können. Er ward aber in weniger als einer Stunde zum Weichen gebracht und selbst verwundet. Die preußische Kavallerie entsprach, we-

gen mangelhafter Anführung, der vortheilhaften Meinung nicht, welche Napoleon von ihr gehegt hatte. Murat sprengte mit seiner Reiterei mehre preußische Vierecke auseinander. Zuletzt erschien Bernadotte von Dornburg her. Jetzt war die preußische Armee zu weiterem Widerstande unthätig geworden. Um vier Uhr zogen sich Hohenlohe und Rüchel auf der Straße nach Weimar zurück.

In denselben Stunden ward mit demselben Ausgange bei Auerstädt gefochten. Bei Jena waren die Franzosen zahlreicher, bei Auerstädt numerisch schwächer als ihre Gegner. Napoleon, der anfänglich glaubte, daß die Würfel der Entscheidung bei Jena fallen würden, hatte in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober Davoust den Befehl zugesandt, auf Apolda zu ziehen, um dem Feinde, dessen Macht er in der Umgegend von Jena vereint zu finden meinte, in den Rücken zu fallen. Der Marschall, durch einen Ueberläufer von dem Anzuge der preußischen Armee genau unterrichtet, beschloß, den Kampf bei Auerstädt*) anzunehmen, und ließ Bernadotte zur Mitwirkung auffordern, der dies aber, weil er Dornburg zu nehmen beauftragt war, ablehnte. Bei dem preußischen Heere befanden sich, außer dem Könige und dem Herzoge, Prinz Wilhelm von Preußen, der Prinz von Oranien, Möllendorf, Kalkreuth, Blücher, und mehre andere alte und versuchte Kriegsobersten. Als es Tag wurde, waren die einzelnen Divisionen auf beiden Seiten noch im Anmarsch begriffen. Sobald sie in die Schlachtlinie eingerückt waren, erhob sich ein allgemeiner und hartnäckiger Kampf. Aber der über diesem ganzen Feldzuge waltende Unstern wollte, daß der Herzog von Braunschweig von einer feindlichen Kugel, die über dem rechten Auge eindrang, schwer verwundet wurde, wodurch alle Einheit in der Führung der Schlacht aufhörte. Die an die Spitze der einzelnen Abtheilungen gestellten preußischen Generale fochten ohne gegenseitige Uebereinstimmung, wie es ihnen ihre besondere Stellung zu fordern schien. Vergebens theilte der König mitten im Gewühle die Gefahren des Kampfes, vergebens stellte Prinz Wilhelm sich mehrmals an die Spitze der Reiterei, und griff die französischen Vierecke an, die Schlacht ging, wie bei Jena, verloren. Gegen fünf Uhr Nachmittags war die preußische Armee in vollem Rückzug nach Weimar hin begriffen. Friedrich Wilhelm III. hoffte, in jenem Augenblicke von der Niederlage seiner Truppen bei Jena noch nicht unterrichtet, den Kampf am anderen Tage erneuern zu können, eine Aussicht, die aber beim Anblick der von Weimar her strömenden Flüchtlinge,

*) Davoust bekam später von diesem Ort den Herzogstitel.

welche der sich auflösenden Hohenlohe'schen Armee angehörten, bald wieder verschwand. Der König von Preußen wandte sich nach Sömmerda und, als Napoleon ein an ihn gerichtetes Gesuch um Waffenstillstand verwarf, nach Sondershausen. Eben dahin begab sich Hohenlohe. Magdeburg wurde zum Sammelplatz der geschlagenen Truppen bestimmt. In dieser Richtung verfolgte sie Soult. Die Preußen und Sachsen hatten bei Jena und Auerstädt mit Tapferkeit gefochten. Die Niederlage war eine Folge der fehlerhaften Anordnungen der Heerführer, des Mangels an Plan und Vorausberechnung gewesen.

Napoleon betrachtete sich, nach einer ihm von der Revolution überkommenen Gewohnheit, als Herrn der Länder, deren Fürsten gegen ihn unglücklich gefochten hatten, und schrieb schon am 15. Oktober eine Kriegssteuer von 159 Mill. Fr. aus, von der 100 Mill. auf Preußen diesseits der Weichsel, obgleich dieses Gebiet noch nicht in seine Gewalt gefallen war, kamen. Es war dies aber für ihn eine materielle Nothwendigkeit geworden, da er den Krieg ohne Vorrath an Geld angefangen und auf den Unterhalt seiner Truppen durch die von ihm zu durchziehenden Länder gerechnet hatte. Es waren in der französischen Kriegskasse, als die Armee den Rhein überschritt, nur 80,000 Fr. vorhanden gewesen.

Der König von Preußen hatte sich nach Magdeburg begeben, und wollte die Ueberreste des bei Jena und Auerstädt besiegten Heeres mit dem bei Halle stehenden Korps des Prinzen Eugen von Würtemberg vereinigen, dadurch Berlin decken, und, wenn dies nicht ausführbar sein sollte, die Oder gewinnen. Dort dachte er die russische Hülfe abzuwarten, und, während der Feind sich mit der Bezwingung der westlichen Provinzen beschäftigte, in den östlichen neue Widerstandsmittel aufzubieten. Dieser Plan scheiterte aber an der sich der höheren Befehlshaber, im Felde wie in den Festungen, bemächtigenden Rathlosigkeit, welche bei einigen unter ihnen in ein gänzliches Vergessen von Ehre und Pflicht ausartete. Am 16. Oktober ergab sich Erfurt mit einer Besatzung von 8000 Mann, und am 17. wurde Eugen von Würtemberg bei Halle von Bernadotte, dessen von überlegener Macht unterstützten Angriff er, anstatt sich bei der Nachricht von der verlorenen Schlacht nach Magdeburg zu wenden, in unbegreiflicher Sicherheit erwartet hatte, gänzlich geschlagen. Den 18. Oktober rückte Davoust in Leipzig ein, wo die Kaufmannschaft auf Napoleon's Befehl für den, damals in Sachsen noch gar nicht verbotenen, Handel mit England eine hohe Geldbuße erlegen mußte.

Am 24. Oktober ergab sich die bei Berlin liegende Festung Spandau auf die erste an sie ergangene Aufforderung. Den Tag nachher zog

Davoust, um ihn für den Sieg bei Auerstädt auszuzeichnen, unter allen französischen Generalen zuerst in der preußischen Hauptstadt ein. Am 27. folgte ihm der Kaiser mit der Garde und einem großen Theile des Heeres nach.

Napoleon stieg im königlichen Schlosse ab, machte dem bejahrten Prinzen August Ferdinand, einem Bruder Friedrich des Großen, und der Wittwe des Prinzen Heinrich einen Höflichkeitsbesuch, überhäufte aber in seinen Bulletins die preußische Kriegspartei, namentlich die Königin Luise selbst, mit beleidigenden Ausfällen, spöttischen Anspielungen, legte ihr Empfindungen bei, die sie nie gehegt hatte, und sprach von ihr in einem Ton, der, seit dem Aufkommen der modernen Hofsitte, wenigstens gegen Frauen von solchem Range, unerhört gewesen war. Nur der König ward von ihm verschont. Bei einem Besuch in Potsdam ließ er den Degen, Ringkragen und Ordensstern, welche Friedrich der Große getragen hatte, fortnehmen, um diese militairischen Reliquien dem Hotel der Invaliden in Paris zu übersenden. Eben so ward die 1792 auf dem brandenburger Thore errichtete Viktoria für Paris bestimmt. Der in Berlin anwesende Fürst von Hatzfeld, welcher dem Könige Mittheilungen über die Zahl und Stärke der französischen Truppen hatte zukommen lassen, sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, blieb aber auf Fürbitte seiner Gemahlin von dieser Gefahr verschont. Der als Historiograph des preußischen Königshauses nach Berlin berufene Geschichtschreiber Johannes von Müller wurde durch eine Unterredung mit dem französischen Kaiser so für ihn eingenommen, daß er auf alle Ideen und Pläne desselben einging, und später in die Dienste seines Bruders Hieronymus trat.

Dagegen wurden mehre deutsche Fürsten mit unmäßiger Härte, so als wenn sie empörte Vasallen gewesen wären, behandelt. Am 31. Oktober sprach Napoleon die Entsetzung des Herzoges von Braunschweig und des Fürsten von Oranien aus, und zog das Herzogthum Braunschweig und das Fürstenthum Fulda ein. Der Herzog von Braunschweig hatte sich von Auerstädt aus nach seiner Hauptstadt, und als er dort sich vor den Franzosen nicht mehr sicher fühlte, nach Ottensen bei Altona begeben, wo er in Folge seiner Wunde am 10. November starb. Der Kurfürst von Hessen, welcher sich gegen den Kaiser zweideutig gezeigt, aber an dem Kriege keinen Antheil genommen hatte, ward ebenfalls vertrieben, und sein Land für französische Rechnung verwaltet. Dagegen wurden der Kurfürst von Sachsen und dessen bei Jena gefangene Krieger mit besonderer Rücksicht behandelt, ersterem am 23. Oktober ein Waffen-

stillstand bewilligt, und letztere schon früher in ihre Heimath entlassen. Der Herzog von Weimar kehrte, nachdem er den preußischen Dienst verlassen, in sein Land zurück und ward nicht weiter angefochten.

Seitdem die preußische Hauptstadt in Feindes Hand gerathen, nahm das Kriegsunglück, die Muthlosigkeit der Heerführer, die Auflösung der Mannszucht, der Zweifel an der Rettung des Staates, in unerhörter Weise zu. Am 28. Oktober gab sich Hohenlohe, auf den der König viel gehalten hatte, bei Prenzlau mit 16,000 Mann kriegsgefangen. Der Chef seines Generalstabes, Massenbach, gesteht selbst, daß er das rechte Ufer des Flusses Ucker für das linke, und einen französischen Vorposten für eine ganze Heeresabtheilung genommen habe. Bei Anklam und Pasewalk kapitulirten die Obersten Hagel und Bila, jeder mit 4000 Mann. Am 29. Oktober öffnete Stettin, das eine Besatzung von 6000 Mann mit 160 Kanonen besaß, der leichten französischen Reiterei des Generals Lasalle die Thore. Der General von Ingersleben, Gouverneur von Küstrin, wartete nicht einmal die Aufforderung zur Uebergabe ab, sondern ging dem General Gudin, der nur mit Fußvolk ohne schweres Geschütz ankam, die Festung übergebend, entgegen (1. November). Derselbe hatte dem kurz vorher in Küstrin anwesenden Könige, als ihn dieser zu einer kräftigen Vertheidigung des Platzes aufforderte, geantwortet: „Eure Majestät können mich mit dem Degen, welchen Sie mir anvertraut haben, durchbohren, wenn ich nicht mein Möglichstes thue!“ —

Ein Versuch zum Widerstande gegen die feindliche Uebermacht, mitten unter so vielen kopflosen oder feigen Handlungen, ward von Blücher unternommen und dabei, ungeachtet des unglücklichen Ausganges, wenigstens Kraft und Muth entwickelt. Durch die Uebergabe Stettins in die Unmöglichkeit versetzt, sich durch die Oder zu decken, mußte Blücher die Straße nach Lübeck einschlagen. Drei französische Korps unter Murat, Soult und Bernadotte rückten ihm nach. Er vertheidigte sich auf das Aeußerste, mußte aber am 7. November bei Ratkau kapituliren. Lübeck ward mit Sturm genommen, und von den Franzosen hart mitgenommen. Neunhundert gefangene Schweden wurden von Bernadotte mit großer Milde behandelt, was auf das spätere Verhältniß dieses Marschalls zum schwedischen Volke nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Das Maß des Unglücks ward voll, als Magdeburg, seit der Zeit des großen Kurfürsten eines der Bollwerke des Staates, mit 18,000 Mann und 800 Kanonen an den Marschall Ney, dessen Belagerungskorps nicht stärker als die Besatzung war, und der kein schweres Geschütz mit sich führte, überging (8. November). Aber der Gouverneur, Kleist,

war ein Greis von mehr als 80 Jahren, der den Degen nur in einer zitternden Hand hielt. Es ist unerklärbar, daß denen, welche vor Ausbruch des Krieges die preußischen Militairangelegenheiten leiteten, die Schwäche und Unfähigkeit so vieler unter den höheren Befehlshabern ganz unbekannt geblieben war. In ähnlicher Weise fielen die beiden hannöverschen, von den Preußen besetzten Festungen Hameln (20. November) und Nienburg (28. November). Mortier besetzte jetzt die Hansestädte, und Mecklenburg wurde dafür, daß es 1805 den Russen den Durchzug, welchen es nicht verweigern konnte, gestattet hatte, als ein feindliches Land behandelt.

In Schlesien waren schon in der Mitte Novembers Bayern und Würtemberger, das neunte Armeekorps genannt, unter dem Prinzen Hieronymus und dem General Vandamme, von Bayreuth aus über Kursachsen eingedrungen. Glogau, dessen Belagerung am 13. November begonnen hatte, ging am 2. December über. Breslau, Brieg, Schweidnitz kapitulirten im Laufe des Januars und Februars (1807), Neisse widerstand bis zum 1. Junius. Kosel, Silberberg und Glaz schlugen, von ihrer natürlichen Lage begünstigt, jeden Angriff ab. Der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß und der Graf Erdmann von Pückler suchten in Schlesien einen Volkskrieg gegen die Franzosen zu erregen, indem sie einige versprengte Abtheilungen regulairen Militairs, die königlichen Förster und kriegslustige Freiwillige zu einem Korps vereinigten. Sie wurden aber von den Civilbehörden, an deren Spitze der schon von Friedrich dem Großen über Verdienst begünstigte Minister Graf von Hoym stand, nicht unterstützt, und das Unternehmen zerfloß bald in Nichts. Die Schaaren des Fürsten von Pleß wurden schon im Anfang Februars gänzlich zerstreut, Graf von Pückler gab sich, aus Verzweiflung über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, den Tod.

Es wurden von Friedrich Wilhelm III. Vorschläge zu einem Waffenstillstande, der die Grundlage zu einem Frieden werden konnte, gemacht. Napoleon hatte durch Aeußerungen erkünstelter Mäßigung zu diesem Schritt selbst Veranlassung gegeben. Der Marquis von Lucchesini wurde zu diesem Zweck schon am 18. Oktober in das französische Hauptquartier, das sich damals in Wittenberg befand, abgesandt. Des Kaisers Günstling, Duroc, Großmarschall des Palastes, ward mit der Führung der Unterhandlungen beauftragt. Diese Wahl konnte für ein günstiges Vorzeichen gelten, da Duroc mehrmals mit Missionen nach Berlin beauftragt, und daselbst immer mit Auszeichnung aufgenommen gewesen. Von französischer Seite wurde die vorläufige Ueberlassung

aller westlich von der Elbe liegenden preußischen Provinzen, mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark, eine Kriegssteuer von 20 Millionen Thalern und Anerkennung der in Deutschland vom Kaiser vorzunehmenden Veränderungen verlangt. Der König war, um noch größeres Unheil zu vermeiden, und in der Ueberzeugung, daß durch zwei Schlachten der Ehre genügt worden, zur Annahme dieser harten Bedingungen geneigt, und schickte den General Zastrow mit dieser Erklärung nach Berlin, wo sich Napoleon befand, ab. Die Bevollmächtigten beider Mächte gaben sich der Hoffnung auf Waffenstillstand und baldigen Frieden hin. Napoleon schob aber absichtlich, um zu sehen, welche Wendung unterdessen die militairischen Operationen nehmen würden, seine endgültige Zustimmung, ohne jedoch die gepflogenen Unterhandlungen zu mißbilligen, auf. Als nun eine Festung nach der anderen kapitulirte, ein Korps nach dem anderen die Waffen streckte, nahm er plötzlich einen anderen Ton an, und äußerte ohne Weiteres, er sei über die Zeit und die Art des zu gewährenden Friedens noch nicht mit sich einig, und Vieles werde dabei von der Haltung Englands und seiner Bereitwilligkeit zur Herausgabe der über Frankreich und dessen Verbündete gemachten Eroberungen abhängen. Bald darauf wurden Lucchesini und Zastrow zu Duroc eingeladen, der ihnen Napoleon's neue Bedingungen bei Bewilligung eines Waffenstillstandes, dem Friedensunterhandlungen in Charlottenburg folgen sollten, vorlegte.

Der französische Kaiser verlangte jetzt, daß ihm als Preis eines Waffenstillstandes und Unterpfand des künftigen Friedens in Südpreußen alles Land bis zur Mündung des Bug, in Pommern Kolberg, in Westpreußen Thorn, Graudenz, Danzig, in Schlesien das linke Oberufer, der beste Theil dieser Provinz, nebst Breslau und Glogau, eingeräumt werden sollten. Im Ueberreste des Staates, in Ostpreußen und Neu-Ostpreußen, dürfe zwar kein französisches, aber auch kein einheimisches oder verbündetes Kriegsvolk stehen. — Wenn nun der Friede, wie dies bei Napoleon's Gesinnung wahrscheinlich war, nicht zu Stande kam, und der Krieg, nach Aufkündigung des Waffenstillstandes, wieder ausbrach, so hätten sich die Franzosen, ohne Schwerdtschlag, denn viele der von ihnen in Anspruch genommenen Gebiete und Festungen waren von ihren Waffen noch gar nicht erreicht worden, im Besitz unermeßlicher Vortheile befunden, und eine weitere Vertheidigung des Landes ganz unmöglich gemacht. Auch diese ausschweifenden Bedingungen wurden von den preußischen Bevollmächtigten, jedoch nur um Zeit zu gewinnen, da sie an deren Bestätigung von Seiten des Königs zweifelten, angenommen

(16. November). Kaum war dies aber geschehen, als Talleyrand mit der nachträglichen Erklärung hervortrat, daß der Kaiser sich auf Nichts einlassen könne, bevor nicht die Unabhängigkeit der Pforte, welche durch die neuerdings erfolgte russische Besetzung der Donaufürstenthümer gefährdet sei, wiederhergestellt worden. Es wurde demnach jetzt Alles von Rußlands, wie vorher von Englands, Entschließungen abhängig gemacht und Preußens Dasein von den Verhältnissen eines halb barbarischen Staates, wie der türkische, abhängig gemacht. Von dem Könige ward dieser Vertrag, wie Lucchesini und Zastrow vorausgesehen hatten, verworfen, und die ununterbrochene Fortsetzung des Krieges einem solchen Waffenstillstande vorgezogen. Ein großmüthiger Eroberer würde mit mehr Mäßigung verfahren sein, ein harter, aber aufrichtiger, seine Absichten alsbald unumwunden dargelegt haben. In diesem Falle nahm aber die Mischung von Arglist und Gewaltsamkeit einen besonders gehässigen Charakter an, und mußte den Ueberwundenen nicht nur tief verletzen, sondern auch dessen Achtung vor dem Sieger vermindern.

Bei allen seinen übrigen Entwürfen verlor Napoleon nie die Absicht, den Engländern zu schaden, aus den Augen. Seitdem er der Hoffnung, Großbrittanien zu erobern, hatte entsagen müssen, wollte er dasselbe, so viel als möglich, von allen Beziehungen zu dem Kontinent ausschließen, und als den gemeinsamen Feind aller anderen Völker erscheinen lassen. Während er sichtbar darauf hinarbeitete, seine Macht über ganz Europa auszudehnen, und keine von seinem Einflusse unabhängigen Regierungen zu dulden, klagte er die Engländer beständig wegen ihrer Uebergriffe zur See, welche die anderen Nationen viel weniger als seine Kriege beeinträchtigten, an. Nach seinem Sturz ging er so weit, sein ganzes System von Eroberung und Unterdrückung als ein Mittel zur Befreiung von der maritimen Suprematie Großbrittaniens und sich als den Märtyrer einer edlen und uneigennützigen Idee hinzustellen.

Am 24. November erließ Napoleon von Berlin aus ein Dekret, welches Großbrittanien und seine Kolonieen in Blokadezustand erklärte. Es war dies das erste Glied in der langen Kette willkührlicher Maßregeln, durch die er England einen tödtlichen Schlag beizubringen dachte. Es wurde jeder Verkehr, selbst jede Korrespondenz mit Großbrittanien und dessen Besitzungen verboten. Englisch geschriebene Briefe sollten auf der Post fortgenommen werden. Jeder in Frankreich oder dessen Bundesstaaten betroffene Engländer ward als Kriegsgefangener behandelt. Das Eigenthum eines englischen Unterthans, die aus englischen Fabriken stammenden Waaren sollten konfiscirt werden. Kein aus einem

englischen Hafen kommendes Fahrzeug durfte in Frankreich und bei dessen Alliirten zugelassen werden.

Dieses Dekret wurde von Talleyrand Spanien, Neapel, Holland, Etrurien und allen mit Frankreich befreundeten Staaten zur Beachtung mitgetheilt. Die Kontinentalsperre that zwar vielen Individuen und ganzen Klassen in England großen Schaden, griff aber im Wesentlichen weder den Reichthum noch die Macht der Nation an, deren Industrie sich andere Absatzquellen zu verschaffen wußte, und die von da noch unermüdlicher als früher bemüht war, ihrem großen Feinde auf allen Punkten Europa's endlose Schwierigkeiten zu bereiten Napoleon ließ sich durch den Widerstand, den er fand, zu immer gewaltsameren Maßregeln zur Erreichung seines Zweckes fortreißen, so daß sein Dasein allmälig allen Völkern als unvereinbar mit ihren Gewohnheiten, ihrem Wohlstande und ihrer Unabhängigkeit erscheinen mußte. Sein Stolz übersah den gegen ihn mehre Jahre lang im Dunkeln glimmenden Funken des Hasses, aus welchem endlich eine sein Glück und seine Macht verzehrende Flamme emporschlug.

---

34. Fortsetzung und Ende des preußisch-russischen Krieges. — Friede zu Tilsit.

In den preußischen Staat war durch die Theilung Polens ein bedeutendes slavisches Element eingetreten. Obgleich die große Mehrheit der polnischen Nation, das Landvolk, durch die preußischen Gesetze und Einrichtungen bedeutend gewonnen hatte, so war dasselbe dadurch doch nicht für die fremde Herrschaft gewonnen worden. Noch weniger fand dies bei dem Adel statt, der seinen früheren Einfluß verlor, und sich durch das preußische Beamten- und Militairwesen zurückgesetzt glaubte. Die Geistlichkeit, welche in Polen von jeher von einer besonders lebhaften Anhänglichkeit an den päbstlichen Stuhl erfüllt gewesen, fürchtete von einer protestantischen Herrschaft für den Glauben ihres Volkes. Das Widerstreben der höheren Klassen gegen Preußen ging allerdings häufig weniger aus allgemeinen und uneigennützigen, als aus persönlichen und selbstsüchtigen Beweggründen hervor. Indessen machte sich in edleren Gemüthern vor Allem die Pflicht, das Erbe der Väter nicht einem gänzlichen Untergange auszusetzen, die angestammte Sprache und Sitte, welche ohne die Grundlage eines eigenen Staatsthums zuletzt verschwinden mußte, lebendig zu erhalten, den zerrissenen nationalen Verband zu erneuern, mit großer Kraft geltend. Während die Polen zur Zeit ihrer

Unabhängigkeit die sie bedrohenden Gefahren mit einem gränzenlosen Leichtsinne, wie selten ein anderes Volk, übersehen und die in ihrer Mitte vorhandenen Parteien sich ohne Bedenken dem Auslande zum Nachtheil des Ganzen angeschlossen hatten, so war in ihnen, seitdem sie unter fremde Botmäßigkeit gekommen, das Gefühl ihrer nationalen Eigenthümlichkeit und Sonderung mit einer seit lange unbekannt gewesenen Stärke erwacht. Sie glaubten es ihren Vorfahren, ihrer Geschichte, der Mit- und Nachwelt schuldig zu sein, zur Wiederherstellung ihres gefallenen Gemeinwesens keine Opfer zu scheuen.

Es ist eine den Charakter der Polen ehrende Erscheinung, daß sie, je unglücklicher ihr Vaterland geworden, um so mehr an demselben hängen. Nirgends wird im Stillen der Hort ihres Volksthums mehr als in den jetzt unter russischer Herrschaft stehenden Provinzen, wo sie so Vieles zu einem Aufgeben desselben veranlassen könnte, gehegt. Gerade dort läßt sich die Bevölkerung am Wenigsten zu einem Uebertritt zu den Siegern verleiten, und behält, ungeachtet des zermalmenden Druckes der Gegenwart, die Vergangenheit und Zukunft im Auge.

Napoleon war mit der unter den Polen herrschenden Stimmung bekannt, und beschloß, daraus Vortheil für sich zu ziehen, wollte aber auf ihre Wünsche und Hoffnungen nur so weit Rücksicht nehmen, als dies mit seinen weiteren Plänen übereinstimmen würde. Es gab noch eine Anzahl tüchtiger polnischer Officiere, die in der sogenannten Weichsellegion unter ihm in Italien gefochten, und von denen einige ihn nach Aegypten begleitet hatten. Auch war von ihm, wie oben erwähnt worden, schon vor Beginn des Krieges, die Errichtung eines großentheils aus Polen bestehenden Korps, unter Zajonczek's Führung, angeordnet worden. Am 1. November erließen zwei durch ihren patriotischen Eifer unter ihren Landsleuten bekannte Männer, Dombrowski und Wibicki, einen Aufruf zur Ergreifung der Waffen und Befreiung des Landes von der preußischen Herrschaft. Auch ward ein begeisterndes, angeblich von Kosciuszko*) verfaßtes Schreiben, das demselben aber fremd war, in Umlauf gesetzt.

Am 3. November rückte Davoust in Posen ein, und alsbald begann die Bildung polnischer Regimenter unter Dombrowski's Leitung, zu wel-

*) Kosciuszko hatte bei seiner Entlassung aus der russischen Gefangenschaft dem Kaiser Paul sein Ehrenwort, nicht ferner gegen Rußland zu dienen, gegeben und war diesem Versprechen treu geblieben. Da er in Frankreich lebte, so konnte er erst nach Napoleon's Sturz sich gegen den, durch jenes Schreiben mit seinem Namen getriebenen, Mißbrauch erklären.

chen sich die Jugend aller Klassen drängte. Obgleich die preußische Regierung gegen die Masse keineswegs hart gewesen und den höheren Ständen den reichen Quell deutscher Bildung erschlossen hatte, so ließ sich doch das angeborene Gefühl nicht ändern, und bei dem Anblick der alten Nationalfarben und Wappenschilder wurde das Herz der Bauern wie der Adeligen, der Frauen wie der Männer, von einem Taumel der Freude ergriffen. Das wenige preußische Militair, welches noch in einigen Punkten des Landes zurückgeblieben, ward verjagt oder entwaffnet. Die früheren Namen, Formen und Einrichtungen wurden mit Leidenschaft wieder hervorgesucht. Aber dieses Rausches ungeachtet, sahen sich die im Lande zurückgebliebenen preußischen Beamten und übrigen Einwohner deutschen Stammes weniger bedroht, als sonst wohl unter anderen Völkern in ähnlicher Lage, bei einer solchen Verschiedenheit der Religion, Sprache und Sitte, und bei der Ueberzeugung der Einheimischen, ihrer Nationalität beraubt worden zu sein, stattgefunden haben würde. Das natürliche Wohlwollen des polnischen Volkscharakters gab sich, mit seltenen Ausnahmen, der Freude ohne Beimischung von Haß hin.

Obgleich Napoleon die polnische Deputation, welche sich ihm in Berlin vorstellte und um die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit bat, mit Zurückhaltung empfing und keine bestimmte Zusicherung gab, so wurde er dennoch bei seiner Ankunft in Posen (27. November) mit stürmischem Jubel und gränzenloser Erwartung empfangen. Dieser Mann, der von der Natur das Privilegium erhalten hatte, in Allen, die er nicht gerade unterdrückte, Bewunderung für sich zu erregen, blieb davon ungerührt und berechnete nur, auf welche Art er die ihm entgegenwallende Gluth der Begeisterung am Besten für seine militairischen Zwecke ausbeuten konnte. Er war schon damals entschlossen, für die Polen nichts Wesentliches zu thun, und sie nur, wie er sich später ausdrückte, zur „Möblirung eines Schlachtfeldes" (pour meubler un champ de bataille*) zu brauchen, wurde aber von dem leichtgläubigen und hingebenden Volke, welches den Vortheil des Eroberers zu eng mit dem seinigen verbunden glaubte, um an dessen Gesinnung zweifeln zu können, ungeachtet aller vom Gegentheil gemachten Erfahrung, immer mit demselben Vertrauen betrachtet. Geld, Getraide, Pferde wurden ihm mit einer Bereitwilligkeit ohne Gleichen dargebracht. Bei jeder Gelegenheit gab sich der Drang, für ihn und das Vaterland das Aeußerste thun zu wollen, in Worten und Handlungen kund.

*) Worte Napoleon's an den Grafen Louis Narbonne: Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature par M. Villemain pag. 117.

In Posen kam auch der Friede zwischen Sachsen und Frankreich zu Stande (11. December), vermöge dessen der Kurfürst den Königstitel annahm, dem Rheinbund beitrat, und sich zu einem Kontingent von 20,000 Mann, das aber für den gegenwärtigen Feldzug auf 6000 Mann ermäßigt wurde, anheischig machte. Gegen Abtretungen in Thüringen erhielt Sachsen den kottbusser Kreis, der bisher eine Preußen zugehörige sächsische Exklave gewesen. Auch die sächsischen Fürsten wurden in Posen (15. December), mit Ausnahme des Herzoges von Koburg, welcher, in russischen Militairdiensten stehend, erst später beitreten konnte, zum Frieden mit Napoleon zugelassen. Sie schlossen sich dem Rheinbunde an und mußten ein Kontingent von 2800 Mann stellen. Die einzige Rücksicht, welche Napoleon bei diesen Verträgen auf allgemeine Ideen und Interessen nahm, war seine Forderung, daß sowohl im Königreich Sachsen, als in den sächsischen Herzogthümern, Protestanten und Katholiken dieselben bürgerlichen Rechte genießen sollten, während letztere vorher nur geduldet gewesen waren.

Der Krieg, welcher seit den Schlachten von Jena und Auerstädt nur in Kapitulationen preußischer Festungen und Heereshaufen bestanden hatte, nahm nach Ankunft der Russen und deren Vereinigung mit der in den östlichen Provinzen stehenden preußischen Streitmacht eine ernstere Gestalt an. Von Mitte Novembers an lagerte eine russische Armee unter Bennigsen von Warschau bis Plock. Von da waren in der Richtung nach Danzig hin 25,000 Preußen unter L'Estocq aufgestellt. Rußlands Kraft war aber getheilt. Napoleon hatte durch Sebastiani in Konstantinopel die Absetzung der russisch gesinnten Hospodaren der Moldau und Wallachei, Ypsilanti und Morusi, erreicht. An ihrer Statt waren Suzzo und Callimachi ernannt worden. Auch hatte die Pforte die Sperrung des Bosporus, eine vornehmlich gegen die Engländer gerichtete Maßregel, angeordnet. Bei der Uneinigkeit und Bestechlichkeit des Divans gelang es jedoch dem russischen Gesandten Italinsky, die früheren Hospodaren wieder einsetzen zu lassen. Ungeachtet dieser Nachgiebigkeit der Pforte, ließ Rußland seine Truppen in die Moldau einrücken, was endlich eine Kriegserklärung von Seiten des Sultans zur Folge hatte (30. December), und einen Kampf, der erst im Jahre 1812 beendigt wurde, herbeiführte. Napoleon hatte auf die Diversion der Türken große Hoffnungen für sich gebaut, die aber bei der Kurzsichtigkeit und Ohnmacht der Pforte nicht in Erfüllung gingen. Indessen konnte Rußland in diesem Feldzuge nicht mit seiner ganzen Macht an der Weichsel erscheinen, indem eine ansehnliche Armee an der Donau beschäftigt war.

Es waren unterdessen die Korps unter Davoust, Lannes, Augereau und die Reiterei unter Murat an der Weichsel angekommen. Nach einigen Vorpostengefechten zogen sich die Russen auf das rechte Weichselufer zurück. Am 28. November rückten Davoust und Murat in Warschau ein. Die Russen entfernten sich ganz von der Weichsel. L'Estocq räumte Thorn, das von Ney besetzt wurde (6. December). Am 20. December stand die französische Armee auf dem rechten Weichselufer. Den 26. December fand ein dreifacher Kampf zwischen Lannes und Bennigsen bei Pultusk, zwischen Davoust, Augereau und Murat gegen Gallizin bei Golymin, zwischen Ney und L'Estocq bei Soldau statt, in welchem die Franzosen zwar nicht besiegt wurden, aber viele Mannschaft verloren, und wenigstens keine Vortheile davon trugen. Erschöpfung, Mangel an Obdach und Nahrung legten bald nachher den an der mittleren Weichsel kämpfenden Heeren eine erzwungene Waffenruhe auf, während der linke Flügel der großen französischen Armee unter Bernadotte und Ney sich von der untern Weichsel nach Königsberg hin in Bewegung setzte.

Napoleon war seit dem 2. Januar (1807) in Warschau, errichtete daselbst einen Verwaltungsrath für das gesammte preußische Polen, und überwachte mit scharfem Blick alle Bewegungen in Europa. Oesterreich hatte beim Anfange des Krieges zur Unterstützung seiner Neutralität in Böhmen ein Heer von 70,000 Mann aufgestellt. Napoleon erschien dies um so verdächtiger, da es in Wien eine Kriegspartei gab, die von dem russischen Botschafter Fürsten Rasumoffski geleitet wurde. Der General Andréossy, welcher nach dem Frieden von Amiens französischer Gesandter in London gewesen, wurde mit Erforschungen der Gesinnung des österreichischen Hofes beauftragt. Napoleon ließ dem Kaiser Franz Schlesien anbieten, worauf dieser aber nicht einging. Der österreichische General Baron Vincent wurde hierauf nach Warschau gesandt, um den französischen Herrscher der friedlichen Gesinnungen seines Kabinets zu versichern.

Während Napoleon in Warschau weilte, beabsichtigte Bennigsen im Verein mit den Preußen unter L'Estocq, Bernadotte und Ney von der unteren Weichsel zurückzudrängen, Danzig und Graudenz, die von den Franzosen blokirt wurden, zu entsetzen, und sich eine Verbindung mit Kolberg zu eröffnen. Dort suchte der kühne Schill, welcher ein Korps von Freiwilligen gesammelt hatte, ganz Pommern gegen die Franzosen in die Waffen zu bringen. Bernadotte wurde bei Mohrungen (25. Januar) nach einem heißen Kampfe zum Rückzuge gezwungen. Die Verbündeten gelangten in die Nähe von Graudenz, und breiteten sich bis nach Thorn hin aus. Napoleon hatte jedoch Bennigsen's Plan schon durch-

schaut, und rückte mit seiner ganzen Macht, mit Ausnahme des fünften unter Lannes zum Schutze von Warschau zurückbleibenden Korps, nordwärts am rechten Weichselufer dem Feinde entgegen. Am 7. und 8. Februar ward die blutige Schlacht bei Eylau geschlagen, in welcher L'Estocq, von Scharnhorst berathen, mit seinen Preußen großen Ruhm erwarb, und durch einen ungestümen Angriff das Davoust'sche Korps zurückwarf. Die französische Armee wurde bei Eylau zwar nicht zum Weichen gebracht, konnte aber auch, ungeachtet der größten Anstrengungen und ungeheurer Verluste, nicht den Sieg erringen. Der Kampf blieb unentschieden. Dieses zweitägige Treffen brachte in Paris, wo man an Napoleon's zerschmetternde Schläge gewöhnt war, den Eindruck einer Niederlage hervor. Die Staatspapiere fielen. Auch die in Polen und Deutschland stehenden französischen Truppen wurden über den Ausgang dieser Schlacht bestürzt, und glaubten einen Augenblick lang ihren Kaiser von dem alle seine Unternehmungen sonst begleitenden Glück verlassen.

Die Erschöpfung auf beiden Seiten führte jetzt, wie sechs Wochen vorher nach der Schlacht von Pultusk, zu einer Waffenruhe, welche vier Monate über dauerte, und nur von Oudinot's und Savary's bei Ostrolenka über die Russen davon getragenem Siege unterbrochen wurde. Napoleon überzeugte sich, daß er mit der Truppenzahl, welche ihm zu Gebote stand, den Krieg zu keinem für ihn glücklichen Ende bringen würde. Ehe jedoch die von ihm herbeigerufenen Verstärkungen angekommen waren, machte er einen Versuch, Preußen von Rußland zu trennen, und schickte mit dahin zielenden Vorschlägen den General Bertrand nach Memel, wo sich die preußische Königsfamilie befand. Friedrich Wilhelm III. hatte aber erst einige Wochen vorher einen Vertrag mit England abgeschlossen, und sein Bündniß mit Alexander I. befestigt. Die Unterhandlungen führten deshalb zu keinem Ziel. Es war die Erneuerung des Kampfes vorauszusehen. Beide Heere rüsteten sich mit verdoppeltem Eifer. Die preußischen Truppen, welche sich bei Eylau so tapfer geschlagen hatten, waren ausgesucht, aber nicht zahlreich genug, um den Feldzug zu entscheiden. Den Russen war Hülfe aus dem Innern zugezogen. Napoleon hatte seine Streitmacht durch Polen und Rheinbundstruppen vermehrt.

Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen hegten seit Eylau wieder Hoffnung auf Erfolg, und kamen zu Bartenstein, mitten in den Kantonirungen beider Heere, zusammen. Dort wurde von den Ministern Hardenberg und Budberg ein Vertrag abgeschlossen (25. April), nach welchem der Krieg gegen Frankreich bis zur Auflösung des Rheinbundes unablässig

fortgesetzt werden sollte. Man wollte eine Ordnung der Dinge in Europa gründen, die Frankreichs Uebergriffen für die Zukunft eine Gränze zu setzen im Stande wäre. Die von Napoleon noch nicht unterjochten Staaten, wie England, Oesterreich, Schweden und Dänemark, sollten zum Beitritt eingeladen werden. Es war aber vom Schicksal bestimmt, daß das Ziel dieser Verabredung nur auf einem langen Umwege erreicht werden sollte.

Im Gegensatz zu so manchen schmählichen Kapitulationen, stellten Danzig, Graudenz und Kolberg ein rühmliches Beispiel von Ausdauer und Pflichttreue auf. In Danzig kommandirte der aus den Rheinfeldzügen her bekannte General von Kalkreuth, welcher diese Festung elf Wochen lang vertheidigte, bis das feindliche Feuer einen längeren Widerstand unmöglich gemacht hatte. Der Besatzung ward freier Abzug (24. Mai) gewährt. Der Marschall Lefevbre, welcher das Belagerungskorps kommandirt hatte, erhielt von Napoleon den Titel: Herzog von Danzig. — Der Gouverneur von Graudenz war der schon sehr bejahrte General Courbière, ein Zögling aus der Schule Friedrichs des Großen, der ihr Ehre machte. Als ihn die Franzosen unter dem Vorwande, der König von Preußen habe seine Staaten verlassen, und es gebe kein Königreich Preußen mehr, zur Uebergabe aufforderten, antwortete er: „Nun gut! So bin ich König von Graudenz!" — In Kolberg zeichnete sich besonders beim Anfange der Belagerung ein alter Bürger und ehemaliger Schiffer Namens Joachim Nettelbeck aus, der den muthlos gewordenen Gouverneur an der Kapitulation hinderte, bis derselbe an dem Obersten von Gneisenau einen Nachfolger erhielt, der während der Vertheidigung dieser Festung sein großes militairisches Talent zum ersten Mal zu entwickeln Gelegenheit bekam. Graudenz und Kolberg widerstanden dem Feinde bis zum Ende des Krieges.

Von beiden Seiten ward, seitdem die gute Jahreszeit angefangen, und die Heere sich verstärkt hatten, mit Ungeduld dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten entgegengesehen. Bennigsen griff am 4. Junius Soult, Bernadotte und Ney an, und suchte den Uebergang über die Passarge zu erzwingen. Das Gefecht setzte sich am 5. und 6. Junius ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend fort. Ney mußte einem wüthenden Angriffe der Russen weichen, verhinderte aber Bennigsen am Uebergange über die Passarge, wodurch Napoleon Zeit erhielt, seinen bedrängten Marschällen zu Hülfe zu kommen. Die Franzosen gingen wieder über den Fluß, drängten sich zwischen Bennigsen und L'Estocq, und zwangen Letzteren, sich in der Richtung nach Königsberg zurückzuziehen.

Bei Heilsberg (10. Junius) wurde von Russen und Franzosen mit äußerster Anstrengung gefochten. Am 14. Junius kam es endlich bei Friedland zum Entscheidungskampfe. Die Franzosen waren 80,000, die Russen nur 60,000 Mann stark. Als Napoleon am Morgen die russischen Linien ansichtig wurde, rief er: „Es ist heute ein glücklicher Tag, der Jahrestag von Marengo!“ — Der Tag war mit Märschen und Gegenmärschen zugebracht worden, als Ney um 5 Uhr Abends den linken russischen Flügel unter Bagration mit unwiderstehlichem Ungestüm angriff und warf. Er nahm die Stadt Friedland ein, die in Flammen aufging, und schnitt den Russen durch die Besetzung der hinter Friedland liegenden Allebrücke den Rückzug ab. Ein Theil des russischen Heeres brach sich mit dem Bayonnet bis zur Brücke Bahn, und entkam. Ein anderer eilte in wilder Flucht nach dem Flusse und suchte eine Furt, wobei Viele ihren Tod fanden. Als es Nacht wurde, war ein Dritttheil der russischen Armee todt, verwundet oder gefangen. Am 16. Junius zog Soult in Königsberg ein.

Die französische Armee nahte sich den Gränzen Rußlands. Massena war, von der Hauptarmee getrennt operirend, bereits bis Bialystock vorgedrungen. Außer Memel und der Umgegend und den Festungen Kolberg, Graudenz, Silberberg, Kosel und Glatz befand sich der ganze preußische Staat in Napoleon's Gewalt. Das Kriegsunglück Preußens, die Niederlage der Russen bei Friedland, die Schwierigkeit, eine neue Armee zur Deckung seiner bedrohten Gränze aufzubringen, die Unzufriedenheit mit England und Oesterreichs Unthätigkeit ließen Alexander I. einen schnellen Frieden als sehr wünschenswerth ansehen. Er sandte einen Antrag auf Waffenstillstand in das französische Hauptquartier, der von Napoleon in der verbindlichsten Form sogleich zugestanden wurde. Bald darauf erfolgte eine persönliche Begegnung der beiden Herrscher.

In der Mitte des Niemen war ein festlich geschmücktes, mit einem Baldachin versehenes, Floß hergerichtet worden. Napoleon und Alexander betraten dasselbe auf dazu eingerichteten Brücken zu gleicher Zeit (25. Junius). Beide gefielen sich, wie behauptet worden ist, auf den ersten Blick. Alexander I., jung und beweglich, ging von der seit Austerlitz gegen seinen großen Gegner gehegten Abneigung plötzlich wie sein Vater zu einer lebhaften Bewunderung für denselben über. Nach der ersten Begrüßung gab Alexander seinen Widerwillen gegen die englische Politik zu erkennen, welcher er die beiden letzten Kriege beimaß, und die er der Selbstsucht und Treulosigkeit anklagte. „Wenn Sie so denken, Sire, so ist der Friede zwischen uns schon geschlossen!“ erwiderte Napoleon.

Die Truppen der beiden Monarchen und eine große Volksmenge sahen vom Ufer aus der denkwürdigen Zusammenkunft zu. Am folgenden Tage fand die Begegnung zwischen Napoleon und Friedrich Wilhelm III. in derselben Weise, in Gegenwart Alexander's, statt.

Tilsit und Umgegend wurden für neutral erklärt, und die Stadt in zwei Hälften getheilt, deren eine die russische, die andere die französische Garde besetzte. Die beiden Kaiser wurden bald so vertraut mit einander, daß Alexander fast täglich an Napoleon's Tafel erschien und die Abende mit ihm zubrachte. Napoleon entflammte, um den russischen Kaiser für seine Plane zu gewinnen, dessen bis dahin schlummernden Ehrgeiz durch die Aussicht auf über Schweden und die Türkei zu machende Eroberungen. Alexander, geistreich aber oberflächlich, ließ sich von der Beredtsamkeit und dem Ruhme seines neuen Freundes verlocken und von der Erfüllung seiner nächsten Pflichten abbringen. Er vergaß in etwas seines unglücklichen Bundesgenossen, dem er nicht lange vorher am Grabe Friedrich's des Großen eine unverbrüchliche Freundschaft angelobt hatte.

Der Napoleon's Seele seit Friedland beherrschende Gedanke war das Schicksal der preußischen Monarchie. Preußen hatte sich an der ersten Koalition gegen Frankreich lebhaft betheiligt, seitdem sich aber demselben immer günstig gezeigt, Napoleon's Eröffnungen als Konsul entgegenkommend aufgenommen, und zuerst unter allen unabhängigen Staaten ihn als Kaiser anerkannt. Gleichwohl war er von Mißtrauen und Abneigung gegen dasselbe erfüllt. Er beschloß deshalb den Ausgang des Krieges zu einer tiefen Demüthigung dieses Staates zu benutzen. Denselben ganz zu vernichten, oder ihn auf das Maß der Rheinbundsmonarchien herabzusetzen, machte die Freundschaft mit Alexander I. und die Vortheile, welche sich Napoleon von ihr versprach, unmöglich. Obgleich der Kaiser von Rußland, welcher in seinen Sympathien für den Augenblick aufrichtig, aber selten beharrlich war, gegen den König von Preußen durch die Berührung mit Napoleon erkaltet war, so erlaubte ihm doch die Ehre nicht, seinen Bundesgenossen ganz aufzugeben. Napoleon blieb deshalb bei dem Entschluß stehen, Preußen zu verkleinern, in den Augen der Welt herabzusetzen, aber als Staat fortdauern zu lassen. Alle Sachverständige haben, selbst von Napoleon's endlichem Ausgange abgesehen, immer behauptet, es wäre von ihm weiser gehandelt gewesen, Preußen, das er um Alexander's willen nicht vernichten konnte, lieber vollständig wiederherzustellen, als es auf das Aeußerste zu verletzen, zur Rache zu reizen, und ihm zugleich zur Befriedigung einer solchen die Mittel übrig zu lassen. Friedrich Wilhelm III., der den Eingebungen seines Herzens mehr als

den Berechnungen der Staatskunst zu folgen gewohnt war, und sich für viel geringere Beweise von Theilnahme dankbar gezeigt hat, würde eine Handlung der Großmuth seinem mächtigen Feinde nicht vergessen haben. Für die Zukunft Europa's und dessen allgemeine Interessen ist es vielleicht besser gewesen, daß Napoleon durch seine Selbstsucht und Härte Friedrich Wilhelm III. zu einer unversöhnlichen Gegnerschaft zwang. Indessen würde ein damals mächtig gebliebenes Preußen bei dem über kurz oder lang unvermeidlichen Zusammenstürzen des Napoleonischen Riesenbaues unabhängiger als ein erst durch den wiener Kongreß wiederhergestelltes gewesen, und russischen und österreichischen Einflüssen in der Folge weniger ausgesetzt gewesen sein.

Die Friedensunterhandlungen und die Bestimmungen über Preußens Schicksal waren schon fast beendigt, als die Königin Luise, die geliebte und allgemein bewunderte Gemahlin Friedrich Wilhelm III., in Tilsit anlangte (6. Julius). Sie suchte vergeblich den französischen Kaiser zu Preußens Gunsten, wenigstens zu einigen Zugeständnissen, die ihm wenig oder nichts gekostet, ihm aber ein Recht auf Dankbarkeit gegeben haben würden, zu bewegen. Napoleon nahm bei Dem, was ihm sein Ehrgeiz als eine Pflicht seiner Politik vorspiegelte, auf die Stimme des Gefühls, wie seine spätere Scheidung von seiner ersten Gemahlin nur zu deutlich zeigt, nicht die entfernteste Rücksicht, und blieb für solche Einflüsse durchaus verschlossen.

Der tilsiter Friedens-Traktat zerfällt in zwei Haupttheile: Der Vertrag mit Rußland, der am 7., der mit Preußen, der am 9. Julius abgeschlossen wurde. Er enthielt offene und geheime Artikel. Das Wesentliche in den offenen ist Folgendes*): Zurückerstattung Ost- und Westpreußens, Pommerns, Brandenburgs, Schlesiens an den König von Preußen, der dagegen alle westlich an der Elbe liegenden und die ehemals polnischen Provinzen zu Napoleon's Verfügung stellt. — Anerkennung des Rheinbundes, wie aller bisher von Napoleon in das Leben gerufenen politischen Schöpfungen. — Anerkennung zweier neuen von demselben gestifteten Staaten: des Königreiches Westphalen mit seinem Bruder Hieronymus zum Könige, und des Herzogthums Warschau unter Hoheit des Königs von Sachsen. — Zulassung einer durch Schlesien gehenden polnisch-sächsischen Militairstraße. — Wiederherstellung der

*) Ein beleidigender Zusatz für Preußen besagte in Bezug auf diese Restitution: „Aus Rücksicht auf den Kaiser von Rußland (en considération de l'Empereur de Russie)."

Herzöge von Oldenburg und Mecklenburg, aber Besetzung ihres Küstengebietes durch französische Truppen zur Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre. — Rußlands Vermittlung zum Frieden zwischen Frankreich und England, die Frankreichs zur Beilegung des Krieges zwischen Rußland und der Pforte.

Das Wichtigste in den geheimen Artikeln war: Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Frankreich und Rußland. — Krieg gegen England und die Türkei, wenn sie die Vermittlung der beiden Friedensmächte nicht annehmen sollten. — Aufforderung an Oesterreich, Schweden, Dänemark, Portugal, dem Bunde gegen Großbrittanien beizutreten, wenn dieses in seiner bisherigen Politik beharren sollte. — Ueberlassung der jonischen Inseln an Frankreich, Siciliens an Joseph, sobald die neapolitanischen Bourbonen anderweitig entschädigt sein würden. — Zurückerstattung eines Gebiets auf dem linken Elbufer von 3—400,000 Seelenzahl an Preußen*), wenn Hannover zum Königreich Westphalen geschlagen, oder beim Frieden mit England nicht an dasselbe zurückgegeben werden sollte.

Manche unter den durch den tilsiter Frieden von Preußen abgerissenen Provinzen, wie das Magdeburgische, Halberstädtische, die Grafschaft Mark u. s. w., die dem preußischen Königshause besonders anhingen, empfanden die Trennung tief, und sehnten sich während der ganzen Zeit der fremden Herrschaft nach dem früheren Verbande zurück. Noch nachtheiliger als diese Sympathien war für Napoleon's Herrschaft in Norddeutschland die Art, wie Das, was bei Preußen blieb, von ihm behandelt wurde. Nachdem in einer am 12. Julius von Berthier und Kalkreuth unterzeichneten Konvention die Räumung der preußischen Provinzen bis zum 1. Oktober, wenn nämlich bis dahin die denselben aufgelegten Kriegssteuern baar bezahlt oder durch hinlängliche Sicherheiten verbürgt wären, beschlossen worden, blieben 200,000 Franzosen und Bundestruppen noch über ein Jahr lang in den Gebieten westlich von der Weichsel stehen. Den Vorwand dazu boten die rückständigen Kriegssteuern und die Ausfälle, welche sich in den Landeseinkünften während der französischen Verwaltung ergeben hatten. Nach der Berechnung der preußischen Bevollmächtigten betrugen dieselben 19 Mill. Fr., wurden aber von dem französischen Generalintendanten Daru auf 150 Mill. Fr. veranschlagt, die jetzt von Napoleon nachgefordert wurden. Bis über diese ungeheure Differenz entschieden sein würde, sollte die Okkupationsarmee von der Bevölkerung der ohnedies schon so ausgesogenen

*) Diese Zusage ward nicht erfüllt.

Provinzen erhalten werden. — Dieser lange Druck, verbunden mit einer Menge späterer Ungerechtigkeiten und Demüthigungen, erregte in Preußen gegen Napoleon und dessen politisches System eine im Stillen zunehmende Gährung, die einige Jahre später zu einem so gewaltigen Ausbruch kam, und sich in einer sonst eher zu Wohlwollen als Haß geneigten Bevölkerung wegen des Kriegsunglückes allein nie entwickelt haben würde.

Von Dem, was Preußen abgetreten hatte, blieb Bayreuth, Erfurt mit seinem Gebiet, und der größte Theil Hannovers unmittelbar unter französischer Verwaltung. Münster, Mark, Tecklenburg wurden dem Herzogthum Berg überwiesen. Ostfriesland und Jever kamen an Holland, das dagegen Vließingen an Frankreich abtrat. Von Napoleon's Feinden blieb außer England nur noch Schweden in dieser für den Eroberer aber wenig gefährlichen Stellung beharren.

Das Herzogthum Warschau wurde, mit Ausnahme des Distrikts Bialystock, den Rußland erhielt, aus Südpreußen, einem Theile Westpreußens, Neuostpreußen und Neuschlesien, früher polnische Gebiete, mit einer Bevölkerung von ungefähr zwei und einer halben Million Einwohnern gebildet. Diese Schöpfung Napoleon's war einer seiner Fehlgriffe. Sie entsprach, wenn sie eine Regeneration des alten Polens sein sollte, den Erwartungen dieser Nation nicht. Als Bollwerk gegen Rußland war sie zu schwach, und mußte gleichwohl sein und Oesterreichs Mißtrauen gegen das fernere Schicksal ihrer polnischen Provinzen erregen. Napoleon hatte zwar in Tilsit gegen Alexander ausdrücklich der Absicht einer Wiederherstellung des Königreichs Polen entsagt. Aber selbst nur ein Schatten desselben mußte, bei der Stimmung der Polen und Napoleon's willkührlichem und gewaltsamen Sinne, Denen, welche sich in das alte Polen getheilt hatten, bedenklich erscheinen. Es war außerdem selbst in dieser verkleinerten Gestalt immer ein vorgeschobener Posten Frankreichs. Die Verfassung, welche Napoleon dem Herzogthume Warschau gab, bestand in einer Nachbildung der alten Konstitution des Landes, aber, wie sich von selbst versteht, nicht nur ohne das Uebermaß von Freiheit, welches Polen zu Grunde gerichtet hatte, sondern auch ohne jede Spur von Selbstständigkeit. Nur die Namen und Formen erinnerten an frühere Zustände. Das Hauptaugenmerk des französischen Kaisers blieb die Armee des Herzogthums, welche, bei dem militairischen Sinne des Volkes, von dem Fürsten Poniatowsky bald auf einen trefflichen Fuß eingerichtet wurde. Sie war weniger für die Vertheidigung ihres Landes, als für Napoleon's besondere Zwecke bestimmt, und konnte von ihm, wie die Rheinbundstruppen, überall verwandt werden.

Das Königreich Westphalen wurde durch ein Dekret Napoleon's vom 18. August gebildet aus: der Altmark, dem Magdeburgischen am linken Elbufer, Hildesheim, Goslar, Halberstadt, Hohenstein, Wernigerode Quedlinburg, dem Eichsfelde mit Nordhausen und Mühlhausen, Paderborn, Minden und Ravensberg. Diese Städte und Gebiete hatten vorher zu Preußen, obgleich nicht alle schon seit langer Zeit, gehört. — Ferner wurden das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, von Hannover Osnabrück, Göttingen, Grubenhagen, der Harzdistrikt — Kurhessen, mit Ausschluß von Hanau, Fulda, Schmalkalden und Niederkatzenelnbogen — Corvey — Grafschaft Kaunitz-Rittberg — zu dem neuen Königreich geschlagen. Dasselbe enthielt ungefähr 2 Millionen Einwohner.

Napoleon gab dem Lande eine Verfassung (15. November), die von seinem Bruder Hieronymus am 7. December bekannt gemacht wurde. Es sollte eine Reichsversammlung, aus 100 Mitgliedern (70 Grundbesitzern, 15 Gewerbtreibenden, 15 Gelehrten oder sonst verdienten Staatsbürgern) bestehend, über die ihr vom Könige vorgelegten Gesetzesentwürfe berathen. Westphalen trat in den Rheinbund, und stellte ein Kontingent von 25,000 Mann, das für die ersten Jahre auf die Hälfte ermäßigt wurde. Dagegen mußte es die in Magdeburg liegende starke französische Besatzung auf eigene Kosten unterhalten. Am 23. August heirathete der König Hieronymus die Prinzessin Katharina von Würtemberg, Tochter des Königs Friedrich I.

Wie im Herzogthum Warschau, so wurden auch im Königreich Westphalen aus den Staatsdomainen Dotationen für französische Marschälle und Generale, deren Dienste Napoleon belohnen wollte, errichtet. Einige große und wesentliche Verbesserungen wurden unter der französischen Herrschaft in beiden aus dem tilsiter Frieden hervorgegangenen Staaten eingeführt: Aufhebung der Leibeigenschaft — Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz — gleiche Besteuerung.

In Hannover behielt Napoleon ein Provisorium bei, das ihm erlaubte, die Hülfsquellen des Landes übermäßig zu seinen Zwecken anzustrengen. Eine von ihm eingesetzte Exekutivkommission hatte es fast einzig mit Aufbringung der Kriegssteuern zu thun. — Die Hansestädte blieben zwar dem Namen nach noch unabhängig, sahen aber durch die Kontinentalsperre ihren Handel zu Grunde gehen, und mußten während der zweiten Hälfte des Jahres 1807 das Armeekorps Bernadotte's (40,000 Mann) unterhalten.

Der ebenfalls durch den tilsiter Frieden entstandene kleine Freistaat Danzig mit einem Gebiete von 2 Stunden mußte eine Kriegssteuer von

2 Mill. Fr. zahlen. Napoleon hielt daselbst eine zahlreiche Garnison, und hatte Rapp, einen seiner tüchtigsten Generale, zum Gouverneur von Danzig ernannt.

Wenn Süddeutschland von dem Feldzuge von 1805 und später von der übermäßigen Militairmacht, welche die dortigen Rheinbundsfürsten für Frankreichs Dienst aufbringen mußten, litt, so blieb es doch von immerwährenden französischen Truppendurchzügen, Einquartierungslasten, Kriegssteuern und Lieferungen frei. Norddeutschland sah aber Napoleon wie die römischen Prokonsuln eine ihnen übergebene Provinz an, und beutete es auf das Aeußerste aus. Es war daher natürlich, daß die Abneigung gegen ihn und das Verlangen, sich von ihm zu befreien, an der Oder, der Elbe und Weser höher als an der Donau und dem Main stieg.

Napoleon kam nach fast einjähriger Abwesenheit den 27. Julius (1807) in Paris an. Er stand nach dem tilsiter Frieden auf dem Gipfel seines Ruhmes, und galt für unwiderstehlich, ein Zauber, der schon im folgenden Jahre in Spanien gebrochen werden sollte. Indessen war Das, was die Welt besonders blendete, sein Einfluß auf die russische Politik und deren plötzliche Umkehr zu Frankreichs Gunsten, die erste aber immer weiter führende Veranlassung zu seinem späteren Unglück. Napoleon wollte Alexander nur als Mittel gegen England brauchen, dieser sah dagegen eine feindselige Stellung gegen dasselbe gleich Anfangs als eine Nebensache, später als höchst lästig an, und wollte sein Verhältniß zu Napoleon zur Vergrößerung seines eigenen Reiches, zu Eroberungen über Schweden und die Türkei benutzen. Es ward durch diese gegenseitige Täuschung über ihre Zwecke zuletzt ein Bruch zwischen ihnen herbeigeführt, der Napoleon, um sein System nicht fallen zu lassen, zu einem Einfalle in Rußland, in welchem sein Glücksstern unterging, bewog.

Durch den Frieden von Tilsit war dem legitimen Prätendenten, Grafen von Lille (Ludwig XVIII.), sein Aufenthalt in Rußland, nach der Art wie er seine Lage und Stellung auffaßte, unmöglich geworden. Er begab sich von Mietau mit dem Herzoge von Angouleme*) und dessen Gemahlin, einer Tochter Ludwig XVI. und Marie Antoinetten's, zuerst nach Gothenburg, wo er von dem Herzoge von Berry**) empfangen wurde. England bot sich ihm als einzig sichere Freistätte dar. Er wurde auf einem Staatsschiff dahin geführt, und bezog zunächst das Schloß Goßfield-Hall in der Grafschaft Essex, späterhin nahm er seinen Sitz zu

*) Aeltestem Sohne des Grafen von Artois.

**) Zweitem Sohne des Grafen von Artois.

Hartwell. Napoleon ahnte so wenig, daß dieser flüchtige Prinz ihm in der Herrschaft über Frankreich folgen würde, daß er, als ihn Alexander von dem Vorhaben des Prätendenten, Rußland zu verlassen, benachrichtigte, zur Antwort gab, die Sache sei ihm vollkommen gleichgültig. Wenn der Graf von Lille des Aufenthaltes im Auslande überdrüssig sei, so könne er nach Frankreich zurückkehren, wo für seinen und der Seinigen Lebensunterhalt gesorgt werden würde. — Die Zeit, wo der Weltgebieter dem jetzt von ihm so gering geachteten Bruder Ludwig XVI. Platz machen würde, war von ihrer Erfüllung noch kein Jahrzehend entfernt.

---

35. Preußen und Deutschland nach dem tilsiter Frieden.

Durch den tilsiter Frieden war Preußen um 2500 Quadratmeilen und 5 Millionen Einwohner, die Hälfte seines früheren Besitzstandes, gekommen. Dieser Verlust war jedoch weniger drückend als das Schicksal, welches die den Ueberrest des Staates bildenden Bestandtheile eine Reihe von Jahren hindurch, bis zu der Befreiung von dem französischen Joche, zu erdulden hatten. Ungeachtet der Verkleinerung Preußens, schien Napoleon dasselbe immer noch als Hebel zu einer künftigen Erhebung Deutschlands zu fürchten. Er suchte es deshalb zu erschöpfen und auszuhöhlen, damit es entweder in sich selbst zusammenstürzen oder von dem ersten sich erhebenden Sturme niedergerissen werden müsse. Preußen, das, von mangelhaften Einrichtungen gelähmt, und von einer grundsatzlosen Politik in die Irre geführt, bei den Unterhandlungen, seit dem basler Frieden wenig Verständniß für seine eigenen und die europäischen Interessen, und während des letzten Kampfes noch weniger Kraft gezeigt hatte, entwickelte nach dem tilsiter Frieden eine Umsicht in dem Verhältniß zu dem übermächtigen Sieger, und eine Ausdauer in der Abschaffung der bisherigen Mißbräuche, die zu einer inneren Regeneration führten, und zugleich eine äußere Wiederherstellung vorbereiteten. Der Weg, auf welchem es dieses Ziel erreichte, war aber einer der dornenvollsten, auf dem je ein Volk gewandelt hat.

Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, der sich bei Auerstädt ausgezeichnet hatte, und Napoleon vortheilhaft bekannt war, wurde im November 1807 nach Paris gesandt. Er schloß nach fast zehnmonatlichen Unterhandlungen mit dem französischen Minister Champagny eine Kon-

vention ab (8. September 1808), vermöge welcher die preußische Kriegskontribution, welche Daru unterdessen auf 180 Mill. Fr. (30 Mill. Fr. mehr als früher) berechnet hatte, auf 140 Mill. Fr. festgesetzt wurde. Bis zu der Abtragung derselben sollten die drei Oderfestungen: Stettin, Küstrin, Glogau in französischen Händen bleiben, und die betreffenden Garnisonen von Preußen verpflegt werden. Ein geheimer Artikel beschränkte die preußische Armee, während der nächsten zehn Jahre, auf 42,000 Mann. Im November 1808 wurden endlich die bei Preußen gebliebenen Provinzen, nachdem die Kontribution in Wechseln und Verschreibungen, die der Handelsstand der vornehmsten Städte verbürgt hatte, getilgt war, von den fremden Truppen geräumt. Die Franzosen haben nach ihren eigenen Aussagen, vom 1. Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1808 aus den verschiedenen preußischen Landestheilen ungefähr 564 Mill. Fr. gezogen, wobei aber ein großer Theil der Naturallieferungen nicht eingerechnet ist.

Napoleon ließ nicht ab, Preußen zu drücken und zu demüthigen, und jedes Mittel war ihm hierzu recht. Er hatte den König von Sachsen, als Herzog von Warschau, gezwungen, 20 Mill. Fr. in die französischen Kassen zu liefern, und wies ihn, um jenen Ausfall zu decken, in einer zu Bayonne abgeschlossenen Konvention (10. Mai 1808) an, sich des im ehemaligen Südpreußen befindlichen preußischen Staatseigenthums zu bemächtigen. Es blieb aber nicht bei diesem, sondern auch die preußische Seehandlung, die berliner Bank, die Wittwenkasse, das potsdamer Waisenhaus und viele andere Stiftungen wurden ihrer Ländereien und Kapitalien beraubt. Zugleich war es den preußischen Gläubigern fast unmöglich geworden, ihre Forderungen gegen polnische Schuldner geltend zu machen. Diese Ungerechtigkeiten können dem Könige von Sachsen nicht angerechnet werden, der Napoleon's Befehlen und den Maßregeln seiner polnischen Minister sich nicht zu entziehen vermochte. Sein Familienstolz konnte sich vielleicht durch die nominelle Souverainetät über das Herzogthum Warschau, da mehre seiner Vorfahren Könige von Polen gewesen, geschmeichelt fühlen, aber materielle Vortheile waren mit dieser Stellung nicht verbunden.

Statt einer einzigen Militairstraße, wie im tilsiter Frieden ausbedungen, mußte Preußen deren sieben für Frankreichs und seiner Bundesgenossen Truppenzüge unterhalten, eine vertragswidrige Erweiterung des Freistaates Danzig zugeben, und der französischen Besatzung in Magdeburg, zu deren größerer Sicherheit, auf dem rechten Elbufer einen Raum von 2000 Klaftern überlassen. Napoleon wurde jedoch von die-

sen Zugeständnissen nicht befriedigt, und ließ dann und wann Aeußerungen fallen, die auf seine Absicht, Preußen bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit ganz zu vernichten, schließen ließen. Er würde dies, ohne die Rücksicht, welche er eine Zeit lang auf Rußland, und später auf Oesterreich zu nehmen hatte, wahrscheinlich auch versucht haben.

Die preußische Politik hatte damals eine doppelte Aufgabe zu erfüllen: einmal den Staat durch angemessene Reformen zu kräftigen, ihm ein neues Leben einzuhauchen, und dann den Sieger, welcher auch nach dem Frieden immer noch ein Gegner geblieben war, nicht zu reizen, ihm keine Veranlassung zu einem gewaltsamen Einschreiten zu geben. Beiden Forderungen wurde von Friedrich Wilhelm III. unter Mitwirkung einer Anzahl ausgezeichneter Männer, und dem Entgegenkommen des Volkes, mit Kraft und Einsicht genügt.

Das Nothwendigste war, die lange vernachlässigt gewesene Mehrheit der Nation, den Bauernstand, auf eine höhere Stufe zu stellen, und ihn zu einem freien und bewußten Anschluß an das Ganze, während vorher nur ein erzwungener oder gewohnheitlicher stattgefunden, zu veranlassen. Zu dem Ende wurden durch ein Edikt vom 9. Oktober 1807 die Fesseln der persönlichen Abhängigkeit der Dorfbewohner von ihrer Grundherrschaft gelöst, und denselben die Menschen- und Bürgerrechte, welche sie nie hätten verlieren sollen, wiedergegeben. Die Bande der Erbunterthänigkeit, der Dienst- und Loskaufungszwang mit Allem, was dahin gehört, fielen fortan weg, und von den früheren Verpflichtungen wurden nur die anerkannt, welche auf dem Genusse eines Grundstückes oder auf einem bestimmten Abkommen beruhten. Es sollten aber nicht nur die Personen, sondern auch die Besitzungen des Landvolkes frei werden, und es wurden zu diesem Zweck später auszuführende Vorbereitungen getroffen. Demnach kam in Preußen auf friedlichem Wege, durch Einschreiten der Regierung und gegenseitige Verträge der Betheiligten, Das zu Stande, was in Frankreich nur durch die furchtbarsten Erschütterungen erreicht worden war, obgleich allerdings nicht übersehen werden darf, daß, ohne die französische Revolution, eine Maßregel, wie das Edikt vom 9. Oktober, wahrscheinlich noch lange auf sich warten gelassen haben würde.

Der eigentliche Bürgerstand, die Kaufleute und Handwerker, hatten sich bisher ebenfalls in einer dem Wohle des Ganzen, ihrer eigenen Bestimmung, und dem Geiste der Zeit widersprechenden Lage befunden. Während der Zunftzwang den Handel und Kunstfleiß zum Vortheil einiger Berechtigten beschränkte, viele Berufsgenossen von der Aussicht

auf eine selbstständige Thätigkeit ausschloß, und den Wetteifer lähmte, waren die Städte jedes Schattens von korporativen und municipalen Rechten, die zu ihrem Dasein gehören, und denen sie ihre Entstehung verdanken, beraubt worden. Friedrich Wilhelm I. hatte, ein unbedingtes Regieren von Oben her für die Seele des Staates haltend, im Jahre 1719 den städtischen Gemeinden seines Landes alle ihre alten Befugnisse entzogen, und die Leitung ihrer Angelegenheiten, ohne die entfernteste Theilnahme oder Zustimmung von ihrer Seite, königlichen Behörden übertragen. Während die verschiedenen Bestandtheile des Bürgerstandes sich gegenseitig ausschlossen, und unterdrückten, war derselbe, als ein Ganzes, in Abhängigkeit von einem Beamtenthum gerathen, das sich ihm, ungeachtet des verwandten Ursprunges, fremd fühlte, und bis in die geringsten Einzelheiten über alle städtischen Verhältnisse entschied.

Diesem verkehrten Zustande wurde durch die Aufhebung des Zunftzwanges und den Erlaß einer Städteordnung (19. November 1808) ein Ende gemacht. Der Kern der neuen Einrichtung lag in den von der gesammten ansässigen Bürgerschaft gewählten Vertretern derselben, den Stadtverordneten, welche den Magistrat und Bürgermeister, aber immer nur auf eine gewisse Anzahl Jahre hinaus, wählen. Es sollte dadurch dem zu langen Mißbrauche der Amtsgewalt, wenn über den Charakter oder die Befähigung des Gewählten ein Irrthum stattgefunden, vorgebeugt, und durch Neuwahl oder Bestätigung die Bürgerschaft an die Ausübung ihrer Rechte gewöhnt werden. Die Stadtverordneten dienen der Stadt unentgeltlich, und erneuern sich jährlich durch ein ausscheidendes und neu hinzutretendes Drittheil. Sie entwerfen den Stadthaushalt, bewilligen die Ausgaben, und überwachen das städtische Vermögen. Unter den Mitgliedern des Magistrats, der die eigentliche städtische Verwaltungsbehörde bildet, giebt es besoldete und unbesoldete, von denen erstere solche sind, welchen gewisse specielle Funktionen, die eine besondere Vorbildung voraussetzen, übertragen werden. Dem Bürgermeister wird, damit sich immer geeignete Personen zu einer solchen Stellung finden, ein angemessenes Einkommen, und nach beendigter Amtszeit ein Ruhegehalt zugesichert.

Die heilsamen Folgen dieser neuen Einrichtung traten fast schon mit ihrem Entstehen an das Licht. Es regte sich plötzlich in den Städten ein Gemeingeist, selbst ein Parteinehmen, wie es, in den Gränzen der zu lösenden Aufgabe, von jeder freien Bewegung unzertrennlich ist, das vorher Niemand geahnt hatte, und woraus hervorging, daß die

Quelle städtischen Lebens in Preußen nur verschüttet gewesen, aber nicht vertrocknet war.

Von den absolutistischen Staatsformen, deren Grundlage vom siebenzehnten Jahrhundert an das Beamtenwesen und ein stehendes Heer gewesen, war allmälig in der Bevölkerung, in Bezug auf öffentliche Interessen, eine große Verdumpfung und Bewußtlosigkeit herbeigeführt worden. Vornehmlich hatte dies in Deutschland stattgefunden, wo, nach dem Verschwinden der letzten Ueberreste mittelalterlicher Freiheit und ständischer Selbstständigkeit, bei der Theilung in so viele Staaten, und dem Einflusse des Auslandes, der Nationalgeist am Tiefsten gesunken war. Es fehlte daselbst dem staatlichen Leben zuletzt an Allem, was einer Idee ähnlich sehen konnte, und es war in einen bloßen Mechanismus von Befehlen und Gehorchen ausgeartet. Friedrich der Große hatte, durch den Einfluß seiner Thaten und seiner großen Persönlichkeit, Preußen gehoben, und eine seit langer Zeit in keinem deutschen Staate mehr gesehene bewegende Kraft in dasselbe gebracht, zugleich aber die schon vor ihm dagewesenen autokratischen Formen auf die Spitze getrieben. Der, nach ihm, beibehaltene Widerspruch zwischen seinen liberalen Theorien und seiner diktatorischen Praxis rief einen inneren Zwiespalt hervor, der auf die Länge das Bestehen des Ganzen gefährden mußte. Sein System hatte, da es sich äußerlich erhalten, aber innerlich überlebt hatte, die in den Jahren 1806 und 1807 gesehenen Folgen gehabt. Ein Staat, der, ohne volksthümliche Einrichtungen, einzig auf einer zum Theil aus Fremden bestehenden Armee, und einem auf sich selbst gewiesenen, von dem Volke getrennten, Beamtenthum beruhte, war durch den Verlust einer einzigen Schlacht der Auflösung nahe gebracht worden. Demselben eine nationale Basis, und, so weit es der von der Masse erreichte Kulturgrad erlaubte, freisinnige Institutionen zu verleihen, war das Ziel, welches von den Männern, denen die Wiedergeburt Preußens am Herzen lag, mehre Jahre lang unabläßig verfolgt wurde.

Unter diesen ragte durch Charakter und Talent der Minister von Stein hervor, welcher, am 5. Oktober 1807 an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, seine Laufbahn mit der Befreiung des Landvolkes und der Belebung des Städtethums bezeichnete, und seinen Namen in der preußischen Geschichte unsterblich gemacht hat. Wenn die von ihm eingeführten Reformen jetzt natürlich und nothwendig erscheinen, so stellten sie sich in den Kreisen, welche sie damals zum ersten Mal berührten, als neu und außerordentlich dar, und konnten nicht ohne Ueberwindung vieler Hindernisse durchgeführt werden.

Eine der ersten Forderungen, welche sich bei der Neugestaltung des preußischen Staates geltend machten, war die Umformung des Heerwesens, dessen Mängel in dem letzten Kriege so fühlbar geworden waren. Das fremde Söldnerwesen, welches, bei dem Aufhören der ehemaligen Reichsländer*) und der Verringerung der Armee, ohnedies mehr keine Stelle gehabt hätte, ward jetzt auch gesetzlich aufgehoben. Die bewaffnete Macht sollte nur aus Söhnen des Landes bestehen. Es hörte die Bevorrechtung des Adels bei Besetzung der Officiersstellen auf, indem im Frieden der Nachweis allgemeiner und militairischer Kenntnisse, im Kriege Tapferkeit und Umsicht allein Aussicht auf Beförderung gewährten. Die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht führte die Abschaffung der bisherigen entehrenden Manneszucht herbei. Es wurden außerdem eine Menge technischer Reformen in Bezug auf die Einübung, Bewaffnung und Bekleidung des Heeres eingeführt. Scharnhorst, Gneisenau, und mehre andere theoretisch und praktisch gebildete Officiere verstanden es, in das preußische Militairwesen in kurzer Zeit ein ganz neues Leben zu bringen. Da der König und die Prinzen seines Hauses an diesen Veränderungen lebhaften Antheil nahmen, so wurden sie leichter als die in der bürgerlichen Ordnung vorgenommenen Neuerungen bewerkstelligt.

Stein begnügte sich aber nicht mit den von ihm in Preußen angegebenen oder eingeführten Reformen. Er wollte einen ähnlichen Geist über ganz Deutschland verbreiten, und dadurch die Mittel zu einer Befreiung desselben von Napoleon's Herrschaft gewinnen. Da Preußen nach Auflösung des deutschen Reiches und Gründung des Rheinbundes, zu welchem es nicht gehörte, mit dem übrigen Deutschland durch kein politisches Band mehr verknüpft war, so mußte es einen moralischen Einfluß auf dasselbe zu erlangen versuchen, wenn es nicht ganz allein dastehen, und jeder über seinen nächsten Kreis hinausgehenden Wirksamkeit entsagen sollte. Es ward zu dem Ende, unter Stein's Auspicien, in Königsberg ein „sittlich-wissenschaftlicher Verein" gestiftet, der unter dem Namen „Tugendbund" sich bald nachher nicht nur über die preußische Monarchie in ihrer damaligen Gestalt, sondern auch über die früheren Bestandtheile derselben, und über diejenigen deutschen Länder verbreitete, in welchen der Geist des Protestantismus und der freien For-

*) Die meisten preußischen Werbebureaux befanden sich in den Reichsstädten, oder in den Gebieten der kleineren Fürsten, welche diese Rekrutirung ihrer Unterthanen für einen fremden Dienst theils durch ausdrückliche Verträge zugestanden, theils stillschweigend geduldet hatten, obgleich es von Zeit zu Zeit zu Reibungen darüber kam. Oesterreich machte es ebenso.

schung für neue Anschauungen empfänglich machte. Stein, der, mehr als vor und nach ihm preußische Minister, mit seinem Blick ganz Deutschland umfaßte, arbeitete rastlos an der Verwirklichung seiner Ideen, ging aber dabei nicht mit der nöthigen Vorsicht zu Werke. Ein von ihm an den Fürsten von Wittgenstein gerichtetes Schreiben, über geheime Verbindungen in Westphalen und Hessen, welches auf einen Befreiungsplan schließen ließ, war dem Marschall Soult in die Hände gefallen. Napoleon ließ dasselbe im Moniteur abdrucken (8. September 1808), und mit den Worten begleiten: „Man wird den König von Preußen beklagen, eben so ungeschickte als verderbte Minister zu haben." — Bei der damaligen Stellung Preußens zu Frankreich konnte Stein nicht länger Minister bleiben, und reichte am 26. November seine Entlassung ein. Napoleon verlor aber den kühnen Mann auch dann nicht aus den Augen, und erließ im December 1808 von Madrid aus ein Dekret, durch welches Stein für einen öffentlichen Feind erklärt, die Einziehung seiner in Nassau und Westphalen liegenden Besitzungen angeordnet, und er selbst mit Verhaftung, wenn er sich innerhalb der Rheinbundsstaaten betreten lassen sollte, bedroht wurde. Wie Palm's Hinrichtung, so trug auch jetzt Stein's Aechtung zur Vermehrung des gegen Napoleon sich regenden Hasses bei. Stein ging nach Oesterreich, und später nach Rußland, und arbeitete durch seinen und seiner Freunde Einfluß seinem Verfolger nach wie vor entgegen.

Im Junius 1810, achtzehn Monate nach Stein's Abgang, wurde der Minister von Hardenberg, schon mehrmals aus dem Rathe des Königs geschieden, und wieder in denselben zurückgerufen, mit dem Titel „Staatskanzler" an die Spitze der inneren und äußeren Angelegenheiten gestellt. Derselbe stand Stein an Stärke des Charakters und schöpferischem Vermögen nach, war aber gleichwohl der Mann, dessen Preußen damals bedurfte, und der nicht leicht durch einen Anderen hätte ersetzt werden können. Hardenberg war eben so fein, geschmeidig und zögernd, als Stein stürmisch, hartnäckig und herausfordernd, und wußte zwischen seinem Könige und Napoleon, selbst unter den schwierigsten Umständen, ein erträgliches Verhältniß, bis der Bruch unvermeidlich und heilsam geworden, zu erhalten. Zugleich ließ Hardenberg keine von Stein's Ideen ganz fallen, sondern gab ihnen nur in der Ausführung eine mildere Form.

Die Stiftung des Rheinbundes, zu welchem, nach Mecklenburg-Strelitz's (18. Februar), Mecklenburg-Schwerins (21. März) und Oldenburgs (18. Oktober 1808) Beitritt, mit Ausnahme Preußens und

Oesterreichs, ganz Deutschland gehörte, war ein drangvoller Durchgangspunkt, der aber, wenn eine nationale Regeneration aus eigenen Mitteln und innerer Bewegung unmöglich geworden, der Fortsetzung des alten Zustandes vorzuziehen war, und zuletzt zu Napoleon's Sturz, und der Erhebung des deutschen Volkes beigetragen hat. Ein großer Theil der Rheinbundstruppen ging aus solchen ehemaligen Reichsländern hervor, die zur Zeit des siebenjährigen Krieges, durch ihre mangelhaften militärischen Einrichtungen, in den Augen der Welt ein Gegenstand des Spottes gewesen waren. Indem Napoleon seine deutschen Verbündeten zu einer besseren Heereseinrichtung zwang, denselben durch Kämpfe gegen Oesterreich, Rußland, Preußen, Spanien Gelegenheit zur Erwerbung kriegerischer Tüchtigkeit gab, machte er denselben den einstigen Widerstand gegen sich selbst möglich, und bereitete die Erfolge vor, welche Baiern, Würtemberger u. s. w. im Winterfeldzuge von 1814 gegen die Franzosen davon getragen haben. Die Wehrhaftigkeit, welche sich in Preußen aus eigener Kraft erneuerte, ist in den Rheinbundsstaaten durch Napoleon's Beispiel und Einfluß entstanden, hat aber später für ganz Deutschland heilsame Früchte getragen.

Aehnliches kann von den durch Napoleon, in mehren deutschen Gebieten, mittelbar oder unmittelbar angeregten Civilreformen behauptet werden. Durch das Verschwinden einer Menge von kleinen Staaten ward die Zerrissenheit und Verwirrung, welche sich in die öffentlichen Zustände der Deutschen eingeschlichen hatte, wenn auch nicht ganz beseitigt, doch bedeutend vermindert, und einer besseren Zukunft Bahn gebrochen; Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung wurden in Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt u. s. w. auf einer viel geregelteren Fuß, als je früher bestanden, eingerichtet. Das ursprünglich deutsche Institut der Geschwornen, welches aber daselbst seit Jahrhunderten vergessen war, ist in einem Theile Deutschlands zuerst durch die Franzosen wieder eingeführt worden. Die logische Folgerechtigkeit und mathematische Schärfe der französischen Einrichtungen zwang das, inkongruent und disharmonisch gewordene, staatliche Leben der Deutschen zu einer festeren Haltung und Abrundung, und eine solche Zerbröckelung wie früher ist seitdem nicht mehr erschienen. Wenn die Möglichkeit, das deutsche Reich aus sich selbst zu regeneriren, damals vorhanden gewesen wäre, so würde dessen Erhaltung, selbst um den Preis großer Kämpfe und Opfer, jeden anderen Mittel der Erneuerung und Verjüngung der deutschen Nation vorzuziehen gewesen sein. Es scheint aber, daß den Deutschen, als Sühnung für die lange Vernachlässigung ihres Volksthums, für die Abwendung von allen

Oeffentlichen und Allgemeinen, und die ausschließende Hingebung an das Private und Besondere, die demüthigende Abhängigkeit von Frankreich eine Zeit lang unentbehrlich gewesen ist.

In dieser Zeit politischer Ohnmacht kehrte den Deutschen das Gefühl für ihre geistige Eigenthümlichkeit, und für die Vergangenheit ihres Volkes, mit einer früher kaum geahnten Kraft zurück. Die deutschen Regierungen, namentlich die protestantischen, hatten sich von jeher die Pflege der Wissenschaft, und den Schutz der höheren Lehranstalten angelegen sein lassen. Es war aber diese Wissenschaft oft zu sehr todte Gelehrsamkeit, ohne inneres Leben und befruchtenden Einfluß auf die Gegenwart gewesen. Hierin hatte sich seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine glückliche Veränderung zugetragen. Als Folge der von den großen Bildnern der deutschen Litteratur und Gesetzgebern des deutschen Geschmackes ausgegangenen Bewegung, war auch dem oft dürren Boden der Universitäten ein Quell frischer Erkenntniß entsprungen. Die von dem Könige von Preußen in Berlin gestiftete Universität machte in dieser Beziehung Epoche, indem ein dort versammelter Verein von Männern reichen Wissens und seltenen Geistes die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich zog. Es war auch in politischer Beziehung für Preußen wichtig, daß seine Hauptstadt damals die Metropole deutscher Intelligenz wurde. Die lange vernachlässigt gewesenen und fast unbekannt gewordenen Uranfänge der deutschen Nation, der unterscheidende Charakter der germanischen Race, die alten Denkmale ihrer Poesie und Kunst, wurden wieder verstanden und genossen, und dieses aus der Vergangenheit glänzende Licht machte die Gegenwart erträglich, und ließ an der Zukunft nicht verzweifeln. Es ward in den gebildeten Klassen die Ueberzeugung herrschend, daß ein Volk, das so viel Großes geschaffen hatte, und sich demselben wieder mit Liebe zuwandte, unmöglich für immer zu einem unfreien staatlichen Dasein, am Wenigsten aber zur Abhängigkeit von einem fremden Stamme verurtheilt sein konnte.

---

36. Unternehmung der Engländer gegen Dänemark.

Großbrittanien stand nach dem tilsiter Frieden allein im Kampfe gegen das französische Uebergewicht da. Denn wenn auch einige Staaten, wie Schweden und Portugal, mit ihm verbündet waren, und im

Stillen mehre andere Mächte, aus Besorgniß vor Napoleon, sich auf seine Seite neigten, so konnte es doch von nirgends her auf eine bestimmte Hülfe für sich rechnen. Es beschloß aber, in der Ueberzeugung, daß mit dem französischen Kaiser keine aufrichtige Uebereinkunft möglich sei, daß er einen Frieden nur zur Ausdehnung seiner Macht, und zu Vorbereitungen zu einem Angriff auf England anwenden werde, lieber ganz allein gegen ihn im Kriege auszuharren, als eine Annäherung zu versuchen, die nur der Anfang zum Aufgeben seiner Selbstständigkeit, wie bei allen mit Napoleon seither in Verbindung getretenen Staaten, sein konnte.

Die französische Seemacht hatte bei Trafalgar einen schweren Schlag erlitten, aber Napoleon seitdem unablässig an deren Wiederherstellung gearbeitet. Ihm gehörten die beiden größten Kriegshäfen und die reichsten Marineetablissements auf dem Festlande, Toulon und Brest, und er gebot über Cherbourg, Antwerpen, Genua, Ancona, Venedig, Triest. Er besaß, außer den Hülfsmitteln, welche ihm Frankreich zu liefern im Stande war, die jonischen Inseln und das dalmatische Küstenland, beide an Seeleuten und letzteres an Schiffsbauholz reich. Sein Plan war, in allen Häfen unaufhörlich zu rüsten, die Engländer dadurch zu einer Theilung ihrer Flotte zu zwingen, sie zu ermüden, zu erschöpfen, und, wenn sie einen Augenblick lang in ihrer Wachsamkeit nachließen, je nach den Umständen, eine Expedition, mit Landungstruppen an Bord, gegen ihre Küste, nach Aegypten oder selbst nach Ostindien auszusenden. Napoleon verfügte ohnedies schon über Das, was seine Verbündeten, wie Spanien, Neapel, Holland, an Schiffen und Material besaßen. Er wollte jetzt auch Dänemark zum Anschluß bewegen, und ließ es, gleich nach dem tilsiter Frieden, durch Talleyrand in dringenden Ausdrücken zum Eintritt in das gegen England gerichtete Kontinentalsystem auffordern. Er bot dem Kronprinzen Friedrich, welcher im Namen seines geisteskranken Vaters Christian VII. die Regierung führte, französische Truppen, und besonders Artillerie, um die englischen Schiffe von der dänischen Küste fern zu halten, an. Der dänische Hof wäre gern neutral geblieben, aber das Volk neigte sich, in Erinnerung an den Angriff der brittischen Flotte im Jahre 1801, auf französische Seite hin, und war von einer lebhaften Abneigung gegen die Engländer erfüllt. Es ließ sich voraussehen, daß die dänische Regierung zuletzt der öffentlichen Meinung nachgeben, und Napoleon einen neuen Bundesgenossen gegen England gewinnen werde.

Frankreich und Großbrittanien suchten sich in feindseligen Maßregeln gegenseitig zu überbieten. Auf das von Napoleon in Berlin erlassene

Blokadedekret gegen die brittischen Inseln antwortete die englische Regierung mit dem Beschluß, daß jedes neutrale Schiff, welches von einem Hafen Frankreichs oder seiner Verbündeten, oder eines von Franzosen besetzten Landes zu einem anderen der Art fahre, als gute Prise zu behandeln sei. Auf Napoleon's von Warschau aus erlassenen Befehl, die englischen Waaren in den Hansestädten mit Beschlag zu belegen, ließ England eine noch strengere Bewachung der Mündungen der Elbe, Weser und Ems eintreten, und jedes auslaufende Schiff fortnehmen. Es war auf Napoleon's Seite ein Kampf um Herrschaft über Europa, England nicht ausgenommen. Denn er würde, wenn er auf die letzten von Fox an ihn gestellten Friedenseröffnungen des brittischen Kabinets eingegangen wäre, immer noch der mächtigste Monarch des Kontinents geblieben sein. Für England handelte es sich aber um das Dasein selbst. Es war von Napoleon mit gänzlicher Absperrung von allem europäischen Verkehr, von der Newa bis zum Tajo, von Cadix bis Triest, und außerdem möglicher Weise immer noch mit einer Landung bedroht. England hatte nicht, wie die festländischen Mächte, nur den Verlust von Provinzen zu besorgen. Wenn es von Napoleon besiegt wurde, so wäre es mit seiner Verfassung, seiner Seemacht, seinem Handel aus gewesen. Von einer französischen Landung hätte es eine Verwüstung und Zerstörung ohne Gleichen zu besorgen gehabt, da ein Volk von einem feindlichen Einfalle um so mehr leidet, je reicher es ist.

Von der Ansicht ausgehend, daß England sich im Falle der Nothwehr gegen den übermächtigen Gegner befinde, daß es seinen Plänen zuvorkommen, und die, welche sich ihm zuneigten, im Voraus entwaffnen müsse, erlaubte sich das brittische Kabinet, in welchem George Canning und Lord Castlereagh hervorragten, einen schweren Bruch des Völkerrechts, der nur mit dem eisernen Gebot der Selbsterhaltung entschuldigt werden kann. Dänemark besaß unter allen nordischen Mächten die schönste und größte Flotte. Die Möglichkeit, dieselbe zu Napoleon's Verfügung gestellt zu sehen, ward von den englischen Ministern als eine tödtliche Gefahr für ihr Land betrachtet. Man erinnerte sich in London, wie leicht Dänemark im Jahre 1800 der Zumuthung Paul I., sich gegen Großbrittanien zu erklären, nachgegeben hatte, und hegte jetzt in Bezug auf Napoleon dieselbe Besorgniß. England rüstete demnach eine Flotte von 23 Linienschiffen, 9 Fregatten und 500 Transportschiffen mit 22,000 Mann Landungstruppen gegen Dänemark aus. Am 3. August ward diese Macht vor Kronenburg am Eingange des Sundes sichtbar. Der englische Diplomat Jackson begab sich in derselben Zeit nach Kiel zu

dem Kronprinzen von Dänemark mit dem Antrage der englischen Minister, die dänische Flotte, als Unterpfand der Neutralität, an England gegen das Versprechen auszuliefern, dieselbe nach erfolgtem Frieden vollständig wiederzuerhalten. Im Weigerungsfalle wurde mit Zwangsmaßregeln gedroht. Von dem Kronprinzen Friedrich ward diese Forderung mit Unwillen zurückgewiesen. Die dänische Armee stand in Holstein, um ein französisches Korps, welches unter Bernadotte die Hansestädte besetzt hatte, zu beobachten. Man glaubte aber in England an keinen Widerstand der Dänen gegen die Franzosen, sondern vielmehr, daß beide gemeinschaftliche Sache machen würden.

Kopenhagen und die Inseln waren von Truppen entblößt. Aber das Volk erhob sich überall in Masse, zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Die Wälle der Hauptstadt wurden mit schwerem Geschütz besetzt. Dreißig Blockschiffe, schwimmende Batterien und Kanonierböte mit 3000 Freiwilligen an Bord sollten die Stadt von der Seeseite her vertheidigen. Der Hafen wurde durch Versenkung von Schiffen gesperrt. Am 16. August landeten aber die Engländer unter Lord Cathcart mit überlegener Macht, und sprengten die dänischen Milizen nach einem hartnäckigen Widerstande auseinander. Am 2. September eröffnete die englische Flotte unter Admiral Gambier ein so furchtbares Feuer gegen Kopenhagen, daß nach zwei Tagen 25 Straßen mit 400 Häusern in einen Schutthaufen verwandelt waren. Da brach endlich der Muth der Dänen und es kam am 7. September eine Kapitulation zu Stande. Die gesammte dänische Flotte, 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Brigs, 25 Kanonierböte wurden den Engländern, aber diesmal nicht zu bloßer Verwahrung, sondern als Siegesbeute, übergeben. Die Engländer hielten die Festung und den Holm sechs Wochen lang bis zur Wegführung der Flotte und ihres Materials besetzt.

Diese Gewaltthat der englischen Regierung, welche im eigenen Parlament und Volk hier und da scharfem Tadel begegnete, erregte bei den Dänen einen leidenschaftlichen Haß gegen die, welche sie verübt hatten, in Frankreich verdoppelte Anklagen gegen die Treulosigkeit der brittischen Politik und in ganz Europa Erstaunen. Die große Gefahr, welche für England aus einem nicht unwahrscheinlichen Bunde zwischen Dänemark und Frankreich und der Vereinigung der dänischen mit der französischen Flotte entstehen konnte, ward von der öffentlichen Meinung unbeachtet gelassen, und der Zug der Engländer gegen Kopenhagen für eines der algierischen und tunesischen Seeräuber würdiges Unternehmen erklärt.

Die nächste Folge der Wegnahme der dänischen Flotte war die zwischen Frankreich und Dänemark am 31. Oktober (1807) zu Fontainebleau abgeschlossene Allianz, die Besetzung Seelands, Fühnens und Langelands durch Franzosen und deren Bundesgenossen, um Dänemark gegen England zu vertheidigen, und bei Gelegenheit auch von da aus Schweden anzugreifen. Alexander I. hatte, in Gemäßheit der in Tilsit getroffenen Verabredungen, in London seine Vermittelung zur Beilegung des Krieges zwischen England und Frankreich angeboten. Das brittische Ministerium war aber auf diesen Antrag nicht eingegangen. Von dem Fehlschlagen der Unterhandlung ohnedies gereizt, benutzte der russische Kaiser den zwischen Dänemark und England eingetretenen Bruch, um an letzteres Krieg zu erklären (7. November) und demselben seine Häfen zu verschließen. Am 1. December verbot auch die preußische Regierung ihren Unterthanen alle Handelsverbindungen mit England. Oesterreich, dem endlich Braunau von den Franzosen zurückgegeben worden (10. Oktober), machte einen Versuch, den Streit zwischen England und Frankreich beizulegen, rief, da das brittische Kabinet ablehnend antwortete, seinen Botschafter aus London ab, und trat am 18. Februar (1808) dem französischen Kontinentalsystem bei. Napoleon sah im Anfange des Jahres 1808 alle seine Wünsche erfüllt, und stand als der Schiedsrichter Europa's da. Es waren dies aber die letzten ungetrübten Strahlen seines Glückssterns. Die Zeit war nahe gekommen, wo er, durch eine Treulosigkeit und Willkühr ohne Gleichen, auf der pyrenäischen Halbinsel einen großen volksthümlichen Widerstand gegen sich erregen, und seine Macht die ersten tiefen Wunden erhalten sollte.

---

87. Eroberung Finnlands durch die Russen und Entthronung des Königs Gustav IV. Adolph.

In einer Zeit, in welcher Napoleon's Einfluß sich über den ganzen Kontinent erstreckte, die Schweden zunächst gelegenen Staaten, Rußland und Dänemark, sich ihm anschlossen, Preußen seinem Willen folgen mußte, setzte Gustav IV. Adolph der Gewalt der Umstände einen unbeugsamen Starrsinn entgegen, und hielt an den früher von ihm gefaßten Entschlüssen hartnäckig fest. Zuletzt allein dastehend, denn von dem fern liegenden und sonst so vielfach in Anspruch genommenen England konnte

ihm gegen die ihn von Außen und Innen bedrohenden Gefahren keine wirksame Hülfe zukommen, wollte er die Feindseligkeiten gegen Frankreich auf eigene Hand fortsetzen. Die Folgewidrigkeit in allen Handlungen dieses Königs, seine gänzliche Verkennung der Personen und Zustände läßt vermuthen, daß er nicht immer im vollen Besitz seiner moralischen Kräfte gewesen ist. Eine vernachlässigte Erziehung und die frühe Gewöhnung an Willkühr mag die in ihn von der Natur gelegten übeln Keime zu der Höhe, auf welcher sie in den letzten Jahren seiner Regierung erscheinen, ausgebildet haben.

Nachdem Gustav IV. Adolph im Frühling 1806 sich, wegen Hannovers und Lauenburgs, mit Preußen in Streitigkeiten verwickelt hatte, kehrte er in dem Augenblick, als der Kampf gegen Frankreich ausbrach, nach Schweden zurück. Während der Zeit, wo die französische Armee sich, in Folge der Schlacht von Eylau, in einer bedrängten Lage befand, und eine Diversion von Pommern her von Bedeutung werden konnte, war die schwedische Kriegsmacht daselbst so schwach, daß von dem General von Essen, welcher sie befehligte, mit dem Marschall Mortier ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde (18. April 1807). Napoleon, bei dem die Staatskunst diesmal über persönliche Anreizungen den Sieg davon trug, zeigte sich gegen Gustav IV. Adolph, bei dem er eine ähnliche Stimmung voraussetzte, ungewöhnlich versöhnlich. Da Schweden, seiner Lage und Geschichte nach, der natürliche Gegner Rußlands ist, so glaubte der französische Kaiser, daß dieses Verhältniß von dem Nachfolger Karl XII. nicht ganz verkannt werden würde, und ließ ihm zu der Wiedereroberung der ehemals schwedischen Provinzen ein Bündniß antragen. Gustav IV. Adolph beharrte, politischen Berechnungen und Rücksichten unzugänglich, nicht nur auf seiner Meinung von der Unrechtmäßigkeit der damaligen französischen Regierung, sondern hielt sich auch für berufen, den legitimen Prätendenten wieder in seine Rechte einzusetzen. Er kündigte plötzlich den von Essen mit Mortier eingegangenen Waffenstillstand auf, verwarf den ihm von dem Könige von Preußen nach dem tilsiter Frieden gegebenen Rath zu einer Aussöhnung mit Napoleon, und mußte, von der französischen Uebermacht überall gedrängt, nach Schweden zurückkehren und seine deutschen Besitzungen aufgeben. Stralsund wurde am 20. August (1807) und die Insel Rügen am 7. September von den Franzosen besetzt.

Mit der Feindseligkeit gegen Napoleon noch nicht zufrieden, überwarf sich Gustav IV. Adolph auch mit Rußland, indem er, wie früher den Schwarzen Adlerorden an Friedrich Wilhelm III., so jetzt den

St. Andreasorden an Alexander I., weil er an Napoleon verliehen worden, zurückschickte. Napoleon hatte bei den Verabredungen in Tilsit die Eroberungslust des Kaisers von Rußland gegen Schweden und die Türkei hervorgerufen oder wenigstens genährt und ihn auf Finnland, als eine sich leicht zu bemächtigende Beute, aufmerksam gemacht. Demnach brach im Februar 1808 ein russisches Heer unter Buxhöwden, ohne vorangegangene Kriegserklärung, in Finnland ein. Der König von Schweden, unter dessen Regierung die Armee überhaupt vernachlässigt worden, hatte diese große und wichtige Provinz ohne hinreichende Vertheidigungsmittel gelassen. Dem auswärtigen Angriffe gesellte sich Verrath im Innern zu. Die Festung Sweaborg, das nordische Gibraltar, wurde mit der im Hafen liegenden Scheerenflotte von 94 Kriegsfahrzeugen durch den Viceadmiral Kronstädt, der bald nachher in russische Dienste trat, an den Feind übergeben. Ein Manifest des Kaisers Alexander erklärte jetzt Finnland mit dem russischen Reiche vereinigt und legte den Einwohnern die Pflicht der Huldigung auf. Gustav IV. Adolph ließ, hierüber empört, den russischen Gesandten Alopäus in Stockholm verhaften, wodurch er aber seine Sache nur verschlimmerte, indem die Russen ihr ferneres Verhalten mit dieser Gewaltthat beschönigen konnten.

Zu derselben Zeit, wie mit Rußland, war Schweden auch mit Dänemark in Krieg gerathen. Den Vorwand dazu mußte Gustav IV. Adolph Bündniß mit England, dem Feinde Dänemarks, abgeben. Der Kronprinz Friedrich, welcher bald nachher (13. März 1808) unter dem Namen Friedrich VI. König wurde, wollte seine Freundschaft mit Napoleon dazu benutzen, um sich, wie Alexander Finnlands, so der Provinz Schonen, die schon früher einmal von den Dänen erobert worden, zu bemächtigen. Eine französische Armee, zu der ein spanisches *), Napoleon überlassenes, Korps unter dem Marquis della Romana gehörte, rückte unter Bernadotte's Oberbefehl in Dänemark ein, um nach Schonen übergesetzt zu werden. Da aber unterdessen die Volkserhebung der Spanier gegen Napoleon ausgebrochen war, und della Romana mit dem größten Theile seiner Truppen, von einer englischen Flotte aufgenommen, zu entweichen Gelegenheit gefunden hatte (10. August 1808), so wurde die Unternehmung gegen Schonen vereitelt.

Des Königs von Schweden Verhalten ward immer zweckwidriger

*) Napoleon hatte, um die spanische Kriegsmacht im Innern des Landes zu schwächen, zuerst die Absendung dieser Truppen nach dem Königreich Hetrurien und von da nach dem Norden veranlaßt.

und widerspruchsvoller. Anstatt die Armee in Finnland zu verstärken, wo der schwedische General Klingsporn, von dem tapferen Widerstande der Eingebornen gegen die Russen unterstützt, über dieselben im Vortheil war, schickte Gustav IV. Adolph ein Korps gegen Norwegen, von woher er nichts zu fürchten hatte, ab, das schlecht geführt und zurückgeschlagen wurde. Die Russen blieben zuletzt der schwachen schwedischen Streitmacht gegenüber Sieger, und Finnland war im Herbst 1808 für Schweden ohne Rückkehr verloren. Dem Könige raubten diese Unfälle alle Besonnenheit. Er machte die Generale und Officiere für das Unglück seiner Waffen, an welchem seine Anordnungen einzig Schuld waren, verantwortlich, entließ eine Menge von ihnen, löste einen Theil der Garderegimenter gänzlich auf und ließ den anderen, so als wenn sie sich entehrt hätten, ihre Fahnen nehmen. Dadurch verletzte er den schwedischen Adel auf das Tiefste, der überhaupt nie ultramonarchisch gesinnt gewesen war, und gab ihm den Vorwand, sich gegen ihn zu erklären, an die Hand.

Selbst mit England, seinem einzigen Bundesgenossen, gerieth er in Streit, als ihm ein brittisches Korps von 10,000 Mann, unter dem General Moore, dessen Ankunft er dringend begehrt hatte, im Junius 1808 zu Hülfe geschickt wurde. Weil dasselbe nicht unbedingt zu seiner Verfügung gestellt worden, wollte er die Ausschiffung hindern und sogar den General Moore bei seiner Ankunft in Stockholm verhaften lassen. Das englische Kabinet bewies große Geduld mit diesem Könige, theilte ihm die nach dem erfurter Kongreß von Alexander und Napoleon eingegangenen Friedensanträge mit, und suchte ihn zur Aussöhnung mit Rußland und Dänemark zu stimmen. Er antwortete darauf mit dem Befehl, sich aller in schwedischen Häfen befindlichen englischen Handelsschiffe zu bemächtigen, und den an der Küste kreuzenden Kriegsschiffen keine Lootsen verabfolgen zu lassen. Plötzlich kehrte er sich nach einer anderen Seite hin, und wollte sich Dänemark nähern, wovon er jedoch wieder abkam. Ein neuer Subsidienvertrag ward mit England geschlossen, das jedoch auf das Verlangen des Königs von Schweden, ihm zur Wiedereroberung Finnlands behülflich zu sein, und auf seinen Plan einer bourbonischen Restauration in Frankreich, nicht einging. Diese Weigerung würde wahrscheinlich neue Wendungen im Verhalten Gustav IV. Adolph herbeigeführt haben, als eine Adelsverschwörung seiner Regierung ein Ende machte.

Die Unordnung und Verwirrung in den inneren Verhältnissen Schwedens, die gegen das Ausland erlittenen Unfälle und Demüthigungen, welche nur der Kopflosigkeit, der Willkühr und einer bis zu geistiger

Störung gehenden Launenhaftigkeit des Königs zugeschrieben werden konnten, hatten die Langmuth der schwedischen Nation erschöpft. Von dem Adel war Gustav IV. Adolph nie hoch gehalten worden, das Volk hatte aber früher an dem Anblick seiner häuslichen Tugenden Gefallen gefunden. Dieser persönliche Eindruck war aber von dem Bilde, welches die Leiden des Landes gewährten, ausgelöscht worden. In allen Ständen hatte sich zuletzt die Ueberzeugung verbreitet, daß eine längere Regierung der Art nicht nur Schwedens Glück untergraben, sondern dasselbe auch um seine Unabhängigkeit bringen und es zum Spielball anderer Nationen machen werde.

Es entstand eine Verschwörung unter den Großen der Hauptstadt, und in den beiden gegen Russen und Dänen kämpfenden Heeren. Am 7. März verließen die gegen Norwegen bestimmten Truppen ihre Standquartiere, und rückten unter General Adlersparre's Führung gegen Stockholm. Als der König, welcher sich in dem Schlosse Haga befand, von dieser Bewegung Nachricht erhielt, kehrte er nach der Hauptstadt zurück, um den Aufständischen entgegen zu ziehen. Um sich zum Kampfe zu rüsten, verlangte er von dem Vorstande der Reichsbank einen Vorschuß von 2 Millionen Thalern, und drohte, sich dieser Summe, als sie ihm verweigert wurde, mit Gewalt zu bemächtigen. Jetzt glaubten die Verschworenen nicht länger zögern zu dürfen. Am Morgen des 13. März begaben sich die Generale Adlerkreuz und Klingsporn, letzterer hatte sich gegen die Russen ausgezeichnet, zu dem Könige, um ihm Vorstellungen über seine Regierung zu machen, und ihn zur Annahme einer weiseren Politik zu veranlassen. Er antwortete in hochfahrendem Tone, und überhäufte Adlerkreuz mit Vorwürfen und Beleidigungen. Derselbe entfernte sich, kehrte aber, von dem Hofmarschall Silbersparre und fünf Adjutanten begleitet, bald wieder zurück. Adlerkreuz erklärte jetzt dem Könige, daß er ihn im Namen der Nation verhaften müsse. Gustav IV. Adolph zog den Degen, und wollte sich vertheidigen, ward aber überwältigt und entwaffnet. Bald eilten neue Verschworene, aber auch einige treue Diener des Königs herbei. Es gelang diesem, während seine Anhänger und Gegner mit einander rangen, aus dem Gemache zu entkommen. Er wollte die Treppe hinab nach der Schloßwache eilen, ward aber ergriffen und zurückgebracht. Er befand sich im Zustande äußerster Gereiztheit, die aber bald einer eben so großen Erschöpfung Platz machte. Von dem Augenblick an gab er jeden Gedanken an Widerstand auf.

Schon am Nachmittage erließ der Herzog von Südermanland,

Oheim und früher Vormund Gustav IV. Adolph, eine Proklamation an das Volk, in welcher er erklärte, als ältester mündiger Prinz die Regierung, da sein Neffe an deren Führung gehindert sei, übernehmen zu wollen. In der Nacht wurde der gefangene König nach Drottningholm und später von da nach Gripsholm abgeführt, und ein Reichstag ausgeschrieben. Weder in der Armee noch in der Hauptstadt hatte sich eine Bewegung zu Gunsten Gustav IV. Adolph erhoben. Noch ehe der Reichstag zusammengetreten, erklärte der König in einer eigenhändig von ihm aufgesetzten Urkunde (29. März), daß er sich zur Fortsetzung seines Berufes für unfähig erachte, dem Throne entsage und den Ueberrest seiner Tage (er war erst ein und dreißig Jahre alt) im Privatstande zubringen wolle.

Das Natürlichste wäre gewesen, die Krone auf den Sohn des letzten Königs, unter der Regentschaft des Herzoges von Südermanland, übergehen zu lassen. Aber die Urheber der Revolution fürchteten, einst der Rache des jungen Prinzen für das an seinem Vater begangene Unrecht ausgesetzt zu sein, und waren einer Anerkennung desselben entgegen. Das Volk hegte keine Anhänglichkeit gegen die, übrigens auf dem schwedischen Throne sehr junge, holstein-gottorpsche Dynastie. Der Einfluß des Adels drang deshalb durch, und am 19. Mai (1809) sprach der Reichstag die Ausschließung Gustav IV. Adolph, sammt seinen Erben in absteigender Linie, für ewige Zeiten, einstimmig aus. Am 5. Junius ward der Herzog von Südermanland, unter dem Namen Karl XIII., zum Könige ausgerufen.

Da der neue König kinderlos und bejahrt war, so wurde ein junger, hoffnungsvoller Prinz, Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, zu seinem Nachfolger erwählt, obgleich er noch vor Kurzem die dänische Armee in Norwegen gegen die Schweden befehligt hatte. Karl XIII. glaubte, auf Napoleon's Verwendung, dessen Schutz er sich empfohlen hatte, von Rußland einen billigen Frieden erlangen zu können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Alexander I. hatte anfänglich die neue Regierung nicht anerkennen wollen, und den Krieg, einen von seinen Generalen, nach Gustav IV. Adolph Sturz, eingegangenen Waffenstillstand verwerfend, zu Schwedens großem Nachtheil fortgesetzt. Dieses mußte sich endlich im Frieden zu Friedrichshamm (17. September 1809) zur Abtretung Finnlands, Westbothniens bis zum Fluß Tornea, und eines Theiles der Alandsinseln verstehen. Der Verlust Finnlands war für Schweden um so empfindlicher, da diese Provinz an dem alten Verbande mit der schwedischen Krone und Nation immer sehr gehangen,

und die Bevölkerung sich gegen die Russen, so lange sie auf Schwedens Unterstützung rechnen konnte, mit Begeisterung geschlagen hatte. Der Vertrag von Jönköping (10. December 1809) machte dem Kriege zwischen Dänemark und Schweden ein Ende, bei welchem beide Mächte weder verloren noch gewonnen, die unnütz verschwendeten Kriegskosten ausgenommen. Am 6. Januar 1810 erhielt Schweden seinen Antheil an Pommern zurück. Aber die Einkünfte dieser Provinz waren, da Napoleon, während der französischen Besitznahme, einen großen Theil der Domainen zu Dotationen an seine Marschälle verwandt hatte, um Vieles geringer geworden.

Gustav IV. Adolph ward im Laufe des Jahres 1809 seiner Haft entlassen, und nahm im Auslande den Titel Graf von Gottorp an. Er lebte abwechselnd in Deutschland und der Schweiz, und schien von dem harten Schicksale, welches ihn getroffen hatte, wenig berührt zu werden. Er sehnte sich weder nach seiner früheren Größe zurück, noch gab er über die verkehrten Maßregeln, welche ihn derselben beraubt hatten, je Reue zu erkennen. Seine oft unerklärbaren Launen blieben, nur in veränderter Form, im Privatstande dieselben, wie auf dem Throne. Er trennte sich von seiner Gemahlin, die nichts gegen ihn verschuldet hatte, schickte ihr sogar den Trauring zurück*) und sah sich zuletzt von aller Welt verlassen und gemieden.

Der Thronfolger Christian August starb (28. Mai 1810) im blühendsten Alter, plötzlich bei einer Truppenbesichtigung, so daß der Verdacht entstand, er sei von einer, seiner Erhebung feindlichen Partei durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Bei der Beerdigung des Prinzen wurde der Graf Axel Fersen**), der als Marschall den Trauerzug anführte, und für einen geheimen Gegner Christian August's galt, von dem stockholmer Volke, das ihm dessen Tod Schuld gab, unter grausamen Mißhandlungen ermordet. Karl XIII. adoptirte hierauf (21. August 1810) den Marschall Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, der durch seine menschenfreundliche Behandlung schwedischer Kriegsgefangenen im

*) Gustav IV. Adolph nahm später beim wiener Kongreß, obwohl vergeblich, den schwedischen Thron für seinen Sohn in Anspruch. Er starb am 7. Februar 1837 zu St. Gallen in der Schweiz, in freiwilliger Dürftigkeit, da er weder die ihm von Schweden ausgesetzte Pension, noch Unterstützung von seinen Verwandten, annehmen wollte, und stellte ein seltsames Gemisch von einigen edlen und vielen verkehrten Zügen des Charakters dar.

**) Es war dies derselbe Fersen, der sich an dem unglücklichen Fluchtversuch Ludwig XVI. und Maria Antoinette's im Jahre 1791 betheiligt hatte.

Jahre 1806 in Schweden eines besonderen Rufes genoß. Bernadotte fing, da er unter allen französischen Marschällen am Meisten staatsmännische Befähigung besaß, bald nach seiner Ankunft in Schweden in die Regierungsverhältnisse einzugreifen an, und trat erst im Stillen und später immer öffentlicher als ein Gegner Napoleon's auf.

---

38. Thronrevolution in Konstantinopel. — Russisch-englischer Krieg gegen die Pforte.

Das türkische Reich war, seitdem es aufgehört hatte, Europa gefährlich zu sein, für die großen Mächte ein Gegenstand der Eifersucht in ihren Verhältnissen zu einander geworden. Die Türkei nahm in der fast wiederkehrenden Frage über das europäische Gleichgewicht, ohne daß sie sich selbst darum bekümmerte, eine bedeutende Stelle ein. England und Frankreich wachten über deren Unabhängigkeit, weil ihre Auflösung oder zu große Schwächung nur Rußland zu Statten gekommen wäre. Oesterreich war der Pforte, weil es an seiner ausgedehnten Südgränze an derselben einen bequemeren Nachbar, als eine andere Macht gewesen sein würde, gefunden hatte, ebenfalls geneigt. Preußen hatte sich, seit Friedrich dem Großen, in der Ueberzeugung, daß es durch eine Theilung des türkischen Reiches gegen Rußland und Oesterreich in Nachtheil versetzt werden würde, an der Erhaltung desselben durch Verträge und selbst durch Kriegsdrohungen betheiligt. Aber Rußland, seitdem es in sich erstarkt war, auf Eroberungen gegen die Nachbarstaaten ausgehend, glaubte in dem Vordringen nach der Donau die Mahnung seines Genius zu erkennen, der ihm den Besitz Konstantinopels als den Anfang zu einer vermeintlichen Weltherrschaft vorspiegelte.

In der inneren Organisation des türkischen Reiches war, während sich in Europa, seit Einführung der stehenden Heere, Alles umgewandelt hatte, keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Der Sultan galt, nach wie vor, für den obersten Besitzer alles liegenden Eigenthums und den unumschränkten Gebieter über das Leben seiner Unterthanen. Die Pascha's waren temporäre Despoten und schalteten in den Provinzen nach Belieben, unter dem stillschweigenden Vorbehalt von Seiten des Divans, ihnen die erpreßten Schätze bei Gelegenheit zu Gunsten des Sultans wiederabzunehmen. Der Mufti und die Ulema's wachten, auf

die Nationalmiliz der Janitscharen gestützt, über die Beobachtung des religiösen und bürgerlichen Gesetzes. Die zahlreiche nicht muselmänische Bevölkerung schien nur dazu da zu sein, um die Türken in ihrem Fanatismus, durch den Anblick Andersgläubiger in ihrer Mitte, zu bestärken, und die Erinnerung an die Eroberung lebendig zu erhalten. Die gewöhnliche muselmanische Menge stellte sich die christlichen Nationen ungefähr so, wie die dem Sultan unterworfenen Rajahs, vor. Es war in der Türkei, wie einst im west- und oströmischen Reiche, allmälig Alles schwächer, aber eigentlich nichts anders geworden.

Aber von den großen und unaufhörlichen Niederlagen und Ländervelusten, welche die Pforte seit Peter dem Großen, besonders aber unter Katharina II., erlitten hatte, war die Aufmerksamkeit einiger türkischen Großen auf die Mängel ihrer Kriegsverfassung gerichtet worden. An anderweitige Verbesserungen konnte, bei der Fortdauer der Gesetzgebung des Korans, nicht gedacht werden. Da die Türken schon im fünfzehnten Jahrhundert die von den Europäern, in Betreff der Feuerwaffen und der Befestigungskunde, gemachten Erfindungen angenommen hatten, so schien es einigen helleren Köpfen unter ihnen natürlich, auch die europäische Taktik und namentlich das Institut der permanenten Armeen nachzuahmen. Sultan Selim III., der seit 1789 die Osmanen beherrschte, war anfänglich auf dem vorgefundenen Wege stehen geblieben, aber nach und nach durch Mittheilung und Nachdenken zu den europäischen Militaireinrichtungen hingezogen worden. Ein rein persönlicher Grund hatte ihn in diesem Gedanken an Neuerung bestärkt. In seiner Jugend war ihm durch einen Gifttrank die Möglichkeit, Nachkommen zu erhalten, genommen worden, und ein altes Gesetz, auf welches die Ulema's und Janitscharen hielten, erklärte einen kinderlosen Sultan des Throns für unwürdig. Selim hatte deshalb früh daran gedacht, sich ein von der Nationalmiliz unabhängiges Heer zu bilden. Er war in Verfolgung dieses Planes eine Zeit lang ungehindert fortgeschritten und seine auf europäischen Fuß eingeübten Truppen (Seymens genannt) hatten im zweiten Koalitionskriege gegen Frankreich an der Seite von Russen, Engländern und Oesterreichern, bei Ancona, Neapel u. s. w., mitgewirkt. Die Janitscharen betrachteten die Seymens, von welchen sie entbehrlich gemacht werden sollten, mit tiefem Mißfallen, ließen sich jedoch von denselben eine Zeit lang einschüchtern. Besondere Unzufriedenheit erregte unter den altgläubigen Türken die Auszeichnung, mit welcher Selim, der sich immer mehr den europäischen Ideen zuneigte, den General Seba-

Riani, welchen Napoleon im Jahre 1806 als Botschafter nach Konstantinopel geschickt hatte, behandelte und dessen Rath benutzte.

Die Pforte war später als manche andere Mächte, aber zuletzt ebenfalls von Napoleon's ununterbrochenem Kriegsglück geblendet worden, und von ihrer seit der Expedition nach Aegypten beobachteten antifranzösischen Politik zurückgekommen. Gegen Ende des Jahres 1806 hatte sie ihren Bund mit England und Rußland gelöst, und für Frankreich Partei genommen. Alexander I., diesen Wechsel als eine feindselige Handlung betrachtend, und schon vorher mit dem Sultan über die Stellung und Einrichtung der Donaufürstenthümer in Zwist gerathen, ließ seine Truppen den Pruth überschreiten. Von der Pforte ward hierauf Krieg an Rußland erklärt. England, das überall den französischen Einfluß bekämpfte, machte auch in diesem Falle mit Rußland gemeinschaftliche Sache. Der brittische Gesandte Arburthnot verließ Konstantinopel und am 19. Februar (1807) segelte Admiral Duckworth mit 9 Linienschiffen, 3 Fregatten und einer Anzahl Bombenfahrzeugen, unter Begünstigung eines starken Windes, ohne Verlust durch die Dardanellen. Das Feuer der Dardanellenschlösser ward bald zum Schweigen gebracht und Sir Sidney Smith steckte ein türkisches Geschwader von 1 Linienschiffe und 9 Fregatten bei Gallipoli in Brand. Am 20. Februar Abends lag die englische Flotte im Angesicht von Konstantinopel, bei den Prinzeninseln, vor Anker. Aber der Augenblick größeren Erfolges ward von den Engländern über fruchtlosen Unterhandlungen versäumt. Von Sebastiani und den ihn begleitenden französischen Officieren wurden die Dardanellenschlösser schnell in besseren Vertheidigungsstand gesetzt, und mit Hülfe des herbeiströmenden Volkes Batterien an den Küsten angelegt. Admiral Duckworth mußte der Absicht entsagen, gegen den Divan Zwangsmaßregeln auszuüben, und an die Rückfahrt in das Mittelmeer denken, welche er mit Verlust einiger Schiffe am 3. März bewerkstelligte.

Diese verfehlte Unternehmung der englischen Flotte gegen Konstantinopel fachte den Hochmuth der Janitscharen im höchsten Grade an. Sie überredeten sich, daß ihnen weder Engländer noch Franzosen widerstehen könnten. Die Anerkennung, welche Sebastiani bei dem Sultan für die geleisteten Dienste fand, regte den Fanatismus der altgläubigen Partei auf. Die Gährung kam zum Ausbruch, als Selim III., an einem Freitage, nach dem Besuche der großen Moschee, von Seymens, unter denen sich auch Griechen befanden, begleitet, Sebastiani das große Band der Ehrenlegion, welches ihm Napoleon übersandt hatte, öffentlich umhing.

Dieses Verhalten wurde für eine Erniedrigung der Würde des Nachfolgers der Kalifen, und einen Verrath am Islam angesehen. Am 29. Mai (1807) erhoben sich die Janitscharen, während Sebastiani wegen Besichtigung der Dardanellenschlösser von Konstantinopel abwesend war, und verlangten, unter Zustimmung des Mufti und der Ulema's, die Absetzung des Sultans, der ihnen außerdem, wegen seiner Kinderlosigkeit, vom Himmel verworfen zu sein schien. Selim, der einsichtsvoll, aber schwach war, suchte sie durch Zurücknahme der von ihm eingeführten Neuerungen, und Hinrichtung der Minister, welche zu ihm gehalten hatten, zu besänftigen. Da dies vergeblich war, begab er sich in den Theil des Harems, in welchem nach einem alten Brauche die nicht regierenden Mitglieder der kaiserlichen Familie eingeschlossen waren, und zog daraus seinen Neffen Mustapha, den er zum Sultan erklärte, hervor. Hiervon befriedigt, ließen die Aufständischen Selim am Leben. Mustapha, unter den Sultanen dieses Namens der Vierte, zog noch an demselben Tage, um sich dem Volke zu zeigen, nach der großen Moschee und wurde einige Wochen später mit dem Säbel Mahomet's, was die Krönungsceremonie der Türken ist, feierlich umgürtet.

Mustapha IV. trat, um sich zu erhalten, ganz aus dem von seinem Vorgänger gelegten Gleise heraus. Er erklärte die Absetzung Selim's für rechtmäßig, räumte den Janitscharen die Befugniß ein, jedem Sultan, der sich von der hergebrachten Verfassung entfernen würde, den Gehorsam aufzukündigen, und seine Minister mit dem Tode zu bestrafen. Unterdessen schien aber das türkische Reich seiner Auflösung entgegenzugehen. Die Pascha's schickten keinen Tribut an die Pforte mehr ein, und bekriegten sich unter einander. Die Janitscharen plünderten überall, Aegypten ward von den Engländern bedroht, Arabien von den Wechabiten erobert, und die Donaufürstenthümer befanden sich in der Gewalt der Russen. Am 1. Julius (1807) wurde eine türkische Flotte von 10 Linienschiffen von russischen Brandern bei der Insel Tenedos zerstört. Endlich kam in Folge des tilsiter Friedens durch französische Vermittelung zwischen den russischen und türkischen Heerführern in Slobosia (24. August 1807) eine Waffenruhe zu Stande, welche den Türken erlaubte, sich von dem erlittenen Kriegsunglück wieder zu erholen, aber in Alexander I. Absichten auf die Moldau und Wallachei keine Veränderung hervorbrachte.

Die Gährung und der Parteistreit war aber im türkischen Reiche zu heftig entbrannt, um dem neuen Sultan eine friedliche Regierung zu versprechen. Während der zwischen Russen und Türken an der Donau

eingetretenen Waffenruhe brach Mustapha Bairaktar *), Pascha von Rustschuk, ein Anhänger Selim III. und dessen Reformen, mit 18,000 Mann gegen Konstantinopel auf (Julius 1808), wo er von Mustapha IV. die Zurückgabe des Thrones an dessen Vorgänger verlangte. Unglücklicher Weise ward dem Sultan eine Stunde Bedenkzeit eingeräumt, die dieser dazu anwandte, um seinen Oheim ermorden zu lassen. Als Bairaktar gegen das Serail anrückte, ward ihm Selim's Leiche über die Mauer zugeworfen. Er drang mit stürmender Hand ein, entsetzte den Sultan, machte dessen Rathgeber nieder, und rief den jüngeren Bruder Mustapha IV., den Prinzen Mahmud, zum Sultan aus.

Bairaktar, der keine Furcht kannte, nahm Selim's abgebrochene Entwürfe mit verdoppeltem Eifer wieder auf. Zum Großvezier Mahmud II. ernannt, vermehrte er die regulairen Truppen, faßte den Plan, sie bis auf 100,000 Mann zu bringen, auch Christen in sie aufzunehmen und von ihnen ein Lager bei Konstantinopel beziehen zu lassen. In gleicher Zeit ward die Flotte in einen achtbaren Stand gesetzt. Die Ausschweifungen der Janitscharen wurden mit blutiger Strenge gezähmt. Bairaktar beging aber die Unvorsichtigkeit, seine Reformen zu rasch in das Werk zu setzen, und vernachlässigte es, die Masse des Volkes dafür zu gewinnen. Des persönlichen Eindruckes seiner Kraft zu gewiß, und die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu gering schätzend, sandte er einen Theil der Seymens nach der Donau, und machte dadurch den Janitscharen wieder Muth. Diese erhoben sich am 14. November (1808) gegen den Großvezier und seine Neuerungen, und das Volk schlug sich auf ihre Seite. An der Spitze der Seymens setzte Bairaktar den Aufrührern einen verzweifelten Widerstand entgegen, zog sich mit seinen Getreuen, als er Alles verloren sah, in einen Pulverthurm zurück, und sprengte sich, eine Menge seiner Feinde in sein Verderben ziehend, in die Luft. Der Kampf dauerte in der Nähe des Serails noch am folgenden Tage fort, bis die Seymens nach dem Tode ihrer meisten Anführer sich zerstreuten. Mahmud II. unterwarf sich den Forderungen der Janitscharen, und die Bahn der Reformen ward in der Türkei verlassen, bis sie derselbe Sultan viele Jahre nachher wieder betrat, und die Janitscharen, welche den Untergang seiner beiden Vorgänger verursacht hatten, für immer vernichtete.

Nach dem Kongreß von Erfurt und Alexander I. und Napoleon's

*) Der Fahnenträger, so von einer dem Feinde abgenommenen Fahne benannt.

erneuerter Befreundung trat in der türkischen Politik ein Wendepunkt ein. Das enge Verhältniß zwischen Frankreich und Rußland schien der Pforte gefahrdrohend für sie zu sein. Sie suchte sich auf Großbrittanien zu stützen, und schloß mit demselben am 5. Januar 1809 einen Frieden, der den Engländern ihre früheren in der Türkei befessenen Handelsvortheile zurückgab. Die türkischen Staatsmänner waren diesmal von ihrem Instinkt richtig geleitet worden, indem Napoleon, um in seiner Unternehmung gegen Spanien nicht gehindert zu werden, dem russischen Kaiser die Moldau und Wallachei scheinbar Preis gegeben hatte. Im Frühjahr von 1809 brach der Kampf zwischen Rußland und der Türkei mit vermehrter Heftigkeit aus, wobei die Russen an dem Aufstande der muthigen Servier eine bedeutende Hülfe fanden. Die Türken wurden mehr wie einmal im offenen Felde geschlagen, mehre ihrer Festungen und verschanzten Lager erstürmt, aber ihre Niederlagen waren nie so entscheidend, um ihnen die Fortsetzung des Krieges unmöglich zu machen. Nach dem blutigen Siege, welchen Kutusow am 5. Julius bei Rustschuk über den Großvezier davon trug, ward der russische Feldherr genöthigt, über die Donau zurückzugehen, und die von ihm mit großer Anstrengung eroberte Festung Rustschuk aufzugeben. Napoleon, der die Interessen der Pforte in Erfurt Alexander I. aufgeopfert hatte, rechnete zu sehr auf deren Feindschaft gegen Rußland, um mit ihr, ehe er nach Moskau vordrang, in nähere Verbindung zu treten. Sein Gesandter Andréossy kam zu spät in Konstantinopel an. Der Divan, welcher Napoleon nicht traute, und nichts von ihm erwartete, gab Englands Rath nach, und schloß mit Rußland den Frieden zu Bucharest (24. Mai 1812), in welchem der Pruth zur Gränze beider Reiche bestimmt wurde. Alexander I. begnügte sich, anstatt der Donaufürstenthümer, auf welche er früher Anspruch gemacht hatte, mit einem Drittheil der Moldau und Bessarabiens, sammt den Festungen Bender, Chozim, Ismail und Kilia. Den Serviern wurde vom Sultan eine Amnestie gewährt, und ihnen, gegen Erlegung eines mäßigen Tributs, das Recht, ihre Landesangelegenheiten durch von ihnen gewählte Obrigkeiten leiten zu lassen, gewährt. Es war nicht die Schuld der Pforte, daß die servischen Häuptlinge den Krieg, der für den Augenblick eine unglückliche Wendung für sie nahm, fortsetzten. Nachdem die Türken im Sommer 1813 das verschanzte Lager der Servier bei Deligrad erstürmt und die festen Plätze erobert hatten, wurden am 29. und 30. Oktober zwei und vierzig servische Anführer*) grausam

*) Dem berühmtesten unter ihnen, George Czerny, dessen Sohn später über Servien eine Zeit lang regiert hat, gelang es, nach Rußland zu entkommen. Als

und sich nach Spanien zu begeben habe, wo eine neue Bestimmung auf sie warte. Sie leistete ohne Widerrede Folge, und am 10. December war das sechsjährige Schattenkönigreich Hetrurien verschwunden. Am 24. Mai 1808 wurde dasselbe mit Frankreich vereinigt.

Das Junot untergebene Heer war, obgleich sich einige ausgezeichnete Generale, wie Kellermann, Travot u. s. w., bei demselben befanden, sehr mittelmäßig organisirt, und meist aus Neuausgehobenen zusammengesetzt. Die französische Streitmacht stand großentheils außerhalb Frankreichs, hielt Preußen, einen großen Theil Deutschlands, Holland, Dänemark, Schwedisch-Pommern, Italien, die jonischen Inseln, Dalmatien besetzt. Schon damals trat eine Erscheinung hervor, die Napoleon bei ruhiger Ueberlegung hätte bedenklich machen können, daß nämlich die französische Armee, ungeachtet der starken jährlichen Aushebungen, bei der Ausdehnung des Reiches und den in den eroberten oder verbündeten Ländern befindlichen Besatzungen, nicht zahlreich genug war und zu weit auseinander lag. Napoleon hatte 300,000 Mann zwischen der Weichsel und Oder stehen, um Preußen, Norddeutschland in Zaum zu halten und sich gegen Rußland nicht bloszugeben, und mußte 120,000 Mann in Italien halten, um Oesterreich den Muth zur Wiederergreifung seiner verlorenen italienischen Besitzungen zu benehmen. Wenn er, wie aus seiner Unternehmung gegen Portugal hervorging, auf der pyrenäischen Halbinsel eben so wie in Italien und Deutschland herrschen wollte, so gehörten dazu abermals wenigstens 200,000 Mann, ein Aufwand an Kriegsmitteln, der zuletzt die Kräfte seines Reiches überstieg.

Die gegen Portugal bestimmte Expeditionsarmee wurde von den angestrengten Märschen sehr mitgenommen, und rückte langsamer, als Napoleon berechnet hatte, vor. Erst am 24. November stand Junot in Abrantes, fünf und zwanzig Stunden von Lissabon entfernt. Die portugiesische Flotte lag, 8 Linienschiffe, 3 Fregatten, 3 Briggs, und eine große Menge von Transportschiffen, mit Schätzen aller Art beladen, im Hafen von Lissabon. Ein englisches Geschwader sollte ihr bis Brasilien das Geleite geben. Am 27. November schiffte sich der Hof, den 15,000 Personen begleiteten, ein. Die Hälfte des im Lande befindlichen baaren Geldes war auf die Flotte gebracht worden. Am 22. Januar (1808) langte dieselbe im Hafen von Rio Janeiro an.

Am 30. November zogen 1500 abgemattete, schlecht gekleidete und unansehnliche Soldaten von Junot's Armee in Lissabon ein, dessen Bevölkerung sich von dem Aeußern der französischen Krieger eine viel höhere

Vorstellung gemacht hatte, aber doch nichts gegen sie zu unternehmen wagte. Als jedoch am 13. December das portugiesische Banner vom „Thurme der Mohren" fortgenommen und der napoleon'sche Adler dafür aufgepflanzt wurde, brach ein Aufstand los, den aber die unterdessen zahlreicher gewordenen Franzosen leicht dämpften. Im übrigen Portugal ward die Ruhe nicht gestört. Das Volk, welchem es, wie sich später gezeigt hat, nicht an Thatkraft und Kriegsmuth fehlte, war überrascht und bestürzt und wußte nicht, wozu es sich entschließen sollte. Viele Vornehme und Reiche waren dem Hofe nach Amerika gefolgt. Die Uebrigen verbargen sich oder verhielten sich wenigstens still. Junot begann jetzt Portugal zu organisiren, wobei aber von dem Traktat von Fontainebleau und der verabredeten Theilung des Landes nicht die Rede war. Die portugiesische Monarchie, von welcher einst so viel Großes ausgegangen, ein mächtiges Reich in Amerika gegründet, der Seeweg nach Ostindien entdeckt, die Ostküste Afrika's erobert worden, wurde wie ein herrenloses Gut angesehen. Junot legte dem Lande eine Kriegssteuer von 5 Mill. Fr. auf, die Napoleon auf 100 Mill. Fr. unter dem Namen: „Rauzion des Privateigenthums" (rachat des propriétés des particuliers) erhöhte (23. December 1807), so als wären die Portugiesen durch den Einmarsch der Franzosen dem Recht nach sämmtlich um ihren Besitz gekommen. Am 1. Februar erließ Junot eine pomphafte Proklamation, in welcher er im Namen seines Kaisers dem Lande große Verbesserungen, Anlegung von Heerstraßen, Kanälen, Schulen u. s. w. versprach. Gegen 8000 portugiesische Soldaten wurden auf Napoleon's Befehl nach Frankreich geschickt, wo er sie später in seinen Kriegen gegen Oesterreich und Rußland verwandte*). Junot erhielt den Titel: Herzog von Abrantes, obgleich dieser schon einer portugiesischen Familie gehörte.

*) Junot war, ohne durch außerordentliche Talente oder Dienste hervorzuragen, einer von Napoleon's Günstlingen, der ihn rasch beförderte, zum Gouverneur von Paris und zuletzt zum Statthalter in den illyrischen Provinzen ernannte. Er gehörte zu des Kaisers frühsten Bekanntschaften, und diente als Sergeant in der Schanze, in welcher der damalige Kapitain Bonaparte bei der Belagerung von Toulon kommandirte. Bonaparte diktirte ihm eines Tages eine Ordre, die Junot auf einem Kanonenlaufe niederschrieb, als eine in die Redoute fallende feindliche Stückkugel Staub in die Höhe trieb und Junot's Papier damit bedeckte. „Wohlan der Streusand, welchen man uns schickt!" — sagte dieser kaltblütig, und zog von diesem Augenblick an Napoleon's Blicke auf sich.

40. Sturz des spanischen Königshauses.

Die spanischen Staatsmänner hatten sich seit dem basler Frieden, mit Ausnahme des unerschrockenen und unabhängigen Don Luis Urquijo, Frankreich zum großen Nachtheil ihres Landes angeschlossen. Besonders war dies seit Napoleon's Gelangung zum Konsulat, und seitdem der Friedensfürst alle seine Nebenbuhler verdrängt oder gestürzt hatte, geschehen. Spanien hatte, ohne Nothwendigkeit oder Vortheil für sich, Krieg gegen Großbrittanien und Portugal geführt, Subsidien an Frankreich gezahlt und in Folge dieser Politik St. Trinidad und Luisiana verloren. Der Verkehr mit seinen Kolonien war gelähmt und seine Flotte bei Trafalgar fast vernichtet worden. Diese Bereitwilligkeit und Hingebung an die französischen Interessen hatte Napoleon zu keiner Berücksichtigung des spanischen Kabinets veranlaßt. Er wußte, daß dessen Anschluß nur aus Schwäche und Furcht, aber nicht aus innerer Anhänglichkeit oder Aehnlichkeit der äußeren Stellung hervorging. Der spanische Hof, welcher vor dem Konvent und dem Direktorium zurückgetreten war, scheute in noch höherem Grade das Kaiserreich, besonders seitdem dasselbe sich bei Austerlitz und Jena den drei großen nordischen Militairmächten überlegen gezeigt hatte.

Indessen schien das spanische Kabinet durch die Vertreibung der neapolitanischen Linie des Hauses Bourbon einen Augenblick lang aus seinem Schlummer geweckt zu werden. Es hatte, von Napoleon's Rücksichtslosigkeit für sich selbst fürchtend, Joseph's Anerkennung verzögert. Das an Rußland und England gemachte Anerbieten des französischen Kaisers, die Balearen an Ferdinand IV. als Entschädigung für Sicilien, ohne vorangegangene Einwilligung oder nur Besprechung mit Spanien, zu verleihen, war selbst dem sonst gegen die Ehre seines Landes so gleichgültigen Friedensfürsten zu arg erschienen. Er suchte durch den russischen Gesandten in Madrid, Stroganoff, im Geheimen Verbindungen mit Großbrittanien anzuknüpfen, um dort im Nothfall einen Halt zu finden. Als der Bruch zwischen Preußen und Frankreich vorauszusehen war, erließ Don Manuel Godoy im Namen seines Gebieters einen Aufruf an das spanische Heer (6. Oktober 1806), der nach allen Andeutungen gegen Niemand als Napoleon gemeint sein konnte. Nach den vernichtenden Schlägen bei Jena und Friedland suchte der Friedensfürst wieder einzulenken, indem er jene Kundgebung als gegen Marokko, wegen eines Angriffes auf die Besatzung von Ceuta, gerichtet, hinstellte, und sich zu

Absendung spanischer Hülfstruppen nach Norddeutschland verstand. Aber Napoleon hatte den im Stillen glimmenden Funken feindlicher Gesinnung gegen ihn errathen und nicht vergessen. Der Entwurf zur Theilung Portugals, in welchem Don Manuel Godoy nur ein Mittel sah, sich für die Zukunft ein unabhängiges Dasein zu sichern, wurde von Napoleon dazu benutzt, Spanien immer tiefer in seinen Plan zu verwickeln und für das Einrücken französischer Truppen in dasselbe einen Vorwand zu finden.

Ob in Tilsit zwischen Alexander I. und Napoleon nähere Besprechungen in Betreff der spanischen Angelegenheiten stattgefunden, ist bisher nicht ermittelt worden. Wahrscheinlich ist aber daselbst von dem bald nachher abgeschlossenen Traktat von Fontainebleau und dem Durchzuge eines französischen Heeres durch Spanien schon die Rede gewesen. Napoleon selbst hatte damals wohl noch keine bestimmte Entschließung gegen die spanischen Bourbonen gefaßt, sondern wollte nur seinen Einfluß auf sie durch die Eroberung Portugals und die Gewöhnung an den Anblick französischer Truppen in ihrem Lande vermehren. Der Gedanke an die Entthronung dieser Dynastie bildete sich in ihm erst durch den sich in ihr erhebenden unwürdigen Zwist, durch die Gelegenheit, deren sittliche Versunkenheit in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, und durch die irrige Voraussetzung, daß das spanische Volk zum Widerstande gegen Frankreich zu schwach sei, aus.

Karl IV., der ältere Bruder Ferdinand IV. von Neapel, war so schwach und beschränkt, daß sein Verwandter und Zeitgenosse, Ludwig XVI, im Vergleich zu ihm für selbstständig und scharfblickend gelten konnte. Er war bald nach seiner Vermählung unter den Einfluß seiner Gemahlin, Marie Luise von Parma, gekommen, die, obwohl unwissend und leichtsinnig, mehr Verstand und Willen als der König besaß, von dieser Ueberlegenheit aber nur zur Befriedigung ihrer Leidenschaften Gebrauch machte. Nachdem die Königin sich mit Leib und Seele dem ehemaligen Leibgardisten Don Manuel Godoy, auf welchen sie durch seine schöne Gestalt und sein geschicktes Zitherspiel aufmerksam geworden, ergeben hatte, gerieth der König unter die Herrschaft dieses Mannes, welcher der Günstling beider Ehegatten wurde und gleichmäßig ihres unbegränzten Vertrauens genoß. Karl IV. ahnte nie im Entferntesten die Schmach, welche ihm durch das Verhältniß seiner Gemahlin zu Godoy angethan wurde, sondern hielt diesen für seinen theuersten Freund, und glaubte ihn nicht genug belohnen und erheben zu können. Nicht nur alle

Würden*), welche in der spanischen Monarchie einem Unterthan zugänglich sind, wurden an den Günstling, der die höchsten Hof-, Civil- und Militairämter in seiner Person vereinigte, verschwendet, sondern er trat auch durch seine Vermählung mit einer Prinzessin von Geblüt und Base Karl IV., Donna Marie Luise von Bourbon, in die königliche Verwandtschaft ein. Der Friedensfürst, welcher ohne hervorragendes Talent und besondere Bildung natürlichen Verstand besaß, hatte sich durch die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sehr bald eine gewisse Gewandtheit und Umsicht in deren Behandlung erworben, die er aber einzig zu seinem persönlichen Vortheile anwandte. Das Schlimmste an ihm war aber sein niedriger Charakter, der, aus Eitelkeit, Habsucht, Treulosigkeit und Sinnenlust zusammengesetzt, zur Befriedigung seiner Neigungen kein Mittel zu gering und verwerflich fand. Er verkaufte die Staatsämter und Gunstbezeigungen seines Königs, vernachlässigte seine Gemahlin auf das Gröblichste, hinterging seine Geliebte, die Königin, und führte durch sein Beispiel eine am Hofe früher unbekannt gewesene Zügellosigkeit ein. Hier und da begünstigte er, wie man dies auch an dem sehr ähnlich gearteten neapolitanischen Hofe zu derselben Zeit sah, irgend eine moderne Richtung oder Erfindung, führte eine englische Musterwirthschaft, eine pestalozzische Lehranstalt ein, aber in zufälliger, unzusammenhängender Weise, die ohne Einfluß auf das Ganze blieb. Von der Politik hatte er sich nur die Künste der Lüge und Täuschung angeeignet, verrieth die Pflichten gegen sein Land ohne Scheu, verschwendete dessen Einkünfte und brachte Spanien tiefer, als es je vor ihm gestanden, herab. Die Mängel des Absolutismus konnten nirgends besser als damals an der spanischen Monarchie erkannt werden, in welcher ein König, der zu den geistig schwächsten Naturen seines Landes gehörte, gleichwohl so unumschränkt war, daß ein aus dem tiefsten Dunkel emporgestiegener Günstling in seinem Namen über das Blut und die Schätze des Volkes nach Belieben gebot.

Karl IV. ältester Sohn, Ferdinand Prinz von Asturien, um die Zeit als Napoleon mit der Absicht, Spanien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, umging, vier und zwanzig Jahre alt, war früh auf das Verhältniß seiner Mutter zu dem Friedensfürsten aufmerksam geworden, hatte seinen Widerwillen darüber nicht verbergen können und sich Beider

*) Don Manuel Godoy war nach einander Grand von Spanien, Ritter, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Generalissimus, Großadmiral u. s. w. geworden.

Feindschaft zugezogen. Die Königin Marie Luise gehörte zu den Frauen, welche, um ihren Leidenschaften genug zu thun, der Unterdrückung der natürlichsten Gefühle fähig sind. Ihre Abneigung gegen ihren Sohn war, von den Klagen des Geliebten erregt, zuletzt in einen wirklichen Haß übergegangen. Ferdinand wagte es nicht, sich öffentlich über das Verhalten seiner Mutter zu erklären, machte aber aus seiner Geringschätzung gegen den Friedensfürsten kein Geheimniß. So sehr er hierin auch Recht hatte, so war er doch selbst ein durchaus unliebenswürdiger und unedler Charakter, der, weder wohlwollend noch thatkräftig, mit einem scheuen, schlaffen Wesen den Hang zu Heuchelei, Mißtrauen und Härte verband. Seine Gefühllosigkeit hatte ihn schon als Knaben seinen Eltern entfremdet. Die einzigen Personen, welchen er einige Anhänglichkeit widmete, waren seine erste Gemahlin, eine neapolitanische Prinzessin, und sein Lehrer Escoiquiz, der nach vollendeter Erziehung des Prinzen Domherr in Toledo geworden war. Die Höfe von Madrid und Neapel, oder vielmehr die beiden Königinnen, Marie Luise von Parma und Karoline von Oesterreich, waren gegen einander eingenommen und sagten sich alles Ueble nach. Die Prinzessin von Asturien war mit dieser Gesinnung nach Spanien gekommen, und hatte zu der Vermehrung des Bruches zwischen ihrem Gemahl und seiner Mutter beigetragen. Als sie 1806 plötzlich starb, wurden die Königin und Godoy beschuldigt, sie vergiftet zu haben, und Ferdinand gab diesem obwohl unbegründeten Verdacht Raum.

Karl IV. war kränklich geworden, und sein ältester Sohn konnte in jedem Augenblick an die Regierung kommen. Dieser erbte in dem Falle eine unumschränkte Gewalt, deren Anwendung sich voraussehen ließ und seine Feinde zittern machte. Marie Luise und Godoy fielen deshalb auf den Gedanken, den Prinzen von Asturien mit einer Schwester der Friedensfürstin, der Prinzessin Marie Thereste von Bourbon, zu verheirathen. Sie hofften den Thronfolger durch diese Verbindung für sich zu gewinnen oder wenigstens von seinen Anschlägen unterrichtet zu werden. Da aber Ferdinand gegen die Verwandtschaft mit dem Friedensfürsten einen unüberwindlichen Widerwillen zeigte, so trug man sich mit der Absicht, ihn von der Thronfolge als unfähig ausschließen zu lassen. Dies auf eigene Hand thun zu wollen, war unmöglich. Godoy arbeitete deshalb daran, die einflußreichsten Mitglieder des Rathes von Kastilien, welcher in der spanischen Monarchie eine ähnliche Stellung, wie das pariser Parlament vor 1789 in Frankreich, einnahm, für seinen Plan zu gewinnen. Es war aber auf diesem Wege wenig Aussicht auf Gelingen da.

Der Prinz von Asturien, von einer ihm verhaßten Heirath oder

der Beraubung seiner Rechte bedroht, sah sich überall nach Hülfe um, um den ihm gelegten Schlingen zu entgehen. Er fürchtete, die Andern zum Theil nach sich selbst beurtheilend, für sich die äußersten Gefahren. Der nach seiner Meinung an seiner Gemahlin verübte Meuchelmord machte ihn für sein eigenes Leben besorgt. Er zog sich noch mehr als früher vom Hofe zurück.

Ferdinand war zu schwach und zu beschränkt, um eines selbstständigen Einflusses fähig zu sein. Aber, wie gewöhnlich um Thronerben, besonders wenn sie mit ihren Eltern uneinig sind, hatte sich auch um ihn eine Partei gebildet, die, aus patriotischem Haß gegen den Friedensfürsten und in der Absicht, unter der neuen Regierung eine Rolle zu spielen, ihn umgab und berieth. Dazu gehörten die Herzöge von Infantado und San Carlos, der Domherr Escoiquiz und einige weniger bekannte Personen. Infantado und San Carlos befanden sich in einer hohen Stellung, waren reich, zählten viele Verwandte und Freunde und fühlten sich von der außerordentlichen Bevorzugung des aus dem kleinen Landadel von Estremadura hervorgegangenen Friedensfürsten verletzt. Beide meinten es außerdem mit Spanien aufrichtig, irrten sich aber über Ferdinand's Charakter und Talent, der, von seinem Range abgesehen, nicht mehr als Godoy werth war. Escoiquiz war der fähigste unter des Prinzen Anhängern. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse, war gereift, dabei aber seinem Vaterlande anhänglich geblieben, und sah mit Schmerz den Verfall desselben, den er einzig der Verwaltung des Friedensfürsten zuschrieb. Escoiquiz glänzte besonders durch Beredtsamkeit und Feinheit in der Unterhaltung, Eigenschaften, durch die er selbst den sonst für geistige Vorzüge wenig empfänglichen Ferdinand, der ihn fast wie ein Orakel ansah, zu fesseln wußte. Escoiquiz' einziger Fehler bestand darin, daß er sich, wie oft begabte Südländer, ungeachtet seines scharfen Verstandes, zu leicht von seiner Einbildungskraft hinreißen ließ, und Personen und Dinge, so wie es mit seinen Absichten übereinstimmte, ansah. Godoy hatte Escoiquiz' Bedeutung erkannt, und ihn durch die Verleihung des Kanonikats in Toledo von des Prinzen Person entfernen wollen. Beide waren aber mit einander in naher, wenn auch geheimer Verbindung geblieben, und Escoiquiz glaubte, von seiner Liebe für seinen ehemaligen Zögling verblendet, indem er für denselben wirkte, an Spaniens Glück zu arbeiten.

Die Freunde des Prinzen riethen demselben, sich an Napoleon, der seit dem tilsiter Frieden für den Schiedsrichter Europa's galt, zu wenden, und bei ihm, um seine Gunst zu gewinnen, die Verbindung mit einer

Prinzessin aus seinem Hause nachzusuchen. Man hatte dabei eine Nichte der Kaiserin Josephine, die neuerdings von Napoleon adoptirt worden, im Sinne. Ferdinand, der in dem Stolze und mit den Ansprüchen eines Prinzen von Asturien erzogen war, und in seinem Innern die französische Revolution und Alles, was mit ihr zusammenhing, haßte, wäre von selbst nie auf eine solche Wahl gefallen. Es befand sich aber damals ein Verwandter Josephinens und Oheim der in das Auge gefaßten Prinzessin, Graf Beauharnais, als französischer Botschafter am spanischen Hofe. Derselbe sollte durch die Aussicht auf eine solche Erhebung seiner Nichte für Ferdinand's Pläne gewonnen werden, und ging auch gern auf dieselben ein. Da aber die Absicht der Königin Marie Luise auf eine Verheirathung ihres Sohnes mit einer Schwägerin des Friedensfürsten bekannt war, so mußte das Schreiben an Napoleon so geheim als möglich gehalten werden. In derselben Zeit, in welcher Ferdinand sich mit dem Gesuch an Napoleon beschäftigte, schrieb er eine von Escoiquiz verfaßte Denkschrift ab, welche eine Anklage gegen den Friedensfürsten wegen dessen schlechter Staatsverwaltung enthielt, die der Prinz seinem Vater eigenhändig zu übergeben dachte.

Am 11. Oktober theilte der Prinz von Asturien dem französischen Kaiser seine Bitte in einem Schreiben mit, in welchem er sein ganzes Heil von demselben abhängig machte. Napoleon, der, von Ferdinand's Charakter unterrichtet, in dessen Versicherungen kein Vertrauen setzte, die öffentliche Gewalt in den Händen des Friedensfürsten sah, und dem in jenem Augenblick vor Allem an dem Theilungstraktat über Portugal lag, sah in dem Antrage des Prinzen ein Hinderniß für diese Absicht und eine gegen den Günstling gerichtete Hofintrigue, mit der er sich nicht befassen wollte. Er beantwortete das Schreiben nicht, befahl den Abschluß des Vertrages von Fontainebleau, und verlobte, um weiteren Anträgen zu entgehen, Josephinens Nichte mit dem Fürsten von Ahremberg.

Ferdinand's ungewöhnliche Geschäftigkeit war von den Spähern des Friedensfürsten bemerkt worden. Letzterer wußte bald, um was es sich handelte. Er vermochte Karl IV., seinen Sohn am 28. Oktober verhaften und sich seiner Papiere bemächtigen zu lassen. Man fand darin den Entwurf zu dem Schreiben an Napoleon, zu der Beschwerdeschrift über Godoy, eine Korrespondenz in Chiffern und eine an den Herzog von Infantado gerichtete von Ferdinand als König unterzeichnete Ordre, in welcher derselbe zum Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht, die Stelle, welche der Friedensfürst bekleidete, ernannt wurde. Es wurde Godoy nicht schwer, die Königin und durch diese den König zu überreden,

daß es sich dabei um ein gefährliches Komplott, um den Thron des Vaters und das Leben der Mutter, die von dem Sohn bedroht wären, handle. Am 29. Oktober schrieb Karl IV. in diesem Sinne an Napoleon, indem er den Prinzen von Asturien der Nachfolge in der Krone für unwürdig erklärte, und am anderen Tage erschien eine Proklamation an das spanische Volk desselben Inhalts.

Das spanische Königspaar war aber in der Meinung zu sehr gesunken und der Friedensfürst zu sehr verhaßt, als daß sich letzterer des königlichen Ansehens zur Entscheidung über das Schicksal des angeklagten Prinzen nach seinem Belieben hätte bedienen können. Unter einem gefürchteten Monarchen, wie Philipp II., zweihundert Jahre vorher, hatte die Nation den Untergange des damaligen außerdem nicht populairen Prinzen von Asturien ruhig zugesehen. Aber jetzt war nichts Aehnliches zu befürchten, und das Volk würde es auch nicht geduldet haben. Godoy fühlte, daß eine Katastrophe für ihn herannahte, gegen die ihn der König und die Königin nicht zu schützen im Stande sein würden, und hatte nur deshalb zu dem Vertrage über die Theilung Portugals und die Errichtung eines Fürstenthums für ihn so eifrig die Hand geboten. Es hätte für Ferdinand, wenn derselbe nicht von Schrecken geblendet gewesen wäre, weder des Schreibens an Napoleon noch anderer Entwürfe zur Sicherheit bedurft. Er würde die kleinliche Ueberwachung seiner Person noch eine Zeit lang zu erdulden gehabt haben. Aber die Gewalt des Friedensfürsten hätte nicht lange mehr gedauert und der Prinz für sein Leben und sein Thronrecht in keinem Falle etwas zu besorgen gehabt.

Ferdinand zeigte sich schon damals furchtsam und treulos, wie er später immer gethan. In dem mit ihm angestellten Verhör wälzte er alle Schuld von sich ab auf seine Anhänger: Infantado, San Carlos und Escoiquiz, die verhaftet wurden, und entschuldigte sich in der kläglichsten Weise. Die drei genannten Personen wurden vor Gericht gestellt, und die Königin, von Wuth gegen die Freunde ihres Sohnes entbrannt, ließ durch den von ihr gewonnenen Kronanwalt auf Todesstrafe gegen sie antragen. Kaum hatte sich aber die Proklamation Karl IV. vom 30. Oktober im Lande verbreitet, als sich überall drohende Stimmen gegen den Friedensfürsten und Wünsche und Verheißungen für Ferdinand erhoben. Obgleich auch gegen ihn anfänglich ein gerichtliches Verfahren beschlossen worden, so wurde diese Absicht doch bald aufgegeben. Godoy übernahm das Vermittleramt zwischen Vater und Sohn. Der Prinz wurde zu einem demüthigen Schreiben an den König veranlaßt, der ihm hierauf verzieh und dies der Nation ebenfalls verkündigte. Die drei angeklagten

Anhänger Ferdinand's, die sich mit der größten Unerschrockenheit vertheidigt hatten, wurden von dem Gericht einstimmig freigesprochen, Infantado und Escoiquiz aber durch einen Machtspruch verbannt.

Die Königin und der Friedensfürst fühlten, daß der Boden unter ihren Füßen zu wanken anfing, und es stellte sich ihnen die Uebersiedelung der portugiesischen Königsfamilie als ein nachahmungswürdiges Beispiel dar. Aber Karl IV. wagte es zum ersten Mal seit langer Zeit, anderer Meinung als seine Gemahlin und sein Günstling zu sein. Es waren indessen nicht Rücksichten auf die Ruhe Spaniens und seinen eigenen Ruf, die ihn von einer solchen einer Flucht ähnlichen Reise abhielten. An seine Gewohnheiten gefesselt, war er geneigt, ein Aufgeben derselben, die Verzichtleistung auf den Aufenthalt in seinen Lustschlössern und auf die täglichen Jagden in der Nähe von Madrid als ein großes Unglück anzusehen. Indessen ahnte auch er, daß ihm die Zukunft Schwierigkeiten und Gefahren aufbehalten könne, und er beschloß, um einen mächtigen Beistand zu gewinnen, jetzt selbst bei Napoleon um die Hand einer französischen Prinzessin für seinen Sohn anzuhalten. Was der Thronerbe vorher in geheimer und unregelmäßiger Weise unternommen hatte, sollte jetzt von dem Könige mit gebührender Oeffentlichkeit und Feier erneuert werden. Karl IV. hoffte zugleich, auf diese Art Napoleon's Gesinnungen gegen ihn ergründen zu können. Wenn derselbe auf den Antrag einging, so schien es unmöglich, daß er, mit dem spanischen Königshause verwandt, etwas Feindliches gegen dasselbe unternehme; wies er aber denselben ab, so war man im Stande, daraus auf seine üble Gesinnung zu schließen und auf Mittel zur Rettung zu denken. Die Königin und Godoy waren gegen die Verbindung mit einer französischen Prinzessin, aber der König beharrte diesmal auf seinem Sinn. Godoy bewog ihn jedoch, in dem Schreiben, in welchem er das Ehebündniß vorschlug, auch den Wunsch, daß der Traktat von Fontainebleau bald veröffentlicht werden möge, auszusprechen. Dem Friedensfürsten lag daran, daß seine Feinde im In- und Auslande von der Errichtung eines unabhängigen Fürstenthums für ihn unterrichtet würden. Auch hoffte er nicht ohne Grund, daß die Kundmachung eines eben erst mit Spanien abgeschlossenen Vertrages dem französischen Kaiser die Ausführung feindlicher Absichten gegen dasselbe aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung schwer machen würden.

Karl IV. Schreiben erreichte Napoleon erst in Italien, der, daselbst mit großen Entwürfen zur Erleichterung des Verkehres und der Vertheidigung des Landes beschäftigt, die Entscheidung über andere Angelegenheiten aufschob. Nach Paris zurückgekehrt, sah er sich endlich zu einem

Entschluß in Betreff seines Verhältnisses zu dem spanischen Hofe gedrängt. Er zögerte indessen, von Streitigkeiten mit dem Pabst, und seinem etwas loser gewordenen Bündniß mit Alexander I. in Anspruch genommen, auch jetzt noch, und wurde von verschiedenen Gedanken hin- und hergezogen. Er schwankte zwischen drei Planen: den spanischen Hof durch eine Heirath des Prinzen von Asturien mit einer Tochter seines Bruders Lucian sich nahe zu verbinden — das spanische Gebiet bis zum Ebro mit Frankreich zu vereinigen, und dagegen ganz Portugal an Spanien zu überlassen — die spanischen Bourbonen vom Throne zu stoßen, und seine eigene Familie darauf zu setzen. Der erste Entwurf wurde, da die Tochter Lucian's, mit welchem Napoleon sehr gespannt war, durchaus nicht auf die Ideen ihrer kaiserlichen Verwandten einging, sondern vielmehr gegen dieselben eine lebhafte Abneigung hegte, bald aufgegeben. Talleyrand, der, obgleich zum Vicegroßwahlherrn erhoben, das Ministerium des Auswärtigen verloren hatte, und Napoleon's Gunst wieder gewinnen wollte, hielt die Entthronung der Bourbonen für gefährlich, sah aber eine Vergrößerung Frankreichs bis zum Ebro als vortheilhaft und ausführbar an, und schmeichelte dem ihm aus langer Erfahrung bekannten Hange seines Gebieters zu Vergrößerungen. In Napoleon gewann nach langem Erwägen der Gedanke, das spanische Königshaus zu stürzen, die Oberhand. Er folgte hierin dem revolutionairen Ursprung seiner Gewalt und Stellung. Die französischen Bourbonen standen immer wie eine zwar ferne, aber von einem möglichen Sturm näher heranzutreibende, Wolke am Horizont des neuen Kaiserreiches. So lange ihre Stammgenossen noch irgendwo, besonders aber in einem großen und unmittelbar an Frankreich gränzenden Lande, wie Spanien, herrschten, sah er sich und seine Dynastie nicht als vollkommen gesichert an. Das Haus Bourbon war in seinen Augen das Sinnbild der alten Ordnung der Dinge, welche bis auf die Wurzeln aus dem Boden Europa's ausgerissen werden sollte.

Um für alle Fälle gerüstet zu sein, hatte Napoleon Truppen über Truppen am Fuße der Pyrenäen aufgehäuft, die, unter dem Vorwande der Besetzung Portugals, und des Bündnisses zwischen Frankreich und Spanien, immer weiter vorrückten, sich der Citadellen von Pampelona, San Sebastian, Figueras, Barcelona bemächtigten, und von denen die Hauptmacht die Straße nach Madrid einschlug. Die spanischen Festungskommandanten wußten nicht, wie sie sich, da die Franzosen für Alliirte galten, gegen sie verhalten sollten. Im Anfange des Monats März standen über 100,000 Franzosen auf spanischem Boden. Murat wurde

zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt. Sich der spanischen Krone ohne Weiteres zu bemächtigen, schien aber selbst dem französischen Kaiser, ungeachtet so mancher von ihm begangenen Gewaltsamkeiten, nicht räthlich zu sein. Es mußte ihm wenigstens dazu ein Vorwand, der bisher ganz gefehlt hatte, geboten werden.

Napoleon hatte auf das Schreiben Karl IV., in welchem dieser um eine französische Prinzessin für seinen Sohn anhielt, eine zweideutige Antwort gegeben. Er erklärte, da er durch den König selbst von dem Vergehen des Prinzen unterrichtet worden, bevor letzterem eine seiner Verwandten anvertraut werden könne, wissen zu müssen, ob derselbe sich über die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen gerechtfertigt habe — als ob sich dies nach der Werbung Karl IV. für ihn nicht von selbst verstanden hätte. — Er verschob die Bekanntmachung des Traktats von Fontainebleau, in welchem die Integrität der spanischen Monarchie ausdrücklich ausgesprochen worden, indem nach seiner Meinung die Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Nach dieser Antwort bemächtigte sich der Gedanke, nach Amerika zu entfliehen, von Neuem der Gemüther am spanischen Hofe. Ehe man sich jedoch zu diesem Aeußersten entschließen wollte, ward der König noch einmal zu einer Mittheilung an den französischen Kaiser veranlaßt (5. Februar), in welcher diesmal nicht von der Hand einer französischen Prinzessin die Rede war, sondern Auskunft über die Anhäufung französischer Truppen in Spanien verlangt, und an die von Karl IV. seit dem basler Frieden Frankreich erwiesenen Dienste erinnert wurde. Napoleon beantwortete (25. Februar) dieses Schreiben in eben so ausweichender Weise wie das frühere, indem er meinte, daß, da der Heirathsantrag nicht mehr berührt worden, in ihm Zweifel über seine Beziehungen zum spanischen Hofe entstanden wären, und er Zeit brauche, um sich über dieselben eine neue Ansicht zu bilden.

Napoleon und der spanische Hof, von Mißtrauen gegen einander erfüllt, stimmten jedoch in einem Punkte überein. Beiden schien die Uebersiedelung nach Amerika die wünschenswertheste Lösung des verschlungenen Knotens zu sein, ersterem, um sich eines von seinen Besitzern aufgegebenen Thrones zu bemächtigen; letzterem, um sich den feindlichen Entwürfen des französischen Kaisers, und dem Anblick der in der Nation sich regenden Unzufriedenheit zu entziehen. Der spanische Diplomat Yzquierdo, welcher mit Duroc den Traktat von Fontainebleau abgeschlossen hatte, war seitdem in Paris geblieben, und hatte mit Talleyrand über die Abtretung der nördlich vom Ebro gelegenen Provinzen unterhandelt. Er kam in den ersten Tagen des März nach Madrid zurück.

Sein Bericht über Napoleon's Pläne gegen Spanien erschreckte den Hof im höchsten Grade, der sich jetzt bestimmt zur Flucht nach Amerika entschied, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das allen weiteren Bedenklichkeiten Napoleon's ein Ende machte, und die spanische Königsfamilie ihrem Schicksal entgegenführte.

Der spanische Hof war seit dem 18. März in Aranjuez, die königliche Leibgarde an diesem Ort versammelt, und eine Anzahl Truppen nach Sevilla und Cadix, wo die königliche Familie sich einschiffen sollte, beordert. Der Prinz von Asturien sträubte sich gegen die Uebersiedelung, und wollte sich ihr, wo möglich, entziehen. Seine Anhänger hatten die Kunde von seiner Weigerung verbreitet, und dadurch die Begeisterung für den Thronerben, und den Haß gegen den Friedensfürsten noch gesteigert. Aus der Hauptstadt und den benachbarten Gegenden war eine große Masse Unzufriedener nach Aranjuez geströmt. Die Einen sahen die Flucht der königlichen Familie als entehrend für den spanischen Namen an, die Anderen waren über die Nachtheile bestürzt, von welchen Verkehr und Verdienst getroffen werden würden, Alle wollten aber einer solchen Maßregel entgegentreten, und eine Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführen.

Die Menge in Aranjuez befand sich am 17. März im Zustande höchster Aufregung. Die Bewohner des Ortes, die Soldaten, die herbeigekommenen Landleute wogten wild durch einander, und es war nur die Rede von der, wie man glaubte, nahe bevorstehenden Abreise des Hofes. Der Friedensfürst ließ seinen Palast von einer Abtheilung ihm besonders ergebener Husaren bewachen. Als es Nacht geworden, trat eine verschleierte Frau, Donna Josefa Tudo, eine Geliebte Godoy's, aus dessen Wohnung, von einigen Leibgardisten begleitet. Eine Patrouille hielt sie an und verlangte, daß sie sich entschleiere und zu erkennen gebe. Ihre Begleiter wollten dies verhindern. Es kam zu einem Streit. Schüsse fielen. Plötzlich stürzte ein zahlreicher bewaffneter Haufe nach Godoy's Palast hin. Die Husaren wurden übermannt, die Thore erbrochen, die Zimmer durchsucht, und alle Geräthschaften zerstört. Der Friedensfürst hielt sich auf dem Boden verborgen. Als er am anderen Tage, von Durst gequält, zum Vorschein kam, ward er erkannt, umringt und mehrmals verwundet. Man hätte ihn ohne die Dazwischenkunft des Prinzen von Asturien, der das Volk ermahnte, der Gerechtigkeit, welche gegen den Schuldigen einschreiten werde, nicht vorzugreifen, umgebracht. Karl IV. und Marie Luise lagen, von dem zunehmenden Tumult erschreckt, und für das Leben ihres Günstlings zitternd, Ferdinand

an, Alles zu seiner Rettung zu thun, und erklärten sich in diesem Falle zu jedem Opfer bereit. Der Herzog von Infantado und der Domherr Escoiquiz, die unterdessen herbeigekommen, arbeiteten für Ferdinand. Am 19. März legte Karl IV. die Krone, welche der Prinz von Asturien unter dem Namen Ferdinand VII. übernahm, nieder. Das Volk in Madrid war, als dieser Thronwechsel daselbst bekannt wurde, außer sich vor Freude, und verwüstete die Häuser der Verwandten und Anhänger des Friedensfürsten. Dieser wurde nach Villa viciosa in Gewahrsam gebracht. Dem alten Königspaar stand Verweisung nach Badajoz bevor.

Ferdinand berief jetzt mehre anerkannt tüchtige Patrioten, die bisher zurückgesetzt worden, in seine Nähe. Die Ministerstellen wurden mit Urquijo, O'Farill, Jovellanos, Cevallos u. s. w. besetzt. Am 20. März erließ Ferdinand ein Schreiben an Napoleon, in welchem er ihm seine Thronbesteigung ankündigte, und seine Bewerbung um eine französische Prinzessin erneuerte. Karl IV. hatte ihm seine Entsagung mitgetheilt, und sich seinem Schutz empfohlen. Beide machten sich von dem französischen Kaiser abhängig. In der spanischen Nation, besonders in Adel und Geistlichkeit, bestand damals, mit Ausnahme weniger weitblickender Männer, weder Mißtrauen noch Abneigung gegen Napoleon. Man glaubte, daß derselbe zu den Maßregeln, durch welche Ferdinand VII. Spanien, nach der Meinung seiner Anhänger, regeneriren wollte, gern seine Zustimmung geben werde.

Murat's Haltung war zweideutig. Er zog, als ihm die Vorfälle in Aranjuez bekannt wurden, seine Truppen um Madrid zusammen, rückte daselbst am 23. März ein, und stieg im Palast des Friedensfürsten ab. Murat übernahm das Kommando in der Hauptstadt, als wenn sich dies von selbst verstände, ohne Ferdinand's Einwilligung nachzusuchen. Er lieh den Eröffnungen Karl IV., Marie Luisen's, und der bei ihren Aeltern befindlichen Königin von Etrurien, die Alle sich für Godoy's Freilassung verwandten, und sich in Klagen und Beschwerden über Ferdinand ergingen, ein beifälliges Gehör. Von Murat's Entgegenkommen ermuntert, nahm Karl IV. auf Zureden seiner Gemahlin am 23. März seine Entsagung, weil sie ihm durch Gewalt abgepreßt worden, zurück. Am 24. März hielt Ferdinand, von dem Jubel des Volkes begrüßt, seinen Einzug in Madrid. Murat stattete ihm aber keinen Besuch ab, vermied jede Annäherung, und erwiederte auf die Mittheilung Ferdinand's von seiner Thronbesteigung, daß er, da der Rechtspunkt zwischen Vater und Sohn zweifelhaft sei, die Entscheidung des Kaisers abwarten müsse. Er setzte jedoch hiezu, daß diese dem neuen Könige wahrscheinlich günstig

ausfallen, und auch er dann dessen Anerkennung mit Vergnügen vollziehen werde.

In Napoleon's Seele hatte in dieser Zeit ein immerwährender Kampf zwischen dem Drange, sich der spanischen Krone zu bemächtigen, und den möglichen üblen Folgen eines solchen Entschlusses stattgefunden. Selbst als er die Thronrevolution von Aranjuez erfuhr, stand er noch an, sich dem Triebe seiner Herrschsucht ganz hinzugeben. Der Bericht eines seiner Kammerherren, des Grafen von Tournon, welchen er zur Beobachtung des öffentlichen Geistes nach Spanien geschickt hatte, brachte auf ihn einen tiefen Eindruck hervor. Es war darin die Abneigung der Spanier selbst gegen den bloßen Gedanken einer fremden Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten lebhaft hervorgehoben. Er selbst hatte es sich nie verhehlt, daß Spanien, wenn es zum Kriege kommen sollte, schwer zu erobern sein würde, daß die eben so ausdauernde als entzündbare Natur dieses Volkes, von der Beschaffenheit des Landes unterstützt, seiner Macht einen nachhaltigeren und heftigeren Widerstand als irgend wo anders entgegensetzen würde. Erst als er die Kunde von dem ruhigen Einzuge seiner Truppen in Madrid erhielt, stand sein Entschluß fest. Er setzte sich vor, von den sich ihm darbietenden Umständen den weitesten und willkührlichsten Gebrauch zu machen.

Napoleon sah sich jetzt am Ziele seiner Hoffnungen. Er hatte bisher immer geglaubt, Spanien entweder erobern, oder sich mit ihm verbinden zu müssen. Das Schiedsamt über dessen innere Angelegenheiten auszuüben, sich zwischen den beiden Königen, von welchen der eine seine Abdankung zurücknahm, der andere sich zu einer solchen nicht verstehen wollte, zum Richter aufwerfen zu können, hatte ihm vor den Ereignissen in Aranjuez nicht einfallen können. Jetzt ging in ihm wie ein Blitz der Gedanke auf, Beide zu beseitigen, die spanische Nation, bei der Schwebe, in welcher sie hing, zu berücken, und ohne Gefahr und Kampf eine der größten Kronen Europa's an sich zu reißen.

Das Hauptaugenmerk Napoleon's war darauf gerichtet, die spanische Nation hinzuhalten, damit nicht zu früh eine Bewegung gegen ihn losbreche, und die beiden Könige, Vater und Sohn, in seine Nähe zu locken. Er erließ in dieser Absicht ein Schreiben an Murat, in welchem er demselben zwar jeden Volkswiderstand augenblicklich zu brechen, aber auch die größte Vorsicht, um einen solchen zu vermeiden, anempfahl. Zugleich sandte er den General Savary nach Madrid, um Ferdinand VII. zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem französischen Kaiser zu bereden. Dies sollte aber als aus Savary's eigener Eingebung, und

nicht in Napoleon's Auftrage geschehen, erscheinen. Von Savary, der vor Allem des Kaisers Gunst für sich erhalten und vermehren wollte, war bei der Hinrichtung des Herzoges von Enghien eine, selbst zur Vollführung der übelsten Dinge bereite, Ergebenheit bewährt worden. Napoleon verfuhr bei Verfolgung seines Plans mit großer Feinheit und List. Die Unterredung sollte, um Ferdinand kein Mißtrauen einzuflößen, dem Vorgeben nach, in Spanien selbst stattfinden, obgleich Napoleon entschlossen war, den jungen König durch weitere Vorspiegelungen zum Ueberschreiten der französischen Gränze zu bewegen. Dies wurde dadurch möglich, daß Ferdinand VII. Napoleon, um ihm zu schmeicheln und sich dessen Gunst zu erwerben, zu einem Besuch in Madrid, wo die höchsten Ehrenbezeigungen auf ihn warteten, eingeladen, und der Kaiser wenigstens bis nach Burgos zu kommen versprochen hatte. Ferdinand sollte von Savary überredet werden, seinem vermeintlichen Beschützer bis dahin entgegenzugehen. Wenn dieser aber in einem nahe gelegenen französischen Gränzorte blieb, so war es wahrscheinlich, daß der junge König, bei seiner Willfährigkeit gegen ihn, sich auch dahin begeben würde. Napoleon sah voraus, daß Karl IV., sobald ihm von dem Entschlusse seines Sohnes Kunde zugekommen sein würde, von einer solchen Zusammenkunft nicht fern bleiben, und et dadurch Beide in seine Hand bekommen werde. Diese Berechnung gelang über Erwarten.

Napoleon hatte, bei der Ausführung seiner Pläne gegen Spanien, zwar auf keinen so großen und entschiedenen Widerstand, wie ihm später begegnete, aber doch immer auf die Möglichkeit eines Krieges gerechnet, und zu dem Ende sich mit dem nächst ihm mächtigsten Monarchen des Kontinents, dem Kaiser Alexander, auf einen sicheren Fuß stellen wollen. In Tilsit war von ihm der Ehrgeiz des russischen Kaisers auf die Eroberung Finnlands hingelenkt, und auch Aussicht auf die Erwerbung der Donaufürstenthümer gemacht worden. Mit letzterem Zugeständniß war es Napoleon kein rechter Ernst gewesen. Der russische Hof bestand aber auf einer Ausdehnung der Südgränze des Reiches, und Alexander erklärte gegen den französischen Botschafter in St. Petersburg, General Caulincourt, daß bei den Verlusten, welche der russische Handel durch den Beitritt zu dem Kontinentalsystem erleide, die Unzufriedenheit seines Volkes nur durch Eroberungen über die Türkei beschwichtigt werden könne. Wenn Napoleon gegen solche Vorstellungen taub zu bleiben fortfuhr, so stand eine Erkaltung der in Tilsit geschlossenen Freundschaft, und selbst ein Bruch bevor. Der französische Kaiser mußte aber, bei seinen Absichten gegen Spanien, wohin er einen großen Theil seiner Kriegs-

macht zusammenzog, einer solchen Möglichkeit vorbeugen, und er ging deshalb auf einen Theilungsplan der europäischen Türkei, nach welchem der Pforte nur Konstantinopel mit Rumelien bleiben, die übrigen Provinzen aber an Rußland, Oesterreich und Frankreich fallen sollten, ein. Ob es Napoleon mit diesem Vertrage, welcher, mit Beobachtung aller diplomatischen Formen, von Caulincourt und Romanzoff abgeschlossen wurde, Ernst gewesen, kann, nach späteren Aeußerungen zu urtheilen, für zweifelhaft gelten. Denn seine politischen Zugeständnisse waren, wenn sie seine Macht für die Zukunft beschränken konnten, nie aufrichtig gemeint. Da er glaubte, daß ihm die Herrschaft über den Kontinent bestimmt sei, so wurde von ihm jede andere Gestaltung als nur zeitweilig angesehen. Für den Augenblick nahm er den Traktat an, und kam mit Alexander sogar über eine große Expedition zu Lande gegen das englische Ostindien überein, an welcher, außer französischen und russischen, auch österreichische Truppen Theil nehmen sollten. Nachdem das gute Vernehmen mit Rußland wieder hergestellt worden, wandte er wieder seine ganze Aufmerksamkeit den spanischen Verhältnissen zu.

Napoleon verließ Paris am 2. April, um seine Absichten gegen Spanien in Bayonne zur Ausführung zu bringen. Er hatte sich vorher oft mit Talleyrand berathen, der zwar keineswegs, wie später von ihm behauptet und vom Publikum geglaubt worden, überhaupt einem Attentat auf die Integrität der spanischen Monarchie entgegen war, dasselbe aber nicht bis zu einer Entthronung der Dynastie, sondern nur bis zu einem Losreißen der Nordprovinzen ausgedehnt wissen wollte. Napoleon ließ Talleyrand, um nicht von dessen Einwürfen weiter behelligt zu werden, in Paris zurück, nahm aber nach Bayonne den Abbé de Pradt, damals Bischof von Poitiers, der eben so ränkesüchtig und geschmeidig wie Talleyrand, aber viel weniger fein und scharfsinnig war, mit. In Bayonne angelangt, schlug der Kaiser seinen Wohnsitz in dem nahe gelegenen Schlosse Marac auf. Er hatte dahin seine Gemahlin und einen Theil seines Hofes kommen lassen, um auch äußerlich mit dem Glanze eines großen Souverains, und dem Gewicht eines Schiedsrichters Europa's aufzutreten.

Das erste Mittel, um Ferdinand VII. zu einer Annäherung an die französische Gränze zu bewegen, war Napoleon's Versprechen, nach Burgos zu kommen, gewesen. Um den jungen König in Sicherheit zu wiegen, hatte Murat von seiner Parteinahme für Karl IV. etwas nachlassen müssen. Derselbe lag aber Ferdinand um desto mehr an, dem Kaiser entgegenzugehen, und machte ihn auf die Vortheile einer mün-

lichen Verhandlung mit demselben aufmerksam. Diese Einflüsterungen bewirkten zunächst, daß der Infant Don Karlos, zur Bewillkommnung Napoleon's, nach Bayonne gesandt wurde. Savary, der unterdessen in Madrid angelangt, wiederholte bei jeder Gelegenheit das schon vorher von den Franzosen ausgesprengte Gerücht, Napoleon werde nach Spanien kommen, und Ferdinand denselben in Burgos, wenigstens aber in Vittoria, antreffen. Das Schwierigste war, den jungen König von Madrid, wo er sich in der Mitte einer zahlreichen und anhänglichen Bevölkerung befand, fortzubringen. Wenn er einmal die Hauptstadt verlassen haben würde, so glaubte man ihn auch ohne Mühe zur Ueberschreitung der französischen Gränze bewegen zu können. Nöthigenfalls sollte dies, da sich auf der von Madrid nach Bayonne führenden Straße überall französische Truppen befanden, mit Gewalt bewerkstelligt werden.

Unter Ferdinand's Umgebungen war die Meinung über die Entfernung von Madrid getheilt. Den Ausschlag gab Escoiquiz, der Napoleon keines offenen Verrathes für fähig hielt, und, durch eine persönliche Besprechung mit demselben, die Wiedereinsetzung Karl IV. und Godoy's Rückkehr an den Hof unmöglich machen wollte. Der junge König ging endlich in die unglückliche Falle, welche ihm eine lange Gefangenschaft zuziehen, für seinen treulosen Unterdrücker aber die erste Veranlassung zu dessen endlichem Sturze werden sollte.

Am 10. April reiste Ferdinand von Madrid ab, zum großen Leidwesen des Volkes, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit eine Regierungsjunta niedergesetzt hatte. An der Spitze derselben befand sich der Kardinal von Bourbon, ein Oheim des jungen Königs, und Gegner des Friedensfürsten. Zu deren bedeutendsten Mitgliedern gehörten der Kriegsminister O'Farill und der Finanzminister Azanza. In Ferdinand's Gefolge befanden sich: Infantado, San Carlos, Cevallos und Escoiquiz. Savary begleitete ihn ebenfalls. Als weder in Burgos, noch selbst in Vittoria von Napoleon's Annäherung etwas vernommen wurde, sprachen mehre unter Ferdinand's Begleitern ihre Bedenklichkeiten gegen Savary, der sie durch Ausflüchte zu beschwichtigen suchte, aus. Ferdinand's Vertraute riethen ihm, in Vittoria zu verweilen, und derselbe übergab Savary ein Schreiben an den französischen Kaiser, worin Anerkennung des Königstitels verlangt, und Befremdung über die Nichterfüllung des im Namen Napoleon's gemachten Versprechens, nach Burgos oder Vittoria zu kommen, ausgedrückt wurde (14. April). Savary konnte sich diesem Auftrage, so ungelegen er ihm auch sein mochte, nicht entziehen. Er ließ jedoch an mehre französische Generale, im Na-

men des Kaisers, den Befehl zurück, Ferdinand, wenn er sich durch die Flucht retten wolle, fest zu halten.

In Vittoria drohte Napoleon's Plan zu scheitern, wenn Ferdinand und seine Vertrauten auch nur ein gewöhnliches Maß von Entschlossenheit und Einsicht besessen hätten. Es stellte sich daselbst der schon oben erwähnte Don Luis Urquijo ein, und rieth von einer Fortsetzung der Reise auf das Dringendste ab. Derselbe entwickelte das ganze Netz von List und Treulosigkeit, mit welchem Napoleon den jungen König umstellt hatte. Auf die Entgegnung, daß der französische Kaiser aus Rücksicht auf seinen eigenen Ruf gegen den, der sich vertrauensvoll in seine Hände gebe, nichts Drohendes unternehmen könne, erwiderte Urquijo mit Nachweisungen aus der Geschichte, daß dergleichen Frevel in den Augen der Welt gewöhnlich durch den Erfolg gerechtfertigt würden. Er erinnerte Ferdinand an die Art, wie Napoleon sich öffentlich*) über die Thronrevolution in Aranjuez geäußert hatte, und was sich daraus für die Zukunft schließen lasse. Er bot Ferdinand VII. sichere Mittel zur Flucht, Verkleidung und Wegweiser, an. Ferdinand und sein Gefolge blieben verblendet.

Endlich langte Napoleon's am 16. April unterzeichnete Antwort auf das von Savary überbrachte Schreiben an. Dieselbe war äußerst geschickt in dem Sinne abgefaßt, um dem französischen Kaiser, in Betreff des spanischen Thrones, nicht im Voraus und öffentlich die Hände zu binden, ließ aber zugleich die Neigung, durch eine mündliche Unterhandlung zu Ferdinand's Gunsten gestimmt zu werden, durchschimmern. Napoleon legte dem Prinzen nicht den Königstitel bei, gab aber zu verstehen, daß dies bald, nach Hinwegräumung der Zweifel über die Freiwilligkeit von Karl IV. Abdankung, geschehen werde. „Auf jeden Fall hoffe ich," hieß es am Schluß, „mich mit Eurer Königlichen Hoheit und dem Könige, Ihrem Vater, zu verständigen." — Auch die Aussicht auf die Gewährung einer französischen Prinzessin für Ferdinand, und die Versicherung, daß diese Verbindung für beide Reiche gleich vortheilhaft sei, ward nicht vergessen.

Dieses Schreiben würde, ungeachtet der einzelnen täuschenden Stellen, bei dem Tone des Ganzen, und der Versagung des königlichen Titels, auf einen weniger furchtsamen Charakter, als Ferdinand, die natürliche

*) Im Journal de l'Empire hatte es am 27. März geheißen: „Der Prinz von Asturien besteigt den Thron, befleckt mit dem Blute seines Vaters, der ihm erst vor wenigen Monaten seine Verbrechen vergeben hatte!"

Wirkung gemacht, d. h. ihn dazu bestimmt haben, seine Person um jeden Preis Napoleon's Macht zu entziehen. Bei dem jungen Könige und seinen Begleitern trat aber das Gegentheil ein. Es verhielt sich damit, wie mit dem Blick der Schlange, welche den Vogel in ihren Rachen zu fallen zwingt. Die stolze, strenge Sprache des Schreibens zog diese schwachen Naturen, anstatt sie abzustoßen, an. Sie glaubten darin eine Bürgschaft für die Aufrichtigkeit des französischen Kaisers zu finden, der nicht anzulocken suche, sondern überzeugt sein wolle, später aber, durch die Darlegung der Wahrheit, um so leichter zu deren Anerkennung zu bewegen sein werde.

Als Ferdinand sich anschickte Vittoria zu verlassen, widersetzte sich das Volk seiner Abreise, wollte die Maulthiere des königlichen Fuhrwerks ausspannen, und die Stränge durchschneiden. Der junge König sprach vom Wagen herab zu der Menge, erklärte, daß er sich ganz aus eigenem Antriebe zu seinem erhabenen Freunde, dem Kaiser der Franzosen, begebe, daß er triftige Gründe habe, dessen Aufrichtigkeit zu vertrauen, und daß er sehr bald, mit der Gewißheit der Ruhe und des Friedens, in das Königreich zurückkehren werde. Noch in Irun, der letzten spanischen Stadt, in deren Nähe er in einem Landhause übernachtete, warnte ihn sein Wirth, einer der reichsten Eigenthümer der Provinz, davor, sich in französische Hände zu geben, und erbot sich, ihn in Sicherheit zu bringen. Es war aber Alles vergebens. Des Prinzen Leichtgläubigkeit war diesmal eben so groß wie sonst seine Heuchelei. Kaum hatte er die Bidassoa überschritten, als er von französischen Kavallerieposten umgeben wurde.

Ferdinand langte am 20. April in Bayonne an. Napoleon hatte sein Ausbleiben noch immer für möglich gehalten. „Wie, er kommt? Nein, das ist unmöglich!" — rief er bei der Nachricht von der Ankunft desselben mit Erstaunen aus. Er besuchte seinen Gast, blieb aber nur einige Minuten bei ihm. Das Mittagsmahl im Schlosse Marac, bei welchem der junge König erschien, war eben so einsylbig. Nach aufgehobener Tafel hatte Napoleon eine lange Unterhaltung mit Escoiquiz, dem er ohne Weiteres seine Absicht, die Bourbonen vom spanischen Throne zu stoßen, und denselben mit einem Mitgliede seiner Dynastie zu besetzen, enthüllte. Er begründete seinen Entschluß mit der Nothwendigkeit, Frankreich und sein politisches System von dieser Seite her sicher zu stellen, klagte den spanischen Hof heimlicher Feindschaft, und mehrer gegen ihn begangener Verrätherein an, und ließ sich über seine, zur Beglückung Spaniens entworfenen, Plane aus. Zuletzt erklärte er

Hetrurien an Ferdinand, wenn dieser seinen Rechten auf die spanische Krone freiwillig entsagen würde, verleihen zu wollen. Vergebens suchte Escoiquiz aus Gründen des Rechtes und der Staatsklugheit Napoleon von seinem Vorhaben abzubringen, machte ihn auf den Eindruck, welchen diese unerhörte Gewaltthat auf ganz Europa hervorbringen werde, aufmerksam, und sagte ihm einen langen und schweren Krieg mit dem spanischen Volke voraus. Der Kaiser blieb unbeweglich, soll aber später selbst bedauert haben, Escoiquiz' Warnungen nicht gefolgt zu sein.

Kaum hatte sich Escoiquiz entfernt, als Napoleon den General Savary an den Prinzen mit dem Auftrage schickte, ihm sein Loos anzukündigen, und ihm, wenn er nachgebe, die Entschädigung in Italien anzubieten. Ferdinand verstummte vor Erstaunen, als er diese Sprache aus dem Munde eines Mannes hörte, der ihn in Madrid und Vittoria beständig von Napoleon's Freundschaft unterhalten hatte. Dem General Savary konnte, nach dem Antheil, den er an dem Tode des Herzoges von Enghien genommen hatte, moralisch nichts mehr unmöglich sein. Er hatte die Stirn, aus der Bestürzung des Prinzen Vortheil ziehen und ihn zur Unterwerfung unter Napoleon's Willen drängen zu wollen, erlangte aber für den Augenblick seinen Zweck nicht. Erst als Ferdinand mit seinen Vertrauten wieder allein war, konnte er für seine Ueberraschung, seinen Zorn, seinen Schmerz Worte finden. Man bewog ihn, jedem Gedanken an einen Tausch Spaniens für ein anderes Land zu entsagen.

Am 17. April hatte Karl IV. der Junta den Widerruf seiner Abdankung mitgetheilt. Auf Murat's Veranlassung wurde hierauf der Friedensfürst, unter der Bedingung, Spanien für immer zu verlassen, in Freiheit gesetzt. Er reiste nach Bayonne ab, wo er am 26. April ankam und von Napoleon gut aufgenommen wurde. Sobald das alte Königspaar von der Abreise des Günstlings hörte, folgte es ihm auf dem Fuße nach und kam einen Tag nach ihm in Bayonne an. Karl IV. und Marie Luise wurden mit königlichen Ehren empfangen. Da der Friedensfürst nicht mehr nach Spanien zurückkehren konnte, so ging er, ohnedies von seinem Hasse gegen Ferdinand aufgestachelt, auf Napoleon's Absichten in Betreff der spanischen Krone begierig ein. Der Kaiser benutzte Godoy's Einfluß auf Karl IV., um diesen nicht nur zum Sturze Ferdinand's, sondern auch zur Ausschließung seiner beiden jüngeren Söhne von der Thronfolge, was anfänglich zweifelhaft war, zu bewegen.

Am 1. Mai übergab Champagny eine Note an Cevallos des Inhalts, daß Napoleon Ferdinand nicht als König von Spanien anerkenne,

und von ihm ein Aufgeben seiner Ansprüche erwarte. Der Prinz aber verlangte freie Rückkehr nach Madrid, versprach, in diesem Falle die Krone an seinen Vater zurückzugeben, und machte die Entscheidung des Familienzwistes von der Begutachtung der Kortes des Königreiches abhängig. Es entspann sich jetzt ein Schriftwechsel zwischen dem alten und dem jungen Könige, bei welchem jener Napoleon's, dieser den Eingebungen seines Ministers Cevallos folgte. Karl IV. erklärte endlich, allein König zu sein, schloß Ferdinand von der Thronfolge aus, und ernannte Murat zum Statthalter von Spanien. Diese Handlung des alten Königs, der eines eigenen Willens durchaus unfähig war, und dem alle seine Schritte von Napoleon und Godoy vorgeschrieben wurden, sollte die Abtretung der spanischen Monarchie an den Kaiser vorbereiten. Nachdem der Schwager Napoleon's mit solchen Vollmachten bekleidet worden, würde es weniger auffallend erscheinen, so glaubte man auf französischer Seite, letzteren als Nachfolger Karl IV. auftreten zu sehen.

Als die Minister des jungen Königs, Cevallos und Labrador, für denselben die Bewilligung zur Rückkehr in seine Staaten und Pässe zur Abfertigung zweier nach Madrid bestimmter Eilboten verlangten, ward ihnen von Champagny geantwortet, daß der Kaiser keinen anderen Beherrscher Spaniens als Karl IV. anerkenne, und daß Ferdinand's Minister keine Kuriere mehr abzufertigen hätten. Jetzt fielen den Verrathenen und Gefangenen die letzten Schuppen von den Augen. Ferdinand beharrte jedoch noch immer auf seinem Sinn, und wollte seine Rechte nicht Preis geben. Da führte die Kunde von einem am 2. Mai in Madrid erfolgten Volksaufstande den Schluß der Katastrophe herbei.

In der Hauptstadt sah man mit ungeduldiger Erwartung Nachrichten aus Bayonne entgegen. Die dort geübte Treulosigkeit wurde, obgleich noch nicht gekannt, doch schon geahnt. Die Gährung nahm rasch überhand. Als Murat von der Junta einen Paß für den jüngsten, erst dreizehnjährigen Sohn Karl IV., den Infanten Don Francesco, verlangte, und der Prinz sich am 2. Mai zur Abreise nach Bayonne anschickte, suchte das Volk dieselbe zu hindern, und rottete sich tumultuarisch zusammen. Murat's Adjutanten, die den gegebenen Anweisungen Gehorsam verschaffen wollten, wurden mit dem Tode bedroht. Ein Bataillon Franzosen gab Feuer. Der Kampf ward bald allgemein. Die Menge stürzte sich, zum Theil von Priestern angeführt, mit blinder Wuth den Soldaten entgegen. Anfangs waren nur 3000 Franzosen in Madrid anwesend gewesen. Im Laufe des Tages rückten aber von verschiedenen Punkten her an 25,000 ein. Die Junta und der Rath von Ka-

stillen wirken für Wiederherstellung der Ruhe. Am Abend und in der Nacht wurden über hundert gefangene Spanier von den Franzosen erschossen. Gegen tausend waren im Kampfe gefallen. Am Tage darauf äußerte Murat gegen den Kriegsminister O'Farill, daß der 2. Mai Spanien in Napoleon's Hand gegeben habe. „Sagen Sie lieber," erwiederte O'Farill, „daß er es ihm für immer entzogen hat!" —

Am 2. Mai war die Königin von Etrurien mit ihren Kindern nach Bayonne abgereist. Am 3. begab sich Don Francesco, am 5. der Kardinal von Bourbon dahin. Durch eine beispiellose Schickung war die ganze Dynastie in die ihr von Napoleon gelegten Schlingen gefallen.

Die Nachricht von den Ereignissen in Madrid kam am 5. Mai in Bayonne an. Napoleon begab sich sogleich zu Karl IV., und zeigte sich über den Aufstand, welcher ihm, um die Verwickelung zu Ende zu bringen, sehr erwünscht kam, dem Anscheine nach äußerst entrüstet. Die anwesenden Prinzen wurden zu ihrem Vater gerufen. Karl IV. überhäufte Ferdinand mit Vorwürfen, legte ihm die Schuld des in der Hauptstadt vergossenen Blutes bei, und sagte am Schluß: „Du bist der Krone unwürdig, welche Du mir hast rauben wollen. Gieb sie, die für Dich zu schwer ist, an den," hier zeigte der alte König auf Napoleon, „der Kraft hat, sie zu tragen!" Er war so in Leidenschaft gerathen, daß er Miene machte, seinen Sohn mit dem Rohrstock, auf welchem er sich gewöhnlich stützte, schlagen zu wollen. Marie Luise zeigte sich noch ergrimmter als ihr Gemahl, stürzte auf Ferdinand wie eine Furie los, ballte gegen ihn die Hand und überhäufte ihn mit den wüthendsten Vorwürfen, indem sie ihn Mörder, Feigling, Verräther nannte. Der Prinz sah zur Erde nieder und erwiederte nichts, als daß er an dem Blutvergießen in Madrid unschuldig wäre. Napoleon, zu dessen Vortheil dies Alles geschah, der es zum Theil selbst veranlaßt hatte, konnte sich des üblen Eindruckes dieser unnatürlichen Scene nicht erwehren, und pflegte später, wenn er darauf zurückkam, immer zu sagen: „Welche Mutter und welcher Sohn!" — Er beschloß jedoch, jetzt den entscheidenden Schlag zu führen, und rief Ferdinand mit kaltem und strengem Tone die Worte zu: „Prinz! Sie haben noch diesen Abend auf die Krone Verzicht zu leisten, oder Sie werden als Aufrührer und Verräther gegen Ihren Vater und König bestraft werden!" — Er zog sich hierauf zurück und begab sich nach dem Schlosse Marac, um mit dem Friedensfürsten die letzten Verabredungen, in Bezug auf die Uebergabe der spanischen Krone an ihn, zu treffen. Der Anblick der in dieser Familie vorgegangenen Unwürdigkeiten hätte Napoleon einen Vorwand an die Hand geben können, deren Sturz zu be-

schönigen. Es war dies jedoch nicht ganz der Fall. Er sagte zu seinen Vertrauten, sein Verhalten gegen die spanischen Bourbonen berührend: „Was ich hier thue, ist gewiß nicht ganz recht. Aber die Politik will, daß ich nicht eine der meinigen feindliche Dynastie in meinem Rücken bestehen lasse!“ —

An demselben Abend (5. Mai) ward von dem Friedensfürsten und dem General Duroc*) folgender Vertrag unterzeichnet: Karl IV., der sich in der Unmöglichkeit sieht, Spanien zu beruhigen, tritt die Krone, deren alleiniger rechtmäßiger Besitzer er ist, an Napoleon ab, der über sie nach Gefallen verfügen kann. Die Verzichtleistung des Königs ist aber an nachstehende Bedingungen geknüpft: Integrität der spanischen Monarchie sammt ihren Kolonieen, ohne irgend eine Theilung oder Trennung. — Erhaltung der katholischen Religion als der allein herrschenden, mit Ausschließung jedes anderen Kultus. — Ueberlassung an Karl IV. des Schlosses Compiegne zu lebenslänglichem, des Schlosses Chambord zu erblichem Eigenthume, mit einer jährlichen, vom französischen Staatsschatze zu zahlenden Rente von 7,500,000 Fr. (30 Mill. Realen). — Angemessener Unterhalt für die übrigen Mitglieder der königlichen Familie.

Ferdinand, der noch am 5. Mai zwei Dekrete an die Junta von Madrid erlassen hatte, in denen er sie von seiner Gefangenschaft benachrichtigte, ihr die Ausübung der Souverainetät übertrug, und den Krieg gegen Napoleon zu erklären befahl, sobald er in das Innere Frankreichs abgeführt sein würde, trat am 10. Mai der Verzichtleistung seines Vaters bei. Er erhielt dafür das in der Normandie gelegene Schloß Navarre, mit einer Jahresrente von einer Million Franken. Den Infanten wurde ein jährliches Einkommen von 400,000 Fr. ausgesetzt. Sie unterzeichneten die Entsagungsurkunde am 12. Mai. Von dem jungen Don Francesco ward dies nicht verlangt.

Karl IV. hatte am 8. Mai der spanischen Nation seine Abtretung der Krone an Napoleon angezeigt, und ihr gerathen, fortan ihr Glück vertrauensvoll in dessen Hände zu legen. Die Infanten gaben eine ähnliche Erklärung von Bordeaux aus ab. Ferdinand widerrief heimlich die ebenfalls heimlich an die Junta in Madrid erlassenen Verhaltungsbefehle. Karl IV. begab sich, ehe Compiegne zu seinem Aufenthalt eingerichtet war, nach Fontainebleau, wo er in den dortigen großen For-

*) Großmarschall des Palastes, und vor Kurzem, bei Gelegenheit der Stiftung eines neuen Adels in Frankreich, zum Herzog von Friaul ernannt.

sten seine Leidenschaft für die Jagd befriedigen konnte. Den Infanten wurde Valencay, ein von Napoleon an Talleyrand geschenktes Schloß zum Wohnsitz angewiesen. Sie wurden daselbst, ohne eigentlich gefangen gehalten zu werden, doch sorgfältig bewacht.

Ferdinand legte während dieser ganzen Zeit einen an das Unglaubliche gehenden Kleinmuth dar. Er bat Napoleon zu wiederholten Malen um die Hand einer Prinzessin aus seiner Familie, äußerte sogar einmal den Wunsch, von ihm adoptirt zu werden. Er beglückwünschte den Kaiser über die in diesen Jahren über Engländer, Oesterreicher und Russen davon getragenen Siege, ließ den von ihm bewohnten Theil des Schlosses an Napoleon's Geburtstagen erleuchten, und bat sogar Joseph, als dieser König von Spanien geworden, um den von ihm gestifteten St. Josephsorden. Sein späteres Verhalten beweist jedoch, daß er sich dabei nur verstellte, und daß er diesen Schein von Demuth aus Muthlosigkeit, weil er im entgegengesetzten Falle seine Lage zu verschlimmern fürchtete, annahm. Die französischen Zeitungen erhielten die Weisung, des gestürzten Königshauses nicht mehr zu erwähnen, und dasselbe blieb bis zu Napoleon's eigenem Untergange vergessen. Desto mehr sollte aber, im Gegensatz zu diesen unwürdigen Häuptern, das spanische Volk auf den Schauplatze der Ereignisse hervortreten.

---

41. Joseph's Erhebung auf den spanischen Thron. — Konstitution von Bayonne.

Nachdem das Werk der Gewalt und List vollbracht und von dem geistesschwachen Karl IV. die spanische Krone, über welche derselbe dem Recht nach in keiner Weise zu verfügen gehabt hätte, an Napoleon abgetreten worden, beschloß dieser, sie an den ältesten seiner Brüder, Joseph, in dessen persönliche Anhänglichkeit, Mäßigung und Klugheit er das meiste Vertrauen setzte, zu verleihen. Joseph saß seit dem Anfange des Jahres 1806 auf dem neapolitanischen Throne, wo er, anfänglich von der Bevölkerung mit Widerstreben aufgenommen, jetzt hinlänglich befestigt erschien. Murat, der den Oberbefehl über die französischen Truppen in Spanien führte, schmeichelte sich, in seiner Eigenschaft als Siegesgefährte und Schwager des Kaisers, eine Zeit lang mit der Hoffnung, die spanische Krone auf sein Haupt setzen zu können. Napoleon mißt

traute aber Murat's Ungestüm und Ehrgeiz, und fürchtete, an demselben kein so fügsames Werkzeug wie an Joseph, der sich von jeher durch seine Hingebung an seinen großen Bruder ausgezeichnet hatte, zu finden. — Unter den übrigen Brüdern des Kaisers hatte Ludwig, König von Holland, schon damals hinlänglich bewiesen, daß er zu keiner übergroßen Nachgiebigkeit gegen Napoleon's System geneigt sei, und Hieronymus galt für zu jung und unerfahren. Zwischen Napoleon und Lucian, dem begabtesten unter dessen Brüdern, hatte sich ein, wie es schien, unversöhnlicher Zwiespalt erhoben. — Eugen Beauharnais war zu des Kaisers Nachfolger im Königreich Italien ernannt worden, und Napoleon glaubte, ihn in Mailand nicht entbehren zu können. Es blieb demnach nur Joseph übrig. Außerdem hielt es Napoleon, bei dem die dynastischen Tendenzen immer mehr die Oberhand gewannen, für schicklich, die nach ihm größte Stellung dem ältesten seiner Brüder zuzuwenden.

Es war aber unter den vorhandenen Umständen ein großer Mißgriff, Joseph Murat vorzuziehen. Joseph, von militairischen Eigenschaften entblößt, eignete sich nicht für einen Thron, der, wie leicht vorauszusehen, nur durch die Waffen behauptet werden konnte. Murat war dagegen nach Napoleon der erste Soldat in der Familie. Murat hatte sich durch die Unterdrückung des Aufstandes in Madrid am 2. Mai den Spaniern furchtbar gemacht. Sein ritterliches Wesen, seine glänzende Tapferkeit wären geeignet gewesen, das spanische Volk, wenn dasselbe überhaupt für eine solche Thronveränderung gewonnen werden konnte, eher als Joseph's feine und wohlwollende, aber thatunfähige Natur anzuziehen. Murat war zur Stelle, hatte die Junta und die meisten spanischen Staatsmänner kennen und behandeln gelernt, während Joseph erst erwartet werden mußte, und von den Personen und Zuständen in Spanien keine Erfahrung besaß. Bei besserer Einsicht hätte Napoleon Alles daran liegen müssen, den spanischen Thron unmittelbar nach Karl IV. Abdankung zu besetzen, und den neuen Inhaber desselben alsbald der Nation zu zeigen. Statt dessen trat ein Interregnum ein, während welches die Spanier in den Stand gesetzt wurden, sich von ihrer Ueberraschung über die unerwarteten Ereignisse in Bayonne zu erholen, ihre Lage zu fühlen und Entschließungen für die Zukunft zu fassen.

Obgleich Napoleon sich durch den Vertrag mit Karl IV. eine unbeschränkte Verfügung über die spanische Monarchie beilegte, so wollte er doch das Ansehen haben, zu Joseph's Wahl nicht aus persönlichen Beweggründen, sondern durch den Wunsch des spanischen Volkes bestimmt worden zu sein. Er veranlaßte deshalb durch Versprechungen und

Drohungen die Junta in Madrid und den Rath von Kastilien, seinen Bruder als den, welcher zur Herrschaft über Spanien am Geeignetsten sei, zu bezeichnen. Zu gleicher Zeit ließ er eine Anzahl spanischer Notabilitäten, Granden, Prälaten, selbst Ordensgenerale, höhere Staatsbeamte und Generale, nach Bayonne einberufen, um mit ihnen über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu berathen. Die Junta in Madrid und der Rath von Kastilien fügten sich nur ungern und zögernd den Anfinnen des französischen Kaisers, und drückten sich über die Abdankung der alten Dynastie mit Vorsicht und absichtlicher Unbestimmtheit aus. Was die nach Bayonne berufenen Notabeln betrifft, so blieben viele von ihnen aus, manche aus Patriotismus, andere schon damals aus Furcht vor der Menge, in welcher sich der Haß gegen Napoleon und der Widerspruch gegen die Vorgänge in Bayonne früh zu regen begann. Indessen gelang dem Gewaltigen dies, wie Alles, was er damals wollte. Er schien, indem er Joseph zum Könige von Spanien ernannte (6. Junius), nur dem Verlangen der von Ferdinand VII. vor seiner Abreise in Madrid eingesetzten Junta und des Rathes von Kastilien, der höchsten Reichsbehörde, nachzugeben und die Anwesenheit spanischer Notabeln in Bayonne, die Junta von Bayonne genannt, verlieh dem, was dort geschah, einen Augenblick lang einen täuschenden Schein von vertrauensvoller Zuziehung und freier Entschließung.

Napoleon hatte sich Murat's bedient, um die beifällige Erklärung der Junta in Madrid und des Rathes von Kastilien, so wie die Einberufung der Notabeln nach Bayonne durchzusetzen. Murat hoffte jedoch, Joseph's friedlichen Sinn und seine Vorliebe für den neapolitanischen Thron kennend, dessen Ablehnung der ihm zugedachten Größe, oder eine Aenderung in Napoleon's Entschluß. Murat glaubte, daß er allein unter allen Verwandten Napoleon's zu einer solchen Stellung befähigt war. Sein kühner, unternehmender Sinn gefiel sich in dem fast unbegränzten Raum, welchen damals die spanische Monarchie vom Mittelländischen bis zum Stillen Meere bot, und er dachte daraus für sich ein Feld neuen Ruhmes zu machen. Dies war es aber gerade, was Napoleon, der wußte, daß seines Schwagers Herz besser als dessen Kopf bestellt war, besorglich gemacht hatte. Er kündigte Murat Joseph's Erhebung an, und stellte ihm, der sich in seinem kleinen Fürstenthum am Niederrhein längst nicht mehr gefiel, die Wahl zwischen dem neapolitanischen und portugiesischen Throne, denn der Vertrag von Fontainebleau war mit der Abdankung Karl IV. erloschen, frei. Murat, der seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Spanien und in der letz-

ten Zeit zum Statthalter Karl IV. als eine Vorbereitung zu seiner Erhebung auf den spanischen Thron angesehen hatte, wurde von dem jetzt gewissen Fehlschlagen seiner Erwartungen nicht nur im höchsten Grade verstimmt, sondern auch in Verbindung mit dem ungewohnten Klima und großen Anstrengungen körperlich so angegriffen, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel, und, nach erfolgter Genesung, Spanien so schnell als möglich verließ. Von dieser Zeit fing in Murat eine Unzufriedenheit mit Napoleon zu keimen an. Er sträubte sich innerlich gegen dessen Oberherrlichkeit, eine Gesinnung, die später in einem entscheidenden Augenblick zu einem gänzlichen Bruch führte.

Napoleon's diktatorische Natur war nicht geeignet, ihm bei seinen Angehörigen eine tiefe Anhänglichkeit zu erwerben. Sie fühlten immer, daß sie nur Werkzeuge in seiner Hand, mehr Mittel seiner Staatskunst, als Gegenstand seiner Zuneigung waren. Joseph und Hieronymus, die wohl wußten, daß sie seiner nicht entbehren konnten, blieben ihm zugethan, obgleich auch ihnen zuweilen ihre Abhängigkeit lästig wurde. Lucian und Ludwig brachen lieber mit ihm, als daß sie sich ihm ganz unterordneten. Murat, der ein bedeutender General war, hielt sich noch mehr als jene berechtigt, auf eigenen Füßen zu stehen, und wurde von seiner am 15. Julius (1808) erfolgten Ernennung zum Könige von Neapel, in Joseph's Stelle, nicht befriedigt. Nur der unter Napoleon's Angehörigen, welcher mit ihm am Wenigsten durch Bande des Blutes verbunden war, sein Stiefsohn Eugen Beauharnais, fühlte für ihn eine sich immer gleichbleibende Anhänglichkeit, und scheint auch von Napoleon unter allen seinen Verwandten am Meisten geliebt worden zu sein.

In den letzten Tagen des Monats Mai waren 92, statt der ursprünglich bestimmten 150, von Napoleon selbst bezeichnete Abgeordnete spanischer Städte und Provinzen in Bayonne angekommen. Die meisten von ihnen waren, von dem Sturze ihrer früheren Gebieter niedergeschmettert und von Napoleon's Persönlichkeit unterjocht, zum Anschluß an die neue Ordnung der Dinge geneigt. Sie sahen, fast alle den vornehmen Klassen angehörig und mit den Gesinnungen des Volkes, dessen Erhebung damals noch nicht angefangen hatte, unbekannt, kein Mittel des Widerstandes gegen den ihnen aufgedrungenen Willen und glaubten, daß Spanien, seine Kolonieen, seine Integrität nur durch einen Bruder des mächtigsten Monarchen des Kontinents gerettet werden könnten. Sie traten zu einer außerordentlichen Junta zusammen. Am 7. Junius langte Joseph in Bayonne an, dem Napoleon eine große Strecke Weges entgegenging, und der von dem kaiserlichen Hofe, um ihn in den Augen

seiner neuen Unterthanen bedeutend erscheinen zu lassen, mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Joseph, der Neapel ungern verlassen hatte, und die Schwierigkeiten, die ihn in Spanien erwarteten, zum Theil voraussah, war eher zu Niedergeschlagenheit als Ueberhebung geneigt, nahm aber, auf einen Wink seines Bruders, die mit seiner Stellung übereinstimmende Haltung an, und schien den Mitgliedern der Junta gleich bei der ersten Berührung mit ihm zu gefallen. Selbst die früheren Vertrauten Ferdinand's, die Herzöge von Infantado und San Carlos, sogar Urquijo und Cevallos, glaubten in jenem Augenblick sich ihm zum Besten Spaniens anschließen zu müssen.

Napoleon hatte der Junta schon vor Joseph's Ankunft den Entwurf zu einer Konstitution vorlegen lassen, deren Berathung am 15. Junius begann. Zum Präsidenten der Versammlung wurde Azanza, zum Sekretair Urquijoz ernannt. Nach einigen einleitenden Reden, voll des Inhaltes, daß man keinen besseren Souverain, als ein Mitglied jener außerordentlichen Familie, welche von der Vorsehung zur Erneuerung der Throne bestimmt sei, finden könne, ward Napoleon's Dekret, seines Bruders Ernennung betreffend, verlesen, mit Beifall aufgenommen, dem neuen Könige gehuldigt, und dem Kaiser, als Verleiher dieser Wohlthat, gedankt.

Die Verfassung, deren ursprünglicher Entwurf mit geringen Abänderungen angenommen wurde, war der des französischen Kaiserreiches nachgebildet. Ein Senat, aus 25 Mitgliedern bestehend, sollte, wie in Frankreich, über die Gesetze wachen, und die konstituirten Gewalten an Ueberschreitung der ihnen vorgezeichneten Gränzen verhindern. Eine Versammlung, Kortes genannt, aus 172 Mitgliedern zusammengesetzt, trat alle drei Jahre zusammen, berieth die Vorlagen der Regierung und setzte den Staatshaushalt für die laufende Periode fest. In den Kortes saßen 25 Prälaten — 25 Granden — 62 Deputirte des Mutterlandes und der Kolonieen — 30 Deputirte der größeren Städte — 15 Vertreter der Akademien und Universitäten — und eben so viele des Handels- und Industriestandes. Der Rath von Kastilien erhielt den Namen Kassationshof, und nahm dieselbe Stellung wie in Frankreich ein. Ein Staatsrath würde die Gesetzentwürfe vorbereiten und die Verwaltung leiten. Die katholische Religion sollte die allein berechtigte sein. Der Thron ward in der männlichen Descendenz Joseph's, Ludwig's und Hieronymus' für erblich erklärt, mit immerwährendem Ausschluß der Frauen. Der Inquisition wurde keine Erwähnung gethan. Wie aber Napoleon in Frankreich selbst, ungeachtet seines Hanges zum

Absolutismus und zur Erneuerung altmonarchischer Formen, sich von einigen 1789 erschienenen Grundvorstellungen nie ganz entfernen konnte und wollte, eben so ließ er auch jetzt in die neue spanische Konstitution die Gleichheit aller Klassen vor dem Gesetz, die Abschaffung der Feudalrechte, der Patrimonialjustiz und der Steuerprivilegien einführen.

Diese Verfassung würde, unter anderen Umständen, geeignet gewesen sein, die staatliche Wiedergeburt Spaniens vorzubereiten. Noch lange nachher sind aufgeklärte und wohlgesinnte Spanier der Meinung gewesen, daß sie in ihren wesentlichen Zügen mit dem von der Nation erreichten politischen Standpunkte übereinstimmte. Die Konstitution von Bayonne war zeitgemäßer als die bisherigen Einrichtungen, die Spaniens Sinken verursacht hatten, und ausführbarer als die späteren demokratischen Institutionen, die, ohne ein bestimmtes Ziel zu erreichen, unaufhörliche Umwälzungen hervorriefen. Aber die Gewalt und der Verrath, aus welchem diese Schöpfung, wie aus einer vergifteten Quelle, hervorgegangen war, bewirkten, daß sie von dem spanischen Volke ohne weitere Prüfung und Vergleichung von vorn herein verworfen wurde.

Joseph ernannte zu seinen Ministern Azanza, Urquijo, Jovellanos, O'Farill, Cevallos u. s. w., von denen Einige Ferdinand VII. während seiner kurzen Regierung, Andere schon früher gedient hatten und für die fähigsten Staatsmänner Spaniens galten. Am 7. Julius ward die Konstitution von Joseph in einer feierlichen Sitzung der Junta beschworen.

Am 9. Julius verließ Joseph Bayonne, von Napoleon bis zur Gränze begleitet, der seines Bruders Besorgnisse über den ihn in Spanien erwartenden Empfang, obwohl vergeblich, zu verscheuchen suchte. Die Nachrichten von der Erhebung des Volkes in den meisten Provinzen, von dem Abfall der spanischen Armee, von der ein Theil anfänglich dem neuen Könige den Eid der Treue geleistet hatte, waren in Bayonne schon vor der Abreise angelangt. Obgleich sich in Nordspanien eine bedeutende französische Truppenmacht befand, so ließ Napoleon seinen Bruder noch von einer ganzen Brigade, unter dem Kommando des Generals Ney, begleiten. Die Minister, die Mitglieder der Junta, der neu eingerichtete Hofstaat zogen in mehr als 100 Wagen, das zum Fortschaffen des Gepäckes nöthige Fuhrwerk uneingerechnet, einher. Der Aufstand war aber schon so verbreitet, daß französische Soldaten in geringer Entfernung von dem königlichen Reisezuge ermordet gefunden wurden. Am 20. Julius kam Joseph in Madrid, von einem eisigen Stillschweigen der Bewohner empfangen, an. Seine Minister waren über diese Aufnahme so betroffen, daß sie ihm erklärten, sie würden ihre Stellen, wenn sie die

Stimmung des Volkes geahnt hätten, nicht angenommen haben. Die Mitglieder der Junta, welche ihn begleitet hatten, zerstreuten sich, und die meisten unter ihnen halfen, in ihre Heimath zurückgekehrt, dieselbe gegen das neue Königthum aufwiegeln. Der Rath von Kastilien verweigerte den Eid. Indessen war das, was in Madrid, wo eine zahlreiche französische Besatzung unter Savary stand, vorging, nichts im Vergleiche zu der Gluth des Hasses und der Rache, die sich in den Provinzen entzündet hatte.

---

42. Volkserhebung der Spanier und Portugiesen gegen Napoleon.

Die pyrenäische Halbinsel war damals das einzige Land auf dem europäischen Kontinent, welches die nöthigen Mittel besaß, um Napoleon einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen zu können. Ueberall sonst war der Volksgeist äußerst gelähmt, hier und da fast erloschen. Der Eroberer hatte bei seinem Verhalten gegen Spanien dasselbe nach dem Maßstabe anderer Völker beurtheilt, und sich hierin gänzlich geirrt. Es war von ihm vom Anfange seiner siegreichen Laufbahn an die Erfahrung gemacht worden, daß, wenn er das regelmäßige Heer des Feindes geschlagen, die Hauptstadt besetzt, sich der Verwaltung bemächtigt hatte, auch die Bevölkerung in seine Hände gefallen, und wie eine hirtenlose Herde seiner Leitung gefolgt war. Staat und Nation waren im achtzehnten Jahrhundert auf dem Kontinent, die pyrenäische Halbinsel ausgenommen, so in einander übergegangen, daß, wenn ersterer sich schwach und unfähig zeigte, auch diese zu sinken anfing. Einige Völker, wie die Schweizer und Holländer, in welchen sich, unter dem Schutz republikanischer Formen, ein, obgleich von den Einflüssen der Zeit ebenfalls herabgezogenes, Gemeinleben erhalten hatte, waren zu klein, um ihre alten Zustände gegen den Sturm der französischen Revolution, und später gegen Napoleon's Eroberungslust behaupten zu können.

In Spanien herrschte aber ein von dem übrigen Europa durchaus verschiedener Zustand. An materieller Kultur hinter fast allen Ländern, namentlich hinter Großbrittanien, zu welchem es in dieser Beziehung den äußersten Gegensatz bildete, zurückgeblieben, stand das spanische Volk dem englischen an Charakterstärke, an Liebe zum heimathlichen Boden und dem Willen, denselben um jeden Preis zu vertheidigen, nicht nach. Dieses Nationalgefühl war unter den Spaniern, da sie von dem Geräusch

der Welt weniger in Anspruch genommen und zerstreut wurden, vielleicht noch tiefer gewurzelt, noch allgemeiner verbreitet als unter den Engländern. Die Monarchie war in Spanien seit Karl V.*) unumschränkt, das Volk aber dadurch nicht, wie sonst fast überall, erniedrigt worden. Spanien war nach und nach durch die verkehrte Politik seiner Regierung um allen Einfluß in Europa gekommen. Es hatte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts Neapel, Sicilien, Sardinien, die Lombardei, die Niederlande verloren, und war in Europa auf seine ursprünglichen Gränzen beschränkt worden. Seine von den kostbarsten Erzeugnissen überströmenden Kolonieen hatten, anstatt das Mutterland zu bereichern, zu dessen Verarmung beigetragen. Sein Heerwesen war mangelhaft, seine Seemacht verfallen und seine Verwaltung eine der schlechtesten in Europa. Die höheren Klassen hatten sich der Entartung ihrer Standesgenossen in anderen Ländern nicht entziehen können, und die mittleren ebenfalls viel von ihrer früheren Tüchtigkeit verloren. Aber die große Mehrheit der Bevölkerung, der Handwerker, Landmann und Hirt, zeichneten sich noch durch den alten Nationalcharakter, welcher einst die Ausführung so großer Dinge möglich gemacht hatte, durch Schwungkraft, Unerschrockenheit, Ausdauer und Mäßigkeit aus. Die Masse in Spanien hatte die Fähigkeit in sich bewahrt, für eine ihr als wahr erscheinende Idee im höchsten Grade entflammt zu werden, und für deren Vertheidigung kein Opfer zu scheuen.

Zu dieser Gesinnung, welche ein Volk, selbst wenn ihm vieles Andere fehlt, immer groß macht, hatte, außer der lebendig erhaltenen Erinnerung an eine ruhmwürdige Vergangenheit, das zum Theil mit der Religion zusammenhängende Gefühl menschlicher Gleichheit, welches, ungeachtet aller aus dem Feudalwesen vorhandenen Ueberreste, den Grundzug des Volkscharakters bildete, wesentlich beigetragen. Indem alle Klassen in Spanien sich bewußt waren, einst zum Siege des Kreuzes über den Halbmond, und zur Eroberung der neuen Welt beigetragen zu haben, hatte sich bis in die untersten Schichten ein kräftiges Selbstgefühl verbreitet, das sich wohl vor gewissen allgemeinen Mächten, wie die Kirche und das Königthum, aber nicht vor Personen beugte, und in sich das Gefühl nationalen und individuellen Stolzes von keinen Unterschieden des Ranges und Vermögens beeinträchtigen ließ. Alle Klassen in Spanien standen zu einander in einer in anderen Ländern unbekannten Berührung und Vertraulichkeit. Das Gefühl, Spanier und Katholik zu

*) In Spanien Karl I. genannt.

sein, von denen abzustammen, welche die Araber besiegt, und in allen Theilen der Erde den spanischen Namen verherrlicht hatten, galt für das Höchste, und glich bis auf einen gewissen Grad alle anderen Verschiedenheiten aus. Diese Stimmung, welche den Brennpunkt des spanischen Volksthums ausmachte, sollte im Kampfe gegen Napoleon, als dieser das Selbstgefühl der Spanier antastete, Wunder wirken, indem jeder Einzelne, selbst in der dunkelsten und niedrigsten gesellschaftlichen Stellung, ein solches Beginnen als einen persönlichen Schimpf ansah, und, um ihn zu rächen, ohne Bedenken sein Dasein auf das Spiel setzte.

Die absolute Monarchie hatte den spanischen Staat, aber nicht das spanische Volk herabgebracht. Lange Zeit hindurch war dieses Sinken in den Augen der Fremden verhüllt geblieben, indem die Spanier, selbst als die Pfeiler ihrer politischen Größe schon erschüttert waren, dem Auslande gegenüber noch immer als eine weltgebietende Nation auftraten. Als endlich im achtzehnten Jahrhundert der Verfall der spanischen Monarchie für Europa kein Geheimniß mehr war, glaubte das eigene Volk daran keineswegs, und hielt sich und das Königthum in seiner Mitte noch immer für eine Macht erster Größe. Der Spanier, durch die Pyrenäen von dem übrigen Europa getrennt, ohne Verbindung mit demselben, richtete den Blick, wenn er in Gedanken sein Land verließ, auf den Ocean, an dessen jenseitigem Ufer unermeßliche Gebiete seiner Herrschaft unterworfen waren, und hatte keinen Begriff davon, daß sein Staat, im Vergleiche zu der Vergangenheit, so tief, wie wirklich stattfand, gefallen war. Er würde aber, auch wenn ihm eine solche Kenntniß zugänglich gewesen wäre, an sich und seiner Zukunft nicht verzweifelt haben.

Die Spanier übten nicht, wie die Engländer, einen leitenden Einfluß auf ihre Regierung aus, wurden aber auch von deren Sinken nicht mit ergriffen. Die Menge wußte nichts von dem militairischen Joche, der polizeilichen Ueberwachung, der administrativen Einmischung, der ihres Gleichen in anderen Ländern unterworfen waren. Ein großer Theil der Geistlichkeit, in der Meinung der erste Stand, ging aus den ärmsten Klassen hervor. Der hohe Adel lebte am Hofe, und hatte weder Lust noch Macht, das Volk zu unterdrücken. In manchen Gegenden galt die gesammte Bevölkerung für adelig, und Personen dieser Abstammung fanden sich in allen Lebenslagen, nicht selten in den dunkelsten, vor. Es gab in dieser Beziehung keine strenge Absonderung.

Die unumschränkte Gewalt der spanischen Könige bedrohte, wie die der Sultane, mehr die Großen als das Volk, welches in Allem, was ihm theuer war, seinen Willen durchzusetzen wußte. Unter Karl III.

waren nicht ungeschickte Versuche angestellt worden, Spaniens Seemacht und Handel zu heben, und seine Verwaltung der der übrigen Völker nachzubilden. Dieses und Aehnliches hatte aber den Kern der eigenthümlichen Gesinnungen und Sitten nicht berührt. Als jener König, dessen Gewalt in politischer Beziehung unbegränzt war, eines Tages das Tragen der weiten Mäntel und breiten Hüte, unter welcher Verhüllung zuweilen Verbrechen begangen wurden, abschaffen wollte, entstand in den unteren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung eine so drohende Bewegung, daß er sein Verbot alsbald zurücknahm.

Obgleich man in der Epoche, von der es sich hier handelt, den madrider Bürger nicht mehr, wie im siebzehnten Jahrhundert, bewaffnet in das Theater treten und seine Meinung über ein Stück mit dem Degen in der Hand geltend machen sah, so ging doch der spanische Bauer und Hirt noch immer mit Flinte und Dolch einher, und war sie zu seiner Sicherheit zu brauchen gewohnt. Die Landleute, in großen Flecken zusammenwohnend, bei der Fruchtbarkeit des Bodens nur zu wenig Arbeit genöthigt, brachten einen Theil ihrer Zeit mit Anhörung der Legenden spanischer Märtyrer, der Heldensagen der Vorzeit, der Vertreibung der Mauren, der Eroberung Amerika's zu. Der Hirt zog zweimal im Jahre mit seiner Herde Spanien seiner ganzen Breite nach durch und fühlte sich überall zu Hause, wo er das Kreuz sah und seine Sprache hörte.

Diese durch die eigenthümlichen Kulturverhältnisse möglich gemachte Muße hatte dem Volke in der letzten Zeit, als es mit seiner Regierung unzufrieden zu werden anfing, erlaubt, sich um die allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu bekümmern. Die schlechte Verwaltung des Friedensfürsten, die Schwäche Karl IV., die üble Behandlung, welche der Prinz von Asturien von seiner Mutter erfuhr, waren auf allen öffentlichen Plätzen, in Städten und Dörfern, verhandelt und allgemein bekannt geworden. Anfangs ohne Mißtrauen über das Einrücken französischer Truppen in Spanien, weil dies unter dem Vorwande der Besetzung Portugals geschah, war die Menge, als die Nachricht von der Einnahme mehrer spanischen Festungen durch die Franzosen sich verbreitete, unruhig geworden. Als aber die Trauerbotschaft von der Abdankung der gesammten königlichen Familie in Bayonne, und von dem Zwange, welcher dabei dem Prinzen von Asturien angethan worden, von der Eigenmacht Napoleon's, welcher über den spanischen Thron wie über ein herrenloses Gut verfügt hatte, erscholl, da kannte die Wuth der Massen keine Gränzen, und der Einzelne empfand dies, als wenn er dadurch in seinem eigenen Dasein verletzt worden wäre. Der Volksgeist erwachte

plötzlich wie ein Löwe, den man während seines Schlafes geneckt hätte und der des mit ihm getriebenen Spieles gewahr geworden wäre. Die Erhebung gegen die fremde Anmaßung geschah freiwillig, ohne gegenseitige Verabredung, ging aus dem Gefühl der verwundeten Nationalehre hervor und verbreitete sich wie ein Lauffeuer von einem Ende des Landes zu dem anderen. In einigen Wochen stand ganz Spanien in Brand.

Mächtig trugen zu dem Widerstande gegen die aufgedrungene Herrschaft der Franzosen die 2122 Mönchs- und 1130 Nonnenklöster bei, mit welchen Spanien bedeckt war, und welchen ein großer Theil des Bodens gehörte. Die Weltgeistlichkeit war weniger begeistert, und nahm an dem Kampfe später und nicht in Masse Theil. Schon bei dem Aufstande am 2. Mai in Madrid gegen Murat hatte man die Klostergeistlichen zu den Waffen greifen, sich an die Spitze des Volkes stellen und dann wieder den Verwundeten ihren religiösen Beistand spenden sehen. Ihre martialische Gesinnung hatte damals, zum ersten Mal seit langer Zeit, Gelegenheit gehabt, sich zu zeigen. Als die Abdankungen von Bayonne bekannt wurden, waren es vornehmlich die Mönche, welche sich im Beichtstuhl und auf der Kanzel dagegen erhoben. Die Nonnen waren auf andere Art zur Anfachung der Flamme thätig. Sie gaben Geld zur allgemeinen Bewaffnung her, und regten durch ihre weiblichen, in der Welt lebenden Verwandten die Männer auf.

Ein großer Theil der Weltgeistlichkeit gehörte den mittleren Klassen der Gesellschaft an, welche, als die Volkserhebung einmal in Gang gekommen war, sich ihr anschlossen, aber nicht das Zeichen zu ihr gegeben hatten. Die Mönche, besonders aber die zahlreichen Bettelmönche, gingen aus den untersten Schichten der Bevölkerung hervor, waren, wie diese, unerschrocken und abgehärtet, zur Uebernahme von Gefahren und Entbehrungen geneigt, und noch immer der fanatischen Exaltation fähig, welche den spanischen Mönchsstand einst bei den Kämpfen gegen die Araber und der Bekehrung der Indianer erfüllt hatten. Die spanischen Klöster, nicht wie die Italiens fast ausschließend in den Städten, sondern häufig auf dem Lande liegend, waren meist mit dicken Mauern und Thürmen aus dem Mittelalter her versehene Gebäude, und wurden, als es zum Kriege gegen die Franzosen kam, wie Citadellen gebraucht. Der spanische Bauer lebte, ungeachtet seiner Verehrung für die Ordensgeistlichen, in großer Vertraulichkeit und täglicher Berührung mit denselben. In den Klöstern wurden Waffen aufgehäuft und Versammlungen gehalten. Von da aus verbreiteten sich, bei der Verbindung, in welcher die Ordenshäuser in ganz Spanien unter einander standen, die politischen

und militairischen Nachrichten unter dem Volke, wurden Aufrufe erlassen und Sendboten ausgeschickt. Die Klöster waren der Herd der nationalen Erhebung.

Die Großen waren damals in Spanien, unter etwas anderen Formen, und bei geringerer intellektueller Kultur, in ihren Sitten eben so ausgeartet, wie in Frankreich vor 1789. Es waren gerade die Ersten der Nation gewesen, welche in Bayonne Joseph gehuldigt, Aemter an seinem Hofe und in seinem Rathe angenommen, und selbst nachgesucht hatten. Sie fürchteten für ihre Besitzungen die Verheerungen eines Krieges und glaubten, zwischen die Erregung der Menge und den fremden Herrscher gestellt, von letzterem weniger als von ersterer für sich und die Erhaltung der Ordnung zu fürchten zu haben. Auch waren ihnen die Mängel des bisherigen Regierungssystems, das Günstlingswesen, die Kopflosigkeit, Verschwendung und Schlaffheit in den höchsten Regionen besser als dem Volke bekannt. Sie hofften von Joseph, unter Napoleon's mächtigem Beistande, eine Wiedergeburt Spaniens herbeigeführt zu sehen.

Die höheren Militairs, die Generalkapitains, Korpskommandanten und Festungsgouverneurs, waren ebenfalls weniger als die niederen Officiere, die Soldaten, die Mönche und das Volk zur Ergreifung der Waffen geneigt. Sie kannten den mangelhaften Zustand ihrer Truppen, und legten auf die Hülfe der Menge, deren Streitbarkeit es seit langer Zeit an einer Veranlassung hervorzutreten gefehlt hatte, geringen Werth. Da in den Augen dieser meist bejahrten Generale die Disciplin Alles war, so schien es ihnen unmöglich, mit zusammengelaufenen Schaaren von Freiwilligen, Bauern und Hirten etwas Bedeutendes ausrichten zu können. Viele unter ihnen erinnerten sich noch der Niederlagen, welche die Spanier 1793 und 1794 von den Franzosen, als diese sich erst militairisch zu organisiren anfingen, und kein Feldherr erster Größe, wie Napoleon, an ihrer Spitze stand, erlitten hatte. Der unmännliche und unkriegerische Geist des alten Hofes hatte die höheren Militairs von demselben fern gehalten. Der neue König war ebenfalls kein Soldat, aber hinter ihm stand Napoleon, von dem für die spanische Armee als Feind Alles zu fürchten, als Freund Manches zu hoffen war. Ein großer Theil der Generale wäre, wenn sie ganz von sich abgehangen hätten, zur Erhaltung des Friedens mit Frankreich und Annahme Dessen, was in Bayonne geschehen, nicht aus Feigheit, sondern aus Berechnung, geneigt gewesen.

Der höhere Handels- und Industriestand scheute die von einem

Volkskriege unzertrennliche Anarchie, und das Sinken der Geschäfte. Er war außerdem mit der Politik seiner ehemaligen Gebieter, welche Spaniens Schätze seit dem Direktorium dem Bündnisse mit Frankreich aufgeopfert und durch die unklugen Kriege gegen England dem Verkehr zur See so große Verluste zugefügt hatte, im höchsten Grade unzufrieden. Auch war in dieser aufgeklärten, an Ordnung und Recht gewöhnten Klasse an dem verächtlichen, willkührlichen und ausschweifenden Treiben des alten Hofes besonderer Anstoß genommen worden. Die spanischen Handelsherren glaubten, daß dieser Zustand unter einem Napoleoniden ein anderer und besserer werden könne, und hielten einen Kampf gegen diesen, der zugleich ein solcher gegen den größten Feldherrn und die schlagfertigste Armee werden mußte, für den Ruin Spaniens. Die Konstitution von Bayonne zählte, wegen der Reformen, welche sie in die Verwaltung einzuführen versprach, im Bürgerstande zahlreichen Anhang.

Indessen waren der höhere Adel, die Generale, die großen Fabrik- und Handelsherren, wenn sie auch die Schwierigkeiten eines Kampfes gegen Frankreich und die Vortheile einer neuen Regierung besser als das Volk begriffen, doch immer Spanier genug geblieben, um von Napoleon's Verfahren in Bayonne tief verletzt zu sein. Es war nicht Liebe zu dem alten Königshause, die unter Denen, welche dasselbe kannten, unmöglich gewesen wäre, sondern Entrüstung über die verwerflichen Mittel, welche zu dessen Sturz angewandt worden, und Stolz über die dem spanischen Namen in Bayonne angethanene Beleidigung, was selbst die Herzen Derer erfüllte, welche mit der Vergangenheit unzufrieden waren, und an die Aussichten auf die Zukunft den Maßstab der Klugheit anlegten. Diese Stimmung war allen Spaniern gemein, nur daß sie in dem größten Theile der höheren und gebildeten Klassen nicht bis zu dem Drange, der fremden Anmaßung mit Aufbietung aller Kräfte zu widerstehen, ging, und von Zweifeln und Bedenklichkeiten gedämpft wurde. Gleichwohl war der Patriotismus der Vornehmen und Reichen in Spanien, wenn auch nicht feurig genug, um von selbst emporzulodern, doch immer in so weit vorhanden, um von der Bewegung der Massen fortgerissen werden zu können, und, einmal denselben angeschlossen, nicht mehr zurücktreten zu wollen.

Man hat oft, besonders in Frankreich, in der Erhebung des spanischen Volkes gegen Joseph und die Konstitution von Bayonne nur den Ausdruck eines beschränkten Fanatismus, eines blinden Fremdenhasses, einer instinktartigen Anhänglichkeit an unwürdige Fürsten, die ihren Sturz verdient hatten, zu sehen gemeint. Der erste Habsburger und

der erste Bourbon, die über Spanien regiert haben, waren (ist in diesem Sinne behauptet worden) dem spanischen Volke ebenfalls fremd. Indessen darf nicht übersehen werden, daß Karl I. und Philipp V., wenn auch nicht in Spanien geboren, durch Erbrecht auf den Thron dieses Landes stiegen und Niemand desselben, da die früheren Besitzer von der Natur selbst abgerufen worden waren, beraubten, Napoleon aber nur durch Ausübung von Gewalt und List zu der Verfügung über die spanische Krone gelangt war. Es handelte sich damals nicht um die Frage, ob ein Ferdinand oder ein Joseph an der Spitze des spanischen Volkes stehen sollte, sondern darum, daß dasselbe nicht durch einen fremden und ungerechten Willen über sein Schicksal entscheiden ließ. Indem die Nachkommen Derer, welche die Mauren besiegt und jenseits des Oceans ein großes Reich gegründet hatten, sich gegen diese Anmaßung mit der ganzen Kraft früherer Jahrhunderte erhoben, zeigten sie, daß sie noch dieselben wie ihre Väter waren, und wie diese verdienten, sich selbst anzugehören. Die Masse in Spanien legte, indem sie einen ihr von gewaltsamer und treuloser Hand aufgedrungenen König um jeden Preis zurückstieß, einen merkwürdigen Beweis dafür ab, daß ein Volk an vielen einzelnen Mängeln leiden, im Ganzen und Großen aber, in Dem, worauf es im öffentlichen Leben ankommt, von einem hohen sittlichen Bewußtsein getragen werden kann. Die spanische Nation war, ungeachtet ihres Hanges zu Aberglauben, Müßiggang und Uebertreibung, ungeachtet ihrer Verkennung des neuen Geistes, welcher über die Welt gekommen war, dennoch von einem tiefen Gefühl für Das, was ewig recht und wahr bleibt, erfüllt, als sie die unter anderen Umständen nützlichen und dankenswerthen Gaben eines Eroberers abwies, weil sie sich durch deren Annahme an der Schuld einer ungerechten und verwerflichen Handlung mit betheiligt haben würde. Napoleon selbst hat dieses Verhältniß trefflich in den in St. Helena gesprochenen Worten ausgedrückt, wenn er sagt: „Das spanische Volk hat mir wie ein Mann von Herz widerstanden!“ —

Die innere Gährung dauerte schon seit einiger Zeit in Spanien, war aber, ausgenommen am 2. Mai in Madrid, zu keinem Ausbruch gekommen, als die Bekanntmachung der Karl IV. und Ferdinand VII. in Bayonne entrissenen Abdankung und der Verzichtleistung der übrigen Mitglieder des königlichen Hauses in der madrider Zeitung erschien. Es geschah dies am 20. Mai, und stand unmittelbar hinter der von Murat dem Rath von Kastilien abgedrungenen Erklärung, in welcher derselbe im Namen der Nation sich von Napoleon seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien erbat. Obgleich dies Alles schon bekannt war, so

brachte dennoch die endliche Gewißheit über das Geschehene und die Form, in welcher es hervortrat, auf die Gemüther einen außerordentlichen, allgemeinen und unwiderstehlichen Eindruck hervor. Nach allen Seiten hin flogen Eilboten mit Abdrücken der madrider Zeitung, und wurden unterwegs vom Volke, das in der gespanntesten Erwartung überall Plätze und Straßen erfüllte, angehalten und ausgefragt. Der Ruf nach Rache gegen die in Bayonne begangenen Frevel hallte bald in allen Theilen des Landes wieder.

In Asturien, von dessen Felsen einst die Wogen des heranstürmenden Islams abgeprallt waren, und wo von Don Pelayo in der Vertheidigung des Kreuzes das spanische Ritterthum gegründet worden, brach zuerst die bewaffnete Erhebung des damals noch mittelalterlich gesinnten Volkes gegen die Eingriffe des großen Erben der französischen Revolution aus. In dieser Provinz, deren gesammte Einwohnerschaft für adelig galt, hatte der Lauf der Zeiten am Wenigsten Veränderungen herbeigeführt. Alles erinnerte daselbst an eine Vergangenheit, welche den Asturier mit Stolz erfüllte. Die Gebräuche, Sitten und Formen früherer Jahrhunderte hatten sich dort fast unverfälscht erhalten. Asturien war die spanische Vendée.

Am 24. Mai kam die madrider Zeitung mit den Abdankungen von Bayonne in Oviedo, der Hauptstadt der Provinz, an, und rief sogleich den Geist des Widerstandes hervor. Alle Klassen stimmten darin überein. Die großen Grundbesitzer, die Bürger und Mönche machten gemeinschaftliche Sache. Man entbot das Landvolk der Umgegend in die Stadt, um der Bewegung mehr Nachdruck zu geben. Die bisherige Municipalität von Oviedo, welche für nicht genug antifranzösisch galt, ward abgesetzt, und eine Junta, an deren Spitze ein eifriger Gegner der Franzosen, der Marquis Santa Cruz von Marcenado, trat, noch an demselben Tage errichtet. Das Programm dieser Junta hat allen anderen Versammlungen der Art in Nordspanien zum Vorbild gedient. Es besagte: Die Verzichtleistungen von Bayonne sind ungültig, und Ferdinand VII. ist der allein rechtmäßige König von Spanien und Indien. — Krieg an Napoleon und Friede mit England. — Allgemeine Bewaffnung. — Im Zeughause von Oviedo waren 100,000 Flinten vorhanden, von denen ein Theil der unbemittelten einheimischen Bevölkerung überlassen, ein anderer zur Aushülfe für die Nachbarprovinzen aufgespart wurde. Von allen Seiten gingen patriotische Gaben zur Bildung einer regelmäßigen Truppenmacht ein, zu denen die reichen Bergwerksbesitzer, die Stifter und Klöster bedeutend beitrugen. Die Junta schickte zwei Deputirte von

Oviedo nach London, um der brittischen Regierung ein Bündniß anzutragen. Der eine derselben war der damals noch sehr junge Graf von Mataroſa, unter dem Namen Graf Torenno als Redner, Schriftsteller und Minister später allgemein bekannt geworden. Die Spanier, welche unter der bisherigen schlaffen Regierung in Ausführung der von dort her kommenden Anordnungen gewöhnlich sehr langsam und unentschieden gewesen, legten jetzt, wo es sich um eine von ihnen selbst ergriffene Angelegenheit handelte, einen brennenden Eifer und eine ungestüme Entschlossenheit dar.

Diese der Zeit nach erste Aufwallung der Volksgesinnung in Asturien war leider von Ausbrüchen der Rohheit und Gewaltsamkeit begleitet, welche sich in anderen Gegenden nach noch größerem Maßstab wiederholen sollten. Zwei aus Madrid von Murat nach Oviedo gesandte Kommissarien waren beauftragt, daselbst mehrere Personen, welche den französischen Konsul beleidigt hatten, gerichtlich zu verfolgen. Sie hatten sich durch dieses Mandat dem Volke äußerst verhaßt gemacht. Dasselbe war dem General Llave, welcher die Linientruppen der Provinz befehligte, und zweien Obersten begegnet, die, wie manche andere höhere Militairs, den Aufstand für unheilbringend haltend, ihren Anschluß verweigert hatten. Die herbeigeströmten Freiwilligen wollten diese fünf Personen erschießen, und hatten sich ihrer schon bemächtigt, als ein menschenfreundlicher Domherr, mit der Monstranz in der Hand, herbeieilte, sich vor die Bedrohten stellte und ihnen das Leben rettete.

Das Beispiel Oviedo's ward zuerst in Corunna, der Hauptstadt Galiciens, nachgeahmt. Der Generalkapitain der Provinz, Filangieri, ein Bruder des berühmten neapolitanischen Publicisten dieses Namens, wollte sich der Volksbewegung widersetzen, vermochte es aber nur, sie um einige Tage aufzuhalten. Es wurde in Corunna ebenfalls eine Junta errichtet, eine allgemeine Bewaffnung angeordnet und ein bisher unantastbares Heiligthum, der Schatz des heiligen Jakob von Kompostella, zu der Bestreitung der Kosten herbeigezogen. Filangieri schloß sich der Junta an, und rief die in Portugal eingerückten spanischen Truppen zurück, ward aber gleichwohl von den mit seiner Zögerung unzufriedenen Soldaten auf offener Straße ermordet.

Aehnliches geschah in den Königreichen Leon und Altkastilien, ungeachtet der Nähe französischer Heeresabtheilungen. Der Generalkapitain von Leon, Don Gregorio de la Cuesta, wollte die Bewegung, indem er von ihr nur Unglück erwartete, rückgängig machen. Er war deshalb nahe daran, vom Volke umgebracht zu werden, lenkte aber noch zur rechten Zeit

ein, und wußte später so gut auf dessen Gesinnung einzugehen, daß ihm seine anfänglichen Bedenklichkeiten verziehen wurden. — In Segovia gaben die Zöglinge der dortigen Artillerieschule das Zeichen zur Erhebung, der sich die Menge mit Begeisterung anschloß. In Ciudad Rodrigo wurde der Festungskommandant, der Hinneigung zu den Franzosen verdächtig, ermordet.

Die durch ihre Folgen wichtigste Bewegung war die, welche am 26. Mai in der alten und prächtigen Stadt Sevilla, ebenfalls an dem Tage, als die madrider Zeitung mit den Abdankungen daselbst ankam, ausbrach. Die Menge bemächtigte sich des Zeughauses und Alles bewaffnete sich. Die an demselben Tage zusammentretende Volksbehörde nahm den Namen: Junta von Spanien und Indien — an, machte den Anspruch, weil Madrid von den Franzosen besetzt war, für die Hauptstadt des Reiches zu gelten, und verlangte, daß alle andere Junten ihre Oberleitung anerkennen sollten. Ferdinand VII. wurde feierlich zum Könige ausgerufen und Krieg an Frankreich erklärt. Das Volk, noch heißblütiger als in anderen Theilen Spaniens, zog mit seinen Waffen und in seiner bunten, glänzenden Kleidung auf Straßen und Plätzen wie im Triumphe einher, und schien vor Begeisterung wie trunken zu sein. Aber auch hier ward die rechtmäßige Freude über den frisch gewagten Entschluß, dem großen Dränger und Feinde zu widerstehen, von dem blutgierigen Instinkt der Menge entstellt. Der Corregidor oder Vorstand der städtischen Verwaltung von Sevilla, Graf del Aguila, welcher sich etwas zögernd und bedenklich gezeigt hatte, ward dafür erschossen und seine Leiche in den Straßen umhergeschleift. In Sevilla wurde zum ersten Mal der Kortes Erwähnung gethan. Die Junta erklärte, diese allgemeine Volksvertretung nach Vertreibung der Franzosen aus Spanien einberufen zu wollen. „Auch wir streben", hieß es in der darauf bezüglichen Bekanntmachung, „nach Reformen und einer neuen Organisation unseres Vaterlandes, haben aber nicht nöthig, dazu von Fremden angeleitet zu werden. Denn wir wissen so gut wie sie, worin die Volksrechte bestehen!" —

In Cadix brach die Volkserhebung mit derselben Leidenschaft wie in Sevilla aus. Der Marquis von Solano, Generalkapitain der Provinz, der, wie Filangieri, Cuesta und Andere, dem Verlangen nach Krieg mit Frankreich, dessen militairische Ueberlegenheit fürchtend, entgegen gewesen, wurde aus seinem Hause gerissen, mit Wunden bedeckt und zuletzt niedergemacht. Aehnliches begegnete den Korpskommandanten oder Festungsgouverneurs in Badajoz, Granada, Malaga, Carthagena. Die

Truppen verließen jeden Befehlshaber, der Bedenken trug, sich dem Volke sogleich anzuschließen. Es strömte wie ein glühender Wind über die Köpfe hin und berauschte Herzen und Sinne. Die Bauern in Andalusien verließen Alles, Haus, Hof, Weib und Kind, und stellten sich mit ihren Waffen auf den bezeichneten Sammelplätzen ein.

Am Blutigsten ging es in Valencia zu. Nachdem der Generalkapitain Graf de la Conquista, welcher der Menge zu lau erschien, diesmal nicht ermordet, sondern nur abgesetzt worden, bemächtigte sich ein aus Madrid gekommener Domherr, Namens Calvo, des Ruders, und ließ gegen 400 Franzosen, meist schon seit längerer Zeit in Valencia ansässige Kaufleute, mit ihren Frauen und Kindern niedermachen. Acht dieser Unglücklichen wurden im Sitzungssale der Junta, wohin sie sich geflüchtet hatten, erdolcht, so daß ihr Blut auf die Kleider der Umstehenden spritzte. Calvo war so grausam, daß er zuletzt sogar von dem erregten Volke verlassen, auf Befehl der Junta verhaftet und im Gefängniß hingerichtet wurde.

In Saragossa ward der verdächtige Generalkapitain Juan de Guillermi vom Volke verjagt und ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, Don Joseph Palafox, in seine Stelle gesetzt. Palafox, dessen Heldenmuth damals noch nicht geahnt werden konnte, war der öffentlichen Meinung besonders dadurch empfohlen worden, daß er, in der Garde du Corps Karl IV. dienend, und mit einem besonders schönen Aeußeren begabt, den Anlockungen der Königin Marie Luise widerstanden hatte. Aber bald bewies er durch seine kräftigen Maßregeln Denen, welche ihn erhoben hatten, wie sehr er verdiente, an ihrer Spitze zu stehen. Er rief die Kortes von Aragonien zusammen, brachte die gesammte Bevölkerung in die Waffen und erklärte jeden Spanier, der den König Joseph und die Konstitution von Bayonne anerkennen würde, des Hochverrathes schuldig. In einer seiner Proklamationen drückte Palafox zum ersten Mal einen später oft wiederholten Gedanken aus, indem er Napoleon mit den Worten anredete: „Du bist Europa's gemeinschaftlicher Feind!" —

In Katalonien hatten die Franzosen das Barcelona beherrschende Fort Montjouy und mehre andere Festungen theils durch Gewalt, theils durch Verrath besetzt, herrschten aber nur da, wo ihre Truppen standen. Ueberall sonst war das Land im Aufstande begriffen. In Lerida hatte sich eine Junta versammelt, die, wie überall, Ferdinand VII. zum König ausrief, den Krieg an Napoleon erklärte und die Bevölkerung zum Widerstande gegen die Franzosen aufforderte, welche aber dieser Mahnung schon von selbst zuvorgekommen war.

Ein Verlust, der großes Aufsehen machte, traf die Franzosen im Hafen von Cadix. Napoleon hatte, auf eine friedliche Besitzergreifung Spaniens durch seinen Bruder rechnend, gleich nach Karl IV. und Ferdinand VII. Abdankung Anstalten zur Vermehrung der spanischen Flotte und ihrer Vereinigung mit der französischen getroffen. Auf allen spanischen Werften war vor Beginn der Volkserhebung von dem französischen Kaiser Befehl zum Bau neuer spanischer Kriegsschiffe, sowie zur Ausbesserung und Bewaffnung der vorhandenen, ergangen. Napoleon wollte die Seemacht beider Staaten auf das Engste mit einander verbinden. Französische Geschwader sollten in spanischen und spanische in französischen Häfen liegen. Der französische Admiral Rosily befand sich schon seit mehren Monaten mit 5 Linienschiffen und einer Fregatte im Hafen von Cadix. Napoleon hatte den General Dupont mit der Unterwerfung Südspaniens beauftragt. Derselbe sollte auch Cadix besetzen. Rosily, hiervon benachrichtigt und auf diese Hülfe bauend, blieb in seiner gefährlichen Stellung im Hafen von Cadix, auf drei Seiten von spanischen Batterien umgeben. Aber Dupont erschien nicht, der Aufstand in Andalusien nahm zu, und Rosily mußte sich, von den Spaniern mehre Tage lang unaufhörlich beschossen und des Trinkwassers entbehrend, mit seinen Schiffen, Seesoldaten und Matrosen der bisher von ihm so wenig geachteten Junta von Cadix, welche die Oberleitung der von Sevilla anerkannte, ergeben (14. Junius). Es waren dies die letzten Ueberreste der französischen Flotte, welche bei Trafalgar gekämpft hatte. Ein spanisches Geschwader, welches sich Napoleon's Anordnung gemäß von den balearischen Inseln nach Toulon begeben wollte, ward von den spanischen Behörden daran gehindert.

Der Marschall Moncey sollte Valencia besetzen und daselbst die oben erwähnten gegen die Franzosen begangenen Gräuel an den Urhebern rächen. Er hatte den Durchgang durch die Gebirge erzwungen, aber ein Versuch, Valencia mit Sturm zu nehmen, war vergeblich gewesen (29. Junius). Der General Chabran, von Katalonien aus zu seiner Unterstützung ausgesandt, hatte sich nicht mit ihm vereinigen können. Moncey mußte einen mühevollen Rückzug antreten. Die Spanier hatten die Brücke über den Fluß Xucar besetzt. Die Generale Excelmans und Lagrange waren in ihre Hände gefallen. Die Plünderung der Stadt Cuenca, wo Franzosen ermordet worden, vermehrte die Wuth der Spanier, ohne dem französischen Heere einen Vortheil zu bringen.

Napoleon hatte den von ihm begangenen Mißgriff, nach Spanien, auf dessen leichte Unterwerfung unter die Verträge von Bayonne hoffend,

zu wenige und zu junge Truppen geschickt zu haben, endlich begriffen, und, so viel es die Zeit erlaubte, gut zu machen gesucht. Es waren von ihm einige Regimenter seiner Gardekavallerie, die trefflichen polnischen Lanzenreiter, und altgedientes Fußvolk in größter Eile nach dem Kriegsschauplatz beordert worden. Einige der tapfersten Kriegsobersten aus Napoleon's Schule, der Marschall Bessieres*), die Generale Mouton**), Lasalle***) u. s. w. hatten Befehl erhalten, sich dem Vorrücken der Generale de la Cuesta und Blake zu widersetzten. Die Junta von Sevilla hatte, je nach dem Verhältniß, in welchem sie sich zu den einzelnen spanischen Heerführern befand, denselben gerathen oder aufgegeben, sich mit den Franzosen in keinen Kampf in offenem Felde einzulassen, sondern sie überall zu beunruhigen, zu ermüden, und erst, nachdem dies geschehen und von den Freiwilligen und Milizen einige Erfahrung und Sicherheit in kleinen Gefechten gewonnen worden, entscheidende Schläge zu wagen. Aber die meisten übrigen Junten kehrten sich nicht an die Anordnungen der von Sevilla, und das spanische Aufgebot war, von Leidenschaft und Zuversicht verblendet, zu keiner Vorsicht und Mäßigung geneigt. Don Gregorio de la Cuesta war schon einige Wochen vorher bei der Brücke von Cabezon von Lasalle geschlagen worden. Durch den Ungestüm der Junta von Galicien gedrängt, mußte Blake den Franzosen entgegengehen. De la Cuesta stieß zu Blake, der allein zu schwach gewesen wäre. Beide sahen eine Niederlage voraus, suchten aber den Kampf, um der exaltirten Partei nicht verdächtig zu werden. Es kam am 14. Julius bei Medina del Rio seco zu einer Schlacht, in welcher die beiden spanischen Generale von dem Marschall Bessieres gänzlich geschlagen und ihre ungeübten Truppen auseinander gesprengt wurden. In Folge dieses Sieges war Joseph in Madrid eingezogen.

Napoleon hatte auf die ersten in Bayonne erhaltenen Nachrichten von der Erhebung der Spanier, obgleich dieselbe noch lange nicht nach ihrer ganzen Bedeutung würdigend, den General Dupont mit der Unterwerfung der Hauptpunkte in Südspanien, wie Kordova, Granada, Sevilla, Cadix, beauftragt. Derselbe hatte schon während der Revolution mit Auszeichnung gedient, sich dann in den Feldzügen 1805 und 1806

*) Bessieres hatte in den italienischen Feldzügen die Gulden des Generals Bonaparte kommandirt, und war diesem seitdem nicht von der Seite gekommen.

**) Napoleon pflegte zuweilen, auf Mouton's persönliche Unerschrockenheit anspielend, zu sagen: „Mon Mouton est un lion!“

***) Lasalle war einer der ersten französischen Kavalleriegenerale, und hatte sich einzig durch sein Verdienst emporgeschwungen.

gegen Oesterreicher, Russen und Preußen hervorgethan, und Napoleon ihn deshalb zu der Erfüllung der ihm jetzt gestellten Aufgabe für besonders geeignet gehalten. Dupont war aber in Deutschland und Italien gegen regulaire Truppen zu kämpfen gewohnt gewesen, und auf die Eigenthümlichkeiten eines Volkskrieges, namentlich in Spanien, die Allgegenwart des Feindes, die Schwierigkeiten der Zufuhr, die Unterbrechung der Verbindungen, die Unmöglichkeit Nachrichten einzuziehen, nicht vorbereitet. Dupont war sich jetzt ganz selbst überlassen, während er früher immer auf die Weisungen oder Unterstützungen höher Gestellter hatte rechnen können. Zur Führung eines solchen Krieges hätte es eines so unternehmenden Talents, wie Murat, oder eines so unerschütterlichen Charakters, wie Massena, bedurft. Dupont ließ sich in der Nähe, wie der Kaiser aus der Ferne, von den ersten davon getragenen Vortheilen über die Stärke des Aufstandes täuschen. Die Pässe der Sierra Morena, Despeñas Perros und Karolina wurden ohne Schwierigkeit durchzogen, und die bewaffneten Bauern, obgleich sehr zahlreich, leicht auseinander gesprengt. Kordova ward mit Sturm genommen und geplündert. Dupont blieb daselbst, auf Verstärkung aus Madrid hoffend, zehn Tage unthätig stehen, während die Macht des Feindes täglich zunahm.

Die Junta von Sevilla hatte den Generalen Castannos und Reding befohlen, Alles, was von Bewaffneten aufgetrieben werden konnte, eiligst gegen Dupont herbeizuführen. Es gab im Süden mehr regulaire Truppen als im Norden. Es war schon unter Karl IV. bei St. Roch, unfern Gibraltar, wegen des Krieges mit Großbrittanien und des Einrückens in Portugal, ein Observationskorps unter Castannos gebildet worden, das jetzt, da von den Engländern nichts mehr zu besorgen war, gegen Dupont verwendet wurde. Dieser zog, obgleich durch zwei Divisionen unter den Generalen Bedel und Gobert verstärkt, zwischen Andujar und Baylen, anstatt eiligst den Weg nach Madrid einzuschlagen, planlos hin und her. Viele seiner Soldaten sanken unter den Kugeln der überall hinter Mauern und Hecken versteckten spanischen Schützen, noch mehre raffte der Mangel an Lebensmitteln, die brennende Sonnenhitze und die Pestluft im Flußthal des Guadalquivir, in dessen Nähe sie standen, hin. Gobert fiel im Gefecht, von der Armee tief betrauert, und Bedel entfernte sich, durch ein Mißverständniß, zu weit von dem Hauptkorps. Am 19. Julius kämpfte Dupont gegen Reding, und verlor an diesem einzigen Tage fast den sechsten Theil seiner ganzen Mannschaft. Zwei in französischem Dienst stehende Schweizerregimenter gingen zu ihren auf Seite der Spanier fechtenden Landsleuten über. Dupont

glaubte das Erliegen seiner auf das Aeußerste ermatteten Soldaten nur durch eine mit Reding eingegangene Waffenruhe abwenden zu können. In diesem Augenblicke hatten ihm Bedel und Dufour, letzterer Gobert's Nachfolger, zu Hülfe kommen wollen, mußten sich aber jetzt der Konvention ihres Oberen anschließen und unthätig bleiben.

Das französische Hauptkorps war unterdessen von den Spaniern umstellt und ihm alle Zufuhr abgeschnitten worden. Einzelne Abtheilungen junger Soldaten erklärten nicht mehr fechten zu können. Ein schnelles Zusammenziehen der noch kampfesfähigen Bataillone würde vielleicht das Durchbrechen der spanischen Linien möglich gemacht und eine Aussicht mit den Waffen in der Hand eröffnet haben. Aber Dupont war durch das Fehlschlagen seiner Erwartungen moralisch geschwächt und physisch so angegriffen, daß er sich kaum zu Pferde halten konnte. Am 22. Julius kam in Baylen eine Kapitulation zu Stande, nach welcher das Hauptkorps unter Dupont sich kriegsgefangen ergab, die Divisionen unter Bedel und Dufour aber, obgleich Waffen, Geschütz, Munition zurücklassend, nach Frankreich eingeschifft werden sollten. Es war für die Spanier eine Freude, für die Franzosen eine Trauer ohne Gleichen, als die 20,000 Mann unter Dupont, Bedel und Dufour vor Castannos ihre Adler senkten und ihre Waffen niederlegten. Bedel und Dufour hatten sich schon außerhalb des Bereiches der spanischen Verfolgung befunden, und der Weg nach Madrid stand ihnen offen, aber sie mußten zurückkehren und sich entwaffnen lassen, indem die Spanier gedroht hatten, widrigenfalls das Hauptkorps über die Klinge springen zu lassen. Die Kapitulation ward von den Spaniern gebrochen. Bedel's und Dufour's Truppen wurden nicht eingeschifft, sondern kamen, wie die Uebrigen, auf den Pontons in den spanischen Häfen oder auf der wüsten Insel Cabrera um. Der spanische Pöbel verübte an den Gefangenen bei ihrem Zuge durch die Städte und Dörfer die größten Frevel. In Lebrixa wurden während der Nachtruhe 12 Officiere und 70 Soldaten umgebracht.

Der durch die Kapitulation des Dupont'schen Korps verursachte materielle Verlust würde unter anderen Umständen keine bedeutenden Folgen nach sich gezogen haben. Bei Eylau waren eben so viele Franzosen gefallen, als bei Baylen gefangen genommen wurden. Dem französischen Kaiser standen damals (1808) von der Weichsel bis zum Tajo, von Hamburg bis Reggio, eine Million Soldaten zu Gebot. Aber der moralische Eindruck war in ganz Europa groß, und sollte durch keine späteren Siege der Franzosen mehr ganz ausgelöscht werden. Es war, seit Napoleon sich des Ruders bemächtigt hatte, noch nicht vorgekommen, daß ein ganzes

französisches Korps sich ergeben hätte. Auch während der Revolution war dies in offenem Felde nie geschehen. Der Zauber der Unüberwindlichkeit schien von den kaiserlichen Waffen gewichen zu sein. Napoleon ergrimmte, als er die Nachricht von dem Unglück bei Baylen erhielt, so heftig, daß Thränen in seine Augen traten und er in seinem ersten Schmerz den Befehl erließ, die Generale, von welchen die Kapitulation unterzeichnet worden, bei ihrer Rückkehr nach Frankreich zu erschießen. Später ward er milder gestimmt, entschuldigte Dupont mit dem Wechsel des Kriegsglücks, erinnerte sich seiner früheren tapferen Thaten und ließ zwar eine Untersuchung gegen ihn einleiten, deren Ergebniß aber nicht bekannt machen. Doch blieb Dupont bis zum Sturz Napoleon's im Gefängniß.

Daß Dupont, ein erfahrener General, der so große Beispiele, wie Massena's Ausdauer in Genua, wie Desaix' Heldentod bei Marengo und Moreau's standhaften Rückzug durch den Schwarzwald, vor sich hatte, sich kriegsgefangen ergab, anstatt sich durchzuschlagen oder bei diesem Versuche zu fallen, wird immer als ein Flecken an seinem Namen haften. Aber Napoleon war an dem üblen Ausgange dieses Feldzuges selbst Schuld, indem er ein Korps von einigen dreißigtausend Mann zur Unterwerfung von ganz Südspanien für ausreichend gehalten und demselben außerdem viele junge Soldaten, die weder an Kampf noch Beschwerden gewöhnt waren, eingereiht hatte.

Bevor die Spanier sich zur Benutzung der errungenen Vortheile anschickten, zog Castannos, einem von ihm gethanen Gelübde gemäß, nach Granada und brachte die bei Baylen eroberten Trophäen als Weihgeschenke am Grabe des heiligen Ferdinand dar. Ueberall in Spanien, wo nicht die Franzosen standen, wurden, als die frohe Kunde einlief, kirchliche und weltliche Festlichkeiten begangen, und selbst die vorher Bedenklichen und Zweifelnden sahen jetzt die Zukunft in einem neuen Licht, und gaben sich der nationalen Bewegung ohne Rückhalt hin.

König Joseph und sein Hof in Madrid wurden von der Unglücksbotschaft von Baylen überrascht und in Schrecken gesetzt. Sie entschlossen sich, einen Ausbruch der feindlichen Gesinnung in unmittelbarer Nähe fürchtend, die Hauptstadt so schnell als möglich zu verlassen. Die Vorbereitungen zum Abzuge der starken französischen Besatzung, zur Fortschaffung der Kranken und des Gepäckes nahmen aber viele Zeit fort. Um diese Schwierigkeiten zu vermehren, zerstörten die Spanier in und um Madrid alle Wagen und Karren. Die Minister Cevallos und Pinuela entfernten sich heimlich und gingen zu den Feinden Joseph's über.

Azanza, O'Farill und Urquijo harrten bei ihm aus. Alle Granden, die seine Partei ergriffen hatten, gaben ihn auf. Wie tief aber der Haß gegen das neue Königthum in das Herz des Volkes eingedrungen war, kann daraus entnommen werden, daß alle Hofdiener, vom ersten bis zum letzten, Joseph, obgleich derselbe ihre Besoldung vermehrt hatte, verließen. Beinahe 2000 Personen, welche keine anderen Unterhaltsmittel besaßen, entsagten denselben lieber, als daß sie der Volkssache untreu geworden wären. Dasselbe thaten die spanischen Dienstleute der Joseph anhängenden Generale und Minister, die alle in einer einzigen Nacht davon gingen. Am 2. August verließen die Franzosen Madrid und zogen sich hinter den Ebro zurück. Alle französischen Korps, die südlich von diesem Flusse standen, erhielten Befehl, zum Schutze des Hauptquartiers, das erst in Miranda und dann in Vittoria aufgeschlagen wurde, herbeizueilen. Joseph fühlte sich nicht eher sicher, als bis er einige funfzigtausend Mann, unter Bessieres und Verdier, um sich versammelt hatte.

Unter den vortheilhaften Stellungen, welche die Franzosen, in Folge dieses Rückzuges auf das linke Ufer des Ebro, aufgeben mußten, befand sich das von ihnen schon halb eroberte Saragossa, in welches sie, ungeachtet des lebhaften Widerstandes der Besatzung, der Einwohner, unter welchen sich besonders die Mönche hervorthaten, und des zusammengeströmten Landvolkes, eingedrungen waren, und Straße vor Straße, Haus vor Haus eingenommen hatten (4. August). Der General Lefebvre-Desnuettes, welcher die Belagerung geleitet hatte, wollte jetzt den Ueberrest der Stadt durch Anlegung von Minen zur Uebergabe zwingen, als der Befehl auf Tudela zurückzugehen anlangte (14. August). Die Franzosen hatten bei dem Sturme 11- bis 1200 Mann verloren, und mußten beim Abzuge einen Theil ihres Geschützes zurücklassen.

In Katalonien war der vom General Duhesme auf Girona unternommene Sturm abgeschlagen worden. Die ganze Provinz hatte sich erhoben, und der kleine Krieg (Guerilla), auf welchen sich die Bevölkerung nirgends so wie dort verstand, kostete den Franzosen mehr als manche bedeutende Schlacht. Zahllose Schaaren von Jägern und Hirten, die alle treffliche Schützen waren, lagen vor Barcelona, das Duhesme unter dem Schutze der Kanonen des Forts Montjouy behauptete, und machten jede Verbindung mit den übrigen französischen Korps unmöglich.

Napoleon hatte sich demnach bei seiner Unternehmung gegen Spanien bis jetzt gänzlich verrechnet. Der Glanz seiner Waffen war zum ersten Mal bei Baylen getrübt, Madrid aufgegeben, und sein Bruder

zur Flucht bis über den Ebro genöthigt worden. Ein starkes französisches Geschwader hatte sich im Hafen von Cadix dem Feinde ergeben müssen. Er hatte durch seine Willkühr und Treulosigkeit eine Bewegung herausgefordert, die ihm über den Kopf zu steigen drohte.

Eine der spanischen ähnliche, nur für Frankreichs Waffenruhm weniger nachtheilige, Entwickelung nahmen die Ereignisse in Portugal an. Von der über das Weltmeer entflohenen Königsfamilie verlassen, über das Eintreffen englischer Hülfe eine Zeit lang ungewiß, hatten portugiesische Große sich, auf Napoleon's Verlangen, nach Bayonne begeben, und ihr Land seinem Schutze empfohlen. Von dem an ihrer Spitze stehenden Grafen von Lima, früher portugiesischem Botschafter in Paris, war aber eine ausdrückliche Verwahrung gegen eine Vereinigung Portugals mit Spanien, woran Napoleon gegen eine Abtretung der Ebroprovinzen an Frankreich eine Zeit lang gedacht hatte, eingelegt worden.

Der spanische Volksaufstand mußte auf die Portugiesen, bei der Nachbarschaft beider Staaten, der Aehnlichkeit der inneren Lage, und des äußeren Verhältnisses zu Frankreich, von unwiderstehlichem Einfluß werden. Die spanischen Junten in den Gränzprovinzen forderten ihre Nachbarn zur Nachahmung des von ihnen gegebenen Beispieles auf. Die Portugiesen, obgleich gegen die Franzosen eben so wie die Spanier entflammt, zögerten jedoch, aus Besorgniß von Junot's Waffenmacht, mit einer entscheidenden Erklärung, als die Nachricht von der Kapitulation von Baylen ihren Bedenklichkeiten ein Ende machte. Oporto gab das Zeichen zur Erhebung gegen die fremden Dränger. Diese Stadt, welche, zum Theil auf Kosten des übrigen Landes, sich durch den Handel mit England bereicherte, hatte deren Entfernung und die von Junot in Portugal eingeführte Kontinentalsperre besonders übel empfunden. In Oporto trat eine Junta zusammen, an deren Spitze der dortige Bischof gestellt wurde, welche Friede und Bündniß mit Spanien schloß, und die Nation zur Abschüttelung der ihr von Napoleon angelegten Fesseln aufforderte. Bald breitete sich der Aufstand über das ganze Land aus. In allen Hauptorten entstanden Junten, welche die von den Franzosen eingesetzten Behörden auflösten, im Namen des Prinzen von Brasilien zu handeln erklärten, und die Mittel zum Kriege gegen Frankreich vorbereiteten. Ueberall, wo nicht französische Truppen standen, hörte, wie in Spanien, auch die französische Herrschaft auf.

Junot, damals noch von unternehmendem Geist, und bei der großen Entfernung von Frankreich zu raschem und selbstständigem Handeln gedrängt, verstand es, durch eine Mischung von Strenge und Milde, von

Wachſamkeit und Vertrauen, das große für ihn über Alles wichtige Liſſabon von der Nachahmung des in Oporto gegebenen Beiſpieles zurückzuhalten. In Coimbra, wo die Studirenden ſich an die Spitze der Bewegung geſtellt hatten, und in Evora, wo ein ſpaniſches Hülfskorps erſchienen war, wurden die Franzoſen gleichwohl des Aufſtandes mächtig. Die Spanier mußten ſich in ihr Land zurückziehen. Die unter Junot kommandirenden Generale Kellermann und Loiſon legten eine große Thatkraft und Entſchloſſenheit dar. Da Portugal den Franzoſen, wegen der geringeren Ausdehnung des Landes, und der weniger ſchwierigen Beſchaffenheit des Bodens, keinen ſo langen und nachhaltigen Widerſtand, wie Spanien, entgegenſetzen konnte, ſo würde der Befreiungsverſuch dort vielleicht, wenigſtens für eine Zeit lang, geſcheitert ſein, wenn nicht zur rechten Zeit engliſche Hülfe erſchienen wäre.

In England hatten Regierung und Volk die Kunde von den Ereigniſſen auf der pyrenäiſchen Halbinſel mit einer Freude und Hoffnung, wie früher von keiner Koalition der großen Mächte erregt worden, aufgenommen. Schon Pitt hatte einen Volkskrieg gegen Napoleon für das einzige wirkſame Mittel, ſich ſeiner Uebermacht zu erwehren, angeſehen. Ein ſolcher hatte ſich aber bisher nirgends, wenigſtens nicht nach einem einigermaßen angemeſſenen Maßſtabe, erhoben. Der Aufſtand in Kalabrien, gegen Joſeph's aufgedrungene Herrſchaft, war von zu geringen natürlichen Mitteln unterſtützt geweſen. Aber das weite Land von Irun bis Cadix, von Barcelona bis Liſſabon, bot einen ganz anderen Schauplatz zu einem Kampfe gegen die Franzoſen dar.

Seit der Schlacht von Trafalgar übten die Britten eine unbeſtrittene Herrſchaft über das Meer aus, und zugleich war die Beſorgniß vor einer franzöſiſchen Landung bei ihnen verſchwunden. Sie hatten nicht mehr nöthig, eine übergroße Flotte im Kanal aufzuſtellen, ſondern konnten ihre Macht vertheilen. An allen zu Frankreich gehörigen oder mit ihm verbündeten Küſten fuhren die brittiſchen Geſchwader mit ſtolzer Zuverſicht, jede Möglichkeit, dem Feinde zu ſchaden, mit geſchärfter Aufmerkſamkeit erſpähend, auf und nieder. Nichts konnte der engliſchen Regierung willkommener als die Volkserhebung in Spanien und Portugal ſein. Ein günſtiger Wind trug ihre Schiffe in wenigen Tagen nach jenen Geſtaden, an welchen ſie Waffen, Munition, Geld austheilten, und wenn es Erfolg verſprach, Truppen ausſetzten, die, im Fall eines Unglücks, wieder auf das für ſie ſichere Element, wohin ihnen der Feind nicht folgen konnte, zurückkehrten. Den Franzoſen Portugal zu entreißen, war für die Engländer ſogar noch wichtiger, als dieſelben aus

Spanien zu vertreiben, da jenes Land dem brittischen Verkehr noch mehr Gewinn verschaffte, und seit langer Zeit für eine englische Handelskolonie gelten konnte.

Alles, was von brittischen Truppen im Orient, in Sicilien verfügbar war; 11,000 Mann, die unter Sir John Moore aus dem Baltischen Meere zurückkehrten; 10,000 Mann, die in Irland lagen, wurden gegen die Franzosen auf der pyrenäischen Halbinsel bestimmt. Die Engländer hatten anfänglich auch in Cadix und Ferrol, den beiden größten spanischen Kriegshäfen, einlaufen, und daselbst Truppen an das Land setzen wollen. Von den Spaniern war aber gegen diese Absicht Einspruch erhoben worden. Sie besorgten, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die brittische Macht die Umstände, namentlich einen langen Krieg benutzend, sich dort, wie einst in Gibraltar, ursprünglich ebenfalls auf spanischem Boden gelegen, festsetzen könne. Die fünftausend Engländer, welche, über Sicilien aus Aegypten kommend, in der Mündung des Guidiana, an der portugiesischen Küste gelandet waren, und zehntausend Mann, die in Cork zur Einschiffung nach Portugal bereit standen, wurden unter das Kommando des Generals Sir Arthur Wellesley gestellt, der sich schon in Ostindien, und neuerdings unter Lord Cathcart bei Kopenhagen ausgezeichnet hatte. Es wurden außerdem in mehren englischen Häfen noch ansehnliche Verstärkungen zu der Expedition nach Portugal ausgerüstet. Noch niemals war Großbrittanien für ein fremdes Land so viel, wie jetzt für die pyrenäische Halbinsel zu thun geneigt gewesen. Den Oberbefehl über alle diese Truppen sollte Sir Henry Dalrymple, bisher Gouverneur von Gibraltar, der dem General Wellesley an Dienstrang voranging, übernehmen.

Sir Arthur Wellesley hatte nach seiner Landung in der Mündung des Mondenego, und eingezogenen Verstärkungen, die Höhen von Vimieira besetzt. Der General Junot, der genöthigt gewesen, einen Theil seines Heeres zur Besetzung Lissabon's zurückzulassen, ging, anstatt sich auf die Defensive zu beschränken, und den Angriff der Engländer zu erwarten, denselben entgegen, und griff sie am 21. August bei Vimieira an. Es gelang ihm nicht, die von Natur starke, und durch zahlreiche Batterien vertheidigte Position des Feindes zu nehmen, und er mußte nach einem Gefecht, in welchem er den vierten Theil seiner Mannschaft verlor, sich nach Torres Vedras zurückziehen. Bei dieser ersten Begegnung in Portugal hatte sich das Feuer der englischen Infanterie und Artillerie dem der Franzosen überlegen gezeigt, was sich später, während dieses ganzen Krieges, öfters wiederholen sollte.

Die Schlacht von Vimieira machte Junot ein längeres Verweilen in Portugal unmöglich. Sir Henry Dalrymple war unterdessen angekommen, um den Oberbefehl über die englischen Truppen zu übernehmen. Bedeutende Verstärkungen wurden von ihm erwartet, während Junot's Macht kaum hinreichte, um Lissabon zu behaupten. Der französische Heerführer entschloß sich daher zur Räumung Portugals, und sandte, um auf diese Bedingung hin zu unterhandeln, den General Kellermann in das englische Hauptquartier. Es hätte von den brittischen Befehlshabern, die Herren zur See und Sieger zu Lande waren, abgehangen, an Junot dieselben Forderungen, wie die Spanier an Dupont, zu stellen. Aber der neue englische Obergeneral kannte die Lage der Dinge nur unvollständig, und war froh, mit den Franzosen, wenigstens für den Augenblick, nicht mehr zu kämpfen zu haben, und die errungenen Vortheile keinem Wechsel des Glücks ausgesetzt zu sehen. Sir Arthur Wellesley begnügte sich ebenfalls mit dem Ruhme, dem Kriege auf diesem Punkt ein Ende gemacht zu haben. Es wurde demnach am 30. August zu Cintra eine Konvention abgeschlossen, vermöge welcher die in Portugal stehenden französischen Truppen, unter Beobachtung aller kriegerischen Ehren, auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht werden sollten. Es blieb denselben sogar unbenommen, nach der Rückkehr in ihr Vaterland, wieder am Kriege Theil zu nehmen. Für die nicht zahlreichen Portugiesen, welche sich auf Seite der Franzosen geschlagen, wurde eine Amnestie ausbedungen. Von den Engländern ward die Kapitulation genau beobachtet, und Junot's Heer, 21,000 Mann stark, an der französischen Westküste an das Land gesetzt. Nach Dem, was sich in Spanien ereignet hatte, wäre es für Junot unmöglich gewesen, Portugal länger zu behaupten. Napoleon begriff dies, und gab Junot kein Mißfallen über die Kapitulation zu erkennen. Desto unzufriedener zeigte sich aber die öffentliche Meinung in England mit dem freien Abzuge der Franzosen. Der brittische Stolz fand es unerträglich, daß die englischen Generale bei Cintra nicht eben so viel, wie die spanischen bei Baylen, erreicht hatten. Die Generale Sir Arthur Dalrymple und Sir Arthur Wellesley wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, und ihr Verhalten einer Untersuchung unterworfen. Aber Wellesley's große Laufbahn hatte bei Vimieira begonnen, und es wurde ihm bald wieder Gelegenheit zu deren Fortsetzung gegeben.

---

43. Das Innere des französischen Kaiserreichs.

Napoleon hatte, seitdem er sich der obersten Gewalt in Frankreich bemächtigt, daran gearbeitet, seine Stellung zu einer dauernden zu machen, und sie gegen den in der Revolution so häufig gewesenen Wechsel zu sichern. Die Art, wie er als Konsul die inneren Verhältnisse ordnete und verbesserte, hatte ihm den Dank und das Vertrauen der Nation erworben, und ihm erst die Lebenslänglichkeit seiner Macht, dann die Erhöhung derselben mit dem kaiserlichen Titel, und der Erblichkeit für sich und seine Familie verschafft. Die Parteien, welche zehn Jahre lang Frankreich zerrissen, sich gegenseitig bekämpft und gestürzt hatten, waren als sichtbare Körper schon unter dem Konsulat verschwunden, und lösten sich in den Massen auf. Das Wenige, was von ihnen übrig blieb, mußte sich im Dunkeln halten.

Als Konsul hatte Napoleon im Wesentlichen im Interesse der ihm unterworfenen Nation regiert, nur daß von ihm, in Erinnerung an die revolutionaire Anarchie, die Rechte der Volksvertretung, und die Bewegung der Geister in zu enge Gränzen eingeschlossen worden. Als Kaiser trat zu dem in seiner Natur liegenden Hange zu absoluter Gewalt noch der dynastische Ehrgeiz, die Neigung, seine Familie auf die ihren alten Besitzern entrissenen Throne zu setzen, hinzu. Um seine Herrschaft über Europa vorzubereiten, mußte er aber Frankreich, wenigstens in seiner äußeren Form, den übrigen Staaten ähnlich gestalten, daselbst eine sociale Hierarchie, derjenigen, welche in den alten Monarchien bestand, wenn auch nicht durch ihren Ursprung, aber durch ihre Namen und Zeichen verwandt, herstellen. Eine seiner häufigsten im vertraulichen Gespräche ausgestoßenen Klagen war die, daß in Frankreich die Gesellschaft durch die Revolution zerbröckelt und in Staub aufgelöst sei, daß es keine Stände, Klassen und Korporationen gebe. Denn Das, was davon übrig geblieben, der Klerus und die Armee, schloß den Charakter der Familie und der Erblichkeit aus. Nachdem Napoleon sich zum Kaiser gemacht und seine Verwandten mit Kronen bedacht hatte, schien es ihm unerläßlich zu sein, diese Schöpfung auf eine neue Aristokratie zu stützen, und ihr denselben Charakter der Erblichkeit, den er sich und seiner Familie beigelegt hatte, zu verleihen. Da die moderne Aristokratie mit aus dem Mittelalter überkommenen Titeln ausgestattet ist, so wollte Napoleon solche auch auf die zu Stützen seines Systems bestimmten Personen und Familien übergetragen wissen. Auf diese Art entstand ein neuer kaiserlicher Adel in Frankreich.

Obgleich Napoleon die Volksvertretung zum Verstummen gebracht, und den einen Theil derselben, das Tribunat, weil dann und wann eine freie Regung in ihm auftauchte, ganz abgeschafft hatte (19. August 1807), so wollte er doch die Gründung erblicher Standesunterschiede selbst der schüchternen Berathung und dem leisen Widerstande, die im gesetzgebenden Körper möglich gewesen wären, entziehen, und führte diese Neuerung, aus eigener Macht, durch zwei am 1. März (1808) erlassene Dekrete ein. Er beabsichtigte damit aber nicht die Wiederherstellung des alten Adels in Frankreich, sondern die Stiftung eines neuen. Denn die vor 1790 adelig gewesenen Personen wurden keineswegs durch die Dekrete vom 1. März wieder in den Besitz ihrer Titel gesetzt. Sie mußten vielmehr dieselben als eine Gunst bei Napoleon nachsuchen, und nahmen in der neuen Adelshierarchie zuweilen einen niedrigeren Rang, als den, in welchem sie geboren waren, ein.

In dem einen dieser Dekrete wurden die Adelstitel und die Kategorien von Personen, an welche sie ertheilt werden sollten, bestimmt. Die Großwürdenträger des Reiches werden Fürsten*) (Princes) genannt, und es wird ihnen das Prädikat: Durchlauchtigste Hoheit (Altesse sérénissime) beigelegt. Der älteste Sohn eines Großwürdenträgers führt von Rechtswegen den Titel Herzog, wenn sein Vater für ihn ein Majorat von 200,000 Fr. Einkünften gestiftet hat. — Die Minister, Senatoren, Staatsräthe auf Lebenszeit, die Präsidenten des gesetzgebenden Körpers und die Erzbischöfe führen den Grafentitel, welcher, bei Stiftung eines Majorats von 30,000 Fr. Einkünften, auf die ältesten Söhne (bei Erzbischöfen auf die Neffen) übergeht. — Den Titel Baron führen die Präsidenten der Wahlkollegien der Departements, die ersten Präsidenten und Generalprokuratoren des Kassationshofes, des Rechnungshofes und der Appellationshöfe, die Bischöfe und die Maires der 37 größten Städte, welche das Recht haben, der Krönung beizuwohnen. Der Barontitel wurde bei einem Majorat von 15,000 Fr. Einkünften erblich. — Den Inhabern der Ehrenlegion wurde der Rittertitel beigelegt, der durch Gründung eines Majorats von 3000 Fr. Einkünften ebenfalls den Charakter der Erblichkeit erhielt. Außerdem behielt sich

*) Im alten Frankreich nahm der Herzogstitel den ersten Rang in der Adelshierarchie ein, so daß in einigen Häusern, welche, wie die Broglie, Polignac, Belleisle, Poix u. s. w. von Päbsten oder deutschen Kaisern den Fürstentitel erhalten hatten, das Familienhaupt immer Herzog, und sein ältester Sohn Fürst hieß. Napoleon wies dem Fürstentitel die erste Stelle an, und bekleidete mit ihm Davoust, Massena und Ney, obgleich sie vorher schon Herzöge waren.

der Kaiser vor, verdienten Personen lebenslängliche Adelstitel beizulegen. — Das zweite hiermit zugleich erschienene Dekret betraf die gesetzlichen Bestimmungen über die Majorate, welche insofern eine Ausnahme vom gemeinen Recht bildeten, als sie weder der Verpfändung noch der Beschlagnahme unterlagen. — Auch Staatsbürgern, welche, ohne zu den genannten Kategorien zu gehören, Majorate zu stiften wünschten, sollte es vergönnt sein, zu diesem Zweck Gesuche an den Reichserzkanzler (Cambacérès), der mit der Leitung aller Formalitäten bei dieser Angelegenheit beauftragt war, zu richten.

Der Senat, welchem die beiden Dekrete zur Annahme vorgelegt wurden, hatte, weil er überhaupt in Allem Napoleon beizustimmen gewohnt und bei dieser Verleihung von Titeln selbst bedacht war, gegen die Maßregel nichts einzuwenden. Der berühmte Naturforscher Lacépède legte dafür den Dank der obersten Reichsbehörde am Throne nieder. Cambacérès wollte in der Stiftung eines neuen Adels sogar einen Sieg der Principien der Revolution erkennen, indem derselbe nur für geleistete Dienste ertheilt werde, allen Klassen zugänglich bleibe, und dadurch, daß er keine Privilegien enthalte, den Gegensatz zu dem früheren Feudaladel darstelle. Wenn aber nur dies in der Absicht Napoleon's lag, so war dieser neue Adel überflüssig. Die Verleihung der Ehrenlegion, die Beförderung im Civil- und Militairdienst boten hinreichende Auszeichnungen dar. Eine Einrichtung, die keinen politischen Charakter an sich trug, die oberste Gewalt nicht beschränkte, und blos eine Anzahl betitelter Individuen schuf, konnte zu einer socialen Regeneration Frankreichs nicht viel beitragen. Hier und da wunderte man sich, und spottete, besonders in den Kreisen des alten Adels, über die große Menge neuer Herzöge, Grafen, Barone und Ritter. Das Volk nahm diese neue Aristokratie, die von einer solchen nur die Titel führte, ohne Gunst wie ohne Widerwillen hin. Da, ungeachtet dieser Art von feudalem Beiwerk, die Gleichheit vor dem Civil- und Kriminalgesetz blieb, so wurde die Masse von dieser Neuerung nicht berührt.

Zu den Personen, welche in der militairischen, diplomatischen und parlamentarischen Geschichte Frankreichs eine Rolle gespielt haben, und damals Adelstitel erhielten, gehörten: die beiden Kollegen Napoleon's im Konsulat: der Reichserzkanzler Cambacérès, Herzog von Parma — der Reichserzschatzmeister Lebrun, Herzog von Piacenza*). — Den Herzogstitel erhielten die Marschälle: Moncey (Conegliano) — Augereau

*) Beide führten außerdem als Großwürdenträger den Fürstentitel.

(Castiglione) — Massena (Rivoli) — Soult (Dalmatien) — Lannes (Montebello) — Ney (Elchingen) — Mortier (Treviso) — Davoust (Auerstädt) — Bessières (Istrien) — Victor (Belluno) — Kellermann (Valmy). — Die Marschälle Brune und Jourdan, die bei Napoleon in Ungunst gekommen waren, wurden übergangen, erhielten aber später den Grafentitel, welcher den Marschällen Perignon und Serrurier schon damals ertheilt wurde. — Obgleich nur Generale, erhielten den Herzogstitel: Marmont (Ragusa) — Duroc (Friaul) — Caulincourt (Vicenza) — Savary (Rovigo) — Arrighi (Padua). — Zu Grafen wurden ernannt: die Generale Gouvion St. Cyr, Lauriston, Andréossy, Suchet*), Molitor, Grouchy, Baraguay d'Hilliers, Sebastiani, Hüllin, Rapp, Nansouty, Bertrand, Mouton u. s. w. Dieselbe Auszeichnung empfingen: der Generalintendant Daru, der Großmeister der Universität Fortanes, der Generalpostdirektor Lavalette; die Mitglieder des Instituts: Monge, Laplace, Lacépède; die Diplomaten: Champagny, St. Marsan, Laforêt. — In der zahlreichen Klasse der Barone verdienen, als später berühmt geworden, bemerkt zu werden: Pasquier, aus einer alten Parlamentsfamilie stammend, unter Ludwig XVIII. mehrmals Minister, unter Ludwig Philipp Kanzler von Frankreich, und der damalige Oberst Foy, später als Redner und militairischer Schriftsteller ausgezeichnet.

Talleyrand und Bernadotte waren schon früher, ersterer zum Fürsten von Benevent, letzterer zum Fürsten von Pontecorvo, Lefebvre zum Herzoge von Danzig, Junot zum Herzoge von Abrantes erhoben worden. Zwei zum ältesten Adel gehörige Personen: der Oberkammerherr Montesquiou, aus einer Familie, die ihren Ursprung von den Merovingern herleitet, und der Oberceremonienmeister Segur, Sohn eines Kriegsministers und Marschalls von Frankreich unter Ludwig XVI, und schon vor der Revolution französischer Botschafter in Rußland, nahmen von Napoleon's Hand den Grafentitel an.

Mit diesen Titeln waren Einkünfte von 10,000 bis 140,000 Fr., auf meist im Königreich Italien, im Neapolitanischen, in Dalmatien, Westphalen, Hannover und dem Herzogthum Warschau gelegenen Landbesitz gegründet, verbunden. Außer diesen Dotationen theilte Napoleon, von den Kontributionen der besiegten Staaten und den Ueberschüssen in den Staatseinnahmen, an seine Günstlinge noch außerordentliche Gratifikationen, die meist sehr bedeutend waren, und zuweilen drei- bis viermal an dieselben Personen wiederkehrten, aus. Napoleon hat in St.

*) Später als Marschall zum Herzog von Albufera ernannt.

Helena behauptet, daß Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel, von ihm innerhalb zwölf Jahren an 30 Millionen Fr. erhalten hat, was eine Vorstellung von der Freigebigkeit des Kaisers, und den unermeßlichen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, geben kann.

Napoleon hatte schon als Konsul Manches zur Hebung des höheren und mittleren Unterrichts, welcher während der Revolution, mit Ausnahme der Mathematik und Naturkunde, in großen Verfall gerathen war, gethan. Nachdem er den Kultus wieder hergestellt, die Rechtspflege und Verwaltung geordnet hatte, wollte er auch auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung nicht blos einzelne Lücken ausfüllen, sondern als ein Reformator des Ganzen auftreten. Seinem an große Kombinationen gewöhnten Geiste schwebte der umfassende Gedanke vor, dem gesammten Unterricht der Jugend eine einmüthige Richtung zu geben, und das dazu gehörige Personal zu einer bedeutenden, unter einander hierarchisch gegliederten Körperschaft zu verbinden. Auf diese Art entstand „die Universität von Frankreich (l'Université de France)" — welche nicht eine Anstalt dieser Art im üblichen Sinne des Wortes, sondern die Vereinigung des ganzen Lehrpersonals, auf allen Abstufungen des öffentlichen Unterrichts, war. Der Kaiser pflegte im Gespräch häufig zu äußern: „So lange wir nicht der Erziehung der Jugend eine bestimmte Grundlage gegeben haben, ist die Zukunft ungewiß, und bleibt Alles in der Schwebe. Ein Land, das eine Revolution, wie die unsrige, erfahren hat, muß in allen seinen Einrichtungen nach der größten Bestimmtheit streben!" — Den Jugendunterricht der Geistlichkeit anzuvertrauen, hielt Napoleon nicht für zweckmäßig, weil der vorrevolutionaire Klerus schon bejahrt, durch die erfahrenen Verfolgungen erbittert, von dem Geist der Zeit abgewandt, der seit dem Konkordat entstandene aber meist wenig gebildet, und auf Erfüllung solcher Pflichten nicht vorbereitet war, der ganze Stand aber, wegen seines Nexus mit Rom, zum Theil außerhalb des Staates stand. Die bürgerliche Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen, eines der in der Revolution an das Licht getretenen Principien, an welchem der Kaiser aufrichtig hing, hätte eine durchgängige Uebertragung des Erziehungswesens an den katholischen Klerus überhaupt unmöglich gemacht. Wenn die Geistlichkeit den Unterricht ertheilte, so hätte es katholische, kalvinische, lutherische und jüdische Lehranstalten geben müssen. Dieser Partikularismus war aber Napoleon's centralisirendem Genie, und der in der Revolution mit besonderer Stärke hervorgetretenen Vorstellung von der Einheit des französischen Volksgeistes, an welcher er selbst festhielt, zuwider.

Seine Kenntniß der katholischen Hierarchie hatte ihn jedoch die Vortheile einer solchen Gliederung kennen gelehrt. In dieser Institution besitzt der Einzelne, bei großer Unterordnung unter den rechtmäßigen Willen der Oberen, eine gewisse Unabhängigkeit und Sicherheit des Daseins, kann Genügsamkeit in materiellen Dingen mit dem Gefühl seiner Würde vereinigen, und wird von einem Standesgeist, der, als unsichtbare Kette, das Ganze zusammenhält, belebt. Napoleon wünschte einer, der inneren Organisation des katholischen Klerus ähnlich gestalteten, weltlichen Körperschaft den höheren und mittleren Unterricht, denn für den niederen ward nach wie vor wenig gethan, übertragen zu können. Er ließ deshalb von dem Akademiker Fourcroy, welcher unter dem Minister des Innern das Unterrichtsdepartement verwaltete, einen Gesetzesentwurf ausarbeiten, nach welchem die Errichtung einer Korporation angeordnet wurde, welche in dem gesammten Umfange des Kaiserreiches zur Ertheilung des öffentlichen Unterrichtes ermächtigt sein sollte. Derselbe wurde am 6. Mai 1806 vom gesetzgebenden Körper angenommen. Die Mitglieder dieser Körperschaft sollten bürgerliche (civiles), specielle und zeitweilige*) Verpflichtungen, wie es hieß, eingehen. Nachdem der Kaiser die Grundlage dieses Planes angenommen, trug er denselben, während der größten politischen und militairischen Beschäftigungen, mit sich im Kopfe herum, und erließ endlich das Dekret vom 17. März 1808, durch welches jener Entwurf, in fast allen Einzelheiten vollendet, in das Leben trat.

Die wesentlichen Bestimmungen dieses Dekretes bestehen in Folgendem: Der öffentliche Unterricht ist im Kaiserreich ausschließend der Universität von Frankreich anvertraut. — Keine Unterrichtsanstalt kann außerhalb der Universität und ohne Bewilligung ihres Chefs, welcher den Titel Großmeister führt, errichtet werden. — Niemand darf eine Schule eröffnen oder öffentlich unterrichten, der nicht Mitglied der kaiserlichen Universität und von einer ihrer Fakultäten graduirt ist. — Der Unterricht in den geistlichen Seminarien hängt von dem Bischofe jeder Diöcese ab. — Die kaiserliche Universität besteht aus so vielen Akademien als es Appellhöfe (29) giebt. — Die zu einer Akademie gehörigen Unterrichtsanstalten sind: die Fakultäten für Theologie, Jurisprudenz, Medicin, mathematische und physikalische Wissenschaften, Litteratur; die Lyceen für alte Sprachen, Geschichte, Rhetorik, Logik und die Anfangsgründe der Mathematik und Physik; die Kollegien (colléges), welche von den Kom-

*) Dies, um nicht an die lebenslänglichen klerikalen Gelübde zu erinnern.

munen zur Unterweisung in den Elementen der alten Sprachen, der Geschichte und der mathematischen und physikalischen Wissenschaften errichtete Sekondairschulen sind; die Institute unter Leitung von Privatleuten, wo der Unterricht dem in den Kollegien nahe kommt; die Privatpensionen, in welchen die Zöglinge weniger weit als in den Instituten geführt werden; die Primairschulen, in welchen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wird. Dies Alles, von dem akademischen bis zu dem Elementarunterricht herab, ward unter dem Namen Universität umfaßt. — Es folgen dann Bestimmungen über die Erfüllung der zu der Anstellung in diesen verschiedenen Lehranstalten erforderlichen Bedingungen, über die hierarchische Gliederung des Ganzen, die Rechte und Pflichten des Lehrpersonals, die Disciplin, Pensionirung u. s. w.

Obgleich Napoleon für seine Person den mathematischen Wissenschaften, weil sie beim Kriegswesen unentbehrlich sind, besonders hold war, so hegte er jedoch von der inneren Bedeutung und dem äußeren Einflusse der Litteratur eine höhere Meinung als irgend ein anderer bekannter Souverain seiner Zeit. Er äußerte im vertraulichen Gespräch zuweilen die Ueberzeugung, daß das Studium der exakten Wissenschaften den Geist nur in dieser oder jener einzelnen Richtung fördere, die Beschäftigung mit Poesie und Geschichte aber den ganzen Menschen erhebe. Nur gegen die spekulative Philosophie besaß er eine unüberwindliche Abneigung, weil er sie einzig von der üblen Nachwirkung her, welche sie auf die französische Revolution geäußert hat, kannte, weshalb er dieselbe, bei ihrem unbegränzten und wandelbaren Streben, für unvereinbar mit einem festen und geordneten Staatswesen hielt. Er war mit den vornehmsten Denkmalen der französischen Poesie vertraut, besaß eine lebendige und umfassende Kenntniß der historischen Hauptmomente aller Völker und Zeiten, und wußte sich, von seinem Instinkt für alles Große geleitet, bei jeder Gelegenheit mit einer seltenen Angemessenheit und Kraft, als wäre die Kultur der Sprache sein besonderes Augenmerk gewesen, auszudrücken. Er nahm deshalb Fourcroy, der sich vornehmlich mit Chemie beschäftigte, die Leitung des öffentlichen Unterrichtes ab und vertraute dieselbe Fontanes an, der, ungeachtet seines Hanges zu rhetorischer Uebertreibung, einen klassisch gebildeten Geschmack besaß.

Man hat an dem von Napoleon geschaffenen Erziehungssystem die bureaukratische Bevormundung, die hierarchische Gliederung, die Abhängigkeit, in welche das Lehrpersonal in Frankreich fiel, und die Art von Normalschematismus getadelt, der dadurch für den Geist, ihn beschränkend, aufgestellt wurde. Dies fällt beim ersten Blick auf, und

kann nicht geläugnet werden. Indessen würde eine freiere Gestaltung des Unterrichtswesens, nach den furchtbaren Verheerungen, welche der Sturm der Revolution in ihm angerichtet hatte, wahrscheinlich gar kein Ergebniß geliefert, und die bisherige Zerrissenheit sich nicht aus eigener Kraft zu einem harmonischen Ganzen abgerundet haben. Der Kaiser legte wenigstens den Grund zu einem Gebäude, auf welchem freiere und friedlichere Zeiten, wie auch wirklich geschehen, fortzubauen im Stande gewesen sind. Napoleon's Eroberungslust und immerwährende Kriegsführung zwangen ihn, die Leitung des gesammten nationalen Lebens, selbst die geistigen Fäden der Ideen, so viel als möglich in seiner Hand zu halten, weil er bei einem so lebendigen und thatkräftigen Volke, wie die Franzosen, von einem anfänglich vielleicht kaum bemerkbaren Riß in seinem System, einem Widerspruch zwischen den Principien, auf welchen seine Macht beruhte, und einer entgegengesetzten Richtung des Volksgeistes, eine ihm gefährlich werdende Erschütterung befürchtete. Von dieser Besorgniß ist er, selbst nach den größten über das Ausland davon getragenen Siegen, nie ganz frei gewesen. Der Sturz der alten Monarchie, die, dem Anscheine nach, so tiefe Wurzeln besaß, und die Art, wie so Vieles, was von der Revolution geschaffen, wieder von ihr verschlungen wurde, hatte in ihm einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen.

Daher kam auch die strenge Ueberwachung der Tagespresse, und überhaupt aller Druckwerke; die Abweisung jeder freien Untersuchung über den Ursprung und die Natur der bürgerlichen Gesellschaft; die Begünstigung geheimer Angebereien und die willkührlichen Einkerkerungen; die Absicht, den Richterstand von der Regierung eben so abhängig wie die Verwaltung zu machen, und das Mißtrauen, welches dem Kaiser schon die bloße Erinnerung an eine Volksvertretung, wie sie, wenigstens dem Namen nach, im gesetzgebenden Körper enthalten war, einflößte. Es fand nicht nur Censur statt, sondern es konnten auch von dieser geduldete Journale, auf besonderen Befehl des Polizeiministeriums, unterdrückt, Werke, welche das Imprimatur erhalten hatten, kurz vor deren Herausgabe*) mit Beschlag belegt und selbst vernichtet werden. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ward aufgehoben. Es wurden durch ein kaiserliches Dekret auf einmal 66 Richter, unter ihnen Lecourbe und Rigault, die sich in Moreau's Proceß unbeugsam gezeigt hatten, entlassen (24. März 1808). Bei den Tribunalen führte man

*) Dies begegnete dem berühmten Werke der Frau von Staël: „De l'Allemagne" betitelt, von welchem 10,000 Exemplare eingestampft wurden.

junge Männer unter dem Namen „Auditoren" als Beisitzer ein (16. März 1808), deren Absetzbarkeit, obgleich sie alle richterliche Funktionen ausübten, ausdrücklich ausgesprochen war. Die Richterämter wurden erst nach fünfjähriger Führung für lebenslänglich erklärt, damit diejenigen, welche während dieser Prüfungszeit Zeichen von Selbstständigkeit gaben, vor deren Ablauf entfernt werden konnten. Man hoffte, daß wenn einmal eine Reihe von Jahren hindurch die Gewohnheit blinden Gehorsams angenommen war, dieselbe dann auch später, als zur anderen Natur geworden, fortdauern würde. Es bestanden, der Verfassung und dem Gesetz zuwider, Specialtribunale ohne Jury. Der kaiserlichen Polizei verdächtig gewordene Personen verschwanden, ohne daß Etwas über ihr Schicksal, ihre Strafbarkeit verlautete, oder ein Erkenntniß gegen sie erschien. Sie wurden in besonderen Staatsgefängnissen in geheimem Gewahrsam gehalten.

Die Kaiserin Josephine hatte, während der Abwesenheit ihres Gemahls, eine Deputation des gesetzgebenden Körpers empfangen, und in ihrer Antwort auf deren Anrede sie als Repräsentanten der Nation bezeichnet. Dies wurde von Napoleon, als er es vernahm, so übel empfunden, daß der Moniteur (15. December 1808) diese Worte der Kaiserin ausdrücklich läugnete und für unmöglich erklärte. Dieselbe wisse zu gut, daß der Kaiser der erste Repräsentant der Nation sei, nach ihm komme der Senat, dann der Staatsrath und zuletzt erst der gesetzgebende Körper. Der Name dieser Behörde sei uneigentlich gewählt, da sie keine Gesetze zu erlassen, sondern nur über die ihr von der Regierung vorgelegten ihr Gutachten abzugeben habe. Die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers seien nichts als Bevollmächtigte der Departements, und Beamte, nur mit anderen Attributen als die übrigen Beamten versehen. — In einer Sitzung des Staatsrathes hatte sich der Kaiser einmal über den gesetzgebenden Körper dahin geäußert, daß derselbe aus bejahrten und wohlhabenden Männern bestehe, die sich darin gefielen, jedes Jahr einige Monate in Paris zuzubringen, am Hofe zu erscheinen, und die mit der Auszeichnung zufrieden sein könnten, welche ihnen diese Stellung in den Augen ihrer Mitbürger verschaffte. — Diese und ähnliche Kundgebungen eines, sich selbst über die gewöhnlichen Vorschriften der Klugheit hinaussetzenden, Hochmuthes fanden damals keinen lauten Widerspruch, erregten jedoch hier und da, selbst bei Anhängern des kaiserlichen Systems, Mißbilligung, und gruben sich in das Gedächtniß der Ueberreste der royalistischen und republikanischen Partei ein, um später zu Anklagepunkten gegen den großen Despoten zu dienen. Napoleon schmeichelte der

französischen Nation im Ganzen und Großen, nahm aber auf die Meinung der einzelnen Fraktionen derselben, die Armee, die ihm übrigens unbedingt ergeben war, ausgenommen, wenig Rücksicht.

Obgleich die israelitischen Glaubensgenossen durch den Beschluß der konstituirenden Nationalversammlung vom 24. September 1791 in den vollen Genuß der bürgerlichen Rechte gesetzt und diese Gleichstellung seitdem nicht mehr aufgehoben worden, so griff Napoleon, von den Klagen über die durch Juden in den östlichen Departements verübte wucherische Aussaugung des Landvolkes gereizt, auf das Willkührlichste in die bestehende Gesetzgebung ein. Anstatt die einzelnen Strafbaren zur Verantwortung ziehen zu lassen, schritt er gegen alle ihre Glaubensgenossen in jenen Gegenden ein. Am 30. Mai 1806 erschien ein Dekret, welches den Schuldnern der Juden einen besonderen Indult bewilligte, wodurch diese ihrer Forderungen häufig ganz verlustig gingen. Napoleon hegte indessen keinen Haß gegen die Juden, sondern wollte sie durch diesen despotischen Akt nur zu einer Reform in ihren Zuständen veranlassen. Er ließ zu dem Ende 80 israelitische Notabeln aus Frankreich und Italien nach Paris kommen (Julius 1806), mit welchen Portalis, Molé und Pasquier über Vielweiberei, Ehescheidung, Wucher, über die Pflichten der Juden gegen den Staat verhandelten. Die Erklärungen der jüdischen Notabeln, welche behaupteten, daß die einem Theile ihrer Glaubensgenossen Schuld gegebenen Ungerechtigkeiten eben so von dem mosaischen wie von dem christlichen Gesetz verworfen würden, erwarben sich den Beifall des Kaisers, der ihnen aber eine religiöse Begründung verliehen zu sehen wünschte. Bei Napoleon's Vorliebe für der Vergangenheit entlehnte Namen und Zeichen, wenn sie sonst mit seinem Interesse übereinstimmten, berief er im April 1807 eine neue zahlreichere jüdische Versammlung nach Paris, welcher er den Namen Sanhedrin, wie einst der hohe Rath zu Jerusalem hieß, beilegte. Von diesem Sanhedrin wurden die von den Notabeln abgegebenen Erklärungen bestätigt und erweitert. Der Kaiser faßte von da an mehr Vertrauen in die politische Assimilation der Juden mit der französischen Staatsgesellschaft, die dem Recht nach schon bestand, hob den Indult auf, erließ aber gleichwohl am 17. März 1808 ein Dekret, welches den Verkehr der Juden, ausgenommen in den Departements der Gironde und des Landes, vielen lästigen Beschränkungen unterwarf. Auch wurde den unter die Konskription gefallenen Israeliten versagt, Stellvertreter, was allen übrigen Franzosen vergönnt war, zu stellen.

Napoleon wurde durch seine Kriege und Unterhandlungen mit dem Auslande nie von der Aufmerksamkeit auf das Innere abgezogen. Die

unter dem Konsulat begonnene Redaktion der Gesetzbücher schritt ungestört fort, und er nahm an der Vollendung derselben ebenso regen Antheil wie früher, nur daß von ihm bei den Berathungen über die Strafgesetze aus Gründen äußerer Nützlichkeit immer die härtesten Bestimmungen vorgezogen wurden. Auch in seinem Streben nach Hebung des einheimischen Kunstfleißes, nach Erleichterung des inneren Verkehrs durch Anlegung von Straßen, Kanälen und Brücken blieb er sich gleich. Die Einrichtung der Bank wurde verbessert, und ihr Kapital vermehrt. Die Abgaben waren hoch, und wurden sogar durch die Wiederherstellung der im Anfange der Revolution aufgehobenen Salzsteuer vermehrt, aber die vielen öffentlichen Arbeiten und der rasche Geldumlauf machten diese Last weniger fühlbar. Einzelne Industriezweige wurden von dem Prohibitivsystem begünstigt, aber die Kontinentalsperre mußte im Ganzen auf ein Land, wie Frankreich, das auf zwei Seiten an das Meer stößt und für welches der überseeische Handel ein unabweisliches Bedürfniß ist, höchst nachtheilig zurückwirken. Je sichtbarer die schädlichen Folgen dieses Systems hervortraten, um so mehr verhärtete sich Napoleon in dessen Aufrechthaltung und glaubte, durch seinen bloßen Willen die Natur der Dinge ändern zu können.

Die Konskription begann von den Massen mehr als früher gefühlt zu werden. So lange die von der Revolution herbeigeführte tiefe Aufregung gedauert hatte, waren die größten Opfer an Menschen wenig beachtet worden. Während des Konsulats hatte es einige Friedensjahre gegeben, vom Kaiserthum war dagegen ein vermehrter Kriegsstand herbeigeführt worden. Die Begeisterung der Armee für Napoleon dauerte ungeschwächt fort, aber von den Familien ward der Verlust ihrer Söhne schwerer als zur Zeit der Republik, wo, in der leidenschaftlichen Bewegung des Ganzen, der Einzelne gewissermaßen verschwand, empfunden. Der Kaiser ließ jetzt regelmäßig die verschiedenen Klassen der Dienstpflichtigen im Voraus einziehen, und stellte sie auch unter dem gesetzlichen Alter in die Reihen des Heeres ein. Besonders wurde der spanische Krieg, der ganze Armeen verschlang, unpopulair. Die Zahl Derer, welche sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten, nahm mit jedem Jahre zu. Napoleon blieb gegen die Zeichen einer beginnenden Veränderung in der Stimmung der Gemüther blind, gab sich immer ausschließender riesenhaften Entwürfen auf Vermehrung seiner Macht nach Außen hin, und zog die Zügel der Herrschaft im Innern immer straffer an.

44. Kongreß in Erfurt.

Napoleon, der seine Vertreter an fremden Höfen eben so richtig, wie seine gegen den Feind befehligenden Unterfeldherren zu wählen wußte, hatte die Botschaft in St. Petersburg an den General Caulincourt, Herzog von Vicenza, verliehen, welcher sich bald nicht nur das Vertrauen, sondern auch die persönliche Freundschaft des Kaisers Alexander erwarb. Caulincourt war, obgleich aus einer altadeligen Familie stammend, früh in den republikanischen Armeen hervorgetreten, dann dem General Bonaparte bekannt, und von diesem, wie so viele Andere, unwiderstehlich angezogen worden. Caulincourt hatte sich, da er, als Militair und Adjutant, dem ersten Konsul zu besonderem Gehorsam verpflichtet war, an dem Schicksal des Herzoges von Enghien insofern betheiligen müssen, daß er, als der General Ordener sich des Prinzen in Ettenheim bemächtigte, mit einer Batterie Offenburg besetzt hielt, um seinem Kollegen, im Fall eines unerwarteten Widerstandes, zu Hülfe kommen zu können. Caulincourt hatte aber keine Ahnung von dem Enghien bevorstehenden Schicksal gehabt, und war, als er dessen Tod erfuhr, von der heftigsten Bewegung ergriffen worden. Er fürchtete seit dieser Zeit immer, im Auslande und an den fremden Höfen in einem falschen Licht zu erscheinen. Diese Besorgniß machte ihn geneigt, alles zu Herbe und Gewaltsame in Napoleon's Politik, ohne diesem jedoch die Treue zu brechen, zu mildern, und überall das Wohlwollen und die Liebenswürdigkeit, welche in seiner Natur lagen, hervortreten zu lassen. Er hatte auf diese Art die Gunst Alexander I., der ihn fast täglich empfing, und der russischen Aristokratie, welche sonst dem französischen Einflusse keineswegs hold war, zu gewinnen verstanden.

Alexander und Napoleon glaubten einen gleich großen Vortheil in der Erhaltung ihrer zu Tilsit geschlossenen Freundschaft zu finden. Der russische Kaiser trug sich mit dem schon von Katharina II. gehegten Gedanken an eine Theilung der europäischen Türkei, wobei ihm Konstantinopel zugefallen sein würde. Er wußte aber, daß eine solche Hoffnung ohne Napoleon's Zustimmung nie verwirklicht werden konnte, und wollte diesem freie Hand im Westen und Süden Europa's lassen, wenn ihm dasselbe in Bezug auf den Orient gewährt würde. Bei allen seinen Unterredungen mit Caulincourt kam er auf diesen Punkt zurück, und wurde darin von den Gesinnungen seiner Umgebungen, und der sich in seinem Volke kund gebenden Meinung bestärkt.

Ungeachtet Napoleon und Alexander der Form nach über eine Theilung der europäischen Türkei übereingekommen waren, so verhehlten sich doch beide nicht, ersterer die Gefahren, letzterer die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens, indem die Pforte keineswegs, wie das alte Polen, als es von diesem Schicksal bedroht wurde, von aller Kraft des Widerstandes entblößt, und von jeder äußeren Hülfe verlassen war. Es konnte vorausgesehen werden, daß England und Oesterreich das Aeußerste aufbieten würden, um einen für das europäische Gleichgewicht so tödtlichen Schlag, wie die Auflösung des türkischen Reiches, abzuwenden. Napoleon hatte, als er sich im Allgemeinen bereit zeigte, Konstantinopel und dessen Umgegend in russische Hände fallen zu lassen, die Dardanellen für Frankreich verlangt. Für Alexander würde aber in diesem Falle der Besitz des Bosporus keinen Werth gehabt haben. Die Unterhandlung über diese Frage war zu keinem Abschluß gekommen. Die unvereinbaren Ansprüche der beiden größten Kontinentalmächte stießen sich in dieser Beziehung durchaus von einander ab.

Napoleon, der besorgte, daß die allgemeinen europäischen Interessen für die Zukunft von einer Ueberlassung Konstantinopels an Rußland auf das Aeußerste beeinträchtigt werden könnten, wollte jedoch Alexander's Freundschaft und Bündniß nicht durch eine zu weit getriebene Weigerung auf das Spiel setzen. Er mußte bei dem unglücklichen Ausgange des ersten gegen die Spanier unternommenen Feldzuges einen großen Theil seiner in Polen und Deutschland stehenden Truppen jenseits der Pyrenäen verwenden, und zu dem Ende den Rücken frei und von Rußland nichts zu fürchten haben. Hierzu kam noch, daß Oesterreich um diese Zeit seine Streitmacht in einer Weise, wie nie vorher, verstärkte und sich auf einen großen Kampf vorzubereiten schien. Das wiener Kabinet bereute seine Theilnahmlosigkeit an dem preußisch-russischen Kriege gegen Napoleon, wo, besonders nach der Schlacht bei Eylau, eine Diversion zu Gunsten der Preußen und Russen den Franzosen wahrscheinlich sehr gefährlich geworden wäre. Die Vorgänge in Bayonne und die Erhebung eines Bruders des französischen Kaisers auf den spanischen Thron hatten in Wien einen tieferen Eindruck als irgendwo anders in Europa gemacht. Oesterreich begriff, daß Napoleon nach einer solchen That nicht still stehen, und daß es, über kurz oder lang, für sein Dasein zu kämpfen genöthigt sein werde.

Napoleon kannte die Gesinnungen des wiener Hofes und der österreichischen Aristokratie gegen ihn. Die großen, in Oesterreich seit einigen Monaten angefangenen Rüstungen waren für ihn kein Geheimniß geblieben.

Er wollte deshalb um jeden Preis den Kaiser von Rußland auf seiner Seite haben und beschloß, ihm, statt einer Theilung der Türkei, die Moldau und Wallachei anzubieten, für sich selber aber dabei nichts zu beanspruchen. Alexander I., der jetzt selbst von der Schwierigkeit, Konstantinopel in Besitz zu nehmen, überzeugt war, hielt Napoleon's Anerbieten für sein Reich für vortheilhaft. Abgesehen von den unabsehbaren Verwickelungen, welche die Zerstörung der türkischen Herrschaft in Europa mit sich geführt hätte, so würde Rußland, selbst im glücklichsten Falle, einen großen Theil der Beute an Frankreich haben abgeben müssen. Denn in dem Theilungstraktat hatte Napoleon Albanien, Morea, Aegypten u. s. w. für sich verlangt. Die Moldau und Wallachei waren zwei große, reiche Provinzen, deren Besitz die Herrschaft über die Donaumündungen verlieh. Alexander zog es vor, diese türkischen Gränzprovinzen für sich allein zu nehmen, als nach einem langen und kostspieligen Kampfe mit Napoleon das Ganze theilen zu müssen.

Alexander, der geistreich und eindrucksfähig war, hatte sich in Tilsit in dem Zusammensein mit Napoleon gefallen. Die persönliche Bekanntschaft mit dem außerordentlichen Manne, welcher sich vom Artillerielieutenant zum Kaiser aufgeschwungen hatte, die Betrachtung der seltenen Natur des großen Emporkömmlings hatten Alexander's rege Einbildungskraft in Bewegung gesetzt. Es schmeichelte ihm, einer von Genie und Glück so wunderbar begünstigten Persönlichkeit nahe zu stehen. Auch konnte Alexander damals gegen Napoleon weder Mißtrauen noch Eifersucht hegen. Obgleich bei Austerlitz und Friedland geschlagen, hatte der russische Monarch kein Dorf seines Reiches eingebüßt, und im Frieden zu Tilsit sogar den bialystocker Distrikt gewonnen. Es war Napoleon, der ihm damals den ersten Gedanken an die Eroberung Finnlands eingab, und ihm jetzt die Aussicht auf die Erwerbung der Donaufürstenthümer eröffnete. Alexander zeigte sich deshalb zu einer Erneuerung und Befestigung der in Tilsit geschlossenen Freundschaft und zu einer persönlichen Zusammenkunft geneigt.

Für Napoleon waren noch mehr Ursachen zu einer Besprechung vorhanden. Er hatte in Tilsit den Eindruck, welchen er auf Alexander's beweglichen Geist machte, bemerkt und hoffte, desselben sich jetzt, wo er ihm die Moldau und Wallachei Preis zu geben entschlossen war, noch mehr bemächtigen zu können. Nur durch einen persönlichen Verkehr glaubte er den russischen Monarchen für seine Plane in Betreff Spaniens, Portugals, des Kirchenstaates gewinnen, ihn in dem Bunde gegen England fest und von Oesterreich fern halten zu können. Letzteres war

für Napoleon, der einen Kampf gegen die österreichische Monarchie für unvermeidlich hielt, denselben aber erst nach der Bezwingung Spaniens führen wollte, Das, was ihm für den Augenblick am Meisten am Herzen lag.

Unter solchen Umständen kam Ende Septembers (1808) die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurt zu Stande. Napoleon hatte diese Stadt und ihr Gebiet nach dem tilsiter Frieden für sich behalten und ließ sie für französische Rechnung verwalten, ohne seine ferneren Absichten über deren Bestimmung zu erkennen zu geben. Alexander ging auf die Wahl dieses Ortes, in dessen Nähe er eine Schwester, die Erbprinzessin von Weimar, besaß, gern ein. Napoleon nahm, da er gewissermaßen in seinem Hause blieb, den Unterhalt seines hohen Gastes auf sich, und ordnete zu diesem Zweck die glänzendsten Vorbereitungen an. Eine Menge anderer fürstlichen Personen, mit Ausnahme der Beherrscher Oesterreichs und Preußens, war eingeladen worden. Die kostbarsten Geräthschaften aus den Palästen von Versailles, Fontainebleau und Compiegne wurden nach Erfurt gebracht, und die ersten dramatischen Künstler aus Paris dahin beordert. Napoleon dachte durch diese glänzende Schaustellung Europa's Aufmerksamkeit von dem Unfalle von Baylen und dem Rückzuge der französischen Waffen über den Ebro abzulenken, Oesterreich durch die nahe Verbindung mit Alexander einzuschüchtern, und England die Vergeblichkeit seines Kampfes gegen Frankreich, seitdem dieses auf Rußland zählen könne, nachzuweisen. Wie immer, war Alles bei ihm auf einen bestimmten Zweck berechnet, obgleich er sich das Ansehen gab, nur einer Eingebung der Freundschaft zu folgen.

Napoleon hatte, ehe er sich nach Erfurt begab', sein Verhältniß zu den beiden ersten deutschen Mächten regeln wollen. Nachdem er sich in Paris gegen den österreichischen Botschafter, Grafen von Metternich, über Oesterreichs Rüstungen lebhaft beklagt hatte, verlangte er von dem wiener Kabinet eine kategorische Erklärung über dessen Absichten. Im Falle einer unbefriedigenden Antwort war er gesonnen, den Kaiser Franz sogleich mit Krieg zu überziehen, und den unter seiner persönlichen Führung beschlossenen Feldzug gegen Spanien aufzuschieben. Der österreichische Hof war aber mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig, und wollte erst, wenn die französische Hauptmacht jenseits der Pyrenäen, wie zu erwarten stand, beschäftigt sein würde, losbrechen. Er ließ sich deshalb zu einer versöhnenden Erklärung herbei, indem es sich, nach ihm, nur um die Vollendung einer schon vor einiger Zeit angefangenen Reorganisation der Armee, ohne feindliche Zwecke, handle. In der That wurden die Truppenaushebungen

für einige Zeit eingestellt, wenigstens mit weniger Eile betrieben. Napoleon ließ sich über den Sinn dieser Erklärung nicht täuschen, begriff aber auch, daß er für den Augenblick keinen Angriff Oesterreichs zu erwarten habe, und daß ihm Zeit übrig bleiben werde, um gegen die Spanier und die Engländer auf der pyrenäischen Halbinsel einen großen Schlag zu führen. — In derselben Zeit wurde mit Preußen eine Konvention über Räumung seiner Provinzen geschlossen. Obgleich Napoleon seiner in Preußen befindlichen Truppen gegen Spanien bedurfte, so gab er sich doch das Ansehen; mit deren Zurückziehung ein Zugeständniß zu machen.

Die bevorstehende Zusammenkunft der beiden großen Gebieter des Westens und Ostens setzte ganz Europa, besonders aber Deutschland, in Bewegung. In Mainz wurde Napoleon von dem Großherzoge von Darmstadt und dem Erbprinzen von Baden begrüßt, in Frankfurt von dem Fürsten Primas, den nassauischen Prinzen und dem Großherzoge von Würzburg, einem Bruder Franz I., empfangen. In Erfurt erwartete ihn der König von Sachsen. Der französische Kaiser war von mehren seiner ersten Generale, einem zahlreichen Hofstaate und seinem Minister des Auswärtigen, Grafen Champagny, begleitet. Talleyrand war, obgleich er der früher genossenen Gunst schon großentheils verlustig gegangen, zu der Reise nach Erfurt zugezogen worden. Er sollte, nach Napoleon's Absicht, bei gewissen vertraulichen Mittheilungen an den Kaiser Alexander, die nur seine Feinheit glücklich ausführen konnte, verwandt werden. Der Marschall Lannes war dem Kaiser Alexander bis Bromberg zur Bewillkommnung entgegengesandt worden. Der russische Monarch traf mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, seinem ersten Minister Romanzoff, dem Fürsten Wolchonsky und einigen Adjutanten am 26. September an dem ihm verwandten und befreundeten weimarischen Hofe ein.

Am 27. September ritt Napoleon, der selbst erst einige Stunden vorher in Erfurt angelangt war, dem in einem offenen Wagen von Weimar kommenden Alexander zwei Stunden weit entgegen. Als er seinen hohen Gast gewahr werden konnte, setzte er, um seine heitere Ungeduld auszudrücken, sein Pferd in rasche Bewegung. Sie begrüßten sich mit großer Herzlichkeit, und schienen bei ihrem Wiedersehen eine lebhafte Freude zu empfinden. Alexander stieg zu Pferde und beide Kaiser hielten, in ununterbrochenem Gespräch begriffen, gemeinschaftlich ihren Einzug in Erfurt. Das herbeigeströmte Volk betrachtete das gute Einverständniß der beiden mächtigen Herrscher mit lautem Beifall, indem es darin eine Gewährleistung des Friedens für Deutschland erkennen wollte.

munen zur Unterweisung in den Elementen der alten Sprachen, der Geschichte und der mathematischen und physikalischen Wissenschaften errichtete Sekondairschulen sind; die Institute unter Leitung von Privatleuten, wo der Unterricht dem in den Kollegien nahe kommt; die Privatpensionen, in welchen die Zöglinge weniger weit als in den Instituten geführt werden; die Primairschulen, in welchen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wird. Dies Alles, von dem akademischen bis zu dem Elementarunterricht herab, ward unter dem Namen Universität umfaßt. — Es folgen dann Bestimmungen über die Erfüllung der zu der Anstellung in diesen verschiedenen Lehranstalten erforderlichen Bedingungen, über die hierarchische Gliederung des Ganzen, die Rechte und Pflichten des Lehrpersonals, die Disciplin, Pensionirung u. s. w.

Obgleich Napoleon für seine Person den mathematischen Wissenschaften, weil sie beim Kriegswesen unentbehrlich sind, besonders hold war, so hegte er jedoch von der inneren Bedeutung und dem äußeren Einflusse der Litteratur eine höhere Meinung als irgend ein anderer bekannter Souverain seiner Zeit. Er äußerte im vertraulichen Gespräch zuweilen die Ueberzeugung, daß das Studium der exakten Wissenschaften den Geist nur in dieser oder jener einzelnen Richtung fördere, die Beschäftigung mit Poesie und Geschichte aber den ganzen Menschen erhebe. Nur gegen die spekulative Philosophie besaß er eine unüberwindliche Abneigung, weil er sie einzig von der üblen Nachwirkung her, welche sie auf die französische Revolution geäußert hat, kannte, weshalb er dieselbe, bei ihrem unbegränzten und wandelbaren Streben, für unvereinbar mit einem festen und geordneten Staatswesen hielt. Er war mit den vornehmsten Denkmalen der französischen Poesie vertraut, besaß eine lebendige und umfassende Kenntniß der historischen Hauptmomente aller Völker und Zeiten, und wußte sich, von seinem Instinkt für alles Große geleitet, bei jeder Gelegenheit mit einer seltenen Angemessenheit und Kraft, als wäre die Kultur der Sprache sein besonderes Augenmerk gewesen, auszudrücken. Er nahm deshalb Fourcroy, der sich vornehmlich mit Chemie beschäftigte, die Leitung des öffentlichen Unterrichtes ab und vertraute dieselbe Fontanes an, der, ungeachtet seines Hanges zu rhetorischer Uebertreibung, einen klassisch gebildeten Geschmack besaß.

Man hat an dem von Napoleon geschaffenen Erziehungssystem die bureaukratische Bevormundung, die hierarchische Gliederung, die Abhängigkeit, in welche das Lehrpersonal in Frankreich fiel, und die Art von Normalschematismus getadelt, der dadurch für den Geist, ihn beschränkend, aufgestellt wurde. Dies fällt beim ersten Blick auf, und

kann nicht geläugnet werden. Indessen würde eine freiere Gestaltung des Unterrichtswesens, nach den furchtbaren Verheerungen, welche der Sturm der Revolution in ihm angerichtet hatte, wahrscheinlich gar kein Ergebniß geliefert, und die bisherige Zerrissenheit sich nicht aus eigener Kraft zu einem harmonischen Ganzen abgerundet haben. Der Kaiser legte wenigstens den Grund zu einem Gebäude, auf welchem freiere und friedlichere Zeiten, wie auch wirklich geschehen, fortzubauen im Stande gewesen sind. Napoleon's Eroberungslust und immerwährende Kriegsführung zwangen ihn, die Leitung des gesammten nationalen Lebens, selbst die geistigen Fäden der Ideen, so viel als möglich in seiner Hand zu halten, weil er bei einem so lebendigen und thatkräftigen Volke, wie die Franzosen, von einem anfänglich vielleicht kaum bemerkbaren Riß in seinem System, einem Widerspruch zwischen den Principien, auf welchen seine Macht beruhte, und einer entgegengesetzten Richtung des Volksgeistes, eine ihm gefährlich werdende Erschütterung befürchtete. Von dieser Besorgniß ist er, selbst nach den größten über das Ausland davon getragenen Siegen, nie ganz frei gewesen. Der Sturz der alten Monarchie, die, dem Anscheine nach, so tiefe Wurzeln besaß, und die Art, wie so Vieles, was von der Revolution geschaffen, wieder von ihr verschlungen wurde, hatte in ihm einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen.

Daher kam auch die strenge Ueberwachung der Tagespresse, und überhaupt aller Druckwerke; die Abweisung jeder freien Untersuchung über den Ursprung und die Natur der bürgerlichen Gesellschaft; die Begünstigung geheimer Angebereien und die willkührlichen Einkerkerungen; die Absicht, den Richterstand von der Regierung eben so abhängig wie die Verwaltung zu machen, und das Mißtrauen, welches dem Kaiser schon die bloße Erinnerung an eine Volksvertretung, wie sie, wenigstens dem Namen nach, im gesetzgebenden Körper enthalten war, einflößte. Es fand nicht nur Censur statt, sondern es konnten auch von dieser geduldete Journale, auf besonderen Befehl des Polizeiministeriums, unterdrückt, Werke, welche das Imprimatur erhalten hatten, kurz vor deren Herausgabe*) mit Beschlag belegt und selbst vernichtet werden. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ward aufgehoben. Es wurden durch ein kaiserliches Dekret auf einmal 66 Richter, unter ihnen Lecourbe und Rigault, die sich in Moreau's Proceß unbeugsam gezeigt hatten, entlassen (24. März 1808). Bei den Tribunalen führte man

*) Dies begegnete dem berühmten Werke der Frau von Staël: „De l'Allemagne" betitelt, von welchem 10,000 Exemplare eingestampft wurden.

junge Männer unter dem Namen „Auditoren" als Beisitzer ein (16. März 1808), deren Absetzbarkeit, obgleich sie alle richterliche Funktionen ausübten, ausdrücklich ausgesprochen war. Die Richterämter wurden erst nach fünfjähriger Führung für lebenslänglich erklärt, damit diejenigen, welche während dieser Prüfungszeit Zeichen von Selbstständigkeit gaben, vor deren Ablauf entfernt werden konnten. Man hoffte, daß wenn einmal eine Reihe von Jahren hindurch die Gewohnheit blinden Gehorsams angenommen war, dieselbe dann auch später, als zur anderen Natur geworden, fortdauern würde. Es bestanden, der Verfassung und dem Gesetz zuwider, Specialtribunale ohne Jury. Der kaiserlichen Polizei verdächtig gewordene Personen verschwanden, ohne daß Etwas über ihr Schicksal, ihre Strafbarkeit verlautete, oder ein Erkenntniß gegen sie erschien. Sie wurden in besonderen Staatsgefängnissen in geheimem Gewahrsam gehalten.

Die Kaiserin Josephine hatte, während der Abwesenheit ihres Gemahls, eine Deputation des gesetzgebenden Körpers empfangen, und in ihrer Antwort auf deren Anrede sie als Repräsentanten der Nation bezeichnet. Dies wurde von Napoleon, als er es vernahm, so übel empfunden, daß der Moniteur (15. December 1808) diese Worte der Kaiserin ausdrücklich läugnete und für unmöglich erklärte. Dieselbe wisse zu gut, daß der Kaiser der erste Repräsentant der Nation sei, nach ihm komme der Senat, dann der Staatsrath und zuletzt erst der gesetzgebende Körper. Der Name dieser Behörde sei uneigentlich gewählt, da sie keine Gesetze zu erlassen, sondern nur über die ihr von der Regierung vorgelegten ihr Gutachten abzugeben habe. Die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers seien nichts als Bevollmächtigte der Departements, und Beamte, nur mit anderen Attributen als die übrigen Beamten versehen. — In einer Sitzung des Staatsrathes hatte sich der Kaiser einmal über den gesetzgebenden Körper dahin geäußert, daß derselbe aus bejahrten und wohlhabenden Männern bestehe, die sich darin gefielen, jedes Jahr einige Monate in Paris zuzubringen, am Hofe zu erscheinen, und die mit der Auszeichnung zufrieden sein könnten, welche ihnen diese Stellung in den Augen ihrer Mitbürger verschaffte. — Diese und ähnliche Kundgebungen eines, sich selbst über die gewöhnlichen Vorschriften der Klugheit hinaussetzenden, Hochmuthes fanden damals keinen lauten Widerspruch, erregten jedoch hier und da, selbst bei Anhängern des kaiserlichen Systems, Mißbilligung, und gruben sich in das Gedächtniß der Ueberreste der royalistischen und republikanischen Partei ein, um später zu Anklagepunkten gegen den großen Despoten zu dienen. Napoleon schmeichelte der

französischen Nation im Ganzen und Großen, nahm aber auf die Meinung der einzelnen Fraktionen derselben, die Armee, die ihm übrigens unbedingt ergeben war, ausgenommen, wenig Rücksicht.

Obgleich die israelitischen Glaubensgenossen durch den Beschluß der konstituirenden Nationalversammlung vom 24. September 1791 in den vollen Genuß der bürgerlichen Rechte gesetzt und diese Gleichstellung seitdem nicht mehr aufgehoben worden, so griff Napoleon, von den Klagen über die durch Juden in den östlichen Departements verübte wucherische Aussaugung des Landvolkes gereizt, auf das Willkührlichste in die bestehende Gesetzgebung ein. Anstatt die einzelnen Strafbaren zur Verantwortung ziehen zu lassen, schritt er gegen alle ihre Glaubensgenossen in jenen Gegenden ein. Am 30. Mai 1806 erschien ein Dekret, welches den Schuldnern der Juden einen besonderen Indult bewilligte, wodurch diese ihrer Forderungen häufig ganz verlustig gingen. Napoleon hegte indessen keinen Haß gegen die Juden, sondern wollte sie durch diesen despotischen Akt nur zu einer Reform in ihren Zuständen veranlassen. Er ließ zu dem Ende 80 israelitische Notabeln aus Frankreich und Italien nach Paris kommen (Julius 1806), mit welchen Portalis, Molé und Pasquier über Vielweiberei, Ehescheidung, Wucher, über die Pflichten der Juden gegen den Staat verhandelten. Die Erklärungen der jüdischen Notabeln, welche behaupteten, daß die einem Theile ihrer Glaubensgenossen Schuld gegebenen Ungerechtigkeiten eben so von dem mosaischen wie von dem christlichen Gesetz verworfen würden, erwarben sich den Beifall des Kaisers, der ihnen aber eine religiöse Begründung verliehen zu sehen wünschte. Bei Napoleon's Vorliebe für der Vergangenheit entlehnte Namen und Zeichen, wenn sie sonst mit seinem Interesse übereinstimmten, berief er im April 1807 eine neue zahlreichere jüdische Versammlung nach Paris, welcher er den Namen Sanhedrin, wie einst der hohe Rath zu Jerusalem hieß, beilegte. Von diesem Sanhedrin wurden die von den Notabeln abgegebenen Erklärungen bestätigt und erweitert. Der Kaiser faßte von da an mehr Vertrauen in die politische Assimilation der Juden mit der französischen Staatsgesellschaft, die dem Recht nach schon bestand, hob den Indult auf, erließ aber gleichwohl am 17. März 1808 ein Dekret, welches den Verkehr der Juden, ausgenommen in den Departements der Gironde und des Landes, vielen lästigen Beschränkungen unterwarf. Auch wurde den unter die Konskription gefallenen Israeliten versagt, Stellvertreter, was allen übrigen Franzosen vergönnt war, zu stellen.

Napoleon wurde durch seine Kriege und Unterhandlungen mit dem Auslande nie von der Aufmerksamkeit auf das Innere abgezogen. Die

unter dem Konsulat begonnene Redaktion der Gesetzbücher schritt ungestört fort, und er nahm an der Vollendung derselben ebenso regen Antheil wie früher, nur daß von ihm bei den Berathungen über die Strafgesetze aus Gründen äußerer Nützlichkeit immer die härtesten Bestimmungen vorgezogen wurden. Auch in seinem Streben nach Hebung des einheimischen Kunstfleißes, nach Erleichterung des inneren Verkehrs durch Anlegung von Straßen, Kanälen und Brücken blieb er sich gleich. Die Einrichtung der Bank wurde verbessert, und ihr Kapital vermehrt. Die Abgaben waren hoch, und wurden sogar durch die Wiederherstellung der im Anfange der Revolution aufgehobenen Salzsteuer vermehrt, aber die vielen öffentlichen Arbeiten und der rasche Geldumlauf machten diese Last weniger fühlbar. Einzelne Industriezweige wurden von dem Prohibitivsystem begünstigt, aber die Kontinentalsperre mußte im Ganzen auf ein Land, wie Frankreich, das auf zwei Seiten an das Meer stößt und für welches der überseeische Handel ein unabweisliches Bedürfniß ist, höchst nachtheilig zurückwirken. Je sichtbarer die schädlichen Folgen dieses Systems hervortraten, um so mehr verhärtete sich Napoleon in dessen Aufrechthaltung und glaubte, durch seinen bloßen Willen die Natur der Dinge ändern zu können.

Die Konskription begann von den Massen mehr als früher gefühlt zu werden. So lange die von der Revolution herbeigeführte tiefe Aufregung gedauert hatte, waren die größten Opfer an Menschen wenig beachtet worden. Während des Konsulats hatte es einige Friedensjahre gegeben, vom Kaiserthum war dagegen ein vermehrter Kriegsstand herbeigeführt worden. Die Begeisterung der Armee für Napoleon dauerte ungeschwächt fort, aber von den Familien ward der Verlust ihrer Söhne schwerer als zur Zeit der Republik, wo, in der leidenschaftlichen Bewegung des Ganzen, der Einzelne gewissermaßen verschwand, empfunden. Der Kaiser ließ jetzt regelmäßig die verschiedenen Klassen der Dienstpflichtigen im Voraus einziehen, und stellte sie auch unter dem gesetzlichen Alter in die Reihen des Heeres ein. Besonders wurde der spanische Krieg, der ganze Armeen verschlang, unpopulair. Die Zahl Derer, welche sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten, nahm mit jedem Jahre zu. Napoleon blieb gegen die Zeichen einer beginnenden Veränderung in der Stimmung der Gemüther blind, gab sich immer ausschließender riesenhaften Entwürfen auf Vermehrung seiner Macht nach Außen hin, und zog die Zügel der Herrschaft im Innern immer straffer an.

44. Kongreß in Erfurt.

Napoleon, der seine Vertreter an fremden Höfen eben so richtig, wie seine gegen den Feind befehligenden Unterfeldherren zu wählen wußte, hatte die Botschaft in St. Petersburg an den General Caulincourt, Herzog von Vicenza, verliehen, welcher sich bald nicht nur das Vertrauen, sondern auch die persönliche Freundschaft des Kaisers Alexander erwarb. Caulincourt war, obgleich aus einer altadeligen Familie stammend, früh in den republikanischen Armeen hervorgetreten, dann dem General Bonaparte bekannt, und von diesem, wie so viele Andere, unwiderstehlich angezogen worden. Caulincourt hatte sich, da er, als Militair und Adjutant, dem ersten Konsul zu besonderem Gehorsam verpflichtet war, an dem Schicksal des Herzoges von Enghien insofern betheiligen müssen, daß er, als der General Ordener sich des Prinzen in Ettenheim bemächtigte, mit einer Batterie Offenburg besetzt hielt, um seinem Kollegen, im Fall eines unerwarteten Widerstandes, zu Hülfe kommen zu können. Caulincourt hatte aber keine Ahnung von dem Enghien bevorstehenden Schicksal gehabt, und war, als er dessen Tod erfuhr, von der heftigsten Bewegung ergriffen worden. Er fürchtete seit dieser Zeit immer, im Auslande und an den fremden Höfen in einem falschen Licht zu erscheinen. Diese Besorgniß machte ihn geneigt, alles zu Herbe und Gewaltsame in Napoleon's Politik, ohne diesem jedoch die Treue zu brechen, zu mildern, und überall das Wohlwollen und die Liebenswürdigkeit, welche in seiner Natur lagen, hervortreten zu lassen. Er hatte auf diese Art die Gunst Alexander I., der ihn fast täglich empfing, und der russischen Aristokratie, welche sonst dem französischen Einflusse keineswegs hold war, zu gewinnen verstanden.

Alexander und Napoleon glaubten einen gleich großen Vortheil in der Erhaltung ihrer zu Tilsit geschlossenen Freundschaft zu finden. Der russische Kaiser trug sich mit dem schon von Katharina II. gehegten Gedanken an eine Theilung der europäischen Türkei, wobei ihm Konstantinopel zugefallen sein würde. Er wußte aber, daß eine solche Hoffnung ohne Napoleon's Zustimmung nie verwirklicht werden konnte, und wollte diesem freie Hand im Westen und Süden Europa's lassen, wenn ihm dasselbe in Bezug auf den Orient gewährt würde. Bei allen seinen Unterredungen mit Caulincourt kam er auf diesen Punkt zurück, und wurde darin von den Gesinnungen seiner Umgebungen, und der sich in seinem Volke kund gebenden Meinung bestärkt.

Ungeachtet Napoleon und Alexander der Form nach über eine Theilung der europäischen Türkei übereingekommen waren, so verhehlten sich doch beide nicht, ersterer die Gefahren, letzterer die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens, indem die Pforte keineswegs, wie das alte Polen, als es von diesem Schicksal bedroht wurde, von aller Kraft des Widerstandes entblößt, und von jeder äußeren Hülfe verlassen war. Es konnte vorausgesehen werden, daß England und Oesterreich das Aeußerste aufbieten würden, um einen für das europäische Gleichgewicht so tödtlichen Schlag, wie die Auflösung des türkischen Reiches, abzuwenden. Napoleon hatte, als er sich im Allgemeinen bereit zeigte, Konstantinopel und dessen Umgegend in russische Hände fallen zu lassen, die Dardanellen für Frankreich verlangt. Für Alexander würde aber in diesem Falle der Besitz des Bosporus keinen Werth gehabt haben. Die Unterhandlung über diese Frage war zu keinem Abschluß gekommen. Die unvereinbaren Ansprüche der beiden größten Kontinentalmächte stießen sich in dieser Beziehung durchaus von einander ab.

Napoleon, der besorgte, daß die allgemeinen europäischen Interessen für die Zukunft von einer Ueberlassung Konstantinopels an Rußland auf das Aeußerste beeinträchtigt werden könnten, wollte jedoch Alexander's Freundschaft und Bündniß nicht durch eine zu weit getriebene Weigerung auf das Spiel setzen. Er mußte bei dem unglücklichen Ausgange des ersten gegen die Spanier unternommenen Feldzuges einen großen Theil seiner in Polen und Deutschland stehenden Truppen jenseits der Pyrenäen verwenden, und zu dem Ende den Rücken frei und von Rußland nichts zu fürchten haben. Hierzu kam noch, daß Oesterreich um diese Zeit seine Streitmacht in einer Weise, wie nie vorher, verstärkte und sich auf einen großen Kampf vorzubereiten schien. Das wiener Kabinet bereute seine Theilnahmlosigkeit an dem preußisch-russischen Kriege gegen Napoleon, wo, besonders nach der Schlacht bei Eylau, eine Diversion zu Gunsten der Preußen und Russen den Franzosen wahrscheinlich sehr gefährlich geworden wäre. Die Vorgänge in Bayonne und die Erhebung eines Bruders des französischen Kaisers auf den spanischen Thron hatten in Wien einen tieferen Eindruck als irgendwo anders in Europa gemacht. Oesterreich begriff, daß Napoleon nach einer solchen That nicht still stehen, und daß es, über kurz oder lang, für sein Dasein zu kämpfen genöthigt sein werde.

Napoleon kannte die Gesinnungen des wiener Hofes und der österreichischen Aristokratie gegen ihn. Die großen, in Oesterreich seit einigen Monaten angefangenen Rüstungen waren für ihn kein Geheimniß geblieben.

Er wollte deshalb um jeden Preis den Kaiser von Rußland auf seiner Seite haben und beschloß, ihm, statt einer Theilung der Türkei, die Moldau und Wallachei anzubieten, für sich selber aber dabei nichts zu beanspruchen. Alexander I., der jetzt selbst von der Schwierigkeit, Konstantinopel in Besitz zu nehmen, überzeugt war, hielt Napoleon's Anerbieten für sein Reich für vortheilhaft. Abgesehen von den unabsehbaren Verwickelungen, welche die Zerstörung der türkischen Herrschaft in Europa mit sich geführt hätte, so würde Rußland, selbst im glücklichsten Falle, einen großen Theil der Beute an Frankreich haben abgeben müssen. Denn in dem Theilungstraktat hatte Napoleon Albanien, Morea, Aegypten u. s. w. für sich verlangt. Die Moldau und Wallachei waren zwei große, reiche Provinzen, deren Besitz die Herrschaft über die Donaumündungen verlieh. Alexander zog es vor, diese türkischen Gränzprovinzen für sich allein zu nehmen, als nach einem langen und kostspieligen Kampfe mit Napoleon das Ganze theilen zu müssen.

Alexander, der geistreich und eindrucksfähig war, hatte sich in Tilsit in dem Zusammensein mit Napoleon gefallen. Die persönliche Bekanntschaft mit dem außerordentlichen Manne, welcher sich vom Artillerielieutenant zum Kaiser aufgeschwungen hatte, die Betrachtung der seltenen Natur des großen Emporkömmlings hatten Alexander's rege Einbildungskraft in Bewegung gesetzt. Es schmeichelte ihm, einer von Genie und Glück so wunderbar begünstigten Persönlichkeit nahe zu stehen. Auch konnte Alexander damals gegen Napoleon weder Mißtrauen noch Eifersucht hegen. Obgleich bei Austerlitz und Friedland geschlagen, hatte der russische Monarch kein Dorf seines Reiches eingebüßt, und im Frieden zu Tilsit sogar den bialystocker Distrikt gewonnen. Es war Napoleon, der ihm damals den ersten Gedanken an die Eroberung Finnlands eingab, und ihm jetzt die Aussicht auf die Erwerbung der Donaufürstenthümer eröffnete. Alexander zeigte sich deshalb zu einer Erneuerung und Befestigung der in Tilsit geschlossenen Freundschaft und zu einer persönlichen Zusammenkunft geneigt.

Für Napoleon waren noch mehr Ursachen zu einer Besprechung vorhanden. Er hatte in Tilsit den Eindruck, welchen er auf Alexander's beweglichen Geist machte, bemerkt und hoffte, desselben sich jetzt, wo er ihm die Moldau und Wallachei Preis zu geben entschlossen war, noch mehr bemächtigen zu können. Nur durch einen persönlichen Verkehr glaubte er den russischen Monarchen für seine Plane in Betreff Spaniens, Portugals, des Kirchenstaates gewinnen, ihn in dem Bunde gegen England fest und von Oesterreich fern halten zu können. Letzteres war

für Napoleon, der einen Kampf gegen die österreichische Monarchie für unvermeidlich hielt, denselben aber erst nach der Bezwingung Spaniens führen wollte, Das, was ihm für den Augenblick am Meisten am Herzen lag.

Unter solchen Umständen kam Ende Septembers (1808) die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Erfurt zu Stande. Napoleon hatte diese Stadt und ihr Gebiet nach dem tilsiter Frieden für sich behalten und ließ sie für französische Rechnung verwalten, ohne seine ferneren Absichten über deren Bestimmung zu erkennen zu geben. Alexander ging auf die Wahl dieses Ortes, in dessen Nähe er eine Schwester, die Erbprinzessin von Weimar, besaß, gern ein. Napoleon nahm, da er gewissermaßen in seinem Hause blieb, den Unterhalt seines hohen Gastes auf sich, und ordnete zu diesem Zweck die glänzendsten Vorbereitungen an. Eine Menge anderer fürstlichen Personen, mit Ausnahme der Beherrscher Oesterreichs und Preußens, war eingeladen worden. Die kostbarsten Geräthschaften aus den Palästen von Versailles, Fontainebleau und Compiegne wurden nach Erfurt gebracht, und die ersten dramatischen Künstler aus Paris dahin beordert. Napoleon dachte durch diese glänzende Schaustellung Europa's Aufmerksamkeit von dem Unfalle von Baylen und dem Rückzuge der französischen Waffen über den Ebro abzulenken, Oesterreich durch die nahe Verbindung mit Alexander einzuschüchtern, und England die Vergeblichkeit seines Kampfes gegen Frankreich, seitdem dieses auf Rußland zählen könne, nachzuweisen. Wie immer, war Alles bei ihm auf einen bestimmten Zweck berechnet, obgleich er sich das Ansehen gab, nur einer Eingebung der Freundschaft zu folgen.

Napoleon hatte, ehe er sich nach Erfurt begab, sein Verhältniß zu den beiden ersten deutschen Mächten regeln wollen. Nachdem er sich in Paris gegen den österreichischen Botschafter, Grafen von Metternich, über Oesterreichs Rüstungen lebhaft beklagt hatte, verlangte er von dem wiener Kabinet eine kategorische Erklärung über dessen Absichten. Im Falle einer unbefriedigenden Antwort war er gesonnen, den Kaiser Franz sogleich mit Krieg zu überziehen, und den unter seiner persönlichen Führung beschlossenen Feldzug gegen Spanien aufzuschieben. Der österreichische Hof war aber mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig, und wollte erst, wenn die französische Hauptmacht jenseits der Pyrenäen, wie zu erwarten stand, beschäftigt sein würde, losbrechen. Er ließ sich deshalb zu einer versöhnenden Erklärung herbei, indem es sich, nach ihm, nur um die Vollendung einer schon vor einiger Zeit angefangenen Reorganisation der Armee, ohne feindliche Zwecke, handle. In der That wurden die Truppenaushebungen

für einige Zeit eingestellt, wenigstens mit weniger Eile betrieben. Napoleon ließ sich über den Sinn dieser Erklärung nicht täuschen, begriff aber auch, daß er für den Augenblick keinen Angriff Oesterreichs zu erwarten habe, und daß ihm Zeit übrig bleiben werde, um gegen die Spanier und die Engländer auf der pyrenäischen Halbinsel einen großen Schlag zu führen. — In derselben Zeit wurde mit Preußen eine Konvention über Räumung seiner Provinzen geschlossen. Obgleich Napoleon seiner in Preußen befindlichen Truppen gegen Spanien bedurfte, so gab er sich doch das Ansehen, mit deren Zurückziehung ein Zugeständniß zu machen.

Die bevorstehende Zusammenkunft der beiden großen Gebieter des Westens und Ostens setzte ganz Europa, besonders aber Deutschland, in Bewegung. In Mainz wurde Napoleon von dem Großherzoge von Darmstadt und dem Erbprinzen von Baden begrüßt, in Frankfurt von dem Fürsten Primas, den nassauischen Prinzen und dem Großherzoge von Würzburg, einem Bruder Franz I., empfangen. In Erfurt erwartete ihn der König von Sachsen. Der französische Kaiser war von mehren seiner ersten Generale, einem zahlreichen Hofstaate und seinem Minister des Auswärtigen, Grafen Champagny, begleitet. Talleyrand war, obgleich er der früher genossenen Gunst schon großentheils verlustig gegangen, zu der Reise nach Erfurt zugezogen worden. Er sollte, nach Napoleon's Absicht, bei gewissen vertraulichen Mittheilungen an den Kaiser Alexander, die nur seine Feinheit glücklich ausführen konnte, verwandt werden. Der Marschall Lannes war dem Kaiser Alexander bis Bromberg zur Bewillkommnung entgegengesandt worden. Der russische Monarch traf mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, seinem ersten Minister Romanzoff, dem Fürsten Wolchonsky und einigen Adjutanten am 26. September an dem ihm verwandten und befreundeten weimarischen Hofe ein.

Am 27. September ritt Napoleon, der selbst erst einige Stunden vorher in Erfurt angelangt war, dem in einem offenen Wagen von Weimar kommenden Alexander zwei Stunden weit entgegen. Als er seinen hohen Gast gewahr werden konnte, setzte er, um seine heitere Ungeduld auszudrücken, sein Pferd in rasche Bewegung. Sie begrüßten sich mit großer Herzlichkeit, und schienen bei ihrem Wiedersehen eine lebhafte Freude zu empfinden. Alexander stieg zu Pferde und beide Kaiser hielten, in ununterbrochenem Gespräch begriffen, gemeinschaftlich ihren Einzug in Erfurt. Das herbeigeströmte Volk betrachtete das gute Einverständniß der beiden mächtigen Herrscher mit lautem Beifall, indem es darin eine Gewährleistung des Friedens für Deutschland erkennen wollte.

Es waren in Erfurt 4 Könige, 34 Fürsten und Prinzen des Rheinbundes mit zahlreichem Gefolge, 24 Staatsminister und über 30 Generale anwesend. Die Zusammenkunft so vieler hervorragenden und ausgezeichneten Personen war ohnedies ein tägliches Fest. Außerdem gab es aber noch glänzende Theatervorstellungen, Bälle und Jagden. Täglich erschien Alexander an Napoleon's Tafel, die anderen Gäste ersten Ranges abwechselnd. Der Morgen war den Geschäften gewidmet. Am Abend versammelte man sich zum Schauspiel, und auf Bällen bei den anwesenden fürstlichen Frauen. Das erste Theaterstück, dessen Aufführung Napoleon angeordnet hatte, war „Cinna" von Corneille, in welcher Wahl eine Anspielung auf die versöhnende Rolle lag, welche der Gründer des französischen Kaiserthums den Parteien gegenüber angenommen hatte. Alexander und Napoleon saßen, Allen sichtbar, auf Lehnstühlen, neben ihnen, zu beiden Seiten auf Stühlen ohne Lehne, die übrigen Souveraine, hinter ihnen die Prinzen mit ihrem Gefolge. Eines Abends, bei der Stelle im „Oedipe" von Voltaire: „Eines großen Mannes Freundschaft ist ein Geschenk der Götter" — sagte Alexander laut: „Dieser Vers ward für mich gemacht!" — bog sich zu Napoleon und drückte ihm lebhaft die Hand. Wieland und Goethe, da Schiller und Herder todt waren, die letzten Leuchten der großen deutschen Litteraturepoche, wurden von Napoleon mit besonderer Auszeichnung behandelt, und von dem Eroberer auch auf sie der Zauber ausgeübt, mit dem er die meisten begabten Naturen, die sich nicht auf einem dem seinigen durchaus entgegengesetzten Standpunkte befanden, sich zu eigen machen wußte.

Bei den täglichen vertrauten Unterhaltungen, welche zwischen den beiden Kaisern stattfanden, war es Napoleon nicht schwer geworden, die letzten in Alexander's Gemüth übrig gebliebenen Spuren des Verlangens nach einer Theilung des türkischen Reiches durch Darlegung der derselben entgegenstehenden Schwierigkeiten auszulöschen, und an die Stelle dieser unerfüllten Hoffnung die wirkliche Erwerbung der Donaufürstenthümer zu setzen. Napoleon suchte seinen beweglichen Freund zu überzeugen, daß die Einverleibung Finnlands, der Moldau und Wallachei eine bedeutende Vergrößerung des russischen Reiches sei, und auf die Regierung, unter welcher sie geschehen, einen großen Glanz zurückwerfen werde. Alexander ging auf diese Meinung, auf welche er schon durch seine Unterredungen mit Caulincourt in St. Petersburg vorbereitet worden, ohne Schwierigkeit ein, wollte aber den Besitz der Donaufürstenthümer sogleich, ohne Bedingung, ohne Voraussetzung anderweitig einzutreffender Ereignisse, gesichert wissen. In diesem Sinne verhandelten,

während die Souveraine sich besprachen, ihre Minister Champagny und Romanzoff mit einander.

Die beiden Kaiser kamen überein, einen Friedensantrag an Großbrittanien in der Form zweier Schreiben an Georg III. zu richten. Der gegenwärtige Besitzstand sollte als Grundlage angenommen werden. England hätte in diesem Falle Malta und die Frankreich und Holland abgenommenen Kolonieen, Napoleon Italien und Spanien, Alexander Finnland, die Moldau und Wallachei behalten. Napoleon wünschte die Erklärung Alexander's an die Pforte, daß die Donaufürstenthümer künftig einen Theil Rußlands ausmachen sollten, bis nach Anknüpfung der Unterhandlungen mit dem englischen Kabinet verschoben zu wissen. Er fürchtete, daß sonst der Sultan sich in Englands Arme werfen, und dieses von vorn herein die ihm gemachten Vorschläge verwerfen werde. Wenn aber einmal ein gegenseitiger Austausch von Meinungen stattgefunden habe, würde es den englischen Ministern schwer werden, sich wieder zurückzuziehen. Romanzoff, für den, schon bejahrt und aus Katharina II. Schule, die Theilung der Türkei, oder wenigstens die Erwerbung der Donaufürstenthümer, der Traum seines Lebens gewesen, ging bei den Besprechungen mit Champagny auf diese Verzögerung ungern ein, mußte aber, da Alexander und Napoleon auch darin übereinkamen, zuletzt nachgeben. Es ward beschlossen, die Unterhandlungen mit Großbrittanien, da St. Petersburg zu entlegen war, von Paris aus zu führen. Romanzoff sollte sich zu dem Ende von Erfurt aus nach der französischen Hauptstadt begeben, und von ihm und Champagny, Talleyrand's Rath, obgleich dieser officiell an den auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr betheiligt war, benutzt werden.

Der Kaiser Franz hatte den General Baron von Vincent mit einem Schreiben voll friedlicher Versicherungen an Napoleon nach Erfurt geschickt. Derselbe sollte zugleich Erkundigungen über die dort gefaßten Beschlüsse einziehen. Die beiden Kaiser und ihre Minister hatten sich aber gegenseitig das tiefste Geheimniß über den die Donaufürstenthümer gefaßten Plan angelobt, und selbst Talleyrand, der im Verdacht geheimer Beziehungen zu dem österreichischen Kabinet stand, von jeder Mitwissenschaft ausgeschlossen. Vincent blieb mit diesem Theil der in Erfurt gepflogenen Unterhandlungen, an deren Mittheilung seinem Hofe, wegen der Beziehungen der Pforte zu der österreichischen Monarchie, am Meisten liegen mochte, gänzlich unbekannt. Napoleon beantwortete das Schreiben des Kaisers von Oesterreich in einem so stolzen Tone, stellte den Fortbestand der österreichischen Monarchie nach Austerlitz so aus-

drücklich als ein Werk seiner Mäßigung und Großmuth hin, daß der Kaiser Franz sich dadurch tief verletzt, und sich zu einem neuen Kampfe eher angereizt, als davon abgezogen fühlen mußte.

Napoleon hatte, außer den politischen Verhandlungen, noch ein persönliches Interesse in Erfurt im Auge gehabt. Die Kaiserin Josephine war älter als ihr Gemahl, und hatte ihm nie Kinder gegeben. Napoleon, auf der Höhe seines Glückes angekommen, wollte eine so große Macht auf einen Leibeserben übergehen sehen. Schon mehrmals war in der nächsten Umgebung des Kaisers von einer Trennung von Josephine und der Schließung eines neuen Ehebundes die Rede gewesen. Napoleon, dem an einem engen Verhältniß zu Alexander besonders viel lag, da dieser damals der einzige Monarch auf dem Kontinent war, der ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen konnte, hatte von dessen Schwester, der Großfürstin Katharine, als einer durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Prinzessin, gehört, und war zu einer Verbindung mit ihr geneigt. Daß die Ehebündnisse unter den großen Regentenhäusern geringen Einfluß ausüben, wenn der staatliche Vortheil nicht mit ihnen Hand in Hand geht, ward von Napoleon, der Alles nach seinen Wünschen und Bedürfnissen zu beurtheilen gewohnt war, übersehen. Mit einer Eröffnung an seinen kaiserlichen Verbündeten in dieser Beziehung den ersten Anfang zu machen, schien seiner Würde nicht ganz angemessen. Talleyrand, dessen Kenntniß der Höfe und des menschlichen Herzens für einzig galt, und der damit die Gabe der feinsten Ueberredung verband, ward mit dem ersten Schritt in dieser zarten Angelegenheit beauftragt. Alexander ging auf Talleyrand's Eröffnungen zuvorkommend ein, und erklärte, daß es zu seinen Wünschen gehöre, die Bande der Freundschaft mit Napoleon durch eine Verwandtschaft noch enger geknüpft zu sehen. Er verhehlte aber Talleyrand nicht, daß er, obgleich in Beziehung auf den Staat unumschränkt, in Familienverhältnissen seine Mutter walten lassen müsse, von der er wisse, daß sie einer solchen Verbindung entgegen sei. Alexander äußerte sich gegen das Ende seines Aufenthalts in Erfurt gegen Napoleon selbst in ganz ähnlicher Weise, nur mit dem mildernden Zusatze, daß er das Widerstreben der Kaiserin-Mutter überwinden zu können hoffe. Napoleon, der bei seiner spröden und stolzen Natur Willen und Neigung bei Frauen wenig berücksichtigte, und sich in einer ähnlichen Lage an die Meinung seiner Mutter nicht gekehrt haben würde, trug sich eine Zeit lang mit der Erwartung, daß dies auch bei Alexander der Fall sein werde.

Am 14. Oktober stiegen Napoleon und Alexander zu Pferde, und verließen Erfurt, von einer großen Volksmenge, wie sie in dasselbe ein-

gezogen waren, begleitet. In einiger Entfernung von der Stadt saßen sie ab, wandelten zu Fuß am Rande des Weges eine Weile auf und nieder, und wiederholten sich die Versicherung persönlicher Neigung, und die Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Bedeutung ihres Bündnisses für ihre Völker und Europa. Napoleon sprengte noch einmal an Alexander's Wagen heran, und drückte ihm die Hand. Beide schienen ganz mit einander einverstanden und von ihrer Trennung bewegt zu sein. Sie sahen sich nicht wieder, und keiner der während dieser glänzenden und geräuschvollen Zusammenkunft gefaßten Plane wurde verwirklicht. So wenig hängt der Lauf der Ereignisse im Ganzen und Großen von dem Willen einzelner Menschen, so mächtig diese auch sein mögen, ab.

Der in Erfurt getroffenen Verabredung gemäß, wurden zwei Kuriere, auf einer Brigg in Boulogne eingeschifft, mit den Schreiben der beiden Kaiser an Georg III. nach England abgeschickt. Sie kamen nicht ohne Schwierigkeiten in London an. Dort nahm man ihnen ihre Depeschen ab, erklärte, dieselben zu gelegener Zeit beantworten zu wollen, und zwang die beiden Ueberbringer, nach Ablauf von 48 Stunden wieder nach Frankreich zurückzukehren. Die öffentliche Meinung war damals in England für Fortsetzung des Krieges. Das brittische Volk hatte seit Trafalgar bei seiner überlegenen Seemacht*) keine Landung mehr zu fürchten. Ungeachtet der Kontinentalsperre war noch immer viel englisches Fabrikat über Konstantinopel und Triest in Südeuropa abgesetzt, und für den Norden, an den Mündungen der Elbe und Weser, ein großartiger Schleichhandel eingerichtet worden. Napoleon's eigener Bruder, Ludwig, König von Holland, hatte diesen heimlichen Verkehr von Beginn seiner Regierung an bei sich begünstigt. Jetzt traten außer Spanien noch dessen südamerikanische Kolonieen auf Großbrittaniens Seite, die sämmtlich die Abdankungen in Bayonne verworfen und ihre Häfen den Engländern geöffnet hatten. Die englische Nation fürchtete demnach nicht mehr, wie dies eine Zeit lang nach den Friedensschlüssen von Luneville und Tilsit der Fall gewesen war, von der Verbindung mit anderen Ländern ausgeschlossen und auf sich selbst gewiesen zu werden, sondern hielt den Krieg mit Napoleon und dessen Verbündeten vielmehr für eine geeignete Gelegenheit, sich immer mehr der Herrschaft über die Meere zu bemächtigen.

Das brittische Kabinet antwortete endlich auf das Schreiben der

*) England besaß 1808 eine Kriegsflotte von 1067 Schiffen, darunter 263 Linienschiffe, 259 Fregatten u. s. w.

beiden Kaiser durch das Organ Georg Canning's, der das Ministerium des Auswärtigen bekleidete, nur unter der Bedingung auf Unterhandlungen einzugehen, wenn seine Alliirten, der König von Sardinien, die neapolitanischen Bourbonen und Vertreter Spaniens und Portugals, Zutritt erhielten. Canning wußte sehr wohl, daß, wenigstens in Bezug auf Abgeordnete der spanischen und portugiesischen Junten, ein solcher Antrag bei Napoleon auf keine Zustimmung rechnen konnte. Bald darauf gab die englische Regierung ihre wahre Absicht, unter den damals vorhandenen Umständen überhaupt keinen Vergleich zu wollen, deutlicher kund, indem sie erklärte, daß mit zwei Mächten, von denen die eine, wie Frankreich, die alten Fürstenhäuser entthrone, die andere, wie Rußland, ein solches Verfahren billige und unterstütze, der Abschluß eines gerechten und dauernden Friedens unmöglich sei. Der wahre Grund, warum das englische Kabinet damals alle Vorschläge abwies, lag indessen nicht in solchen moralischen Skrupeln, sondern in der Besorgniß, daß die nationale Partei in Spanien und Portugal durch Unterhandlungen mit Frankreich entmuthigt, und Oesterreich, an dessen Absicht einer Schilderhebung gegen Frankreich in London nicht gezweifelt wurde, unschlüssig gemacht werden könne. Napoleon selbst hatte auf die Eröffnungen an England, mit denen es ihm vielleicht nie vollkommener Ernst gewesen, in der letzten Zeit keinen Werth mehr gelegt, und die brittische Macht in Spanien durch einen verstärkten Angriff zu demüthigen beschlossen.

---

45. Napoleon in Spanien.

Von Joseph und seinen militairischen Umgebungen waren, seitdem die französische Armee Madrid verlassen und sich auf das linke Ufer des Ebro zurückgezogen hatte, Fehler über Fehler begangen worden. Vergebens hatte der Kaiser seinem Bruder in großer Eile bedeutende Verstärkungen aus Südfrankreich zugeschickt. Dieser hielt, selbst als gegen 100,000 Mann auf einem verhältnißmäßig geringen Raume um ihn her aufgestellt waren, seine Sicherheit noch immer für gefährdet und trug unaufhörlich auf neue Truppensendungen an. Napoleon warf, ungeduldig geworden, Joseph seinen Kleinmuth in einem Schreiben vor, in welchem es unter Anderem hieß: „Werden Sie meiner doch endlich würdig, und nehmen Sie eine Ihrer Stellung angemessene Haltung an!“—

Der neue König von Spanien glaubte, hiervon verletzt und gereizt, seines großen Bruders Thatkraft nachahmen zu müssen, und beeilte sich, bald mit dieser, bald mit einer anderen Abtheilung seines Heeres auf die spanischen Generale zu stürzen. Seine Maßregeln waren aber so übel berechnet, daß er entweder immer zu früh oder zu spät angriff, seine Truppen unnützer Weise ermüdete und nie etwas ausrichtete. Napoleon, der über diese Bewegungen, mit welchen man in Joseph's Hauptquartier Ehre einzulegen dachte, umständliche Berichte erhielt, durchschaute auf den ersten Blick die begangenen Mißgriffe, zürnte oder lächelte über das Verlangen, ihm in seinen strategischen Entwürfen nacheifern zu wollen, und befahl, bis er selbst angekommen sein würde, ruhig zu bleiben. Joseph's rechte Hand war der Marschall Jourdan, dem einmal in seinem Leben, bei Fleurus (26. Junius 1794), ein großer Wurf gelungen war, der aber seitdem im Kriege nur Fehler begangen hatte. Jourdan, der unter dem Direktorium zu den Häuptern der jakobinischen Partei gehörte und selbst nach dem 18. Brumaire sich noch eine Zeit lang mit anarchischen Entwürfen beschäftigte, war seitdem ein Günstling Joseph's geworden und mit demselben aus Neapel nach Spanien gekommen. Jourdan, der Napoleon nicht liebte und von diesem nicht sonderlich beachtet wurde, fachte Joseph's Ehrgeiz und dessen Eifersucht auf seines gebieterischen Bruders Ueberlegenheit an. In Joseph's Hauptquartier suchte man den Kaiser dann und wann tadeln und in einem verkleinernden Licht darstellen zu wollen. Diese Ausbrüche einer ohnmächtigen Eitelkeit sollten jedoch von der Gewalt der Thatsachen bald widerlegt werden.

Von Napoleon war, nachdem er sich von Joseph getrennt hatte, in Paris und dann später in Erfurt, ungeachtet vielfältiger Geschäfte und Zerstreuungen, unaufhörlich an der Ausrüstung und Zusammenziehung der Heeresmassen, mit welchen er in Spanien einzudringen dachte, gearbeitet worden. Die Räumung Preußens und die Freundschaft mit Rußland erlaubte ihm, über den größten Theil der außerhalb Frankreichs stehenden Truppen zu verfügen. Er ließ die Konskription ein Jahr früher, als das Gesetz es anordnete, eintreten, denn der Senat war ihm hierin wie in anderen Dingen immer willfährig, und er füllte mit diesen 80,000 Mann die in den Regimentern entstandenen Lücken aus. Es wurden, außer den Franzosen, Deutsche, Italiener und Polen nach Spanien entboten. Ein französisches Heer von 60,000 Mann unter Davoust blieb am Rhein stehen, um, wenn Oesterreich sich erheben sollte, sogleich bei der Hand zu sein. Die Lombardei und Dalmatien wurden zu demselben Zweck stark besetzt. Die Rheinbundsfürsten erhielten die Anweisung, sich

zum nächsten Jahr auf Krieg gefaßt zu machen. Bayern und Würtemberg wurden, um gegen Oesterreich bereit sein zu können, von Truppensendungen nach Spanien entbunden.

Napoleon, der am 14. Oktober Erfurt verlassen hatte, war bereits am 18. in St. Cloud angekommen. Von dort aus setzte er die Vorbereitungen zum Kampfe mit unermüdlichem Eifer fort. Ueber 150,000 altgediente Soldaten wurden gegen Spanien bestimmt. Er hatte allen Städten, durch welche Truppen ziehen würden, befohlen, dieselben in feierlicher Weise, mit Anreden, Festgedichten, Ehrenpforten und Gastmählern zu empfangen. Die Municipalitäten waren von ihm dabei im Geheimen mit ansehnlichen Beiträgen unterstützt worden. Er hatte eine Auswahl von Unterfeldherren, wie keinem anderen Monarchen zu Gebot standen, zum Kriege in Spanien bestimmt. Die von ihm zugezogenen Marschälle waren: Soult, Ney, Moncey, Mortier, Junot, Victor, Bessieres, Lefebvre; unter den Generalen ragten Gouvion St. Cyr, Souham, Desolles, Sebastiani, Mouton, Lasalle, Lefebvre-Desnouettes, und Maison hervor.

Während Napoleon sich in Paris zum Kriege gegen Spanien rüstete, wurde von ihm den politischen Verhältnissen zu den übrigen Mächten, der inneren Verwaltung seines großen Reiches, dem Zustande der französischen Truppen, welche in Polen, Norddeutschland, Italien, Dalmatien stehen blieben, der Kontinentalsperre und der Abwehr gegen Englands Angriffe die thätigste Aufmerksamkeit zugewandt. Es war Murat, der unterdessen in Neapel zu regieren angefangen hatte, gelungen, mit Hülfe des tapferen Generals Lamarque die brittische Besatzung auf der Insel Capri durch einen nächtlichen, mit außerordentlicher Kühnheit ausgeführten Ueberfall zu vertreiben. Napoleon hoffte auch Sicilien bald von seinem Schwager erobert zu sehen, und sandte zu dem Ende die Abtheilung seiner Flotte, welche im Hafen von Vließingen lag, nach dem Mittelmeer. Selbst über den Ocean hinaus erstreckte sich sein Blick. Er schickte mehre Geschwader mit Landungstruppen nach Guadeloupe und Martinique, um die dortigen Besatzungen zu verstärken und diese Kolonieen für Frankreich zu erhalten. Eine Menge von Kreuzern wurde auf seinen Befehl in St. Malo und Rochefort, um den englischen Handel zu beeinträchtigen, ausgerüstet.

Als Napoleon sich zur Abreise nach der spanischen Gränze anschickte, entstand unter seinen Anhängern eine Besorgniß wie nie zuvor bei ähnlichen Veranlassungen. Eine trübe Ahnung hatte sich Vieler unter ihnen bemächtigt. Man fürchtete, daß er endlich dem Loose der Schlachten,

welches er so unaufhörlich herausforderte, erliegen, und von einer feindlichen Kugel getroffen werden könnte. Denn man wußte, wie wenig er sein Leben schonte. Auch blieb der Gedanke nicht fern, daß er, bei der fanatischen Aufregung in Spanien, dem Meuchelmorde ausgesetzt sein würde. Was würde aber in solchem Falle aus seiner Familie, seinen Freunden und Dienern, aus Frankreich selbst werden? Als er die Unruhe um sich her bemerkte, sagte er mit ungeheuchelter Fassung, daß er so unversehrt zurückkommen werde, wie er hingehe, indem er unter der besonderen Obhut der Vorsehung stehe. Seine großartige Zuversicht theilte sich bald seinen besorgten Anhängern mit. Er selbst scheint nie an die Möglichkeit eines gewaltsamen Endes für sich gedacht zu haben. Bei seinem ersten Auftreten, als er vor Toulon eine Batterie kommandirte, hat man an ihm dieselbe Verachtung der Gefahr, wie später, als er zahllose Male im Feuer gewesen, bemerkt *).

Bei seiner Ankunft in Bayonne fand der Kaiser einen großen Theil der von ihm getroffenen Anordnungen unausgeführt. Die Vorräthe an Lebensmitteln und Kleidungsstücken, deren Herbeischaffung er anbefohlen, waren entweder noch nicht angelangt oder von geringerer Beschaffenheit, als er erwartet hatte. Einige Tage vergingen über der Arbeit, diesen Uebelständen abzuhelfen, wobei er, obgleich schon mit den großen Angriffsplänen gegen den Feind beschäftigt, in die kleinsten Einzelheiten der Militairverwaltung einging, und Alles selbst sah und prüfte. Am 5. November traf Napoleon in Vittoria ein. Er wollte sich, wenigstens äußerlich, nur um die Kriegsführung bekümmern, und die Ausübung der Souverainetätsrechte ungetheilt an seinen Bruder überlassen, damit die Spanier sich daran gewöhnten, diesen als ihren Herrscher anzusehen. Entschlossen, im Nothfalle die äußerste Gewalt und Strenge anzuwenden, dachte er Joseph das Verdienst der Milde und Schonung zuzuwenden.

Die Spanier waren, obgleich nach Dupont's Kapitulation bei Bayles von einer durch den Erfolg gesteigerten Begeisterung erfüllt, nur langsam gegen den Norden vorgerückt. Der Mangel an Uebereinstimmung unter den Generalen, die Abwesenheit aller Erfahrung in Kriegs-

*) In einer Unterhaltung über die militairischen Eigenschaften Napoleon's sagte eines Tages der durch seine Kühnheit bekannte General Excelmans: „Der Kaiser war nicht tapfer (brave)." — Als die Zuhörer über diese Aeußerung erstaunten, setzte er berichtigend hinzu: „Ich nenne den tapfer, der die Gefahr fühlt, diesen Eindruck aber zu überwinden weiß. Napoleon war mehr als dies, er war unerschrocken (intrépide), denn ich habe an ihm, selbst im heftigsten Feuer, nie die geringste Bewegung bemerkt.

und Verwaltungsgegenständen hatte Verzögerungen und Unordnungen jeder Art herbeigeführt. Erst am 13. August zog die Befreiungsarmee, wie sich die Vertheidiger von Andalusien und Valencia nannten, in Madrid ein. Größer waren noch die Schwierigkeiten, um eine Regierung, was nicht länger entbehrt werden konnte, zu bilden. Der Rath von Kastilien, welcher früher die oberste Reichsbehörde gewesen, wollte die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten an sich nehmen. Damit waren die Junten, welche sich der, wenn auch vorübergehenden, Anerkennung des Königs Joseph durch den Rath von Kastilien erinnerten, nicht einverstanden. Die größten unter diesen Junten, die von Andalusien und Aragonien, wollten sich um keinen Preis die eine der anderen unterwerfen. Man einigte sich endlich dahin, eine Centraljunta in Aranjuez, der eine gewisse Anzahl von Generalen beigegeben wurde, zu errichten.

Ungeachtet des Eifers, von welchem das spanische Volk für die Vertheidigung seiner Rechte gegen Napoleon ergriffen war, schritten die Vertheidigungsanstalten langsamer und unvollständiger, als man nach dieser Stimmung erwarten konnte, vor. Es hatte in Spanien immer nur eine sehr unvollkommene Verwaltung gegeben, und selbst diese war in Folge der Ereignisse zu Bayonne zu Grunde gegangen. Die meisten Junten hielten die ihnen zu Gebote stehenden Linientruppen und Milizen in ihren Provinzen, um das Ganze unbekümmert, zurück. Die Freiwilligen sammelten sich aus Mangel an Ausrüstung und Anweisung nicht zu größeren Schaaren, sondern blieben in ihren Ortschaften vereinzelt stehen. Als Napoleon die spanische Gränze überschritt und nördlich vom Ebro 250,000 Franzosen und Verbündete versammelt hatte, konnten ihm die Spanier kaum 130,000 Mann entgegensetzen, unter welchen sich viele Neugeworbene befanden, die, wenigstens in der ersten Zeit, keine erheblichen Dienste zu leisten vermochten. Ohne die flammende Begeisterung des Volkes, das keine Verluste achtete, und einen Vertilgungskrieg zu führen entschlossen war, und ohne die für die Vertheidigung im höchsten Grade geeignete Beschaffenheit des Bodens würden die Spanier, in rein militairischer Beziehung, sehr bald unterlegen sein.

Unter solchen Umständen war die Rückkehr des spanischen Korps, welches von Napoleon nach Dänemark geschickt worden, als äußere Verstärkung und Beispiel von patriotischer Hingebung von großer Wichtigkeit. Diese Truppen sollten, wie oben erwähnt worden, gegen Schweden verwandt werden. Sie lagen, 14,000 Mann stark, unter dem Befehl des Marquis La Romana, eines hochherzigen Mannes, auf Fühnen,

Seeland, Langeland und in Jütland zerstreut. Ein verkleideter spanischer Priester brachte ihnen die erste Nachricht von Dem, was auf der pyrenäischen Halbinsel unterdessen vorgegangen war. Hierauf erhielt La Romana von der Junta von Sevilla den Befehl, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Er selbst war schon vorher dazu entschlossen, und seine Begeisterung für die nationale Sache hatte sich Officieren und Soldaten mitgetheilt. Der im Belt kreuzende englische Admiral Keats bot seine Unterstützung zur Ueberfahrt dar. Die Spanier bemächtigten sich aller an der Küste befindlichen Handels- und Transportschiffe. Am 10. August schifften sich die auf Fühnen befindlichen Regimenter in Nyborg ein. La Romana konnte aber, so schnell er verfuhr, nicht verhindern, daß die Dänen seine auf Seeland liegenden Truppen entwaffneten. Langeland war zum Sammelplatz für die entweichende Mannschaft bestimmt. Vergebens forderte Bernadotte, der für Napoleon in Norddeutschland und Dänemark befehligte, zur Rückkehr unter die französische Botmäßigkeit auf. Die Spanier ließen sich aber weder durch Drohungen noch Versprechungen irre leiten. Officiere und Soldaten knieten vor ihren Fahnen nieder, und schwuren mit aufgehobenen Händen, ihrem Vaterlande treu zu bleiben. Im Anfange Oktobers ward diese kühne Schaar, 10,000 Mann, an der Nordküste Spaniens ausgeschifft. Von den in Seeland mit Gewalt zurückgehaltenen Truppen sahen nur Wenige ihre Heimath wieder. Sie wurden größtentheils in Napoleon's späteren Kriegen gegen Oesterreich, Rußland und Preußen aufgerieben.

Die gesammte spanische Streitmacht, welche Napoleon entgegengesetzt werden konnte, war unter Blake, dem La Romana zugegeben worden, Castannos und Palafox gestellt. Ihnen gegenüber standen: Victor, Lefebvre, Soult, Lannes, Ney und Moncey. Unter den Spaniern gab es keine Einheit des Kommando's. Die genannten Generale sollten sich zwar gegenseitig unterstützen, waren aber von einander unabhängig. Napoleon hatte dagegen Alles einem gemeinsamen Plan unterworfen, beaufsichtigte seine Marschälle auf das Sorgfältigste und ließ es in vorkommenden Fällen nicht an Zurechtweisung und Rüge fehlen. Keine Langsamkeit, keine Uebereilung, kein Mißgriff irgend einer Art entging ihm. Zu der numerischen Ungleichheit zwischen Franzosen und Spaniern kam noch die des Talents hinzu. Die spanischen Generale, welche den ersten unter den französischen Marschällen, wie Soult, Lannes, Ney, nicht gewachsen waren, hatten es außerdem mit Napoleon zu thun, vor dem Alvinzi, Wurmser, der Erzherzog Karl, der Herzog von Braunschweig, Bennigsen nicht bestanden hatten.

Die Spanier rechneten auf die Unterstützung eines englischen Heeres unter Sir John Moore, der den Oberbefehl über die vorher von Dalrymple und Wellesley geführten Truppen übernommen hatte. Moore sollte sich, den Norden Portugals durchziehend, in Kastilien mit einem unter Sir David Baird von Corunna herkommenden Korps vereinigen. Diese englische Armee wurde auf ungefähr 30,000 Mann veranschlagt.

Der Feldzug begann von französischer Seite mit einem Angriffe Soult's auf Gamonal, vor Burgos gelegen, wo der General Mouton sich besonders hervorthat. Die spanische Reservearmee, welche dort aufgestellt war, wurde auseinander gesprengt, ihr 30 Kanonen und 12 Fahnen abgenommen. Am 11. November zog Napoleon in Burgos ein. Um dieselbe Zeit wurden in der zweitägigen Schlacht bei Espinosa Blake und La Romana von Victor und Lefebvre geschlagen. Am 23. November erfuhren Castannos und Palafox durch Lannes dasselbe Loos bei Tudela. Blake und La Romana suchten eine Zuflucht in den asturischen Gebirgen, wohin ihnen Soult auf dem Fuße folgte. Palafox zog sich eiligst auf Saragossa zurück. Die Ueberlegenheit der Franzosen in offenem Felde hatte sich auf das Glänzendste bewährt, und die Spanier ihnen nirgends lange widerstehen können.

Napoleon setzte sich jetzt mit seiner Garde, dem Victor'schen Korps und einem Theil der Reservekavallerie gegen Madrid in Bewegung. Einmal wollte er so schnell wie möglich die Hauptstadt Spaniens, um des Eindrucks willen, den dies in Europa machen würde, in seiner Gewalt haben, und dann hielt er Madrid für den geeignetsten Punkt, um von da aus gegen die Engländer, deren Absicht, in das Innere Spaniens vorzudringen, ihm bekannt geworden, operiren zu können.

Den Weg nach Madrid versperrten 12,000 Mann altgediente spanische Soldaten unter dem General Benito San Juan, der zur äußersten Gegenwehr entschlossen war. Der Paß der Somosierra, welcher durch das Guadarramagebirge führt, war durch zahlreiche Batterien in Vertheidigungszustand gesetzt worden. Benito San Juan hatte die am Fuß des Gebirges liegende kleine Stadt Sepulveda stark befestigen und mit 3000 Mann besetzen lassen. Diese Abtheilung ergriff beim ersten Anblick der Franzosen die Flucht. Hierauf wurde am 30. November die Somosierra, vornehmlich durch die Tapferkeit der polnischen Lanzenreiter, erstürmt, die Spanier auseinander gesprengt und ihnen ihre Kanonen und Fahnen abgenommen. Benito San Juan, der alle Pflichten eines tüchtigen Befehlshabers erfüllt hatte und verwundet worden, ward selbst von seinen flüch-

tigen Soldaten, die ihre Niederlage ihm Schuld gaben, ermordet. Die Centraljunta verließ Aranjuez und schlug ihren Sitz in Badajoz auf.

In Madrid waren große Vertheidigungsanstalten gegen die Franzosen getroffen worden, von denen sie aber eben so wenig wie bei Somosierra aufgehalten wurden. In der Stadt befanden sich nur 6000 Mann Linientruppen. Aber die ganze Bevölkerung hatte, von den Bauern der Umgegend verstärkt, zu den Waffen gegriffen. Viertausend Franziskaner, Dominikaner und andere Ordensgeistliche entflammten die Menge, und waren selbst am Kampfe Theil zu nehmen entschlossen. Sie hatten sich von weit und breit her bei der Nachricht von dem Anzuge der Franzosen nach Madrid begeben. Die Thore waren verrammelt, die Straßen von Gräben durchschnitten, und an den Ecken Kanonen aufgestellt. Die äußerste Gefahr bedrohte die, welche sich nicht zu einem verzweifelten Widerstande geneigt zeigten. Der Korrejidor von Madrid, Marquis von Perales, der für lau galt, ward umgebracht und seine Leiche in den Straßen umhergeschleift. Am 2. December erschien Napoleon vor Madrid. Die Aufforderung zur Kapitulation ward mit Wuthgeschrei erwiedert. Am 3. December erstürmte Victor den Palast Buen Retiro. Der General Maison zeichnete sich durch große Tapferkeit und Ausdauer aus, und ward schwer verwundet. Am Abend erschien der spanische General Thomas Morla, welcher das französische Geschwader im Hafen von Cadix zur Uebergabe genöthigt hatte, im französischen Hauptquartier. Napoleon empfing ihn mit einer donnernden Anrede, drohte ihn selbst und die ganze Bevölkerung, wenn es zum Sturm kommen sollte, über die Klinge springen zu lassen, und schloß mit den Worten: „Wenn die Stadt nicht morgen kapitulirt, so ist sie übermorgen nicht mehr vorhanden!“ — Da brach der Muth der Behörden und der höheren Klassen, obgleich das Volk noch zum Widerstande entschlossen war. Am 4. December zogen die Franzosen in Madrid ein. Eine allgemeine Entwaffnung erfolgte. Napoleon und Joseph betraten, um ihren Unwillen zu erkennen zu geben, die Stadt nicht. Ersterer ließ sich in einem kleinen Landhause zu San Martin, wo seine Garde lag, Letzterer im Lustschlosse Pardo nieder.

Schon von Burgos aus (12. November) hatte Napoleon befohlen, sich der Herzoge von Infantado, Medina-Celi, Altamira, des Ministers Cevallos und einer Anzahl anderer vornehmer Personen, die anfangs seinem Bruder gehuldigt und sich dann gegen ihn erklärt hatten, zu bemächtigen und ihre Besitzungen mit Beschlag zu belegen. Die Meisten von ihnen hatten sich aber in Sicherheit gesetzt. Der Fürst von Castel-Franco und der Herzog von Santa-Cruz wurden ergriffen und nach

Frankreich abgeführt. Dasselbe geschah mit einem Theile des Rathes von Kastilien. Ein französischer Ausgewanderter, der Marquis von Saint-Simon, der sich in Madrid selbst gegen die Franzosen geschlagen hatte, wurde zum Tode verurtheilt und sollte hingerichtet werden, als ihn die Bitten seiner Tochter, die Napoleon zu Füßen fiel, retteten.

Am 4. December, am Tage des Einrückens der Franzosen in Madrid, erließ Napoleon ein Dekret, durch welches er den Rath von Kastilien auflöste, die Inquisition abschaffte und die Zahl der bestehenden Klöster auf ein Drittheil herabsetzte. Außerdem wurden die letzten Ueberreste des gutsherrlichen und bäuerlichen Nexus, der Innungszwang und die Binnenzölle aufgehoben. Am 7. December erklärte er, daß er bei fortgesetztem Widerstande gegen seinen Bruder diesem einen anderen Thron verleihen, die spanische Krone sich selbst aufsetzen, Spanien aber als ein erobertes Land behandeln werde. „Gott hat mir den Willen und die Kraft gegeben, alle Hindernisse zu überwinden!" hieß es in dieser Proklamation. — Diese Drohung und die fortdauernde Zurückgezogenheit Joseph's bewirkte, daß am 15. December eine Deputation aus Madrid vor Napoleon erschien, welche um die Rückkehr seines Bruders bat und Treue und Gehorsam versprach. Der Kaiser erwiderte in kaltem und stolzem Ton, daß die Gewährung dieses Gesuches vom Verhalten der Spanier abhängen werde. Die madrider Bevölkerung mußte sich in diesem Augenblick zu Allem verstehen, aber im übrigen Spanien ließ man deshalb den Muth nicht sinken.

Der englische Oberbefehlshaber Sir John Moore war endlich nach einem langen Marsche durch Portugal in der Gegend von Valladolid angekommen, und hatte den von Coruuna herbeiziehenden General Baird aufgefordert, so schnell als möglich zu ihm zu stoßen. Um diese Zeit erfuhr Moore aus den Depeschen eines von den Spaniern ermordeten französischen Kuriers, die ihm überbracht wurden, daß der Marschall Soult, der ihm, von Asturien kommend, entgegenzog, kaum 20,000 Mann stark war. Der englische General beschloß, die Franzosen nach seiner Vereinigung mit Baird, die bei Mayorga zu Stande kam, anzugreifen. Am 22. December standen sich Soult und Moore bei Sahagun gegenüber. In einem bei dieser Gelegenheit am Ufer der Esla unweit Benevente stattfindenden Gefecht gerieth der ausgezeichnete französische Reitergeneral Lefebvre-Desnouettes in englische Kriegsgefangenschaft. Unterdessen war Napoleon, der in und um Madrid eine große Macht zusammengezogen hatte, mit 60,000 Mann und 150 Kanonen von dort aufgebrochen, um Soult zu Hülfe zu kommen. Seine Absicht war, die

Engländer zu umzingeln und mit einem Schlage zu vernichten oder zur Niederlegung der Waffen zwingen. Er hatte zu dem Zweck Lefebvre, um ihnen in die Flanke zu fallen, und Ney, um sie im Rücken anzugreifen, ausgesandt. Moore befand sich in großer Gefahr, als ihm erst ein starker Schneesturm und dann heftige Regengüsse, die Napoleon aufhielten, zu Hülfe kamen. Er verließ am 26. December Sahagun, gewann einen Tagesmarsch über die Franzosen und trat sogleich seinen Rückzug nach der Nordküste an.

Am 1. Januar (1809) kam Napoleon in Astorga an und erhielt daselbst Depeschen aus Paris, welche ihn von Oesterreichs Rüstungen und einem bevorstehenden Angriffe dieser Macht in Kenntniß setzten. Er erfuhr zugleich, daß die Pforte die Abtretung der Moldau und Wallachei entschieden verweigert hatte, und den Krieg gegen Rußland mit größter Anstrengung zu führen sich anschickte. Er begriff, daß er bei einem Kampfe gegen Oesterreich auf keine Diversion von Seiten Alexander I. zu seinen Gunsten zu rechnen habe. Was ihm über die Stimmung in Deutschland mitgetheilt wurde, klang ebenfalls bedenklich. Er beschloß sogleich, von der Verfolgung der Engländer abzustehen, dieselbe an Soult zu übertragen und von Astorga nach Valladolid zu gehen, um dort weitere Nachrichten aus Frankreich zu erwarten.

Soult zog den Engländern alsbald nach, wurde aber durch immerwährende Regengüsse und schlechte Wege aufgehalten. Bei einem Gefecht in der Nähe des Dorfes Pietros fiel der französische General Colbert, der für einen der hoffnungsvollsten höheren Officiere galt. Am 16. Januar kam es vor Corunna zu einer Schlacht, in welcher der sehr geachtete Oberbefehlshaber Sir John Moore getödtet und der zunächst nach ihm Kommandirende, Sir David Blaird, tödtlich verwundet wurde. Aber der standhafte Widerstand der englischen Armee machte es ihr möglich, sich auf ihrer im Hafen liegenden Flotte ohne weitere Verluste einzuschiffen. Man glaubt, daß, wenn Napoleon selbst die Verfolgung der Engländer geleitet hätte, er ihnen wahrscheinlich größeren Schaden, als durch Soult geschah, zugefügt haben würde. Aber der Kaiser hielt den Kampf gegen das ohnehin sehr geschwächte englische Heer in jenem Augenblick für eine Nebensache, und hatte im Geiste schon die Schlachtfelder in Deutschland und Oesterreich vor sich. Es war von ihm, seitdem er sich mit Spanien eingelassen hatte, zu viel auf einmal unternommen worden, und er konnte jetzt nicht mehr wie in seinen früheren Feldzügen seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt richten.

Obgleich schon längst Verhandlungen zwischen den spanischen Junten

und der englischen Regierung gepflogen worden, und brittische Truppen in Spanien gelandet waren, so wurde doch erst in diesen Tagen (14. Januar 1809) zwischen der Centraljunta und England ein Bündniß, dessen dritter Artikel auf Einsetzung Ferdinand VII. und seiner Erben lautete, abgeschlossen.

Auch auf allen anderen Punkten Spaniens war von den Franzosen, wo ihnen regelmäßige spanische Truppen gegenüberstanden, mit entschiedener Ueberlegenheit gekämpft worden. Der General Duhesme hatte sich schon im Februar 1808 Barcelona's und der Citadelle Montjuy bemächtigt, aber über die Befestigungen hinaus keine Fortschritte machen können. Ganz Katalonien war im Aufstand begriffen, und die Franzosen sahen sich auf allen ihren Zügen von zahllosen Schwärmen bewaffneter Bauern und Hirten, welche der dort so lange üblich gewesene Schleichhandel auf den kleinen Krieg vorbereitet hatte, umgeben und bedroht. Napoleon, der diese am Schwersten zu erobernde und zu behauptende Provinz Spaniens in seine Gewalt bekommen wollte, trug dem General Gouvion St. Cyr diese Unternehmung auf.

Gouvion St. Cyr, in seiner Jugend Maler, aber von der Natur mit seltenen militairischen Fähigkeiten begabt, war schon früh hervorgetreten, und hätte längst den Marschallsstab verdient. Aber Napoleon, der sein Talent schätzte, liebte seine Person nicht. Gouvion St. Cyr rückte mit 30,000 Mann von den Ostpyrenäen her in Katalonien ein. Die Festung Rosas ward von ihm nach kurzer Belagerung eingenommen (5. December 1808). Er faßte hierauf den kühnen Entschluß, seine Artillerie, um schneller durch die Gebirge zu kommen, zurückzulassen, schlug nur mit Hülfe seiner Infanterie den spanischen General Vives bei Cardedeu, und rückte am 17. December, zum Erstaunen der Spanier, und unter dem Jubel der französischen Besatzung in Barcelona ein. Die Artillerie, welche er mit sich führte, hatte er dem Feinde abgenommen. Gouvion St. Cyr war zu unternehmenden Geistes, um mit den bisher davon getragenen Erfolgen zufrieden zu sein. Er verließ Barcelona, und schlug die Spanier bei Molins del Rey dergestalt, daß sie ihr Geschütz und Gepäck einbüßten, und sich nach allen Richtungen hin zerstreuten (21. December).

Joseph hatte schon seit sechs Wochen, ungeduldig seine Hauptstadt wieder zu betreten, im Pardo verweilt. Es war von ihm, nach der Kapitulation von Baylen, vergeblich bei Napoleon die Wiedererlangung des neapolitanischen Thrones nachgesucht, und mehrmals sein Mißfallen über seine neue Stellung an den Tag gelegt worden. Da er aber einmal

König von Spanien sein mußte, so wollte er auch nicht, mitten in seinem Lande, aller Zeichen und Rechte eines solchen beraubt sein, und wünschte, vor Allem wieder seinen Sitz im Schlosse zu Madrid aufzuschlagen. Napoleon willigte aber hierin nicht eher ein, als bis die Bevölkerung einen Beweis ihrer Treue für die Zukunft abgelegt haben würde. Er befahl deshalb, daß alle Familienväter in ihren Pfarrkirchen seinem Bruder huldigten, und dies schriftlich bescheinigten. Die Bürger von Madrid, welche von der französischen Militairherrschaft, die alle Gewalt an sich gerissen hatte, erlöst sein, und lieber unter Joseph als unter Napoleon's Generalen stehen wollten, fügten sich diesem Ansinnen, und schworen und unterzeichneten den verlangten Eid. Eine Deputation madrider Notabeln begab sich zu Napoleon nach Valladolid, mit der hierüber aufgenommenen Verhandlung. Der Kaiser empfing sie weniger streng als nach der Einnahme der Hauptstadt, erklärte ihnen aber dennoch, daß sie sich, im Falle eines neuen Aufstandes, der härtesten Behandlung aussetzen würden. Am 22. Januar (1809) zog Joseph, nach achtmonatlicher Abwesenheit, zum zweiten Mal in Madrid ein, wo er von der Bevölkerung ohne Zeichen äußerer Abneigung, aber auch ohne Vertrauen und Hoffnung aufgenommen wurde. Im übrigen Spanien erkannte man ihn nur da an, wo französische Truppen lagen, und den natürlichen Gefühlen der Einwohner Zwang anlegten.

Napoleon beschloß jetzt, als er Madrid beruhigt, Nordspanien unterworfen, und die Engländer entfernt sah, nach Paris zurückzukehren, und sich dort zu neuen Kämpfen zu rüsten. Seine Absicht war, seiner Armee eine Rast von vier Wochen zu bewilligen. Dann sollte Soult in Portugal eindringen und Lissabon besetzen, Victor sich Andalusiens, und Moncey Valencia's bemächtigen. Er glaubte, daß die Truppen, welche er in Spanien zurückließ, zu diesen Unternehmungen ausreichen würden. Er übersah aber zwei diesem Plan entgegenstehende Hindernisse: einmal, den Mangel einer obersten Leitung, die nach seiner Entfernung nicht mehr vorhanden war, und durch keine schriftlichen, aus der Ferne übersandten, Anweisungen ersetzt werden konnte, und die gegenseitige Eifersucht seiner Unterfeldherren, die, von seiner Gegenwart befreit, einander eher entgegenzuarbeiten, als sich zu unterstützen geneigt waren. Dieser Uebelstand, der, bei Josephs Unfähigkeit im Kriegswesen, sich schon vor Napoleon's Ankunft gezeigt hatte, brach später in solchem Grade aus, daß ihm großentheils die von den Franzosen in Spanien erfahrenen Unfälle zuzuschreiben sind.

Napoleon verließ Valladolid am 17. Januar, legte die sechszehn

deutschen Meilen bis Burgos in fünf Stunden zu Pferde zurück, und wurde von so großer innerer Unruhe getrieben, daß er schon in der Nacht vom 22. zum 23. Januar in den Tuileries ankam. Er war düster und in sich gekehrt, von Dem, was er in Spanien vollbracht hatte, unbefriedigt, mit aller Welt unzufrieden, und zu verdoppelten Anstrengungen gegen das Ausland, aber auch zu noch größerer Strenge und Wachsamkeit im Innern geneigt.

Der einzige bedeutende Punkt im Norden, der noch nicht in die Gewalt der Franzosen gefallen, war Saragossa ein Mittelpunkt geschichtlicher Bedeutung für Aragonien, und kirchlicher Verehrung für ganz Spanien. Der ersten Belagerung dieser Stadt ist bereits erwähnt worden. Die zweite hatte am 21. December 1808 unter Mortier und Moncey begonnen, die sich in den letzten Tagen des Jahres der Außenwerke bemächtigten. Saragossa war aber in der Zwischenzeit stärker als vorher befestigt, und mit einer Besatzung von 20,000 Mann, zu der viele Freiwillige hinzukamen, versehen worden. Auch war das Innere dieser Stadt, in welcher es viele große und feste Gebäude, namentlich citadellenartige Klöster giebt, für einen langen Widerstand eingerichtet. Es fehlte nicht an Geschütz, Munition und Lebensbedarf. Das Hauptvertheidigungsmittel blieb aber eine Bevölkerung, die, von religiösen und patriotischen Gefühlen entflammt, den Franzosen jeden Fuß breit Land theuer zu verkaufen bereit war. Am 1. Januar (1809) übernahm Junot die Leitung der Belagerung, vermochte es aber nicht, in das Innere der Stadt einzudringen. Die Mönche zeigten denselben begeisterten Muth, wie bei anderen Gelegenheiten, und selbst viele Frauen nahmen am Kampfe Theil. Erst dem Marschall Lannes, der am 21. Januar vor der Stadt ankam, glückte es, mit Aufbietung aller Mittel, welche Tapferkeit und Kunst an die Hand gaben, diesen gewaltigen Widerstand zu brechen. Die Wuth des Angriffs war zuletzt nicht geringer als die der Vertheidigung geworden. Von den Franzosen ward Straße vor Straße erstürmt, und dieselbe Todesverachtung wie von den Spaniern bewiesen. Am 21. Februar 1809 zogen 10,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie, die Ueberreste der Besatzung, bleich, mager, von Entbehrungen und Anstrengungen erschöpft, an Lannes vorüber, und ergaben sich. Ueber 50,000 Personen waren während der Belagerung umgekommen. Palafox, der heldenmüthige Vertheidiger Saragossa's, wurde, der Kapitulation zuwider, nach Frankreich abgeführt, und bis zu Napoleon's Sturz im Schlosse von Vincennes gefangen gehalten. Aber auf die Gesinnung eines Volkes, wie das spanische, wirkte das Schicksal Sara-

gossa's nicht niederschlagend, sondern begeisternd zurück. Der Krieg nahm von jetzt an einen noch grimmigeren, brennenderen Charakter an. Selbst in der Nähe, in dem Gebirge, von wo aus man die Flammen und den Rauch des brennenden Saragossa gesehen hatte, legte das Volk nicht die Waffen nieder.

---

46. Napoleon's Streitigkeiten mit Pabst Pius VII.

Napoleon war in Spanien in Kampf mit einem Volksthum gerathen, das, lange wie ein Funke von Asche bedeckt, bei seinem endlichen Emporlodern gegen ihn eine verzehrende Kraft bewies. Er hatte die Bedeutung des nationalen Instinkts der Spanier, und die demselben günstige Zeitlage verkannt. Eben so ward von ihm die Macht der ältesten und allgemeinsten Institution, welche es in der christlichen Welt giebt, des Pabstthums, zu gering angeschlagen. Wenn er in Spanien, durch den Verfall des Heeres- und Verwaltungswesens, über die Tiefe der davon unabhängigen Volkskraft getäuscht worden war, so ließ er sich in Betreff des Pabstthums von der äußeren Schwäche desselben über die Stellung in die Irre führen, welche dasselbe noch immer im Glauben der Menschen einnahm. Die schlummernde Kraft eines Princips ward hier, durch seinen Angriff, wie dort die eines Volksgeistes geweckt. Er ließ sich in Spanien in einen unabsehbaren Kampf mit einer zur äußersten Gegenwehr entschlossenen Nation, in Rom in einen Streit über Grundsätze, die unter anderen Formen ebenso unbeugsam waren, ein. In beiden Fällen glaubte er Alles mit Gewalt ausrichten zu können, scheiterte aber, wie dort an der Begeisterung eines Volkes, so hier an der Festigkeit einer Institution, die, im Vergleich zu Dem, was sie früher gewesen, gesunken war, aber noch Leben genug besaß, um ihm, auf ihrem eigenthümlichen Gebiet, widerstehen zu können. Ein religiöses oder politisches System erliegt nicht eher einem Angriffe, als bis ein anderes, dasselbe zu ersetzen bestimmt, hervorgebrochen ist. Ein solcher Ersatz des Pabstthums war aber nirgends vorhanden, und deshalb konnte Napoleon aus dem Kampfe mit demselben unmöglich als Sieger hervorgehen.

Napoleon hatte durch das Konkordat mit Pius VII. die katholische Religion in Frankreich, und damit die Gewalt, welche das Pabstthum in derselben ausübt, wiederhergestellt. Es war ihm, der Alles in Allem zu sein beabsichtigte, unerträglich, daß es in Frankreich noch eine andere

Macht als die seinige, ihn zuweilen an die Gränzen derselben erinnernd, gab. Bei der Gleichgültigkeit, von welcher Napoleon gegen alles Uebersinnliche und Religiöse, an und für sich, es nur als Mittel für äußere Zwecke in Betracht ziehend, erfüllt war, wurden die Rechte des Pabstes von ihm als leere Ansprüche angesehen. Er war geneigt dieselben, unter gewissen Umständen und für den Augenblick, anzuerkennen, sie aber zu gelegener Zeit zurückzuweisen oder seinen politischen Planen unterzuordnen.

Wenn Napoleon 1802 die Nothwendigkeit der geistlichen Suprematie des Pabstthums in Frankreich, zur Herstellung einer festen bürgerlichen Ordnung, gefühlt hatte, so war es eine seltsame Verblendung zu glauben, daß es ihm möglich sein würde, dieses Verhältniß, nachdem es wieder in sich erstarkt und in dem Bewußtsein und den Gewohnheiten des Volkes Wurzeln geschlagen hatte, beliebig umgestalten und von sich allein abhängig machen zu können. Er hatte, als ihm im Anfange des Konsulats von gewissen Seiten her gerathen wurde, dem Kirchenthum in Frankreich eine protestantische Form zu geben, die Unmöglichkeit eines solchen Schrittes begriffen, und behauptet, daß das französische Volk, ungeachtet des Anscheines vom Gegentheil, im Wesentlichen, in seinen Gefühlen und Sitten, katholisch gesinnt sei. Wie konnte er diese Thatsache später vergessen, nachdem er ihr durch das Konkordat die erste Gelegenheit sich zu äußern und zu befestigen gegeben hatte? Die Rückkehr der Franzosen zum Katholicismus würde auch ohne Napoleon's Dazwischenkunft, wenn auch langsamer, geschehen sein. Schon vor dem Konkordat war in Tausenden *) von Gemeinden, aus eigener Bewegung, der Kultus wiederhergestellt worden.

Die erste Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen Napoleon und Pius VII. war durch die französische Besatzung Ancona's (1805) herbeigeführt worden. Der Kaiser, welcher sich damals gegen Rußland und Oesterreich rüstete, wollte diesen wichtigen Punkt am Adriatischen Meer, bei der feindlichen Stimmung des neapolitanischen Hofes, in seiner Gewalt haben; Pius VII., von dieser Willkühr gereizt, drohte allen Verkehr mit dem französischen Botschafter Kardinal Fesch abzubrechen. Napoleon antwortete in höchst verletzender Weise, daß es dem Pabst frei stehe, den Vertreter des erstgebornen Sohnes der Kirche, wie er sich nannte, zu entfernen, und den des Zaaren in St. Petersburg, oder des Kalifen in Konstantinopel, bei sich aufzunehmen. Hierauf verweigerte Pius VII.

*) Siehe Grégoire: Essai sur les libertés de l'Eglise (S. 213 u. f. w.).

sechszehn im Königreich Italien ernannten Bischöfen die kanonische Bestätigung. Napoleon beschwerte sich dagegen über den päbstlichen Staatssekretair Kardinal Consalvi, den er früher begünstigt hatte, der ihm aber, da er sich nicht willfährig genug zeigte, unangenehm geworden war. Der Pabst sprach den Wunsch, die im Frieden von Tolentino abgetretenen Legationen Bologna, Ferrara und Ravenna wieder zu erhalten, aus. In Rom hatte man sich lange damit geschmeichelt, daß diese Rückgabe der Preis für Napoleon's Krönung sein werde. Von französischer Seite ward dieser Punkt mit Stillschweigen übergangen, dagegen Fortweisung der Russen, Engländer, Schweden und Sardinier aus dem Kirchenstaate, und Sperrung der Häfen gegen die Schiffe derselben gefordert. Napoleon erklärte zugleich, der Pabst übe zwar in Rom eine Herrschaft aus, er aber sei Kaiser desselben, und alle Feinde Frankreichs müßten auch die des Kirchenstaates sein. Dieser Anspruch Napoleon's, der den Pabst in das Verhältniß eines Vasallen stellte, rief dessen bestimmten Widerspruch in der Erklärung hervor, daß es keinen Kaiser von Rom gebe, daß keinem fremden Souverain eine Gewalt im römischen Gebiet zustehe, und daß er, als Statthalter eines Gottes des Friedens, sich nicht feindselig gegen Nationen zeigen könne, die ihm keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hätten. Die gegenseitigen Reibungen dauerten fort. Pius VII. verlangte, daß Joseph die Investitur für Neapel beim römischen Hofe nachsuche, und beschwerte sich über Benevents und Pontecorvo's Verleihung an Talleyrand und Bernadotte, und Napoleon drohte den Pabst seiner weltlichen Herrschaft ganz zu entkleiden. Vorläufig ließ er, außer Ancona, Civitavecchia, Pesaro, Fano und Sinigaglia von französischen Truppen besetzen.

Durch den preußisch-russischen Krieg wurden diese Streitigkeiten unterbrochen, die aber im Sommer 1807 mit vermehrter Heftigkeit ausbrachen. Pius VII. hatte, in einer Eröffnung an den französischen Botschafter in Rom, Alquier, Fesch's Nachfolger, den Grundsatz berührt, daß dem Pabst eine oberste Aufsicht über alle weltlichen Mächte zustehe. Der Kaiser bezeichnete in einem Schreiben an Alquier diesen Anspruch als „verrucht" und von „rasenden Päbsten" ersonnen. Napoleon verlangte thätigen Anschluß des Kirchenstaates an das politische System des Kaiserreiches, besonders Absperrung gegen England, und kündigte im Weigerungsfalle die Wegnahme eines Theiles des päbstlichen Gebietes an. In kirchlicher Beziehung drohte er mit einem allgemeinen Concil, wovon die Päbste seit dem 16. Jahrhundert nie gern gehört haben. Er begehrte, Pius VII. solle die Könige von Neapel, Westphalen und Hol-

land, und alle von französischer Seite in Deutschland und Italien getroffenen Anordnungen anerkennen, auf Benevent und Pontecorvo Verzicht leisten, ein Dritttheil des Kardinalskollegiums ausschließend aus Franzosen ernennen, und unter Frankreichs Vermittlung ein Konkordat mit den Rheinbundsstaaten abschließen. Der Pabst verwarf dieses Ansinnen. Darauf richtete Alquier ein Ultimatum an den päbstlichen Hof, in welchem, außer dem schon Erwähnten, auch die Entfernung des Konsuls Ferdinand IV. zu dem Pius VII. in keinem feindlichen Verhältnisse stand, gefordert wurde. Als der Pabst auch dies zurückwies, rückte der französische General Miollis in Rom ein. Derselbe hatte bisher, unter dem Vorwande, nach Neapel ziehen zu wollen, in der Umgegend gelegen. Er bemächtigte sich der Engelsburg (2. Februar 1808), welche der päbstliche General Trias ohne Widerstand übergab. Der Pabst ließ den fremden Gesandten eine Protestation gegen diesen Gewaltschritt zugehen, erschien nicht mehr öffentlich, und brach jede Verbindung mit Frankreich ab. In dem Konsistorium vom 16. März legte er Gewahrsam gegen Alles, was seit 1805 zur Kränkung seiner Rechte geschehen sei, ein. Napoleon hatte vierzehn durch ihre Geburt dem Königreich Italien angehörigen Kardinälen befohlen, Rom zu verlassen, und sich nach ihrer Heimath zu begeben. Pius VII. verbot ihnen, und denen nach Neapel zur Huldigung gerufenen neapolitanischen Kardinälen, dieser Weisung zu folgen. Der Pabst machte, auf das Aeußerste gebracht, Miene mit einer öffentlichen Erklärung gegen den Kaiser vorzugehen, worauf dieser Urbino, Ancona, Macerata, Fermo und Camerino mit dem Königreich Italien vereinigte (2. April), und aus diesen Landschaften drei neue Departements bildete. Dem Pabst blieb nur Rom und dessen Umgegend übrig.

Die Vorbereitungen zu dem Kriege gegen Oesterreich hatten den Kaiser eine Zeit lang von weiteren Eingriffen abgehalten. Aber nach der Einnahme Wiens hielt sich Napoleon für stark genug, um den letzten Streich gegen Pius VII. als weltlichen Regenten, führen zu können. Er erließ am 17. Mai (1809) von Schönbrunn aus ein Dekret, durch welches er den Ueberrest des Kirchenstaates mit dem Kaiserreich vereinigte. In der Einleitung zu diesem Dekret sagte er unter Anderem, daß Karl der Große, sein erhabener Vorgänger, den Bischöfen von Rom mehre Städte und Provinzen zu Lehen, ohne dieselben jedoch von seinem Reiche zu trennen, übertragen habe, und daß er jetzt diese Schenkung zurücknehme. Die Vermischung der geistlichen und weltlichen Macht habe sich der Religion selbst als schädlich erwiesen, und er sei es der Un-

abhängigkeit seiner Krone und dem Glücke seiner Völker schuldig, diesem Zustande ein Ende zu machen.

Napoleon, der in seiner Politik Vergangenheit und Gegenwart oft auf die willkührlichste Art durch einander warf, vereinigte bei dieser Gelegenheit mittelalterlichen und revolutionairen Despotismus, verfuhr gegen Pius VII., den Unterschied der Sitten und Zeiten in Betracht gezogen, in ähnlicher Weise, wie Philipp IV. von Frankreich gegen Bonifacius VIII., und das französische Direktorium gegen Pius VI. wagte es aber doch nicht, ungeachtet seiner übrigen Allgewalt, das Beispiel Heinrich VIII. von England nachzuahmen, und sich von der Kirchengemeinschaft mit Rom zu trennen. Diese Unmöglichkeit allein hätte ihn, wenn er weniger von Herrschsucht und Leidenschaft verblendet gewesen wäre, über die Gefahren eines Streites aufklären können, in welchem er nicht das letzte Wort auszusprechen vermochte und auf halbem Wege stehen bleiben mußte. Die Institution des Pabstthums ließ sich nicht, wie die Bourbonen und andere Regentenhäuser, beseitigen. Sie besaß im Herzen des französischen Volkes selbst, und in dem aller anderen katholischen Nationen, zu tiefe Wurzeln, um ausgerissen werden zu können. Dazu hätte eine Umwandlung der Welt gehört, zu der keine Anzeichen vorhanden waren. Die Angriffe auf einen einzelnen Pabst lieferten kein Ergebniß, sobald nicht das ganze Gebäude, von welchem er nur die Spitze ausmacht, niedergerissen werden konnte.

Pius VII., der, ungeachtet seines milden und sanften Wesens, eine hohe Meinung von den Pflichten und Rechten seiner Stellung hegte, griff endlich zu dem letzten Widerstandsmittel, welches ihm gegen seinen mächtigen Dränger übrig blieb, und erließ gegen denselben eine Bannbulle, welche von treuen und muthigen Händen in der Peterskirche, und an vielen anderen Orten in Rom angeschlagen wurde (10. Junius). General Miollis, der wahrscheinlich von Napoleon für alle Fälle Vollmacht erhalten hatte, und, zumal bei der Nähe einer englischen Flotte, einen Volksaufstand fürchtete, beschloß den Pabst aus Rom zu entfernen. In der Nacht des 6. Julius ward der Quirinal, die Sommerresidenz der Päbste, von Truppen und bewaffneten Polizeidienern umgeben, und über eine niedrige Stelle der Mauer in das Innere des Palastes eingedrungen. Der Kommandant der französischen Gensd'armerie in Rom, Oberst Radet, ließ die verschlossenen Thüren einschlagen, und trat in ein Zimmer, in welchem er Pius VII. mit dem Kardinal Pacca und einigen anderen geistlichen Würdenträgern traf. Da der Pabst Radet's Aufforderung, seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen, entschieden ab-

lehnte, so wurde er nach einem schon in Bereitschaft gehaltenen Wagen gebracht, und noch während der Nacht nach Toskana abgeführt. Die Reise ging, mit Ausnahme der Nachtlager, ununterbrochen fort, bis der Pabst am 21. Julius in Grenoble ankam. Nachdem er daselbst einige Tage geraſtet hatte, kam von Napoleon der Befehl an, ihn zurück nach Savona, im ehemaligen genuesischen Gebiet gelegen, zu bringen. Ueberall, wo das Volk Gelegenheit hatte, des Kirchenhauptes ansichtig zu werden, legte es, wie zehn Jahre vorher gegen Pius VI., die tiefste Verehrung und Theilnahme dar. Die französischen Behörden hatten aber Sorge dafür getragen, daß der Pabst möglichst selten zum Vorschein kam, und auch die Verbreitung der Bannbulle zu verhindern gewußt. Die Kardinäle, welche sich noch in Rom befanden, erhielten, mit Ausnahme der Altersschwachen und Kranken, Befehl sich nach Paris zu begeben, Pacca wurde nach der Festung Fenestrelles gebracht.

Pius VII. lehnte den ihm von Napoleon zu verschiedenen Malen gemachten Antrag, seinen Sitz in Paris, in dem erzbischöflichen Palast, mit einem Jahrgehalt von zwei Mill. Fr. zu nehmen, ab. Das Kardinalskollegium, die Hausprälatur, die großen päbstlichen Institute, wie die Dataria und die Propaganda, wären dann auch nach der französischen Hauptstadt verlegt worden. Napoleon hegte, wie er dies später selbst in St. Helena gestanden hat, die Absicht, den Pabst in ein Werkzeug für sich zu verwandeln, und Paris, wie es schon der Mittelpunkt der Politik war, auch zu dem der Religion zu machen. Er hoffte durch Pius VII., sobald er ihn einmal zur Unterwerfung gebracht haben würde, einen großen staatlichen und kirchlichen Einfluß auf die ganz katholischen Länder Europa's, auf Portugal, Spanien, Italien, Belgien, Polen und Irland, auszuüben. Wenn dies Napoleon gelang, so würde er wahrscheinlich den Protestantismus, so weit derselbe sich im Bereiche seiner Macht befand, zur Anerkennung eines von ihm abhängigen Pabstes genöthigt, und die Stellung eines Konstantin des Großen eingenommen haben. Daß Napoleon bei der Denk- und Gewissensfreiheit, welche auf der einen Seite schon seit so langer Zeit in Europa einheimisch war, und auf der anderen, bei der Natur und Organisation des Pabstthums, die Verwirklichung eines solchen Planes für möglich halten konnte, beweist seinen titanenhaften Hochmuth, und die gänzliche Verblendung, von welcher er, in Bezug auf einige der wesentlichen Züge im Charakter seiner Zeit und des modernen Geistes überhaupt, ergriffen war. Er fuhr fort, Pius VII. Widerstand als einen grillenhaften Eigensinn zu behandeln, und that sogar, als ob er Das, was er wollte, schon erreicht hätte,

indem er festsetzte, daß der jedesmalige Pabst einen Palast in Paris und einen anderen in Rom besitzen, bei seiner Erhebung die Statuten der gallikanischen Kirche beschwören, und den Kaiser in Notredame in Paris, und im Peter in Rom krönen solle.

Der Pabst lebte in Savona in einer Haft, die einer freiwilligen Zurückgezogenheit glich. Den für ihn bereiteten Hofstaat hatte er abgelehnt. Er weigerte sich aber beharrlich, die von Napoleon ernannten Bischöfe, da ihm der, nach den kanonischen Vorschriften, zu jeder kirchlichen Einsetzung nothwendige Rath der Kardinäle fehlte, zu bestätigen. Napoleon suchte sich dadurch zu helfen, daß er ein altes, seit lange in Vergessenheit gerathenes Privilegium der französischen Domkapitel, unter gewissen Umständen den von dem Monarchen ernannten Bischof zu bestätigen, erneuerte. Diesem Herkommen gemäß ernannte er den aus der Zeit der ersten Nationalversammlung her berühmt gebliebenen Abbé Maury zum Erzbischof von Paris. Maury war, wegen seiner der Kirche damals geleisteten Dienste, zur Kardinalswürde erhoben worden. Lange ein treuer Anhänger des verbannten französischen Königshauses, hatte er sich zuletzt von Napoleon's Größe blenden lassen, und sich demselben eifrig angeschlossen. Napoleon erreichte aber mit Maury's Ernennung seinen Zweck nur halb, weil in dem pariser Domkapitel eine Spaltung entstand, und der Generalvikarius Dastros sich im Namen der Minderzahl heimlich um Verhaltungsvorschriften an den Pabst wandte. Pius VII. setzte sich Maury's Wahl entgegen, und erklärte ihn für einen an der Kirche frevelnden Eindringling. Dastros und mehre Geistliche wurden als Agenten des Pabstes verhaftet (1. Januar 1811). Der Staatsrath Portalis, der mit Dastros einverstanden gewesen, ward seiner Stelle entsetzt. Des Pabstes Papiere wurden untersucht, und mehre Personen aus seiner Umgebung entfernt. Der Kaiser ernannte jetzt eine kirchliche Kommission zur Untersuchung seiner Streitigkeiten mit dem Pabst, welche zur Einberufung eines Nationalconcils, das am 16. Junius eröffnet wurde, rieth. Dasselbe bewies Ergebenheit für den Pabst, legte sich aber doch ein Recht auf Besetzung der bischöflichen Sitze bei, und erklärte, daß dieselben nicht über ein Jahr lang erledigt bleiben dürften. Der Pabst, an welchen eine Deputation geschickt wurde, bestätigte die Beschlüsse des Nationalconcils, obgleich er dasselbe aber als solches nicht ausdrücklich anerkannte. Der Zwiespalt zwischen der geistlichen und weltlichen Macht dauerte fort, bis später Napoleon's sinkendes Glück ihn zur Nachgiebigkeit bewog.

Aus dem durch das Dekret vom 17. Mai zum Kaiserreiche geschla-

genen Ueberreste des Kirchenstaates wurden zwei Departements, das der Tiber und des Trasimen gebildet (17. Februar 1810). Jenes sandte 7, dieses 4 Deputirte zum gesetzgebenden Körper. Es ward auch eine Senatorerie in ihnen errichtet. Rom wurde für die zweite Stadt des Reiches erklärt. Der älteste Sohn des Kaisers sollte den Titel König von Rom führen. Obgleich Napoleon auch dort eine Menge nützlicher Einrichtungen schuf, und sogar, ungeachtet seiner vielen anderweitigen Beschäftigungen, Sorge für Erhaltung und Ausgrabung der Alterthümer trug, so war es doch immer eine den gesunden Sinn höhnende Maßregel, die alte Hauptstadt der Welt mit Frankreich zu vereinigen, und eine italienische Bevölkerung für eine französische zu erklären. Er veranlaßte eine Anzahl vornehmer römischer Familien ihre Söhne zur Erziehung nach Paris zu schicken. Obgleich die Stadt, durch die Abwesenheit des päbstlichen Hofes, in materieller Beziehung sehr herunterkam, so ist doch dort, wie überall in Italien, die Bevölkerung erst durch die französische Herrschaft, und besonders durch die damit verbundenen Opfer und Drangsale, aus ihrem langen Schlummer aufgerüttelt worden. Die Vorstellungen und Sitten des Mittelalters, in welchen das italienische Volk bisher gelebt hatte, waren, sammt der zu ihnen gehörigen Kultur, innerlich abgestorben. Erst durch die französische Revolution und deren Folgen ist Italien in den Kreis der modernen Ideen und Interessen eingeführt worden.

47. Krieg Oesterreichs gegen Napoleon.

Oesterreich hatte die von ihm seit funfzehn Jahren erfahrenen Länderein-bußen, den Verlust Belgiens, der Lombardei, Tyrols, der Besitzungen im schwäbischen Kreise, des Venetianischen und Dalmatiens, nicht verschmerzen können. Es war durch die Stiftung des Rheinbundes, die Vertreibung des Großherzogs von Toskana, des Herzoges von Modena und die Erhebung eines Verwandten Napoleon's auf den neapolitanischen Thron um allen Einfluß in Deutschland und Italien gekommen. Wenn in der Lage Europa's ein tiefer Ruhestand, wie nach dem utrechter Frieden oder dem wiener Kongreß, eingetreten wäre, so würde Oesterreich sich vielleicht in diese gedrückte Stellung, bei der allgemeinen Stille und Unbeweglichkeit, gefunden haben. Aber Napoleon hielt die Welt durch

die von ihm ausgehenden Veränderungen in rastloser Bewegung und fieberhafter Wallung. Es blieb immer die Möglichkeit übrig, daß er für seine Person entweder auf dem Schlachtfelde endigen, oder seine Macht, weil er das Glück beständig herausforderte, einen tödtlichen Schlag erfahren konnte. Eine große Umgestaltung Europa's wäre dann unfehlbar eingetreten. Wenn aber dem Eroberer Zeit gelassen wurde, auf dem betretenen Wege fortzufahren, so mußte Süd- und Mitteleuropa vollkommen in seine Gewalt kommen.

Oesterreich war der Staat, welcher von Napoleon's Drange nach neuen Schöpfungen und nach Auflösung der alten Ordnung der Dinge am Meisten zu fürchten hatte. Es war die einzige Kontinentalmacht, die stark genug dastand, um den Eroberer zu einem Versuche zu ihrer Schwächung zu reizen. Denn Rußland war Napoleon's Verbündeter, und Preußen konnte, mit Heilung der im letzten Kriege empfangenen Wunden beschäftigt, damals an keine Unternehmung gegen ihn denken. Oesterreich war dagegen, ungeachtet aller erfahrenen Verluste, mächtig genug geblieben, um ihm als ein Hinderniß bei seinem Streben nach einer allgemeinen Herrschaft zu erscheinen. Wenn erst Oesterreich aufgehört hatte, ein selbstständiger Staat zu sein, so würde die Reihe auch an Rußland gekommen, und nach dessen Besiegung der Landungsversuch gegen England mit der Kraft des vereinigten Europa's erneuert worden sein. Um eine so drohende Zukunft abzuwenden, durfte Napoleon zu der Unterjochung der pyrenäischen Halbinsel, wo er den ersten ausdauernden Widerstand gefunden hatte, keine Zeit gelassen werden. Der Augenblick mußte benutzt werden, wo Oesterreich noch im Stande war, den Spaniern und Portugiesen, welche, auf sich selbst gewiesen, der Uebermacht Frankreichs zuletzt erlegen sein würden, durch eine kräftige Dazwischenkunft den Kampf zu erleichtern.

Außer dieser allgemeinen politischen Nothwendigkeit, das Kriegsglück gegen Napoleon noch einmal zu versuchen, gab es besondere Gründe, welche Oesterreich einen glücklichen Ausgang des Unternehmens hoffen ließen. Ein großer Theil der französischen Streitmacht war in Spanien beschäftigt und, ungeachtet der ungeheuren Anstrengungen Napoleon's, der Süden dieses Landes seit der Kapitulation von Baylen von den französischen Waffen unversehrt geblieben. Durch die Konvention von Cintra war Portugal von der französischen Herrschaft befreit und das Heer des Eroberers zur Rückkehr nach Frankreich gezwungen worden. Derselbe hatte nicht, wie er hoffte und Europa fürchtete, die Engländer vernichtet, sondern in der Person eines seiner ersten Stellvertre-

ter, Soult, einen entschlossenen Widerstand gefunden und ihre Einschiffung nicht verhindern können.

Es bestand Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland, aber es konnte, nach den verschiedenen Interessen der beiden Staaten und dem Charakter ihrer Beherrscher, eine baldige Erkaltung derselben vorausgesehen werden. Daß Alexander I. bei einem Kriege gegen Oesterreich Napoleon eine wirksame Unterstützung leisten würde, ward in Wien nicht für möglich gehalten.

In der öffentlichen Meinung begann eine fühlbare Wendung einzutreten. Der Anfang der französischen Revolution war in fast allen Ländern mit Hoffnung und Freude begrüßt worden. Die Erwartung, daß aus diesem Ereigniß das Glück der Freiheit für die Menschheit aufblühen werde, war allerdings nicht in Erfüllung gegangen. Aber Napoleon's Herrschergeist und Feldherrngröße hatte allgemeine Bewunderung erregt. Man wollte in seinem Walten die Kraft der Revolution, von Gesetz und Ordnung gemäßigt, erkennen, und glaubte, daß es seine Absicht sei, Europa auf eine bessere als die bisher beschrittene Bahn zu führen. So Manches, was dieser günstigen Voraussetzung entgegenstand, ward lange übersehen oder entschuldigt. Aber die in ihm bei seinem Verhalten gegen die spanischen Bourbonen erschienene Mischung von Verrath und Gewaltsamkeit warf auf den Glanz seines Daseins einen tiefen Schatten zurück. Wie dadurch die Ehrfurcht vor seinem persönlichen Charakter, so war durch die Kapitulation von Baylen und die selbst während seiner Anwesenheit nur theilweise gelungene Unterwerfung Spaniens der Glaube an seine Unwiderstehlichkeit gemindert worden. Es war in der Stimmung der Welt ein Umschlag zum Nachtheil Frankreichs eingetreten. Die Spanier allein zogen die begeisterte Theilnahme Europa's auf sich. Es war dies das vorherrschende Gefühl in St. Petersburg, Berlin, Wien und London.

In Norddeutschland hatten die Demüthigung Preußens, die großen Kriegskosten, die Errichtung eines französischen Throns in Kassel, der Druck der Kontinentalsperre eine im Stillen um sich greifende Erbitterung gegen Napoleon hervorgebracht. Die Rheinbundsfürsten, welche durch den Sturz des deutschen Reiches am Meisten gewonnen hatten, wie die Könige von Bayern und Würtemberg, die Großherzoge von Baden und Darmstadt, wurden angeklagt, mehr an ihren persönlichen Vortheil als an die Wohlfahrt ihrer Völker zu denken. Denn die Vermehrung der Steuern und die Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst für Napoleon konnte in diesen Ländern unmöglich für ein Glück

angesehen werden und hatte seit der Stiftung des Rheinbundes in einem vorher unbekannten Maße zugenommen.

Aber in Frankreich selbst schien die Zeit bevorzustehen, wo sich eine Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regiment, mit der beständigen Kriegsführung, der Härte der Konskription, dem Druck der Polizei und Censur regen würde. Talleyrand, der so lange Napoleon's rechte Hand bei Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, war neuerdings bei ihm in Ungnade gefallen, hatte sogar seine Stelle als Oberkammerherr verloren. Fouché war ebenfalls bedroht gewesen. Aus diesem Bruch des Kaisers mit den geschicktesten Werkzeugen seiner Herrschaft wurde auf eine schiefe Richtung der ganzen Staatsmaschine geschlossen. Während Napoleon's Abwesenheit in Spanien hatte sich mehr als ein Dritttheil des gesetzgebenden Körpers gegen mehre ihm vorgelegte Entwürfe, ein Widerspruch, der seit lange unerhört gewesen war, erklärt. Napoleon's Gegner überredeten sich, daß das französische Volk des politischen Systems seines Beherrschers müde sei, und daß der Ausbruch dieser Unzufriedenheit durch einen neuen Krieg beschleunigt werden könne.

In einem Theile Deutschlands ließen sich, zum ersten Mal seit langer Zeit, Spuren von einer nationalen Regung erkennen. In Kassel, Braunschweig, Hannover sehnte sich die Bevölkerung nach ihren alten Regierungen zurück. Nicht, daß diese in allen Dingen besser gewesen wären, aber die neuen Zustände hatten die von ihnen gemachten Versprechungen und die von Seite der Völker gehegten Erwartungen nicht erfüllt, und in diesem Falle wird immer das Ueberlieferte dem plötzlich Entstandenen vorgezogen. In den Hansestädten, im Mecklenburgischen und in der Regel an der Nord- und Ostseeküste sah man bei dem Abbruch alles Seeverkehrs einer allmäligen Verarmung entgegen. Die geheimen Mahnungen und Sendungen des Tugendbundes thaten ebenfalls das Ihrige. Auf den norddeutschen Universitäten gab sich ein für die Franzosen bedenklicher Geist kund. Unter den höheren Officieren der preußischen Armee sprach sich das Verlangen nach Krieg gegen Frankreich aus. Männer, die durch ihre, gegen das Napoleonische Regiment, obgleich aus sehr verschiedenen Gründen, gerichtete Opposition bekannt waren, wie die beiden Stadion, Nugent, Graf Münster, Wallmoden, Winzingerode, Stein, Scharnhorst, Friedrich Schlegel, Gentz u. s. w., befanden sich in Wien und bestärkten sich gegenseitig in ihren Ueberzeugungen. Die Einen hatten dabei vornehmlich Oesterreichs, die Anderen Preußens Vortheil im Auge, Alle führten aber Deutschlands Befreiung im Munde.

Bei vielen deutschen Adeligen war es nur aristokratisches Widerstreben gegen Napoleon als Erben der Revolution, was sie zu Patrioten machte. In gewissen Kreisen deutscher Schriftsteller und Publicisten regten sich historische und poetische Reminiscenzen aus dem alten Deutschland, dessen Bildung und Ueberlieferung mit gänzlicher Zerstörung bedroht zu sein schien. Von ihnen dachten nur Wenige, wie die Folgezeit bewiesen hat, an eine wahrhafte Wiedergeburt Deutschlands, an eine Erneuerung desselben auf zeitgemäßer, volksthümlicher Grundlage, aber sie begriffen die Nothwendigkeit des Sturzes des Napoleonischen Uebergewichts, wenn nicht das Alte, zu dem sie selbst gehörten, durchaus in Trümmer geschlagen werden sollte. Sie trugen nationale Sympathien zur Schau, und sprachen von Deutschlands Zukunft, obgleich sie im Grunde nur in der Vergangenheit lebten, und nur ihre und ihrer Standesgenossen besondere Stellung im Auge hatten. Das Volk sah sie aber als vaterländisch gesinnt an, und dies genügte für den vorliegenden Zweck.

Man hielt es in Wien nicht für unmöglich, daß Preußen, wenn in Norddeutschland, wie es den Anschein hatte, eine Bewegung ausbrechen sollte, zu den Waffen greifen und sich an Oesterreich anschließen würde. Der Kurfürst von Hessen befand sich in Prag, der Prinz von Oranien diente im österreichischen Heer. Es wurde eine Diversion Englands in Holland oder an den Mündungen der Elbe erwartet.

Napoleon wollte damals keinen Krieg mit Oesterreich. Er hätte lieber, bevor er an weitere Unternehmungen gegangen wäre, vorher alle seine Kräfte auf die Bezwingung Spaniens gewandt, wo er auch, ohne Das, was sich in Deutschland vorbereitete, geblieben, oder wohin er alsbald wieder zurückgekehrt sein würde. Er machte jedoch keine Vorschläge, um einen Kampf zu vermeiden, sondern richtete nur stolze Worte an den österreichischen Botschafter Grafen Metternich, und die Erklärung, daß, wenn er zur Ergreifung der Waffen genöthigt werden sollte, seine Feinde es bereuen würden. „Ist man in Wien von der Tarantel gestochen, hat man die empfangenen Lektionen schon vergessen?“ sagte er unter Anderem, zu Metternich, und setzte in etwas edlerem Ton hinzu: „Es scheint, daß dort nicht die Donau, sondern die Lethe fließt!“ — Er traf mit seiner gewöhnlichen Kraft und Umsicht die nöthigen Anordnungen, um den Krieg mit Nachdruck führen zu können. Aus Spanien zog er seine Garde und ungefähr 40,000 Mann seiner besten Truppen, die jedoch beim Anfang des Feldzuges noch nicht zur Stelle waren. Er hatte an alle verwundbaren Punkte in Deutschland, Italien und Polen gedacht, um dem Feinde überall eine angemessene Macht entgegenzustellen.

Aber von der Zersplitterung seiner Heere auf einem unermeßlichen Gebiet und der verzehrenden Gluth des ihm in Spanien entgegengesetzten Widerstandes wurde er diesmal in der Anwendung seines strategischen Genies beschränkt. Da er den Kern seiner Kriegsmacht, auf welche er allein unbedingt zählen konnte, die französischen Truppen, aus der Ferne herbeikommen lassen mußte, so konnte er dem Feinde gegenüber, der alle seine Hülfsquellen in der Nähe besaß, nicht so übermächtig entgegentreten, wie es bei dem Umfange der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte, wenn er dieselben auf einen einzigen Punkt hätte richten können, möglich gewesen wäre.

Der österreichische Hof konnte und wollte, obwohl er die Gefahr des bevorstehenden Kampfes begriff, nicht mehr zurücktreten. Er hatte die Gelegenheit, nach der Schlacht von Eylau loszuschlagen, unbenutzt vorübergehen lassen, und diese Versäumniß bitter bereut. Ließ er jetzt die Spanier sich langsam verbluten, so war ihm die Möglichkeit einer späteren Erhebung abgeschnitten. Oesterreich hatte seit längerer Zeit unermeßliche Rüstungen angeordnet, deren Fortsetzung, ohne einen damit verbundenen Zweck, den Staat unnützer Weise erschöpft haben würde. Die Erhaltung des Friedens war nur möglich, wenn es seine Heeresmacht bedeutend verminderte. In diesem Falle wären alle bis dahin aufgewandten Kosten und dargebrachten Opfer vergeblich gewesen. Es beschloß demnach den kühnen Wurf, denn ein solcher war damals ein Kampf mit dem französischen Kaiser, ungeachtet der im Vergleich zu früheren Zeiten günstigeren Umstände, immer noch, zu wagen. Dem Grafen von Metternich wurde eine Deklaration, die nichts als eine verhüllte Kriegserklärung war, zur Uebergabe an den französischen Minister des Aeußern Champagny zugeschickt. Am 6. April kündigte der Erzherzog Karl in einem Tagesbefehl seinen Truppen den Ausbruch der Feindseligkeiten an. Am 8. April erließ Kaiser Franz ein Manifest, in welchem die Gründe zum Kriege dargelegt wurden. Eine von Gentz verfaßte Proklamation forderte die Völker Deutschlands zur Wiedererringung ihrer Unabhängigkeit auf. Aehnliche Aufrufe ergingen an Bayern, Sachsen, Italiener und Polen. Das österreichische Kabinet suchte gegen seine Gewohnheit auf die öffentliche Meinung zu wirken.

Die Napoleon bei dem Kriege gegen Oesterreich unmittelbar zur Verfügung stehenden Truppen waren: die Rheinarmee unter Davoust (60,000 Mann), die Korps unter Lannes (50,000), Massena (37,000), die Reiterreserve unter Bessieres und die Rheinbundstruppen, von denen 80,000 Mann schlagfertig waren. Die Armee des Vicekönigs von Ita-

lien betrug 45,000 Mann. Marmont stand mit 12,000 Mann in Dalmatien. Der Fürst Joseph Poniatowski war mit 24,000 Polen mit der Vertheidigung des Herzogthums Warschau beauftragt. Norddeutschland sollte durch ein an der Elbe zu errichtendes Observationskorps gedeckt werden. Die holländischen, westphälischen und andere norddeutsche Rheinbundstruppen wurden für diesen Zweck zurückbehalten.

Die Pforte hatte, wie oben erwähnt worden, mit England, unter Oesterreichs Vermittelung, Frieden geschlossen (5. Januar 1809), und Frankreichs Antrag auf Abtretung der Moldau und Wallachei an Rußland nicht nur entschieden abgelehnt, sondern war auch zu einem lebhaften Mißtrauen gegen Napoleon übergegangen. Alexander I. beschloß jetzt, den Krieg gegen die Türken mit größerem Nachdruck zu führen. Es war deshalb, da er zugleich Finnland zu behaupten hatte, vorauszusehen, daß er Napoleon in dem Kampfe gegen Oesterreich keine thätige Hülfe leisten würde.

Oesterreich konnte beim Anfange des Feldzuges mit einer größeren Macht als Napoleon auf dem Kriegsschauplatz erscheinen. Die Linienarmee war auf 280,000 Mann mit 30,000 Pferden und 791 Kanonen gebracht worden. Die Landwehr zählte 154 Bataillone. In den Depots lagen 162 Kompagnien und 34 Schwadronen. Ungarn hatte 37,000 Mann zu Fuß und 16,000 Reiter aufzustellen versprochen. Das zunächst zum Kriege in Deutschland bestimmte Heer war in sechs Korps, unter Erzherzog Ludwig, den Fürsten Hohenzollern und Rosenberg, den Generalen Hiller, Bellegarde und Kollowrat, getheilt. Erzherzog Karl führte den Oberbefehl. Es stand eine Reserve unter Fürst Johann von Liechtenstein und Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer bereit. Die Armee von Innerösterreich, gegen Italien gerichtet, 56,000 Mann stark, wurde von dem Erzherzog Johann geführt. Der Marquis Chasteller sollte mit 10,000 Mann den Tyrolern, deren Absicht, sich gegen die Franzosen und Bayern zu erheben, dem österreichischen Kabinet bekannt war, zu Hülfe kommen. An der dalmatischen Gränze standen 8000 Mann unter dem General Steichewich. Der Herzog von Braunschweig, Sohn dessen, der bei Jena verwundet wurde, hatte in Oesterreich, wo man ihn als einen souverainen Fürsten behandelte, ein Freikorps geworben. Der in Prag befindliche Kurfürst von Hessen konnte durch seine Schätze und die in seinem Stammlande von ihm unterhaltenen Verbindungen für die gemeinschaftliche Sache wirken. Noch nie hatte Oesterreich so gewaltige Vorbereitungen zu einem Kriege getroffen. Wenn dies früher geschehen wäre, als eben so große und noch größere

Hülfsmittel vorhanden waren, so würde Napoleon wahrscheinlich kein so großes Uebergewicht erlangt haben.

Im österreichischen Generalstab war zwischen dem Plan, den Hauptangriff auf die Franzosen und ihre Verbündeten von Böhmen aus zu unternehmen, über Baireuth und Würzburg nach Mainz vorzudringen, und dem, ihnen am Ufer der Donau entgegenzugehen, geschwankt worden. Für ersteren sprach die Hoffnung, das Innere von Deutschland gegen Napoleon aufzuregen, und auf dem kürzesten Wege bis an den Rhein vorzudringen. Die Aussicht auf Erfolg gründete sich auf die zerstreute Stellung der französischen Truppen und die Möglichkeit, ihrer Vereinigung zuvorzukommen. Aber die Betrachtung, daß es Napoleon durch kühne Manöver, wie man von ihm erwarten durfte, gelingen könne, seine Macht schnell zu vereinigen, daß er in diesem Falle ungehindert auf Wien ziehen, und dem österreichischen Hauptheere seine Rückzugslinie abschneiden werde, ließ den langsameren, aber sichereren Plan, den Kampf an der Donau aufzunehmen, vorziehen.

Napoleon, der erst am 22. Januar aus Spanien nach Paris zurückgekommen war, hatte kaum so viele Wochen, als die Oesterreicher Monate, zu den unmittelbaren Vorbereitungen zum Kriege besessen, und den Ausbruch der Feindseligkeiten erst Ende Aprils erwartet. Er war demnach überrascht, als ihn Berthier, den er im Voraus an die Donau geschickt hatte, von dem am 8. April erfolgten Uebergange des Erzherzoges Karl über den Inn in Kenntniß setzte. Die Korps unter Davoust, Massena und Oudinot, denn Lannes war noch abwesend, lagen weit, erstere beide 35 Stunden von einander, entfernt. Das Einrücken der Oesterreicher in diese Lücken und die gänzliche Trennung der einzelnen französischen Heereshaufen hätte dem Kriege eine für Napoleon äußerst ungünstige Wendung geben können. Berthier, der ein trefflicher Chef des Generalstabes unter des Kaisers persönlicher Leitung war, hatte, sich selbst überlassen, keine geeigneten Maßregeln zur Annäherung der einzelnen Korps zu treffen verstanden. Napoleon, durch den Telegraphen von der nachtheiligen Stellung seiner Truppen unterrichtet, verließ am Morgen des 13. April Paris, kam am 16. in Ludwigsburg an, und erließ sogleich die nöthigen Befehle, um Davoust' und Massena's Vereinigung zu bewirken. Selbst wenn er Alles, was er von Streitkräften zur Hand hatte, eilig zusammenzog, war er um mehr als 30,000 Mann schwächer als der Erzherzog Karl.

Davoust wurde angewiesen, von Regensburg am rechten Donauufer nach Neustadt zu ziehen, Massena und Oudinot von Augsburg,

gegen den linken Flügel der Oesterreicher, nach Pfaffenhofen hin vorzurücken. Napoleon selbst, am 18. April in Ingolstadt angekommen, nahm die Mitte, von Bayern und Würtembergern umgeben, ein. Er erließ eine Proklamation an die Armee, in welcher es, unter Anderem, hieß: „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes an — der Kaiser von Oesterreich hatte nach der Schlacht von Austerlitz meine Milde angefleht und mir eine ewige Freundschaft geschworen — dreimal ist Oesterreich von uns bezwungen, und dreimal wortbrüchig geworden — möge es jetzt seine Besieger wiedererkennen!“ —

Das österreichische Heer war acht Stunden weit von der Isar vorgerückt und hatte seine Linie auf vier Stunden zwischen der Donau und Abens ausgedehnt. Davoust brach am 19. April mit Tagesanbruch von Regensburg auf. Die Generale Morand und Gudin kamen erst am Abend mit dem Feinde in Berührung, die Generale St. Hilaire und Friant wurden dagegen schon um 11 Uhr Vormittags von den Oesterreichern unter dem Prinzen von Hohenzollern während ihres Marsches ungestüm angegriffen. Die Gefechte bei Dinzling, Schneidhart und Hausen eröffneten den Feldzug. Ungeachtet der numerischen Ueberlegenheit der Oesterreicher war es ihnen nicht gelungen, den Franzosen einen erheblichen Schaden zuzufügen.

Am 19. und 20. April kam es bei Rohr und Abensberg zu den ersten entscheidenden Ereignissen. Napoleon verdankte die in diesen Tagen davongetragenen Vortheile vornehmlich dem großen Blick und der ungestümen Entschlossenheit des Marschalls Lannes, für den dieser Feldzug der letzte sein sollte. Die Oesterreicher verloren 13- bis 14,000 Mann, und ihr Mitteltreffen wurde von dem linken Flügel getrennt. Sie zogen sich auf Landshut, wohin ihnen die Franzosen auf dem Fuße folgten, zurück. Während Davoust an der großen Laber bei Laichling und Schierling kämpfte, wurde Hiller von Mouton über die Isarbrücke bei Landshut zurückgeworfen, und diese Stadt mit ihren reichen, vom Erzherzoge Karl dort aufgehäuften Kriegsvorräthen von den Franzosen genommen.

Wie Lannes bei Abensberg, so that sich Davoust am 22. April bei Eckmühl*) hervor, wo die Oesterreicher unter Rosenberg, ungeachtet des tapfersten Widerstandes, geschlagen wurden. Am 23. April ward Regensburg von Lannes mit Sturm genommen. Er selbst legte die erste Leiter an die Mauer an, indem er, zu seinen Leuten sich umwendend,

*) Davoust bekam später von Napoleon den Titel: Fürst von Eckmühl.

ausrief: „Ich will zeigen, daß ich, obgleich Marschall, nicht aufgehört habe, Soldat zu sein!“ — Bei dieser Gelegenheit wurde Napoleon von einer matten Kugel am Knöchel getroffen. Sein Genie und Glück während dieser fünf Tage, seit Ausbruch der Feindseligkeiten, ruft, nur daß sich jetzt Alles in größeren Verhältnissen bewegte, seine ersten Erfolge nach der Schlacht von Montenotte zurück. Die österreichische Hauptarmee hatte in diesem kurzen Zeitraum 33,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Der Erzherzog Karl beschloß, sich über Waldmünchen nach Böhmen zurückzuziehen.

Am 24. April hob Napoleon durch ein Dekret den deutschen Orden, dessen Hochmeister der Erzherzog Anton war, auf. Seine Besitzungen sollten des Kaisers deutschen Verbündeten, der Hauptort desselben, Mergentheim, dem Könige von Würtemberg zufallen. Die Güter der im österreichischen Civil- oder Militairdienst befindlichen ehemaligen reichsfreien Fürsten und Grafen wurden eingezogen. Die eine Hälfte derselben wurde den Rheinbundsfürsten, in deren Gebiet sie lagen, zugetheilt, die andere behielt sich Napoleon zur Belohnung verdienter Krieger vor. Von dieser Maßregel wurden vornehmlich die Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Hohenzollern, Fürstenberg, die Grafen Stadion und Metternich getroffen.

Die französische Armee drang in einer breiten Linie nach dem Inn vor. Napoleon hielt es für wichtiger, sich rasch Wiens zu bemächtigen, als den Erzherzog Karl, der auf das linke Donauufer übergesetzt war, vollends niederzuwerfen. Gegen Tyrol wurde Lefebvre mit den Bayern entsandt. Bernadotte kam von der Elbe her mit den Sachsen. Er sollte sich bei Linz aufstellen, wohin auch Vandamme mit den Würtembergern beordert wurde. Napoleon hatte bisher ohne seine Garde gekämpft. Die Infanterie dieses bis auf 30,000 Mann gebrachten Korps stieß bei Landshut zu dem Heer, die Reiterei kam sogar erst im Mai nach.

Napoleon, Massena, Lannes, Oudinot, Bessieres gingen über den Inn. Davoust war mit der Beobachtung des Erzherzogs Karl beauftragt. Bis zur österreichischen Hauptstadt lag den Franzosen kein fester Platz im Wege. Aber am 3. Mai kam es bei und in Ebelsberg an der Traun zu einem der mörderischsten Gefechte der neueren Kriegsgeschichte, in welchem Franzosen und Oesterreicher mit einer gränzenlosen Erbitterung, wie bisher nur in Spanien vorgekommen war, kämpften. Der österreichische General Hiller vertheidigte diesen Punkt gegen die unter Massena stehenden Generale Claparede und Cöhorn mit äußerster Anstrengung. Ebelsberg hätte von den Franzosen umgangen und dadurch

die Oesterreicher zum Aufgeben dieses Platzes, nur etwas später gezwungen werden können. Aber Massena, der, obgleich einer der ältesten Generale der französischen Armee, unter gewissen Umständen einer der ungestümsten und verwegensten war, wollte den Feind ohne Verzug aus dieser Stellung vertreiben. Nachdem Claparede und Cöhorn in den Ort selbst eingedrungen waren, vertheidigten die Oesterreicher das feste Schloß, von wo aus ihre Batterien die stürmenden französischen Heerhaufen reihenweise niederstreckten. Massena, der ganz in der Nähe war und den Angriff leitete, schickte den General Legrand zur Einnahme des Schlosses ab, der endlich nach großem Verlust die Höhe erstieg. Die Franzosen und Oesterreicher schlugen sich im Innern der Gebäude, mitten unter Flammen und zusammenstürzenden Mauern, bis Legrand der Sieg blieb. Viertausend Oesterreicher und fast eben so viele Franzosen waren auf einem verhältnißmäßig engen Raume gefallen. Man hatte Mann gegen Mann gefochten, und die Todten und Verwundeten thürmten sich, Franzosen und Oesterreicher durcheinandergemischt, wie Grabeshügel auf. Die vom Feuer ergriffenen Leichen verbreiteten einen unerträglichen Geruch.

Napoleon war von der heftigen Kanonade herbeigezogen worden, wandte aber, so gewöhnt er sonst an ähnliche Scenen sein mochte, beim Anblick der vielen Todten und Sterbenden und der Blutlachen, sein Gesicht ab, und sprach seinen Abscheu vor den Gräueln des Krieges aus. Er übernachtete an einer von dem Gemetzel verschont gebliebenen Stelle. Napoleon gab, bei der hohen Achtung, welche er vor Massena's Kühnheit und Thatkraft hegte, den Tadel über diese Menschenschlächterei, die, ohne Ebelsberg in den Händen des Feindes zu lassen, vermieden werden konnte, nur gegen seine nächsten Umgebungen zu erkennen, und überhäufte seinen alten Siegesgefährten öffentlich mit Lobsprüchen.

General Hiller setzte seinen Rückzug über Amstetten und Mölk nach Mautern fort, wo ein Theil seiner Truppen über die Donau ging, ein anderer die Straße nach Wien zur Verstärkung der dortigen Besatzung einschlug. Der Erzherzog Karl hatte sich nicht rasch genug bewegt, um zur rechten Zeit zum Schutze der Hauptstadt eintreffen zu können. Es lagen daselbst 25,000 Mann, meist Rekruten, unter dem Oberbefehl des Erzherzoges Maximilian, eines Schwagers des Kaisers Franz. Derselbe hoffte, sich bis zur Ankunft des Erzherzoges Karl halten zu können. Aber Lannes beschoß die Stadt, die am 12. Mai von der Garnison aufgegeben wurde, und am folgenden Tage kapitulirte. Hiller hielt die zunächst am Ufer liegenden Orte, wie Aspern, Eßling, Enzersdorf u. s. w., besetzt. Napoleon schlug sein Hauptquartier in dem Lustschlosse Schön-

Brunn auf. Noch waren nicht vier Wochen seit dem ersten Zusammentreffen der Oesterreicher und Franzosen verflossen, und schon hatten erstere ihre Hauptstadt verloren.

Napoleon erließ am 13. Mai eine mit beleidigenden Vorwürfen gegen das österreichische Kaiserhaus erfüllte Proklamation an seine Soldaten. Am 15. forderte er die Ungarn zum Abfall von Oesterreich auf, und bot ihnen zu diesem Zweck seine Unterstützung an, am 16. ließ er in einem Armeebericht Andeutungen über die mögliche Entthronung der lothringisch-habsburgischen Dynastie fallen, und am 17. unterzeichnete er das oben erwähnte Dekret, welches den Pabst seiner weltlichen Herrschaft entsetzte. Napoleon's Verhalten schien darauf berechnet zu sein, die Welt durch große Schläge zu betäuben, und die sich gegen ihn regende öffentliche Meinung einzuschüchtern. Sein Siegerstolz war nie so auffallend, als nach dieser zweiten Einnahme der österreichischen Hauptstadt, hervorgetreten.

Der Erzherzog Karl hatte einen großartigen Plan entworfen. Er wollte über Linz den Tyrolern und der Armee von Innerösterreich die Hand bieten, und Napoleon in den Rücken fallen. Kollowrat's mißlungener Angriff auf Linz, wo Bernadotte mit den Sachsen den Würtembergern unter Bandamme zu Hülfe kam, zwang den Erzherzog, diese Absicht aufzugeben.

Seit den Zeiten der Religionskriege hatte in Deutschland keine Volksbewegung, keine nationale Erhebung mehr stattgefunden. Es waren Theile von Deutschland von den Nachbarn abgerissen, oder von einem deutschen Fürsten über den anderen erobert worden, ohne daß die betreffenden Völker bei dem Erlöschen alles öffentlichen Geistes und jeder Selbstbestimmung eine eigene Gesinnung oder Richtung des Willens bekundet hätten. Der Feldzug von 1809 gegen Napoleon unterschied sich, abgesehen von der größeren Kraft, welche die österreichische Armee entwickelte, auch dadurch, daß das nationale Element von der Regierung mehr als früher berücksichtigt wurde, besonders aber dadurch, daß in einem Theil von Deutsch-Oesterreich eine unerwartet kräftige Betheiligung des Volkes am Kampfe hervortrat.

Durch den preßburger Frieden war Tyrol an Bayern gekommen. Die alt- und treugesinnte Bevölkerung hatte diese Veränderung schwer empfunden. Von dem österreichischen Kaiserhause war diese Provinz von jeher mit besonderer Liebe und Sorge umfaßt, und gewissermaßen wie ein Theil des Familienbesitzes angesehen worden. Die alten kirchlichen und häuslichen Sitten, die Gemeinderechte und Freiheiten dauerten

seit Jahrhunderten ungeschwächt fort. Ein Wechsel der Herrschaft würde, selbst wenn er mit Vortheilen verbunden gewesen wäre, der Bevölkerung immer ein Verlust gedünkt haben. Die bayerische Regierung hatte aber nicht nur nichts gethan, um diesen eigenthümlichen Volksstamm für sich zu gewinnen, sondern denselben wie absichtlich vor den Kopf gestoßen. Der Name Tyrol, an welchem die Bevölkerung mit Recht hing, weil er in ganz Deutschland einen guten Klang hatte, war in den von Südbayern verwandelt worden. Die alte Eintheilung des Landes hatte aufgehört. An die Stelle des freiwilligen Eintrittes in den Kriegsdienst war die verhaßte Konskription getreten, und die Besteuerung drückender geworden. Bayern hatte Klöster aufgehoben und Kirchengeräthe verkauft, woran der altgläubige Sinn der Tyroler einen großen Anstoß nahm. Die bayerischen Beamten waren diesem, früher an keinen Druck irgend einer Art gewöhnten Volke mit Anmaßung und Härte begegnet, und hatten dadurch dessen ohnedies grollenden Unmuth bis zur Wuth gesteigert.

Im Januar 1809 begaben sich angesehene Tyroler insgeheim nach Wien, besprachen sich dort mit ihrem Landsmanne, dem Geschichtschreiber von Hormayr, und kehrten heim, zum Aufstande, sobald es Krieg geben würde, entschlossen. In allen Gegenden Tyrols wurden jetzt zu dem vorgesetzten Zweck Verbindungen angeknüpft und Verabredungen getroffen. Andreas Hofer, Besitzer des Gasthofes am Sande bei St. Leonhard im Passeyrthale, gewöhnlich der Sandwirth genannt, wurde, im Fall es zu einer Insurrektion kommen sollte, zum Oberkommandanten bestimmt. Derselbe war ein Mann von mäßiger Einsicht, aber muthig, redlich und fromm, und durch seine tiefe Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und die alten Zustände Tyrols bekannt. Auch sein Aeußeres, seine hohe Gestalt, der Ausdruck von Treuherzigkeit, Kraft und Milde in seinem Wesen, hatte ihm die Verehrung seiner Landsleute erworben. Das Gewerbe, welches er trieb, hatte ihm zahlreichen Anhang verschafft. Er ist indessen, obgleich er durch seinen Tod als der leuchtende Mittelpunkt seines Volkes dasteht, während seines Lebens mehr ein Werkzeug Anderer, als der Hebel der Ereignisse gewesen. Außer Hormayr war es der Kapuziner Joachim Haspinger, Peter Meyer, Gastwirth bei Brixen, Martin Teimer, ein Tabakshändler aus Klagenfurt, welche das Meiste für die Erhebung in Tyrol gethan haben, und von denen Hofer geleitet wurde. Auch tauchten wie bei jeder Volkserhebung unreine Elemente, einheimische und fremde Ehrgeizige und Abenteurer, wie Nepomuk von Kolb, der Priester Joseph Donay und Andere, auf, welche Hofer's schlich-

den Verstand zur Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen verstanden.

Die Umtriebe dauerten mehre Monate lang, ohne daß die bayerischen Civil- und Militairbehörden, von denen manche in Folge dessen ihren Untergang finden sollten, von Dem, was bevorstand, eine Ahnung gehabt hätten. So treu und verschwiegen waren alle Theilnehmer gewesen. Am Abend des 8. April erhielt Hofer von dem General Chasteller die Anzeige, daß die Oesterreicher am folgenden Tage die Gränze überschreiten würden. Er besprach sich mit dem unermüdlich thätigen Teimer und erließ am 10. April an die Männer von Passeyr einen Aufruf zur Ergreifung der Waffen. Noch früher als im Passeyrthal schlug die Bevölkerung im Eisackthale los. Der bayerische Oberstlieutenant Wrede wollte, um den Anmarsch der Oesterreicher aufzuhalten, die Brücke über die Rienz bei St. Lorenzen abbrechen lassen, wurde aber durch das Feuer der aus dem Eisackthale zusammengeströmten Schützen davon abzulassen gezwungen. Die Eisackthaler warfen sich hierauf an der laditscher Brücke den Franzosen, welche der General Bisson von Brixen heranführte, entgegen. Sie vermochten es nicht, die Vereinigung Wrede's mit Bisson zu hindern, thaten denselben aber großen Abbruch, und nöthigten ein unter General Lemoine zur Unterstützung Bisson's ankommendes französisches Korps, sich nach Botzen zurückzuziehen.

Am 11. April führte Hofer tausend Schützen aus dem Passeyrthal über den Jauffenberg gen Sterzing und überwältigte das dort aufgestellte Bataillon des Obersten Bärenklau. An demselben Tage schlugen auch die Unterinnthaler los. An ihrer Spitze stand Speckbacher, der weit mehr Befähigung für den Krieg als Hofer besaß, dessen Wesen und äußere Erscheinung aber dem Volke nicht in dem Grade zusagte. Vierhundert Bayern wurden in Hall getödtet oder gefangen. Die Erhebung hatte sich unterdessen über das ganze Land verbreitet. Von allen Seiten ging es auf Insbruck zu, das am 12. April in die Gewalt der Tyroler fiel. Bisson und Wrede, damit unbekannt, näherten sich der Stadt, wurden umzingelt und mußten sich nach kurzem Widerstande ergeben. Die Tyroler hatten 6000 Gefangene gemacht, 7 Kanonen und 4 Fahnen genommen. Deutsch-Tyrol war bis auf Kufstein frei geworden. In Wälsch-Tyrol hatten Baraguay d'Hilliers und Lemoine 11,000 Mann bei Trident versammelt. Chasteller zog ihnen mit Oesterreichern und Tyrolern entgegen, schlug sie am 22. April und drang bis Roveredo vor. Diese Erfolge gingen aber durch die von der österreichischen Hauptarmee in Bayern erfahrenen Niederlagen wieder verloren.

Wie Napoleon an der Donau, so war sein Stiefsohn, Eugen, Vicekönig von Italien und Fürst von Venedig, am Tagliamento von dem schnellen Vorrücken der österreichischen Truppen überrascht worden. Gegen ihn war der Erzherzog Johann mit der Armee von Inneröstereich bestimmt. Die Oesterreicher hatten sich mit den neuen Zuständen der abholden Geistlichen und Adeligen im Venetianischen, der Lombardei und Piemont in Einverständniß gesetzt, und glaubten, mit Hülfe dieser Unzufriedenen nach einer einzigen gewonnenen Schlacht ganz Oberitalien zu sich hinüberziehen zu können. Die Gegner Napoleon's trugen sich mit der Hoffnung, daß der Erzherzog Johann zu derselben Zeit, wo sein Bruder Karl über den Rhein gehen, in die Schweiz eindringen werde. Beide sollten sich dann an der Gränze des alten Frankreichs die Hand reichen. Dieselben Politiker, welche früher so oft vor dem Eroberer gezittert hatten, waren jetzt von ungemessener Zuversicht auf große über ihn davon zu tragende Erfolge ergriffen. Das Beispiel von Englands Ausdauer und Spaniens Begeisterung hatte diesen Umschwung herbeigeführt. Aber es war, ungeachtet des mannhaften Verhaltens der österreichischen Armee, derselben nicht beschieden, den Koloß zum Wanken zu bringen oder gar zu stürzen.

Während der Erzherzog Johann von Görz und Tarvis aus vordrang, die Division Broussier bis Venzona zurückwarf und am 12. April auf dem rechten Ufer des Tagliamento stand, zog der Vicekönig seine Truppen zu spät zusammen, und ward am 16. April bei Sacile geschlagen. Die Oesterreicher hatten 4000 Gefangene gemacht. Die Avantgarde unter General Sahuc war fast ganz aufgerieben worden. Napoleon, der immer mehr die Vorstellungen und Gewohnheiten der alten Höfe annahm, hatte dem tapfern und fähigen, aber bis dahin an kein selbstständiges Kommando gewöhnten Prinzen Eugen blos aus Rücksicht auf dessen Verwandtschaft zu ihm die Armee in Italien übergeben. Massena wäre ihr geeignetster Anführer gewesen. Zum Glück für die französischen Waffen ward Macdonald, der seit Moreau's Proceß Napoleon's Gunst verloren hatte, um diese Zeit dem Vicekönige zu Hülfe geschickt. Diesem erfahrenen General, der sich schon 1799 in Italien ausgezeichnet hatte, gelang es, die Armee wieder zu stählen. Das Vorrücken der Oesterreicher wurde aufgehalten, und bald mußte Erzherzog Johann, aus Besorgniß, überflügelt zu werden, sich zum Rückzug entschließen. Dieser ward Anfangs langsam und mit Abschlagung jedes Angriffs der Franzosen angetreten. Aber am 8. Mai erlitt der Erzherzog an der Piave eine empfindliche Niederlage, die ihm 7000 Mann und den tapferen General Wolfskehl

kostete. Bei Tarvis leisteten die Oesterreicher einen hartnäckigen Widerstand und hielten den Feind mehre Tage lang auf. Die Besatzung des Forts Malborghetto und des Forts auf dem Pedril verweigerte jede Kapitulation und starb den Heldentod. Auf die Nachricht von der Einnahme Wien's zog sich der Erzherzog Johann nach der ungarischen Gränze hin, um sich mit dem Hauptheer unter Karl, wenn es nöthig werden sollte, vereinigen zu können.

Die gegen das Herzogthum Warschau bestimmte Armee unter dem Erzherzog Ferdinand ging am 15. April bei Raszyn, wo Joseph Poniatowski eine feste Stellung genommen hatte, über die Gränze. Die Oesterreicher, noch einmal so stark als die Polen, drängten dieselben bis Warschau zurück, und zogen daselbst am 21. April ohne weiteren Kampf vermöge einer Konvention ein. Das Kriegsglück wechselte aber bald wieder. Poniatowski kam von der Narew zurück, blieb in mehren Gefechten, bei Grochow (25. April), bei Gora (3. Mai), Sieger, besetzte Lublin, Sandomir, Zamosc, und zog am 23. Mai in Lemberg ein. Ein russisches Heer, das in Folge der in Erfurt getroffenen Verabredungen die Oesterreicher angreifen sollte, blieb an der gallizischen Gränze stehen, mehr darauf gerichtet, die Polen zu beobachten und nöthigenfalls aufzuhalten, als Napoleon zu Hülfe zu kommen. Alexander I. hatte erklärt, daß Gallizien, wenn es von Oesterreich abgelöst würde, nur an Rußland fallen könne. Sein Verhältniß zu Napoleon war schon damals locker geworden und nahe daran, zu erkalten.

Im nördlichen Deutschland brach die Unzufriedenheit mit der französischen Herrschaft in einzelnen Aufständen und kühnen Abenteuern aus, die, wenn Preußen sich Oesterreich angeschlossen hätte, ohne Zweifel um sich gegriffen, aber, da Napoleon noch zu mächtig war, nur zu einem üblen Ausgange geführt haben würden. Es war für Deutschland und Europa ein Glück, daß Preußen fortfuhr, seine Kraft im Stillen zu sammeln und sich für eine günstigere Gelegenheit, die bei Napoleon's stürmischer Laufbahn nicht ausbleiben konnte, aufzusparen. Eine übereilte Schilderhebung hätte die Saat zu künftigen Thaten im Keime ersticken können.

Im Anfange Aprils hatte ein ehemaliger preußischer Hauptmann Namens von Katte in der westphälisch gewordenen Altmark den Plan zu einer Ueberrumpelung Magdeburgs gefaßt, der aber im Entstehen scheiterte und den Urheber zu schleuniger Flucht nöthigte. In Kurhessen brach in mehren Landgemeinden ein Aufstand gegen die Regierung aus. Der Oberst von Dörnberg, zu seiner Stillung ausgesandt, wollte die ihm

untergebenen Truppen zum Abfall von dem Könige Hieronymus verleiten, drang aber damit nicht durch. Für gefährlicher konnte den Franzosen das Unternehmen des preußischen Majors Ferdinand von Schill gelten, welches unter anderen Umständen vielleicht bedeutende Folgen nach sich gezogen haben würde.

Schill hatte sich im Kriege von 1806 und 1807 an der Spitze eines Freikorps ausgezeichnet und befehligte 1809 ein Husarenregiment, das in Berlin stand. Von Muth und Vaterlandsliebe entflammt, von gleichgesinnten Freunden und Mitgliedern geheimer Gesellschaften angespornt, glaubte er den Augenblick, wo die Franzosen in den tyroler Bergen mit so großer Kraft bekämpft wurden, zu einer kühnen That in Norddeutschland geeignet. Er führte sein Regiment am 28. April wie zum Exerciren aus Berlin, und forderte es zur Befreiung Deutschlands mit ihm zu ziehen auf. Officiere und Soldaten stimmten ohne Weiteres ein. Er ging bei Wittenberg über die Elbe und schlug die ihm aus Magdeburg entgegenkommenden französischen und westphälischen Truppen, fand aber, da das Unternehmen nicht vorbereitet war, nirgends den gehofften Zulauf des Volkes. Es stießen zwar einige Kompagnien Fußvolks und eine Anzahl kühner junger Leute zu ihm, es war dies aber nicht hinreichend, um den Franzosen einen ausdauernden Widerstand entgegenzusetzen. Anstatt sich durch Sachsen nach Böhmen zu wenden, zog er nordwärts, besetzte zuerst die kleine mecklenburgische Festung Dömitz und wandte sich dann nach Stralsund. Franzosen, Holländer und Dänen eilten ihm nach. Er fiel am 31. Mai nach verzweifeltem Widerstande mit dem größten Theil seiner Schaar unter der Ueberzahl der Angreifenden. Der Eindruck seiner Tapferkeit und Kühnheit war so groß gewesen, daß das Volk noch lange nach seinem Tode glaubte, er sei entkommen und fechte in Spanien unter einem anderen Namen. Elf gefangene Officiere aus seinem Korps wurden am 16. September in Wesel erschossen, und die Soldaten zur Zwangsarbeit nach den französischen Kriegshäfen gebracht. Personen aus allen Klassen, die sich Katte, Dörnberg und Schill angeschlossen hatten, wurden von den in Kassel und Magdeburg niedergesetzten Kriegsgerichten zum Tode verurtheilt. Der Schmerz über das blutige Ende so manches wackeren Mannes mußte damals in der fühlenden Brust verschlossen bleiben, brach aber 1813 gewaltsam aus, und erklärt zum Theil das schnelle Auflodern der Volksleidenschaft in jenem großen Moment.

Der Herzog von Braunschweig, welcher einige tausend Mann, von der Farbe ihrer Kleidung die „schwarze Schaar" genannt, angeworben hatte, hegte den Plan, während einer allgemeinen Bewegung in Nord-

deutschland sein Herzogthum wiederzugewinnen. Es wäre dies aber nur möglich, obgleich keineswegs gewiß gewesen, wenn Preußen sich gegen Napoleon erhoben hätte. Glücklicher Weise ging der König Friedrich Wilhelm III. auf so bedenkliche Entwürfe nicht ein. Am 21. Mai zog ein Theil der schwarzen Schaar in Zittau ein. Der sächsische Oberst Thielmann, der mit 3000 Mann zur Deckung Dresdens bestimmt war, wollte ihr den Weg verlegen. Es kam aber zu keinem bedeutenden Gefecht. Der König von Sachsen hatte sich, um vor einem Ueberfalle sicher zu sein, zuerst nach Leipzig und von da nach Frankfurt am Main begeben.

Der Erzherzog Karl hatte nach dem Verlust von Regensburg die Straße nach Böhmen eingeschlagen und einige Tage lang eine feste Position bei Cham genommen. Seine Absicht war keineswegs, in Böhmen stehen zu bleiben. Er wollte daselbst sein Heer sich ausruhen lassen, es verstärken, dann nach der Donau ziehen und, mit den Korps unter den Erzherzogen Johann, Ludwig und General Hiller vereinigt, Napoleon eine große Schlacht liefern. Dieser hatte von seiner Seite Veranstaltungen getroffen, die Armee des Vicekönigs von Italien, welcher Marmont von Dalmatien aus auf dem Fuße folgen sollte, an sich zu ziehen. Mitte Mai lagerte der Erzherzog Karl Wien gegenüber auf dem linken Donauufer. Es konnte nicht ausbleiben, daß die entscheidensten Ereignisse in der Nähe dieser Hauptstadt vorfielen.

Napoleon, der diesen Krieg aus Rücksicht auf seine allgemeine Lage, besonders aber sein Verhältniß mit Spanien, so bald als möglich zu beendigen wünschte, mußte, um den Feind erreichen zu können, über die Donau setzen. Es war dies im Angesicht der österreichischen Armee nicht leicht. Der Versuch, den Strom bei Nußdorf zu überschreiten, war mißlungen. Napoleon befahl jetzt, drei Brücken zu bauen. Die Entfernung von dem rechten Ufer der Donau nach einer kleinen Insel, genannt der Schneiderhaufen, betrug 600, von da bis zur Lobau 300, von da zum linken Ufer 160 Schritte. Die Insel Lobau, eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, konnte ein ganzes Heer fassen. Sie war zugleich so baumreich, daß die Oesterreicher vom linken Ufer aus Das, was auf derselben vorging, nicht beobachten konnten.

Am 20. Mai waren die Brücken vollendet, und 34,000 Mann unter Massena, Lannes und Bessieres kamen am 21. auf dem linken Donauufer an. Der Erzherzog Karl, welcher einer Schlacht nicht ausweichen wollte, hatte nichts gethan, um den Uebergang zu hindern. In geringer Entfernung von dem Strome liegen die Dörfer Aspern und Eßling. Dort begann am 21. Mai um die Mittagsstunde der Kampf.

Unter Karl kommandirten Hohenzollern, Liechtenstein, Bellegarde und Hiller. Gegen 4 Uhr griffen die Oesterreicher die beiden Dörfer, welche von ihnen abwechselnd genommen und verloren wurden, an. Der General d'Espagne, einer der ersten französischen Reiteranführer, fiel bei der Bestürmung des österreichischen Centrums. Die Brücken wurden von einer plötzlichen Anschwellung der Donau so beschädigt, daß über deren Herstellung drei Stunden vergingen. Napoleon ward dadurch gehindert, die auf der Insel Lobau zurückgebliebenen Truppen an der Schlacht Theil nehmen zu lassen. Während der Nacht zog er seine Macht zusammen. Am 22. Mai fing der Kampf schon um 2 Uhr Morgens wieder an. Lannes warf die Oesterreicher zurück, als der Erzherzog Karl eine Fahne ergriff, seine Soldaten mit sich fortriß und die verlorene Stellung wiedergewann. Mehre Stunden lang wurde um die beiden Dörfer, als wenn es sich um den Besitz der ganzen Welt handelte, gestritten. Die Kanonade war eine der stärksten, deren sich selbst die ältesten Krieger erinnerten. Der Marschall Lannes, der überall da erschien, wo die Gefahr am Größesten war, wurde tödtlich verwundet*), ein Verlust, der den Kaiser tief erschütterte. Bald nachher fiel der tapfere Divisionsgeneral St. Hilaire. Der Erzherzog Karl führte einen furchtbaren Angriff auf das französische Mitteltreffen, welches ihn nur mit Hülfe der bisher in Reserve gehaltenen Garde zu bestehen vermochte. Der große Menschenverlust und der Mangel an Schießbedarf, welchem auf der Stelle nicht abzuhelfen war, bewogen Napoleon, auf die Insel Lobau zurückzugehen, um dort sein Heer mit den auf dem rechten Ufer gebliebenen Divisionen zu verstärken. Massena, der sich an diesem Tage außerordentlich hervorgethan hatte, deckte den Rückzug der Franzosen, und hielt Aspern, dessen Batterien den Eingang zu der Insel-Lobau vertheidigten, besetzt. Der Kaiser wußte, daß er diesen Punkt, von dessen Behauptung die Rettung seiner Armee abhing, keiner festeren und kühneren Hand anvertrauen konnte.

Bei einbrechender Nacht hielt Napoleon am Ufer der Donau unter freiem Himmel, von den Trümmern der Schlacht umgeben, einen Kriegs-

*) Lannes sagte zu Napoleon, als ihn dieser gegen Abend sah und in seine Arme schloß: „Sie verlieren an mir Ihren besten Freund und treusten Waffengefährten!" Er war 1792 Arbeiter in einer Färberei, als er in ein Bataillon pariser Freiwilliger trat und sich bald sehr auszeichnete. Er galt für einen der wenigen Marschälle, die, wie Massena, Davoust, Soult, den Kaiser bis auf einen gewissen Grad im Oberbefehl zu ersetzen im Stande gewesen wären. Er starb am 31. Mai nach großen, ihm von seiner Wunde verursachten Leiden.

rath, was er seit lange nicht gethan hatte. Er wollte die durch den nothwendig gewordenen Rückzug gebrochene Zuversicht seiner Generale wiederherstellen. Unter diesen gab es mehr wie einen, der das Aufgeben der Insel Lobau und den Uebergang auf das rechte Donauufer anrieth, woselbst ein Theil des Heeres stehen geblieben war, was aber den Verlust der Verwundeten, des Geschützes und Gepäckes nach sich gezogen haben würde. Napoleon, wie immer im Kriege, vollkommen ruhig, gesammelt und unerschütterlich, denn nur bei politischen Verhandlungen überließ er sich zuweilen einer augenblicklichen Heftigkeit, setzte die üblen Folgen eines solchen Entschlusses so überzeugend auseinander, daß bald jeder Widerspruch verstummte. Mit besonderer Wärme pflichtete Massena dem Kaiser bei und sagte: „Sire! Sie sind ein Mann von Herz und würdig, Männer wie wir sind, anzuführen! Wir haben heute nicht Alles was wir hofften, erreicht, aber der Feind hat uns nicht besiegt. Noch gehört uns Aspern, dessen sich die Oesterreicher, so lange ich einen Degen halten kann, nicht bemächtigen werden.“ — Nach diesen Worten lebte Alles wieder auf. Davoust versprach, Wien um jeden Preis zu behaupten. Napoleon übergab an Massena das Kommando der Armee für diese Nacht und ließ sich, von Berthier und Davoust begleitet, die Wiederherstellung der großen Brücke und die Herbeischaffung von Schießbedarf nach der Insel Lobau angelegen sein.

Diese Schlacht hatte so viele Menschenleben, als manche bedeutende Stadt Einwohner hat, gekostet, ohne daß damit etwas Entscheidendes erreicht worden wäre. Auf österreichischer Seite waren 741 Officiere und 19,856 Unterofficiere und Soldaten getödtet und verwundet worden. Der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer. Die beiden Armeen hatten sich gegenseitig kaum einige hundert Gefangene abgenommen. Alle Gegner Napoleon's sahen den Rückzug nach der Insel Lobau als einen Sieg der Oesterreicher an und bauten darauf große Hoffnungen, obgleich Aspern, der Schlüssel des Schlachtfeldes, in der Gewalt der Franzosen geblieben war. Aber so viel bewies dieser Kampf wenigstens, daß Napoleon nicht immer unwiderstehlich war. Die österreichische Armee legte am 21. und 22. Mai eine Kraft und Ausdauer dar, die in diesem Grade an ihr früher nicht hervorgetreten waren.

Wenn der Erzherzog Karl seines großen Gegners Kühnheit besessen hätte, so würde er einen Angriff auf die Insel Lobau, wo die Franzosen bis zur völligen Wiederherstellung der Brücken empfindlichen Mangel litten, wenigstens versucht haben. Er unternahm aber nichts der Art. Napoleon ließ aus Besorgniß vor einem Donauübergange der Oester-

reicher die dazu geeigneten Hauptpunkte ober- und unterhalb Wiens, St. Pölten, Tuln und das Dorf Engerau, dem preßburger Brückenkopfe gegenüber, stark besetzen. Hierauf trat eine mehrwöchentliche Unterbrechung des Kampfes ein, während welcher beide Heere sich verstärkten.

Seitdem der Erzherzog Johann sich mit der Armee von Innerösterreich der ungarischen Gränze zu bewegt hatte, lag dem Vicekönig der Weg nach Wien offen. Er besetzte am 24. Mai Bruck, und wurde von Napoleon angewiesen, dem Erzherzoge Johann auf dem Fuße zu folgen. Macdonald war mit seiner Division in Grätz, um Marmont's Ankunft aus Dalmatien zu erwarten, stehen geblieben. Aber Lauriston, Montbrun und Colbert führten der Armee von Italien Verstärkungen zu. Am 14. Junius, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, kam es zwischen dem Vicekönig und den Erzherzögen Joseph und Johann bei Raab zu einer Schlacht, in welcher die letzteren mit einem Verlust von 6000 Mann geschlagen wurden. Am 22. Junius ward Raab zur Uebergabe genöthigt.

In Tyrol wurde eine Zeit lang mit abwechselndem Erfolge gefochten. Die Franzosen und Bayern waren mit großer Macht in den nördlichen Theil des Landes eingefallen. Napoleon, über die Kapitulation des Generals Bisson und des Oberstlieutenants Wrede bei Wilfau erbittert, erließ gegen den Marquis von Chasteller, obgleich er ein österreichischer General war, eine Achtserklärung, nach welcher derselbe im Falle seiner Habhaftwerdung binnen 24 Stunden erschossen werden sollte. Als Vorwand diente die von den über die Einäscherung ihrer Dörfer und Höfe erbitterten Tyrolern an bayerischen Officieren und Beamten verübte Wiedervergeltung, an welcher aber Chasteller nicht den entferntesten Antheil gehabt hatte. Napoleon wollte diesen sonst kühnen Mann schrecken. Die Drohung erreichte ihren Zweck. Chasteller, der auf dem Schlachtfelde bis zur Verwegenheit muthig war, erbangte vor der Möglichkeit einer Hinrichtung, verlor seitdem sichtbar an Thatkraft und Unternehmungslust, und benutzte einen Vorwand, um Tyrol zu verlassen. Der Marschall Lefebvre ließ mehrmals mit den Tyrolern gefangene österreichische Officiere erschießen. Speckbacher warf sich dem Feinde bei Schwaz entgegen, ward aber geschlagen. Am 19. Mai zogen die Bayern wieder in Insbruck ein. Zu gleicher Zeit wurden Jellachich, der Tyrol vom Salzburgischen aus decken sollte, von einem Theile der Armee von Italien unter Sarras und Durutte harte Verluste beigebracht.

Das nördliche Tyrol war dem Erliegen nahe, als die Grausamkeiten der Bayern die Bevölkerung zum Verzweiflungskampfe trieben. Die

bayerischen Soldaten begingen Unmenschlichkeiten, die von den Spaniern nicht übertroffen worden sind. Vierzehn Ortschaften wurden niedergebrannt. Schwangeren Frauen ward der Leib aufgeschnitten, den Gefangenen wurden die Zungen ausgerissen und die Hände abgehauen. Selbst an Kindern ließ sich diese Wuth aus. Aus allen Thälern ertönte der Ruf nach Rache.

Am 29. Mai führten Hofer, Speckbacher, Haspinger und Theimer 18,000 Tyroler gegen den bayerischen General Deroi, der, auf allen Seiten gedrängt und geschlagen, mit den Trümmern seines Korps nach Kufstein zurückwich. Am 30. Mai zogen die Sieger in Insbruck ein. Der Muth dieses tapferen Volkes ward noch durch die bald nachher einlaufende Nachricht von der Schlacht bei Aspern und dem Rückzuge des französischen Heeres nach der Insel Lobau erhöht. Auch gelangte eine Erklärung des Kaisers Franz nach Insbruck, welche das Versprechen, den Rückfall Tyrols zu einer Bedingung des Friedens machen zu wollen, enthielt. Speckbacher belagerte Kufstein. Hormayr richtete, von Hofer's Popularität unterstützt, im Lande wieder Alles auf den alten Fuß ein. Die Tyroler glaubten einer besseren Zukunft entgegenzugehen.

Die Erhebung der Tyroler hatte auch die Vorarlberger fortgerissen, die am 29. Mai bei Hohenems gegen Franzosen und Würtemberger mit Erfolg fochten, den muthigen und klugen Rechtskonsulenten Schneider an ihre Spitze stellten, Lindau umlagerten und Konstanz überfielen. In Mergentheim brach ebenfalls ein Aufstand aus, der auf Befehl des Königs Friedrich I. von Würtemberg mit blutiger Strenge unterdrückt wurde. In allen diesen Gegenden war die österreichische Herrschaft beliebter als die der Rheinbundsfürsten, welche zwar manche Mißbräuche abschafften, aber gegen ihre neuen Unterthanen, theils um Napoleon's Anforderungen zu genügen, theils aus Souverainetätsgelüsten, drückend und oft willkührlich verfuhren.

Was aber auch anderswo geschehen mochte, wie der Einfall eines österreichischen Korps von Böhmen aus in Franken, ein neuer Aufstandsversuch im ehemaligen Kurhessen, der Zug des Herzogs von Braunschweig, von Oesterreichern verstärkt, und sein Plan, bis Kassel vorzudringen, dies Alles trat hinter die Entscheidung zurück, die sich an der Donau im Angesicht Wien's vorbereitete. Napoleon hatte den Monat Junius zur Herbeiziehung von Verstärkungen, zur Befestigung der Insel Lobau und zu Anstalten zum Uebergange für seine ganze Armee verwandt. Von dem Erzherzog Karl war, obgleich er nicht müßig blieb, doch viel weniger Thätigkeit entwickelt worden.

Die Insel Lobau war, um einem etwaigen Angriff der Oesterreicher zu begegnen, in eine mit 106 Geschützen versehene Citadelle verwandelt worden. Nach der Lobau führte, außer der Schiffbrücke, eine Jochbrücke von 60 Bogen, so breit, daß drei Wagen neben einander fahren konnten, für die Artillerie und das Gepäck bestimmt. Oberhalb dieser Brücke befand sich eine andere für das Fußvolk, auf einem Pfahlwerk ruhend, das zugleich die Hauptbrücke gegen herabschwimmende Zerstörungsmittel sichern sollte. Ein von Napoleon befohlenes Bombardement der Stadt Preßburg, um die Oesterreicher zur Räumung des dortigen Brückenkopfes zu zwingen, blieb zwar ohne vollständigen Erfolg, bewies aber des eben so vorsichtigen als kühnen Feldherrn Alles umfassende Aufmerksamkeit. Der Erzherzog Karl hatte, in der Voraussetzung, daß die französische Armee die Donau bei Aspern und Eßling, wie früher, überschreiten werde, daselbst eine Reihe starker Verschanzungen angelegt. Napoleon täuschte ihn aber, indem er den Uebergang bei dem stromabwärts gelegenen Theile der Insel Lobau, dem Städtchen Enzersdorf gegenüber, anordnete. In der regnerischen und stürmischen Nacht vom 4. zum 5. Julius ließ der Kaiser, welcher bis zum Morgen zu Pferde blieb, unter Massena's Leitung, sechs Brücken, darunter eine aus einem einzigen Stück, in unglaublich kurzer Zeit über den Strom werfen. Am Morgen des 5. Julius standen die Korps unter Massena, Davoust, Oudinot, ein Theil der Armee des Vicekönigs, die Sachsen unter Bernadotte, die Garde und die Reservekavallerie, zusammen 154,000 Mann, auf dem rechten Donauufer. Im Anmarsch, von Wien herkommend, befanden sich der Ueberrest der Armee von Italien, das Korps unter Marmont, und Wrede mit den Bayern. Das Heer des Erzherzoges Karl zählte nicht über 137,000 Mann, und von diesen, die großentheils bei Aspern und Eßling gestanden, und nur einen Marsch von zwei bis drei Stunden zu machen hatten, waren um Mittag erst zwei Drittheile zum Kampfe gegenwärtig. Die französische Armee war mit 660, die österreichische nur mit 410 Geschützen versehen. Obgleich die Oesterreicher in diesem Feldzuge mit mehr Feuer als früher fochten, so waren ihre Bewegungen noch immer auffallend langsam geblieben, und es ging ihnen dadurch manche Gelegenheit zum Siege verloren.

Von Mittag an (5. Julius) ward theilweise auf der ganzen Schlachtlinie gekämpft. Die Angriffe der Franzosen blieben ohne Erfolg. Des Vicekönigs und Oudinot's Truppen wurden, nachdem sie Anfangs vorgedrungen waren, nicht nur zurückgeworfen, sondern fast bis zur Flucht aufgelöst. Gegen 7 Uhr befahl Napoleon die Erstürmung Wagrams,

aber die Oesterreicher standen unerschütterlich fest, und Bernadotte, der um 9 Uhr anrückte, litt empfindlichen Verlust, besonders als in der Dunkelheit eine seiner Divisionen auf die andere feuerte. Die Nacht machte dem Kampfe, welchen der Erzherzog Karl am anderen Tage früh wieder aufzunehmen beschloß, ein Ende. Er hatte dem von Ungarn her anrückenden Erzherzoge Johann die größte Eile empfohlen, und rechnete mit Bestimmtheit auf dessen Eintreffen.

Während der Nacht vom 5. zum 6. Julius waren die am Abend vorher in Wien eingetroffenen Korps unter Macdonald, Marmont und Wrede in die französische Schlachtlinie eingerückt, die jetzt fast um ein Dritttheil mehr als die österreichische betrug. Gleichwohl schien sich der Kampf anfänglich zu Gunsten Oesterreichs entscheiden zu wollen. Der Erzherzog warf Massena und Bernadotte, drang bis zur Donau vor, und besetzte Aspern und Eßling. Ein Angriff, den Napoleon durch Bessiere's Gardereiterei und Nansouty's Küraſſiere unternehmen ließ, mißlang. Aber Davouſt hatte unterdessen den linken österreichischen Flügel bei Neusiedl zum Weichen gebracht, und die Armee des Erzherzoges Karl in zwei große Hälften, zwischen welchen bei Wagram ein ansehnlicher Raum offen blieb, gespalten. Als Napoleon Bessieres und Nansouty unverrichteter Sache zurückkehren sah, befahl er Lauriston und Drouot, 100 Kanonen zusammenzubringen, und das österreichische Mitteltreffen zu beschießen, während Macdonald gegen dasselbe mit Franzosen, Italienern und Bayern anrückte. Macdonald's Division schmolz unter dem Feuer der österreichischen Artillerie, drang aber unaufhaltsam vor. Jetzt fing die österreichische Schlachtlinie, deren linker Flügel in Unordnung gebracht, und deren Mitteltreffen erschüttert war, zu wanken an. Um Mittag brach der Erzherzog Karl den Kampf, welchen er nicht mehr aufrecht halten konnte, ab. Napoleon, der, mit Ausnahme zweier Garde-Infanterie-Regimenter, seine ganze Macht in das Gefecht gebracht hatte, fühlte sich für den Augenblick zu geschwächt, um den Feind zu verfolgen.

Die Schlacht von Wagram hatte den Oesterreichern 20,000, den Franzosen 14,000 Mann gekostet. Der rechte österreichische Flügel, welcher nicht geschlagen worden, nahm sogar mehre tausend Gefangene, eroberte Kanonen und Fahnen vom Schlachtfelde fort. Auf österreichischer Seite waren die Generale Vukassowich, der in den italienischen Feldzügen 1796 und 1797 oft mit Auszeichnung genannt worden, und Nordmann, auf französischer Lasalle, der sich in Spanien sehr hervorgethan, Gauthier und Lacour gefallen. Den meisten Antheil an Napoleon's Siege konnten Davouſt, durch die Umgehung des linken österrei-

chischen Flügels, Oudinot, der Wagram nahm, und Macdonald, durch die Bestürmung des österreichischen Mitteltreffens, beanspruchen.

Napoleon söhnte sich an diesem Tage mit Macdonald, den er seit Moreau's Proceß mit Mißtrauen betrachtet, und in Unthätigkeit gehalten hatte, vollständig aus. Schon während des Gefechts hatte der Kaiser, des Generals unerschrockene Haltung mitten im größten Kugelregen bewundernd, mehrmals ausgerufen: „Was für ein tapferer Mann ist Macdonald!" Nach der Schlacht umarmte er ihn in Gegenwart des ganzen Generalstabes, und Macdonald rief: „Sire! zwischen uns gilt es jetzt für das Leben und bis zum Tode!" Macdonald, Oudinot und Marmont wurden zu Marschällen erhoben.

In hohem Grade unzufrieden war Napoleon dagegen mit dem Marschall Bernadotte, den er, aus Rücksicht auf dessen nahe Verwandtschaft mit seinem Bruder Joseph, mit Ehren und Würden überhäuft hatte. Bernadotte hatte die ihm anvertraute Stellung in der Schlacht von Wagram nicht behaupten können. Gleichwohl erließ er am 7. Julius, von Leopoldau aus, einen Tagesbefehl, in welchem er die Tapferkeit der unter ihm stehenden Sachsen, welche gewichen waren, sehr hervorhob, und sich und diesen Truppen gewissermaßen den Sieg zuschrieb. Napoleon nahm dies so übel auf, daß er den Marschall, als sich dieser in seinem Hauptquartier meldete, nicht empfing, ihm das Kommando des 9. Armeekorps entzog, und den übrigen Marschällen, welche bei Wagram gefochten hatten, und dem Kriegsminister eine scharfe Kritik der ruhmsüchtigen Proklamation Bernadotte's zukommen ließ. Bernadotte begab sich nach Paris, erschien aber später wieder beim Heer. Napoleon liebte ihn nicht und traute ihm nicht, wollte ihn sich aber nicht durch eine entschiedene Ungunst zum Feinde machen. Bernadotte stand durch seine Verbindungen unter den älteren Generalen, und seinen Ruf aus früherer Zeit her, bedeutend da.

Der Erzherzog Johann hatte am Morgen des 5. Julius die Aufforderung zum Hauptheere zu stoßen erhalten, sich aber erst gegen Mittag in Bewegung gesetzt, war während der Nacht in Marschegg stehen geblieben, und am 6. zu spät aufgebrochen. Er kam in der Nähe von Wagram an, als die Schlacht schon beendigt war. Obgleich die Langsamkeit seines Marsches nie vollständig erklärt worden ist, so würde doch eine frühere Ankunft, da er nur 12,000 Mann bei sich hatte, wohl das Blutvergießen vermehrt, aber wahrscheinlich keine Wendung in der Entscheidung des Tages hervorgebracht haben.

Der Erzherzog Karl schlug mit seiner Armee die Straße nach Mäh-

ren ein. Die tapfere Gegenwehr der Oesterreicher bei den Rückzugsgefechten hielt die verfolgenden Franzosen auf. Bei Znaym stellte der Erzherzog Karl seine zwar geschwächten, aber nicht entmuthigten Truppen zu einer nochmaligen Schlacht auf. Am 10. Julius griff Marmont die Oesterreicher an, am 11. setzten Napoleon und Massena das Gefecht, welches den Franzosen einen neuen Sieg versprach, fort, als der Fürst Johann von Liechtenstein mit Vorschlägen zu einem Waffenstillstande im französischen Hauptquartier erschien (11. Julius). Napoleon beauftragte Berthier mit den Unterhandlungen, die an demselben Tage um Mitternacht unterzeichnet wurden. Der Kaiser Franz mußte sich zur Räumung von Tyrol, Vorarlberg, den Citadellen von Brünn und Grätz, und zu einer Demarkationslinie verstehen, durch welche ein Theil Mährens, das nordwestliche Ungarn, das Erzherzogthum Oesterreich, Steyermark u. s. w., über ein Drittheil der Monarchie, in Napoleon's Hand blieb. Am 31. Julius legte der Erzherzog Karl den Oberbefehl nieder. Sein Ruhm ward durch diesen Feldzug, ungeachtet des unglücklichen Ausganges, vermehrt. Der Tag von Aspern glänzte am dunkeln Horizont Deutschlands wie ein Stern erster Größe, und das durch ihn in den Herzen erwärmte Gefühl der Hoffnung erkaltete nicht mehr.

Der Herzog von Braunschweig war von dem Waffenstillstande, da er auf seine Stellung als Souverain nicht, wie gefordert wurde, Verzicht leisten wollte, ausgeschlossen worden. Er beschloß sich bis zur Nordsee, wo seit dem 8. Junius englische Schiffe auf ihn warteten, durchzuschlagen. Ein Theil seiner Officiere und Soldaten trat, an dem Erfolge verzweifelnd, zurück. Er selbst blieb seinem Vorhaben treu, berührte am 31. Julius Braunschweig, wo ihn die Bevölkerung, ungeachtet der Drohungen der fremden Herrschaft, mit großer Theilnahme empfing, vermied die ihm die Straße versperrenden feindlichen Truppen, oder warf dieselben, langte am 3. August in Hannover an, und wurde am 7. August bei Elsfleth von einem englischen Geschwader aufgenommen. Der in westphälischen Dienst übergetretene französische General Rewbel kam zu spät, um die Einschiffung zu hindern. Der Herzog trat mit der schwarzen Schaar, die sich noch auf 1200 Mann belief, in brittische Dienste.

Die Nachricht von dem in Znaym abgeschlossenen Waffenstillstande brachte in Tyrol anfänglich eine tiefe Entmuthigung hervor. Speckbacher und mehre andere Anführer zogen mit den Oesterreichern fort Gegen 40,000 Mann Franzosen und Bayern rückten von drei Seiten her in das Land ein. Am 30. Julius ward Insbruck von Lefebvre

besetzt. In diesem Augenblick der größten Gefahr traten drei unerschrockene Männer, Schenk, Mayer und Kemnater, in Brixen zusammen, und beschlossen eine neue Schilderhebung. Speckbacher kehrte auf diese Nachricht zurück, und Hofer schloß sich an. Das Volk strömte den Führern zu, und verbreitete sich über Berg und Thal. Der General Rouyer, welcher Lefebvre's Vorhut befehligte, zog am 4. August nach dem Passe der Eisack bei Mittenwalde, ward aber so heftig angegriffen, daß er, nach dem Verluste des größten Theiles seiner Mannschaft, mit dem Ueberrest am 5. August die Waffen streckte. Lefebvre's Versuche, über Stertzing hinaus vorzudringen, waren vergeblich. Am 11. August kam er mit seinen sehr verminderten und ganz erschöpften Truppen nach Insbruck zurück. An 20,000 Tyroler, unter Hofer, Speckbacher und Haspinger, griffen die ihnen an Zahl überlegenen und reichlich mit Geschütz versehenen Franzosen und Bayern an, und nöthigten Lefebvre, sich gen Salzburg zurückzuziehen. Derselbe hatte innerhalb acht Tagen über 10,000 Mann eingebüßt. Hofer rückte am 15. August in Insbruck ein, und übernahm die Regierung des Landes. Er beschäftigte sich aber mehr mit Wiederherstellung guter bürgerlicher und kirchlicher Zucht, als mit Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes, wozu er, ungeachtet seines persönlichen Muthes, und seines Eifers für Oesterreichs und Tyrols Sache, wenig geeignet war. In Wälschtyrol hinderte der kühne Eisenstecken den Feind, über Trident vorzudringen. Speckbacher und Haspinger suchten den Aufstand nach Salzburg und Berchtesgaden auszubreiten. Die Vorarlberger waren dagegen schon zu Anfange Augusts, von Franzosen und Würtembergern mit Uebermacht angegriffen, zur Niederlegung der Waffen gezwungen worden. Der damalige Kronprinz von Würtemberg verweigerte dem französischen General Beaumont edelmüthig die Auslieferung des Rechtskonsulenten Schneider, der sich in seinen Schutz begeben hatte, und rettete ihm dadurch das Leben.

In England war man zu einer Diversion zu Gunsten Oesterreichs, das auf eine solche gerechnet hatte, geneigt. Portugal, wo die brittischen Truppen unter Sir Arthur Wellesley gegen die Franzosen mit Erfolg fochten, lag der Donau zu fern, um auf die dortigen Ereignisse von Einfluß zu sein. Es ward demnach eine Expedition, auf einen dem Kriegsschauplatz, wo Napoleon sich selbst befand, näheren Punkt gerichtet, beschlossen. Der Herzog von York und Georg Canning erklärten sich für eine Landung an den Mündungen der Elbe. Aber ein anderes einflußreiches Mitglied des Kabinets, Lord Castlereagh, stimmte für einen Angriff auf die belgische und holländische Küste. Das englische Volk hoffte

Antwerpen und Vließingen sammt den dort befindlichen französischen Geschwadern in seine Gewalt fallen, und die Aufmerksamkeit Napoleon's von der Donau nach der Schelde abgezogen zu sehen. Auf diese Art konnte der Vortheil Großbrittaniens und Oesterreichs mit einander verbunden werden. Castlereagh drang mit seiner Meinung durch.

Von dem brittischen Kabinet wurden Veranstaltungen zu einer Landung nach einem großen Maßstab getroffen, die aber, da kurz vorher ein bedeutender Aufwand an Schiffen und Mannschaft für Portugal gemacht worden, nur langsam fortschritten. Nach dreimonatlichen Vorbereitungen stach endlich eine Flotte von 34 Linienschiffen und 22 Fregatten unter Admiral Strachan am 28. Julius mit 40,000 Mann Landtruppen in See. Der General Graf von Chatam, ein älterer Bruder William Pitt's, war an die Spitze der ganzen Expedition gestellt worden. Anfangs ging die Unternehmung glücklich von Statten. Middelburg, Veere, Rammekens und das Fort Bath auf Zuyd-Beveland wurden sofort eingenommen. Am 13. August ging Vließingen, heftig beschossen, über. Aber die Absicht, sich der dort stationirenden französischen Flotte von 14 Linienschiffen und 8 Fregatten zu bemächtigen, mißlang den Engländern. Dieselbe war schnell nach der inneren Schelde zurückgezogen worden. Zwanzigtausend französische und holländische Soldaten kamen den bedrohten Punkten zu Hülfe. Dreißigtausend Nationalgarden wurden zu demselben Zweck im Norden Frankreichs aufgeboten. Ludwig, König von Holland, war zur Uebernahme des Kommando's von Amsterdam herbeigeeilt. Aber bald nachher wurde Bernadotte, der sich damals in Paris befand, auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl mit der Leitung der Vertheidigung gegen den Angriff der Engländer beauftragt. Der Kaiser stand schon damals mit seinem Bruder auf sehr gespanntem Fuß, traute demselben keine militairische Befähigung zu, und Bernadotte war der einzige an einen Oberbefehl gewöhnte General, der sich damals in jenen Gegenden befand. Antwerpen und die benachbarten Forts wurden in einen angemessenen Vertheidigungszustand gesetzt. Die Engländer, deren Hauptmacht auf der Insel Walcheren lag, litten an Fiebern, die sich von den Moorgegenden aus verbreiteten, die Hälfte der Armee ergriffen, und gegen 7000 Mann hinwegrafften. Im September wurde die Hälfte der gelandeten Truppen wieder nach England eingeschifft. Der Ueberrest blieb bis zum December auf Walcheren. Bevor sie abzogen, zerstörten sie das Hafenbassin und die Werke von Vließingen. Dieser verfehlte Angriff führte im Parlament zwischen Canning und Castlereagh einen

heftigen Wortwechsel, und zuletzt einen Zweikampf herbei, in welchem ersterer verwundet wurde.

Von diesem gescheiterten Unternehmen wurde für schärfer blickende Augen eine der schwachen Seiten in der Stellung Napoleon's enthüllt. Während derselbe 300,000 Mann in Deutschland, 200,000 in Spanien, und 100,000 in Italien stehen hatte, blieb Frankreich fast von Truppen entblößt. In den Norddepartements waren, als die Engländer Vließingen nahmen, 20,000 mittelmäßig organisirte Truppen nur mit Mühe zusammengebracht worden, und die Nationalgarde hatte wenig Eifer gezeigt. Wenn die brittische Expedition mit mehr Umsicht ausgeführt, und ein General, wie Sir Arthur Wellesley, an ihre Spitze gestellt worden wäre, so würde sie ihren Zweck erreicht, und die in der Eile zusammengerafften Linientruppen, meist aus Konskribirten und Invaliden bestehend, und die an keinen Kriegsdienst gewöhnten Nationalgarden die Engländer nicht lange aufgehalten haben. Napoleon war, indem er, aller Klugheit und Erfahrung zuwider, zwei große Kriege zu derselben Zeit, und in weiter Entfernung von einander führte, außer Stande, den Kern seiner Macht, Frankreich, zu schützen. Auch regten sich in einzelnen selbstsüchtigen und treulosen Charakteren, wie Fouché, Talleyrand, und Anderen, schon damals Zweifel an der Dauer des Kaiserreiches, nicht allein aus der Ueberzeugung von dessen Mängeln, sondern auch aus dem Verlangen, aus dessen Sturz für sich Vortheil zu ziehen. Von da aus verbreitete sich eine ähnliche Gesinnung unter der liberalen und royalistischen Opposition, die im Stillen, wenn auch schwach an Zahl, immer fortbestanden, und seit der Volkserhebung in Spanien zugenommen hatte. In der Mehrheit der besitzenden Klassen dachte allerdings noch Niemand an das Ende des vorhandenen Zustandes. Dieselben wurden aber durch die immerwährenden Kriege über die Zukunft beunruhigt, von der Abwesenheit alles überseeischen und auswärtigen Verkehrs erschöpft, und fühlten sich von der schwülen Atmosphäre, welche das Kaiserreich erfüllte, ungeachtet aller Siegesherrlichkeit des Kaisers und seiner Heere, im Innern gedrückt.

Obgleich Napoleon von eigens dazu bestimmten Korrespondenten, und von den Berichten der geheimen Polizei, über die feindselige Stimmung einzelner Fraktionen der französischen und besonders der pariser Gesellschaft gegen ihn, und über die zunehmende Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Kontinentalsperre und der Konskription hinlänglich unterrichtet war, so legte er, bei der stolzen Zuversicht auf seine Macht, und der ihm eigenen Geringschätzung der Menge, auf diesen Widerspruch

seinen Werth. Er kam immer mehr dahin, die Nation einzig in der Armee zu sehen. Diese an sich zu fesseln war jetzt sein Hauptaugenmerk. In den höheren Kategorien des Militairdienstes gelang ihm dies nicht vollkommen, indem manche Marschälle und viele Generale sich nach Ruhe sehnten. Jede ihnen vom Kaiser gewordene Belohnung steigerte das Verlangen nach friedlichem Genuß, so daß sich das Verhältniß zu ihm durch seine Freigebigkeit oft mehr lockerte als befestigte. Aber in den mittleren und niederen Graden nahm die Begeisterung für ihn eher zu als ab. Die Officiere und Soldaten machten sich oft sehr wenig aus den einzelnen Marschällen und Generalen, und nahmen deren Fehler, ihre gegenseitige Eifersucht, ihre Habsucht, ihren Hochmuth, unbarmherzig durch. Aber die Person des Kaisers galt in ihren Augen für geheiligt und unverletzlich, und sein Anblick erfüllte sie immer mit derselben unbegränzten Hingebung. Er war für sie das Ideal, in welchem sie das Vaterland selbst anzuschauen glaubten. Die alten Soldaten, welche ihn noch aus Italien und Aegypten her kannten, freuten sich über seine Größe, wie über ihr eigenes Werk, und die jüngeren sahen zu ihm mit Erstaunen, wie zu einem höheren Wesen, herauf. Diese Liebe und Verehrung kann übrigens bei Kriegern für einen so großen Feldherrn nicht überraschen, und ist oft viel weniger außerordentlichen Erscheinungen zu Theil geworden. Napoleon's Wesen war in der That von der Natur in den größten Proportionen angelegt, und es hätte nur von einem gereinigten Willen abgehangen, diesen ursprünglichen Entwurf zu einem Bilde ohne Gleichen zu vollenden. Weder seine Vorzüge noch seine Fehler waren die anderer Menschen. Was an ihm gewöhnlich sein mochte, entging denen, welche ihn, wie seine Officiere und Soldaten, nur da sahen, wo er wirklich einzig dastand.

Seinen Geburtstag am 15. August 1809 beging Napoleon im Lustschlosse zu Schönbrunn, im vollen Glanze des Herrschers und Eroberers, von Huldigungen aller Art umgeben. Berthier empfing an diesem Tage von ihm den Fürstentitel von Wagram, Massena von Eßling, Davoust von Eckmühl. Zu Herzögen wurden ernannt: Macdonald (Tarent); Marmont (Ragusa); Oudinot (Reggio); Clarke (Feltre); Champagny (Cadore); Reynier (Massa); Gaudin (Gaeta); Maret (Bassano). Die Generale, Officiere und Soldaten, welche sich im letzten Feldzuge ausgezeichnet hatten, erhielten, besonders die Verwundeten, nach Maßgabe ihres Grades, Schenkungen, Zulagen und Spenden. Den Hinterbliebenen der Gefallenen wurden Pensionen ausgesetzt, welche die Dankbarkeit und Freigebigkeit des Kaisers bis in die entlegen-

sten Ortschaften seines Reiches verbreiteten. Seit Alexander dem Großen hatte kein Monarch über so große Summen, wie Napoleon, zu verfügen gehabt.

Napoleon stiftete an diesem Tage den Orden der drei goldenen Vließe, der aber nur an wenige Personen verliehen, und nie in der Gesetzsammlung bekannt gemacht worden ist. Es war ihm wohl mit diesem feudalen Symbol kein rechter Ernst, da, wenigstens unter ihm, in Frankreich kein anderer Orden als der der Ehrenlegion bestehen konnte. Er wollte nur die Erhebung seines Reiches über die beiden anderen Staaten, welche das goldene Vließ besaßen, Spanien und Oesterreich, andeuten, und zugleich daran erinnern, daß Burgund, wo dieser Orden entstanden, zu Frankreich gehörte.

Die Einleitung zu den Friedensunterhandlungen hatten schon im Julius begonnen, und wurden in dem ungarischen Städtchen Altenburg, zwischen Raab und Komorn gelegen, fortgesetzt. Die Hauptunterhändler waren Champagny und Metternich. Letzterem war der General Nugent zur Regulirung der Demarkationslinien und anderer militairischer Gegenstände beigegeben. Die Rüstungen wurden während dieser Zeit von beiden Seiten eifrig fortgesetzt. Aber der üble Ausgang der englischen Expedition auf Walcheren überzeugte Oesterreich, daß es bei einer Erneuerung des Kampfes ganz allein bleiben würde. Napoleon hatte, während des Feldzuges, mehr wie einmal auf die Auflösung der österreichischen Monarchie, oder die Trennung von Deutsch-Oesterreich, Böhmen und Ungarn hingewiesen. Ohne den Krieg in Spanien, würde er vielleicht ein solches Ziel verfolgt, und zu dessen Erlangung noch einige Schlachten mehr, wie die von Wagram, nicht gescheut haben. Aber mit jenem Krebsschaden, der am Herzen seiner Macht nagte, war ein solcher Plan unausführbar geworden. Es war deshalb auch bei den Unterhandlungen nicht davon die Rede. Napoleon wollte nur von Oesterreich so viel Gebiet als möglich abreißen, und ihm eine neue Schilderhebung schwer oder unmöglich machen.

Am 14. Oktober (1809) ward der Friede zu Wien geschlossen. Der Kaiser Franz trat an den Rheinbund Salzburg und Berchtesgaden, das Innviertel und die Hälfte des Hausruckviertels ab. An Napoleon, als König von Italien, überließ er Görz, Krain, Triest, und alles Land am rechten Ufer der Sau; an das Herzogthum Warschau West- oder Neu-Gallizien; an Rußland einen ostgallizischen Distrikt von 400,000 Seelen. Oesterreich verlor gegen 2000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohnern, und wurde vom Meer ganz abgeschnitten.

Napoleon versprach den Tyrolern und Vorarlbergern bei Bayern, Württemberg und Baden eine vollständige Amnestie auszuwirken, und Franz I. verhieß dasselbe für die Aufständischen des ihm bleibenden Antheils Galiziens, wo sich, nach dem Einrücken der Polen unter Poniatowski, ein Theil des Adels demselben angeschlossen hatte. Oesterreich erkannte alle von Napoleon in Italien, Spanien und Portugal getroffenen Veränderungen an und verzichtete auf seine Beziehungen zu England. Ein geheimer Artikel des Friedensvertrages verpflichtete Oesterreich zur Verringerung seines Heeres bis auf 150,000 Mann, und zur Entlassung aller Franzosen, Belgier, Venetianer und Piemonteser aus seinen Diensten. Die Kriegskontribution wurde von 200 auf 85 Mill. Fr. herabgesetzt. Die Räumung der österreichischen Staaten von den französischen Truppen sollte am 12. November beginnen und am 4. Januar 1810 vollendet sein.

Napoleon bildete aus den von Oesterreich am rechten Ufer der Save abgetretenen Ländern ein eigenes Verwaltungsgebiet, die illyrischen Provinzen genannt. Auch bei dieser Gelegenheit erneuerte er, wie bei Cisalpinien und Hetrurien, einen in der Geschichte längst verschollenen Namen. Illyrien ward nicht in Departements, sondern in 7 Provinzen: Krain, Kärnthen, Istrien, Civil- und Militairkroatien, Dalmatien, Ragusa, eingetheilt, und Marmont zum Generalgouverneur ernannt. Diesem eroberten Lande wurde keine Verfassung, selbst nicht dem Namen nach, ertheilt, und sein Geschick blieb, da es nicht zu Frankreich gehörte, der Senat, der gesetzgebende Körper und die französischen Gesetze daselbst keine Geltung besaßen, ausschließend dem persönlichen Willen des Kaisers überlassen. Napoleon, in dessen Kopf es beständig gährte, und der, während er eben erst einen großen Krieg beendigt hatte, und in Spanien noch einen solchen von ungewissem Ausgang führte, schon an neue Unternehmungen dachte, wollte in den illyrischen Provinzen einen Anhaltspunkt zu künftigen Entwürfen gegen die Türkei gewinnen.

Der Haß gegen Napoleon's Uebergewalt gab sich in einem Ausbruche des Fanatismus kund, der in Deutschland zu allen Zeiten seltener als unter anderen Völkern gewesen ist. Ein junger Mensch von siebzehn Jahren, Friedrich Staps, Sohn eines Geistlichen zu Naumburg an der Saale, wohnte zwei Tage vor Abschluß des Friedens einer von Napoleon in Schönbrunn abgehaltenen Revue bei. Er that, als wollte er dem Kaiser eine Bittschrift überreichen. Zurückgewiesen, drängte er sich wieder so nahe an ihn heran, daß dies Verdacht erregte. Von einem Officier der Gensd'armerie ergriffen und durchsucht, fand man bei ihm

einen Dolch, den er gegen Napoleon brauchen zu wollen erklärte. Dieser ließ ihn sich vorführen und forschte ihn aus, wobei der General Rapp, ein geborener Elsasser, den Dolmetscher machte. Befragt, was er thun würde, wenn man ihm das Leben schenkte, antwortete Staps, bei seinem Vorhaben beharren zu wollen. Napoleon, der keine Furcht kannte, nahm die Sache selbst leicht, konnte aber den Gedanken nicht unterdrücken, daß er, und zwar er ganz allein, und nicht mehr, wie früher, die Revolution, der Gegenstand so großer Abneigung unter den Völkern von Lissabon bis Wien geworden sei. Die ihn umgebende militairische Polizei wollte in der letzten Zeit mehre gegen sein Leben gerichtete Verschwörungen entdeckt haben. Napoleon setzte sich darüber hinaus, indem er meinte, daß es schwer sei, einen Mann wie ihn zu ermorden, übersah aber, daß, wenn er sich auch gegen die Angriffe Einzelner sichern konnte, ihm der zunehmende Unwille der Massen über seine Unterdrückung gefährlich werden mußte. Friedrich Staps wurde von einem Kriegsgericht verurtheilt, und ungeachtet seiner Jugend erschossen.

Die Hoffnung der Tyroler, wieder an Oesterreich zu kommen, war durch den letzten Friedensschluß vereitelt worden. Das Land wurde jetzt von mehren Seiten angegriffen und ein längerer Widerstand war unmöglich geworden. Drei bayerische Divisionen rückten unter dem Oberbefehl des Generals Drouet Grafen d'Erlon von Norden, starke Abtheilungen des Heeres von Italien von Westen und Süden her ein. Der Kronprinz von Bayern, der Vicekönig von Italien und selbst der Erzherzog Johann erließen an die Tyroler eine Aufforderung zur Niederlegung der Waffen. Hofer schien sich in das Unvermeidliche zu fügen, und kündigte dem Vicekönig in einem Schreiben vom 8. November seine Unterwerfung an. Aber am 15. November ließ er sich durch seine irre geleiteten Umgebungen, unter welchen es auch einige Verräther gab, zu einem Aufruf an die Vintschgauer und Oberinnthaler zur Fortsetzung der Feindseligkeiten überreden. Der kleine Krieg dauerte, während Speckbacher, Haspinger und andere Anführer den Weg zur Flucht suchten, noch einige Wochen lang fort. Hofer wollte Tyrol nicht verlassen, sondern hielt sich in einer Alpenhöhle in Passeyr unter Schnee und Eis verborgen. Er wurde von dem Priester Joseph Donay an den Feind verrathen, in der Nacht vom 30. zum 31. Januar (1810) ergriffen und nach Italien abgeführt. Das Volk lief überall, wo er durchgebracht wurde, zusammen, bewies aber durch die Stille, mit welcher es ihn empfing, die Achtung vor seinem Charakter. Die Franzosen behandelten ihn wie einen Staatsgefangenen von Rang. Er wurde von dem Kriegsgericht

in Mantua verurtheilt, und am 20. Februar erschossen. Hofer starb mit der größten Seelenstärke. Seine letzten Worte waren Wünsche für Oesterreich und Tyrol. Auf der Todesstätte angekommen, ließ er sich die Augen nicht verbinden, kniete zu einem kurzen Gebet nieder, stand dann auf, und gab mit fester Stimme das Zeichen zu seiner Hinrichtung. Der österreichische Hof hat sich später seiner Familie in würdiger Weise angenommen. Ihm selbst ist ein Denkmal in der Kirche zu Insbruck, wo auch Maximilian I. Ueberreste ruhen, errichtet worden. Andreas Hofer hatte in diesem Kampfe eben so viel Muth und Aufopferung wie die berühmtesten spanischen Guerillaführer bewiesen, und sich dabei von Frevelthaten, von unnützem Blutvergießen, von Mißhandlungen gegen Gefangene und Wehrlose, von Ehrgeiz und Eigennutz frei erhalten. Er war ein mittelalterthümlicher Charakter im besten Sinne des Wortes. Der heldenmüthige Widerstand der Tyroler gegen die fremde Uebermacht erinnert an die Thaten der Schweizer, der Ditmarsen und Niederländer, und stellte für Deutschland ein Beispiel auf, das dem Aufschwunge im Jahre 1813 vorangeleuchtet hat. Um Tyrols Kraft zu brechen, schloß Napoleon mit Bayern einen Vertrag (28. Februar 1810), nach welchem nur ein Drittheil des Landes bayerisch blieb, das Uebrige aber zu dem Königreich Italien und den illyrischen Provinzen geschlagen wurde.

48. Napoleon's Kaiserthum auf seiner Höhe.

Es ist oben des zunehmenden Hasses, welchen Napoleon's Eroberungssucht und die Kontinentalsperre in einem großen Theile Europa's, und der Erkaltung und Unzufriedenheit mit ihm, welche dieselben Ursachen, besonders seit dem Kriege gegen Spanien, in Frankreich selbst erregt hatten, erwähnt worden. Diese Stimmung hatte sich während des letzten Feldzuges gegen Oesterreich bei mehren Gelegenheiten kund gegeben. Obgleich Napoleon bei dem Kampfe 1809 nicht der angreifende Theil gewesen, so fühlte man doch allgemein, daß er denselben durch die in Bayonne verübte Gewaltthat herbeigeführt hatte. Napoleon's Anhänger tadelten an ihm, daß er sich und sein Werk beständig auf den Wurf der Schlachten setzte. „Was wird aus dem von ihm gegründeten Zustande werden, wenn ihn eine feindliche Kugel hinrafft?“ — so fragten sich Viele unter Denen, welche ihr Glück auf das von ihm geführte

Schiff geladen hatten. Die von ihm im Ernst gehegte Ueberzeugung von seiner Unverletzlichkeit ward, wie natürlich, von Anderen nicht getheilt. Er besaß keine Kinder, und Niemand in seiner Familie wäre im Stande gewesen, eine nach seinem Tode wahrscheinlich von mehren Seiten her bestrittene Erbschaft in Besitz zu nehmen. Wenn Napoleon einer der vielen Gefahren, die er unaufhörlich herausforderte, unterlag, so war Frankreich von einer legitimistischen oder republikanischen Reaktion bedroht. Diese Besorgniß vor einer Zukunft ohne Napoleon machte dessen Stärke in der Mehrheit der Nation aus, die nicht deshalb gegen ihn zürnte, weil er lebte und herrschte, sondern weil er Leben und Herrschaft zu leicht auf das Spiel setzte. Aber die Ueberreste der alten Parteien dachten anders, und hatten während des spanischen und österreichischen Krieges an die Möglichkeit von Napoleon's Untergang geglaubt. Während seines Lebens jeder Regung beraubt, hofften sie, nach seinem Tode wieder hervortreten und ihre Grundsätze zur Geltung bringen zu können.

Zu der doppelten Anklage auf Usurpation gegen Napoleon, der Royalisten, weil er sich des Thrones bemächtigt, der Demokraten, weil er die Republik zerstört hatte, kamen noch die Beschwerden, welche von der Geistlichkeit und dem katholisch gesinnten Theile der Bevölkerung, wegen der Einziehung des Kirchenstaates und der Gefangensetzung des Pabstes, erhoben wurden. Talleyrand und Fouché, die, obwohl in verschiedener Weise, aber beide gleich mächtig in dem französischen Staatsgetriebe dastanden, und dessen geheimste Räderwerke kannten, hatten seit Bayonne Zweifel in die Dauer des Napoleonischen Glückssterns zu setzen angefangen, und waren in dieser Meinung durch die Schwierigkeiten des letzten Krieges gegen Oesterreich bestärkt worden. Beide waren aus eifrigen Dienern des Herrschers geheime Gegner desselben geworden. Sie hatten an das während des letzten Feldzuges in Paris mehrmals verbreitete Gerücht von einer großen Niederlage Napoleon's, von seinem Tode durch Meuchelmord vielleicht selbst nicht geglaubt, aber den dadurch im Publikum hervorgebrachten Eindruck bemerkt. Der Zauber, welcher Napoleon bisher in den Augen des französischen Volkes als unbesiegbar und unfehlbar erscheinen ließ, war eine Zeit lang in Abnahme begriffen gewesen. Talleyrand und Fouché, lange persönliche Feinde, hatten sich schon während Napoleon's Abwesenheit in Spanien ausgesöhnt. Sie waren, als die Nachricht vom Rückzuge der französischen Armee nach der Insel Lobau einlief, einander noch näher getreten, und hatten über die unter gewissen Umständen zu ergreifenden Maßregeln berathen. Man behauptet, obwohl ohne näheren Beweis, beide wären dahin übereinge-

kommen, Murat, wenn es mit Napoleon auf diese oder jene Art ein Ende nehmen sollte, an die Spitze Frankreichs zu stellen, und es hätten in diesem Sinne Verhandlungen zwischen Paris und Neapel stattgefunden. Fouché hatte, als die Engländer auf Walcheren landeten, in seiner Eigenschaft als provisorischer Minister des Innern die Mobilmachung der Nationalgarde fast in ganz Frankreich angeordnet, anstatt, wie ihm von Napoleon befohlen worden, diese Maßregel auf die Norddepartements zu beschränken. Es ward behauptet, Fouché habe dies nur gethan, um zu sehen, welche Stimmung sich unter diesen an keine Disciplin gewöhnten Truppen gegen den Kaiser und das Kaiserreich kund geben würde. Auch Bernadotte soll, obgleich er den Oberbefehl gegen die englische Expedition erhalten hatte, damals an geheimen Umtrieben gegen Napoleon Theil genommen haben. Er war nie ein aufrichtiger Anhänger des Kaisers gewesen, und stets in, wenn auch unbestimmter und geheimer, Verbindung mit dessen Gegnern geblieben.

Napoleon, der von diesen Gerüchten, mochten sie nun wahr oder zum Theil erfunden sein, durch seine Späher und geheimen Korrespondenten unterrichtet worden, ward mehr als je zu Betrachtungen über seine Lage veranlaßt. Er fürchtete nicht den Haß und die Angriffe des von ihm so oft besiegten Auslandes, aber eine Veränderung in der öffentlichen Meinung in Frankreich schien ihm gefährlich zu sein. Er fand, von seinem Stolz verblendet, die wahre Ursache der sich kund gebenden Mißstimmung und des Zweifels an der Dauer seines Werkes nicht in seiner Herrsch- und Eroberungssucht, sondern wollte dieselbe einzig in der Ungewißheit über die Nachfolge auf seinem Throne erkennen. Er überredete sich, daß die Geburt eines Leibeserben seine Stellung verbessern, dem Auslande jede Hoffnung auf eine andere Ordnung der Dinge nehmen und in Frankreich das geschwächte Vertrauen von Neuem befestigen werde. Da aber die Kaiserin Josephine ihm keine Aussicht auf Nachkommenschaft mehr gab, so stieg der schon längst gehegte, aber nicht zur Ausführung gekommene Gedanke an eine neue Vermählung, jede andere Rücksicht verdrängend, jetzt von Neuem in ihm auf.

Josephine wurde von Napoleon geliebt, so weit dieser überhaupt etwas außer seiner persönlichen Größe, seinem Ruhm und seinen Entwürfen zu lieben im Stande war. Ihr Anblick rief ihm seine eigene Jugend und den Anfang seiner großen Laufbahn zurück. Sie hing aufrichtig und um seiner selbst willen an ihm, sehnte sich während seiner Abwesenheit immer nach ihm, und ihre Neigung zu ihm war durch seine häufigen Untreuen nicht vermindert worden. Josephine besaß keinen

ausgezeichneten Geist, keine besondere Festigkeit des Charakters, war aber im höchsten Grade wohlwollend und anmuthig. Selbst Napoleon's entschiedenste Gegner, Royalisten und Republikaner, vergaben Josephinen ihren Rang, wegen ihrer unerschöpflichen Güte und des edlen Gebrauches, den sie von ihrem Einfluß machte. Obgleich auf das Genie und den Heroismus ihres Gemahls stolz, hatte sie seine ehrgeizigen Pläne nicht getheilt, und war von der Höhe, zu welcher sie emporgestiegen war, nie berauscht worden. Man wußte, daß sie im Anfange des Konsulats die Wiederherstellung des bourbonischen Thrones gewünscht hatte. Auch Napoleon war an sie lange durch ein auf seine Natur berechnetes, festes Band geknüpft gewesen. Die Macht dunkler, fatalistischer Ideen, welche bei ihm die Stelle der Religion vertraten, ließ ihn Josephinen, deren Verbindung mit ihm die Pforten zu seiner Größe eröffnet hatte, an deren Hand er von Triumph zu Triumph geflogen war, als den guten Genius seines Lebens ansehen. Dieser Gedanke, Josephinens Liebenswürdigkeit und die Gewöhnung an ihre Nähe hatten bisher über Napoleon's ehrgeizige Gedanken an eine anderweitige Verbindung immer den Sieg davon getragen. Er hatte die Absicht, sich von ihr zu trennen, nie aufgegeben, aber nicht den geeigneten Moment dazu finden können, und er fühlte sich bei der Vorstellung, ihr für immer entsagen zu sollen, von dem Gefühl der Einsamkeit und Trauer ergriffen.

Aber der Stolz, Stifter einer Dynastie zu sein, das Verlangen, seine Herrschaft auf einen Sohn übergehen zu sehen, die Besorgniß, daß sein Reich nach seinem kinderlosen Tode auseinander fallen könne, führten ihn wieder auf das Verlangen nach einer neuen Vermählung zurück. Wenn Alexander I. ihm in Erfurt die Hand seiner Schwester sogleich zugesagt hätte, so würde er sich schon damals zu einer Scheidung entschlossen haben. Die Zögerung des russischen Kaisers, Napoleon's Anwesenheit in Spanien und der Krieg gegen Oesterreich hatten ihn an der Ausführung seiner Absicht gehindert. Jetzt aber, wo er von der Unzufriedenheit des Volkes mit seiner Regierung hörte, die er der Unsicherheit der Zukunft beimaß, wo er von den Ränken mehrer seiner ersten Diener unterrichtet war, die über sein Reich wie über einen Besitz ohne anerkannten Erben verhandelt hatten, stand sein Entschluß fest. Seit lange gewohnt, die zarteren und tieferen Regungen der Seele von den Eingebungen seines Ehrgeizes unterdrücken zu lassen, brachte er auch jetzt die Stimme seines Herzens, die sich von Zeit zu Zeit geregt, und ihn abgemahnt hatte, mit Gewalt zum Schweigen. Seine ungestüme Natur, die in wichtigen Augenblicken keine Bedenklichkeiten kannte, sondern wie der

Blitz zufuhr, trug ihn mit Sturmeseile an das vorgesetzte Ziel. Er schrieb an den Reichserzkanzler Fürsten Cambacérès, ihn in Fontainebleau, wohin er sich, ohne Paris zu berühren, nach seiner Rückkehr aus Deutschland begab, zu erwarten, um dort wichtige Mittheilungen von ihm in Empfang zu nehmen. Napoleon hatte die Gewohnheit, Cambacérès bei allen Geschäften, zu deren Erledigung die Beobachtung gesetzlicher Förmlichkeiten gehörte, zu Rathe zu ziehen. Cambacérès, von dem während der Revolution, wo sich innerhalb einiger Jahren mehr Gelegenheit zu merkwürdigen Erfahrungen als sonst in ganzen Menschenaltern geboten hatte, eine bedeutende Rolle gespielt worden, besaß eine große Geschicklichkeit in der Behandlung von Personen und Verhältnissen, und war gegen Napoleon, obwohl zurückhaltend, nie unwahr, weshalb er auch bei ihm in Gunst und Achtung blieb.

Napoleon kam am 26. Oktober in Fontainebleau, nur von einigen Adjutanten begleitet, vor seinem Hofe und vor der Kaiserin Josephine an, und traf daselbst Cambacérès, der ihn schon seit dem frühen Morgen erwartete. Napoleon beklagte sich über die ihm nachtheiligen Gerüchte, welche während des Krieges gegen Oesterreich verbreitet gewesen, über die halb zweideutigen, halb kraftlosen Maßregeln seiner Minister bei der Kunde von der Schlacht von Aspern und der Landung der Engländer auf Walcheren. Er zeigte sich ungewöhnlich stolz und finster, sprach mit Geringschätzung von den Gefahren, welchen er während des letzten Feldzuges ausgesetzt gewesen, gab zu verstehen, daß er nur die Natur, aber nicht die Menschen fürchte, und ließ sich dann über Das, was ihm am Meisten am Herzen lag, die Trennung von Josephine, und die Nothwendigkeit einer neuen Vermählung aus. Er wies Cambacérès nach, wie uneinig und auf einander eifersüchtig seine Brüder wären, wie nach seinem Tode sich keiner von ihnen dem anderen unterwerfen würde, und daß er deshalb einen Leibeserben, dessen Rechte unbestreitbar wären, zurücklassen müsse. Cambacérès suchte Napoleon von seinem Vorhaben abzubringen, indem er ihm vorstellte, daß Josephine von den Franzosen, Volk und Soldaten, geliebt werde, daß sie in ihren Augen die Revolution vertrete, und daß eine Verbindung mit einer Prinzessin aus einem alten Hause wie eine Rückkehr zu den Ideen und Sitten der revolutionairen Epoche angesehen werden würde. Der Kaiser antwortete blos mit einer Wiederholung seiner Absichten, die er als unabänderlich bezeichnete. Cambacérès erzählte später, Napoleon habe auf ihn während dieser Unterredung den Eindruck gemacht, unter den Erinnerungen an seine Macht und seinen Ruhm, wie in einer Gallerie von Statuen umherzu-

wandeln. Den wahren Einwurf gegen eine neue Vermählung, daß sie nicht im Stande sein werde, dem Kaiser die Liebe des französischen Volkes und das Vertrauen der fremden Mächte zu verschaffen, wenn er nicht seinem Ehrgeiz und seiner Eroberungslust entsagte, mußte Cambacérès verschweigen. Napoleon würde eine solche Offenheit nicht geduldet haben und dieselbe ohne Frucht geblieben sein.

Josephine, die am Nachmittage in Fontainebleau ankam, war bestürzt, als sie von des Kaisers Unterredung mit dem Reichserzkanzler hörte, und ahnte dunkel, daß in derselben über ihre Stellung verhandelt worden sei. Sie war, wenn auch nur ganz im Allgemeinen, schon längst von dem Gedanken ihres Gemahls an eine neue Verbindung unterrichtet. Sie wußte, daß des Kaisers Brüder ihm mehrmals Vorstellungen in diesem Sinne gemacht hatten. Fouché war einige Zeit vorher so verwegen gewesen, Josephine auf eigene Hand, ohne einen Auftrag erhalten zu haben, auf eine solche Veränderung vorbereiten zu wollen, darüber aber von Napoleon heftig getadelt worden. Da ungeachtet dessen sich in Josephinens Verhältniß bisher nichts geändert hatte, so gab sie sich auch jetzt noch der Hoffnung auf dessen Fortdauer hin.

Napoleon hatte seine auf fremden Thronen sitzenden Verwandten nach Fontainebleau beschieden, wo er sich von den Beschwerden des letzten Feldzuges erholen und sich von dem üblen Eindruck, welchen die in der letzten Zeit in Umlauf gesetzten Gerüchte auf ihn gemacht hatten, zerstreuen wollte. Den düsteren Zweifeln an der Zukunft seiner Dynastie dachte er durch eine Entfaltung seiner Macht und seines Glanzes zu begegnen.

Die Könige von Holland, Westphalen und Neapel stellten sich dem Haupte ihrer Familie in Fontainebleau vor. Der Krieg hatte Joseph in Spanien zurückgehalten. Napoleon war mit keinem seiner Verwandten vollkommen zufrieden. Ludwig beobachtete in Holland das Kontinentalsystem nur zum Schein, und erfüllte die von ihm bei seiner Thronbesteigung eingegangenen Bedingungen nicht. Er hatte aus Sparsamkeit die holländische Land- und Seemacht vernachlässigt, und den Engländern bei ihrer letzten Expedition keinen angemessenen Widerstand entgegensetzen können. Ueber des Königs von Neapel wirkliche oder angebliche Verbindung mit Fouché und Talleyrand waren dem Kaiser schon in Schönbrunn bedenkliche Gerüchte zu Ohren gekommen. Es war indessen weniger Murat, den Napoleon beargwohnte, dessen Offenheit und Anhänglichkeit an ihn er kannte, als vielmehr den hochfahrenden Sinn seiner eigenen Schwester, die an ihn verheirathet war, und welcher der

neapolitanische Thron zuweilen zu eng zu sein schien. Hieronymus hatte seinen Bruder bei dem Kriege gegen Oesterreich spät und schwach unterstützt, weil die für den westphälischen Militairetat bestimmten Summen für die Vergnügungen des Hofes benutzt wurden. Die Mitglieder dieser Familie, welchen bei der Ausnahmsstellung, die sie in der Welt einnahmen, ein aufrichtiges Einverständniß nützlich gewesen sein würde, waren von Neid und Eifersucht auf einander erfüllt, hielten Einer den Anderen vom Kaiser für ungerecht bevorzugt, und beschäftigten sich, um ihre gemeinsame Lage unbekümmert, Jeder nur mit seinem persönlichen Vortheil. Napoleon empfing von ihnen nicht die moralische und materielle Unterstützung, auf welche er hätte rechnen können. Sie beschwerten sich über die zu große Abhängigkeit von ihm, und er klagte sie des Undankes an. Der Kaiser fing um diese Zeit gegen seine Angehörigen strenger und mißtrauischer als früher zu werden an.

Napoleon verließ mit seinen Verwandten Fontainebleau in der Mitte Novembers, und hielt zu Pferde seinen Einzug in Paris, das er, seit der Abreise zu dem Kriege gegen Oesterreich, nicht mehr betreten hatte. Er empfing daselbst die Besuche der Rheinbundskönige, die sich eingestellt hatten, um sich seines Schutzes zu versichern, oder sich neue Begünstigungen von ihm auszuwirken. Die hauptstädtische Bevölkerung, von der ein Theil Vortheil aus der Anwesenheit so vieler hohen Fremden zog, ein anderer seine Schaulust bei den ihnen zu Ehren angestellten Festen befriedigte, vergaß wieder Das, was kurz vorher den Gegenstand ihrer Beschwerden ausgemacht hatte, und sah auf Napoleon, dem so viele Könige und Fürsten zu huldigen kamen, mit Bewunderung hin.

Napoleon hatte den Vicekönig von Italien nach Paris entboten, um bei der Auflösung der Ehe mit seiner Mutter anwesend zu sein. Eugen's Schwester, Hortensia, Königin von Holland, die, ohne von ihrem Gemahl geschieden zu sein, wegen gegenseitiger Erkaltung von ihm entfernt lebte, befand sich schon in Paris. Napoleon wollte, daß die Gefährtin seiner Jugend von ihren beiden Kindern umgeben sei, um in deren Liebe Trost bei dem harten Schlage zu finden, welchen er ihr nicht ersparen zu können glaubte. Er zeigte sich gegen Josephine kalt, selbst hart und rauh, um sie dadurch auf die ihr bevorstehende Veränderung vorzubereiten, vermochte es aber nicht, ihr seine Absicht unumwunden mitzutheilen. Als sie aber eines Tages über sein Benehmen in heftige Klagen ausbrach, konnte er seine Ungeduld nicht länger bemeistern. Er erklärte ihr, daß der Augenblick der Trennung bevorstehe, daß die Zukunft seines Reiches von ihnen Beiden ein Opfer verlange, und daß er

an eine anderweitige Vermählung denken müsse. Josephine brach in einen Strom von Thränen aus, und sank bewußtlos nieder. Als Hortensia herbeieilte, theilte Napoleon auch ihr seine Absicht mit, und setzte hinzu, daß keine Bitten und Klagen seinen Entschluß zu ändern vermöchten. Sie antwortete ihm mit Stolz, daß er nichts dergleichen mehr vernehmen solle, daß ihre Mutter nur auf sein Verlangen auf den Thron gestiegen sei, und ihn eben so wieder verlassen werde, und daß sie und ihr Bruder sich vom Hofe, wo sie nichts als Schmerz und getäuschte Hoffnungen gefunden hätten, zurückziehen würden. Napoleon, plötzlich milder geworden, suchte seine Stieftochter zu besänftigen, und setzte ihr die Mittel auseinander, durch welche er den Kummer ihrer Mutter zu lindern dachte.

Mittlerweile war der Vicekönig von Italien in Paris angekommen (9. December). Napoleon entwickelte ihm die Gründe zu seinem Entschlusse, stieß aber auch bei ihm auf das Begehren, seiner Mutter zu folgen und aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen zu scheiden. Diese Erklärung ging jedoch nur aus dem ersten Eindruck des Schmerzes und der Ueberraschung hervor. Eugen hatte Kinder, deren Zukunft von des Kaisers Gunst abhing. Napoleon, der anfänglich den Gebieter herausgekehrt hatte, ward zuletzt von Eugen's und Hortensia's Thränen mit ergriffen, und konnte die seinigen nicht zurückhalten. Er hatte diese beiden Stiefkinder, welche sehr jung unter seine Obhut gekommen, lieber als seine übrigen Verwandten, was mehrmals Neid und Eifersucht erregt hatte. Er beschwor sie, bei ihm auszuharren, und seiner unwandelbaren Zuneigung versichert zu sein. Es trat endlich nach diesen peinlichen und leidenschaftlichen Auftritten bei allen betheiligten Personen eine Abspannung und Beruhigung ein. Auch Josephine sah der Zukunft mit mehr Ergebung entgegen. Auf Napoleon's Antlitz blieben eine Zeit lang die Spuren eines inneren Kampfes zurück, aus dem jedoch zuletzt, wie immer bei ihm, der Verstand über das Gefühl, die Selbstsucht über die Zuneigung siegreich hervorging.

Am 15. December (1809) traten die in Paris anwesenden Verwandten Napoleon's in den Tuileries zu einem Familienrath zusammen. Der Reichserzkanzler Fürst Cambacérès und der Staatsrath Graf Regnault de St. Jean d'Angely waren, mit der Führung des Civilstandsregisters der kaiserlichen Familie beauftragt, die einzigen anwesenden Staatsbeamten. Napoleon erhob sich, Josephine an der Hand haltend, die in Thränen, deren er sich selbst kaum erwehren konnte, zerfloß, und eröffnete der Versammlung, daß er sich, obgleich nach wie vor von Ach-

tung und Zuneigung für seine Gemahlin erfüllt, da dieselbe ihm keine Aussicht auf Nachkommenschaft gewähre, aus Rücksicht auf Frankreichs Zukunft zur Trennung von ihr und Eingehung einer neuen Ehe entschlossen habe. Hierauf wollte Josephine ihre Willensmeinung erklären, ward aber von ihrem Schmerz unterbrochen, und reichte das Papier, welches sie in der Hand hielt, dem Grafen Regnault de St. Jean d'Angely, der ihre Uebereinstimmung mit den Gesinnungen und Absichten ihres Gemahls den Anwesenden mittheilte. Die Sprache des kaiserlichen Paares war würdig und den Umständen angemessen. Napoleon führte Josephine nach ihren Gemächern, wo er sie fast ohnmächtig in den Armen ihrer beiden Kinder zurückließ. Am folgenden Tage ward von einem Senatskonsult der Beschluß des Familienrathes bestätigt. Josephine behielt Titel und Rang einer Kaiserin. Es ward ihr der Besitz eines Palais in Paris und der Schlösser Malmaison und Navarre zugesichert. Sie erhielt ein Jahrgehalt von 2 Mill. Fr. aus dem Staatsschatz, zu denen Napoleon 1 Mill. Fr. aus der Civilliste hinzufügte. Am 17. December enthielt der Moniteur die im Familienrath und im Senat gehaltenen Reden und genommenen Entscheidungen. So endigte dieser merkwürdige Wendepunkt in Napoleon's Leben. Mit Josephine zog sich die Vergangenheit von ihm zurück und er begann ein neues Dasein, das in mancher Beziehung mit dem früheren nur durch schwache Fäden zusammenhing.

Napoleon war den Gesetzen nach jetzt frei. Es fehlte aber noch die Auflösung des kirchlichen Verbandes. Die Trennung der Ehe eines katholischen Souverains, aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl gewünscht, konnte dem Herkommen nach nur vom Pabst ausgesprochen werden. An Pius VII. konnte sich Napoleon, bei den gespannten Verhältnissen, welche zwischen ihnen obwalteten, in diesem Falle nicht wenden. Es wurde deshalb der Ausweg getroffen, des Kaisers Ehe, wegen mangelhafter Form bei deren Abschließung, von der Diöcesangewalt für ungültig erklären zu lassen. Napoleon war 1796 mit Josephine nur eine Civilehe eingegangen. Am Abend vor der Krönung waren Beide vom Kardinal Fesch, aber ohne Zeugen und in Abwesenheit des betreffenden Pfarrers, getraut worden. Nachdem diese Angelegenheit, auf Cambacérès' Antrag, von einer Kommission von sieben Bischöfen geprüft worden, ward die Ehe zwischen Napoleon und Josephine, weil, den Bestimmungen des tridentinischen Conciliums entgegen, der Parochialgeistliche nicht zugegen gewesen, von dem pariser Ordinariat für ungültig erklärt.

Napoleon hatte durch seinen Botschafter in St. Petersburg, Cau-

lincourt, Herzog von Vicenza, dem Kaiser Alexander die Absicht, sich von seiner ersten Gemahlin zu trennen, und den Wunsch, sich mit dessen Schwester, der Großfürstin Anna*), zu verbinden, unter Beobachtung des tiefsten Geheimnisses, zu erkennen gegeben, und eine bestimmte und schleunige Antwort verlangt. Alexander I. war, ungeachtet seiner Versicherungen vom Gegentheil, einer solchen Bewerbung nicht geneigt. Napoleon galt in den Augen Anderer für noch selbstsüchtiger und härter als wirklich der Fall war. Alexander scheute die Verwandtschaft mit einem Manne, der durch die Hinrichtung des Herzoges von Enghien und den Sturz des spanischen Königshauses sich so gewaltthätig und treulos gezeigt hatte, daß ein festes Verhältniß zu ihm und ein aufrichtiges Vertrauen unmöglich zu sein schien. Seine Schwester war außerdem fünf und zwanzig Jahre jünger als ihr Bewerber. Die Abneigung der Kaiserin-Mutter gegen eine Verbindung mit dem französischen Kaiserhause hatte schon in Erfurt eine ausdrückliche Zusage verhindert. Indessen war Alexander staatsklug genug, um einem solchen Verhältniß nicht durchaus entgegen zu sein. Durch die Freundschaft mit Napoleon war es ihm möglich geworden, sich Finnlands zu bemächtigen, und er hoffte, auf demselben Wege auch die Moldau und Wallachei mit seinem Reiche zu vereinigen. Er wollte, wenn Napoleon bei seiner Bewerbung beharrte, für deren Begünstigung einen möglichst hohen Preis erhalten.

Unter Allem, was von Napoleon seit dem tilsiter Frieden unternommen worden, hatte der Kaiser Alexander an der Gründung des Herzogthums Warschau den meisten Anstoß genommen, und darin den Anfang zu einer Wiederherstellung des alten Polens gesehen. Die Vergrößerung dieses Staates durch das von Oesterreich abgetretene Westgallizien war ihm noch bedenklicher erschienen. Er erklärte jetzt Caulincourt, wie schon früher in Erfurt Talleyrand und Napoleon selbst, seine Zustimmung zu der beabsichtigten Vermählung, stellte die Einwilligung der Kaiserin-Mutter in Aussicht, verlangte aber von französischer Seite das Versprechen, daß das Königreich Polen nicht erneuert, die polnischen Ritterorden aufgehoben und die Ausdrücke Polen und polnisch in der Staatssprache außer Uebung gesetzt würden. Napoleon fand dieses Begehren im Princip ungerecht, und in der Ausführung schwierig, befahl aber, bei dem lebhaften Verlangen nach Verwirklichung seines Ver-

*) Die Großfürstin Katharina, an welche Napoleon vor und während des Kongresses von Erfurt gedacht hatte, war, um dieser Bewerbung zu entgehen mit einem Prinzen von Oldenburg vermählt worden.

mählungsplans, Caulincourt, einen Vertrag zu Rußlands Vortheil einzugehen, dessen Bestätigung er sich jedoch vorbehielt. Aber Alexander I. zögerte auch jetzt noch unter dem Vorwande, seine Mutter nur allmälig zur Zustimmung bewegen zu können. Nach zweimonatlichen Unterhandlungen war noch kein Abschluß erreicht.

In Napoleon regte sich endlich die ungestüme, leidenschaftliche Natur, welche immer mit einem einzigen Sprunge an das Ziel kommen wollte. Sein Stolz fühlte sich durch diesen Aufschub verletzt, und er fürchtete, in den Augen seiner Nation eine nicht ganz würdige Rolle zu spielen, wenn er nach seiner Trennung von Josephine, als deren einziger Zweck die Erzielung von Leibeserben angegeben worden, noch länger unvermählt bliebe. Die Verschiedenheit der Konfession, denn die Großfürstin wäre bei der ihrigen geblieben, fing ihm, obgleich er dieses Hinderniß anfangs nicht beachtet hatte, zu mißfallen an. Er wußte, daß die Franzosen, obgleich weniger devot als einige andere katholische Völker, auf die Form in der Religion, wie in allen anderen Dingen, einen großen Werth legen, und daß gerade die Gebräuche der griechischen Kirche ihnen am Fremdartigsten erscheinen würden. Zugleich vernahm er, daß die junge Großfürstin kränklich, und die Aussicht auf Nachkommenschaft mit ihr ungewiß wäre, wenigstens auf sich warten lassen könne. Als eine der von ihm gestellten Fristen abermals ohne Entscheidung abgelaufen war, erklärte er plötzlich am 6. Februar (1810) seine Absicht, den Kaiser von Oesterreich um die Hand seiner Tochter, der Erzherzogin Marie Luise, angehen zu wollen. Von Wien hatte er, nach vorher eingezogenen Erkundigungen, weder Zögerungen, noch Bedenklichkeiten zu besorgen. Der alte Glanz des österreichischen Hauses und die Gleichheit der Religion hatte ihn schon vorher auf diese Seite gezogen. Es war nur seine Politik, die seit Tilsit auf die Freundschaft mit Rußland gegründet gewesen, was ihm die Verbindung mit einer Großfürstin wünschenswerth gemacht hatte. Er ließ die Unterhandlungen mit dem russischen Hofe sogleich abbrechen, und schon am 7. Februar dem österreichischen Botschafter in Paris, Fürsten von Schwarzenberg, seinen neuen Entschluß zu erkennen geben, auf welchen dieser, von den Gesinnungen des Kaisers Franz im Voraus unterrichtet, beifällig einging. Es wurde sogar der Ehevertrag, ehe noch von Wien eine ausdrückliche Zustimmung eingelaufen war, aufgesetzt, und dabei die einst zwischen Ludwig XVI. und Marie Antoinette festgesetzten Bedingungen zu Grunde gelegt. Diese große Veränderung war bei Napoleon das Ergebniß weniger Tage gewesen.

In Wien herrschte in allen Klassen, am Hofe und im Volke, bei der Nachricht von der unerwarteten Bewerbung eine lebhafte Freude. Es ward auf diese Art gesicherter Besitz und Friede für die Zukunft erwartet. Daß es vielleicht etwas übereilt war, sich zu umarmen, nachdem man sich noch nicht ein Jahr vorher hatte umbringen wollen, ward bei der seit Ausbruch der französischen Revolution entstandenen Gewöhnung an außerordentliche, überraschende und widersprechende Ereignisse nicht beachtet. Napoleon war so ungeduldig, daß er schon Ende Februars einen seiner ältesten Kriegsgefährten, sein Organ bei der Armee, Alexander Berthier, Fürsten von Neufchatel und Wagram, als Großbotschafter und Brautwerber nach Wien, wo derselbe mit der höchsten Auszeichnung aufgenommen wurde, sandte. Am 11. März fand die Vermählung statt, bei welcher der Erzherzog Karl die Stelle Napoleon's vertrat. Am 16. März ward Marie Luise von der Königin von Neapel in Braunau empfangen, und am 23. März traf sie in Straßburg ein. Napoleon ging ihr, von Murat begleitet, bis Compiegne entgegen. Am 1. April fand in St. Cloud der Civilakt statt. Am 2. April hielt Napoleon mit Marie Luise seinen Einzug in Paris, wobei seine Verwandten und die Großen seines Hofes eine seit lange nicht mehr gesehene Pracht entfalteten. Napoleon, im Krönungswagen neben seiner jungen Gemahlin sitzend, in Purpur und Weiß gekleidet, von Stolz und Freude strahlend, schien über Frankreich und Europa zu triumphiren. Die kirchliche Ceremonie fand im Louvre statt, dessen schönster und größter Saal, in eine Kapelle verwandelt, sich von den reichen Vergoldungen und zahllosen Kerzen wie ein Meer von Licht ausnahm. Napoleon's Anhänger jubelten und seine Gegner verstummten. Das Volk glaubte, den Glücksstern des Kaisers von Neuem mit erhöhtem Glanz emporsteigen zu sehen. Man erwartete von dieser Vermählung einen Erben für den großen Mann und von ihm mehr Selbstbeherrschung und Friedensliebe als bisher. Er schien, mit einer jungen und schönen Prinzessin aus dem ersten Hause der Christenheit verbunden, über Frankreich, Deutschland und Italien gebietend, auf dem Gipfel menschlichen Glückes und fürstlicher Größe angekommen zu sein. Man hoffte, daß er jetzt endlich ausruhen und die Welt an den friedlichen Früchten seiner Thaten Theil nehmen lassen werde. Er selbst gab sich eine Zeit lang diesem Wunsche hin. Aber seine Natur, die ihm weder einen mäßigen Gebrauch, noch einen ungestörten Genuß des Daseins erlaubte, führte ihn bald wieder auf die Bahn gewaltsamer Entwürfe und stürmischer Unternehmungen zurück.

49. Vereinigung Hollands und eines Theiles von Norddeutschland mit Frankreich. — Verschärfung der Kontinentalsperre. — Geburt des Königs von Rom.

Napoleon fand noch immer am Kriege Gefallen, aber weniger um der damit verbundenen Triumphe willen, von denen er übersättigt sein konnte, als weil derselbe das wirksamste Mittel zur Erreichung seiner politischen Zwecke war. Die Neigung, die Lage der Staaten zu verändern, über das Geschick von Provinzen und Bevölkerungen zu verfügen, war bei ihm allmälig zur Leidenschaft geworden. Er hat später, als er in seiner Verbannung seine Laufbahn überdachte, behauptet, zu allen seinen Kämpfen von anderen Mächten herausgefordert gewesen zu sein. Obgleich dies in keiner Weise von den Feldzügen gegen Spanien (1808) und Rußland (1812) zugegeben werden könnte, so hat er auch seine übrigen Kriege, ohne sie immer zuerst angefangen, durch seine Willkühr und Gewaltsamkeit herbeigeführt.

Weder die peinliche Empfindung, welche ihn bei der Trennung von Josephine erfüllte, noch die Sorge, ehe er über die Wahl einer neuen Lebensgefährtin entschieden war, hatte seine Thätigkeit zu lähmen vermocht. Er fand zu Allem Zeit, und griff die verschiedenartigsten Beschäftigungen mit derselben geistigen Kraft und Frische an. Er schien nie ermüdet oder zerstreut zu sein, sondern behandelte jeden Gegenstand so sorgfältig und gründlich, als wäre dies das Einzige gewesen, was er im Auge gehabt hätte. Während er sich mit der Scheidung von Josephine beschäftigte, schloß er mit Schweden einen Vertrag ab, welcher dasselbe zur Annahme des Kontinentalsystems, zum Aufgeben des Verkehrs mit Großbrittanien und zur Schließung seiner Häfen für alle von dort her kommenden Schiffe verpflichtete (15. November 1809). Er überließ Hannover, das er bisher für eigene Rechnung hatte verwalten lassen, an das Königreich Westphalen, indem er seinem Bruder Hieronymus die Stellung eines größeren Kontingents, die Beibehaltung französischer Zollwächter an der Nordseeküste und eine strenge Beobachtung der Kontinentalsperre zur Pflicht machte (14. Januar 1810). Der König von Bayern erhielt für die oben erwähnte Abtretung des größten Theiles von Tyrol an das Königreich Italien und die illyrischen Provinzen das von Oesterreich abgerissene Innviertel und die Hälfte des Hausruckviertels, Regensburg, das bisher dem Fürsten Primas, und Bayreuth, welches bis zum tilsiter Frieden zu Preußen gehört hatte, trat dagegen Ulm an Würtemberg ab.

Zwischen diesem Staat, Baden und Darmstadt fanden ebenfalls mehre Austausche statt. Eine neue Vermählung Napoleon's bedrohte den Prinzen Eugen mit dem Verlust seiner Anwartschaft auf das Königreich Italien. Um die Zukunft seines Stiefsohnes sicher zu stellen, errichtete der Kaiser aus der Stadt Frankfurt und deren Gebiet, aus den Fürstenthümern Hanau und Fulda, aus Wetzlar und Aschaffenburg das Großherzogthum Frankfurt (1. März 1810), welches der Fürst Primas, so lange er lebte, besitzen, das aber nach seinem Tode dem Prinzen Eugen und dessen Nachkommen zufallen sollte. Nur Erfurt und die Umgegend blieb noch unmittelbar unter französischer Hoheit. Napoleon hatte in kurzer Zeit mehr Veränderungen in Deutschland, als während der 150 Jahre vom westphälischen bis zum luneviller Frieden eingetreten waren, hervorgebracht.

Das Hauptaugenmerk Napoleon's, dem er alle anderen Pläne und Maßregeln unterordnete, blieb die Kontinentalsperre. Er hoffte, Großbrittanien dadurch, daß er dessen Schiffe und Waaren vom ganzen Kontinent ausschloß, zuletzt zur Annahme eines Friedens zu zwingen, der Frankreich Mittel zur Wiederherstellung seiner Seemacht gegeben hätte. Wenn seine sich hierauf beziehenden Anordnungen in ihrer ganzen Ausdehnung vollzogen worden wären, so würde er am Ende seinen Zweck erreicht haben. Aber der regelmäßige Verkehr mit England, welchen er um jeden Preis verhindern wollte, wurde bei Gegenständen, die den Völkern aus langer Gewöhnung unentbehrlich geworden, durch den Schleichhandel ersetzt. Die Engländer hätten dies allein nicht bewerkstelligen können, sie fanden aber an allen Küsten Theilnehmer und Gehülfen vor. Vorzüglich waren es die Nordamerikaner, welche sich, in ihrer Stellung als Neutrale, mit diesem heimlichen Verkehr befaßten. Um die daraus entstehenden Unordnungen und Streitigkeiten zu vermeiden, hatte der nordamerikanische Kongreß ein Gesetz, die sogenannte Embargoakte, gegeben (22. December 1807), durch welche den Bürgern der Vereinigten Staaten aller Verkehr mit Europa untersagt wurde. Die aus europäischen nach nordamerikanischen Häfen gebrachten Ladungen sollten mit Beschlag belegt werden. Aber die Nordamerikaner, welche sich nicht auf ihre Küsten beschränken wollten, kehrten sich an dieses Verbot ihrer Regierung nicht, sondern warfen sich um so mehr auf den Handel mit Europa, je gewinnreicher derselbe durch den Krieg geworden war.

Napoleon und die englische Regierung hatten sich in gewaltsamen Maßregeln zur Erreichung ihrer entgegengesetzten Zwecke überboten. Er hatte durch die Dekrete von Berlin und Mailand nicht nur die brit-

tischen Häfen und Kolonieen in Blokadezustand erklärt, sondern auch jedem neutralen Schiffe, wenn es aus einem unter Englands Botmäßigkeit stehenden Hafen kam, oder auch einen solchen nur berührt hatte, den Eingang in die französischen Häfen verboten, und seine Verbündeten zu derselben Maßregel verpflichtet. England antwortete hierauf mit der in ihren einzelnen Bestimmungen mehrmals geschärften Deklaration, welche die Fahrzeuge der Neutralen zum Einlaufen in einen brittischen Hafen, zur Versteuerung ihrer Ladung, und zur Entrichtung einer Abgabe für die Erlaubniß, sie weiter zu verschiffen, zwang. Im Falle der Umgehung dieser Anordnungen konnten die neutralen Schiffe von den brittischen Kreuzern aufgebracht, und die Ladung mit Beschlag belegt werden. Es hieß dies, über das Meer wie über einen ausschließlichen Besitz Englands verfügen. Napoleon befahl hierauf, alle neutralen Schiffe, welche sich diesen Forderungen unterworfen haben würden, als englische, d. h. feindliche, zu behandeln. Die Neutralen schwebten demnach wie zwischen der Scylla und Charybdis, unterwarfen sich aber, da die Britten zur See die mächtigeren waren, den von diesen aufgestellten Bestimmungen. Gegen diese einander widersprechenden Maßregeln der beiden großen, kriegführenden Nationen, denen zu gleicher Zeit zu genügen unmöglich war, hatte der nordamerikanische Kongreß die Embargoakte erlassen. Derselbe erkannte das englische Seerecht nicht an, hielt sich aber noch nicht für stark genug, um dasselbe offen zu bekämpfen, und wollte deshalb keine Veranlassung zu Kollisionen geben.

Die Nordamerikaner, welche mit Europa handelten, konnten, wenn sie von englischen Kreuzern aufgebracht wurden, auf keine Hülfe von Seiten ihres Landes rechnen, da sie dessen Gesetze umgangen hatten. Sie unterwarfen sich deshalb den Forderungen Englands, nahmen in London oder anderen englischen Häfen Waaren ein, versteuerten das Recht, sie zu verschiffen, und setzten sie dann in allen Gegenden Europa's, indem sie als Neutrale auftraten, ab. Um diese Eigenschaft in französischen oder mit Napoleon verbündeten Häfen behaupten zu können, verfälschten oder verheimlichten sie die Papiere, welche ihre Anwesenheit in einem englischen Hafen oder die Führung englischer Waaren beweisen konnten, und fanden, für Neutrale gehalten, bei der Abneigung der Völker gegen die Kontinentalsperre, Gelegenheit, ihre Ladung zu verkaufen. Was die Nordamerikaner vornehmlich in den nordischen Meeren, thaten griechische Seefahrer, sich als türkische Unterthanen ebenfalls für Neutrale ausgebend, in den Häfen des Mittelmeeres. Sie kauften in Malta englische Kolonial- und Manufakturwaaren und führten sie dann in den

südfranzösischen, italienischen und spanischen Häfen ein. Diese angeblichen Neutralen leisteten den Engländern einen Vorschub, der Napoleon's Kontinentalsystem auf allen Seiten durchlöcherte. Er forderte von den mit ihm verbündeten Regierungen gegen diese Schleichhändler dieselben Maßregeln wie gegen die Engländer selbst. Er ließ zu wiederholten Malen in den Häfen seines eigenen Reiches eine große Menge nordamerikanischer und griechischer mit englischen Waaren beladener Schiffe mit Beschlag belegen. Die Pforte nahm sich ihrer griechischen Unterthanen in solchen Fällen nicht an, aber die nordamerikanische Regierung machte zuweilen den Anspruch, von der Rechtmäßigkeit dieser Konfiskationen, und dem wirklichen Vorhandensein englischer Kontrebande auf nordamerikanischen Schiffen, was nicht immer leicht zu beweisen war, überzeugt werden zu müssen. Napoleon erklärte, seine Anordnungen in Bezug auf den Handel der Nordamerikaner, sobald der Kongreß zu England in ein entschiedeneres Verhältniß getreten sein würde, zurücknehmen zu wollen. Die nordamerikanische Regierung blieb noch längere Zeit über in gespanntem Verhältnisse zu Frankreich, obgleich sie sich im Stillen mehr zu diesem als zu Großbrittanien hinneigte.

Am Thätigsten wurde der heimliche Verkehr mit englischen Waaren an der holländischen Küste getrieben. Die Holländer konnten dem Handel mit anderen Völkern nicht entsagen, ohne sich aller Hülfsquellen zu berauben. Da sie ihre eigenen Kolonieen verloren hatten, so mußten sie deren Produkte und die englischen Manufakturwaaren auf dem Wege des Schleichhandels, nicht blos zu eigenem Verbrauche, sondern auch zum Verkauf an Andere, sich zu verschaffen suchen. Sie waren immer die Zwischenhändler der Nationen gewesen, und mußten es bleiben, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollten. Die Kontinentalsperre war deshalb nirgends unanwendbarer als in Holland. Napoleon bestand aber mit despotischer Strenge auf deren Vollziehung, rechnete es seinem Bruder Ludwig zum Vergehen an, daß er gegen die holländischen Schleichhändler nicht die Todesstrafe aussprechen ließ, und drang unaufhörlich auf eine strengere Beobachtung der Zollgesetze. Der König von Holland suchte auszuweichen, fügte sich endlich, traf einzelne Maßregeln, konnte und wollte aber nicht ganz auf seines Bruders Absichten eingehen. Ludwig mußte französische Zoll- und Küstenwächter in sein Land einnehmen, und den südlichsten Theil desselben, bis zum Thalwege des Rheins, zu leichterer Ueberwachung der Gränze, an Frankreich abtreten (16. März 1810). Es ward dadurch im Wesentlichen nichts verändert. Napoleon, der wußte, daß Rußland im Geheimen, ungeachtet es in Tilsit der Kontinen-

talsperre beigetreten war, mit England in Handelsverkehr stand, und darüber in St. Petersburg häufig Beschwerde führte, konnte nicht übersehen, was in dem benachbarten Holland in dieser Beziehung vorging. Er erfuhr, daß ungeachtet aller Versprechungen Ludwig's und der Wachsamkeit der französischen Zollbeamten ungeheure Vorräthe an englischen Waaren in Holland eingebracht, und von da in andere Gegenden, namentlich nach Frankreich, ausgeführt wurden. Da drohte er zuerst, allen Verkehr mit Holland zu verbieten, zuletzt dasselbe mit Frankreich zu vereinigen. Als auch dann der Schleichhandel noch nicht aufhörte, so befahl er dem Marschall Oudinot, mit einem zu diesem Zweck an der Gränze in Bereitschaft gehaltenen Truppenkorps in Holland einzurücken. Ludwig gedachte Anfangs Widerstand zu leisten, und nahm nur nach den lebhaftesten Gegenvorstellungen seiner Minister die in diesem Sinne an die Garnisonen in seinen Gränzstädten erlassenen Befehle zurück. Er legte am 2. Julius (1810) zu Gunsten seines ältesten Sohnes die Krone nieder, verließ seine Staaten und nahm den Titel Graf von St. Leu an. Er begab sich zunächst nach Töplitz und von da nach Gräz in Steiermark, wo er längere Zeit blieb. Auf die Nachricht von der Entsagung seines Bruders dekretirte Napoleon am 9. Julius die Vereinigung Hollands mit Frankreich, und erklärte Amsterdam zur dritten Stadt seines Reiches. In einem Bericht an den Senat suchte der Minister des Auswärtigen Champagny diese Gewaltthat damit zu beschönigen, daß Holland nur durch Anschwemmungen französischer Flüsse, des Rheins, der Maas, der Schelde, entstanden sei, und deshalb einen Theil Frankreichs ausmache. „Das große Reich," hieß es, „würde ohne Holland nicht vollständig sein." Diese seltsame Erklärung ward ohne Widerspruch aufgenommen. Später hat Napoleon einmal behauptet, daß auch die brittischen Inseln eigentlich zu Frankreich gehörten, indem sie nicht blos von französischen Normännern erobert worden, sondern auch durch ihre geographische Lage sich im Bereiche Frankreichs befänden.

Napoleon rief den bisherigen Kronprinzen von Holland zu sich, verlieh ihm das früher von Murat besessene Herzogthum Berg, und schloß seine Anrede an ihn mit folgenden Worten, die nicht auf diesen, noch in den Kinderjahren stehenden Prinzen, sondern auf Europa berechnet waren: „Vergiß nicht, daß, in welche Lage Dich auch meine Politik und die Interessen meines Reiches versetzen mögen, Deine erste Pflicht gegen mich, die zweite gegen Frankreich ist. Alle anderen Pflichten, selbst die gegen die Völker, welche ich Dir anvertrauen könnte, kommen erst nachher in Betracht." — Es war demnach klar ausgesprochen, daß Napo-

leon der Gipfel und das Ziel aller menschlichen Dinge sei. Von dem unsittlichen Irrthum, welcher dieser Auffassung zu Grunde lag, abgesehen, machte dieser rücksichtslose Hochmuth selbst manche sonst treue Anhänger Napoleon's bedenklich, und flößte ihnen die Besorgniß ein, daß eine so ungeheure Selbstüberhebung Veranlassung zu einem eben so tiefen Sturze werden könne.

Napoleon hatte in früheren Jahren, als er General der Armee des Innern geworden und später als Obergeneral der Armee von Italien, für seine Familie viel, zuweilen mit eigener Aufopferung und aus wirklicher Zuneigung, gethan. Aber je höher er selbst stieg und je mehr er seine Brüder an sich heranzog, um so lockerer wurden die Bande des Gefühls. Schon unter dem Konsulat traten Mißhelligkeiten zwischen ihm und Lucian ein. Nachdem er Kaiser geworden, sah er in seinen Brüdern nicht mehr Gegenstände seiner Zuneigung, sondern nur Stützen seiner Macht. Ueber diesem Verhalten ging die frühere Herzlichkeit zu Grunde. Sie dachten, nachdem er sie zu Königen erhoben hatte, nur an sich selbst, und ihm fielen ihre Mängel, als sie sich in einer hervorragenden Stellung befanden, mehr als früher auf. Aus Besorgniß, daß sie die Abhängigkeit von ihm zu vergessen geneigt wären, ließ er sie bei vorkommenden Gelegenheiten sein Uebergewicht zu schonungslos fühlen. Er wurde, je mehr er Personen und Verhältnisse durchdrang, um so mißtrauischer und härter, und nahm von dieser Gesinnung nur seine Mutter, die er immer mit der schuldigen Rücksicht behandelte, seine Schwester Elisa, die ihm an Charakter und Temperament am Nächsten stand, und Eugen und Hortense aus, die er wie eigene Kinder liebte. Selbst wenn er den Vicekönig von Italien tadeln zu müssen glaubte, so geschah dies immer in milderer Weise, als er sich in ähnlichen Fällen gegen Joseph, Ludwig und Hieronymus auszulassen pflegte. Lucian, der an Geist kräftigste und unabhängigste unter seinen Brüdern, wie Ludwig der einfachste und aufrichtigste, wollte sich ganz außerhalb des Bereiches der Napoleonischen Herrschaft stellen, und sich nach Nordamerika begeben. Das Schiff, auf welchem er sich befand, wurde aber unterweges von einem englischen Kreuzer angehalten, und er erst nach Malta, und dann nach England gebracht, wo er bis zur ersten Entsagung seines Bruders blieb.

Napoleon, der die Gefahr des spanischen Krieges für ihn, die Bedeutung der englischen Dazwischenkunft in diesem Lande, und die Schwierigkeit, die Kontinentalsperre folgerecht durchzuführen, nicht übersah, hatte sich einer Ausgleichung mit Großbrittanien, wenn dasselbe seiner ausschließenden Meereshersschaft entsagen wollte, nie abgeneigt gezeigt. Es

war ohne Zweifel nicht Vorliebe für das Völkerrecht, was ihn die von den Engländern zur See ausgeübte Willkühr verwerflich finden ließ. Eben so wenig lag es in seinem Sinn, die Herrschaft über Europa mit ihnen zu theilen. Er glaubte, daß einige Friedensjahre ihn in Stand setzen würden, Frankreich mit einer furchtbaren Flotte auszustatten, was, so lange der Krieg dauerte, unmöglich war, da die Engländer jeden Versuch der Art in seinem Keime ersticken konnten. Mit einer starken Marine versehen, hätte er dann den Streit mit Großbrittanien, wozu es an Veranlassung nicht gefehlt haben würde, von Neuem begonnen, und seine alten Entwürfe zu einer Landung an der englischen Küste, und zur Absendung eines Heeres nach Ostindien wieder aufgenommen. Aber das brittische Kabinet durchschaute diese Absichten und lehnte deshalb alle Unterhandlungen ab, in welchen Napoleon sich nicht im Voraus zum Aufgeben einiger seiner gefährlichsten Plane, wie die Unterwerfung Spaniens und Portugals, bereit erklärt hätte. Napoleon dachte aber eher an die Ausdehnung als an die Beschränkung seiner Macht, und England gefiel sich in der Herrschaft über die Meere, welche es vornehmlich dem Kriegsstande mit Frankreich verdankte. Indem beide Theile von Mißtrauen gegen einander erfüllt, und zu keinen Opfern geneigt waren, mußte ein gerechter und dauernder Friede unmöglich werden.

Napoleon hatte in der Zeit, als er seinen Bruder Ludwig mit der Wegnahme Hollands bedrohte, dem brittischen Kabinet zu verstehen geben lassen, daß er, wenn dasselbe auf Friedensunterhandlungen eingehen wolle, Hollands Unabhängigkeit nicht antasten werde. Ein großer amsterdamer Handelsherr Labouchère, Associé und Schwiegersohn des einflußreichen londoner Banquier Baring, war mit dieser Eröffnung an die englischen Minister beauftragt, die aber vor Allem die Zurückgabe des spanischen Thrones an Ferdinand VII. verlangten, und, da der Unterhändler hierauf keine bestimmte Aussicht gewähren konnte, den Antrag in keine weitere Erwägung zogen. Einige Zeit nachher glaubte Fouché, ohne Auftrag, selbst ohne Vorwissen Napoleon's, die Unterhandlungen mit dem englischen Kabinet wieder anknüpfen zu können. Er bediente sich dazu eines gewissen Ouvrard, in der damaligen Finanzwelt sehr bekannt, der sich durch seine verwegenen Börsen- und Handelsspekulationen das Mißfallen des Kaisers zugezogen hatte. Es war vor Allem Fouché's unruhiger Hang, überall seine Hand im Spiele zu haben, und seine persönliche Bedeutung zu vermehren, was ihn zu dieser unregelmäßigen und willkührlichen Einmischung in eine ganz außer seinem amtlichen Wirkungskreise liegende Angelegenheit veranlaßte. Er glaubte aber auch,

daß der Friede mit England Napoleon von weiteren Eingriffen in die Unabhängigkeit des Kontinents, die ihm zugleich selbst gefährlich werden konnten, abhalten werde. Fouché beabsichtigte übrigens, den Kaiser von den in London gepflogenen Unterhandlungen, sobald diese eine günstige Wendung genommen haben würden, zu unterrichten, und sich daraus ein Verdienst bei ihm zu machen. Als Napoleon diesen übrigens ganz erfolglos gebliebenen Friedensversuch entdeckte, wurde er darüber so erzürnt, daß er Fouché entließ (3. Junius 1810), und in seine Stelle den bisherigen Chef der Gensd'armerie, General Savary, Herzog von Rovigo, setzte. Es war dies derselbe Savary, der bei der Hinrichtung des Herzoges von Enghien thätig gewesen war. Napoleon wollte anfänglich Fouché's unläugbare Talente für sich verwenden, indem er ihn zum Generalgouverneur Roms und der benachbarten Departements ernannte. Als der ehemalige Polizeiminister sich aber weigerte, die Papiere, welche die von ihm durch Ouvrard in London geführten Unterhandlungen betrafen, auszuliefern, unter dem Vorwand, sie vernichtet zu haben, entzog ihm Napoleon jede öffentliche Wirksamkeit, und wies ihm Aix zum Aufenthaltsort an. Napoleon fing jetzt an, die, welche schon vor seinem eigenen Auftreten eine Rolle gespielt hatten, von sich fern zu halten, und gewöhnte sich, immer weniger auf fremden Rath zu hören. Selbst Cambacérès, auf welchen er sonst viel gehalten, ward von ihm fortan selten, und nur in Sachen von bloßer Form um seine Meinung befragt.

Napoleon machte einige Wochen nach seiner Vermählung mit seiner jungen Gemahlin, dem Könige und der Königin von Westphalen, der Königin von Neapel, dem Großherzoge von Würzburg, einem Oheim der Kaiserin, und von einem zahlreichen Hofstaate begleitet, eine Reise durch die französischen Norddepartements und Belgien. Dabei befand sich auch der Graf von Metternich, der in Stadion's Stelle zur Leitung der österreichischen Politik bestimmt war, aber vorher noch einen Ausflug nach Paris unternommen hatte, um Napoleon's Verhalten nach seiner Vermählung in der Nähe zu beobachten, und daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Er fand das kaiserliche Paar in gutem Einverständniß mit einander, den Kaiser heiterer als gewöhnlich, an Lustbarkeiten und Zerstreuungen gern Theil nehmend, und die Kaiserin an ihre neue Lage gewöhnt, und ohne Furcht vor dem Manne, den man ihr früher als so gefährlich geschildert hatte. Nur konnte Metternich bemerken, daß Napoleon's Thatendrang, der für den Augenblick eingeschlummert schien, durch einzelne Gedankenblitze sein baldiges Wiedererwachen ankündigte, und daß er nach dieser Ruhe wahrscheinlich um so ungestümer hervorbrechen werde.

Nach Napoleon's Rückkehr nach Paris ereignete sich in seiner Nähe und fast in seiner Gegenwart ein Unglück, das an den tragischen Vorfall bei der Vermählung Ludwig XVI. mit Marie Antoinette erinnerte, und von Vielen als ein übles Vorzeichen für die Zukunft des jetzigen Herrscherpaares angesehen wurde. Auf einem von dem österreichischen Botschafter Fürsten Schwarzenberg gegebenen Ballfeste (1. Julius) gerieth der aus Holz gebaute Saal in Brand, und die Fürstin Pauline, Gemahlin des Botschafters, welche ihre von den Flammen bedrohte Tochter rettete, kam in ihnen um. Napoleon hatte sich mit der Kaiserin noch zur rechten Zeit entfernt.

Einige Monate später machte Napoleon ebenfalls mit Marie Luise eine Reise durch Holland, wo Alles auf französischen Fuß eingerichtet wurde. In Breda ließ er bei einer Vorstellung der Behörden den katholischen Klerus hart an, weil derselbe nicht in seiner Amtstracht, sondern in bürgerlicher Kleidung vor ihm erschienen war. Er brachte dies mit der Bannbulle des Pabstes in Verbindung, und erging sich in den heftigsten Ausdrücken über die Gesinnungen der ihm feindlichen Partei des Klerus. Obgleich er in Holland, wie vorher in Belgien, manche nützliche Einrichtungen traf, sich um Straßen, Kanäle, Handel, Fabriken bekümmerte, so drückte doch die Kontinentalsperre und die Konskription Alles nieder, und ließ weder Vertrauen noch Hoffnung zu. Holland ward in 7 Departements eingetheilt, und der Reichserzschatzmeister Lebrun, Herzog von Piacenza, zum Generalgouverneur ernannt. Die willkührliche Herabsetzung der Staatsschuld auf ein Dritttheil hatte besonders dazu beigetragen, eine zahlreiche Klasse der Bevölkerung der französischen Herrschaft abgeneigt zu machen.

Nach dem vergeblichen Versuche, mit dem brittischen Kabinet Friedensunterhandlungen einzuleiten, gab sich Napoleon mit verdoppelter Leidenschaft der Verschärfung und Erweiterung aller die Kontinentalsperre betreffenden Maßregeln hin. Er hatte bemerkt, daß, ungeachtet der strengen Ueberwachung an allen Gränzen und Küsten, der Schleichhandel, bei dem großen, durch ihn abgeworfenen Gewinn, nicht verhindert werden konnte. Er beschloß deshalb, den Eingang von Kolonialwaaren, von wo sie auch herkommen mochten, gegen eine Abgabe von 50 Proc. zu verstatten. Er hoffte dadurch große Summen*) in seinen Staatsschatz fließen zu sehen. Um zu wissen, ob die in den Kaufhäusern vor-

*) Allein im Jahre 1810 150 Mill. Fr., ohne den Werth der konfiscirten Waaren in Anschlag zu bringen.

handenen Kolonialwaaren die vorgeschriebene Steuer entrichtet hatten, zog sich ein Netz von Spähern und Angebern über alle unter Napoleon's Herrschaft stehenden oder seinem Einfluß unterworfenen Länder hin. Es wurden in Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Italien, Nordspanien unermeßliche Lager von heimlich aus England eingeführten und unversteuert gebliebenen Kolonialwaaren gefunden und mit Beschlag belegt. Napoleon ging so weit, zu verordnen, daß jede vier Tagesmärsche von der französischen Gränze entfernte Anhäufung solcher Waaren von französischen Zollbeamten fortgenommen werden konnte, indem er voraussetzte, daß dieselben in solchem Falle zu heimlicher Einbringung nach Frankreich bestimmt gewesen wären. Um sich aber nicht mit sich selbst in offenbaren Widerspruch zu setzen, behielt er, der Form nach, alle Bestimmungen der Dekrete von Berlin und Mailand bei. Eine Eingangssteuer von 50 Proc. schien ihm hinreichend, um dem Handel der Engländer mit Kolonialwaaren einen schweren Verlust beizubringen. In Bezug auf die Fabrikate aus brittischen Manufakturen blieb es aber bei dem ausnahmslosen Verbot. Napoleon erließ in Fontainebleau (5. August 1810) ein Dekret, welches alle Erzeugnisse englischen Kunstfleißes, ob versteuert oder nicht, und woher sie auch gekommen sein mochten, öffentlich zu verbrennen befahl. Bei den Kolonialwaaren war nicht immer leicht zu entscheiden, ob dieselben aus englischen oder anderen Häfen eingegangen wären. Die englischen Fabrikate konnten aber mit anderen nicht verwechselt werden. Es ward eine Jagd ohne Gleichen auf sie angestellt. Das Gesetz hatte rückwirkende Kraft. Auch diejenigen englischen Waaren, welche vor dem Dekret vom 5. August eingebracht waren, wurden fortgenommen. Man erlebte an vielen Orten ein sonst nie gesehenes Schauspiel. Eine Menge nutzbarer, bezahlter und versteuerter Waaren wurde den rechtmäßigen Eigenthümern fortgenommen und den Flammen übergeben.

Napoleon dachte die Einnahmen des Staatsschatzes noch auf eine andere Art zu vermehren. Es waren von ihm schon seit einiger Zeit, in Nachahmung Englands, das 1808 und 1809 nach einer großen Mißerndte die Einbringung französischen Getraides, wenn dafür englische Artikel ausgeführt wurden, erlaubt hatte, ähnliche Bewilligungen, „Licenzen" genannt, verstattet worden. Jetzt wurde diese Maßregel geregelt und allgemeiner gemacht. In Gemäßheit eines von Antwerpen aus erlassenen Dekrets (25. Julius 1810) mußte jedes aus einem französischen Hafen auslaufende Schiff, wenn es nicht von französischen Kreuzern und Korsairen aufgebracht werden sollte, mit einer von dem Kaiser eigenhändig

unterzeichneten Licenz, die nur gegen Erlegung einer hohen Abgabe zu erlangen war, versehen sein. Es konnte in diesem Falle Getraide, Wein, Branntwein, Früchte, Salz zur See ausführen, mußte aber Bauholz, Eisen, Hanf, Tackelwerk, Chinawurzel und andere Medikamente zurückbringen. Es wurde den Besitzern von Licenzen sogar erlaubt, Kolonialwaaren aus englischen Häfen einzubringen, wenn dagegen französische Fabrikate, namentlich zu einem Dritttheil der Ladung Seidenwaaren, in England abgesetzt wurden. Die englische Regierung bot durch ähnliche Zugeständnisse die Hand zu diesem Tauschhandel, der häufig in offener See von den dorthin bestellten Schiffen bewerkstelligt wurde. Die Licenzen gaben zu Meineid, Fälschung von Papieren, Bestechungen bis in die Nähe des kaiserlichen Hofes Veranlassung, und waren eine Napoleon's unwürdige Anordnung.

Napoleon's Ländergier war so groß, daß er die kleine Republik Wallis, die er früher von der Schweiz abgetrennt hatte, durch ein Dekret vom 10. November 1811 mit Frankreich vereinigte. Zum Vorwand diente, daß Wallis seine Verpflichtungen in Betreff der Simplonstraße, die Frankreich über 18 Mill. Fr. gekostet hatte, nicht erfüllte, und von inneren Parteikämpfen zerrissen werde. Der wahre Grund war aber, daß Napoleon den nördlichen Abhang des Simplon in seiner unmittelbaren Gewalt haben wollte. Das Recht trat jetzt bei ihm in jedem Falle vor einer wirklichen oder eingebildeten Nützlichkeit zurück. Anstatt in Wallis, wie er in mehren anderen Ländern that, eine französische Besatzung zu halten, welche jede ihm feindliche Bewegung unmöglich gemacht haben würde, zog er es vor, die durch Verträge anerkannte Unabhängigkeit dieses kleinen Staates ganz aufzuheben.

Diese Usurpation ging, weil ihr Gegenstand äußerlich klein war, ohne Aufsehen zu erregen, spurlos vorüber. Eine ganz andere Bewandtniß hatte es aber mit dem Abreißen eines bedeutenden Theiles von Norddeutschland und seiner Einverleibung in das französische Kaiserreich. Es war dies, nächst dem Sturze des spanischen Königshauses, und der Einziehung des Kirchenstaates, der verwegenste unter Napoleon's Gewaltschritten. Am 15. December (1810) erschien ein Dekret, welches die drei Hansestädte, das Fürstenthum Lauenburg, die Staaten des Herzogs von Oldenburg, des Herzogs von Ahremberg, der Fürsten von Salm und von Kirburg, einen Theil (500,000 Einwohner) des Königreichs Westphalen und des Herzogthums Berg (200,000 Einwohner) mit Frankreich vereinigte, und sie alsbald auf französischen Fuß einzurichten befahl. Es wurden daraus 3 Departements gebildet. Der Kaiser von

Rußland ward von dem gegen seinen Verwandten*) und persönlichen Freund, den Herzog von Oldenburg, beobachteten Verfahren tief verletzt. Napoleon ließ dem Herzoge die Stadt Erfurt und ihr Gebiet als Entschädigung anbieten, was dieser aber ablehnte. Die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz wurden, wenn sie ihrer Staaten nicht verlustig gehen wollten, zur strengsten Beobachtung der Kontinentalsperre aufgefordert. Der Marschall Davoust Fürst von Eckmühl erhielt den Oberbefehl in den drei neuen Departements. Es ward ihm zugleich das Zollwesen und die Küstenbewachung untergeben. Napoleon erklärte im gesetzgebenden Körper, dieser Erweiterung des französischen Reiches erwähnend, er habe dadurch nicht sein Gebiet, sondern seine Mittel zur Bekämpfung Englands vermehren wollen, eine Nothwendigkeit, der jede andere Rücksicht untergeordnet werden müsse.

Mit diesem Länderraube begann in der öffentlichen Meinung in Deutschland eine große Veränderung vorzugehen. Ungeachtet Dessen, was Napoleon in Spanien und Italien gethan hatte, war in Deutschland, namentlich in den erleuchteten Klassen der Nation, noch nicht alles Vertrauen auf ihn verschwunden. Man glaubte, daß er mit dem Umsturz veralteter Fürstenhäuser und verrosteter Einrichtungen nur das Heil der Menschheit bezwecke, und daß er, nach Besiegung aller seiner Feinde, der Freiheit einen Tempel aufrichten, und ihren unterbrochenen Kultus wieder herstellen werde. In den Verlust des linken Rheinufers hatten sich viele sonst vaterländisch gesinnte Männer, wie in den des Elsaß, als in etwas Unvermeidliches, gefunden. Aber mitten im Frieden, ohne irgend eine Veranlassung, blos aus despotischer Laune, und um den Krieg gegen England bequemer führen zu können, die drei ehrwürdigen Hanseestädte, und einen Theil der Ursitze des alten Sachsenstammes mit Frankreich zu vereinigen, sie von Paris aus zu regieren, und ihnen französische Sprache und Namen aufzuzwingen, machte endlich jeder Täuschung ein Ende. Man fühlte die Geringschätzung des Eroberers gegen die Nationen überhaupt, und besonders gegen die germanischen Ursprungs, und Zorn und Reue über den begangenen Irrthum nahmen von jetzt an die Stelle der früheren Bewunderung ein.

Auch manchen unter den Fürsten, die unter Napoleon gewonnen hatten, und durch ihn vergrößert worden, gingen die Augen auf, und sie ahnten die Gefahren, die ihrer warteten, wenn dem großen Zwing-

*) Der Herzog von Oldenburg hatte eine Muhme Alexander I., der zweite Sohn dieses Herzogs eine Schwester desselben geheirathet.

herrn Zeit gelassen wurde, sein System, Alles an sich zu ziehen und mit sich zu vereinigen, zu vollständiger Ausführung zu bringen. Die Herzoge von Parma und Modena, der Großherzog von Toskana, der König von Hetrurien, die Kurfürsten von Hannover und Hessen, der Herzog von Braunschweig, die Könige von Spanien und Portugal, der Pabst waren nach und nach von ihm gestürzt, verjagt oder gefangen gehalten worden. Seit den Zeiten der Völkerwanderung hatte man keine solche Aufhebung, Erneuerung und Wiederaufhebung von Staaten und Völkern mehr gesehen. Wer konnte sich noch sicher fühlen? Jetzt war sein eigener Bruder, der von ihm eingesetzte König von Holland, nicht geschont, und durch das Dekret vom 15. December drei freie Städte und mehre Fürsten mit einem Federstriche ihrer Unabhängigkeit beraubt worden. Noch gebot den Rheinbundsfürsten eine eiserne Nothwendigkeit, dem Rufe des Weltgebieters zu folgen, aber sie fingen sich im Stillen nach Erlösung von den Fesseln zu sehnen an, in deren Tragung sich manche unter ihnen, aus Selbstsucht und Schwäche, eine Zeit lang zu sehr gefallen hatten.

Während Napoleon bei den gegen England ergriffenen Maßregeln übersah, daß er diese Macht dadurch nicht erschütterte, und alle Völker des Kontinents gegen sich aufbrachte, ward von ihm in Betreff der Vereinigten Staaten eine gemäßigtere und weisere Politik, welche an ihr Ziel führte, befolgt. Er hatte der nordamerikanischen Regierung erklärt, daß er die Besitzergreifung der beiden Floridas durch dieselbe, wonach ihr Ehrgeiz strebte, anerkennen werde, da Spanien diese Provinzen nicht zu behaupten vermöge, und eben so wenig der Emancipirung der spanischen Kolonien in Südamerika entgegen sei. Zugleich zeigte er sich bereit, die Dekrete von Berlin und Mailand in Betreff der Vereinigten Staaten zurückzunehmen, und ihren Schiffen die französischen Häfen zu öffnen, sobald sie die Engländer zur Aufhebung der gegen den Handel der Neutralen gerichteten Bestimmungen veranlaßt hätten, oder zum Widerstande gegen dieselben entschlossen wären. Großbrittanien erließ, von diesen Anerbietungen unterrichtet, den nordamerikanischen Seefahrern die Verpflichtung, in einen englischen Hafen einzulaufen, ihre Ladung daselbst untersuchen lassen zu müssen, und eine Steuer zu deren Weiterführung zu entrichten. Aber an dem Verbot für die Neutralen, die unter Napoleon's Herrschaft stehenden Gestade zu berühren, ward nichts geändert. Diese Blokade erstreckte sich von Embden bis Corunna, von Marseille bis Reggio, und schloß alle Häfen des Adriatischen Meeres ein. Die Engländer waren, ungeachtet ihrer großen Seemacht, außer

Stande, den Zugang zu allen diesen Punkten thatsächlich zu verhindern. Sie begnügten sich damit, dieselben für blokirt zu erklären, und ihre an den Küsten hin und her segelnden Geschwader zu ermächtigen, diejenigen Schiffe der Neutralen, welche in die für blokirt erklärten Häfen einzulaufen versuchen würden, aufzubringen. Die Nordamerikaner wollten aber nur die Blokade anerkennen, welche durch eine hinreichende ständige Schiffsstation aufrecht erhalten werden könne. Nach vergeblichen Unterhandlungen mit dem brittischen Kabinet erklärte endlich der nordamerikanische Präsident Maddison, daß, wenn nicht alle gegen den Handel der Neutralen von England erlassenen Verordnungen, namentlich die fiktiven Hafenblokaden, bis zum 2. Februar 1811 zurückgenommen wären, die Häfen der Union den Engländern verschlossen bleiben, und den Franzosen geöffnet werden würden. Der Verkehr zwischen Frankreich und den Nordamerikanern ward in Folge dessen wiederhergestellt, zwischen Großbrittanien und den Vereinigten Staaten aber der Samen zu einem Kriege ausgestreut. Denn es war vorauszusehen, daß die Engländer die Schiffe der Union nicht ungehindert in die französischen Häfen einlaufen lassen, die Nordamerikaner aber sich diesem Zwange mit den Waffen in der Hand widersetzen würden. Napoleon gelang es, die beiden großen seefahrenden Nationen mit einander zu verfeinden, und den Engländern außerhalb Europa's zu thun zu geben. Wenn er immer, wie in diesem Falle, nur auf dem Wege freier Vereinigung Bundesgenossen gegen Großbrittanien zu werben gesucht hätte, so würde er seinen Zweck wahrscheinlich erreicht, wenigstens keinen solchen Sturm auf dem Kontinent, wie später, gegen sich erregt haben. Vergebens suchte England einzulenken, indem es alle gegen den Handel der Neutralen gerichteten Verbote, in Anwendung auf die Vereinigten Staaten, aufhob. Die Nordamerikaner ließen sich, von Eifersucht auf Großbrittanien, und der Erinnerung an früher erlittene Unbilden gereizt, nicht besänftigen, erklärten am 18. Junius 1812 Krieg, und fielen in Kanada ein. Daß Napoleon hieraus keinen Vortheil für sich zog, spricht nicht gegen die Feinheit und Ausdauer, mit welcher er diesen Bruch herbeizuführen wußte. Die verwegenste und unglücklichste seiner Unternehmungen, der eben damals beginnende Feldzug gegen Rußland, war allein daran Schuld, daß diese Diversion der Nordamerikaner ihm nicht zu Statten kommen konnte.

Während der Krieg in Spanien unermeßliche, mit den davon getragenen Erfolgen in keinem Vergleich stehende, Opfer verlangte, und sich ein großer Kampf im Norden vorbereitete, ward Napoleon's sehnlich-

ster Wunsch erfüllt, und ihm ein Sohn geboren (20. März 1811). Er hatte, dem Glück jetzt, wo es im Begriff stand ihn zu verlassen, mehr als je vertrauend, mit Bestimmtheit auf diese Gunst gerechnet. Doch ward er, als diese Hoffnung in Erfüllung ging, von Stolz, Freude, und selbst von Rührung ergriffen. Das französische Volk hatte anfänglich Josephinen's Zurücksetzung beklagt, aber als die neue Verbindung einmal eingegangen war, dem Reiche einen Erben gewünscht. Da sich schon am Abend des 19. März die Nachricht von der am folgenden Tage zu erwartenden Niederkunft der Kaiserin verbreitet hatte, so war halb Paris am 20. auf den Plätzen und in den Straßen versammelt. Man wußte, daß 21 Kanonensolven die Geburt einer Prinzessin, 101 die eines Prinzen verkündigen würden. Als der 21. Schuß vernommen wurde, entstand eine tiefe Stille und Spannung, und bald darauf ein unermeßlicher Jubel, dessen Wiederhall bis in die Tuileries drang, und den Kaiser so bewegte, daß Thränen in seine Augen traten. Der Neugeborne erhielt den Titel: König von Rom — und das Prädikat Majestät. Es war dies eine Nachahmung der im deutschen Reiche üblich gewesenen Sitte, den bei Lebzeiten des Kaisers gewählten Nachfolger „den Römischen König" zu nennen. Am 9. Januar fand die Taufe des jungen Prinzen in der Kirche Notredame, in Gegenwart des Königs von Spanien, des Königs von Westphalen, und mehrer anderen Mitglieder der Napoleonischen Familie statt. Der zum Pathen ernannte Kaiser von Oesterreich ließ sich durch seinen Bruder, den Großherzog von Würzburg, vertreten. Zwanzig Kardinäle, hundert Erzbischöfe und Bischöfe, der Senat, der gesetzgebende Körper, alle großen Civil- und Militairwürdenträger, und ein Kreis von glänzend geschmückten Frauen des Hofes und der höheren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung wohnten der Ceremonie bei. Nach der Taufhandlung hob der Kaiser seinen Sohn über seinem Haupt in die Höhe, um ihn den Anwesenden zu zeigen. Am Abend fand im Hotel de Ville ein großes Bankett statt, bei welchem Napoleon im kaiserlichen Ornat, die Krone auf dem Haupt, erschien. Das Publikum, welches zugelassen war, betrachtete ihn mit Bewunderung, und konnte seines Anblicks nicht satt werden. Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten. Napoleon theilte viele Gunstbezeigungen und reiche Geschenke aus. Es war dies sein letzter großer Freudentag.

50. Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel von der Einnahme Saragossa's durch die Franzosen bis zu Wellington's Sieg bei Salamanca.

(Von Februar 1809 bis Julius 1812.)

Napoleon war allen seinen Zeitgenossen, besonders aber denen, welche in seinem Dienst standen, an praktischem Genie, an der Gabe, Personen und Verhältnisse mit einem einzigen Blick zu durchdringen, und die zum Zweck führenden Mittel zu wählen, überlegen. Zwischen ihm und selbst den ersten und bedeutendsten unter seinen Ministern und Generalen war noch ein großer Abstand vorhanden. In dem friedlichen Theile des Staatslebens trat dies weniger hervor, da die Verwaltung unter ihm so ziemlich die Regelmäßigkeit und Genauigkeit einer gut eingerichteten Maschine erreicht hatte, die, einmal in Bewegung gesetzt, von selbst fortarbeitet. Aber im Kriege, wo die Umstände beständig wechseln, kein Tag dem anderen gleicht, und oft keine Zeit zu langen Erwägungen und Betrachtungen übrig bleibt, sondern die Fähigkeit, angemessene Entschließungen plötzlich zu fassen, unentbehrlich ist, that sich Napoleon's Ueberlegenheit so augenscheinlich kund, daß Niemand mit ihm verglichen werden konnte. Er stand, wenn auch Andere Einzelnes dann und wann richtiger auffaßten und behandelten, im Ganzen und Großen auf einer unvergleichlichen Höhe da. Aber es war nicht blos sein Talent, sondern vor Allem der begeisternde Eindruck seiner Person, wodurch er auf die Massen wirkte, und seinen Anordnungen einen unwiderstehlichen Nachdruck verlieh. Auf dem Gebiet, wo er am größten war, im Kriege, wagte deshalb keiner seiner Generale, sich seiner Leitung entziehen zu wollen. Um aber seinen Einfluß vollkommen geltend zu machen, war seine Gegenwart an Ort und Stelle nothwendig. Da wo er nicht selbst erschien, fehlte es an der bei jedem wichtigen Unternehmen unentbehrlichen Einheit, und war keine Uebereinstimmung der einzelnen Theile unter einander vorhanden. Dies hat sich nie mehr als in dem spanischen Kriege gezeigt. Ehe er daselbst den Oberbefehl übernahm, war Alles rückwärts gegangen. Zwei Monate persönlicher Anwesenheit reichten für ihn hin, um den Dingen eine andere Gestalt zu geben. Das Gefühl seiner Ueberlegenheit, und die großen Erfolge, welche er davon getragen, verleiteten ihn aber zu dem verderblichen Irrthum, daß Alles nach seinem Willen gehen, daß seine bloßen Pläne und Anordnungen schon zu der Erreichung des vorgesteckten Zieles hinreichen müßten.

Napoleon glaubte aus der Ferne eben so gut wie in der Nähe leiten und herrschen zu können, und übersah in diesem Falle zu sehr die entgegenstehenden Hindernisse, zu deren Beseitigung er, wenn er gegenwärtig war, fast immer die geeigneten Mittel zu finden wußte.

Napoleon hatte, ls er nach Paris zurückkehrte (Januar 1809), in Spanien eine Streitmacht (175,000 Mann Infanterie, 33,000 Mann Kavallerie, und einen angemessenen Artilleriepark) zurückgelassen, die, von ihm selbst geführt, hinreichend gewesen wäre, jeden Widerstand zu überwältigen. Dieselbe war aber in eine Anzahl unabhängiger Korps getheilt, und Generalen untergeben, deren Maßregeln, ein s gemeinsamen Mittelpunkts entbehrend, in keinem Zusammenhange unter einander standen, sich sogar nicht selten durchkreuzten, und die er, bei der großen Entfernung, nicht vollständig beaufsichtigen konnte. Der von ihm, als er Valladolid verließ, für seine Unterfeldherren entworfene Plan (17. Januar 1809) war, wie Alles, was er in dieser Art that, ein Meisterstück, hätte aber zur Ausführung seiner Gegenwart bedurft. Er konnte von der Donau und dem Inn aus nicht übersehen, was am Ebro und am Tajo im Einzelnen zu thun war.

Der Marschall Soult war angewiesen, Portugal, der Marschall Victor, Andalusien zu erobern. Ney sollte in Galicien bleiben, und Soult's Verbindung mit Spanien erhalten. Dem Könige Joseph waren mehre Divisionen zur Behauptung Madrid's überlassen, um damit zugleich, im Nothfall, den Marschall Victor bei seinen Operationen im Süden zu unterstützen. Die Truppen, welche Saragossa eingenommen hatten, und jetzt unter Suchet standen, sollten Aragonien beruhigen, und dann gegen Valencia ziehen. Gouvion St. Cyr war mit der Bezwingung Katalonien's beauftragt. Im Norden Spaniens gab es unter Kellermann und Bonnet eine Menge einzelner Garnisonen und Kavallerieposten, zu mobilen Kolonnen gegen die umherstreifenden Guerillas bestimmt. Die Truppen, welche Napoleon in Spanien zurückließ, gehörten, mit Ausnahme der Garde, die ihm nach Deutschland gefolgt war, zu den besten, welche er besaß, und von de en ein großer Theil früher in Italien, Aegypten, Deutschland und Polen gekämpft hatte. Die Armee, welche von ihm 1809 gegen Oesterreich geführt wurde, enthielt weniger altgediente Soldaten, aber der Umstand, daß er selbst an ihrer Spitze stand, reichte hin, um ihr eine entschiedene Ueberlegenheit zu verleihen.

Nächst Napoleon's Abwesenheit vom Kriegsschauplatz, lag ein Haupthinderniß für das Gelingen seiner Absichten in Betreff Spaniens in dem Mangel an militairischem Talent dessen, der dem Namen

nach König von Spanien war. Joseph war nie Soldat gewesen, und ersetzte Das, was ihm an Erfahrung abging, nicht durch ein inneres Verständniß der zum Kriege nöthigen Dinge. Er war nicht ohne Anlage für Diplomatie und Administration, aber unfähig, nicht nur selbst militairische Pläne zu entwerfen, sondern auch nur zwischen den verschiedenen ihm vorgelegten eine angemessene Wahl zu treffen. Der Chef seines Generalstabes und seine rechte Hand, der Marschall Jourdan, hatte an der Spitze von Armeen gestanden, und die Schlacht von Fleurus gewonnen, war aber seitdem nie mehr glücklich gewesen, und dem Kaiser außerdem durch seine freisinnigen Grundsätze verdächtig geworden. Napoleon, der sich auf Joseph wegen seines Mangels an Befähigung, und auf Jourdan wegen seiner Gesinnung nicht verließ, hatte seine in Spanien zurückgebliebenen Unterfeldherren angewiesen, seinen Bruder zwar als den obersten Gebieter, da sie sich in seinem Lande befanden, anzuerkennen, aber bei allen wichtigen Veranlassungen sich nach Paris an den Kriegsminister, General Clarke, Herzog von Feltre, zu wenden, der wiederum die Entscheidung aus dem jedesmaligen Hauptquartier des Kaisers einzuholen hatte. Auf diese Art kamen Napoleon's Befehle oft zu spät in Spanien an, nachdem die Umstände, für welche sie erlassen waren, sich bereits verändert hatten, und seine Marschälle und Generale achteten nicht auf Joseph's Anordnungen, der dadurch in den Augen seiner neuen ihm ohnedies meist feindlich gesinnten Unterthanen immer tiefer sank. Napoleon zog sogar die Entscheidung von Civilangelegenheiten in Spanien, wenn sie zu dem Kriegswesen in irgend einer Beziehung standen, vor seinen Richterstuhl.

Hierzu kam noch die Stimmung des spanischen Volkes, welches sich durch die große Macht Napoleon's nicht schrecken ließ, sondern nur um so mehr zum äußersten Widerstande entflammt wurde. Die Spanier hatten von Medina del Rio seco (14. Julius 1808) bis Ucles (13. Januar 1809) eine lange Reihe von Schlachten und Gefechten verloren, und ihre Linientruppen waren, ausgenommen bei Baylen, von den Franzosen fast immer geschlagen worden. Aber ihre Wehrkraft war nicht in ihrer regelmäßigen Armee enthalten, sondern lag in der Masse der Bevölkerung, und wuchs gewissermaßen überall aus dem Boden empor. Nach jeder Niederlage sammelten sich die Soldaten und Milizen bald wieder, warteten eine bessere Gelegenheit ab, und ließen sich durch keinen verunglückten Versuch lange entmuthigen. Die spanische Jugend ward von den Wechselfällen und Gefahren des Kriegslebens nicht nur nicht abgestoßen, sondern angezogen, und ihr Hang zu Aufregung und Aben-

theuer fühlte sich dadurch befriedigt. Das Nationalgefühl stieg mit den Ansprüchen, welche an dasselbe gemacht wurden. Je mehr Blut floß, je größer die Zahl des Feindes wurde, um so heißer entzündete sich der Trieb, ihn bis auf den Tod zu bekämpfen.

Die Engländer hatten eben so wenig durch die Schlacht von Corunna und die Nothwendigkeit, Spanien für den Augenblick aufzugeben, den Muth verloren. Ein Theil der brittischen Streitkräfte war in der Umgegend von Lissabon unter dem General Craddock stehen geblieben, und allmälig durch Zusendungen von England und Gibraltar aus vermehrt worden. Man beschloß, aus diesem Korps eine Armee zu machen, die Portugal gegen die Franzosen zu vertheidigen im Stande wäre. Das Kriegsgericht hatte den General Sir Arthur Wellesley von der Anklage wegen der Konvention von Cintra frei gesprochen, und seine bei Vimieira geleisteten Dienste waren seitdem allgemein anerkannt worden. Man vertraute ihm den Oberbefehl über eine neue Expedition an, mit welcher er im April (1809) bei Lissabon landete, und sich mit den dort schon vorhandenen englischen Truppen vereinigte. Die Vertheidigung Portugals hatte für das englische Volk mehr Wichtigkeit, als Alles was in Spanien vorgehen konnte, denn mit ersterem Lande war der brittische Handelsvortheil viel enger als mit letzterem verbunden. Aber auch für die Franzosen war der Besitz Portugals von hoher Bedeutung, indem sie, so lange dasselbe von England abhängig blieb, Spaniens, selbst im Falle sie es besiegt hätten, nie sicher sein konnten. Portugal ward demnach der erste Gegenstand des Angriffs und der Vertheidigung von Seiten der beiden großen sich bekämpfenden Nationen.

Der Marschall Soult hatte, von Galicien kommend, am 4. März (1809) mit 26,000 Mann die portugiesische Gränze überschritten, und bei seinem Eintritt in Portugal die ganze männliche Bevölkerung unter den Waffen gefunden. Die Zugänge zu den Städten und Dörfern, durch welche die schmalen und schlecht unterhaltenen Landstraßen führten, waren überall verrammelt. Hinter allen Mauern, aus allen Hecken wurde auf die vorbeiziehenden Franzosen geschossen, die überall nur mit größter Mühe durchdrangen. Die Portugiesen waren eben so entflammt, und gegen die Wehrlosen, Gefangenen und Kranken eben so grausam wie die Spanier. Auch ahmten sie deren Beispiel gegen ihre eigenen Generale, wenn ihnen dieselben verdächtig erschienen, nach. In Braga wurde der General Bernardin Frere, weil er sich, den ihm zugekommenen Instruktionen gemäß, zurückziehen wollte, von seinen Soldaten ermordet. Dasselbe begegnete bald nachher dem General Ballongo, der

den Uebergang der Franzosen über den Fluß Ave nicht hatte verhindern können. Am 29. März wurde Oporto, die größte Handelsstadt des Landes, von den Franzosen mit Sturm genommen, wobei gegen 9—10,000 Portugiesen umkamen. Soult erklärte sich zum Generalgouverneur von Portugal, und stellte durch kluge und kräftige Maßregeln in Oporto und der Umgegend die Ordnung bald wieder her. Er stand aber ganz allein da, erhielt keine Nachrichten aus dem französischen Hauptquartier in Madrid, und konnte keine dahin gelangen lassen, indem die abgesandten Kuriere unterweges aufgefangen wurden. Zu derselben Zeit war der General La Romana, durch Soult's und Ney's Abwesenheit ermuthigt, welcher letztere nach der Küste gezogen war, um die Verbindung der Engländer mit Vigo und Ferrol zu verhindern, nach Leon und dem gebirgigen Theile Galicien's vorgedrungen und schnitt die beiden französischen Marschälle von aller Verbindung mit dem inneren Spanien ab. Soult standen, als er sich in Oporto festsetzte, nur noch 20,000 Mann zu Gebot.

In Madrid hatten der König Joseph und sein Kriegsrath, ohne Kenntniß von den Schwierigkeiten, auf welche der Marschall Soult bei seinem Einrücken in Portugal gestoßen war, denselben schon in Lissabon geglaubt, während er sich noch vor Oporto befand. Um Soult die Unterwerfung Portugals zu erleichtern, hatte der Marschall Victor in Folge des von Napoleon zurückgelassenen Planes Befehl erhalten, aus Estremadura nach Andalusien vorzurücken. Um diese Bewegung auszuführen, griff Victor den spanischen General Gregorio de la Cuesta bei Medellin (28. März) an und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß derselbe am Abend des Schlachttages kein einziges Bataillon beisammen hatte. Um dieselbe Zeit, wo Victor diesen Sieg in Estremadura erfocht, schlug Sebastiani die Spanier bei Ciudad Real in der Mancha und verursachte ihnen einen Verlust von mehren Tausend Todten und Verwundeten. Victor und Sebastiani rückten beide nach der Guadiana vor, sollten aber nach Napoleon's Anordnung diese Linie, bis Soult's Besetzung Lissabons bekannt sein würde, nicht überschreiten.

In jedem anderen Lande würden Niederlagen wie die bei Medellin und Ciudad Real, so vielen früher erfahrenen hinzugefügt, auf die Bevölkerung ihre Wirkung nicht verfehlt und sie entmuthigt haben. In Spanien war dies nicht der Fall. Die Junta von Sevilla erkannte allen denen, welche sich bei den, wenn auch unglücklichen, Kämpfen persönlich ausgezeichnet hatten, Belohnungen zu, belobigte die geschlagenen Generale darüber, an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt zu haben, und ließ Manifeste an das Ausland und Proklamationen an die Nation

gegen das von Napoleon auf die spanische Krone begangene Attentat ergehen. Das Landvolk blieb überall, wo die Franzosen nicht die Oberhand hatten, unter den Waffen, griff die vereinzelt stehenden französischen Garnisonen, die Kuriere, die Zufuhren an, und hob alle Verbindung zwischen Madrid und den Provinzen auf. Selbst im nächsten Bereiche der französischen Macht, in Toledo, konnte dem Ausbruche eines Aufstandes nur mit Mühe vorgebeugt werden.

Der Marschall Ney, welcher in Galicien stand, hatte gehofft, mit Truppen, die 1805 und 1806 den Kampf gegen Oesterreicher, Russen und Preußen siegreich bestanden hatten, das schlecht ausgerüstete Korps des Generals La Romana, welches sich zwischen ihn und Soult geworfen hatte, und die zusammengelaufenen Milizen ohne Schwierigkeit bezwingen zu können. Er wurde bald seines Irrthums gewahr. Wenn die Spanier im offenen Felde zu widerstehen wagten, so wurden sie zwar in der Regel geschlagen, kehrten aber bald wieder zurück, griffen die Franzosen im Rücken und auf den Seiten an, ließen Ney keine seiner Bewegungen ungehindert ausführen, tödteten ihm viele Leute, und schnitten ihn von jeder Verbindung mit den übrigen französischen Generalen ab. Dieser Marschall, der den ganzen Norden Spaniens im Zaum halten sollte, konnte mit der einzigen Provinz Galicien nicht fertig werden.

Der Marschall Soult, welcher sich mit ungefähr 20,000 Mann in Oporto festgesetzt hatte, war nicht im Stande, mit dieser geringen Macht auf Lissabon zu ziehen, und Portugal zu erobern. Es standen beinahe eben so viele Engländer in der Nähe dieser Hauptstadt, die nach und nach bedeutend verstärkt wurden. Soult wagte es nicht, Portugal zu verlassen, weil dies den ausdrücklichen Anordnungen Napoleon's entgegen gewesen wäre, und war zu schwach, um vordringen zu können. Er blieb demnach ruhig in Oporto stehen, und schien auf Verstärkung von Spanien her zu warten, die ihm aber nicht zu Theil wurde. Vor sich eine englische Armee und hinter sich den portugiesischen Aufstand, wagte er es nicht, einen selbstständigen Entschluß zu fassen, und überließ es dem Zufall, eine Lösung herbeizuführen. Seine Neigung, in Oporto zu bleiben, obgleich er unter den vorhandenen Umständen von dort aus nichts Entscheidendes unternehmen konnte, ward noch durch besondere Umstände, die seinem Ehrgeiz in Portugal ein glänzendes Ziel in Aussicht stellten, vermehrt.

Die, im Gegensatz zu Geistlichkeit, Adel und Volk, dem Frieden zugewandte Gesinnung der Mittelklassen in Portugal, besonders des reichen Handelsstandes in Oporto und den benachbarten Städten, die Ungewißheit über die Zukunft, die lange Abwesenheit der königlichen Familie in

dem fernen Brasilien, die Abneigung gegen den englischen Einfluß, die Festigkeit und Klugheit, mit welcher der Marschall Soult Recht und Ordnung, so weit seine Gewalt reichte, handhabte, und sein militairischer Ruf hatten in der Provinz Minho und Douro den Wunsch entstehen lassen, aus dem nördlichen Portugal einen besonderen Staat zu bilden, und den Stellvertreter Napoleon's an dessen Spitze zu stellen. Dieser Gedanke verbreitete sich auch in anderen Theilen Portugals, und wurde von Allen, welche sich nach einem festen Zustande unter einem starken Arme sehnten, mit Beifall begrüßt. Der größte Theil der Officiere und Soldaten der französischen Armee in Portugal wollte von einer solchen Erhebung eines der Marschälle ihres großen Kaisers nichts wissen. Schon Joseph's und Hieronymus' Königthum hatte in dem Heere wenig Anklang gefunden. Aber von Soult's Generalstab und Umgebung ward diese Idee mit Beifall aufgenommen. Daß er selbst damit einverstanden gewesen, kann nach den neuesten Aufschlüssen über diesen Gegenstand nicht mehr bezweifelt werden. An Napoleon's Meinung über ein solches Unternehmen ward in jenem Augenblick wenig gedacht. Er konnte in dem Kriege, welchen er damals am entgegengesetzten Ende Europa's führte, getödtet oder geschlagen werden, und würde, so schmeichelten sich wenigstens die, welche diesen Plan begünstigten, nichts dagegen gehabt haben, daß von den vielen für ihn seit zehn Jahren gemachten Eroberungen von denen, welche ihm am Nächsten standen, Etwas für sie zurückbehalten werde. Es war dies eine Zeit verwegenen Ehrgeizes. Napoleon's eigenes Beispiel konnte oberflächliche Naturen zur Nachahmung reizen, und sie den Unterschied der Person und der Umstände vergessen machen. Davoust *) soll einige Jahre vorher, als er General-Gouverneur des Herzogthums Warschau war, an den polnischen Thron für sich gedacht haben. Bernadotte, der ein weniger berühmter Feldherr als Soult war, hatte längst ähnliche Absichten gehegt, und erreichte sein Ziel, indem er Thronfolger in Schweden wurde.

Diese politischen Umtriebe schwächten die Disciplin in einer Armee, die, bei der großen Entfernung von ihrer Heimath und der Person des Kaisers, auf sich selbst gewiesen war, und sich wie einen verlorenen Posten ansah. Unter den Officieren entstanden Parteien, von denen die Einen den Ehrgeiz ihres Oberbefehlshabers zu unterstützen geneigt waren, Andere davon sprachen, ihn als einen Verräther an Napoleon des Kommando's zu entsetzen. In einer gewissen Anzahl sachte die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden die lange erloschen gewesenen republikanischen Mei-

*) Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature par M. Villemain, p. 120.

nungen wieder an. Die Opfer, welche Napoleon von Frankreich verlangte, um seine Verwandten auf fremde Throne zu setzen und auf denselben zu erhalten, hatten hier und da schon früher bei denkenden Köpfen, auch in der Armee, Anstoß erregt. Man begriff, daß es sich dabei nicht um die Größe des Vaterlandes, sondern um die einer einzigen Familie handelte, deren Mitglieder durch diese Erhebung Frankreich entfremdet wurden, und für dasselbe wenig Anhänglichkeit zeigten. Es ward dies besonders in dem spanischen Kriege gefühlt, der einen rein dynastischen Zweck zu haben schien, und zugleich mit so großen Entbehrungen und Leiden verbunden war.

Der Marschall Soult hatte sich, seitdem er in Oporto war, vornehmlich mit der Verwirklichung seiner Hoffnung, in Nordportugal eine unabhängige Macht für sich zu gründen, beschäftigt. Die Befestigung von Oporto, der Zustand der Truppen, die Kunde von den Bewegungen der englischen Armee, die unter Sir Arthur Wellesley die Umgegend von Lissabon verlassen, und sich den Franzosen genähert hatte, waren von ihm vernachlässigt worden. Auf Soult's und seiner Anhänger Betrieb kamen aus allen größeren Städten der Provinz Minho Deputationen nach Oporto, welche dem Hause Braganza entsagen und eine neue Regierung anerkennen zu wollen erklärten. Diese Auftritte vermehrten den Hang zu Unordnung und Auflehnung unter den französischen Soldaten, welche, mit ihrer Lage längst unzufrieden, sich durch das unregelmäßige Verhalten ihres Generals zur Nachahmung dieses Beispiels in ihrer besonderen Sphäre für ermächtigt hielten. Der heftige Widerstand, welchen die Franzosen bei ihrem Einrücken in Portugal gefunden hatten, das von ihnen dafür ausgeübte blutige Vergeltungsrecht, die Erstürmung und Plünderung Oporto's, der Mangel an Aufsicht von Seiten der Vorgesetzten hatten die Armee an Willkühr und Zuchtlosigkeit gewöhnt.

Sir Arthur Wellesley, der sein Hauptquartier in Coimbra hatte, war von dem Allen durch seine Kundschafter in Oporto, insbesondere aber durch einen französischen Dragonerkapitain, Namens Argenton, unterrichtet. Dieser Officier, von der unter der Besatzung von Oporto herrschenden Aufregung mitergriffen, zugleich aber für seine eigene Person im höchsten Grade unruhig und ehrgeizig, trug sich mit der phantastischen Erwartung, daß die Armee in Portugal Soult und bald auch Napoleon den Gehorsam aufkündigen, mit England und Spanien Frieden schließen, nach Frankreich zurückkehren und dort eine neue und bessere Ordnung der Dinge gründen werde. Argenton hielt die Mitwirkung Sir Arthur Wellesley's zur Ausführung seiner Ideen für nothwendig, wußte sich mehr-

mals heimlich nach Coimbra zu schleichen, und dort dem englischen Obergeneral seine Wünsche und Ansichten als den Ausdruck der allgemeinen Stimmung seiner Kriegsgefährten darzulegen. Wellesley durchschaute das Abentheuerliche und Unausführbare in Argenton's Plan, begriff aber aus diesen Mittheilungen, bis auf welchen Grad Uneinigkeit und Mißtrauen in der französischen Armee gestiegen sein mußten, und beschloß, davon Vortheil für sich zu ziehen.

Obgleich Soult, bei der Ermangelung aller Verstärkung, selbst aller Nachrichten aus Spanien, von der Unmöglichkeit, Oporto länger behaupten zu können, überzeugt war, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, die Stadt, welche er in Gedanken schon als den Sitz einer künftigen Herrschaft für sich betrachtet hatte, zur rechten Zeit zu räumen. Er zog, sich auf seine Untergebenen verlassend, die aber, so wie er selbst, bei der eingerissenen Unordnung zur Vernachlässigung ihrer Pflichten geneigt waren, keine Nachrichten über die Annäherung der englischen Armee ein. Wellington hatte sich, von der Beschaffenheit des Terrains begünstigt, Oporto unvermerkt genähert, die französischen Vorposten überwältigt und überfiel in der Nacht vom 11. zum 12. Mai die Franzosen, die auf keinen Angriff vorbereitet waren. Ungeachtet der verzweifelten Angriffe einiger französischen Regimenter, um die verlorenen Positionen wieder zu gewinnen, mußte Soult die Stadt mit Zurücklassung seiner Kranken und Verwundeten und eines großen Theiles des Gepäckes verlassen. Er rettete sich durch einen höchst beschwerlichen Marsch über das Gebirge von Catalina nach Oranse, wobei er seine Artillerie im Stich ließ, und kehrte wieder nach Galicien, von wo er zwei Monate vorher mit so großen Hoffnungen ausgezogen war, zurück. Der Versuch der Franzosen, Portugal zu unterwerfen, war demnach zweimal, erst unter Junot, dann unter Soult, gescheitert. Napoleon war insofern an diesen verfehlten Unternehmungen Schuld, als er diesen beiden Generalen eine im Verhältniß zu ihrer Aufgabe zu geringe Macht übergeben hatte. Mit einigen zwanzigtausend Mann ließ sich nicht ein Land, wie Portugal, zumal in Gegenwart einer englischen Armee, erobern und behaupten. Der Kaiser hatte in beiden Fällen auf Verstärkung aus Spanien gerechnet, diese war aber durch die dortige Volkserhebung unmöglich geworden.

Der Marschall Ney, welchem die Unterwerfung Galiciens nicht besser als Soult die Portugals geglückt war, obgleich er sich dabei keine Fehler zu Schulden kommen ließ, vereinigte sich mit seinem Kollegen bei Ausführung des von ihnen gemeinsam gefaßten Plans, die Armee La Romana's zu zerstören. Soult erfüllte die getroffenen Verabredungen

nicht, sondern handelte auch diesmal zu sehr nach persönlichen Eingebungen. Ney mußte Galicien unter unaufhörlichen Gefechten, bei denen er aber weder Gefangene noch Kanonen verlor, sondern die Spanier bei jeder Gelegenheit zurückwarf, aufgeben. Beide Marschälle zogen sich, nach dem Königreich Leon, Ney nach Astorga, Soult nach Zamora, zurück. Ney klagte Soult in den heftigsten Ausdrücken der Unzuverlässigkeit und des Ehrgeizes an. Napoleon nahm die Nachricht von der Räumung Portugals und den von Soult dort gehegten ehrgeizigen Entwürfen mit mehr Mäßigung auf, als er sonst bei Vereitelung seiner Pläne zu zeigen pflegte. Er antwortete Denen, welche Soult bei ihm anklagten, daß er sich immer des Tages von Austerlitz erinnere, zu dessen Erfolge Soult unter allen Marschällen am Meisten beigetragen hatte.

Auf den König Joseph hatte die Nachricht von der Räumung Portugals, Galiciens und der zwischen den beiden Marschällen entstandenen Uneinigkeit den peinlichsten Eindruck hervorgebracht. Nordspanien, welches seit Napoleon's Anwesenheit im Vergleich zu früher ruhig gewesen, konnte sich jetzt wieder von Neuem erheben, und es stand zu besorgen, daß die Engländer, die Räumung Portugals benutzend, in Estremadura einrücken, sich mit der dort befindlichen spanischen Armee unter Gregorio de la Cuesta vereinigen, und auf Madrid vorgehen würden. Die bei Medellin und Ciudad Real erfochtenen Siege blieben ohne Frucht. Joseph mußte den lange vorbereiteten Plan, den Marschall Victor zur Eroberung Andalusiens abzusenden, aufschieben und denselben zum Schutze seiner Hauptstadt und deren Umgegend zurückbehalten.

Als das Gefährlichste in der Lage der Franzosen in Spanien erschien, aus der Nähe wie aus der Ferne betrachtet, der Mangel an einheitlicher Leitung, die davon unzertrennliche Meinungsverschiedenheit bei Fassung der Pläne und die Unvollständigkeit in deren Ausführung. Napoleon suchte diesem Uebelstande abzuhelfen, indem er den Oberbefehl über die drei Korps, an deren Spitze bisher Soult, Ney und Mortier, jeder von dem anderen unabhängig, gestanden hatten, dem ersteren unter diesen Marschällen übergab. Diese Anordnung, gleich nach Napoleon's Abgange aus Spanien getroffen, wäre zweckmäßig gewesen, jetzt wirkte sie schädlich ein. Der Kaiser war, als er diesen Beschluß faßte, von den letzten Vorgängen, Soult's tadelnswerthem Verhalten in Oporto, und seiner Ueberwerfung mit dem Marschall Ney, nicht unterrichtet. Aber auch hiervon abgesehen, hätte Nichts Napoleon's persönliche Abwesenheit ersetzen können. Unter seinen Marschällen stand keiner so hoch über den

anderen, um bei ihnen auf eine unbedingte Unterordnung rechnen zu können.

Sir Arthur Wellesley ließ Lord Beresford, der mit der Organisirung der portugiesischen Armee beauftragt war, im Norden Portugals zurück, und glaubte, daß dieses und Galicien, nach Soult's und Ney's Entfernung, von den Franzosen sobald nichts mehr zu fürchten haben würden. Er selbst zog mit seiner Hauptmacht bis Alcantara in Estremadura, um dort in den ersten Tagen des Julius dem General Gregorio de la Cuesta die Hand zu reichen, und gegen die Franzosen, wenn sich die Gelegenheit darböte, einen tüchtigen Schlag auszuführen. Diese Bewegung Wellesley's gab die erste Veranlassung zur Uneinigkeit zwischen Soult, der jetzt den Oberbefehl über das Ney'sche und Mortier'sche Korps antrat, und dem französischen Hauptquartier in Madrid. Soult setzte voraus, daß die Engländer, von ihrer Kriegsführung in Nordportugal ermüdet, daselbst längere Zeit verweilen, und es ihm möglich machen würden, die Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida zu unternehmen, nach deren Beendigung er über Coimbra in Portugal einzudringen dachte. Denn die Besetzung dieses Landes und die Vertreibung der Engländer aus demselben, was seine ursprüngliche Aufgabe gewesen war, lag ihm mehr als die Vorgänge in Spanien am Herzen. Um diese Unternehmung mit Sicherheit ausführen zu können, verlangte Soult, daß Suchet und Gouvion St. Cyr, die sich nur mit äußerster Anstrengung in Aragonien und Katalonien behaupteten, sich nach Leon und Galicien wenden sollten, um den Norden Portugals zu beobachten, beanspruchte außerdem die Zusammenziehung der im Thal des Tajo stehenden französischen Truppen, um seine Flanke gegen Alcantara hin zu decken, und das Vorrücken der zum Schutze Madrids und der Mancha versammelten Armee, um ihm, wenn er in Portugal einfiele, als Reserve zu dienen. Auf diesen Plan wollte Joseph und der Chef seines Generalstabes, Marschall Jourdan, nicht eingehen, indem die französische Macht in Aragonien und Katalonien, ohne die äußerste Gefahr für das Ganze, nicht vermindert werden durfte, und es ganz unmöglich war, die Mancha von Truppen zu entblößen, weil sonst in Madrid selbst ein Aufstand ausbrechen konnte. Soult, von der Unmöglichkeit der Erfüllung seiner Forderungen überzeugt, gab hierin nach, setzte es aber doch durch, daß Mortier von Villacastin, wo er dem Könige Joseph und seiner in und um Madrid stehenden Armee nützlich war, gen Salamanca ziehen mußte, so daß er, da das Einrücken in Portugal, im glücklichsten Falle,

noch lange Vorbereitungen nöthig machte, dieſe Zeit über ganz unthätig blieb.

Soult hatte ſich in der Vorausſetzung von Wellesley's längerem Verweilen in Nordportugal geirrt. Der engliſche Oberbefehlshaber war im Anfange des Julius in Eſtremadura eingerückt, und vereinigte ſich bald nachher in der Umgegend von Talavera mit Cueſta und Venegas, ſo daß er ſich an der Spitze von wenigſtens 66,000 Mann befand. Dieſer Macht konnten Joſeph und Jourdan, die auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes aus Madrid herbeigeeilt waren, nur 45,000 Mann entgegenſtellen. Denn Soult und Mortier ſtanden zu fern, um an dem bevorſtehenden Kampfe Theil zu nehmen. Aber unter den 66,000 Mann, über die Wellesley gebot, konnten nur die 26,000 Engländer, mit welchen er aus Portugal herangezogen war, für Truppen gelten, auf welche in offenem Felde zu zählen war. Die ſpaniſche Linienarmee beſtand damals noch großentheils aus Rekruten, die erſt nach und nach den Krieg lernten, und die Milizen konnten, ſo tapfer ſie Mann gegen Mann und bei Ueberfällen fochten, nie daran gewöhnt werden, unter dem Feuer der feindlichen Artillerie die ihnen anbefohlenen Bewegungen, was in einer regelmäßigen Schlacht die Hauptſache iſt, ruhig und ſicher auszuführen. Außerdem ſchwächte ſich Wellesley, indem er den ſpaniſchen General Venegas mit ſeinem Korps in der Richtung nach Aranjuez und Madrid vorausſandte, um den Rücken der franzöſiſchen Armee zu bedrohen.

Den Franzoſen fehlte es an einem Haupt, das Alles überſehen und angeordnet hätte. Joſeph, von welchem die oberſte Entſcheidung dem Namen nach abhing, war, obgleich es ihm nicht an perſönlichem Muth fehlte, kein Soldat, geſchweige denn ein General. Jourdan kannte den Krieg, war aber von Natur unentſchloſſen, und bedurfte eines Anſtoßes von Außen her, wie ein ſolcher zur Zeit, als er ſeine Feldherrnlaufbahn begann, von den bei den franzöſiſchen Armeen anweſenden Volksrepräſentanten und dem Wohlfahrtsausſchuſſe ausgegangen war. Der Marſchall Victor, nach Jourdan der erſte unter den bei Joſeph dienenden franzöſiſchen Generalen, war zu ungeſtüm, und unterwarf ſich nur ungern fremden Befehlen, die Napoleon's ausgenommen. Es kam am 28. Julius (1809) bei Talavera de la Reyna zu einer Schlacht, in welcher Wellesley zwar keinen vollſtändigen Sieg errang, aber den Angriff der Franzoſen abſchlug, das Schlachtfeld behauptete, und einen neuen Beweis von ſeiner maßvollen Kraft und Alles erwägenden Berechnung ablegte. Es waren in beiden Armeen gegen 10,000 Mann getödtet und verwundet worden. Auf franzöſiſcher

Seite fiel der Divisionsgeneral Lapisse, der schon früher und in dieser Schlacht selbst sich sehr hervorgethan hatte. Auf Jourdan's Rath hatte Joseph, gegen Victor's und Sebastiani's Wunsch, den Kampf abgebrochen, indem er fürchtete, von dem General Venegas, der sich in einiger Entfernung im Rücken der französischen Armee zeigte, umgangen zu werden. Joseph zog sich mit Sebastiani und der Reserve, um Madrid gegen einen Ueberfall des spanischen Korps unter Venegas zu decken, auf Toledo und Aranjuez zurück, während der übrige Theil des Heeres unter Victor auf halbem Wege zwischen dem Schlachtfelde und der Hauptstadt stehen blieb. Wellesley, dessen Heer bei Talavera sehr gelitten hatte, dessen Geschütz von dem Feuer der französischen Artillerie zum Theil unbrauchbar geworden, und dem es an Munition zu fehlen anfing, beunruhigte die Franzosen nicht weiter, und zog sich hinter die Tajolinie, Verstärkungen erwartend, zurück.

Soult war zu langsam auf der Straße, welche von Kastilien nach Estremadura führt, vorgerückt. Wenn er mit den 38,000 Mann, welche er unter seinem unmittelbaren Befehl vereinigte, früher am Tajo angelangt wäre, so hätte er Wellesley, bevor dessen Heer sich noch von dem Kampfe bei Talavera erholt hätte, in den Rücken fallen und denselben in große Gefahr setzen können. Statt dessen wollte er Ney's Ankunft erwarten, der aber zu weit ab stand, um sogleich bei der Hand sein zu können. Als Soult endlich am 3. August am Tajo ankam, zog sich Wellesley über die Brücke bei Arzobispo, ohne von den Franzosen erreicht zu werden, zurück. Aber die Spanier, welche den Uebergang über den Tajo dem Mortier'schen Korps streitig machen wollten, wurden mit einem Verlust von 800 Gefangenen und 30 Kanonen geschlagen. Soult gab die Verfolgung der Engländer aus Mangel an Artillerie auf, und Wellesley nahm in Estremadura eine feste Stellung, durch die er zugleich das südliche Spanien deckte. Da auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes nichts Bedeutendes, so lange die große Hitze dauerte, unternommen werden konnte, so blieben zwei Korps der Soult'schen Armee ruhig am Tajo stehen, während Ney nach Salamanca zog, um das meist aus Milizen und bewaffnetem Landvolk bestehende Heer des Herzogs del Parque, welches von Altkastilien aus die Stellung der Franzosen beunruhigte, zurückzudrängen, was innerhalb weniger Tage ausgeführt wurde.

Unterdessen war Venegas mit einem Korps von 25,000 Mann, meist aus gedienten Soldaten bestehend, bis in die Nähe von Toledo vorgedrungen, aber bei Almonacid von Franzosen, Deutschen und Polen, unter Sebastiani's und Dessolles' Führung und in Joseph's Gegenwart,

gänzlich geschlagen worden (11. August). Für das französische Hauptheer wäre jetzt der geeignete Augenblick zum Eindringen in Portugal gewesen. Aber es fehlte dem König Joseph an Kühnheit, und den höheren französischen Generalen an der Selbstverläugnung welche sich einem bedeutenden Zweck unterordnet, und für denselben, auch in zweiter Reihe stehend, wie für eine eigene Sache wirkt. Von der Verblendung und Unkenntniß der Centraljunta von Sevilla ward den Franzosen Gelegenheit zu einem neuen Siege gegeben. Der General Areizaga erhielt, gegen den Rath des englischen Oberbefehlshabers, Befehl, mit 58,000 Mann durch die Mancha zur Befreiung Madrids vorzurücken. Er stieß bei Ocaña (19. November) auf 30,000 Franzosen unter Soult, Mortier, Victor und Sebastiani, und erlitt eine solche Niederlage, daß die Hälfte seiner Mannschaft auf dem Platze blieb, oder in Gefangenschaft gerieth, und er sich mit dem Ueberrest in die Sierra Morena werfen mußte. Einige Zeit nachher (26. November) schlug der General Kellermann den Herzog del Parque, welcher Areizaga zu Hülfe kommen wollte, bei Alba de Tormes.

Im Norden und Osten Spaniens war der Kampf, obgleich weniger massenhaft als im Innern und Westen, ebenso lebhaft. Gouvion St. Cyr that sich in dem Feldzuge von 1809, wie das Jahr vorher, in Katalonien hervor. Reding, ein geborener Schweizer, aber einer der ausgezeichnetsten Generale der spanischen Armee, konnte den Franzosen in offenem Felde nicht lange widerstehen, und war gezwungen, in dem festen Tarragona eine Zuflucht zu suchen. Aber das denkwürdigste Ereigniß in dieser Provinz war die von St. Cyr unternommene Belagerung Girona's, das mit einer Besatzung von nur 7000 Mann dem Feinde sechs Monate lang den heldenmüthigsten Widerstand leistete. Don Alvarez de Castro, der Gouverneur dieser Stadt, steht Palafox würdig zur Seite, und die Bevölkerung hat denselben Muth und dieselbe Ausdauer wie die Saragossa's bewiesen. Die Begeisterung war so groß, daß die Frauen in Girona eine Kompagnie unter dem Namen der heiligen Barbara bildeten, welche das Geschütz der Vertheidiger bedienen half. Die Franzosen hatten mehrmals, aber immer vergeblich, die Erstürmung der Stadt unternommen. Zuletzt beschränkten sie sich auf eine enge Einschließung. Am 4. December mußte sich Girona, von Hunger und einer ansteckenden Krankheit auf das Aeußerste gebracht, ergeben. Seit langer Zeit hatte man keine Vertheidigung von Festungen, wie in diesem Kriege von Seiten der Spanier, mehr gesehen. Gouvion St. Cyr, dem Napoleon wegen seines unabhängigen Sinnes nicht geneigt war, wurde noch

vor der Einnahme Girona's abberufen, und durch den Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, ersetzt. Dieser machte sich durch seine Strenge bei den französischen Truppen und durch seine Grausamkeit bei den Katalouiern gleich sehr verhaßt. Die Beschwerden über Augereau fanden bei Napoleon, dessen Günstling derselbe, ungeachtet seines zweideutigen Verhaltens am 18. Brumaire, immer geblieben, kein Gehör.

In Aragonien wurden die Franzosen von dem General Suchet befehligt, welcher mit seinen militairischen Eigenschaften ein nicht gewöhnliches Talent für Verwaltung verband, für seine Soldaten sorgte, und dem friedlichen Theile der Bevölkerung die Leiden eines furchtbaren Krieges so viel als möglich erleichterte. Der spanische General Blake setzte sich gegen ihn mit einer überlegenen Macht in Bewegung, um Saragossa wiederzunehmen. In der ersten Schlacht bei Alcanitz errangen die Spanier einige Vortheile, die sie aber nicht zu benutzen verstanden. Aber bei Maria und Belchite wurden sie so geschlagen (November 1809), daß Blake nicht länger im Stande war, sich im offenen Felde gegen Suchet zu behaupten. In Verbindung mit Augereau, der aus Katalonien herbeizog, nahm Suchet mehre Festungen, Lerida, Meguinenza, Tortosa, meist durch Sturm oder Hunger ein, indem die spanischen Garnisonen sonst nicht leicht kapitulirten. Unterdessen vermehrten sich aber die Guerillas dergestalt, daß die Franzosen in diesen immer nur mit geringen Schaaren geführten, aber sich täglich wiederholenden Kämpfen zuletzt mehr Mannschaft als in den größten Schlachten verloren. Dessen ungeachtet hatte der Krieg durch die Niederlagen der spanischen Generale Venegas, del Parque, Areizaga, Blake, durch die Einnahme mehrer Festungen in Aragonien und Katalonien, eine für die Franzosen günstige Gestalt angenommen.

Joseph wollte jetzt den schon früher gehegten Plan, Südspanien seiner Herrschaft zu unterwerfen, ausführen. Auch Soult war dafür, um Gelegenheit zu haben, die in Oporto erlittene Scharte auszuwetzen. Napoleon hatte anfänglich alle Streitkräfte gegen Wellesley, der, zur Pairie erhoben, jetzt Lord Wellington hieß, und zur Besetzung Portugals vereinigen wollen. Er willigte, obwohl ungern, in die Eroberung Andalusiens ein, als man ihm vorstellte, daß der Angriff gegen die Engländer dadurch nur verzögert, aber nicht aufgehoben werden würde. Entscheidend wirkte auf ihn zuletzt die Betrachtung, daß die französische Armee in den reichen Provinzen Südspaniens sich für ihren Unterhalt selbst genügen könne, während der Norden und das Innere von dem langen Kriege verwüstet und verarmt war, und die daselbst stehenden Truppen von Frankreich aus

besoldet werden mußten. Auch fürchtete Napoleon, daß die Engländer, aus Portugal vertrieben, wenn Andalusien nicht vorher unterworfen wäre, sich dorthin wenden und Cadix besetzen könnten.

Ein Heer von 65,000 Mann, bei dem König Joseph in Person anwesend war, und das unter Soult's Oberbefehl, von Mortier, Victor und Sebastiani geführt wurde, drang in der Mitte Januars (1810) durch die schlecht vertheidigten Pässe der Sierra Morena und breitete sich im Thale des Guadalquivir aus. Sebastiani besetzte Malaga und Granada. Am 1. Februar hielt Joseph einen feierlichen Einzug in Sevilla, das von der Centraljunta, die sich nach Cadix flüchtete, aufgegeben worden war. Die Volksstimmung schien in Andalusien gegen die Franzosen weniger gereizt und entflammt als im Norden zu sein. Es wurden keine ernsten Versuche gemacht, um den Zug der französischen Armee aufzuhalten. Die Städte öffneten ihre Thore, ohne Widerstand zu leisten. Soult beging jedoch einen unersetzlichen Fehler, indem er sich des überaus wichtigen Cadix nicht im ersten Anlauf und um jeden Preis zu bemächtigen suchte, sondern den Marschall Victor zu spät dahin abschickte. Dieser hätte die Stadt während der ersten Tage nach seiner Ankunft vor ihren Mauern wahrscheinlich mit Sturm nehmen können, wollte aber die Verantwortlichkeit für einen verfehlten Versuch der Art nicht auf sich nehmen. Er ließ den Spaniern Zeit, die Befestigung zu vollenden, und Verstärkungen zur See herbeizuziehen.

Nach der Besetzung Andalusiens hätte ein glücklicher Wendepunkt für Joseph in seiner Stellung zu Spanien eintreten können. Seine spanischen Minister O'Farill, d'Azanza, Urquijo theilten diese Hoffnung und glaubten, ihren Gebieter bald in den friedlichen Besitz der Krone kommen zu sehen. Die Erinnerung an die Vorgänge in Bayonne und Ferdinand VII. war allmälig etwas erloschen. So entschlossen auch Nordspanien zur Fortsetzung des Kampfes gegen die aufgedrungene Herrschaft war, es würde nach der Unterwerfung des Südens sich dem Einflusse dieses Beispiels nicht lange haben entziehen können. Dazu gehörte aber, daß Napoleon seinen Bruder als einen zwar verbündeten, aber unabhängigen König behandelte, und jeden Gedanken an eine Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Spaniens aufgab. Statt dessen stellte er Katalonien, Aragonien, Biscaya und Navarra unter französische Gouverneurs, übertrug ihnen die Verwaltung des Landes, und ließ die Steuern in seinem eigenen Namen erheben. Er erklärte mehr wie einmal seine Absicht, Spanien bis zum Ebro mit Frankreich, als Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten, zu vereinigen. Sogar von einer Aus-

dehnung der französischen Gränze bis zum Duero sprach er zuweilen. Ob Napoleon, im Falle der Besiegung Spaniens, diese ausschweifenden Pläne verwirklicht haben würde, kann für zweifelhaft gelten. Gehegt hat er sie eine Zeit lang gewiß. Seine gegen Joseph und dessen Minister hingeworfenen Drohungen dieser Art wurden bald im ganzen Lande bekannt. Für jeden Spanier, selbst für diejenigen, welche keinen Widerwillen gegen die Verträge von Bayonne gehegt hatten, wurde es jetzt eine Ehrensache, den Napoleonischen König zu verwerfen und zu hassen, weil er sich zum Vasallen eines fremden Despoten machte, und Spanien, über das er regieren wollte, verrieth. Dies war der empfindliche Punkt, dessen Berührung in allen Parteien und Ständen die größte Leidenschaft erregte. Denn die Spanier würden wohl zuletzt ihre frühere Dynastie, aber nie die Unabhängigkeit und Größe ihres Staates vergessen haben.

Ein großes Hinderniß für die Befestigung Joseph's in Spanien wurden die Vorgänge in Cadix. Der Centraljunta waren die politischen und militairischen Führer der Nationalerhebung längst überdrüssig geworden. Sie hatte dies endlich selbst gefühlt, und die Einberufung der Kortes für den Anfang des Jahres 1810 festgesetzt. Das wirkliche Zusammentreten derselben fand, von den Umständen verzögert, erst im September in Cadix statt. Die Centraljunta, von welcher im Anfange des Kampfes gegen die Franzosen große Dienste geleistet, die aber später in sich uneinig und nach Außen hin kraftlos geworden war, dankte ab, nachdem sie vorher noch eine aus fünf Mitgliedern bestehende Regentschaft, zu welcher der bei Baylen berühmt gewordene Castannos gehörte, ernannt hatte. Es bestand demnach jetzt, statt der auf insurrektionellem und tumultuarischem Wege gebildeten Centraljunta, eine regelmäßig eingerichtete oberste Behörde, wie die Regentschaft, und zugleich eine Volksvertretung, wie sie Spanien seit langer Zeit nicht mehr besessen hatte.

Die Kortes in Cadix fingen sogleich über eine neue Verfassung zu berathen an. Es wurden die Souverainetät der Nation, die Preßfreiheit, die persönliche Sicherheit u. s. w., mit einem Wort Principien ausgesprochen, die zu dem, was unter Napoleon in Frankreich galt, im schneidendsten Widerspruch standen. Zum Hüter einer solchen Konstitution den Bruder Dessen zu machen, der in seinem Vaterlande jede Freiheit mit Füßen trat, war unmöglich. Die Kortes erkannten deshalb ausdrücklich die Rechte Ferdinand VII. an, und ließen ihn überall, wo ihre Anordnungen befolgt wurden, zum Könige von Spanien ausrufen. Die Spanier aller Parteien waren jetzt nicht blos mit dem Schwerd', sondern auch mit Grundsätzen gegen den Napoleoniden bewaffnet. Für die Legitimisten

war er ein Usurpator, für die Liberalen der Bruder und das Werkzeug eines Zwingherrn und Eroberers. Die Konstitution von Bayonne war durch die von Cadix der Vergessenheit übergeben. Von dieser Zeit an war Joseph's Königthum auch bei der freisinnigen Partei verloren, wie mit demselben bei den Anhängern des Alten von jeher der Fall gewesen.

Das Hauptbestreben der Franzosen war auf die Einnahme von Cadix gerichtet, das von Victor regelmäßig belagert wurde. Aber eine Besatzung von 30,000 Mann unter dem tapferen englischen General Graham, der Ueberfluß an Kriegs- und Mundvorrath, die von Natur und Kunst feste Lage der Stadt machten deren Bezwingung fast unmöglich. Die Verfassungsarbeiten der Kortes fanden unter den gebildeten Klassen in ganz Spanien Beifall und gaben für den Kampf eine moralische Stütze ab, die allein weder der Name Ferdinand VII., noch selbst auf die Dauer der nationale Aufschwung gewährt haben würde. Zu der Abneigung gegen den fremden Eindringling trat jetzt die Vertheidigung einer Konstitution hinzu, von der eine zahlreiche Partei eine goldene Zukunft und die Wiedergeburt Spaniens erwartete.

Seit Wellington's Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz war es noch klarer als früher geworden, daß Portugal die eigentliche Grundlage und Rüstkammer des auf der pyrenäischen Halbinsel stattfindenden Kampfes war. Alle Siege in Spanien blieben ohne Frucht, sobald es den Franzosen nicht gelang, die Engländer aus Portugal zu vertreiben. Napoleon, der den ungeheuren Fehler beging, nach Beendigung des Krieges gegen Oesterreich nicht selbst das Kommando seiner Armeen auf der Halbinsel zu übernehmen, suchte nach einem Stellvertreter für sich, der zur Lösung dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe geeignet wäre. Wenn er die volle Bedeutung dieses Krieges begriffen hätte, was zu spät geschah, so würde er einen Ersatz für seine Abwesenheit nicht für möglich gehalten haben. Denn es gab unter seinen Marschällen Niemanden, der ihm an militairischem Genie nahe gekommen wäre, und vor allen Dingen besaß Keiner unter ihnen die zur Führung eines solchen Krieges nöthige innere und äußere Anerkennung von Seiten der ihm untergebenen Generale. Sie feindeten einander an, stellten sich, wenigstens in ihrer Vorstellung, einander gleich, und waren zu keiner aufrichtigen und genauen Uebereinstimmung geneigt. Die in Napoleon stattfindende Vereinigung des großen Feldherrn und des unumschränkten Souverains gewährte ihm Vortheile, denen ähnlich, welche Friedrich II. aus diesem Verhältniß bei seinen Kriegen über die ihm entgegengesetzten Generale gezogen hatte. Auch die ersten unter Napoleon's Unterfeldherren waren

von ihm unbedingt abhängig, wurden in ihren Plänen von ihm und zwar oft aus der Ferne her durchkreuzt, und besaßen nie die Freiheit der Handlung, welche von einer großen Verantwortlichkeit unzertrennlich sein sollte. Die Stellung der englischen Oberbefehlshaber war zwar dem Wechsel der Ministerien, den Angriffen der parlamentarischen Opposition ausgesetzt, stützte sich aber, wenn ihr ein wirkliches Verdienst zu Grunde lag, auf eine öffentliche Meinung, die ihnen, außer dem Gefühl ihrer persönlichen Bedeutung, auch das der Unabhängigkeit verlieh.

Napoleon glaubte, in Massena, dem ältesten und berühmtesten seiner Kriegsgefährten, der in Italien, der Schweiz, Deutschland und Polen mit Erfolg gefochten, der sogar ganz selbstständig bei Zürich Frankreich vor einem feindlichen Einfalle gerettet hatte, den Ersatz für seine persönliche Abwesenheit von der pyrenäischen Halbinsel gefunden zu haben. Massena galt in der französischen Armee für den ersten General nächst Napoleon. Aber er war von einer langjährigen, fast ununterbrochenen Kriegsführung erschöpft, und besaß, ungeachtet seiner militairischen Talente, nicht den tiefen und schnellen Blick, und die unerschöpfliche Thatkraft, welche Napoleon, von seiner Größe als Herrscher abgesehen, auch als Feldherrn zu einer einzigen Erscheinung machten. Massena weigerte sich, von der Unzulänglichkeit der zur Bezwingung der pyrenäischen Halbinsel getroffenen Veranstaltungen überzeugt, und dem Glück nicht mehr wie früher vertrauend, eine Zeit lang, das Kommando der Armee von Portugal zu übernehmen, ließ sich aber endlich doch, wie alle Diener Napoleon's, an eine unbedingte Nachgiebigkeit gegen dessen gebieterischen Willen gewöhnt, wider seine bessere Ueberzeugung dazu bestimmen.

Massena fand die ihm anvertraute Armee, in Folge der früher unter Soult erlittenen Unfälle, und der langen Entbehrung einer einheitlichen Leitung, in zerrüttetem Zustande. Der Officier in derselben war zwar nach wie vor von Zuversicht auf seine Tapferkeit und Erfahrung erfüllt, aber ohne Vertrauen in die Generale. Der Soldat zeigte sich jeden Augenblick zum Kampfe bereit, aber ohne Gehorsam gegen die Vorgesetzten, und bei dem Mangel an Verpflegung und dem Ausbleiben des Soldes zu Selbsthülfe und Bedrückung der Bevölkerung geneigt. Das Material, die Zahl und Ausrüstung der Truppen stand weit unter Dem, was die Massena in Paris übergebenen officiellen Listen besagten. Napoleon hatte schon seit längerer Zeit die üble Gewohnheit angenommen, seine eigenen Hülfsquellen zu überschätzen, und die des Feindes herabzusetzen, und entwarf seine Pläne und verlangte deren Ausführung

von seinen Unterfeldherren, nicht nach der wirklichen Stärke seiner Heere, sondern nach der, welche er ihnen ursprünglich hatte geben wollen, oder die er bei ihnen beliebig voraussetzte.

Der Anfang des Feldzuges fiel für die Franzosen günstig aus. Bevor dieselben in Portugal eindringen konnten, mußte die spanische Gränzfestung Ciudad Rodrigo eingenommen werden, was nach einer tapferen Vertheidigung der Belagerten am 10. Julius (1810) geschah. Wellington hatte nach der Schlacht von Talavera eine Zeit lang in Estremadura verweilt, zog sich aber bei Massena's Annäherung, obgleich demselben an Zahl überlegen, in das Innere Portugals zurück. Am 26. August ging die starke portugiesische Gränzfestung Almeida, nachdem eine furchtbare Pulverexplosion den Zugang zu deren Innerem eröffnet hatte, über. Die Franzosen rückten durch das Mondegothal auf Coimbra los. Wellington verwandelte das Land, durch welches er zog, in eine Einöde, ließ die Dörfer anzünden, die Vorräthe, welche nicht mitgenommen werden konnten, vernichten, die Heerden forttreiben, die Brunnen verschütten, und zwang die Einwohner, unter Androhung des Todes, seinem Heere in Masse zu folgen. Diese an und für sich grausame Maßregel war in militairischer Beziehung vortheilhaft, indem sie die Franzosen, welche auf ihrem Wege keine Unterhaltsmittel irgend einer Art vorfanden, und dieselben sich nachbringen lassen mußten, an einem schnellen Vordringen hinderte. Am 27. September schlug Wellington, auf der Höhe von Busaco gelagert, den Angriff des heranstürmenden Massena ab, der aber diese feste Stellung umging und am 30. September in Coimbra, das von den Engländern ohne Widerstand aufgegeben wurde, einrückte.

Wellington hatte von dem englischen Ministerium die Anweisung erhalten, in seiner Kriegsführung nichts dem Zufall zu überlassen, die ihm übergebene Armee um keinen Preis der Möglichkeit einer Zerstörung auszusetzen, und nur dann, wenn der Sieg wahrscheinlich geworden, eine Schlacht anzunehmen. Wellington's Neigung und Vortheil stimmte mit diesen Verhaltungsvorschriften überein. Fest in der Ausführung, aber äußerst vorsichtig in dem Entwerfen seiner Pläne, war bei ihm Alles sorgfältig erwogen und berechnet. Der Feind hatte von ihm keine plötzlich erfolgenden, vernichtenden Schläge zu besorgen, war aber einer unausgesetzten Ueberwachung ausgesetzt, die, wenn sie eine schwache Seite und den rechten Augenblick entdeckt hatte, diesen Vortheil mit großer Kraft zu benutzen verstand. Auch wäre Wellington, im Fall er eine ernstliche Niederlage erlitt, damals, wo sein Ruhm noch nicht fest ge-

gründet war, unfehlbar abberufen worden. Die brittische Nation würde ihm den Verlust einer Armee, wie die, welche er in Portugal befehligte, nicht verziehen haben. Denn ein Ersatz für sie wäre auf längere Zeit hinaus unmöglich gewesen.

Wellington hatte schon im Oktober 1809 damit angefangen, eine zwischen Alhandra und Torres Vedras, dem Ocean und dem Tajo befindliche Erhöhung des Bodens, die sich hier und da zu steilen Spitzen erhebt, acht bis neun Stunden vor Lissabon gelegen, in ein festes Lager zu verwandeln, das im Nothfall seine eigenen und die portugiesischen Truppen enthalten konnte. Es war daran unaufhörlich von Tausenden von portugiesischen Bauern, unter der Leitung englischer Ingenieurs, gearbeitet worden. Vermöge der getroffenen Vorsichtsmaßregeln war das Dasein dieser Verschanzungen den Franzosen, und deren eigentliche Bestimmung eine Zeit lang den Einwohnern Lissabons unbekannt geblieben. Diese Werke, die allmälig sehr erweitert wurden, bestanden aus drei Linien, mit 400 Feuerschlünden besetzt, und waren so zweckmäßig angelegt, daß ein großes Heer zu ihrer Bezwingung nothwendig gewesen wäre. In diese Verschanzungen, nach dem Namen einer kleinen benachbarten Stadt die Linien von Torres Vedras genannt, zog sich Wellington, nachdem er Coimbra aufgegeben hatte, mit 62,000 Engländern und Portugiesen, unter letztern mehre tausend Landleute, die fortwährend mit der Verstärkung der Befestigungen beschäftigt waren, zurück. Die Nähe des Meeres, dann ein Vorgebirge, das durch das Auslaufen des Estrellagebirges gebildet wird, war von diesen Linien eingeschlossen, und die Nähe der brittischen Transportschiffe erleichterte den Unterhalt des Heeres.

Massena erkannte sehr bald, daß diese Verschanzungen mit der ihm zu Gebote stehenden Macht, welche durch das Gefecht von Busaco, und die beschwerlichen Märsche durch ein verödetes Land um einige tausend Mann vermindert worden, nicht mit Erfolg angegriffen werden konnten. Nach Napoleon's Absichten sollte Soult mit einem Theile der Südarmee Massena zu Hülfe kommen, sobald dieser dessen benöthigt sein würde. Massena hatte erst, seitdem er in Portugal eingerückt war, von dem Vorhandensein der Linien von Torres Vedras gehört. Soult lehnte Massena's Aufforderung unter dem Vorwande ab, daß während seiner Abwesenheit Andalusien für den König Joseph verloren gehen würde. Der General Drouet, welcher von Bayonne her mit 15,000 Mann zur Verstärkung der Armee von Portugal abgeschickt wurde, kam nur bis Ciudad Rodrigo, und fand Almeida schon wieder von den Portugiesen belagert. Es fehlte Massena in dem ganz verwüsteten Lande sehr bald an Lebens-

mitteln. Nachdem derselbe sechs Wochen lang den Linien von Torres-Vedras gegenüber gelagert hatte, ohne eine angreifbare Stelle an ihnen zu entdecken, zog er nach Santarem, wo er sich auf einer vom Tajo bespülten, schwer zu ersteigenden Höhe niederließ. Dort gelang es Drouet, aber nur mit 7000 Mann, zu ihm durchzudringen. Am 4. März mußte Massena mit einigen dreißigtausend Mann, die ihm geblieben, den Rückzug antreten. Während desselben war er gezwungen, Ney wegen beharrlichen Ungehorsams des Kommando's seines Armeekorps zu entsetzen und dasselbe dem Divisionsgeneral Loison zu übergeben.

Obgleich Massena nicht mehr dieselbe Kraft wie in früheren Zeiten und noch zwei Jahre vorher bei Eßlingen bewährte, so war er doch allen unter ihm befehligenden Generalen noch immer an Entschlossenheit und Ausdauer überlegen. Mehrmals wollte er während des Rückzuges stehen bleiben, die Engländer angreifen, und wieder vorwärts gehen, ward aber von den übrigen Führern des Heeres, welche diese Versuche für vergeblich hielten, nicht unterstützt. Die Schlacht von Fuentes d'Oñoro, welche Massena den Engländern lieferte (4. Mai 1811), um Almeida zu entsetzen, blieb ohne Erfolg, weil seine Anordnungen nicht mit dem nöthigen Eifer ausgeführt wurden. Die Franzosen sprengten die Festungswerke von Almeida in die Luft. In der Mitte Mai kam Massena mit den Ueberresten seines Heeres an der spanischen Gränze an und trat auf Napoleon's Befehl das Kommando an den Marschall Marmont ab. Es war dies der dritte und letzte Versuch der Eroberung Portugals gewesen. Napoleon gab das Fehlschlagen seiner Erwartungen Massena Schuld. Bei mehr Gerechtigkeitsgefühl hätte er aber sich selbst, die ungenügenden Mittel, die er zu des Marschalls Verfügung gestellt hatte, und den Ehrgeiz, welcher ihn zu derselben Zeit die Vorbereitungen zu dem Kampfe gegen Rußland treffen und sein Heer in Spanien vernachlässigen ließ, anklagen müssen.

Soult, der, aus Eifersucht auf Massena's Ruhm, demselben nicht, wie er gesollt, zu Hülfe gezogen war, hatte sich doch das Ansehen geben wollen, Etwas zu Gunsten der Armee von Portugal zu unternehmen, und sich, indem er Badajoz einnahm, der portugiesischen Gränze genähert. Von da wandte er sich, anstatt in Portugal vorzurücken, und sich mit Massena zu vereinigen, was wahrscheinlich die Engländer zur Räumung dieses Landes gezwungen haben würde, nach Cadix, um den Marschall Victor bei der Belagerung dieser Festung zu unterstützen. Soult wurde, nachdem Victor die Engländer bei Barossa geschlagen, wieder nach Badajoz zurückgerufen, dessen Belagerung Wellington unterdessen angefangen

hatte. Die Schlacht von Albuera, durch welche Soult Badajoz entsetzen wollte, blieb unentschieden, aber die Vereinigung Soult's mit Marmont veranlaßte Wellington zum Abzuge. Zuletzt ward es dem englischen Oberbefehlshaber, als Napoleon die französischen Streitkräfte im Innern und Westen Spaniens schwächte, um Suchet in den Stand zu setzen, die Eroberung des östlichen Theiles, Valencia's, zu unternehmen, möglich, sich der beiden Hauptfestungen, von deren Besitz der Eintritt in Portugal und Spanien abhängt, zu bemächtigen. Ciudad Rodrigo wurde von den Engländern am 4. Januar (1812), Badajoz am 7. April, beide mit Sturm genommen. Die französischen Besatzungen hatten den äußersten Widerstand geleistet. Jetzt stand Wellington der Weg in das Innere Spaniens offen.

Napoleon wünschte während des Herbstes und Winters von 1811 die Eroberung Valencia's ausgeführt zu sehen, um einen Theil seiner Truppen aus Spanien zu dem Kriege gegen Rußland herausziehen zu können. Der General Suchet wurde mit dieser Unternehmung beauftragt, und alle in anderen Gegenden Spaniens entbehrlichen Truppen zu seiner Verfügung gestellt. Die Festungen in Katalonien, welche noch widerstanden hatten, waren von Suchet genommen worden. Es blieb nur noch Tarragona, die stärkste und wichtigste, welche den Zugang zu dem Königreich Valencia schloß, und die Verbindung mit Frankreich hinderte, zu bezwingen übrig. Nach mehren abgeschlagenen Stürmen drangen die Franzosen am 28. Junius (1811) unter furchtbarem Blutvergießen in Tarragona ein. Nichts glich der Wuth, mit welcher die Spanier sich bis zum letzten Augenblick vertheidigt, und der Ausdauer, welche die Franzosen bei der Belagerung gezeigt hatten. Suchet, welcher einer der fähigsten und glücklichsten unter allen Generalen Napoleon's war, welche in Spanien kommandirt haben, belagerte hierauf Murviedro, am Fuße der Höhe gelegen, auf welcher das alte Sagunt stand, schlug den General Blake, der zum Entsatz der Festung heranrückte (25. Oktober 1811) und zwang Murviedro, zu kapituliren. Er zog hierauf gegen Valencia, drang in die Stadt ein und nahm Blake, der sich dahin zurückgezogen hatte, mit 18,000 Mann kriegsgefangen (10. Januar 1812). Die Bevölkerung des Königreichs Valencia schien des Krieges überdrüssig zu sein und sich in ihr Loos zu finden. Suchet wurde von Napoleon für seine großen Dienste zum Marschall und Herzog von Albufera ernannt.

Napoleon hat in St. Helena geäußert: Der Krieg in Spanien sei die offene Wunde gewesen, an der seine Macht sich langsam verblutet habe. Wie sehr dies der Fall war, kann schon aus dem häufigen Wechsel der kommandirenden Generale entnommen werden, die auf der pyrenäischen Halbinsel sich so rasch wie sonst nie zur Kaiserzeit folgten. Diese verloren dort alle entweder einen Theil ihres Ruhmes, oder kamen verstimmt und gealtert zurück. Drei Oberbefehlshaber: Junot, Soult und

Massena, hatten nach einander vergeblich die Eroberung Portugals versucht. Die Unordnung in den Gemüthern war so groß, daß Soult in Oporto an die Gründung eines Thrones für sich dachte, und Ney sich offen gegen Massena auflehnte. In Katalonien hatten Gouvion St. Cyr, Augereau und Macdonald sich im Kommando abgelöst. In Nordspanien wurde Bessieres durch Dorsenne ersetzt. Mortier kehrte aus Andalusien niedergeschlagen und krank zurück. Die sonst so bewährten Generale zweiten Ranges, wie: Sebastiani, Foy, Clauzel, Souham, der jüngere Kellermann, Leison, Reynier, Barazuay d'Hilliers, Montbrun, Drouet, boten vergebens ihren Muth und ihre Erfahrung auf, und konnten, da der ganze Kampf von Napoleon's Abgang aus Spanien an unzweckmäßig eingeleitet und angeordnet war, nichts ihres Ruhmes Würdiges ausrichten. Die beiden Hauptfehler des ganzen Krieges sind aber die Besetzung Andalusiens gewesen, anstatt die ganze vorhandene Macht gegen die Engländer in Portugal anzuwenden, und sie um jeden Preis von dort zu vertreiben, und die Schwächung der im Westen und Innern Spaniens stehenden Truppen zu der glücklichen, aber zwecklosen Unternehmung gegen Valencia, durch welche die Engländer Gelegenheit bekamen, sich der Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz zu bemächtigen.

Napoleon hatte, bevor er Paris verließ, um sich an die Spitze des gegen Rußland bestimmten Heeres zu stellen, seinen Bruder Joseph zum Oberbefehlshaber aller in Spanien stehenden Truppen ernannt. Es war aber schwer, Generale wie Soult, Marmont, Suchet, die nie nach Joseph's Willen gefragt hatten, sondern stets ihrer eigenen Ueberzeugung gefolgt waren, jetzt zum Gehorsam gegen einen Schattenkönig, dem Napoleon selbst alles militairische Talent abgesprochen und den er so lange vernachlässigt hatte, zu bewegen.

Obgleich Napoleon 25,000 Mann der besten Truppen und einige seiner bedeutendsten Generale, wie Ney, Victor, Sebastiani, Montbrun, Haxo, Ebléé und andre mehr, aus Spanien herausgezogen hatte, um sie gegen die Russen zu verwenden, so wäre die französische Macht, zweckmäßig aufgestellt, der, über welche Lord Wellington gebot, immer noch bedeutend überlegen gewesen. Es hätte aber dazu gehört, daß die Armee von Andalusien unter Soult, die von Portugal unter Marmont, und die Armee des Centrums*) zu einem einzigen Heere vereinigt worden wären. Diese drei Korps hätten eine Masse von 80,000 Mann gebildet, die im Stande gewesen, die Engländer und Spanier am Vorrücken zu hindern, und zum Schutze jedes bedrohten Punktes herbeizueilen. Einer solchen Vereinigung war aber Soult entgegen, der seine unabhängige Stellung in Andalusien nicht aufgeben wollte, und behauptete, daß nicht das Innere, sondern der Süden Spaniens von Wellington bedroht werde.

*) Es war die, welche von jeher unter Joseph's unmittelbarem Befehle gestanden hatte.

Nach der Erstürmung von Badajoz unterbrach Wellington die Verbindung zwischen den Armeen Soult's und Marmont's, indem er durch einen seiner kühnsten Unterfeldherren, den General Hill, den Franzosen die stark befestigte Tajobrücke bei Almaraz entreißen ließ (18. Mai). Marmont zog sich hierauf von Salamanca nach dem Duero zurück, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Wellington nahm am 28. Junius Salamanca ein. Marmont, der sich unterdessen mit der Division Bonnet vereinigt hatte, kehrte in die Nähe von Salamanca zurück, um die Engländer durch geschickte Bewegungen, ohne sich einer Schlacht auszusetzen, zum Rückzuge zu zwingen. Mehre Tage lang manövrirten die beiden Feldherren gegen einander, um einer eine Schwäche in der Stellung des anderen zu entdecken, und zu seinem Vortheil zu benutzen, ohne daß sie es zu einem Angriff kommen lassen wollten. Als aber Marmont durch ein kühnes Manöver Wellington's Verbindung mit Ciudad Rodrigo, aus welchem dieser seinen Hauptwaffenplatz gemacht hatte, bedrohte, beschloß der englische Oberbefehlshaber, lieber eine Schlacht zu wagen, als sich diesem Unfalle auszusetzen. Es kam am 22. Julius (1812) unfern Salamanca, am Fuß einer Hügelkette, die Arapilen genannt, zwischen den beiden Heeren zu einem allgemeinen Kampfe, in welchem die Franzosen nach einer verzweifelten Gegenwehr geschlagen und zum Rückzuge gezwungen wurden. Den Engländern ward der Sieg dadurch erleichtert, daß gleich im Anfange des Gefechtes Marmont schwer verwundet wurde. Man zweifelte eine Zeit lang an seinem Aufkommen. Der Divisionsgeneral Bonnet, der nach ihm das Kommando übernahm, wurde ebenfalls durch eine feindliche Kugel kampfesunfähig gemacht. Außerdem hatte Marmont, der nicht glaubte, an diesem Tage von Wellington angegriffen zu werden, keinen bestimmten Schlachtplan entworfen. Die einzelnen französischen Korps deckten sich nicht gegenseitig, und ihre Bewegungen griffen nicht in einander ein. Jede der beiden Armeen war einige vierzigtausend Mann stark gewesen, und ließ 5- bis 6000 Mann auf der Wahlstätte. Der materielle Verlust wäre für die Franzosen ohne Schwierigkeit zu ersetzen gewesen. Aber der moralische Eindruck der Schlacht bei den Arapilen mußte auf Spanien und ganz Europa ein bedeutender sein. Wellington's Glücksstern war seit der Einnahme Oporto's offenbar im Steigen und der seiner französischen Gegner im Sinken gewesen. Dafür lieferte jetzt Salamanca einen neuen Beleg. Der General Clauzel führte die geschlagene Armee nach Valladolid zurück.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. (H. A. Pierer.)

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Jena.

Mit der Fortſetzung

von

Eduard Arnd.

Sechszehnter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1861.

Geſchichte

der neueſten Zeit

1789 bis 1860

von

Eduard Arnd.

Dritter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1861.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Neueste Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Napoleon's Höhenpunkt und Niedergang.

		Seite
1.	Französisch-russischer Krieg bis zur Schlacht von Borodino	1
2.	Napoleon's Aufenthalt in Moskau. — Rückzug und Vernichtung der französischen Armee	43
3.	Ereignisse von Napoleon's Rückkehr nach Paris bis zum Waffenstillstande von Poischwitz. (18. December 1812 — 4. Junius 1813.)	66
4.	Friedenskongreß in Prag. — Oesterreichs Uebertritt zur Koalition. Zweiter Feldzug der Verbündeten. — Napoleon's Rückzug über den Rhein	95
5.	Fortsetzung des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel. — Niederlage der Franzosen bei Vittoria. — Vertreibung derselben aus Spanien	137
6.	Winterfeldzug der Verbündeten in Frankreich	146
7.	Einzug der Verbündeten in Paris. — Napoleon's Sturz. — Rückkehr der Bourbonen	185
8.	Stimmung in Frankreich bei Rückkehr der Bourbonen. — Der erste Pariser Frieden. — Verleihung einer neuen Verfassung. — Stellung der Parteien. 1814.	204
9.	Der Wiener Kongreß	232
10.	Napoleon's Wiederkehr. — Verhältniß der Parteien zu ihm. — Murat's Losbrechen in Italien. — Seine Niederlage und Flucht	261
11.	Die Zusatzakte. — Maifeld. — Eröffnung der Kammern. — Schlachten von Ligny und Quatre-Bras. — Niederlage bei Waterloo. — Napoleon's zweite Abdankung	297
12.	Provisorische Regierung in Paris, Fouché an deren Spitze. — Napoleon in Malmaison. — Seine Abreise nach Rochefort. — Seine Pläne zur Flucht. — Ergebung an die Engländer. — Abführung nach St. Helena	331

Seite

13. Ludwig XVIII. in Gent. — Abzug der französischen Armee nach der Loire. — Besetzung von Paris durch die Verbündeten. — Einzug Ludwig XVIII. in Paris. — Auflösung der Loirearmee. — Proscriptionslisten. — Fouché's Verbannung. — Talleyrand's Entlassung. — Ministerium Richelieu. — Zweiter Pariser Frieden 341

14. Royalistische Reaktion in Frankreich. — Ermordung des Marschalls Brune. — Hinrichtung de Labedoyere's. — Lavalette's Verurtheilung und Flucht. — Ney's Proceß und Hinrichtung. — Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich. — Lagarde und Ramel. — Murat's Untergang 365

Neueste Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Napoleon's Höhenpunkt und Niedergang.

1. Französisch-russischer Krieg bis zur Schlacht von Borodino.

Der zwischen Napoleon und Alexander I. in Tilsit und Erfurt geschlossene Bund war bald erkaltet. Schon während des Krieges gegen Oesterreich hatte sich Napoleon, auf eine lebhaftere Unterstützung Rußlands zählend, unzufrieden, und der russische Kaiser lau gezeigt. Indessen war von Alexander, ungeachtet aller einfließenden politischen Berechnung, für den Sieger in so vielen Schlachten, für den Mann, welcher sich von so dunkeln Anfängen aus durch eigene Kraft zu einer weltgebietenden Höhe emporgeschwungen hatte, eine aufrichtige Bewunderung gehegt worden, die, so weit dies unter Personen in solcher Stellung möglich ist, eine Zeit lang den Charakter einer wirklichen Freundschaft annahm. Das Genie und der Heroismus, die außerordentliche Natur des großen Emporkömmlings hatten Alexander's empfänglichen und leicht beweglichen Sinn angezogen. Bei Napoleon war dagegen Alles nur Berechnung gewesen, und er hatte dieses Verhältniß möglichst für sich ausbeuten wollen. Sein Stolz fühlte sich von den Huldigungen, welche ihm der Beherrscher des weitesten Reiches der Erde darbot, geschmeichelt und er wollte damit sowohl sein eigenes Volk als die alten Dynastien blenden, und ihnen zeigen, wie sehr sein Werth anerkannt wurde. Sonst dachte er sich Alexander's nur zur Aufrechthaltung des Kontinentalsystems, und um im übrigen Europa freie Hand zu haben, zu bedienen.

Die erste Veranlassung zu einer Verstimmung zwischen den beiden Monarchen hatten die Ende 1809 am russischen Hofe betriebenen Unterhandlungen über Napoleon's Verbindung mit einer Großfürstin gegeben. Die der Erfüllung seiner Wünsche von mehren Mitgliedern des russischen Kaiserhauses entgegengesetzten Hindernisse waren von ihm übel

empfunden worden und wiederum hatte sich Alexander durch den plötzlichen Abbruch der Bewerbung und die Wahl einer österreichischen Prinzessin verletzt gefühlt. Die Gründung des Herzogthums Warschau, die Vergrößerung desselben durch einen Theil Galiziens im wiener Frieden, die Abneigung Napoleon's gegen die von ihm verlangte Erklärung, das Königreich Polen in keinem Falle wiederherzustellen und die polnische Nationalität als nicht vorhanden zu betrachten, flößten dem russischen Kaiser Besorgnisse für die Zukunft ein.

Alexander hatte sich in Tilsit dem Kontinentalsystem angeschlossen, an England den Krieg erklärt, und seine Häfen den Schiffen dieser Nation verschlossen. Aber er vermochte nicht, dem Handel mit den Neutralen, namentlich den Nordamerikanern, zu entsagen, welche Napoleon, wie oben erwähnt worden, sämmtlich als Schleichhändler betrachtete und gegen sie dieselben Bestimmungen wie gegen die Engländer angewandt wissen wollte. Allerdings waren es großentheils über und aus England gekommene Waaren, welche die Nordamerikaner in Rußland einführten, und die von ihnen daselbst gemachten Ankäufe geschahen meist für britische Rechnung. Außerdem wurden englische Produkte über die russischen Gränzen in großer Quantität nach Deutschland gebracht. Aber das russische Volk konnte diesen Verkehr nicht entbehren, und Alexander hatte sich in Tilsit nur zum Aufgeben des unmittelbaren Handels mit England verstanden, aber nicht allem Verkehr zur See entsagt. Napoleon forderte von dem mächtigen Rußland dieselbe Hingebung an sein System, wie von den ganz seiner Willkühr Preis gegebenen Staaten. Alle Augenblicke ließ er in St. Petersburg Beschwerden über die Einführung englischer Waaren führen, obgleich er sie bei sich selbst gegen eine Abgabe von 50 Proc. gestattete. Alexander I. wollte von den sogenannten Licenzen keinen Gebrauch machen, weil dadurch nur, wie bei Napoleon, seinem Schatz, aber nicht dem russischen Handel geholfen worden wäre. Napoleon ging so weit, von der russischen Regierung die Anwendung des Dekrets von Fontainebleau, die Verbrennung der englischen Waaren betreffend, zu verlangen. Unter dem russischen Adel, welcher an den Engländern seine einzigen Abnehmer im Großen besaß, und dem Kontinentalsystem äußerst abgeneigt war, brach zuletzt eine sichtbare Unzufriedenheit mit den von seinem Kaiser an Napoleon gemachten Zugeständnissen aus. Alexander I. wurde der Schwäche und der Vernachlässigung der nationalen Interessen angeklagt. Am russischen Hofe und in der kaiserlichen Familie hatte man die Hinrichtung des Herzoges von Enghien und die Behandlung der spanischen Bourbonen in Bayonne

nicht vergessen, und war mit der Freundschaft Alexander's für Napoleon nie einverstanden gewesen. Der russische Kaiser erließ, in Folge dieser um ihn her immer lauter werdenden Stimmung, Ende Decembers (1810) einen neuen Zolltarif, der eine Menge von französischen Waaren ganz verbot, andere hoch besteuerte, dagegen den Eingang aller unter neutraler Flagge ankommenden Kolonialwaaren erlaubte. Dadurch wurde der Schleichhandel mit England allerdings sehr erleichtert, aber Alexander hatte nie die Verbindlichkeit übernommen, die Dekrete von Berlin und Mailand zur Ausübung zu bringen, und besaß offenbar das Recht, die Handelsverhältnisse in seinem Reiche nach eigener Ueberzeugung zu regeln. Dem in Tilsit gegebenen Versprechen, bis zum allgemeinen Frieden seine Häfen den englischen Schiffen zu verschließen, blieb er auch jetzt treu, aber die Folgerungen, welche Napoleon aus diesem Vertrage in Betreff des Handels mit den Neutralen zog, konnte und wollte er nicht länger anerkennen. Seine Unterthanen würden unter dieser absoluten Sperre zu sehr gelitten, und er selbst das Ansehen gehabt haben, ein Vasall Napoleon's zu sein. Alexander ordnete, um Napoleon von fern zu zeigen, wozu er im Nothfall entschlossen wäre, mit dem neuen Zolltarif die Aufstellung einer Küstenarmee von 90,000 Mann an.

Noch tiefer als von dieser Uneinigkeit über Handel und Zollwesen wurde das Bündniß zwischen den beiden Kaisern durch die Einverleibung eines Theiles von Norddeutschland in Frankreich, und die Vertreibung des Herzoges von Oldenburg gestört. Napoleon sah diesen Akt der Willkühr als etwas so Einfaches und Natürliches an, daß Alexander von seiner Absicht nicht einmal in Kenntniß gesetzt worden war. Auf Rußland's Beschwerde hatte er mit dem Anerbieten einer ungenügenden Entschädigung geantwortet, und sich sogar das Ansehen gegeben, mit der zwischen dem Kaiser und dem Herzoge bestehenden Stammes- und Familienverwandtschaft ganz unbekannt zu sein. Im März 1811 ward von St. Petersburg aus eine Note an alle befreundeten Höfe gerichtet, in welcher gegen die Wegnahme Oldenburg's Protest erhoben, und zu verstehen gegeben wurde, daß in ihr hinlänglicher Grund zu einem Kriege liege.

Bei der gränzenlosen Selbstsucht, die in Napoleon's Charakter lag, und um diese Zeit auf den höchsten Punkt gestiegen war, sah er den Widerstand, welchen Alexander I. seiner Handelspolitik entgegensetzte, und die Unzufriedenheit, welche derselbe über die Beraubung seines Verwandten, des Herzogs von Oldenburg, äußerte, als eine feindliche Handlung, gewissermaßen als eine Empörung an. Von dieser Zeit an stand der Plan in ihm fest, Rußland mit Krieg zu überziehen. Es kam für ihn

nur noch auf die Herbeischaffung der nöthigen Mittel und die Wahl des zweckmäßigsten Zeitpunktes an. Aber auch dazu gönnte er sich nicht die nöthige Frist. Sein Ungestüm, seine Herrschsucht und Ländergier ließen ihm keine Ruhe. Er verschlang in Gedanken den Weg, der zum Ziele führte, und glaubte dies schon erreicht, als es noch in weiter Ferne lag. Selbst die Verbindung mit einer Großfürstin würde, wie Napoleon sich später gegen einen seiner Vertrauten*) äußerte, den Kampf nicht abgewandt haben, wenn sich Alexander nicht völlig in Abhängigkeit von ihm begeben hätte. Eine Menge alter Dynastien und Staaten war seit Napoleon's Auftreten ganz beseitigt, andere waren von ihm auf das Aeußerste geschwächt worden. Rußland allein stand auf dem Kontinent noch aufrecht da. Es war in zwei Kriegen besiegt, aber nicht gedemüthigt worden. Diese Macht niederzuwerfen, und in seinen verhängnißvollen Kreis zu ziehen, schien Napoleon unumgänglich nothwendig zu sein, um über ganz Europa zu gebieten, und dessen vereinte Kraft zur Bezwingung England's anwenden zu können.

Da Napoleon, seitdem er so mächtig geworden, seiner Einbildungskraft mehr als früher den Zügel schießen ließ, so brachte er mit seinen Absichten gegen Rußland Beispiele aus der Geschichte in Verbindung, die, wenn auch an und für sich groß, nicht immer eine geeignete Anwendung auf die Gegenwart und Wirklichkeit erlaubten. Obgleich es ihm nur darum zu thun war, Rußland von sich abhängig zu machen, um auf dem Kontinent keinen Nebenbuhler zu haben, und die Britten von demselben ganz auszuschließen, so gab er doch vor und war vielleicht davon überzeugt, daß sein Ehrgeiz höheren menschheitlichen Zwecken zu dienen bestimmt sei. Er glaubte, daß in den nordischen Völkern periodischer Weise die Richtung zur Einwanderung in den Süden und dessen Unterjochung erwache. In seinen Augen waren die Russen die modernen Hunnen, von einem historischen Gesetz und ihrem Instinkt getrieben, die civilisirte Welt, d. h. in seinen Augen die Ueberreste des römischen Reiches, die Völker lateinischen Ursprungs, zu überfluthen und mit sich zu verschmelzen. Er glaubte sich zur Abwendung dieser Katastrophe bestimmt, oder hoffte, da er sich manchesmal so äußerte, als ob er dieselbe für unabwendbar halte, sie wenigstens verzögern zu können. Er verglich sich in vertraulicher Unterhaltung mit Marius, der Italien vor den Cimbern, mit Aurelian, der dasselbe vor den Markomannen rettete, und mit anderen römischen Imperatoren, welche der Invasion der nordischen Völker widerstanden.

*) Den Grafen Louis von Narbonne.

Er sah in Suwarow's und seiner Russen Erscheinen in Italien den ersten Anfang zu einem solchen Eindringen der neuen Barbaren auf klassischen Boden. Er wollte diese, wie er sagte, über Moskau hinaus zurückwerfen, und sie auf Jahrhunderte unschädlich machen. Napoleon schrieb sich vor allen Dingen die Aufgabe, die Civilisation zu vertheidigen, zu, und legte seinen Eroberungen nur in sofern Werth bei. Er vergaß aber, daß die politische Freiheit ein wesentliches und unentbehrliches Ingredienz dieser Civilisation ausmacht, und daß selbst in der römischen Kaiserzeit die Macht des Reiches auf der Grundlage ruhte, welche unter der Republik gelegt worden war. Indem aber Napoleon England, wo sich bis jetzt die Idee der modernen Welt am vollkommensten verwirklicht hat, bis auf den Tod bekämpfte, zeigte er, was er eigentlich unter dieser von ihm so oft angeführten Civilisation verstand: einen Körper ohne Seele, dem jener Hauch des Lebens fehlt, der nur von der Freiheit erzeugt werden kann. — Ein anderes Mal trat wieder in seinen vertraulichen Mittheilungen blos der Eroberer und der Feind Englands hervor, und er sagte: „Die Straße nach Moskau ist auch der Weg nach Indien. Alexander der Große war von eben so weit, wie ich thun werde, ausgegangen, um den Indus zu erreichen!" — Sein, wie schon an einer anderen Stelle dieses Werkes bemerkt worden ist, sehr komplexes Genie, in welches nur von seiner Herrschsucht und seinem militairischen Talent Einheit gebracht wurde, versetzte sich bald in die Stelle der römischen Imperatoren, welche die Invasion der Barbaren aufhielten, und die vorhandene Gesittung vertheidigten, oder in die Lage des macedonischen Helden, der, in der Eroberung des Orients, bis an die Quellen der Civilisation selbst vordrang, oder verlor sich in der Betrachtung Karl's des Großen, und glaubte die Welt durch den Despotismus aus dem Chaos der Revolution, wie jener aus dem der Völkerwanderung, ziehen zu müssen. Denn Napoleon lebte, obgleich er äußerlich so tief in die Gegenwart und Wirklichkeit eingriff, und sich mehr mit deren materiellen als intellektuellen Interessen zu beschäftigen veranlaßt war, in seinem Innern gern in der Vergangenheit, wo er im Pantheon der Heroen aller Zeiten und Völker sein eigenes Standbild aufgestellt sah. Die Schwelgerei der Phantasie that bei diesem außerordentlichen Manne der Thatkraft keinen Eintrag, und sein Geist kehrte mit Blitzesschnelle aus den fernsten Regionen in die nächsten Kreise zurück. Aber bei dem Gefühl des Genius, der in ihm wohnte, und dem Besitz einer ungeheueren äußeren Macht trug dieses Versenken in die Vergangenheit zu dem verwegenen und gränzenlosen Eingreifen in die Gegenwart bei, das

ihn größer und zugleich unglücklicher, als seine Vorläufer auf den Höhen der Menschheit, gemacht hat.

Sobald einmal in Napoleon die Absicht, Rußland zu bekriegen und von sich abhängig zu machen, zur Reife gediehen war, so setzte er mit fieberhafter Ungeduld, aber auch mit eben so tiefem Bedacht, alles dazu Nöthige in Bewegung. Ungeheure Truppenmassen brachen aus Frankreich, Italien, Deutschland auf, um nord- und ostwärts nach der Oder, der Weichsel und dem Niemen zu ziehen. Unermeßliche Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegsbedarf wurden von ihm an den geeigneten Orten angehäuft. Er hatte Alles, Zeit und Raum, die Land- und Wasserverbindungen, die Beschaffenheit der Gegenden, den Charakter der Bevölkerungen, durch welche sein Heer kommen würde, in Betracht gezogen. Die Ordnung und Sicherheit, mit welcher er so massenhafte Gegenstände zu ordnen, das Vorhandene zu benutzen, das Mangelnde zu ersetzen wußte, beweist ein organisatorisches Genie ohne Gleichen. Wenn Napoleon an strategischem Talent hier und da in der Geschichte ebenbürtige Nebenbuhler gehabt hat, so ist dagegen von Niemand vor ihm dieselbe Befähigung für große militairische Kombinationen mit allem Zubehör von Politik und Administration an den Tag gelegt worden.

Eine Zeitlang suchte er Alexander I. durch die Vorspiegelung einer erheuchelten Friedensliebe, durch die Aussicht auf eine leichte Beilegung des unter ihnen entstandenen Zwistes zu täuschen und einzuschläfern, indem er fürchtete, daß ihm sein Gegner sonst in der Besetzung der Weichselgegenden zuvorkommen würde. Als es nicht mehr möglich war, seine Rüstungen und deren Zweck zu verhehlen, so stellte er sie als eine Maßregel der Vertheidigung, als eine Antwort auf die von dem russischen Kaiser getroffenen Vorbereitungen zum Kriege, wie die Befestigung einiger Plätze an der Düna, die Verstärkung der Truppen in Litthauen, die Aufstellung mehrer Armeekorps im Innern, dar. Alexander I. war auf seiner Seite nicht zum Angriff geneigt. Das überlegene militairische Genie Napoleon's, die größere Erfahrung seiner Generale, und der hohe Ruf des französischen Soldaten flößten ihm Scheu ein, und hielten ihn ab, mit seiner Streitmacht seine westliche Gränze zu überschreiten, und den Kampfplatz nach dem Herzogthum Warschau zu verlegen. Alexander wollte, im Gefühl der Gerechtigkeit seiner Sache, sich auf die Vertheidigung beschränken, sich von seinen Hülfsquellen nicht entfernen, und den Krieg zu einem nationalen machen.

Wenn Napoleon nicht von brennender Herrschsucht verzehrt, und durch die mit ihr verbundene Selbsttäuschung verblendet gewesen wäre,

so würden ihm mancherlei Gründe von einem so fernen und schwierigen Unternehmen, wie das Eindringen in Rußland, wo das mögliche Ergebniß mit den aufzubietenden Mitteln und den zu überstehenden Gefahren in keinem Verhältniß stand, abgerathen haben. Er war schon über die Mitte des Lebens hinaus, und hatte keine Zeit mehr, um einen so ungeheuren Plan, wie die Unterjochung des russischen Reiches, auszuführen. Alexander I. wollte, wenn Napoleon nicht auf der Handelssperre der Neutralen bestand, dem Bündniß mit Frankreich und dem Kontinentalsystem gegen England treu bleiben. Napoleon würde, selbst im Falle eines ganz glücklichen Krieges, nicht viel mehr erreicht haben. Denn an einen Umsturz des kolossalen Rußlands durch einige gewonnene Schlachten, wie mit mehren anderen Staaten geschehen, konnte bei ruhiger Erwägung nicht gedacht werden. Es war vielmehr, wie in Spanien, wenn auch unter anderen Formen, ein langdauernder, fast endloser Kampf vorauszusehen. Die Dienste, welche der Unabhängigkeit der pyrenäischen Halbinsel von ihren Gebirgen und Schluchten, und ihren kühnen Guerillas geleistet wurden, konnten für Rußland von seinen unermeßlichen Räumen, dem langen Winter, und der Zahl seiner regelmäßigen Truppen erwartet werden. Frankreich war schon damals durch einen zwanzigjährigen, nach und nach mit ganz Europa geführten Krieg an junger Mannschaft erschöpft, und außerdem durch den inneren Druck, die Entbehrung jeder freien Bewegung verstimmt. Die militairische Energie des französischen Soldaten hatte sich nicht verringert, aber in der Nation selbst war keine Spur von dem Aufschwunge mehr vorhanden, welcher, mitten unter der größten Zerrüttung des bürgerlichen Lebens, die republikanischen Armeen, über Frankreichs Gränzen hinaus, zu so vielen Siegen geführt hatte. Damals war das Volk ein unerschöpflicher Quell für die bewaffnete Macht gewesen. Jetzt mußte, bei der moralischen Lähmung und materiellen Verringerung der dienstfähigen Bevölkerung, der Ersatz für den in einem stets kämpfenden Heere rasch eintretenden Abgang immer schwieriger werden. Auch war vorauszusehen, daß die fremden Völker, durch die ihnen von Napoleon auferzwungene Uebung, den Franzosen in der Kriegsführung bald gleich kommen, und ihnen, ihre nationalen Antipathien bewahrend, zuletzt gefährlich werden würden.

Napoleon gebot über ganz Mitteleuropa. Im Grunde konnte er sich aber nur auf die Bevölkerung des alten Frankreichs vollkommen verlassen, und auch dort fing sich die Unzufriedenheit mit seinem Regierungssystem, der Konskription und der Kontinentalsperre zu regen an. Auf die Völker des Rheinbundes, Belgiens und Hollands durfte er nur so

lange rechnen, als er mächtig genug blieb, um ihnen Furcht einzuflößen. Portugal war ihm ganz entgangen, und in Spanien dauerte der Kampf mit der früheren Heftigkeit, und von Seiten der Gegner, Engländer und Spanier, mit mehr Glück und Geschicklichkeit, als früher, fort. Napoleon hatte die Italiener, welche ihm, so lange er sie die Wiederherstellung ihrer nationalen Selbstständigkeit hoffen ließ, aufrichtig zugethan gewesen, arg getäuscht, und ihr Vertrauen verscherzt. Die Vereinigung so historisch-italienischer Städte, wie Florenz und Rom, mit Frankreich, und die Absendung der Jugend auf die mörderischen Schlachtfelder Spaniens ward mit stillem, aber tiefem Unmuth empfunden. Oesterreich war Napoleon durch verwandtschaftliche Bande nahe gestellt worden. Bei seiner Länderſucht versäumte er es aber, dasselbe, durch die Zurückgabe der illyrischen Provinzen, zu gewinnen. Die Verluste, welche er ihm in drei Friedensschlüssen zugefügt hatte, waren zu groß gewesen, um durch eine Heirath ausgeglichen werden zu können. Frankreichs Herrschaft über Europa für immer anzuerkennen, war von einer so alten und großen Monarchie, wie Oesterreich, das früher nie eine andere Macht über sich anerkannt hatte, nicht zu erwarten. In Preußen gährte der glühendste Haß gegen den stolzen Eroberer, der durch die Drangsale, welche der Durchzug seiner Truppen nach Rußland herbeiführte, noch vermehrt werden sollte. Die Königin Luise von Preußen, deren Herz bei dem Anblick ihres unglücklichen Landes brach, war wenige Monate nach Napoleon's zweiter Vermählung gestorben (19. Julius 1810), und die Trauer um ihren frühen Tod vermischte sich in der Gesinnung des Volkes mit dem Gefühl der Rache gegen den, welcher die Verstorbene bei mehren Gelegenheiten bitter gekränkt hatte. Dänemark blieb, aus Abneigung gegen England, Frankreichs treuer Verbündeter, und hatte sogar mehre Tausend seiner besten Seeleute der französischen Flotte überwiesen, aber es ward von ihm, selbst in den ihm zunächst liegenden nordischen Zuständen, kein Gewicht in die Wagschale mehr geworfen. Die Seele der schwedischen Regierung war ein früherer Kriegsgefährte und Unterthan Napoleon's, der Marschall Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, der, nachdem er vergeblich von seinem ehemaligen Gebieter dessen Zustimmung zu der Erwerbung Norwegens verlangt hatte, von Groll gegen ihn erfüllt war, und sich im Geheimen schon längst zu Rußland und Großbrittanien hinneigte, denen er sich später offen anschloß. Die Pforte hatte, seitdem Napoleon in Tilsit und Erfurt so eng mit Alexander befreundet worden, eine Stütze an England gesucht. Es war nicht wahrscheinlich, daß sie sich, bei dem Ausbruche eines großen Kampfes, für Napoleon, von dem

sie wußte, daß er den russischen Kaiser zum Eindringen in die Donaufürstenthümer ermuntert hatte, erklären würde.

Napoleon hatte jetzt (1811) zwei Weltreiche, Großbrittanien und Rußland, denn der Krieg mit letzterem ward schon damals für unvermeidlich gehalten, gegen sich, stieß bei der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel auf unübersteigliche Hindernisse, und wollte doch nicht von ihr lassen, und besaß außerdem Unterthanen, die allmälig mit ihm unzufrieden geworden, und Bundesgenossen, auf deren keinen er, mit Ausnahme der Polen im Herzogthum Warschau, mit Sicherheit rechnen konnte. Seine Lage in der Mitte der europäischen Welt war nicht so fest, wie sie äußerlich erschien. Unter solchen Umständen, bei der Ermüdung Frankreichs, der Erkaltung Italiens, der Erbitterung Deutschlands, ein unermeßliches Heer nach dem Innern von Rußland zu führen, war eine Verwegenheit, welche nur aus der langen Gewohnheit des Sieges, der Ueberwindung aller Hindernisse, und dem Drange, seine Kraft am Räthselhaften und Riesigen zu versuchen, erklärt werden kann.

Napoleon hatte seit den abgebrochenen Vermählungsunterhandlungen einen Kampf mit Rußland vorausgesehen, oder vielmehr denselben gewollt, und nicht geglaubt, daß er so lange hinausgeschoben werden würde. Er war entschlossen gewesen, den Krieg im Nothfall auch mit einer viel geringeren Macht, als von ihm für nöthig gehalten wurde, anzufangen, verbarg aber seine Zufriedenheit nicht, als Alexander's Mäßigung und seine eigenen Künste den Ausbruch verzögerten, und ihm Zeit zur vollständigen Entwickelung seiner Angriffsmittel ließen. In der verschiedenartigsten Weise suchte er auf seinen früheren Freund und Bewunderer zu wirken, ihn zu gewinnen oder einzuschüchtern. Er trieb ihn zur Eroberung der Moldau und Wallachei an, stellte das gute Vernehmen zwischen ihnen als das Heil der Welt, als den Angelpunkt, um welchen sich die ganze Zeit drehte, dar, versprach Polen, obgleich von ihm eine Zusage in der Form, wie sie Rußland verlangt hatte, nach wie vor verweigert wurde, nicht wiederherzustellen, beschwerte sich dann aber über den heimlichen Verkehr mit den Engländern, die Zulassung der Nordamerikaner, über den neuen Zolltarif, und erklärte, daß ein Friedensschluß mit Großbrittanien, auch wenn derselbe keineswegs mit feindlichen Demonstrationen gegen Frankreich verbunden sein sollte, von ihm wie eine Kriegserklärung aufgenommen werden würde. Alexander antwortete hierauf mit der Versicherung seiner Abneigung vor einem Kriege, und der Beobachtung der in Tilsit eingegangenen Verpflichtungen, gab aber zugleich seinen unabänderlichen Willen zu erkennen, dem Handel mit

den Neutralen nicht zu entsagen, und sich zu keinen weiteren Verkehrsbeschränkungen bestimmen zu lassen.

Während beide Theile mit aller Macht rüsteten, wurden noch immer Friedensworte gewechselt. Als endlich gegenseitig Auskunft über die Vorbereitungen zum Kriege verlangt wurde, maß immer der Eine dem Anderen die Schuld bei, und erklärte, nur dem ihm gegebenen Beispiel gefolgt zu sein. Der General Caulincourt, Herzog von Vicenza und Oberstallmeister Napoleon's, dem Kaiser Alexander persönlich angenehm, und von demselben mit großer Auszeichnung behandelt, hatte durch seine versöhnende Haltung zur Verzögerung des Bruches beigetragen. Er wurde aber von seinem Gebieter, als zu nachgiebig gegen Rußland, abberufen, und durch den General Lauriston ersetzt (Mai 1811). Auch dieser erwarb sich Alexander's Gunst, und empfing von ihm dieselben Versicherungen, wie Caulincourt, über seine Geneigtheit zur Erhaltung des Friedens, aber auch die Unmöglichkeit weiterer Zugeständnisse. Als Napoleon's Anstalten zum Kriege immer drohender wurden, erklärte Alexander mehrmals an Lauriston, daß er, selbst wenn seine Waffen im Anfange unglücklich sein sollten, von seinen Grundsätzen nicht weichen, und keinen unbilligen oder demüthigenden Frieden eingehen werde. Lauriston übersandte diese Erklärungen nach Paris, pflichtete ihnen bei, und fügte hinzu, daß die Fortdauer des Friedens möglich sei, daß aber Rußland einem Angriff den äußersten Widerstand entgegensetzen werde, und daß in diesem Falle ein langer und schwerer Kampf bevorstehe. Lauriston rieth, wie Caulincourt, zu Mäßigung, fand aber eben so wenig Gehör. Napoleon glaubte nicht an diese Festigkeit des russischen Kaisers, hoffte, ihn schon durch seine Rüstungen einzuschüchtern, jedenfalls aber durch die ersten gewonnenen Schlachten zur Unterwerfung unter seinen Willen zwingen zu können.

Napoleon war, ungeachtet seiner Versicherungen vom Gegentheil, fest zum Kriege gegen Rußland entschlossen. Keine noch so weit getriebene Nachgiebigkeit des Kaisers Alexander würde denselben ganz beseitigt, sondern nur verzögert, und die Auffindung anderer Vorwände veranlaßt haben. Der Eroberer glaubte durch die Siege, auf welche er im Norden rechnete, alle übrigen Schwierigkeiten seiner Lage beseitigen zu können. Er erwartete davon eine für ihn glückliche Rückwirkung auf England, Spanien, selbst auf den Pabst, welcher, obgleich damals in Savona gefangen gehalten, in allen wesentlichen Punkten, auf seinem Widerstande gegen Napoleon's Eingriffe in die Rechte der Kirche, beharren blieb. Auch das französische Volk hoffte er durch neue Triumphe zu

blenden oder zu betäuben. Er zeigte sich deshalb außerordentlich kalt gegen den russischen Botschafter Fürsten Kurakin, welchen er früher mit der größten Vertraulichkeit behandelt hatte, vereitelte dadurch die Ankunft des Grafen von Nesselrode, den Alexander zur Ausgleichung der vorhandenen Mißverständnisse an Napoleon senden wollte, und ließ den Adjutanten des russischen Kaisers, Grafen Czernischeff, der mehrmals mit Missionen in Paris beauftragt gewesen, im Moniteur in einer Art verunglimpfen, daß Etwas davon auf dessen Gebieter zurückfallen mußte. Ein glücklicher Krieg gegen Rußland wurde von ihm als ein allgemeines Heilmittel für Alles, was in seinen Angelegenheiten schadhaft oder krank sein konnte, angesehen.

Ueber den militairischen Rüstungen waren von Napoleon die diplomatischen Unterhandlungen nicht vernachlässigt worden. Einem von ihm schon früher beobachteten Verfahren gemäß, richtete er auch vor Ausbruch des diesmaligen Krieges einen Ausgleichungsvorschlag an das englische Kabinet, vermöge dessen beide Theile in ihrem gegenwärtigen Besitzstande bleiben sollten. Er erbot sich außerdem, Portugal an das Haus Braganza zurückzugeben, und Ferdinand IV. als König von Sicilien anzuerkennen. Die im englischen Ministerium unterdessen vorgegangene Veränderung war Napoleon nicht zu Statten gekommen. In die Stelle des ermordeten Premierministers Perceval war Lord Liverpool getreten, der eben so wie sein Vorgänger an Pitt's Grundsätzen hing. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete Lord Castlereagh, der zu den entschiedensten Gegnern Napoleon's gehörte. Fox' Gesinnungsgenossen waren im Parlament ohne Einfluß. Obgleich einzelne Handels- und Industriezweige von der Kontinentalsperre bedeutend litten, so wurde von den herrschenden Klassen auf diese theilweisen Uebelstände keine Rücksicht genommen. Die brittische Nation hatte sich aus dem Kriege gegen Napoleon gewissermaßen eine Gewohnheit gemacht. Lord Castlereagh ging deshalb auf die französischen Vorschläge nicht ein, sondern verlangte vor Allem die Wiedereinsetzung Ferdinand VII. auf den spanischen Thron, woran die Unterhandlung von Anfang an scheiterte. Napoleon hatte von diesem Versuche ohne Zweifel keinen Erfolg erwartet, sondern sich nur, den Franzosen gegenüber, den Schein der Mäßigung und Bereitwilligkeit zum Frieden mit England geben wollen. Das brittische Kabinet hatte, als es nach dem Frieden von Tilsit eine Zeit lang keinen einzigen Bundesgenossen auf dem Kontinent besaß, nicht die geringste Neigung zu einer Uebereinkunft mit Frankreich gezeigt, und später, nach dem erfurter Kongreß, die von Napoleon und Alexander gemeinschaftlich ergangenen

Anträge zurückgewiesen. Wie hätte es sich jetzt unter für den Eroberer ungünstigeren Umständen gegen denselben versöhnlich zeigen können?

Anders verhielt es sich mit Preußen und Oesterreich, die nicht in der Lage waren, sich gegen Napoleon ablehnend zu verhalten. Preußen war von dem französischen Kaiser seit Tilsit mehrmals in seinem Dasein bedroht worden. Einmal, als die Abzahlung der Kriegskontribution nicht regelmäßig einlief, und dann später, als es den Verdacht erregte, gegen Frankreich zu rüsten. Der Marschall Davoust hatte den Befehl erhalten, bei dem geringsten Anschein einer feindlichen Bewegung auf Berlin, und von da nach der Weichsel zu ziehen, um dem preußischen Heere den Weg nach Rußland zu verlegen, indem Napoleon damals argwohnte, daß der König Friedrich Wilhelm sich dem Kaiser Alexander in die Arme werfen wolle. Es war demnach ein Glück für das hart bedrängte Land, daß am 24. Februar (1812) zwischen ihm und Frankreich ein Bündniß zu Stande kam, wonach es 20,000 Mann zum Kriege gegen Rußland stellte, dagegen die Versicherung einer angemessenen Vergrößerung nach Beendigung desselben erhielt. Die Lieferungen, welche Preußen auferlegt wurden: Getraide, Schlachtvieh, Fuhrwerk, sollten berechnet, und von dem noch schuldigen Reste der Kontribution (43 Mill. Fr.) abgezogen werden. Der französische Generalintendant Dumas wurde jedoch angewiesen, nicht vor Ende des Feldzuges Rechnungen über Geliefertes abzuschließen, damit man Preußen bis dahin in seiner Hand behalte. Berlin mußte einen französischen Gouverneur einnehmen. Spandau und Pillau wurden von den Franzosen besetzt. Der König von Preußen sah sich genöthigt, dem General Scharnhorst das Kriegsministerium zu entziehen. Dieser große Organisator hatte aber schon Zeit gehabt, sein neues System in der preußischen Armee einzuführen. Nächst England war es Preußen, das Napoleon, obgleich er es so sehr geschwächt hatte, immerfort die meiste Besorgniß einflößte.

Am 14. März ward zwischen Oesterreich und Frankreich ein ähnliches Bündniß, wie mit Preußen, abgeschlossen, vermöge dessen ersteres ein Kontingent von 30,000 Mann stellte. In einem geheimen Artikel des Vertrages wurde dem Kaiser Franz I. die Rückgabe der verlorenen Theile Galiziens oder statt dessen der illyrischen Provinzen zugesagt. Beide Hülfskorps wurden übrigens durchaus zu Napoleon's Verfügung gestellt, so daß er über deren Verwendung allein zu entscheiden haben sollte. Es hing von ihm ab, dieselben mit seinen Truppen zu vereinigen, oder allein auftreten zu lassen. Der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Metternich, welcher nach Napoleon's Sturz als der

eifrigste Apostel des Legitimitätsprincips auftrat, war damals keineswegs geneigt, dem Schwiegersohn seines Kaisers entgegenzuarbeiten, sondern wollte nur aus dessen überlegener Stellung so großen Vortheil als möglich für Oesterreich ziehen. Ein plötzliches Ende Napoleon's würde das österreichische Kabinet, wegen der davon unzertrennlichen Umwälzung im größten Theile Europa's, erschreckt haben.

Beide Mächte, Oesterreich und Preußen, hatten, obwohl vergeblich, durch ihre Vorstellungen in St. Petersburg, den Bruch zwischen Alexander und Napoleon zu verhindern gesucht. Beide ließen, als der Krieg entschieden war, das russische Kabinet im Geheimen von der Fortsetzung ihrer früheren Geneigtheit für dasselbe, und daß sie nur gezwungen dem Drange der Umstände nachgeben müßten, benachrichtigen.

Napoleon hatte lange, gegen alle Wahrscheinlichkeit, auf ein Bündniß mit der Pforte und Schweden gegen Rußland gerechnet. Das Fehlschlagen seiner Hoffnungen in Betreff der Türkei ist ihm weniger zur Last zu legen, da wohl kein anderes Kabinet als der Divan im Stande gewesen wäre, mit einer Macht, von der es seit mehren Menschenaltern einen schweren Schlag nach dem anderen erfahren hatte, in einem Augenblick Frieden zu schließen, wo diese Macht von dem größten Feldherrn und einem unermeßlichen Heere mit Krieg überzogen wurde. Aber die Pforte benutzte nicht nur nicht die Vortheile, welche sich ihr jetzt boten, sondern sie ließ sich im bucharester Frieden sogar zu Opfern gegen Rußland bereitwillig finden. Schwerer ist die Selbsttäuschung zu begreifen, der sich Napoleon über sein Verhältniß zu Schweden hingab. Die schwedische Regierung wurde von Bernadotte geleitet, der, obgleich damals erst Kronprinz, dem bejahrten und schwachen Karl XIII. in jeder Weise überlegen war. Es hätte Napoleon nicht unbekannt sein sollen, wie eifersüchtig Bernadotte auf seinen Ruhm, und wie wenig auf die Versprechungen desselben zu geben war. Es war von Napoleon offenbar ein Fehler gewesen, Bernadotte nach Schweden, wo er von dem Kaiser ganz unabhängig wurde, und über kurz oder lang in den Besitz der Regierung kommen mußte, ziehen zu lassen. Als dieser Mißgriff nicht mehr gut zu machen war, hätte Napoleon sich wenigstens hüten sollen, einen solchen Mann, dessen Ehrgeiz und Neid gegen ihn er kannte, und der erst kurz vorher, im letzten Kriege gegen Oesterreich, von ihm gekränkt worden, Gelegenheit und Vorwand zu einem Bruch zu geben.

Bernadotte hatte, kaum in Schweden angelangt, daran gedacht, sein neues Vaterland für die im friedrichshammer Frieden erlittene harte Einbuße zu entschädigen. Finnland schien ihm, die große Macht Rußlands

und die abgesonderte Lage dieser Provinz in Betracht gezogen, für Schweden auf immer verloren zu sein. Er warf sein Augenmerk auf Norwegen, das als ein glänzender Ersatz für Finnland gelten konnte. Norwegen war von Dänemark durch das Meer getrennt, gränzte dagegen mehre hundert Stunden weit an Schweden. Es besaß allerdings keine Sympathien für letzteres Land, aber die frühere Anhänglichkeit an Dänemark war von dessen fehlerhafter Verwaltung längst untergraben worden. Der neue Kronprinz von Schweden, welcher von einem großen Selbstvertrauen erfüllt war, hoffte, einmal in den Besitz Norwegens gesetzt, dasselbe mit der Veränderung in seinem Schicksale bald aussöhnen zu können. Er ließ in diesem Sinne Anträge an Napoleon stellen, von dem sie aber mit Verachtung abgewiesen wurden. Der französische Kaiser sprach sich mit Entrüstung über die Zumuthung aus, in die Beraubung eines treuen Verbündeten, wie des Königs von Dänemark, einwilligen zu sollen, obgleich er wenige Jahre vorher, aus eigener Bewegung, in Bayonne etwas viel Schlimmeres vollbracht, und Alexander's eben so rechtlosen Einfall in Finnland gebilligt hatte. Von dieser Zeit an fing der Kronprinz sich Großbrittanien und Rußland zuzuwenden an. Die Kontinentalsperre ward jetzt in Schweden so wenig beobachtet, daß Napoleon, der nur unter dieser Bedingung nach Gustav IV. Adolph's Sturz Schwedisch-Pommern geräumt hatte, dasselbe von Neuem besetzen ließ (Januar 1812). Die Eröffnungen in Betreff Norwegens wurden von Alexander I. günstig aufgenommen, und am 5. April 1812 der künftige Besitz dieses Landes für Schweden in Aussicht gestellt. Sei es, daß Bernadotte, der eben so wandelbar als ehrgeizig war, bei dem Gedanken an die große, Rußland bedrohende Gefahr anderer Ueberzeugung geworden, oder daß er Napoleon nur täuschen wollte, er knüpfte mit demselben im Geheimen wieder Verbindungen an, und erbot sich, gegen Subsidien von Frankreich, nach Ausbruch des Krieges mit 30—40,000 Schweden in Finnland einzufallen. Der französische Kaiser willigte in die Wiedereroberung dieser Provinz ein, war aber unklug genug, die Geldunterstützung zu verweigern, worauf sich die Unterhandlung zerschlug. Von Napoleon war schon früher, zu seinem großen Schaden, gegen seinen Bruder Joseph in Spanien dieselbe Sparsamkeit bewiesen worden. An der Pforte hatte er, durch den bucharester Frieden, nur einen Bundesgenossen gegen Rußland verloren. In Bernadotte erwuchs ihm aber ein Gegner, der, nachdem er seine Absichten auf Norwegen ausgeführt hatte, bei Napoleon's Bekämpfung vom Glück mehr als früher in dessen Dienst begünstigt worden ist.

Napoleon, dessen Ehrgeiz die einzige Ursache dieses Krieges war, der alle Sehnen seines Geistes angespannt hatte, um dafür die furchtbarsten Vorbereitungen zu treffen, legte, als es zur Ausführung kam, nicht die tiefe Einheit und Entschiedenheit des Willens, die rasche Entschlossenheit, wie in früheren Zeiten, dar. Die Unwahrscheinlichkeit, Rußland, bei seiner Entfernung und Ausdehnung, durch einige große Schläge, wie mit Oesterreich und Preußen geschehen, von sich abhängig zu machen, das Dunkel, welches über dem Ausgange des großen Unternehmens schwebte, zogen seine sonst so starke Seele ungewiß hin und her. Im Grunde handelte es sich nur darum, Alexander I. zu einer genaueren Beobachtung der Kontinentalsperre zu nöthigen, was bis auf einen gewissen Grad auch ohne einen solchen Kampf möglich gewesen wäre, und über diesen Grad hinaus durch keine Siege auf dem Schlachtfelde erreicht werden konnte. Denn die Natur der Dinge ließ sich, durch die Anwendung einer äußeren Gewalt, die nothwendig ihre Gränze finden muß, nicht verändern. Im Angesicht dieser Schwierigkeiten, denen er nicht weichen wollte, und deren Größe sich ihm gleichwohl aufdrang, bemächtigte sich Napoleon's der Zweifel, dessen lähmenden Einfluß auf den Charakter er bisher nie gekannt hatte. Denn obgleich derselbe immer gewohnt gewesen war, ein Unternehmen auf allen Seiten zu prüfen und das Für und Wider zu erwägen, so war er früher, wenn die Sache in seinem Geiste zur Reife gekommen, immer gerade auf das Ziel losgegangen, und hatte nicht mehr zurückgeblickt. Dies war jetzt anders geworden. Abgesehen von den Berichten der Gesandten in St. Petersburg, Caulincourt und Lauriston, von denen ersterer 1811 nach Frankreich zurückgekehrt war, und seine Einwendungen gegen einen Bruch mit Rußland persönlich wiederholte, so hielten auch Männer, wie Cambacérès, mit den inneren Zuständen Frankreichs seit 1789 wie kein Anderer vertraut, der ältere Segur, welcher schon vor der Revolution Botschafter am russischen Hofe gewesen, Administratoren und Finanziers, wie Mollien und Gaudin, selbst einige dem Kaiser besonders nahe gestellte Militairs, wie Duroc, mit ihren Bedenklichkeiten gegen einen Kriegszug nach dem Norden, während zu derselben Zeit im Süden ein so heißer und blutiger Kampf geführt werden mußte, nicht zurück.

Diese Vorstellungen blieben auf Napoleon nicht ohne Einfluß, dessen Entschluß für Augenblicke erschüttert wurde. Dann riß aber wiederum gerade das Ungeheure des Wagnisses seinen an das Außerordentliche gewöhnten Geist fort. Er wurde auf diese Art zu mancherlei Widersprüchen in der Behandlung des größten Unternehmens seines Lebens

veranlaßt. Er hatte Nesselrode's Absendung an ihn, der ihm friedliche Vorschläge überbringen sollte, verhindert, und war dennoch unzufrieden und überrascht, als Kurakin seine Pässe forderte. Später traten noch größere und folgenschwerere Ungleichheiten in seinem Verhalten hervor. Napoleon fühlte, daß das französische Volk seiner Regierung müde zu werden anfing, daß seine Bundesgenossen meist heimliche Gegner waren, daß die Kontinentalsperre auf eine Unmöglichkeit hinauslief, daß in seinem System etwas Unnatürliches und Unhaltbares lag, und er glaubte, sich nur durch einen neuen und glücklichen Kampf befestigen zu können. Die Kriege, welche bei Marengo, Austerlitz, Friedland und Wagram ihren Abschluß fanden, waren von ihm mit einer größeren Uebereinstimmung zwischen der Wahl der Mittel und dem vorliegenden Zweck, und, wie später sich herausstellte, im Ganzen auch nach einem tieferen Plan als der Feldzug in Rußland, geführt worden.

Napoleon hoffte, daß Alexander I. vor der Größe der gegen ihn gerichteten Rüstungen erschrecken, und in eine Verschärfung der Kontinentalsperre einwilligen werde. Er hatte zu diesem Zweck Lauriston mit neuen Verhaltungsvorschriften versehen, und zugleich den Grafen Louis von Narbonne, auf dessen Ueberredungsgabe er vertraute, mit einer außerordentlichen Botschaft an den russischen Kaiser gesandt. Als aber Kurakin sein Ultimatum übergab, in welchem Rußland in schneidendem Tone Entfernung aller französischen und Bundestruppen aus Preußen und Schwedisch-Pommern, und Verringerung der Garnison in Danzig verlangte, gewahrte Napoleon, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte, obgleich er auch dann noch sich der Erwartung hingab, daß die Festigkeit seines Gegners durch die Annäherung des französischen Heeres zum Wanken gebracht werden würde. Auf der einen Seite that Napoleon Alles, um den Krieg unvermeidlich zu machen, auf der anderen glaubte er, ihn noch immer verhindern zu können. Er beabsichtigte aber durch die Einschüchterung Alexander's nicht blos seinen nächsten Zweck, eine strengere Abschließung gegen die Engländer, zu erreichen, sondern hoffte, daß der russische Monarch, in dieser Krisis zur Nachgiebigkeit veranlaßt, in seinem eigenen Reiche seine bisherige Popularität, und in Europa seinen moralischen Einfluß verlieren werde. Aus dieser geschwächten Stellung eines gedemüthigten Nebenbuhlers hoffte Napoleon dann weitere politische Vortheile ziehen zu können. Rußland von sich in Abhängigkeit zu bringen, blieb immer sein Ziel. Nur glaubte er in manchen Augenblicken, dasselbe auch ohne offenen Kampf, schon durch eine große bewaffnete Demonstration, erreichen zu können.

Diese wechselnden Erwartungen und Entschlüsse hielten Napoleon von seiner Armee länger entfernt, als es für den Krieg, wenn er zuletzt doch unvermeidlich werden sollte, ersprießlich war. Er hätte diesmal nicht zu seinen Soldaten, wie in der Proklamation vor dem Ausbruch des letzten Kampfes gegen Oesterreich, sagen können: „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes an....". — Er schien vielmehr die Kenntniß vom Werthe der Zeit, in deren Gebrauch ihm früher Niemand gleich gekommen war, jetzt etwas vergessen zu haben. Erst am 9. Mai verließ er, in Begleitung seiner Gemahlin und eines zahlreichen Gefolges, St. Cloud, um in Dresden zu verweilen, wo er mit mehrern Monarchen und vielen anderen hohen Personen zusammentreffen wollte. Mit Ausnahme der Beherrscher von Rußland und Großbrittanien konnten jetzt die meisten übrigen Fürsten für seine ganzen oder halben Vasallen gelten. Seine Reise glich einem immerwährenden Triumphzuge. In Mainz warteten ihm der Großherzog von Darmstadt, der Landgraf von Homburg und des ersteren Neffe, der junge Erbprinz von Anhalt-Köthen, auf. In Würzburg erschienen der König von Würtemberg und der Großherzog von Baden. In Freiberg kamen ihm der König und die Königin von Sachsen entgegen. Ueberall wurde Napoleon mit Glockengeläute, Kanonendonner, feierlichen Aufzügen, Ueberreichung von Lorbeerkränzen, Freudenfeuern u. s. w. empfangen. Auf den Ehrenpforten prangten in deutscher und französischer Sprache Inschriften wie folgende: „Napoleon dem Großen, dem Unüberwindlichen, dem Sieger, Erhalter, Beschützer!" — In Dresden wurde am Tage nach seiner Ankunft in allen Kirchen der ambrosianische Lobgesang angestimmt. Im Schauspielhause stellte die Scene einen Sonnentempel mit der Inschrift vor: „Weniger groß und glänzend als Er ist die Sonne!" — Obgleich Napoleon in Deutschland nicht mehr, wie in früherer Zeit, Begeisterung und Hoffnung erregte, sondern derselbe im Geheimen verwünscht, und als die Quelle aller vorhandenen Uebelstände betrachtet wurde, so war doch das Volk auf seinem Wege überall in großen Schaaren zusammengeströmt, und seine Erscheinung hatte den Eindruck eines mit Furcht vermischten Erstaunens gemacht. Der Menge fiel seine im Norden ungewöhnliche Gesichtsbildung, das Feuer seines Blickes, der eigenthümliche Ausdruck seiner Züge auf. Die tiefer Blickenden dachten, indem sie ihn betrachteten, an Alles, was von diesem Manne seit fünfzehn Jahren ausgegangen war, und sannen über die Rolle nach, welche ihm vom Schicksale noch zu spielen bestimmt sein konnte. Seit vielen Jahrhunderten hatte Nie-

mand die Einbildungskraft der Menschen so tief wie Napoleon ergriffen. Gedankenlos konnte nur der Stumpfsinn bei seinem Anblick bleiben.

Es erschienen in Dresden der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, Stiefmutter der Gemahlin Napoleon's, bekannt durch ihre Abneigung gegen Alles, was aus der französischen Revolution hervorgegangen war oder mit ihr zusammenhing; der Großherzog von Würzburg, Oheim der Kaiserin der Franzosen; die Herzoge von Weimar, Koburg, Mecklenburg, Anhalt-Dessau, und erst auf ausdrücklichen Wunsch Napoleon's, in den letzten Tagen seines Aufenthaltes, der König und der Kronprinz von Preußen. Eine unermeßliche Menge von Fremden und Neugierigen hatte sich nach Dresden begeben. Napoleon ward daselbst, obgleich er dem Kaiser Franz, als seinem Schwiegervater, den Vortritt ließ, als der König der Könige angesehen, und trat auch äußerlich mit einem großen Machtgefühl auf. Von allen Seiten wurden glänzende Feste gegeben, aber es herrschte auf dieser Fürstenversammlung in Dresden nicht die Heiterkeit, wie vier Jahre vorher bei der Zusammenkunft in Erfurt. Damals hatte die Freundschaft zwischen Alexander und Napoleon für eine Bürgschaft der baldigen Wiederherstellung des allgemeinen Friedens gegolten. Jetzt stand zwischen ihnen ein gewaltiger Kampf bevor, dessen Folgen, wer auch von ihnen Sieger blieb, auf Europa erschütternd zurückfallen mußten. Die Welt schien des vorhandenen Zustandes müde zu sein, und die Zukunft lag dunkler und räthselhafter als je da. Napoleon zeigte sich nicht heiter, und nahm an den ihm gewidmeten Huldigungen und Festlichkeiten keinen belebenden Antheil, wie er in Erfurt gethan hatte. Er war mit Geschäften überladen, und täglich trafen aus den ihm zugehörigen oder mit ihm verbündeten Staaten Kuriere bei ihm ein. Er erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Grafen von Narbonne, der von ihm, mit Vorschlägen zu weiteren Unterhandlungen, nach Wilna in das Hauptquartier des russischen Kaisers geschickt worden war. Nächst der Kriegs- und Friedensfrage ward Napoleon während seines Aufenthaltes in Dresden besonders von den polnischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Er ernannte den Abbé de Pradt, früher Bischof von Poitiers, jetzt Erbischof von Mecheln, zu seinem bevollmächtigten Minister in Warschau. Derselbe bekam den Auftrag, die, im Vergleich zu der Zeit vor dem tilsiter Frieden, etwas erloschene Begeisterung der Polen für den Kaiser von Neuem anzufachen, sie zur Vermehrung ihrer Truppen zu veranlassen, ihnen aber keine bestimmten Versprechungen für ihre Zukunft zu geben. Talleyrand war Anfangs zu dieser Stelle ausersehen gewesen. Einige unvorsichtige Aeußerungen über Napoleon's Politik

hatten seine Ernennung verhindert. Es war dies ein Unglück für die französischen Interessen, da de Pradt der Lösung einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war.

Am 28. Mai traf Narbonne von seiner Sendung nach Wilna in Dresden ein. Er brachte die Nachricht mit, daß Alexander auf seinem Ultimatum beharre, und daß derselbe, wenn das französische Heer die Gränze überschreiten sollte, in keine Unterhandlungen, so lange es auf russischem Boden bliebe, einwilligen werde. Alexander hatte Narbonne in Wilna eine Karte von Rußland gezeigt, und dabei geäußert: „Ich weiß, was für ein großer Feldherr der Kaiser Napoleon ist, und gebe mich deshalb über den Anfang des Krieges keinen Täuschungen hin. Aber ich habe die Zeit und die Entfernungen für mich, und will lieber in die entlegensten Theile meines Reiches mich zurückziehen, als ungerechten Forderungen nachgeben!“ — Napoleon erwiederte auf Narbonne's Mittheilung: „Ich sehe die Gelegenheit, welche mir Zwang anthut, als eine Gunst an!“ — Erst am 29. Mai verließ er Dresden, nachdem er daselbst vierzehn Tage zugebracht hatte, die er bei seiner Armee, welche, wegen ihrer ungeheueren Masse und verschiedenartigen Zusammensetzung, seiner ordnenden Gegenwart mehr als sonst bedurfte, zweckmäßiger angewandt haben würde. In Erfurt hatte Napoleon Alexander für sich gewonnen, in Dresden aber eigentlich nichts erreicht. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen, und selbst die kleineren Fürsten waren ihm während dieser Zusammenkunft nicht näher getreten.

Die ganze Napoleon unmittelbar zugehörige oder von ihm abhängige Streitmacht hatte sich unterdessen der russischen Gränze genähert. Es waren zu dieser Heerfahrt, die einer bewaffneten Völkerwanderung glich, über 600,000 Mann, darunter 94,000 Reiter, 40,000 Artilleristen, 20,000 Trainsoldaten und 145,000 Sattel- und Zugpferde aufgeboten worden. Zu derselben Zeit hatte der Eroberer 150,000 Mann in Frankreich, 50,000 in Italien, und 300,000 in Spanien stehen. Er hatte demnach über eine Armee von elfmalhunderttausend Mann zu gebieten. Es bedurfte einer Thätigkeit und eines Blickes ohne Gleichen, um eine so ungeheure Masse auch nur einigermaßen übersehen und leiten zu können.

Die ganze gegen Rußland bestimmte Heermacht war, die Garde, die von den Marschällen Lefebvre, Mortier und Bessieres befehligt wurde, eingerechnet, in zwölf Korps, unter den Marschällen Davouſt, Ney, Oudinot, Macdonald, Victor, dem Vicekönig von Italien, dem Fürsten Poniatowsky, dem Fürsten Schwarzenberg, den Generalen Gouvion St.

Eyr, Vandamme, Regnier, eingetheilt. Vier Hauptsprachen wurden in ihr geredet: französisch, deutsch, italienisch, polnisch. Der Nationalität nach befanden sich in dieser Armee: 375,000 Franzosen, 160,000 Deutsche, ohne die Soldaten, welche in den zu Frankreich geschlagenen, ehemals deutschen, Landestheilen geboren waren, zu zählen, 50,000 Polen, 45,000 Italiener, ohne Piemontesen, Genueser, Toskaner und Römer in Anschlag zu bringen. Hierzu kamen noch Spanier und Portugiesen, welche sich, schon vor der Erhebung ihrer Landsleute auf der pyrenäischen Halbinsel, außerhalb ihrer Heimath befunden hatten, und die jetzt an diesem Zuge Theil nehmen mußten, Holländer, Flamänder, Illyrier, Kroaten in der französischen Armee, Magyaren und Wallachen in dem österreichischen Hülfskorps. Es war dies eine Völkervermischung, wie sie seit den Zeiten des Xerxes nicht mehr gesehen worden.

Außer 54,000 Reitern, die den einzelnen Armeekorps zugetheilt waren, hatte Napoleon noch eine Reservekavallerie von 40,000 Mann, unter Murat's Oberbefehl, von Nansouty, Montbrun, Grouchy und Latour-Maubourg kommandirt, vereinigt. Die Zahl der Geschütze wird auf 1372 angegeben. Das Heer führte sechs Brückenequipagen, mehre Munitionsparks, einen großen Belagerungstrain, einen Handwerks- und Materialientrain für die Arbeiten des Ingenieurskorps bei sich. Ganze Bataillone von Arbeitern jeder Art: Maurer, Zimmerleute, Bäcker, selbst Gärtner mit Sämereien und Ackerleute, um gleich die Felder bestellen zu können, folgten der Armee, als wenn dieselbe sich in dem fremden Lande niederlassen sollte. Selbst Mühlen zum Mahlen des Getraides und Feuerspritzen waren nicht vergessen. Es fehlte nicht an zahllosen mit Lazareth-Utensilien bepackten Fuhrwerken, begleitet von ganzen Scharen von Krankenwärtern und Wärterinnen. Von dieser ungeheuren Kriegsmaschine mußte, wenn sie in regelmäßigem Gange erhalten wurde, ein gränzenloser Erfolg, aber auch, wenn sie ins Stocken gerieth oder auseinanderging, eine nie gesehene Niederlage herbeigeführt werden.

Die friedliche Bevölkerung Deutschlands hatte mit Staunen und Besorgniß die endlosen Züge dieser von Westen und Süden nach Osten und Norden sich bewegenden Heersäulen betrachtet. Mehre Wochen lang war auf den Militairstraßen, vom Morgen bis zum Abend, nichts als der Schall der Feldmusik, das Getöse der Rosse, das Rasseln und Dröhnen der Wagen und Kanonen vernommen worden. Alles war wie betäubt und erdrückt. Erst wenn der Durchmarsch vorüber war, konnten die Einwohner die Nachtheile und Lasten berechnen, welche ihnen von diesen Massen zugefügt worden waren. Das preußische Gebiet wurde

am Härtesten mitgenommen. In Berlin hatten vom 28. März bis 1. September (1812) 240,000 Militairpersonen und 130,000 Pferde Quartier und Verpflegung erhalten. Die einzige Provinz Ostpreußen war mehre Wochen lang zur Ernährung von 300,000 Mann Infanterie und 45,000 Reitern genöthigt gewesen. Ungeachtet der Strenge des französischen Kriegskodex, und der Absicht der obersten Heerführer, die Disciplin zu erhalten, hatte Unordnung und Willkühr schon während des Zuges durch die verbündeten Staaten zugenommen. Die Officiere und Militairbeamten nahmen so viel Vorspann, als ihnen beliebte, in Anspruch, schleppten die Knechte und Pferde, so weit sie wollten, mit sich fort. Die Soldaten griffen nach Allem, was ihnen gefiel. Es ging dabei nicht ohne persönliche Reibungen, und ohne Mißhandlung der wehrlosen Einwohner ab. Unter diesen bildete sich im Stillen eine tiefe Erbitterung über die erlittenen Drangsale. Eine solche Armee mußte um jeden Preis siegen, um alle Klagen für immer verstummen zu machen. Denn sie ließ überall in ihrem Rücken eine feindlich gesinnte Bevölkerung zurück. Die verschiedenen nationalen Bestandtheile, aus welchen sie zusammengesetzt war, fühlten sich einander fremd und sogar abgeneigt. Es war die größte Einheit und höchste Kraft in der Leitung dieser Heerfahrt nöthig, damit sich die von der Natur getrennten Elemente derselben nicht gegen einander kehrten.

Napoleon war von Dresden aus über Thorn, Danzig und Königsberg zu seiner Armee abgereist. In Gumbinnen erhielt er die Nachricht, daß Lauriston, den er, so wie schon vorher Narbonne, an den Kaiser Alexander nach Wilna zur Anknüpfung von Unterhandlungen abgeschickt hatte, von diesem nicht zugelassen worden war. Er rief jetzt Lauriston von seiner Botschafterstelle ab, was einer Kriegserklärung gleich kam. Am 23. Junius überschritten zuerst 400,000 Mann, denen 200,000 folgten, unweit Kowno, unter Napoleon's Augen, den Gränzfluß Niemen. Am russischen Ufer standen einige Abtheilungen Kosaken, die sich eiligst zurückzogen. Von den Einwohnern ward Niemand sichtbar. Ueberall herrschte, ausgenommen unter den einherziehenden Truppen, die tiefste Stille und Einsamkeit. Am 24. Junius erließ Napoleon eine Proklamation an das Heer, in der, aller Wahrheit entgegen, behauptet wurde, daß Rußland die französischen Adler entehren wolle, indem es deren Rückzug über den Rhein verlange. „Es wird von seinem Verhängniß hingerissen," hieß es ferner, „möge sein Schicksal sich erfüllen!" — Napoleon nannte, um den Polen Hoffnungen zu geben, den beginnenden großen Kampf: den zweiten polnischen Krieg.

Die von Alexander I. zur Abwehr seines Reiches gegen den furchtbaren Angriff aufgestellten Streitkräfte waren viel geringer an Zahl als die Napoleon's, wurden von weniger talentvollen Generalen befehligt, und bestanden aus nicht so kriegsgeübten Truppen, besaßen aber den Vortheil, größtentheils zu ein und derselben Nation zu gehören, den heimathlichen Boden zu vertheidigen, und ihren Hülfsquellen nahe zu sein. Die russische Heeresmacht, welche im Anfange des Feldzuges zum Widerstand gegen die Franzosen bestimmt war, bestand aus der ersten Westarmee von 127,000 Mann unter dem General Barclay de Tolly, einem gebornen Liefländer von schottischer Herkunft — der zweiten Westarmee unter dem Fürsten Bagration, 63,000 Mann stark — der Reservearmee unter dem General Grafen Tormassof von 48,000 Mann. Der am 28. Mai mit der Pforte in Bucharest abgeschlossene Friede erlaubte, das an der Donau kämpfende russische Heer im Norden zu verwenden. Dasselbe konnte aber, bei der weiten Ferne, aus welcher es herbeizog, erst nach längerer Zeit auf dem Kriegsschauplatz erscheinen. Es wurde, die Moldauarmee genannt und 60,000 Mann stark, nach Kutusof's Abgang, von dem Admiral Tschischagoff befehligt. Außerdem befanden sich an der Düna, der Beresina und dem Dnepr Reserven im Betrage von 55,000 Mann. Das zur aktiven Armee gerufene finnländische Korps zählte 15,000 Mann. Die zum Felddienst brauchbare russische Heeresmacht bestand, als Napoleon über den Niemen zog, aus höchstens 370,000 Mann, von denen aber nur 200,000 Mann den Franzosen entgegengesetzt werden konnten.

Die zur Besiegung Rußlands bestimmten französischen und bundesgenössischen Streitkräfte waren in drei Abtheilungen, das Centrum unter des Kaisers unmittelbarer Leitung, der rechte Flügel, welcher aus Oesterreichern, Franzosen und Sachsen bestand und von Schwarzenberg befehligt wurde, der linke Flügel, an dessen Spitze Macdonald stand und zu dem das preußische Hülfskorps gehörte, über die Gränze gerückt. Das Centrum sollte durch Litthauen in das Innere Rußlands vordringen, der rechte Flügel Volhynien besetzen, der linke Riga belagern. Napoleon hatte aber wiederum das Centrum in zwei ungleiche Hälften getheilt, die eine stärkere sich selbst vorbehalten, die zweite viel schwächere dem Könige von Westphalen untergeben. Diesem fehlte es nicht an Muth, er war aber nicht zum Oberbefehl geeignet. Der Kaiser hatte seinen Bruder nur aus dynastischem Stolz zu einer über dessen Kräfte gehenden Rolle bestimmt.

Napoleon langte am 28. Junius, unter dem Jubel des Volkes, welches ihn als Befreier begrüßte, in Wilna, der Hauptstadt des alten

Litthauens, an. Er empfing daselbst eine polnische Deputation, an deren Spitze Joseph Wibicki, der schon 1806 im Verein mit Dombrowski den Aufruf an die Bewohner des ehemaligen Südpreußens erlassen hatte, stand. Der in Warschau versammelte Reichstag hatte eine Generalkonföderation aller altpolnischen Provinzen und die Wiederherstellung des Königreichs Polen beschlossen. Die nach Wilna gesandten Senatoren und Landboten waren beauftragt, Napoleon um Genehmigung und Unterstützung dieses Planes anzugehen. Vergebens hatten diesem mehre seiner Vertrauten, namentlich der scharfsinnige und erfahrene Graf Louis von Narbonne, die Erneuerung Polens als das wesentliche oder vielmehr einzige Mittel, Rußland zu schwächen und seinen Einfluß von Europa abzuhalten, empfohlen. Bei Napoleon's Gleichgültigkeit gegen die Nationalitäten, mit Ausnahme der französischen, weil sie die Grundlage seiner Macht bildete, und einigermaßen auch der italienischen, ihm wegen seiner eigenen Herkunft werth, und seiner Abneigung gegen jede Regung der Freiheit, war er nicht zur Erfüllung der Wünsche des Reichstages in Warschau geneigt. Er ertheilte der Deputation eine dunkle, vieldeutige Antwort, lobte ihre Vaterlandsliebe, meinte, daß er in ihrer Stelle eben so gehandelt haben würde, schob aber die Anerkennung ihres Beschlusses auf, und nahm Gallizien, weil er dessen Besitz dem Kaiser von Oesterreich garantirt habe, von einer möglichen Restauration Polens ausdrücklich aus. Seine Absicht war, die Polen für seine militairischen Zwecke auszubeuten, sie den Russen als ein Schreckschild vorzuhalten, aber keine bestimmten Verpflichtungen gegen dieselben einzugehen, und ihre Zukunft von seinen anderweitigen Entwürfen abhängen zu lassen.

Verschiedene innere und äußere Gründe machten ihn einer Wiederherstellung Polens überhaupt, besonders aber in jenem Augenblick, abgeneigt. Er hielt die Polen für halbe Republikaner, was sie in der That, wie ihre Geschichte beweist, auch immer gewesen sind; glaubte, daß sie diese Grundsätze, nach wiedererlangter Unabhängigkeit, auf ihren Reichsversammlungen geltend machen, und dafür in Frankreich einen Widerhall finden könnten. Der Gedanke an das Erwachen des revolutionairen Geistes im französischen Volke stellte sich ihm als ein Gespenst dar, dessen Möglichkeit sein Stolz verwarf, von dem seine Einbildungskraft aber zuweilen beunruhigt wurde. Dann war er in Bezug auf sein Verhältniß zu Rußland von Zweifeln erfüllt. Er hatte den Bruch mit ihm gesucht, herbeigeführt, fühlte sich aber unsicher, als es endlich zum Kriege kam. Es war nicht Scheu vor den russischen Streitkräften, welche er gern vollständig und bald sich gegenüber gesehen hätte, um sie auf ein-

mal niederwerfen zu können, sondern die Entfernung von Frankreich, die Nachrichten aus Spanien, die Stimmung in Deutschland, das unsichere Bündniß mit Oesterreich und Preußen, was ihn bedenklich machte. Er hoffte deshalb noch immer auf einen Vergleich mit dem Kaiser Alexander, unter der Bedingung, daß dieser dem Handel mit den Neutralen entsagte. Eine solche Uebereinkunft wäre aber bei der bestimmt ausgesprochenen Absicht einer Wiederherstellung Polens unmöglich gewesen, weil Alexander freiwillig nicht einem Theile seiner besten Provinzen entsagt haben würde. Denn ein unglücklicher Krieg hätte ihm keine größeren Opfer auferlegt. Napoleon beschloß deshalb, die Wünsche der Polen weder zu erfüllen noch entschieden abzulehnen, um Rußland, je nach den Umständen, gewinnen oder ihm Furcht einflößen zu können. Napoleon irrte sich in dieser, wie in so vielen anderen, ihm von seiner Selbstsucht während dieser letzten Epoche seiner Laufbahn eingegebenen Berechnungen. Die Begeisterung der Polen für ihn ward von seiner zweideutigen Haltung gegen sie niedergeschlagen, und Rußland nicht zum Frieden gestimmt. Selbst die Absicht Napoleon's, den Muth und die Kriegslust der Polen nach einem großen Maßstabe für sich zu benutzen, schlug, da er ihnen ihr Vaterland nicht zurückgeben wollte, fehl. Wenn er damals die Wiederherstellung Polens, wozu er die Mittel besaß, ausgesprochen hätte, so würde er in diesem Lande ein gewaltiges Heer aufgebracht haben. So aber beschränkten sich die Polen darauf, ihm nur das zu gewähren, was sie ihm nicht verweigern konnten.

Napoleon hielt sich, wie in Dresden, so auch in Wilna, zu lange (achtzehn Tage) auf. Er richtete in Litthauen eine neue Verwaltung ein, und hob einige Regimenter aus. Seine Sparsamkeit, ein Zug, der an ihm erst seit dem spanischen Kriege hervortrat, als die von seiner Herrschsucht verursachten Ausgaben seine Einnahmen zu übersteigen anfingen, veranlaßte ihn, den Litthauern die nöthigen Geldmittel zu verweigern, wodurch ihre militairische Organisation in Stocken gerieth. Als er Wilna verließ, ließ er daselbst Maret, Herzog von Bassano, dem er ein Jahr vorher, in Champagny's Stelle, das Ministerium des Auswärtigen übergeben hatte, mit großen Vollmachten zur Besorgung aller politischen und administrativen, den gegenwärtigen Krieg betreffenden, Gegenstände zurück. Napoleon's frühere Minister des Auswärtigen, Talleyrand und Champagny, hatten, ersterer ihm zuweilen widerstanden, und seine Ideen berichtigen wollen, letzterer die ihm verderblich erscheinenden Pläne wenigstens durch sein Stillschweigen gemißbilligt, und sie in der Ausführung zu mäßigen gesucht. Maret war dagegen nur des Kaisers

Echo, und bestärkte ihn in allen seinen Illusionen, indem er sie selbst theilte.

Der Zustand der Armee ließ, als endlich die Zeit der Entscheidung herannahte, viel zu wünschen übrig. Ihre ungeheuere numerische Stärke ward eine der Ursachen ihrer Schwäche. Die langen Märsche, für manche Korps vom Ocean, dem Mittelländischen und dem Adriatischen Meer, für andere vom Rhein, der Donau, der Elbe und Oder aus, hatten die vielen jungen Soldaten schon vor dem Uebergange über den Niemen erschöpft. Ungeachtet der großen angehäuften Vorräthe litten die Truppen, sobald sie in Litthauen die slavisch-orientalische Welt betraten, an manchem Nothwendigen Mangel. Die Armeeverwaltung konnte für eine der eingeübtesten gelten, war aber nicht auf eine solche Menge von Streitern berechnet. Die Magazine lagen zu weit auseinander, und die Austheilung erfolgte langsam und unregelmäßig. Zu schneller Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten hätte eine viel größere Anzahl von Beamten gehört. Der Soldat gewöhnte sich an Selbsthülfe, Unordnung und Ausstoßung von Klagen. Vermöge der Heerden, welche die Truppen noch eine Zeit lang begleiteten, fehlte es nicht an Fleisch, aber, nachdem die russische Gränze überschritten worden, an Brodt, Branntwein und Salz. Die jungen Soldaten, welche nicht schon an jeden Wechsel der Witterung und Nahrung gewöhnt waren, litten von der großen Hitze während der langen Tage, den ungewürzten Speisen, dem schlechten Wasser. Zugleich machte sich der Eindruck der einförmigen, öden Natur, durch welche sie zogen, auf ihre Stimmung in lähmender Weise geltend. Sie sahen rechts und links von der Straße, auf welcher sie zogen, nichts als das traurige Einerlei endloser Kiefern- und Tannenwälder. Besonders wurde der Nationalfranzose, bei seiner eindrucksfähigen Gemüthsart, von dieser öden Einförmigkeit niedergedrückt, und verlor von seiner Fröhlichkeit, die einen bedeutenden Theil seiner Kraft ausmacht. Die schmutzigen und außerdem noch seltenen Dörfer, die elenden kleinen Städte stießen das fast durchgängig an schönere und reichere Gegenden gewöhnte Kriegsvolk zurück, und ließen dasselbe in der Ferne noch peinlichere Erscheinungen ahnen. Es war nicht selten, daß junge Soldaten, aus Heimweh und Verdruß über Das, was sie umgab, sich selbst entleibten.

Noch schlimmer war die fast von dem Eintritt in Litthauen an entstandene Gewohnheit der willkührlichen Entfernung von dem Korps, des Plünderns der wohlhabenden Wohnsitze, der Schlösser des Adels und selbst der Kirchen und Klöster. In der Armee, welche Napoleon nach

Rußland führte, gab es, abgesehen von den entsittlichteten Charakteren unter den Bundesgenossen, 30 — 40,000 französische Soldaten, welche sich früher Jahre lang der Konskription, indem sie unter falschen Namen von Departement zu Departement umherirrten, oder sich in entlegenen Gegenden verborgen hielten, entzogen hatten. Endlich ergriffen, wurden dieselben eine Zeit lang zu besonderen Strafabtheilungen vereinigt, zuletzt aber, als sie sich weit von ihrer Heimath befanden, unter die Regimenter vertheilt. Von diesen Leuten gingen ursprünglich die meisten Unordnungen aus. Ihr Beispiel wurde aber bald von Anderen nachgeahmt. Eine Menge junger, eben erst ausgehobener Polen gesellte sich den Ausreißern zu, diente ihnen zu Wegweisern und Dolmetschern. Die Nachzügler und Plünderer vereinigten sich zu Schaaren, ließen sich in den Schlössern nieder, und brandschatzten das umherliegende Land. Napoleon befahl, um diesen Unordnungen zu steuern, die Errichtung einer aus Eingeborenen bestehenden berittenen Polizei, die aber von französischen Gensd'armen angeführt wurde. Diese suchte die Ausreißer auf, machte sie, wenn sie widerstanden, auf der Stelle nieder, oder schickten sie, in Ketten gelegt, zu ihren Regimentern zurück, wo dieselben, wenn ihnen besondere Vergehen nachgewiesen werden konnten, erschossen wurden. Dem Uebel ward aber damit nur theilweise Einhalt gethan. Es kam vor, daß Soldaten beim Einzuge in Städte, wie Wilna, unter den Augen ihrer Officiere zu plündern anfingen. Selbst die häufige Anwendung der Todesstrafe war nicht mehr zur Wiederherstellung der Ordnung hinreichend. Die natürlichen Hindernisse, wie übler Einfluß des Klima's, Mangel an Lebensmitteln, Erschöpfung, Krankheiten, fingen die Disciplin in diesem Chaos von Bewaffneten aller Nationen locker zu machen an.

Napoleon's Absicht war, die viel schwächeren und zerstreut stehenden russischen Streitkräfte schnell mit überlegener Macht anzufallen, sie vor ihrer Vereinigung einzeln zu schlagen, die erste und zweite Westarmee zu trennen, die letztere ganz aufzureiben, und dem Feinde gleich Anfangs so bedeutende Schläge beizubringen, daß sein Widerstand gelähmt würde. Zu dem Ende wollte er, nach der Besetzung Wilna's, dem Fürsten Bagration, welcher die zweite Westarmee kommandirte, 40,000 Mann unter dem Marschall Davoust über Minsk in den Rücken senden. Ein Heer von 80,000 Mann, mit dem Könige von Westphalen an der Spitze, sollte fünf Tage später bei Grodno über den Niemen setzen, und die zweite Westarmee in der Front anfallen. Um es Bagration unmöglich zu machen, sich zu Barclay de Tolly durchzuschlagen, waren 60,000 M.,

unter dem Vicekönig von Italien, bestimmt, oberhalb Kowno bei Pilony den Niemen zu überschreiten. Mit seiner Hauptmacht wollte Napoleon die erste Westarmee unter Barclay de Tolly gegen die Düna treiben. Dieser kühne, aber wohl durchdachte Plan, bei der Zahl der dem Kaiser zu Gebot stehenden Truppen vollkommen ausführbar, scheiterte an den von dem Könige von Westphalen, dem sein Bruder zu viel zugemuthet hatte, begangenen Fehlern, zum Theil auch an der durch die schlechten Wege, und die Ermüdung der Soldaten verursachten Langsamkeit der Bewegungen. Nur Davoust zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Hieronymus hatte sich mit Vandamme, dem erfahrensten der unter ihm stehenden Generale, entzweit. Der Streit kam vor den Kaiser, welcher befangen genug war, seinem Bruder Recht zu geben, und sich dadurch Vandamme's Dienste, der sich unzufrieden zurückzog, für diesen Feldzug beraubte. Der General Junot, Herzog von Abrantes, welcher in Vandamme's Stelle trat, war von Wunden und Kriegsmühen erschöpft, und nicht im Stande, einen Mann von Vandamme's Kraft und Kühnheit zu ersetzen.

Bald sollte Napoleon des Mißgriffes, seinem Bruder die Ausführung des wichtigsten Theiles seines Planes anvertraut zu haben, gewahr werden. Hieronymus zog am 30. Junius in Grodno ein. Er war angewiesen worden, Bagration nicht zu sehr zu drängen, um Davoust Zeit zu lassen, demselben in den Rücken zu fallen. Der König von Westphalen faßte aber seine Aufgabe ganz irrig auf. Er blieb drei Tage lang, einige Stunden von Grodno, in einem Lager auf dem rechten Ufer des Niemen müßig stehen, und bewegte sich dann langsam in der Richtung nach Minsk (6. Julius). Es wurde ihm von Bagration, dessen Einschließung er bewerkstelligen sollte, bei Mir sogar ein ansehnlicher Verlust beigebracht (10. Julius). Hierauf verlor Hieronymus den Feind aus dem Gesicht. Davoust hatte seinen Marsch nach Minsk, wo er am 8. Julius einrückte, möglichst beeilt. Er traf dort aber nicht auf Bagration, der ihm von Hieronymus entgegengetrieben sein sollte, und blieb von letzterem mehre Tage lang ohne Nachricht. Sobald Napoleon erfuhr, daß Bagration durch die Schuld des Königs von Westphalen entkommen war, zürnte er heftig, und stellte ihn unter Davoust's Oberbefehl. Hieronymus, der dies mit seiner Würde als Souverain nicht vereinbar fand, verließ das Heer, und kehrte in seine Staaten zurück. Davoust gab Bagration's Verfolgung nicht auf, und erreichte ihn bei Mohilew. Aber sein Anfangs ansehnliches Korps war, auf Napoleon's Befehl, durch zahlreiche, zu anderen Zwecken bestimmte Absendungen geschwächt wor-

den. Bei Salaitka, einige Stunden von Mohilew entfernt, ward am 23. Julius von beiden Seiten mit großer Anstrengung gekämpft. Aber Bagration, der jetzt stärker war als Davoust, widerstand den ganzen Tag über, fand einen Uebergangspunkt über den Dnepr, und zog über Mstislaw auf Smolensk hin.

Als Napoleon den Plan faßte, die zweite Westarmee unter Bagration zu umzingeln, was durch den Mangel an Kraft und Raschheit in den Bewegungen des Königs von Westphalen vereitelt wurde, hoffte er, daß es ihm möglich sein würde, von der russischen Hauptmacht unter Barclay de Tolly einzelne Korps abzuschneiden und aufzureiben. Gleich nach dem Uebergange über den Niemen hatte er Oudinot, der noch durch eine Kavalleriedivision verstärkt wurde, nordwestlich gegen den General Wittgenstein, der den rechten Flügel der ersten Westarmee decken sollte, abgeschickt, um ihn an der Vereinigung mit derselben zu hindern. Ney mußte zu Oudinot's Unterstützung in dieser Richtung folgen. Während diese beiden bedeutenden Korps bestimmt waren, sich zwischen Wittgenstein und die Westarmee zu werfen, sollte der Marschall Macdonald, welcher den 25. Junius bei Tilsit über den Niemen gegangen, und am 30. bei Rosienne angekommen war, Wittgenstein in der Front angreifen. Aber die Unternehmung mißglückte, indem Macdonald sieben Tage lang bei Rosienne unthätig stehen blieb. Wittgenstein entging der ihn bedrohenden Gefahr, und langte, nach einem geringen Verlust seiner Nachhut, in Schwentziany bei der Westarmee an. Dem Korps unter dem General Dochturof, welches den linken Flügel der ersten Westarmee decken sollte, gelang es ebenfalls, sich vor der Verfolgung zu retten, und sich, wie Wittgenstein, bei Schwentziany mit Barclay de Tolly zu vereinigen. Der Vicekönig von Italien, der dazu mitwirken sollte, die erste und zweite Westarmee auseinander zu halten, konnte seiner Aufgabe, in Folge der von Hieronymus begangenen Fehler, und Davoust's vergeblicher Verfolgung Bagration's, nicht erfüllen.

Napoleon war über dieses Fehlschlagen seiner durchdachtesten Entwürfe betroffen und verstimmt, und maß die Schuld davon ausschließend seinen Marschällen bei. In der That haben die meisten unter ihnen, mit wenigen Ausnahmen, wie Davoust, Ney, Oudinot, in diesem Feldzuge nichts ihrer früheren Thaten Würdiges geleistet, manche sogar entschiedene Mißgriffe begangen. Aber ein Hauptgrund lag in der Unternehmung selbst, für welche eine Macht ausgerüstet war, die unmöglich so vollständig übersehen und so fest wie in früheren Kriegen geleitet werden konnte, in den Terrainverhältnissen, deren Wälder und Moräste den russischen

Generalen vertrauter als den französischen waren; im Klima, dessen Hitze am Tage, selbst den italienischen Soldaten beschwerlich, mit empfindlicher Kälte während der Nacht abwechselte, und in der mangelhaften und unregelmäßigen Verpflegung, welche die Truppen ermattete, und mit Unmuth und Verzweiflung erfüllte. Wenn Napoleon Rußland besiegen wollte, so hätte er es wie Wellington in Spanien und Portugal machen, den Krieg langsam, Schritt vor Schritt, Alles erwägend, nichts dem Zufall überlassend, führen müssen. Dies schien ihm aber, bei der großen Entfernung von Frankreich, und der bedenklichen Stimmung Deutschlands, gefährlich zu sein. Er glaubte, den Kampf durch einzelne vernichtende Schläge rasch beendigen zu können. Daher kam in diese Kriegsführung etwas Improvisirtes und Unvorbereitetes, ganz verschieden von des großen Feldherrn früherer Methode, wo der Kühnheit der Ausführung immer die umsichtigste Untersuchung aller vorhandenen günstigen und ungünstigen Bedingungen vorangegangen war. Das Napoleon mehr von der Politik als von der Strategie gebotene ungestüme Vordringen mußte, in Verbindung mit dem Klima und dem hartnäckigen Widerstande des Feindes, zuletzt für sein Heer von den verderblichsten Folgen werden.

Der Kaiser Alexander hatte in Wilna die Absicht gehabt, selbst den Oberbefehl über sein Heer zu führen. Da dies aber nur dem Namen nach geschehen konnte, indem er zu einer solchen Stellung weder natürliche Anlage noch erworbene Erfahrung besaß, so gingen alle wichtigeren Maßregeln von seinen Umgebungen aus. Diese waren aber unter sich uneinig. Der General von Pfull, ein gelehrter aber unpraktischer Officier, früher in preußischen Diensten, der zu ausschließend von gewissen Theorien und Systemen geleitet wurde, übte anfänglich auf den Kaiser einen großen Einfluß aus. Nach seinem Rath hatten die Russen ein festes Lager bei Drissa an der Düna errichtet, um dort die günstige Gelegenheit zu einer Schlacht zu erwarten. Der Plan Pfull's, mit 50,000 Mann Drissa besetzt zu halten, und mit 70,000 den Franzosen entgegenzugehen, wurde von allen übrigen Generalen bekämpft. Als die gewaltigen Massen des Feindes heranzogen, fühlte sich das russische Heer zur Annahme eines entscheidenden Kampfes zu schwach. Barclay de Tolly verlangte vor Allem die Vereinigung der beiden Westarmeen, was auch beschlossen wurde. Alexander I., auf den von allen Seiten fremder Rath eindrang, und der sich nicht selbstständig zu bestimmen wußte, überließ den Oberbefehl an Barclay de Tolly, und begab sich nach Moskau, um dort Adel und Kaufmannschaft zu patriotischen Opfern aufzufordern. Er erschien daselbst, und regte durch seine Gegenwart in allen Ständen die

größte Begeisterung an. Die Grundbesitzer des Gouvernements Moskau beschlossen, 80,000 Mann auf eigene Kosten bewaffnen und bekleiden zu lassen. Von allen Seiten liefen reiche Beisteuern ein. Der Adel des einzigen Gouvernements Smolensk stellte 20,000 Mann, deren Ausrüstung er ebenfalls übernahm. Diese Bereitwilligkeit konnte aber, so viel sie für die Zukunft versprach, die den Franzosen gegenüberstehende Macht für den Augenblick nicht verstärken. Barclay de Tolly mußte deshalb den Rückzug nach Witepsk antreten. Wittgenstein blieb an der unteren Düna, um die Straße nach St. Petersburg zu decken, zurück.

Am 25. Julius stießen bei Ostrowno, einige Meilen westlich von Witepsk, der russische Nachtrapp und die französische Vorhut auf einander. Von Napoleon's ersten Generalen war anfänglich nur Murat zugegen. Am folgenden Tage kam der Vicekönig von Italien heran. Am 27. Julius wurden von beiden Seiten größere Massen in das Gefecht geführt, und es sah aus, als sollte sich eine regelmäßige Schlacht entwickeln. Aber Napoleon, der gegenwärtig war, vermochte es nicht, die Russen fest zu halten. Barclay de Tolly, davon unterrichtet, daß Bagration seinen Marsch auf Smolensk richte, brach das Gefecht ab, und zog sich zurück. Am 28. Julius rückte Napoleon in Witepsk ein. Sein Heer hatte, nach einem ununterbrochenen Zuge von 100 Stunden, allerdings der Ruhe nöthig, aber er verlängerte dieselbe zu sehr, indem er dort 16 Tage über stehen blieb. Seine Streitkräfte hatten sich, seit dem Uebergange über den Niemen, ohne daß eine Schlacht geliefert worden, ohne die Verluste auf den beiden Flügeln zu rechnen, schon um ein Drittheil vermindert. Die Hauptmacht unter seiner unmittelbaren Führung zählte nur noch 185,000 Mann. Bereits waren 10,000 Pferde aus Mangel an hinreichendem Futter und gesundem Wasser gefallen, und 100 Kanonen zurückgelassen worden.

Während Napoleon in Witepsk rastete, ein Theil seiner Armee aber weiter zog, waren Barclay de Tolly und Bagration, ersterer am 2., letzterer am 4. August, in Smolensk angekommen. Bagration, unternehmender und feuriger als sein Kollege, trieb diesen zu einem Angriff auf den Feind, der von der ganzen Armee laut verlangt wurde. Die Russen zogen den Franzosen bis Rudnia entgegen. Bei Jekowo wurde die französische Avantgarde unter Sebastiani überfallen, und erlitt bedeutenden Verlust (8. August). Napoleon faßte jetzt den Plan, die Entfernung der Russen von Smolensk zu benutzen, auf das linke Ufer des Dnepr überzusetzen, sich dort mit Davoust und dem Vicekönige zu vereinigen, Barclay de Tolly und Bagration, die am rechten Ufer zogen, zuvorzukommen

und sie durch die Besetzung jenes wichtigen Punktes von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden. Auch dieser Entwurf, der mit Truppen, wie die seinigen, wohl ausführbar war, und für ihn von den glücklichsten Folgen werden konnte, mißlang, indem der heldenmüthige Widerstand des russischen Generals Newerowsky bei Krasnoi (15. August) die Franzosen unter Murat so lange aufhielt, bis Barclay de Tolly den General Rajewsky zur Besetzung von Smolensk entsenden konnte. Die Franzosen rückten nach dem Gefecht von Jekowo dem Feinde, welcher wieder den Rückzug angetreten hatte, so schnell es nur möglich, nach. Napoleon fing die Nothwendigkeit einer Schlacht, an deren Gewinn er nicht zweifelte, mehr als je zu fühlen an. Ungeachtet der in Witepsk gepflogenen Ruhe nahm, bei dem Mangel an Lebensmitteln, der drückenden Hitze, den schnellen Märschen, der Abgang in seiner Armee durch Kranke und Nachzügler reißend schnell zu. Der Soldat erhielt nur Mehl statt des Brodtes, und Branntwein war selten geworden. Es fehlte an Lazarethen und Medikamenten, und wer erkrankte, konnte schon für todt gelten. Am 16. August langte die französische Hauptmacht im Angesicht von Smolensk an. Die Russen hatten sich am rechten Ufer des Dnepr aufgestellt. Smolensk war von einer aus der Zeit der mongolischen Herrschaft stammenden Mauer umgeben, deren ungeheuere Dicke des Belagerungsgeschützes spottete. Den Franzosen, welche zum Sturm bereit waren, gelang es nicht, Bresche zu schießen, während das Feuer der Russen unter ihnen große Verheerungen anrichtete. Am 17. August wurde den ganzen Tag über auf das Heftigste gekämpft. Der Kaiser hoffte auf eine Schlacht für den anderen Tag und bereitete sich darauf vor. Er konnte seinen Unmuth nicht verbergen, als er am anderen Morgen bemerkte, daß die Russen während der Nacht vom 17. zum 18. in tiefster Stille und größter Eile abgezogen waren. Bei der rings umher herrschenden Einöde und dem Mangel an Kundschaftern vermochte Napoleon nicht einmal sogleich in Erfahrung zu bringen, welche Straße der Feind eingeschlagen hatte. Smolensk, das in Flammen stand, als die Franzosen einrückten, in dessen Mauern sie nur Todte und Verwundete fanden, war für sie eine unfruchtbare Eroberung, die ihnen gleichwohl 12,000 ihrer besten Soldaten von Davoust's, Ney's und Poniatowsky's Korps gekostet hatte. Bei Valutina-Gora hielt die russische Nachhut Stand, und es entspann sich ein Gefecht, in welches von beiden Seiten immer größere Massen hineingezogen wurden, so daß Napoleon auch hier eine Schlacht erwartete. Murat und Ney würden an jenem Tage den Russen große Verluste zugefügt haben, wenn der General Junot, Herzog

von Abrantes, der in der Nähe stand, ihnen zu Hülfe gekommen wäre. Die Franzosen verloren in diesem Gefecht 7000 M., unter ihnen einen ihrer ersten Divisionsgenerale, Gudin, der sich bei allen früheren Gelegenheiten hervorgethan hatte. Wenn schon die von dem französischen Centrum bisher davon getragenen Erfolge Napoleon's Gewohnheit, zu schlagen und zu siegen, und den gemachten Plänen nicht entsprachen, so mußten ihm die Nachrichten, welche von den beiden Flügeln in Smolensk eintrafen, noch bedenklicher erscheinen.

Das österreichische Hülfskorps, welches unter dem Fürsten Schwarzenberg den rechten Flügel der Napoleonischen Streitmacht bildete, war über Lublin und Kobryn nach Pinsk, wo Litthauen und Volhynien an einander gränzen, gezogen. Dort ist das Land, 60 Meilen in die Länge und 6 bis 26 in die Breite, mit Morast und Gebüsch bedeckt. Diese sumpfige, finstere Waldesnacht wird von drei Straßen, von Mohilew nach Mozyr, von Minsk nach Pinsk, von Slonim nach Brzecsc, durchzogen. Der König von Westphalen hatte es versäumt, diese Straßen, die Engpässen gleichen, da weder rechts noch links von ihnen das Land fahrbar ist, zu besetzen, eine Unvorsichtigkeit, die es Tormassof möglich machte, mit der Reservearmee aus Volhynien hervorzubrechen. Derselbe griff die Oesterreicher bei Pinsk an, und zwang das Korps unter Frimont zum Rückzuge. Der General Reynier, welcher mit Schwarzenberg, obgleich von demselben unabhängig, gemeinsam operiren sollte, wies einer sächsischen Brigade unter dem General von Klengel eine so fehlerhafte Stellung an, und gab sie so bloß, daß Klengel, von Tormassof mit überlegener Macht angegriffen, nach tapferer Gegenwehr überwältigt und gefangen wurde (24. Julius). Reynier ward darauf von Napoleon unter Schwarzenberg's Oberbefehl gestellt. Am 12. August wurde Tormassof von dem österreichischen Hülfskorps bei Podobna geschlagen, wich aber in fester Ordnung bis an den Styr zurück, um dort die Ankunft der Moldauarmee unter Tschitschagof zu erwarten. Die Kapitulation der sächsischen Brigade unter Klengel hatte, als sie bekannt wurde, in der Armee einen üblen Eindruck hervorgebracht. Denn es war der erste Fall der Art, welcher in diesem Feldzuge vorkam. Napoleon hatte die russische Reservearmee unter Tormassof für schwächer gehalten als sie war, und sich von dieser Meinung durch keine Vorstellung abbringen lassen. Er beging denselben Irrthum in Bezug auf das russische Korps, welches Bobruisk besetzt hielt, und vertraute dem General Dombrowski, welcher in Minsk stand, um die Verbindung zwischen Wittgenstein und Tormassof zu hindern, zu wenig Mannschaft an.

Das preußische Hülfskorps unter dem General Grawert, welches zum linken Flügel des französischen Heeres gehörte, hatte sich am 19. Julius bei Eckau tapfer geschlagen, und die Russen nach Riga zurückgedrängt, war aber, gegen Napoleon's Erwarten, nicht im Stande, sich dieser Festung zu bemächtigen. Zwischen Oudinot und Wittgenstein fanden, in der Gegend an der Drissa, bei Jakubowo und Kliastitzy, vom 30. Julius bis zum 1. August, blutige Gefechte statt, die keine Entscheidung herbeiführten, in welchen aber die Franzosen größere Verluste als die Russen erlitten. Napoleon schickte Gouvion St. Cyr an Oudinot mit Verstärkung ab. Bald darauf ward Oudinot verwundet, und von Gouvion St. Cyr allein der Oberbefehl geführt. Derselbe schlug die Russen bei Polozk (18. August), nahm ihnen Kanonen und Gefangene ab, und wurde dafür von Napoleon zum Marschall ernannt.

Ungeachtet dieses Sieges konnte sich der französische Feldherr, dessen Soldaten von Mangel und Krankheit hart mitgenommen wurden, gegen die erneuerten Angriffe Wittgenstein's nur mit größter Anstrengung behaupten. Bei Polozk ward der bayerische General Deroy, der, fast achtzig Jahre alt, sich durch Thätigkeit und Tapferkeit hervorthat, tödtlich verwundet, und starb sechs Tage nachher. Napoleon hatte die beiden Flügel seiner Armee, besonders den linken, zu sehr außer Acht gelassen, und war mit dem Centrum zu rücksichtslos vorgerückt, was nicht ohne schwere Folgen für den Ausgang des Feldzuges bleiben sollte.

Dem Kaiser hatte sich mehr wie einmal der Gedanke dargestellt, stehen zu bleiben, das Proviant- und Lazarethwesen seines Heeres besser zu ordnen, die einzelnen Korps näher unter einander zu verbinden, die erschöpften Truppentheile durch frischere zu ersetzen, und die Besiegung Rußlands auf mehre Feldzüge zu vertheilen. „Die Expedition gegen Rußland wird ein Krieg von drei Jahren sein," hatte er einige Male geäußert, und erklärt, nicht in den Fehler Karl XII. verfallen zu wollen. In Smolensk trat ihm, nach allen über den Zustand der Truppen eingelaufenen Berichten, die Gefahr eines ununterbrochenen Vordringens mehr als je entgegen. Seine vertrautesten Umgebungen, wie Berthier, sein steter Kriegsgefährte vom ersten italienischen Feldzuge an, sein Stiefsohn Eugen, Duroc und Caulincourt, die er mit besonderer Gunst behandelte, selbst der kühne Murat, riethen ihm dringend an, die Vollendung seines Werkes auf das nächste Jahr zu verschieben. Aber in Smolensk konnte Napoleon nicht stehen bleiben, weil es dort, während des nächsten Winters, an allem einem so großen Heere Nöthigen gefehlt haben würde, und einem Rückzuge nach Litthauen widerstrebte sein Stolz. Er fürchtete

dadurch in den Augen Europa's den zauberischen Ruf der Unaufhaltsamkeit und Unwiderstehlichkeit zu verlieren. Moskau war nur noch dreiundneunzig Stunden weit entfernt. Er hoffte, daß die Russen, um diese alte und in ihrer Meinung geheiligte Hauptstadt ihres Reiches zu vertheidigen, eine große Schlacht wagen würden, und war gewiß, sie zu gewinnen, und dann dem Feinde den Frieden in Moskau vorzuschreiben. Er dachte an Wien und Berlin, deren Besetzung ihn zum Herrn der betreffenden Staaten gemacht hatte, vergaß aber, daß die Einnahme Lissabons und Madrids ihm die pyrenäische Halbinsel keineswegs unterworfen hatte, und daß Rußland noch viel ausgedehnter war, und einem eindringenden Feinde weit weniger Hülfsquellen bot. Es lag nicht in seinem Plan, das russische Reich bedeutend zu verkleinern, wie er es mit Oesterreich und Preußen gemacht hatte. Da er Polen nicht wiederherstellen wollte, so bedurfte es nicht des Abreißens vieler Provinzen von Rußland. Einige Vergrößerungen für das Herzogthum Warschau, Oesterreich und Preußen würden dem Kaiser Alexander keine großen Gebietsverluste verursacht, und die genannten Staaten befriedigt haben. Seine Absicht war, Rußland zu einer Verschärfung der Kontinentalsperre zu zwingen, es dadurch zu demüthigen, und durch dessen Besiegung die Vergeblichkeit jedes Widerstandes gegen ihn von Neuem darzuthun. Er glaubte, daß England dann vereinsamter als je dastehen, und jeder Zweifel an seiner Unfehlbarkeit, jede Regung von Selbstständigkeit in Frankreich, Deutschland und Italien von selbst verschwinden würden. Er beschloß demnach, das Wagestück zu vollbringen, und ohne Aufenthalt auf Moskau loszugehen. Napoleon zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Einnahme dieser Stadt Alexander I. zur Nachgiebigkeit bewegen, und er den in Tilsit und Erfurt auf diesen Monarchen ausgeübten Einfluß, in noch höherer und unbedingterer Weise, wiedererlangen werde. In diesem Falle gährte in seinem Geiste eine neue Welt von Entwürfen, die über Europa hinaus nach Asien (das englische Indien) und Afrika (Egypten) reichten. Dieser hochfliegenden Gedanken an die Zukunft ungeachtet, verlor Napoleon die nächsten Interessen, obgleich er sie zu sehr den Eingebungen seiner Herrschsucht unterordnete, nicht aus den Augen. Um die Verbindung mit den Flanken und die Rückzugslinie sicher zu stellen, befahl er dem Marschall Victor, über Wilna, Minsk, Orsza auf Smolensk zu marschiren, und nach Umständen sich dahin zu wenden, wo seine Gegenwart nöthig sein würde.

Dem furchtbaren Anfalle Napoleon's gegenüber sah sich Alexander I., sowohl um seine Widerstandskraft zu vermehren, als um auf sein

eigenes Volk, dem eine gänzliche Isolirung gefährlich erscheinen konnte, zu wirken, nach auswärtiger Hülfe um. Mit der Pforte war Friede geschlossen, aber die Türken waren deshalb nicht Rußlands Bundesgenossen geworden. Die Alexander früher so eng befreundet gewesenen Kabinette von Berlin und Wien hatten sich, obgleich sie ihm und seiner Sache im Stillen zugethan waren, auf Seite seines Gegners schlagen müssen. Er, der später so eifrige Verfechter des Absolutismus und der Legitimität, näherte sich jetzt den spanischen Kortes, welche er zehn Jahre nachher als die ärgsten Revolutionaire bezeichnete, schloß mit ihrem Bevollmächtigten, Don Francesco de Zea-Bermudez, in Wielki-Luki ein Schutz- und Trutzbündniß ab, und erkannte ihre einige Monate vorher in Kadix dekretirte Konstitution an (20. Julius). Er trug sich auch mit der Erregung von Volksaufständen in Norddeutschland, den illyrischen Provinzen, Tyrol, indem er an der Nordsee und dem Adriatischen Meere Truppen landen lassen wollte, wovon jedoch nichts in Erfüllung ging. Er schloß um diese Zeit auch der Form nach Frieden mit Großbrittanien, obwohl thatsächlich zwischen den beiden Mächten längst kein Krieg mehr bestand. Da der Kaiser von Rußland, bei der zerrütteten Lage seiner Finanzen, fremder Geldhülfe bedurfte, so bot ihm England, für die Dauer des Krieges, eine jährliche Subsidie von 75 Mill. Fr. (3 Mill. Pfd. Sterl.) an, verlangte aber als Pfand die Auslieferung der russischen Flotte. Das brittische Kabinet wollte sich dadurch gegen eine ähnliche Veränderung in Alexander's Gesinnungen, wie in Tilsit geschehen war, sicher stellen. Derselbe ging, von der Noth gedrängt, auf diese etwas demüthigende Bedingung ein. Achtzehn russische Linienschiffe und zwölf Fregatten wurden von englischen Kommissarien in Empfang genommen, um bis zum allgemeinen Frieden in brittischen Kriegshäfen aufbewahrt zu werden.

Von entschiedener Wichtigkeit für die europäischen Angelegenheiten war die Zusammenkunft, welche, am 27. August zu Abo in Finnland, zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Kronprinzen von Schweden statt fand. Wenn letzterer in dem Augenblick, als die Franzosen in das Innere des russischen Reiches eindrangen, mit einer schwedischen Armee Finnland angegriffen hätte, so wäre Rußland in die höchste Gefahr gerathen. Es lag deshalb Alexander außerordentlich viel daran, den ehemaligen Napoleonischen Marschall auf seine Seite zu ziehen. Das Versprechen des russischen Kabinets, Schwedens Absichten auf Norwegen zu begünstigen, war der erste Schritt zur Annäherung gewesen. Aber auch persönlich wollte Alexander sich Bernadotte's versichern. Daher die

Ehrenbezeugungen, mit welchen dieser in Abo empfangen wurde. Die Stadt war erleuchtet und alle Schiffe im Hafen flaggten. Der frühere russische Gesandte in Stockholm, General Suchtelen, überreichte dem schwedischen Kronprinzen die Insignien des Andreas-Alexander-Newsky- und Annen-Ordens. Alexander behandelte Bernadotte nicht nur als Gleichen, sondern mit Entgegenkommen und Hingebung an dessen höhere Erfahrung und reifere Einsicht. Am 30. August wurde zwischen Rußland und Schweden ein Vertrag abgeschlossen, in welchem letzterem der Besitz von Norwegen garantirt, und zu dessen Eroberung eine russische Hülfsarmee versprochen wurde, die, nach vollführter Unternehmung, mit schwedischen Truppen in Norddeutschland landen, und den Franzosen in den Rücken fallen sollte. Napoleon's Vordringen nach Moskau ließ die Bestimmungen dieses Vertrages nicht sogleich zur Ausführung kommen, die aber später ein großes Gewicht in die Wagschale der Ereignisse geworfen haben.

Die russische Hauptmacht unter Barclay de Tolly und Bagration hatte sich, obwohl bei Gelegenheit tapfer kämpfend, seit zwei Monaten unaufhörlich vor dem Feinde zurückgezogen. Es war dies keineswegs nach einem ursprünglichen Plan, wie später so oft behauptet worden, geschehen. Der Kaiser Alexander hatte schon im Anfange des Feldzuges an der Drissa eine Schlacht liefern wollen. Aber die russische Armee, welche Napoleon entgegengestellt werden konnte, war zu schwach gewesen, und hatte erst Verstärkungen an sich ziehen müssen. Die Russen waren von der Eröffnung des Feldzuges überrascht worden, und ein Zurückgehen auf die vorhandenen, aber entfernten Hülfsmittel unvermeidlich gewesen. Da, wo das russische Heer es nicht mit überlegenen Streitkräften zu thun hatte, wie auf den beiden Flügeln, war der Kampf von ihm nicht gescheut, und mehr als ein Vortheil über den Feind davon getragen worden. Aber die erste und zweite Westarmee hatte sich, wenn auch hier und da Stand haltend, aus allen Stellungen verdrängen lassen, und Napoleon bis über Smolensk hinaus kommen lassen. Erst allmälig entwickelte sich, zum Theil durch fremde Eingebung, unter den Russen der höchsten Kreise die Meinung, daß es strategisch nützlich sei, den Eroberer immer tiefer in das Reich hineinzulocken, der in dem Maße schwächer werde, als er sich von der Grundlage seiner Macht entferne, und seine Verluste nicht ersetzen könne. Diese Ansicht fing aber erst von Smolensk an hervorzutreten, denn noch dort waren die russischen Heerführer zur Annahme einer Schlacht geneigt gewesen, und nur durch das Gefühl der Ueberlegenheit Napoleon's und die Hoffnung auf eine günstigere Ge-

legenheit von dieſem Plan abgebracht worden. Erſt von da an begann die ſyſtematiſche Verwüſtung des Landes, und der Gedanke, an dem bevorſtehenden Winter einen Bundesgenoſſen zu finden. Aber ein Theil des Hofes, die große Mehrheit des Adels, die Geiſtlichkeit, die altruſſiſche Partei überhaupt, ſah dieſen immerwährenden Rückzug, ohne einen einzigen großen Verſuch zum Widerſtande, als eine Schmach für das Vaterland an. Die Regierung hatte dem üblen Eindrucke, welchen die Fortſchritte des Feindes auf die Nation hervorbringen konnten, dadurch vorzubeugen geſucht, daß ſie jedes für die ruſſiſchen Waffen nicht durchaus unglücklich abgelaufene Gefecht in ihren Bekanntmachungen als einen großen Sieg darſtellte, und dafür überall kirchliche und militairiſche Feierlichkeiten anſtellen ließ. Als ſich aber die Wahrheit nach dem Aufgeben von Smolensk nicht länger verbergen ließ, und Moskau ſelbſt in Gefahr ſchwebte, gab ſich eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Leitung des Kampfes kund. Die Schuld dieſes Sinkens des ruſſiſchen Waffenruhmes ward dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly beigemeſſen, und derſelbe des Kleinmuthes, ja ſelbſt des Verrathes angeklagt. Barclay de Tolly war zwar in Rußland geboren, aber ſeine ausländiſche Abſtammung, ſeine proteſtantiſche Religion, und mangelhafte Kenntniß der ruſſiſchen Sprache hatten ihn in den Augen des Volkes immer als einen Fremden erſcheinen laſſen. Unter den höheren Befehlshabern wußte man ſehr wohl, daß er ein eben ſo treuer Diener ſeines Kaiſers wie ſeine altruſſiſchen Kollegen war. Aber viele von ihnen ſtellten ſich aus Neid über ſeine ſchnelle Erhebung aus dunkeln Verhältniſſen, und die große Gunſt, in welcher er bei Alexander ſtand, als glaubten ſie an dieſe gegen ihn entſtandenen verläumderiſchen Gerüchte, und breiteten ſie geſchäftig aus. Selbſt der nächſte General nach Barclay de Tolly, Bagration, war ein erklärter Nebenbuhler deſſelben, und ſtimmte in die gegen ihn erhobenen Anklagen ein. Zuletzt wurde die Unzufriedenheit mit dem Oberbefehlshaber ſo laut und allgemein, daß der Kaiſer derſelben nachgeben zu müſſen glaubte, und den kurz vorher in den Fürſtenſtand erhobenen General der Infanterie Kutuſof zum Generaliſſimus aller gegen Napoleon aufgeſtellten ruſſiſchen Streitkräfte ernannte. Barclay de Tolly trat wieder in die Stellung eines Oberbefehlshabers der erſten Weſtarmee zurück.

Napoleon hatte unterdeſſen, einmal zum Vorrücken auf Moskau entſchloſſen, die Verfolgung der Ruſſen mit großem Nachdruck fortgeſetzt. Ein von ihm vortrefflich ausgedachter Plan, ſich zwiſchen die beiden ruſſiſchen Armeen, welche getrennt von einander zogen, einzuſchieben, und

Barclay de Tolly die Straße nach Moskau zu verlegen, war durch die von Junot in dem Gefecht bei Valutina an der Brücke über den Stragan bewiesene Unentschlossenheit vereitelt worden. Der Kaiser mußte sich jetzt darauf beschränken, den Russen nachzurücken, um sie angreifen zu können, aber der Hoffnung entsagen, einzelne Korps umgehen oder abschneiden zu können. Solche und ähnliche Beweise von Unfähigkeit oder Schwäche, wie der von Junot gegebene, sonst bei den Generalen, besonders in Napoleon's Nähe, fast unerhört, waren in diesem Feldzuge nicht selten, und zeigten, daß selbst ursprünglich kräftige Naturen sich von der rastlosen Kriegsführung erschöpft fühlten, und der, da es nicht mehr Frankreichs Vertheidigung galt, ziellosen Kämpfe überdrüssig wurden.

Schon Barclay de Tolly hatte gefühlt, daß er Moskau den Franzosen nicht ohne Widerstand überlassen könne, und mehrmals Stellen zu einer Schlacht gewählt, dieselben aber, als zu wenig vortheilhaft, wieder aufgegeben. Zuletzt war er entschlossen gewesen, bei Czarewo Zaimisz (Kaiserdamm), in einer von Natur festen Stellung, den Feind zu erwarten. Als Kutusof bei der Armee, von welcher er mit außerordentlichem Jubel empfangen wurde, eintraf, erklärte er sogleich seine Absicht, schlagen zu wollen, ward jedoch wieder unschlüssig, ließ die von seinem Vorgänger angeordneten Schanzarbeiten unterbrechen, zog sich zurück, und schob die Entscheidung um mehre Tage auf. Da aber auch er Moskau ohne Kampf nicht aufgeben konnte und wollte, so zog er endlich sein Heer bei dem Dorfe Borodino, einen halben Tagesmarsch diesseits der Stadt Moshaisk, hinter dem Flüßchen Kolotsche, auf einer sandigen und hügeligen Ebene zusammen, um Napoleon daselbst zu erwarten. Die von Natur schwachen Punkte dieser Stellung wurden durch starke Verschanzungen gedeckt.

Die französische Armee war, da die von Smolensk nach Moskau führende Straße sehr breit ist, in großen Heersäulen jeden Augenblick zum Gefecht bereit, herangerückt. Am 5. September kamen sich die beiden Heere zu Gesicht. Napoleon befahl, nachdem er von der Höhe von Walunwo aus das Schlachtfeld überschaut hatte, sogleich den Angriff auf eine von den Russen in einiger Entfernung von ihrer Schlachtlinie vorwärts aufgeführten Redoute, Schewardino, nach dem Namen des Hügels, auf welchem sie sich befand, genannt. Zweimal wurde dieselbe von den Franzosen genommen, und eben so oft wieder verloren, bis am Abend die Division Campans im Besitz derselben blieb. Dieser äußerst erbitterte und mörderische Kampf, der den Russen 6000, den Franzosen wenigstens 4000 Mann kostete, war ein Vorspiel zu dem, was sich von

der eigentlichen Schlacht erwarten ließ. Den folgenden Tag über blieben die Russen unthätig stehen, von den Franzosen ward aber die Zeit sorgfältig zur Auskundung des Feindes und Verbesserung ihrer Stellung benutzt. Der Kaiser, welcher sich schon mit dem Morgengrauen erhoben hatte, war den ganzen Tag über zu Pferde, ordnete Alles selbst an, und begab sich erst nach Mitternacht zur Ruhe. Sein langes Verweilen in freier Luft zog ihm, bei der herrschenden Feuchtigkeit, einen heftigen Katharr zu, der ihn zwar nicht lähmte, aber am Schlachttage selbst seine Thätigkeit einigermaßen beschränkte. Der Palastpräfekt Beaussет war am Tage vorher von Paris eingetroffen, und hatte das Portrait des Königs von Rom mitgebracht, welches vor dem Zelte des Kaisers den Soldaten zur Schau ausgestellt wurde. Auf diesem Wege hatte Napoleon auch Marmont's Niederlage bei Salamanca erfahren. Der Umstand, daß er an der Spitze eines furchtbaren Heeres vor Moskau stand, während ein anderes für ihn in dem fernen Spanien, wenn auch unglücklich, kämpfte, konnte ihm den Gedanken an seine Macht vergegenwärtigen, hätte ihn aber auch über deren unnatürliche Ausdehnung bedenklich machen sollen. Er schien jedoch von jener üblen Nachricht nicht berührt zu werden, und erließ eine Proklamation an seine Armee, in welcher er sie in der ihm eigenen kurzen und kraftvollen Weise an ihre großen Thaten erinnerte, ihr den Sieg, gute Winterquartiere, und baldige Rückkehr in das Vaterland versprach.

Kutusof erließ am 6. September einen im Styl des alten Testaments verfaßten Aufruf an sein Heer, in welchem von der Bundeslade des Herrn, von mit Blut befleckten Heiligthümern, und von dem durch die Gottheit aus dem Staube gezogenen Wurm (Napoleon), der die Altäre entweihe, die Rede war. Am Abend wurde auf seinen Befehl ein von dem Volke sehr verehrtes Marienbild, das Barclay de Tolly aus der Hauptkirche von Smolensk mitgebracht hatte, bei Kerzenlicht, von Geistlichen umgeben und von dem ganzen Generalstab begleitet, an der Fronte der Truppen vorübergetragen. Dieses Schaugepränge war auf die Bildungsstufe der russischen Soldaten wohl berechnet und verfehlte seine Wirkung nicht. Aber Kutusof hatte sich nicht auf diese geistigen Einflüsse beschränkt, sondern auch reichliche Lebensmittel herbeikommen lassen. Die Russen ließen es sich vor hoch lodernden Lagerfeuern bei vollen Schüsseln und Gläsern wohl sein. Die Franzosen, großentheils schon auf Pferdefleisch gewiesen, bei spärlichem Feuer auf bloßer Erde liegend, bewahrten in dieser unerfreulichen Lage ihren natürlichen Muth, der keiner

materiellen Anregungsmittel bedurfte. Ihre Kriegsgesänge schallten einen Theil der Nacht hindurch weit über die Ebene hin.

Die Stärke der beiden Armeen an diesem blutigen Tage (7. Sept.) hat nie mit vollkommener Genauigkeit ermittelt werden können. Indessen sollen sie einander ziemlich gleich gewesen, jede ungefähr 120—130,000 Streiter gezählt und jede 600 Kanonen mit sich geführt haben. Auf Seite der Russen verdienen unter den Generalen, welche an der Leitung der Schlacht Theil nahmen, genannt zu werden: Barclay de Tolly, Bagration, der Kosakenhetman Graf Platof, Miloradowitsch, Ostermann-Tolstoi, Rajewski, Woronzof, Gortschakof. Auch mehre deutsche Prinzen: Eugen und Alexander von Würtemberg, Karl von Mecklenburg, der Prinz von Hessen-Philippsthal, dienten im russischen Heere. Im französischen Centrum standen: Murat, Ney, Davoust, auf dem rechten Flügel Fürst Joseph Poniatowski, auf dem linken der Vicekönig von Italien. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tages bestand darin, daß die beiden Oberanführer Napoleon und Kutusof im Schlachtgewühl nicht selbst erschienen. Der Kaiser, von einem heftigen Katharr befallen, war so heiser, daß er kaum sprechen konnte, und blieb in einer Verschanzung, von der aus er das Schlachtfeld übersehen konnte, und seine Befehle ertheilte. Die Stelle, an der er sich befand, war zwar nicht vor feindlichen Kugeln gesichert, er kam aber, gegen seine Gewohnheit, an diesem Tage nicht in den Bereich des eigentlichen Gefechtes. Der russische Generalissimus hielt sich ganz außer Schußweite, im Rücken seiner Armee, ohne lebhaftes Eingreifen und selbstthätiges Wirken, auf. Um fünf Uhr Morgens ließ Napoleon die Korpskommandeurs bei sich eintreten, und theilte ihnen seine letzten Anordnungen mit. Die Sonne ging glänzend auf, und er rief, zu seinen Generalen gewandt: „Das ist die Sonne von Austerlitz!“ — Um 6 Uhr ward durch einen Kanonenschuß auf dem rechten französischen Flügel das Zeichen zum Angriff gegeben.

Auf dem Raume einer Quadratmeile, denn die Wahlstatt von Borodino ist beschränkter als viele andere Schlachtfelder, wo geringere Massen fochten, gewesen, standen sich 250,000 Mann mit 1200 Kanonen zum Vernichtungskampf gegenüber. Es waren dies auf der einen Seite Soldaten aus Portugal, Spanien, Italien, die Blüthe der Völker Frankreichs, Deutschlands, Polens; auf der anderen Männer des großen östlichen Tieflandes von Europa, zum Theil vom Ural, vom Eismeer, dem Kaukasus, dem Pontus Euxinus hergekommen. An der Spitze der Einen stand der größte Feldherr der neueren, wenn nicht aller Zeiten, welcher bereits in mehr als vierzig Schlachten Sieger gewesen, an der

der Anderen ein General, der sieben Jahre vorher von seinem großen Gegner in einer Hauptschlacht, bei Austerlitz, geschlagen worden, und jetzt vom Alter geschwächt war. Aber die Flamme des Muthes und der Todesverachtung brannte in beiden Heeren gleich hoch. Die Russen waren von religiösem und nationalem Fanatismus erfüllt, und fochten für Haus und Heerd. Die Franzosen wollten von ihrem kriegerischen Ruhme Nichts einbüßen, und glaubten, daß ihnen nur ein glänzender Sieg das Thor zur Rückkehr in die Heimath öffnen könne.

Acht Stunden lang wogte der Kampf unentschieden hin und her. Die Franzosen griffen, wie gewöhnlich, mit außerordentlichem Nachdruck an, aber die Russen bemächtigten sich der ihnen entrissenen Stellungen wieder. Am Heißesten wüthete die Schlacht um die große Redoute her, die Rajewski-Schanze genannt, welche, vor der Front des russischen Centrums, auf einem Hügel, südlich von dem Dorfe Borodino, angelegt war und den Schlüssel der russischen Stellung ausmachte. Sie war mehrmals genommen und verloren worden, bis sie von Franzosen, Italienern und Deutschen unter dem Vicekönige und dem General Caulincourt erstürmt wurde, und ihnen blieb. Ihr Besitz entschied über den Ausgang des Tages. Um vier Uhr Nachmittags fingen die Russen langsam zu weichen an. Alle Regimenter in beiden Armeen, die im Feuer gewesen, hatten sich mit einer Tapferkeit, die selbst in jener kriegerischen Zeit auffiel, geschlagen. Wenn aber einzelne Leistungen besonders hervorgehoben werden sollen, so waren es die der schweren französischen Reiterei unter Murat, welche Alles vor sich niederwarf, und der russischen Infanterie des Korps von Ostermann-Tolstoi, die unter dem furchtbaren Feuer der gesammten Artillerie des französischen Centrums unerschütterlich Stand hielt.

Es war dies seit Erfindung des Schießpulvers der blutigste Kampf. Der Grund lag, außer der gegenseitigen Erbitterung, in der Enge des Schlachtfeldes und der damit zusammenhängenden großen Wirkung des Geschützes, von der aber die Russen bei ihrer tieferen Aufstellung mehr als die Franzosen litten. Zweiundfünfzigtausend russische und dreißigtausend französische und bundesgenössische Todte und Verwundete bedeckten die Wahlstatt. Einige vierzig Generale waren auf beiden Seiten getödtet oder verwundet worden. Der Fürst Bagration starb einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden. Die Franzosen beklagten unter den Todten die beiden kühnen Reitergenerale Montbrun und Caulincourt (ein Bruder des Oberstallmeisters Herzogs von Vicenza), Romeuf, Chastel u. s. w. Verwundet wurden der Marschall Fürst von Eckmühl,

die Generale Morand, Rapp, Friant, Belliard, Compans, Nansouty, Pajol, Grouchy u. s. w. Zwanzigtausend Pferde lagen auf der Erde oder irrten auf dem Schlachtfelde umher. Die Trümmer von vierhundert von den Kugeln zerschmetterter Artillerie- und Transportwagen bedeckten den Boden.

Napoleon war im Anfange und während der Mitte des Kampfes von Murat und Ney dringend gebeten worden, ihnen seine Reserven zu Hülfe zu schicken, um die Russen früher als geschah zum Weichen zu bringen, und mehr Zeit zu ihrer Verfolgung übrig zu behalten. Er willigte erst in die zweite Aufforderung der Art und auch dann nur unvollständig ein. Gegen das Ende der Schlacht stellte man ihm vor, daß der Angriff seiner Garde, 20,000 Mann, die an diesem Tage keinen Schuß gethan und keinen Verlust erlitten hatte, die Niederlage der Russen vollenden werde. Er verwarf den Antrag mit den Worten: „Ich bin achthundert Stunden von Paris entfernt. Unter solchen Umständen schwächt man nicht seine letzten Stützen!" — Die, welche Napoleon in diesem Falle tadeln, berufen sich darauf, daß eine Vernichtung oder Auflösung der russischen Hauptarmee unter Kutusof den Kaiser Alexander erschreckt, und zum Frieden bewogen haben würde. Wenn aber Letzteres nicht geschehen, und der russische Monarch seinen Erklärungen treu geblieben, und dem Rathe der entschiedenen Gegner Napoleon's, welche ihn umgaben, gefolgt wäre, so würde eine noch größere Niederlage der Russen bei Borodino, als wirklich stattfand, an dem Gesammtverlaufe der Ereignisse Nichts verändert haben.

Napoleon kehrte, nachdem er das Schlachtfeld einen Augenblick lang durchritten hatte, von den ersten seiner Generale begleitet, in sein Zelt zurück. Weder er noch sie zeigten über diesen Sieg die Freude, welche am Abend nach beendigtem Kampfe bei Austerlitz, Jena und Friedland so lebhaft hervorgebrochen war. Kein Zuruf für den Kaiser ließ sich hören. In ihm selbst und seinen Umgebungen lag stillschweigend die Ueberzeugung, daß der Sieg zu theuer erkauft, daß die Kampfesfähigkeit des Feindes nicht ganz gebrochen, der Feldzug überhaupt nicht mit der Weisheit der früheren vorbereitet, und nicht von demselben Glück begleitet sei. Indessen wird die Schlacht von Borodino, gerade um des verzweifelten und zuletzt doch überwundenen Widerstandes der Russen willen, immer unter die großen militairischen Ehrentage Frankreichs gehören.

Das russische Heer zog sich während der Nacht in der Richtung nach Moshaisk zurück. Der Kosakenhetman Graf Platof führte die Nachhut

an. Kutusof hatte nicht viel über 50,000 Mann zusammen. Wenn Napoleon am anderen Tage die russische Armee mit Nachdruck angegriffen hätte, so würde sie sich wahrscheinlich aufgelöst haben. Er ward aber durch die starke Erkältung, welche er sich zugezogen, verhindert, persönlich bei seiner Vorhut zu erscheinen, und erfuhr die Verwirrung nicht, welche in den russischen Linien während des Nachtmarsches eingerissen war. Am 9. September war das französische Hauptquartier nicht weiter als bis Moshaisk gekommen. Auf diese Art erhielten die Russen Zeit, sich wieder zu sammeln. Um den Eindruck der erlittenen Niederlage zu schwächen, stellte Kutusof in seinen Berichten, selbst an seinen Kaiser, die Schlacht von Borodino mit unerhörter Dreistigkeit als einen von ihm erfochtenen Sieg dar, den er nicht habe weiter verfolgen wollen, um Macht genug übrig zu behalten, dem Feinde vor Moskau eine neue Schlacht zu liefern, und ihn dort zu vernichten. Selbst vor seinen eigenen Generalen, den Augenzeugen der Ereignisse des 7. Septembers, gab er sich das Ansehen, nicht geschlagen worden zu sein, blos weil er nicht vernichtet war. Alexander I. glaubte anfänglich dem Bericht seines Generalissimus, und ließ zur Feier des vermeintlichen Sieges Tedeums singen, Artillerieſalven lösen, und feierliche Umzüge halten. Als er die Wahrheit erfuhr, zürnte er zwar, schwieg aber, indem er den, welcher an der Spitze seiner Heere stand, nicht durch eine Rüge herabsetzen wollte. Er sah sich sogar, aus Rücksicht auf Kutusof's Popularität, genöthigt, denselben durch Ertheilung des St. Georgenordens erster Klasse, welcher nur Generalen, welche eine Schlacht gewonnen haben, zugänglich ist, der Feldmarschallswürde und einer großen Dotation zu belohnen.

---

2. Napoleon's Aufenthalt in Moskau. — Rückzug und Vernichtung der französischen Armee.

Auf dem Rückzuge von Borodino aus hatten die Russen auf mehren Punkten, zuerst in Moshaisk, dann bei Ruza und Krimskoi, einen obwohl vergeblichen Widerstand geleistet. Am 13. September langte Kutusof vor Moskau an. Die in seiner Armee herrschende Stimmung war, einen neuen Kampf zur Rettung der Hauptstadt zu wagen. Obgleich bei sich selbst schon zum Aufgeben derselben entschlossen, wollte Kutusof die Verantwortlichkeit für diesen Entschluß nicht ganz allein auf

sich nehmen. Er berief einen Kriegsrath, in welchem sich die meisten Stimmen für eine zu liefernde Schlacht, einige für einen Straßenkampf, nach Art Saragossa's, aussprachen. Aber Barclay de Tolly wies die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage und deren üble Folgen nach, und rieth auf Wladimir, um nicht die Straße nach St. Petersburg zu verlieren, zu ziehen. Der Generalquartiermeister Oberst Toll legte ebenfalls die Vergeblichkeit, Moskau vertheidigen zu wollen, dar, war aber der Meinung, sich nach Kaluga, wegen der Verbindung mit den reichen, südlich von der Hauptstadt gelegenen Gouvernements, zu wenden. Kutusof brach die Berathung, ohne eine Entscheidung anzukündigen, ab, nahm sich aber im Stillen vor, Toll's Ansicht zu folgen. Um sich aber das Ansehen zu geben, nur durch die Umstände zum Verlassen Moskau's gezwungen worden zu sein, sprach der Generalissimus bis zum letzten Augenblick davon, die Hauptstadt durch eine Schlacht zu decken. Erst als Kutusof in der Nacht vom 13. zum 14. September Moskau räumte, hörte die von ihm sorgfältig unterhaltene Täuschung auf. Im Laufe des Tages ward die Stadt von der ganzen Bevölkerung verlassen. Von 250,000 Einwohnern blieben ungefähr 14,000, meist Fremde oder zur niedrigsten Klasse gehörig, zurück.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Rostopschin, hatte nach der Schlacht von Borodino, wie fast Jedermann, an die Absicht Kutusof's, zur Rettung der Hauptstadt eine Schlacht zu liefern, geglaubt, und zugleich die Meinung geäußert, daß es nützlicher und würdiger wäre, Moskau aus freien Stücken zu zerstören, als es unversehrt dem Feinde zu überlassen. Dieser Gedanke gedieh in ihm nach Kutusof's Abzuge schnell zur Reife. Er ließ, ohne seine Absicht anzukündigen, in allen öffentlichen Gebäuden, mit Ausnahme des Kreml, brennbare Stoffe aufhäufen, und stellte Leute mit Pechkränzen und Fackeln, um nach dem Einrücken der Franzosen den Brand zu beginnen, auf. Um die Löschung unmöglich zu machen, wurden die Feuerspritzen entfernt und die Brunnen verschüttet. Eine Anzahl von Verbrechern ward von ihm, um bei dem Feuer thätig zu sein, in Freiheit gesetzt. Rostopschin wollte seine eigenen Besitzthümer nicht von dem allgemeinen Verderben ausnehmen. Zwei Palais, die er in Moskau besaß, und ein prachtvoll eingerichtetes Landhaus in der Nähe waren ebenfalls zur Einäscherung bestimmt.

Am 14. September um 1 Uhr Mittags langte Murat mit dem Vortrab auf dem sogenannten Grußberg, auf welchem Moskau sichtbar wird, an. Kutusof hatte um diese Zeit noch nicht alle seine Truppen aus der Stadt gezogen. Der General Miloradowitsch, welcher jetzt in

Platof's Stelle die russische Nachhut befehligte, trug bei dem Könige von Neapel auf einen Waffenstillstand von einigen Stunden zur Räumung der Stadt, der ohne Schwierigkeit bewilligt wurde, an. Um 3 Uhr erschien Napoleon, der das sich zu seinen Füßen ausbreitende Moskau mit dem Stolz und der Freude des Siegers betrachtete, und ausrief: „Da ist sie endlich, die heilige Stadt!" Diese Empfindung ward von den Kriegern aller Grade und Waffengattungen, welche nach und nach auf der Höhe ankamen, getheilt. Alle fühlten sich im Angesicht von Moskau, ihrem Auge früher so fern liegend, von ihrer Einbildungskraft aber so lange erträumt, wie Pilger am Ziel ihrer Fahrt, begeistert und erhoben. Viele unter ihnen waren nach blutigen Kämpfen in Rom, Venedig, Lissabon, Madrid, Wien und Berlin eingerückt, und sehnten sich danach, diese neue Trophäe mit eigener Hand zu berühren. Tausende von Erschöpften und selbst die leicht Verwundeten hatten sich von Moshaisk aus dem Heere angeschlossen, um den Einzug in Moskau nicht zu versäumen. Auf dem Großberge erklang bei dem Anblick Napoleon's, wie in der Schlacht selbst, der triumphalische Ruf: „Es lebe der Kaiser!" in welchem sich seine Soldaten mit verherrlichten. Ein berauschendes Gefühl von Macht und Ruhm mußte in jenem Augenblick die Brust des Eroberers erfüllen, wenn er sich seine an das Wunderbare gränzende Laufbahn, von der kleinen Insel, aus welcher er hervorgegangen, bis zum Besitze der alten Czarenstadt, vergegenwärtigte. Der Großberg von Moskau war das Kapitol seiner Größe, in dessen Nähe aber auch, ihm selbst noch verborgen, der tarpejische Felsen seines Sturzes lag.

Der blendende Eindruck, welchen das christlich-orientalische Moskau mit seinen zahllosen vergoldeten Kuppeln und Kreuzen, seiner bunten Pracht, wie ein Wiederschein aus Byzanz und Persien, auf die staunenden Gemüther der Söhne des Abendlandes und ihres großen Führers hervorbrachte, sollte nicht von langer Dauer sein. Als Napoleon bei einer der Vorstädte anlangte, erwartete er vergebens, daß sich, wie sonst in ähnlichen Fällen, Abgeordnete der Verwaltungsbehörden mit Bitten um Schonung und Versprechen der Unterwerfung ihm vorstellen würden. Als er in die Stadt eintrat, fand er dieselbe ganz leer und verödet. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner zeigten sich nicht. Die Stille der Straßen, welche nur durch den Hufschlag der Pferde und den Tritt des Fußvolkes unterbrochen wurde, hatte etwas Unheimliches. Raben und Krähen, in Moskau so häufig wie Tauben in Venedig, flogen, von dem Geräusch des einziehenden Heeres aufgeschreckt, um die Kuppeln und Zinnen einher. Diese schwarzen Vögel nahmen sich wie traurige

Augurien der Zukunft aus. Der Kaiser brachte die erste Nacht in einem Hause der Vorstadt, in der Nähe des Thores von Dorogamilow, zu. Der stolzen und freudigen Stimmung der ersten Stunden folgte die düstere Ahnung unheilsvoller Ereignisse, die nicht lange auf sich warten ließen.

In der Nacht vom 14. zum 15. September brach zuerst im Bazar, dann in der Börse, der Bank und an anderen zum Theil weit auseinander liegenden Orten Feuer aus. Die Franzosen wollten ihm Einhalt thun, fanden aber keine Löschwerkzeuge vor. Der Brand dauerte die ganze Nacht hindurch. Man war aber weit entfernt, den wahren Grund des Entstehens zu ahnen. Am 15. September früh verlegte der Kaiser sein Hauptquartier in den Kreml. In und bei dieser Citadelle wurde seine Garde untergebracht. Napoleon bestieg den hohen Iwansthurm, und übersah von dort aus noch einmal seine Eroberung. Kaum war er daselbst angelangt, als das Feuer von allen Seiten ausbrach. Es konnte nicht länger für ein Werk des Zufalls gelten. Eingefangene Brandstifter sagten aus, daß sie auf Befehl des Gouverneurs Rostopschin handelten. Napoleon befahl, sie zu erschießen, und ihre Leichname zum abschreckenden Beispiel an die Giebel der Häuser zu hängen. Diese Strenge war vergeblich. Den meisten unter diesen Verbrechern gelang ihr Beginnen. Das Feuer nahm, vom Winde getrieben, so rasch überhand, daß weder an ein Löschen desselben, noch an ein Ergreifen seiner Urheber mehr zu denken war. Schon fielen einzelne Feuerflocken auf den Kreml, in dessen Höfen 400 französische Munitionswagen untergebracht waren, und in dessen Arsenal die Russen 100,000 Pfd. Pulver zurückgelassen hatten. Napoleon stand, als der Brand um sich griff, und der Stadt das Ansehen eines Feuermeeres gab, an einem hochgelegenen Fenster des Czarenpalastes, und sah mit sprachlosem Erstaunen dem furchtbaren Schauspiele zu. Nur einzelne Ausrufe entstiegen seiner gepreßten Brust. Die Hoffnung, seiner Armee Nahrung und Obdach zu verschaffen, drohte zu verschwinden. Alles schien den gierigen Flammen, die sich zuletzt auch gegen den Kreml hinwälzten, Preis gegeben zu sein. Die sich nähernde Möglichkeit einer Explosion der Pulvervorräthe bewog mehre Generale, dem Kaiser dringend zur Entfernung zu rathen. Er schien anfänglich, wie dies seine Gewohnheit war, an die Gefahr nicht zu glauben, gab aber endlich nach, und bezog das kaiserliche Lustschloß Petrowskoi, an der Straße nach St. Petersburg gelegen. Ehe er in das Freie gelangte, konnte er die Gewalt des Feuers in nächster Nähe beobachten. Der zunehmende Wind trug die Flammen von Kuppel zu Kuppel, von Dach zu

Dach. Zuweilen schlich sich das Feuer wie eine Schlange am Boden hin und zwang den Kaiser und sein Gefolge zu Umwegen. Funken, Rauch und Asche stiegen in wirbelnder Bewegung empor, senkten sich dann, und fielen wie Feuerregen nieder. Die einstürzenden Paläste und Kirchen brachten ein donnergrtiges Getöse hervor. Die Gluth, der Rauch, das Krachen, Knistern und Zischen betäubten alle Sinne. Die meisten Truppen mußten die Stadt, in welche sie eben erst eingezogen waren, wieder verlassen. Die Garde allein hielt aus, und rettete den Kreml. Sieben Tage lang wüthete das Feuer ununterbrochen fort. Einen Brand wie diesen hatte die Welt seit Karthago's und Jerusalems Zerstörung nicht mehr erlebt. Wie so Vieles bei Napoleon, ist auch diese Episode seines Daseins in der neueren Geschichte ohne Gleichen gewesen. Am 21. September machte ein heftiger Regenguß der Feuersbrunst ein Ende. Neun Zehntheile der Stadt lagen in Asche. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner hatten, als der Brand anfing, das Freie gesucht. Zehntausend russische Kranke und Verwundete kamen in den brennenden Lazarethen um. Die französischen Soldaten wollten, als sie die Unmöglichkeit, die Stadt zu erhalten, erkannt hatten, dem Feuer seine Beute entreißen, und begannen zu plündern. Die Einen drangen in die Häuser und Keller, und nahmen die vorhandenen Vorräthe fort; Andere erbrachen die Thüren und Fenster der Kirchen und Paläste, und bemächtigten sich der dort in großer Menge aufgehäuften Kostbarkeiten. Manchem Soldaten fielen auf diese Art die reichsten Shawls und Teppiche Indiens und Persiens, goldene und silberne Gefäße und Pretiosen aller Art zu, aber nur wenige brachten etwas von diesen Schätzen nach der Heimath mit.

Am 20. September schlug Napoleon wieder sein Hauptquartier im Kreml auf. Ungeachtet des ungeheueren Schadens, welcher den Franzosen daraus erwachsen mußte, daß der größte Theil der Stadt, in welcher sie Ruhe und Verpflegung gehofft hatten, in einen Aschenhaufen verwandelt worden, so waren dennoch in der vom Feuer verschont gebliebenen Gegend und überhaupt in den unterirdischen Behältnissen große Massen von Lebensmitteln und Material aller Art, Mehl, Branntwein, Tuch, Leder, übrig geblieben. Im Kreml hatten die Franzosen 150 Kanonen, 60,000 Gewehre, und in einiger Entfernung von der Stadt 400,000 Pfd. Pulver gefunden. Auch in die schreckliche Verwirrung der ersten Tage wurde einige Ordnung gebracht. Man theilte die Stadt in zwanzig Quartiere, und richtete Lazarethe und Magazine ein. Die Soldaten wurden zum Theil neu gekleidet, die schadhaft gewordenen Waffen ausgebessert, und die Vorräthe für die Artillerie ergänzt. Zehntausend

von Krankheiten oder Wunden Geheilte traten wieder in Reih und Glied. Eine große Katastrophe wäre noch zu vermeiden gewesen, wenn der Rückzug um den 1. Oktober, wo die Armee sich wieder erholt haben konnte, angetreten wurde. Die Ueberreste des Heeres hätten dann die Gränze Litthauens, wo sich die Magazine und Depots befanden, vor dem Eintritt des Winters erreichen können.

Aber Napoleon wurde von dem ihm unheilbringenden Wahne bethört, den Frieden mit Rußland in Moskau zu schließen, erst daselbst Anträge von Seiten des russischen Kabinets zu erwarten, und, als sie nicht eintrafen, solche selbst zu stellen. Dieser Gedanke hatte ihn während seiner Heerfahrt begleitet, und er konnte desselben, selbst unter ganz veränderten Umständen, nicht mehr los werden. Die Erinnerung an die von Alexander gegen ihn in Tilsit und Erfurt bewiesene Willfährigkeit war ihm nicht nur geblieben, sondern hatte sich in seiner Einbildungskraft noch vergrößert. Dazu rechnete er auf den Eindruck, welchen jetzt der Sieg von Borodino und die Einnahme Moskau's auf den biegsamen Charakter Alexander's hervorbringen würde. Er übersah dabei vollkommen die bestimmten Erklärungen, welche der russische Monarch in Wilna, als derselbe sich von einer noch unversehrten Armee von 500,000 Mann bedroht sah, gegen Narbonne abgegeben hatte, auf keine Vergleichsvorschläge, so lange der Feind auf russischem Boden stehen würde, hören zu wollen. Napoleon bedachte auch nicht die Erbitterung, welche ein aus so willkührlichen Gründen hergeleiteter Angriff in der zwar milden, aber nicht schlaffen Seele Alexander's erzeugen mußte. Er vergaß ferner, daß es, bei dem im russischen Volke, wegen des plötzlichen und ungerechten Einfalles in sein Land, gegen die Franzosen aufgeloderten Hasse, dem Kaiser Alexander, ohne Gefahr für seinen Ruf, vielleicht selbst für seine Sicherheit, gar nicht möglich sein würde, zu einer Aussöhnung die Hand zu bieten.

Die erste Nachricht von der Niederlage des russischen Heeres bei Borodino und die Besetzung Moskau's durch die Franzosen hatten am russischen Hofe großen Schrecken verursacht. Man fürchtete einen Augenblick lang, daß Napoleon sich unmittelbar gegen St. Petersburg in Bewegung setzen werde. Das Reichsarchiv, die Juwelen der Krone, alles kostbare Eigenthum wurde eingepackt, um, sobald die Gefahr näher heranzöge, sogleich fortgebracht werden zu können. Die Kaiserin-Mutter, sonst eine große Gegnerin Napoleon's, der Großfürst Konstantin, der alte Reichskanzler Romanzof, der übrigens immer auf französischer Seite gewesen, riethen zum Frieden. Napoleon schien ihnen unwiderstehlich

und der Mann des Schickſals zu ſein. Derſelben Meinung war überhaupt der eigentliche Hof. Aber die politiſche und militairiſche Partei, zum Theil vom Auslande angeregt und aufrecht gehalten, hegte andere Ueberzeugungen. Der engliſche Botſchafter, Lord Cathcart, welcher die Expedition gegen Kopenhagen kommandirt hatte, rieth zu einer eifrigen Fortſetzung des Krieges. Er war mit Lord Wellington und anderen Mitgliedern der brittiſchen Ariſtokratie der Meinung, daß die Erſchöpfung Frankreichs, die Gleichgültigkeit Italiens, der Haß Deutſchlands, in Verbindung mit den beiden an den Endpunkten Europa's, in Spanien und Rußland, geführten Kriegen, Napoleon zu Grunde richten müſſe, daß er ſchon an dem Rande des Abgrundes ſtehe, und daß es nur der Ausdauer bedürfe, um ihn in denſelben zu ſtürzen. Der frühere preußiſche Miniſter von Stein, welcher, um für Deutſchland zu wirken, in ruſſiſche Dienſte getreten war, gehörte zu Napoleon's kühnſten und entflammteſten Gegnern, und wurde nicht müde, ſeine Anſicht von der Nothwendigkeit, dem Uebergewicht Frankreichs ein Ende zu machen, mit allen Waffen der Vernunft und der Begeiſterung zu verfechten. Stein berief ſich dabei noch mehr auf moraliſche als politiſche Grundſätze, was ſeinen Worten ein beſonderes Gewicht verlieh, da ſein Standpunkt der ſeltenere und nicht weniger richtige war. Er haßte Napoleon als den Unterdrücker der Nationalitäten, als den, der, durch ſeine Willkühr, ſeine Gleichgültigkeit gegen Recht und Geſetz, die Menſchheit herabwürdigte. Stein war, ungeachtet mancher Widerſprüche in ſeinem Weſen, von einer aufrichtigen Liebe für die Freiheit beſeelt, und rechnete dem Eroberer die gegen die Völker verübten Gewaltthätigkeiten zu einem noch größeren Verbrechen als die Vertreibung einzelner Fürſtenhäuſer an. Es ward von ihm tiefer als von irgend einem ſeiner Zeitgenoſſen das Unſittliche und Unheilige in Napoleon's Walten gefühlt. Die national-ruſſiſche Partei war, wie die Spanier, von Leidenſchaft gegen den erfüllt, welcher aus Herrſchſucht und Hochmuth das ſeit ſo langer Zeit von keinem Feinde heimgeſuchte Rußland mit Krieg überzogen hatte, und wollte ſich lieber dem Untergange ausſetzen, als durch freiwillige Unterwerfung ihre eigene Erniedrigung unterzeichnen. — Man war außerdem in St. Petersburg von der verminderten Stärke des franzöſiſchen Heeres in Moskau, von den großen Verluſten, welche daſſelbe durch die übermäßige Raſchheit ſeiner Bewegungen, durch Hunger, Hitze, und zuletzt durch die Schlacht von Borodino erlitten hatte, unterrichtet. Wenn Napoleon die ruſſiſche Armee noch einmal aufſuchen wollte, ſo war für dieſelbe Raum genug zum Ausweichen da. Man konnte ihn in Fernen locken, wohin

er nicht zu folgen vermochte. So weit er auch vordrang, er mußte zuletzt doch umkehren, und dann war man gewiß, am Winter einen Bundesgenossen zu finden. Auf St. Petersburg zu ziehen, war Napoleon nicht mehr stark genug. — Alexander I. pflichtete diesen Ansichten bei, und war zu einer nachdrücklichen Fortsetzung des Kampfes entschlossen. Es stieg auch in ihm schon damals, obgleich mit weniger Bestimmtheit als in leidenschaftlicheren Naturen, der Gedanke auf, daß Napoleon in Rußland nicht nur eine Schranke für seine Eroberungslust, sondern überhaupt das Ende seiner Macht finden könne.

Napoleon war über diese Stimmung in St. Petersburg, über die Hoffnungen und Pläne der Russen in vollkommener Verblendung begriffen. Er glaubte, daß es nur eines Entgegenkommens von seiner Seite bedürfe, um Alexander zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Kutusof, der, obgleich kein großer Feldherr, ein Mann von scharfem Verstande war, und die wahre Sachlage durchschaute, that Alles, um den französischen Kaiser in dem Wahn einer gefahrlosen Stellung für ihn zu bestärken. Er wollte ihn so lange als möglich in Moskau festhalten, überzeugt, daß dann die Kälte die französischen Streitkräfte auch ohne eine große Entscheidung durch die Waffen von selbst aufreiben werde. Der russische Generalissimus richtete nach diesem Gedanken sein ganzes militairisches und diplomatisches Verhalten ein.

Napoleon sandte am 4. Oktober den General Lauriston, seinen früheren Botschafter in St. Petersburg, an Kutusof zur Uebergabe eines Schreibens an Alexander, zu Besprechung von Friedensunterhandlungen, und mit dem Antrage zu einem Waffenstillstande, ab. Der russische Generalissimus erklärte, mit den Absichten seines Hofes in Betreff eines Vergleiches unbekannt, und zu einem Waffenstillstande nicht ermächtigt zu sein, versprach aber, Napoleon's Schreiben sogleich nach St. Petersburg abgehen zu lassen. Er nahm übrigens Lauriston freundlich und zuvorkommend auf, ging, ohne Abschließung einer förmlichen Waffenruhe, gern darauf ein, daß die Feindseligkeiten auf der Vorpostenkette aufhörten, und gab seinen persönlichen Wunsch nach einer Beilegung des Krieges zu erkennen. Lauriston kehrte nicht ohne Hoffnung auf den Erfolg seiner Sendung zu Napoleon zurück. Einige Zeit nachher sandte Kutusof einen Bericht an seinen Kaiser, in welchem von dem schlechten Zustande des russischen Heeres, und der Dringlichkeit des Friedens verhandelt wurde. Diese Mittheilung war bestimmt, durch eine geschickte Veranstaltung, in französische Hände zu fallen, und trug zur Bestärkung Napoleon's in seinen Selbsttäuschungen bei. Am 13. Oktober ward

Lauriston zum zweiten Mal in das russische Hauptquartier, um zu vernehmen, welche Antwort aus St. Petersburg eingelaufen sei, geschickt. Kutusof entnahm daraus noch mehr als aus anderen Anzeichen, in welcher Verlegenheit sich der Feind befinden müsse, und wollte aus derselben Vortheil ziehen. Am 18. Oktober griffen die Russen plötzlich bei Winkowo die französische Vorhut unter Murat, der im Vertrauen auf die scheinbare Waffenruhe die militairischen Sicherheitsmaßregeln vernachlässigt hatte, an, und brachten ihr einen empfindlichen Verlust an Reiterei und Geschütz bei. Jetzt begriff Napoleon endlich, aber zu spät, die List Kutusof's, und die Vergeblichkeit seiner eigenen Friedensvorschläge.

Napoleon's langes Verweilen in Moskau, das Hegen von Hoffnungen, welche eine klare Auffassung der Verhältnisse nicht verstattet haben würde, seine gänzliche Thatenlosigkeit während dieser Zeit, sind eine seines großen Charakters und Geistes unwürdige Schwäche und Kurzsichtigkeit gewesen. Er war aber, vom Glück verwöhnt, zuletzt dahin gekommen, immer Das für möglich zu halten, was er gerade wünschte. Alle von ihm in dieser Epoche angestellten Berechnungen schlugen fehl. Er zählte, gegen alle Wahrscheinlichkeit, auf eine Nachgiebigkeit von Seiten Alexander's, und ließ sich, selbst durch das Ausbleiben einer Antwort auf zwei von ihm gemachte Eröffnungen, über seinen Irrthum nicht aufklären. Erst Kutusof's unerwarteter Angriff schloß ihm die Augen auf. Sein langer Aufenthalt in Moskau hatte aber nicht blos diesen Grund, sondern er zögerte auch mit dem Rückzuge, weil er den Eindruck desselben auf Frankreich und Europa fürchtete. Es war dies ein bei einem Manne von sonst so durchdringendem Verstande unerklärbarer Fehlschluß. Im Kriege, wie bei allen anderen Unternehmungen, ist derjenige der erste, welcher zuletzt, wie auch vorher die Würfel gefallen sein mögen, die Oberhand behält. Cäsar galt für den größten Feldherrn seiner Zeit, obgleich er bei Dyrrachium von Pompejus geschlagen worden war. Wenn Napoleon nach der nöthigen Rast in Moskau auf Litthauen zurückging, dort sein Heer verstärkte, und im nächsten Frühjahr den Krieg mit frischen Kräften von Neuem begann, so würde er aus diesem Kampfe, wie bisher aus jedem anderen, als Sieger hervorgegangen, und weder an seinem Ruhm noch an seiner Macht Etwas eingebüßt haben. Europa hätte dann auf seine Befreiung wahrscheinlich bis zum Tode des Eroberers warten müssen. Indem er aber sein von allem Nöthigen entblößtes Heer auf dem Rückzuge von einem russischen Winter überraschen ließ, bereitete er selbst seinen Untergang vor.

Graf Daru, unter welchem das gesammte Verpflegungswesen der

Armee stand, und der, obgleich kein Militair, sich durch eine seltene Unerschrockenheit auszeichnete, schlug dem Kaiser, als es zu spät geworden war, nach Litthauen vor Einbruch des Winters zu gelangen, vor, in Moskau zu bleiben, den vorhandenen Proviant, der noch auf mehre Monate ausreichte, durch das Schlachten und Einsalzen aller untauglich gewordenen Pferde zu vermehren, im nächsten Frühjahr Verstärkungen an sich ziehen, und dann auf St. Petersburg los zu gehen. Napoleon nannte dies einen löwenmäßigen Rath, setzte aber hinzu: „Man kann sich von seiner Heimath weit entfernen, darf aber nicht zu lange von ihr abwesend bleiben. Paris zieht mich noch stärker zurück, als mich St. Petersburg anlockt!“ — Wenn Napoleon Frankreichs so wenig gewiß war, um seine Entfernung während eines einzigen Winters für gefährlich zu halten, so hätte er einen so weiten Feldzug gar nicht unternehmen sollen. Er hegte außerdem vor der daselbst herrschenden Stimmung eine übertriebene Besorgniß. Es gab unter den gebildeten Klassen der französischen Nation schon seit Jahren viele Mißvergnügte, aber es war daraus bisher keine Revolution entstanden, und würde auch jetzt nicht ausgebrochen sein. Die Masse hing, ungeachtet vieler einzelner Klagen und Beschwerden, noch immer an dem Kaiser, und es würde ihm Niemand, so lange man ihn an der Spitze eines großen Heeres wußte, den Gehorsam aufgekündigt haben. Die Russen waren so geschwächt, daß sie während des Winters gegen ihn nichts Bedeutendes zu unternehmen vermocht hätten.

Am 18. Oktober verließ Napoleon Moskau, das er zu seinem Heil entweder nie hätte betreten oder früher aufgeben sollen. Sein Heer bestand aus 104,000 Mann, mit einer noch zahlreichen, aber wenig brauchbaren Reiterei, weil die Pferde, 17,000 an der Zahl, von dem Mangel an Futter und dem unaufhörlichen Vorpostendienst sehr mitgenommen worden, und einem ungeheueren Artilleriepark, wie ihn nie eine gleich starke Armee mit sich geführt hat, 605 Kanonen mit 2455 Munitionswagen. Ein endloser Troß von Fuhrwerk, den Generalen, Stabsofficieren, Militairbeamten angehörig, begleitete das Heer. Denn Jeder hatte aus Moskau mitgenommen, was er für gut fand. Der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, blieb mit 10,000 Mann in Moskau zurück, damit es, wenigstens einige Tage lang, das Ansehen hätte, als werde die Armee bald wieder zurückkehren. Er sprengte, ehe er sich entfernte (23. Oktober), den Kreml in die Luft. Das vergoldete Kreuz der Iwanskirche wurde von den Franzosen als Trophäe mitgenommen.

Kutusof hatte den Rath seines Generalquartiermeisters Toll befolgt und eine Flankenstellung erst bei Rjäsan und dann bei Kaluga genommen,

wodurch ihm die reichen, von Moskau südlich liegenden Landschaften offen geblieben, den Franzosen dagegen verschlossen wurden, und wodurch er der französischen Rückzugslinie näher kam. Napoleon wollte, als er Moskau verließ, die längere, aber durch fruchtbare Gegenden führende Straße über Kaluga nach Smolensk, statt der kürzeren über Moshaisk einschlagen, auf welcher letzteren schon Alles aufgezehrt war. Aus demselben Grunde mußte aber Kutusof sich einem solchen Marsche um jeden Preis widersetzen. Napoleon umging den linken Flügel der russischen Armee bei Tarutino, und griff Kutusof bei Malo-Jaroslawetz (24. Oktober) an, wo sich besonders die italienischen Divisionen unter dem Vicekönig durch Tapferkeit hervorthaten, die Russen sich aber nicht mit derselben Ausdauer wie bei Borodino schlugen. Kutusof mußte sich auf der Straße nach Kaluga zurückziehen. Napoleon hätte jetzt die von ihm begonnene Bewegung ausführen können. Aber der ansehnliche Verlust, welchen er bei Malo-Jaroslawetz, ungeachtet des Sieges, erlitten (5000 Mann), die Gewißheit, zur Fortsetzung seines Zuges auf dieser Straße eine neue Schlacht liefern zu müssen, die Schwierigkeit, die zunehmende Zahl der Verwundeten mit sich zu führen, die Eile, welche ihm jetzt eine Bedingung der Rettung wie früher des Sieges geworden, bewogen ihn, den auf dem Hinzuge betretenen Weg nach Smolensk wieder zu gewinnen. Es war dies ein folgenschwerer Entschluß, dem zum Theil die gänzliche Vernichtung seines Heeres zuzuschreiben ist, und den er erst auf den dringenden Rath seiner Umgebungen, und, wie es scheint, gegen seine eigene bessere Ueberzeugung faßte.

Das französische Heer zog, wegen des ungeheuren Trosses und Gepäckes, in einer Ausdehnung von vierzehn Stunden einher. Kutusof, der, vermöge der von ihm südlich genommenen Flankenstellung, Smolensk vor den Franzosen hätte erreichen können, dessen Armee überhaupt zahlreicher, besonders an Reiterei überlegen war, beschränkte sich darauf, den Feind zu begleiten, zu necken, hier und da anzufallen, Nachzügler und Gepäck abzufassen, ohne einen nachdrücklichen und allgemeinen Angriff zu unternehmen. Für den Kaiser und sein Heer stritt bis zum letzten Augenblick dieses Rückzuges der früher erworbene Ruhm, und die Furchtbarkeit ihres Namens, selbst als derselbe nur noch ein Schatten war.

Am 27. Oktober langte die Armee bei Borodino, zweiundfünfzig Tage nach der dort gelieferten Schlacht, an. Noch immer war der Boden mit Menschen- und Pferdeleichen, wie nach der ersten Beendigung der Blutarbeit, bedeckt, und die Gegend eben so menschenleer. Die in dem großen Kloster Kolotskoi untergebrachten französischen Verwundeten

streckten nach ihren ankommenden Landsleuten flehend die Arme aus, und baten, sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Der Kaiser ließ sie in den zahlreichen Bagagewagen mit fortnehmen, aber der größte Theil von ihnen erlag sehr bald den Drangsalen des Rückzuges. Bei Wiasma fand ein heftiges Gefecht statt (3. November), in welchem die Franzosen zwar die angreifenden Russen zurückschlugen, aber 4000 Mann an Todten und Verwundeten einbüßten, und einige tausend Nachzügler in die Hände der Kosaken fielen. Jetzt fing der Winter an. Vom 4. bis 9. November schneite es unaufhörlich, und als das Wetter sich aufklärte, trat eine Kälte von 15 bis 18 Grad ein. Da fast alle Wohnungen verschwunden waren, mußten die Truppen die Nächte bei spärlichem Feuer, unter steter Gefahr des Ueberfalles, zubringen. Noch peinlicher wurde der Mangel an Lebensmitteln, welcher von Wiasma an begann. Mit der eingetretenen Kälte waren die Pferde zu Tausenden gefallen. Der Boden blieb überall, wo die Armee gelagert hatte, von menschlichen und thierischen Leichnamen bedeckt. Die Korps waren schon auf die Hälfte, manche auf ein Drittheil zusammengeschmelzen.

In Mikalewka (7. November) kam dem Kaiser von Paris aus eine Nachricht zu, die ihn im höchsten Grade überraschte, und, in Verbindung mit den Schwierigkeiten des Rückzuges, auf ihn einen besonders trüben Eindruck hervorbringen mußte. Es war dies der Versuch des ehemaligen Generals Malet, der, aus einem Gefängnisse, wo er wegen republikanischer Anschläge saß, entkommen, durch falsche Papiere und Vorspiegelungen, durch Verbreitung der Nachricht vom Tode des Kaisers und einer vermeintlichen Berathung des Senats, im Begriff gestanden hatte, eine provisorische Regierung einzusetzen, das Napoleonische Regiment abzuschaffen und die Republik an dessen Stelle zu setzen. Er hatte schon den Polizeiminister und den Polizeipräfekten verhaftet und nach der Conciergerie abführen lassen, den Kommandanten von Paris, General Hullin, durch einen Pistolenschuß niedergestreckt (23. Oktober), als er überwältigt, und einige Tage nachher mit seinen Helfershelfern, aber auch einigen von ihm Getäuschten und Bethörten, verurtheilt und erschossen wurde. Was den Kaiser bei diesem abentheuerlichen Unternehmen am Tiefsten verletzte, war die Bemerkung, daß während der wenigen Stunden, wo die Nachricht von seinem Tode geglaubt, und von Malet eine Veränderung in der Regierung und Verfassung beabsichtigt wurde, Niemand an den König von Rom gedacht hatte. Er begriff, daß, wie groß auch sein eigenes persönliches Ansehen war, seine Dynastie, ungeachtet der Geburt eines Erben, keine tiefen Wurzeln besaß. Höchst wahrscheinlich würde sich die-

selbe Erscheinung, auch wenn er auf dem Throne gestorben wäre, wiederholt, und nach seinem Tode innere Unruhen und Parteikämpfe ausgebrochen sein.

Napoleon hatte bei dem ersten Eintreten der Kälte gehofft, daß es ihm möglich sein würde, Smolensk zu behaupten, und Kantonnirungen hinter dem Dnieper und der Düna zu beziehen. Dieser Aussicht mußte er, da von seinen beiden Flügeln aus eine üble Botschaft nach der anderen bei ihm einlief, bald entsagen. Am 6. November erfuhr er, daß Oudinot von Wittgenstein über die Düna zurückgedrängt, und dann im Verein mit dem ihm zu Hülfe geeilten Victor bei Czasniki geschlagen worden, worauf letzterer sich bis auf Senno zurückgezogen hatte. Zugleich traf die Nachricht ein, daß Tschitschagof auf Minsk marschirte, und sich mit Wittgenstein vereinigen könne. Der Rückzug mußte demnach ohne Aufenthalt fortgesetzt werden.

Vom 9. bis 13. November rückten die einzelnen französischen Korps in Smolensk ein. Die kampffähige Macht, welche Napoleon noch zu Gebot stand, betrug nicht über 42,000 Mann mit 5000 Reitern, hatte sich demnach seit dem Auszuge aus Moskau um 60,000 Mann vermindert. Ueber 300 Stück Geschütz waren zurückgelassen worden. Napoleon blieb in Smolensk fünf Tage, während welcher er eifrig bemüht war, die nicht nur an Zahl verminderten, sondern auch in die äußerste Verwirrung gerathenen Ueberreste seines Heeres neu zu ordnen. Die in Smolensk vorhandenen Vorräthe reichten nur auf acht Tage aus. Unersetzlich war unter den vorhandenen Umständen der Verlust mehrer großen Ochsenheerden, welche, für die Armee bestimmt, von den Kosaken unterweges aufgefangen wurden. Die Franzosen sprengten vor ihrem Abzuge die Festungswerke von Smolensk in die Luft. Napoleon marschirte in der Mitte seiner alten Garde. Ney führte die Nachhut an. Das 40,000 Mann starke Heer nahm bei der Menge von Kranken und Verwundeten, die man nicht aufgeben wollte, bei dem noch immer sehr großen Artilleriepark und dem ungeheueren Troß von Fuhrwerk, Bagage, Nachzüglern, einen Weg von zehn Stunden ein.

Kutusof rückte mit dem russischen Hauptheer, welches jetzt an 90,000 Mann stark war, nur sehr langsam vorwärts, und vermied eher den Kampf, als daß er ihn suchte, obgleich er bei seiner überlegenen Macht und zahlreichen Reiterei die Franzosen schon am Dnieper ganz aufzureiben vermocht hätte. Wenn es einzig nach ihm gegangen wäre, so würde er die Zerstörung des französischen Heeres dem Winter ganz allein überlassen haben. Indessen sah er sich, aus Rücksicht auf die Forderungen

seines Kaisers und das Urtheil seiner Nation, zu Angriffen auf den Feind veranlaßt, die aber immer ohne den möglichen und nöthigen Nachdruck unternommen wurden. Es war nicht selten, daß Kutusof den unter ihm kommandirenden Generalen plötzlich die Weisung zukommen ließ, ein begonnenes Gefecht abzubrechen, und dem Feinde einen Durchgang offen zu lassen. Bei Merlino griff Miloradowitsch mit 20,000 Mann den nur 5000 Mann starken Vicekönig an, welchen er ganz erdrücken konnte, als er von dem Generalissimus den Befehl erhielt, mit dem Vorrücken einzuhalten. Bei Krasnoi (15. November), wo Napoleon persönlich Kutusof gegenüberstand, wagte letzterer, ungeachtet einer fünffachen Ueberlegenheit, keinen entscheidenden Kampf, sondern begnügte sich mit einzelnen Angriffen, die sämmtlich abgeschlagen wurden. Es fielen zwar viele französische Gefangene und Kanonen in seine Hände, erstere waren aber meist unbewaffnete Nachzügler, und das von den Russen genommene Geschütz hatte, aus Mangel an Bespannung, stehen gelassen werden müssen. Der Marschall Ney war mit der Nachhut von Napoleon getrennt worden, und rückte erst am 15. November in Smolensk ein. Er hätte mit Davoust abmarschiren können, beschloß aber, seinen Auftrag pünktlich auszuführen, und sich zum Heil des Hauptheeres im Nothfalle aufzuopfern. Ney blieb zwei Tage in Smolensk, und ließ sein kleines Korps von 6000 Mann Fußvolk, 300 Reitern und 12 Geschützen ausruhen, um es für die nachfolgenden Kämpfe zu stärken. Ney wurde von 40,000 Russen angegriffen, hielt sie einen ganzen Tag über auf, täuschte dieselben über seine Bewegungen, setzte über den Dnieper, und stieß, allerdings nur noch mit dem zehnten Theile seiner Mannschaft, zu dem Vicekönig. Während des Gefechtes waren von dem überlegenen russischen Artilleriefeuer ganze Reihen seines Korps niedergestreckt, er selbst wiederholt zur Ergebung aufgefordert worden, aber unerschütterlich geblieben.

In Orsza, in dessen Besetzung Kutusof den Franzosen, wenn er gewollt, zuvorkommen konnte, suchte Napoleon unter seine wankenden und sinkenden Schaaren wieder einige Haltung zu bringen. Er sonderte die noch brauchbaren Bestandtheile von den Kranken und Todtmüden ab, und theilte das übrig gebliebene Geschütz unter die noch kampfesfähigen Divisionen aus. Was auch innerlich in ihm bei dem Anblick des Zusammenschmelzens seines noch wenige Wochen vorher so gewaltigen Heeres vorgehen mochte, er gab keine Schwäche oder Niedergeschlagenheit zu erkennen, und ließ es sich angelegen sein, besonders in seiner Garde, den moralischen Muth nicht sinken zu lassen. Diese Bemühungen hatten aber

nur einen vorübergehenden Erfolg, und waren außer Stande, die zunehmende Auflösung des größten Theiles der Armee aufzuhalten. Napoleon's einzige Hoffnung beruhte jetzt auf den beiden, seinen rechten und linken Flügel bildenden Korps, die noch nicht von dem Verderben des Hauptheeres, wenigstens nicht in demselben Maße, ergriffen worden. Aber auch von dort her kamen ihm entmuthigende Nachrichten zu.

Der Fürst Schwarzenberg hatte, zwischen der Besorgniß schwankend, dem russischen Korps unter General Sacken die Straße nach Warschau frei, und Tschitschagof nach der oberen Beresina vorrücken zu lassen, mehre Tage unthätig verstreichen lassen. Während dieser Zeit hatte ihm Tschitschagof einen Vorsprung abgewonnen, und war über Slonim auf Minsk gezogen. Diese Stadt, in welcher sich große Vorräthe, geeignet, die ganze Armee einen Monat lang reichlich zu ernähren, befanden, war nur schwach besetzt. Dem daselbst kommandirenden polnischen General Bronikowski standen nur ein Bataillon Franzosen, eine Abtheilung französischer Kavallerie, und einige neu errichtete litthauische Regimenter zur Verfügung. Dombrowski befand sich in der Nähe, hatte aber sein Korps, um mehre Positionen zugleich decken zu können, vertheilen müssen. Da ihm außerdem von Oudinot der Befehl zugekommen war, immer bereit zu sein, seine Streitkräfte in Mohilew zusammenzuziehen, so glaubte er, Bronikowski nicht zu Hülfe kommen zu dürfen. Als dieser letztere den Russen entgegenging, schlugen sich die litthauischen Milizen ohne Eifer, und ein Regiment derselben legte sogar, im Angesicht des Feindes, die Waffen nieder. In Folge dessen ward Minks von Tschitschagof besetzt (16. November). Dombrowski und Bronikowski vereinigten sich jetzt, marschirten auf Borisow, und nahmen die dort über die Beresina führende Brücke in Besitz. Da beide polnische Generale aber nur 5000 Mann unter sich hatten, so fiel dieser wichtige Punkt am 21. November in die Gewalt der angreifenden Russen.

Auf dem linken Flügel, an der Düna, war zwar das Vorrücken des Feindes nicht mit derselben Gefahr für Napoleon, wie auf dem rechten, an der Beresina, verbunden, da hier dem französischen Heere der Rückzug abgeschnitten werden konnte, aber Wittgenstein befand sich in entschiedenem Vortheil, und der Plan der Russen, die französische Armee von zwei Seiten her zu überflügeln, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Wittgenstein, anfänglich nur dazu bestimmt, St. Petersburg, während Napoleon in das Innere Rußlands vordrang, zu decken, war allmälig durch das finnländische Korps unter General Steinheil, Landwehr und andere Ersatzmannschaften, sehr verstärkt worden. In der zweiten Hälfte

Oktobers, während Napoleon seinen Rückzug aus Moskau begann, waren die Franzosen auf demselben Boden, wo sie im August bedeutende Vortheile davon getragen hatten, bei Uszacz, Polocz u. s. w., in einer Reihe von Gefechten geschlagen und zurückgedrängt worden. Der fähigste unter den französischen Generalen, welche auf diesem Punkte des Kriegsschauplatzes wirkten, der Marschall Gouvion St. Cyr, mußte wegen Verwundung das Kommando niederlegen. Das bayerische Hülfskorps unter dem tapferen Wrede hatte, da es von den französischen Marschällen bei jeder Gelegenheit vorangestellt wurde, besonders viel gelitten. Es schmolz so zusammen, daß seine Ueberreste (2000 Mann) sich auf Wilna zurückziehen mußten. Bei Smolianty behaupteten (14. November) sich jedoch die Franzosen gegen die Russen, wodurch es Victor und Oudinot möglich wurde, Napoleon, den ihnen zugekommenen Befehlen gemäß, in der Richtung nach Borisow zu Hülfe zu eilen. Aber Wittgenstein zog ihnen nach, Tschitschagof kam vom Süden heran, und an den dunkeln Ufern der vorher nur den Geographen bekannten Beresina ging eines der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte vor.

Wenn Napoleon schon über die Besetzung von Minsk durch die Russen, und den Verlust der dortigen Magazine betroffen gewesen, so war dies in noch viel höherem Grade der Fall, als er erfuhr, daß die Brücke über die Beresina in die Hände des Feindes gefallen, und dann abgebrochen worden war. Er hielt einen Augenblick lang sich und sein Heer für verloren, verbrannte seine geheimen Papiere, und ließ die aus Moskau mitgenommenen Trophäen in das Wasser werfen. Unter seinen Umgebungen war von der Möglichkeit seiner Gefangennehmung die Rede, und was dann aus den Ueberresten der Armee und Frankreich werden würde. Die Hoffnung der Rettung beruhte auf 20,000 noch kampffähigen Truppen, die aus Moskau ausgezogen waren, und auf den sehr zusammengeschmolzenen Korps unter Oudinot und Victor. Vor den Franzosen lag die von hohen Thalrändern und sumpfigen Ufern eingefaßte Beresina, rechts standen ihnen 30,000 Mann unter Wittgenstein, links 28,000 unter Tschitschagof entgegen, im Rücken konnten sie von 70,000 Mann unter Kutusof gefaßt werden. Die Russen waren ungefähr viermal so stark als die Franzosen. Napoleon war von den ungeheueren Schlägen des Schicksals, welche ihn seit mehren Wochen in immer steigendem Maße getroffen hatten, wie betäubt, düster und in sich gekehrt. Er starrte vor sich hin, schien zuweilen weder zu hören noch zu sehen, und wie geistig abwesend zu sein. Aber dieser Zustand dauerte bei ihm nicht lange. Je schwieriger seine Lage wurde, um so mehr trat wieder

die ursprüngliche Kraft seines Charakters, und das ihm angeborene militairische Genie hervor.

Napoleon bezeichnete dem Marschall Oudinot einen Punkt, fünf Stunden oberhalb Borisow, bei dem Dorfe Weselewo, wo er über die Beresina zu setzen dachte, befahl ihm, die Stelle zu untersuchen, wenn er in der Nähe eine bessere finden sollte, dieselbe vorzuziehen, und daselbst eine Brücke schlagen zu lassen. Oudinot entdeckte bei Studienka, vier Stunden von Borisow entfernt, eine Fuhrt, wo das Wasser nur zwei und einen halben Fuß tief war. Außer daß der Bau einer Brücke wegen Mangels an Material und Werkzeugen schwierig war, mußte auch noch die Aufmerksamkeit des Feindes von Studienka abgezogen werden. Zu dem Ende wurden scheinbare Anstalten zum Uebersetzen unterhalb Borisow gemacht, und Juden herbeigebracht, die man über die Beschaffenheit dieser Stelle befragte, ihnen das strengste Stillschweigen anempfahl, und that, als ob dort der Uebergang statt finden sollte. Diese Juden hatten, nachdem sie frei gelassen worden, nichts Eiligeres zu thun, als Tschitschagof und Wittgenstein von der vermeintlichen Absicht der Franzosen in Kenntniß zu setzen.

Den 24. November traf die aus Polen bestehende Besatzung von Mohilew, 12,000 Mann, in Bobr bei der Armee ein. Napoleon vereinigte damit die Ueberreste des aus Moskau gezogenen polnischen Korps, welche nur noch 500 Mann stark waren, aber die Hälfte ihres Geschützes gerettet hatten. Dieses neue gebildete polnische Korps wurde dem Marschall Ney übergeben. Obgleich die Reiterei bis auf einige hundert Mann zusammengeschmolzen war, so gab es doch noch eine große Menge von berittenen Officieren, die bisher einzeln einhergezogen waren. Aus diesen wurden jetzt zwei Schwadronen gebildet, über welche zwei berühmte Kavalleriegenerale, Grouchy und Sebastiani, das Kommando erhielten. Napoleon, vom Anblick der äußersten Gefahr wie belebt und gestärkt, und rastlos mit der Herstellung von Angriffs- und Vertheidigungsmitteln beschäftigt, befahl, alle überflüssigen Wagen zu verbrennen, und die Pferde an die Artillerie der Garde abzuliefern. Auf diese Art wurde eine beträchtliche Anzahl Geschütze brauchbar gemacht. Es waren jetzt 30,000 Mann kampffähige Truppen, und eine eben so große Anzahl Nachzügler an der Beresina versammelt. Um 10 Uhr Abends langte Oudinot bei Studienka an. Der von ihm begonnene Brückenbau war verfehlt, und mußte von Neuem angefangen werden. Die Beresina war, wegen eingetretenen Regen- und Thauwetters, tiefer als 24 Stunden vorher geworden. Auf den Hügeln des jenseitigen Ufers lagerte die

Division Czaplitz von Tschitschagof's Heer, deren Feuer die Nacht über weit hin leuchteten. Der schon bejahrte, aber unermüdlich thätige und unerschrockene General Eblé, der sich schon früher und neuerdings in Portugal und Spanien ausgezeichnet hatte, war mit den Vorbereitungen zum Bau der Brücken beschäftigt. Unschätzbar waren die Aexte, Klammern, Nägel, Feldschmieden und Kohlenwagen, welche Eblé's Vorsicht aus Smolensk mitgenommen hatte. Das nöthige Holz lieferten die Wände und Balken der Häuser von Studienka. Aber man fürchtete, daß die gegenüberliegenden Russen bei Tagesanbruch ein heftiges Kanonenfeuer beginnen, und die Fortsetzung des Brückenbaues verhindern würden. Die muthigsten Naturen, wie Murat und Ney, wurden bedenklich und hielten sich für verloren. Napoleon allein war gefaßt, und suchte seine Umgebungen aufrecht zu erhalten. Murat schlug dem Kaiser vor, sich während der Nacht von einigen treuen Polen in einem kleinen Nachen nach dem jenseitigen Ufer bringen zu lassen, und sich durch die Wälder zu retten, was von ihm verworfen wurde. Mit der gespanntesten Erwartung ward dem Morgen entgegengesehen. Mit unaussprechlicher Freude und nicht geringerem Erstaunen bemerkte man aber, daß die Russen in der Richtung nach Borisow abgezogen waren. Tschitschagof hatte, hierin wie Kutusof gesinnt, mit Napoleon nicht persönlich anbinden, den gereizten Löwen nicht zu einem Verzweiflungskampfe herausfordern wollen, und Czaplitz von Studienka abgerufen. Langeron war auf seinen Befehl bei Borisow stehen geblieben, er selbst aber über Berezino hinaus zurückgegangen. Napoleon war gerettet.

Als es Tag geworden, setzten zuerst 40 kühne Reiter, jeder einen Voltigeur hinter sich, über den Fluß. Ihnen folgten auf schwachen Flößen 400 Mann Fußvolk. Ihr Feuer reichte hin, um einige am Ufer schwärmende Abtheilungen Kosaken zu verscheuchen. Eine stehen gebliebene russische Batterie feuerte einige Schüsse ab, ward aber von der französischen Artillerie bald zum Schweigen gebracht. Unterdessen ward an das Schlagen der Brücken gegangen. Die Pontoniere und Sappeure arbeiteten mit bewundernswürdiger Anstrengung, indem sie, oft bis zur Brust in dem eiskalten Wasser stehend, sich, in Folge dieser Temperatur, einem fast unvermeidlichen Tode aussetzten. Um 1 Uhr Nachmittags (26. November) war die erste der Brücken fertig, von welcher das Korps unter Oudinot und die Ueberreste der Dombrowski'schen Division sogleich Gebrauch machten. Auch einige Geschütze und Patronenwagen wurden, obwohl mit großer Mühe, hinübergebracht. Oudinot rückte der Division Czaplitz in der Richtung auf Borisow nach. Die Truppen brachten, von

dem Gelingen des großen Wagestücks begeistert, dem Kaiser ein Lebehoch aus, was seit lange nicht mehr geschehen war. Die zweite, vornehmlich für das Geschütz und das Fuhrwerk bestimmte Brücke wurde erst um 4 Uhr, in der Abenddämmerung, fertig. Die Artillerie der Garde, des Oudinot'schen Korps und die Polen unter Ney setzten auf ihr über. Sie brach zweimal, so daß die Pontoniere und Sappeure von Neuem bis um 2 Uhr in der Nacht arbeiten mußten. Ney zog Oudinot nach. Napoleon war überall gegenwärtig, sprach Muth und Hoffnung ein.

Am 27. November ging die Division Claparde, welche Ney zugetheilt worden, die Garde und Napoleon selbst, der sein Hauptquartier in dem Dorfe Koszuki, nahe der Straße nach Zembin, aufschlug, über die Brücken. In der Nacht darauf folgten der Vicekönig, Davoust und Latour-Maubourg mit den Trümmern ihrer Korps. Zum Schutze der Nachzügler, der Kranken, Verwundeten und des noch immer zahlreichen Gepäckes, welche auf dem linken Ufer der Beresina zurückgeblieben, zog der Marschall Victor von Studienka heran. Um die Aufmerksamkeit des Feindes auf Borisow zu lenken, wurde die Division Partonneaux zu der Besetzung dieses Ortes abgeschickt, wo sie, von Wittgenstein mit großer Uebermacht angegriffen, sich nach tapferer Gegenwehr ergeben mußte. Bei dieser Gelegenheit fielen an 10,000 Franzosen und Bundesgenossen, Krieger aller Grade, Militairbeamte, Troßleute mit vieler Beute in russische Gefangenschaft. Wittgenstein, der in der Nacht vom 26. zum 27. November zwei Stunden von Studienka eintraf, hätte Napoleon's Uebergang noch sehr bedeutend beunruhigen und erschweren können. Aber auch er hatte keine Lust, seinen an der Düna erworbenen Ruhm auf das Spiel zu setzen, und sich dem gefürchteten Gegner entgegenzuwerfen.

Tschitschagof hatte unterdessen so viele Meldungen von Dem, was bei Studienka vorging, erfahren, daß er sich einer großen Verantwortlichkeit ausgesetzt haben würde, wenn er unthätig stehen geblieben wäre. Er war aber schon so weit rechts gegangen, daß er zwei Tage brauchte, bevor er seine Streitmacht auf seinem linken Flügel vereinigt hatte. Am 28. November erfocht das so geschwächte französische Heer bei dem Dorfe Stachow noch einen glänzenden Sieg über einen an Zahl, Ausrüstung und Wohlbefinden der Mannschaft weit überlegenen Feind. Den ganzen Tag über dauerte, unter heftigem Schneegestöber und ansehnlicher Kälte, der Kampf, in welchem die Franzosen eine unvergleichliche Tapferkeit und Ausdauer bewiesen. Ueber die Hälfte der französischen Generale wurde getödtet oder verwundet. Der Marschall Oudinot empfing an diesem Tage seine zwanzigste Wunde. Der Ueberrest der Kuiraſſier-

division Doumerc, nur noch 500 Pferde stark, warf nicht nur die russische Infanterie, sondern nahm ihr auch 1500 Gefangene ab. Die Russen büßten bei Stachow 10,000 Mann ein und verloren die Lust, weiter vorzudringen. — Während dies auf dem rechten Ufer der Beresina vorging, griff Wittgenstein auf dem linken mit großer Uebermacht den Marschall Victor, der meist Deutsche und Polen unter sich hatte, an, konnte ihm aber nicht einen Fuß breit Bodens abgewinnen. Die Russen haben während dieses ganzen Feldzuges nur bei Borodino mit wirklichem Heldenmuth gefochten, von da an aber sich ziemlich matt und unentschlossen gezeigt. Kutusof's Beispiel mochte hierzu mitwirken, der Napoleon nur 20,000 Mann von seinem Hauptheer nachsandte, die sich so langsam vorwärts bewegten, daß nur einzelne Kosakenabtheilungen an den Feind herankamen.

Während dieser Gefechte an den beiden Ufern der Beresina hatte sich Alles, was von Nachzüglern, Marketendern, Troßknechten, Weibern und Kindern noch übrig geblieben war, bei den Brücken eingefunden. Jeder Kanonenschuß hallte in dem erschreckten Gemüth dieser meist unbewaffneten Menge wieder, welche der Instinkt der Selbsterhaltung unwiderstehlich vorwärts trieb, und wild durcheinander warf. Als der Eingang zu den Brücken, was bei der Menge von Pferdeleichen und den aufgehäuften Trümmern zurückgelassenen Feldgeräthes schwer hielt, erreicht war, geriethen die Wagen an einander, und viele warfen um. Die Menschen wurden zerquetscht, zertreten und in die Beresina gedrängt, wo sie den Tod fanden. Es war ein wüstes Durcheinander, ein Drängen und Stoßen, mit Ausbrüchen der Wuth und des Schreckens verbunden, wie sonst selten gesehen worden ist. Um 1 Uhr in der Nacht hatte das Victor'sche Korps seinen Uebergang beendigt.

Noch waren Tausende von Flüchtigen auf dem linken Ufer, und zu ihrem Schutz eine Abtheilung Fußvolk zurückgeblieben. Diese hätten sich sehr wohl retten können, wenn sie Pferde und Wagen und ihr Gepäck, von deren Erhaltung aber ihr Weiterkommen abhing, Preis geben wollten. Denn unter ihnen befanden sich viele Verwundete, Kranke, Frauen und Kinder, welche den weiten Weg unmöglich zu Fuß zurücklegen konnten. Eine nicht unbeträchtliche Menge war von dem Uebermaß ihrer Leiden wie empfindungs- und regungslos geworden, und rührte sich nicht von der Stelle.

Um halb 7 Uhr Morgens zog der Marschall Victor seine Nachhut auf das rechte Ufer zurück. Jetzt stürzten noch viele Nachzügler den Brücken zu, und ihr Uebergang bot dasselbe Bild der Verwirrung und

des Schreckens wie der ihrer Vorgänger dar. Um 9 Uhr wurden endlich die Brücken angezündet. Bei diesem Anblick stieß die Menge, welche die Gelegenheit zur Rettung nicht benutzt hatte und auf dem linken Ufer zurückgeblieben war, ungefähr 5000 Köpfe stark, unter ihnen viele Frauen und Kinder, einen Ruf der Verzweiflung und des Entsetzens aus, der weit hin schallte, und von den abziehenden Soldaten nicht ohne innere Bewegung vernommen wurde. Die Kosaken erschienen, und plünderten die Unglücklichen, die fast alle vor Hunger und Krankheit umkamen.

Von der Beresina an ließ die eigentliche Verfolgung der Russen nach. Es waren nur Kosakenschwärme, welche aus Beutelust den Franzosen folgten. Indessen schien in jenem Augenblick noch nicht Alles verloren zu sein. Napoleon hatte 12,000 Mann Fußvolk unter dem Gewehr, etwa 2000 Reiter und wenigstens 200 Kanonen. Einige Tausend Officiere zogen, ohne einem bestimmten Korps anzugehören, zu Pferde oder zu Wagen mit. An 20,000 Kranke und Verwundete folgten der Armee, von welchen ein bedeutender Theil bald genesen und wieder dienstfähig sein konnte. Die Heranziehung des Macdonald'schen Korps, und die in Litthauen stehenden Ersatzmannschaften hätten die Armee in den Stand setzen können, den Russen, welche selbst sehr viel gelitten hatten, wieder die Spitze zu bieten. Dies wäre möglich gewesen, wenn das Heer irgend einen festen Ruhe- und Anhaltspunkt zu gewinnen im Stande gewesen wäre. Aber die zunehmende Kälte, welche während des Rückzuges bis auf 30 Grade (Réaumur) stieg, raffte auch die letzten geordneten Reste der Armee hin, und führte eine gänzliche Auflösung herbei. Einem solchen Frost konnte ein von Ellmärschen, von dem Mangel an Lebensmitteln und geeigneter Kleidung entkräftetes, meist aus Südländern bestehendes Heer nicht widerstehen. Von Moledeschno erließ Napoleon am 3. December das 29. Bulletin, ein in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker einziges Denkmal, in welchem er der Welt die Vernichtung seines Heeres eingestand. Die Größe der ihn betroffenen Unfälle war von dem Stempel des Außerordentlichen, wie bisher sein Glück, bezeichnet, so daß es schien, daß ihm nichts Gewöhnliches begegnen könne, und er unter allen Umständen immer als unvergleichlich dastehen müsse. Er fühlte dies, und sagte es auch in vertraulicher Unterhaltung. In Smorgony in Litthauen berief er Murat, den Vicekönig, Berthier, Davoust, Ney, Lefebvre, Mortier und Bessieres zu sich, erklärte ihnen, daß seine Gegenwart in Paris, um Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges zu treffen, und seine geheimen Gegner zu über-

wachen, unumgänglich nothwendig sei, und eilte am 5. December, von Duroc, Caulincourt und Lobau begleitet, über Wilna, Warschau und Dresden nach seiner Hauptstadt ab, woselbst er in der Nacht vom 18. zum 19. December eintraf. Murat, dem er den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres anvertraut hatte, legte denselben schon am 16. Januar (1813) nieder, und kehrte nach Neapel zurück. Der Vicekönig, welcher in Murat's Stelle trat, mußte, aus Mangel an Widerstandsmitteln und aus Besorgniß vor der sich in Preußen ankündigenden Gährung, den Rückzug bis über die Elbe fortsetzen.

Die beiden Flügel der gegen Rußland aufgebotenen Heermacht, die Korps unter dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, und unter dem General der Kavallerie Fürsten Karl zu Schwarzenberg, hatten zwar lange nicht so viel wie das Centrum gelitten, aber sie vermochten nicht, da dieses zerstört war, und Napoleon selbst sich entfernt hatte, es demnach an einem allgemeinen Plan fehlte, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Maret, Herzog von Bassano, hatte den beiden Feldherren den Befehl Napoleon's zum Rückzuge mitgetheilt, sie aber zugleich durch die Nachricht, daß derselbe an der Beresina über die Russen einen entscheidenden Sieg davon getragen habe, getäuscht. Sonst würden Beide, Macdonald aus Patriotismus und Schwarzenberg aus Politik, den Ueberresten des französischen Heeres zu Hülfe gekommen sein.

Macdonald trat am 19. December den Rückzug an, und erreichte am 28. Tilsit. Seine Nachhut bestand einzig aus Preußen unter dem Oberbefehl des Generals von York, Grawert's Nachfolger. Der preußische General war schon früher von Wittgenstein's Hauptquartier aus zur Trennung von Napoleon's Sache aufgefordert worden. Jetzt erneuerten Diebitsch und Clausewitz, zwei in Alexander I. Dienst getretene Preußen, dies Anliegen, im Namen der Befreiung Europa's von dem französischen Joch. York begriff die Bedeutung des Augenblickes und die Macht eines unter diesen Umständen von ihm gegebenen Beispiels. Am 30. December wurde zwischen ihm und Diebitsch in der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen eine Konvention abgeschlossen, nach welcher das preußische Hülfskorps der französischen Waffengenossenschaft entsagte. York's kühner Schritt fand bei dem preußischen Volke einen solchen Beifall, daß auch das preußische Kabinet, welches, wenn es auch sich später nicht anders entschieden, aber jedenfalls länger gezögert haben würde, der allgemeinen Stimmung bald nachzugeben genöthigt war. Macdonald, der durch die Entfernung des preußischen Korps äußerst geschwächt war, langte mit 7000 Mann

und 26 Kanonen am 4. Januar in Königsberg an, von wo er über Poſen ſeinen Rückzug vollendete.

Schwarzenberg, der, in Verbindung mit Reynier, die Verfolgung des ruſſiſchen Generals Sacken bis zu den Moräſten von Brzsc und Pins fortgeſetzt hatte, wurde zuerſt durch eine Weiſung des Herzogs von Baſſano beſtimmt, die Richtung auf Slonim gegen Tſchitſchagof einzuſchlagen. Durch Berthier von dem Schickſal der großen Armee benachrichtigt, entſchloß er ſich zur Deckung des Herzogthums Warſchau, und wandte ſich von Slonim über Bialyſtock nach Pulstusk, wo er eine feſte Stellung einnahm, welche zugleich die polniſche Hauptſtadt deckte. Reynier lagerte in der Nähe von Warſchau, in welches der Fürſt Joſeph Poniatowski mit den geringen Ueberreſten ſeines früher ſo zahlreichen und ſchönen Korps einzog. Am 22. Januar (1813) erhielt Schwarzenberg von ſeinem Hofe den Befehl, ſich nach Gallizien zu wenden. Obgleich zwiſchen den Ruſſen und Oeſterreichern ſchon ſeit der Mitte Decembers thatſächlich Waffenruhe beſtand, ſo ward jetzt auch eine Konvention der Art abgeſchloſſen. Das öſterreichiſche Korps bezog an der galliziſchen Gränze, aber innerhalb des Herzogthums Warſchau, ein Lager, in deſſen Nähe ſich die Polen unter Poniatowski aufſtellten. Am 13. Februar lieferten die Sachſen den Ruſſen bei Kaliſch das letzte Gefecht in dieſem Feldzuge, in welchem erſtere mit großer Tapferkeit fochten, aber harte Einbuße erlitten.

Unter allen Völkern, welche auf Napoleon's Glücksſtern gehofft hatten, und ſeinen Fahnen gefolgt waren, wurden die Polen durch den Ausgang dieſes Krieges am Grauſamſten getäuſcht. Sie hatten, obgleich durch ſein zweideutiges Verhalten gegen ihn mißtrauiſch geworden, noch immer erwartet, daß die Rückſicht auf ſeinen eigenen Vortheil ihn zuletzt zur Erfüllung ihrer Wünſche geneigt machen werde. Vergebens rief die Generalkonföderation die Nation zu einer allgemeinen Erhebung gegen die Ruſſen auf. Nach Schwarzenberg's und Reynier's Abzug hörten die Vertheidigungsanſtalten von ſelbſt auf. Der begeiſtertſte und kräftigſte Theil der Bevölkerung war mit Joſeph Poniatowski davon gezogen. Polen fiel regungslos in den Abgrund zurück. Am 8. Februar (1813) zogen Miloradowitſch und Sacken in Warſchau ein. Es ſollten ſiebenzehn Jahre vergehen, ehe in Polen wiederum eine nationale Bewegung ſtattfand.

Der größte, von einem civiliſirten Staate ausgegangene und in einem einzigen Kopfe entſprungene Eroberungszug war vollkommen geſcheitert. Von den 610,000 Franzoſen und Bundesgenoſſen, welche im Sommer 1812 in das ruſſiſche Reich eindrangen, kamen,

Alles zu Allem gerechnet, ungefähr 58,000 Mann zurück. Es sind demnach 552,000 Mann in Rußland todt oder gefangen zurückgeblieben. Unter diesen befanden sich wenigstens 100,000 Deutsche, und wohl an 80,000 Männer von deutscher Herkunft und Zunge, wenn auch vom deutschen Volksverbande abgerissen. Ein unermeßliches Material an Geschütz (1200 Kanonen), Pferden (162,000), Munition, Gepäck, zu denen Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Italien, die illyrischen Provinzen beigetragen hatten, war entweder zu Grunde gegangen oder den Russen in die Hände gefallen. Eine große allgemeine Rückwirkung gegen den zum ersten Mal unglücklich gewesenen Eroberer war unvermeidlich geworden. Von allen seinen Bundesgenossen ward nach und nach das Band, welches sie an ihn geknüpft hatte, zerrissen. Die Einen fielen blos von ihm ab, die Anderen traten ihm mit Begeisterung und Erbitterung entgegen. Es gehörten aber noch unerhörte Anstrengungen dazu, um sich von ihm zu befreien. Sein überlegenes militairisches Genie und die Tapferkeit seiner Truppen wußten den endlichen Sieg der Nationalität und Unabhängigkeit über Universalmonarchie und Willkühr mehr wie einmal zweifelhaft zu machen.

---

3. Ereignisse von Napoleon's Rückkehr nach Paris bis zum Waffenstillstande von Poischwitz.

(18. December 1812 — 4. Junius 1813.)

Das 29. Bulletin, welches eine Uebersicht über die von der großen Armee in Rußland erlittenen Unfälle enthielt, war nur zwei Tage vor Napoleon in Paris angelangt. Er hatte dadurch seine unerwartete Rückkehr begründen, zugleich aber das Heilmittel gegen die tiefe Wunde, welche seine Macht empfangen, angeben wollen. Er glaubte, nur von seiner Hauptstadt aus Frankreich in Bewegung setzen zu können. Sein Stolz, und die Gewohnheit, unbedingten Gehorsam und Glauben zu finden, war so groß, daß er, der seit Jahren nicht nur die Blüthe der französischen Jugend vom Tajo bis zur Weichsel für Frankreich ganz fremde Interessen und Pläne aufgeopfert, sondern jetzt, fast einzig durch seine Schuld, sein ganzes Heer verloren und viele tausend Familien in Trauer versetzt hatte, anstatt besorgt und auf Entschuldigungen bedacht zu sein, als Ankläger und Richter auftrat, und gegen Alles, was sich ihm nahte,

einen strengeren und gebieterischeren Ton, als selbst zur Zeit seines höchsten Glücksstandes, annahm. Er wollte auf diese Art einem entgegengesetzten Urtheil von Hause aus vorbeugen. Nachdem er, ohne Rücksicht auf die klimatischen und räumlichen Bedingungen, in das Innere des russischen Reiches eingedrungen war, glaubte er in Frankreich die Meinung über das Geschehene durch eine hochfahrende und einschüchternde Haltung beseitigen und ersticken zu müssen. Es gelang ihm dies bis auf einen gewissen Grad, da Frankreich seit so langer Zeit an Abhängigkeit von ihm gewöhnt war. Aber er konnte, ungeachtet der von ihm angewandten Künste, dem natürlichen Laufe der Dinge nicht gebieten, und der traurige Eindruck der großen Niederlage in Rußland breitete sich, anfänglich nur die höheren Schichten der französischen Gesellschaft berührend, allmälig auch im Volke aus, und trug zu der Entmuthigung bei, welche, nach abermals erfahrenen Unfällen, zuletzt die Widerstandslosigkeit der Nation, bei der Invasion ihres Territoriums, verursachte.

Napoleon beschloß, die öffentliche Aufmerksamkeit von der Katastrophe in Rußland für den Augenblick durch eine Untersuchung über die Malet'sche Verschwörung abzulenken. Bei dem Empfange seiner Minister und anderer Würdenträger war fast nur von den Einzelheiten dieses Ereignisses die Rede. Er warf ihnen die bei dieser Gelegenheit bewiesene Schwäche, besonders die Leichtgläubigkeit vor, mit welcher sie sich durch das Gerücht von seinem Tode hatten täuschen lassen, als ob dies bei einem solchen Schlachtenlieferer, wie er, in das Gebiet der Unmöglichkeiten gehört hätte. Um den Kriegszug gegen Rußland und dessen Ergebniß handelte es sich nur beiläufig, und Alles wurde dabei auf Rechnung des Winters gesetzt. Es war von Napoleon unklug, das Malet'sche Abentheuer so genau und öffentlich zu beleuchten, indem er dadurch mittelbar auf die geringe Festigkeit seiner Dynastie aufmerksam machte. Er trug dem Staatsrathe eine Untersuchung über das Verhalten des Seinepräfekten Frochet auf, der sich bei diesem Vorfalle allerdings sehr kleinmüthig gezeigt hatte. Es war von ihm, als er die Nachricht vom vermeintlichen Hinscheiden des Kaisers erhielt, Malet's Befehl, den großen Saal im Hotel de Ville zur Aufnahme einer provisorischen Regierung einrichten zu lassen, ohne Widerrede nachgekommen worden. Frochet wurde unter Aufsehen erregenden Förmlichkeiten, die Napoleon aus Rücksicht auf sich selbst hätte vermeiden sollen, seines Amtes entsetzt.

Der Senatspräsident Graf Lacépède, ein berühmter Naturforscher, erging sich bei der Aufwartung dieser Körperschaft in pomphaften Ausdrücken über den Abscheu, welchen ganz Frankreich gegen das Malet'sche

Attentat empfunden, über die von der Gunst der Vorsehung zu erwartende unvergängliche Dauer der Napoleonischen Dynastie und über die Liebe und das Vertrauen des französischen Volkes für dieselbe. Der Katastrophe in Rußland ward nur insofern Erwähnung gethan, als sie Napoleon Veranlassung gegeben habe, von Neuem seine Seelengröße zu zeigen. Alles bezog sich in Lacépède's Rede auf die Erhaltung des kaiserlichen Thrones, als der einzigen Gewährleistung der inneren Ruhe und äußeren Größe der Nation, obgleich es gerade dieses Kaiserthum war, welches Frankreich in unaufhörliche Kriegsstürme verwickelt hatte, und jetzt, durch einen von ihm herbeigeführten unerhörten Unfall, die nationale Unabhängigkeit in Gefahr setzte.

In seiner Antwort an den Staatsrath auf die ihm, wegen seiner Rückkehr, dargebrachten Glückwünsche zog Napoleon, wie schon mehrmals früher, aber diesmal mit mehr Ausführlichkeit und Gewichtlegung, gegen Das los, was er Ideologie nannte, gegen die Untersuchungen über die Natur und den Ursprung des socialen und politischen Zustandes, denen er alles von Frankreich erfahrene Unglück zuschrieb. Er hatte längst die Gewohnheit angenommen, gegen die Revolution, und zwar nicht blos gegen ihre dunkle und blutige Seite, sondern überhaupt gegen ihre Ideen, zu deklamiren, obgleich er sich von ihnen in der Praxis nie ganz zu entfernen vermochte. Er that durch den Zwang, welchen er über die Litteratur und Presse ausübte, alles Mögliche, um jene große Begebenheit in Vergessenheit zu bringen, obgleich es ihm unmöglich gelingen konnte. Napoleon sprach bei dieser Gelegenheit zu dem Staatsrathe von Frankreichs früherer Geschichte, brauchte mehrmals den Ausdruck: „unsere Väter" — und wiederholte in Bezug auf das Erbrecht seines Sohnes das alte Sprichwort: „Der König ist todt, es lebe der König!" welches er für den Inbegriff aller politischen Weisheit erklärte. — Auch dies war ein Mißgriff. Denn er rief dadurch bei allen etwas nachdenklichen und unterrichteten Personen die Erinnerung an den Frankreich fremden Ursprung der Familie Bonaparte, und an die Revolution hervor, welche so außerordentliche Veränderungen herbeigeführt, und in deren Lotterie zuletzt Napoleon das große Loos gezogen hatte. Seine Absicht, sich und sein Haus als das letzte Ergebniß Dessen, was seit 1789 geschehen war, als die allein mögliche Stütze für die Zukunft hinzustellen, war eine Vermessenheit, einzig aus der ungeheueren Selbstsucht Dessen, der sie hegte, erklärbar, und geeigneter, einen nochmaligen Wechsel in dem Geschick Frankreichs für möglich erkennen zu lassen, als diesen Gedanken für immer aus den Gemüthern zu verbannen.

Napoleon begriff jedoch, obgleich er damals noch nicht ahnen konnte, daß die von ihm gegründeten Reichskörper sich einmal gegen ihn erklären würden, daß deren geräuschvolle Versicherungen von Treue und Anhänglichkeit leere Worte waren, mit welchen sich die drohenden Gefahren nicht beschwichtigen ließen. Sein ganzes Streben war deshalb auf die Erneuerung seiner Kriegsmacht gegründet. Die Konskription für das Jahr 1813, 120,000 Mann, befand sich schon seit dem Oktober 1812 in den Depots. Er zog jetzt Alle, welche seit 1809 der Aushebung entgangen waren, 100,000 Mann, zum Dienst heran. Er ließ sich vom Senat 150,000 Rekruten für das Jahr 1814 im Voraus bewilligen, und reihte 100,000 Mann Nationalgarden in die Linie ein. Er nahm 3000 Officiere und Unterofficiere aus der Gensd'armerie, lauter alte Soldaten, und verwandte sie zur Ausbildung der Neuausgehobenen, zog einen Theil seiner Truppen mit dem Marschall Soult aus Spanien heraus, und forderte die Rheinbundsfürsten zu schleuniger Instandsetzung ihrer Kontingente auf. Vierzigtausend Marinesoldaten und Kanoniers wurden von der Flotte zu dem Landheer versetzt, die sich später bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet haben. Zuletzt befahl er die Errichtung von 10,000 Mann Ehrengarden, in vier Regimenter getheilt, den wohlhabenden Klassen angehörig, welche Pferd, Waffen und Kleidung aus eigenen Mitteln anschaffen mußten, dagegen nach einjährigem Dienst den Officiersrang zugesichert erhielten. Er wollte in dieser reichen Jugend zugleich Geißeln für die Treue ihrer Familie haben. Die alte und junge Garde wurden aus den besten Soldaten der Linie wiederhergestellt. Diese Vorbereitungen zum Kampf wären mehr als hinreichend gewesen, um sich der Russen zu erwehren, und selbst wieder angreifend zu verfahren, wenn sich nicht zu Napoleon's bisherigen Feinden im Laufe der nächsten Monate neue hinzugesellt hätten.

Nächst seinen militairischen Angelegenheiten war Napoleon, bevor er sich in einen neuen Kampf stürzte, besonders an der Feststellung seines Verhältnisses zum Pabst gelegen. Er hatte die Streitigkeiten mit Pius VII. oft scheinbar geringschätzig behandelt, in seinem Innern aber deren Wichtigkeit in Bezug auf die innere Ruhe nie verkannt. Der Pabst war von Savona nach Fontainebleau übergesiedelt, wo er in dem kaiserlichen Schlosse eine ehrenvolle Aufnahme fand. Napoleon besuchte ihn daselbst, und am 25. Januar (1813) kam ein Konkordat zu Stande, nach welchem der Pabst, nicht ausdrücklich, aber stillschweigend, seiner weltlichen Macht entsagte, und eine Residenz in Avignon mit 2 Millionen Franken jährlicher Einkünfte annahm. Die vornehmsten kirchlichen

Institute, wie die Dataria, die Propaganda u. s. w., sollten von Rom dahin verlegt werden. Der Pabst konnte von den katholischen Höfen Gesandte empfangen, und selbst solche bei ihnen beglaubigen. Es blieb ihm das Recht der kanonischen Bestätigung der vom Kaiser ernannten Erzbischöfe und Bischöfe. Wenn diese aber über sechs Monate auf sich warten ließ, so war der Metropolit der geistlichen Provinz ermächtigt, den neu ernannten Prälaten ohne Weiteres in seine Würde einzusetzen. Alle vom Kaiser verbannten Kardinäle sollten sich ungehindert zum Pabst begeben dürfen. Pius VII. war zu diesen Zugeständnissen vornehmlich durch die Rücksicht auf die traurige Lage der Kirche in mehren Theilen Europa's, zu deren Abstellung er auf Napoleon's Beistand rechnete, bewogen worden. Pius VII. hatte dieses Konkordat zu Napoleon's großer Freude unterzeichnet, jedoch verlangt, daß dasselbe bis zur Ankunft einer Anzahl von Kardinälen geheim gehalten werden sollte. Mehre dieser zurückgekehrten Kirchenfürsten wußten jedoch den Pabst einige Zeit nachher so umzustimmen, daß er keine der in dem Konkordat von ihm angenommenen Bedingungen erfüllte, namentlich den vom Kaiser ernannten Prälaten nicht die kanonische Bestätigung ertheilte, und keine Anstalten traf, seine Residenz nach Avignon zu verlegen. Napoleon, hierdurch gereizt, kehrte sich auch von seiner Seite an das gethanene Versprechen nicht, machte das Konkordat als Staatsgesetz bekannt, und schärfte allen Erzbischöfen und Bischöfen dessen Befolgung ein.

Napoleon hatte im Jahr 1812, von der ungeheueren Macht, welche er gegen Rußland in Bewegung setzte, berauscht, die Einberufung des gesetzgebenden Körpers für überflüssig gehalten. Nach den großen Unfällen, welche er während des Rückzuges erlitten, mochte er eine, wenn auch noch so wesenlose, Annäherung zu der Volksvertretung der Form nach für nothwendig halten. Er eröffnete den gesetzgebenden Körper mit einer Rede (14. Februar), welche unter den Franzosen keinen gewinnenden und im übrigen Europa einen für Napoleon nachtheiligen Eindruck hervorbrachte. Es war darin fast nur von ihm und seinem Reiche, zu welchem so viele fremde Völker gehörten, und wenig oder gar nicht von der französischen Nation die Rede. Er erklärte, daß sein Bruder Joseph auf dem spanischen Throne bleiben müsse, daß er die Integrität seines Reiches nicht antasten lassen, und keinen seiner Bundesgenossen aufgeben werde. Es wurden somit keine Zugeständnisse und Abtretungen von seiner Seite in Aussicht gestellt, ohne welche jedoch die Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens, nach welchem sich Alles sehnte, unter den vorhandenen Umständen unmöglich geworden war.

Der bei der Malet'schen Verschwörung angewandte Kunstgriff, die Nachricht vom Tode des Kaisers auszustreuen, und die augenblickliche Wirkung desselben, hatte auf Napoleon einen tiefen Eindruck gemacht. Er war entschlossen, in dem bevorstehenden Feldzuge eine noch größere Thätigkeit als gewöhnlich zu entwickeln, und hatte ausdrücklich erklärt, daß er sich in demselben mehr als General denn als Kaiser zeigen werde. Sein Tod auf dem Schlachtfelde war demnach wohl möglich, und er fürchtete ihn ebenso wenig als früher. Er wollte aber, daß es nach ihm eine mit bestimmten Vollmachten versehene Gewalt gäbe, von der Alles ausgehen, und an die sich Alles wenden könne. Er war nicht geneigt, einem seiner Brüder eine solche Stellung anzuweisen, weil er ihre gegenseitige Eifersucht kannte, und ernannte deshalb seine Gemahlin zur Regentin während seiner Abwesenheit, und, im Falle seines Hinscheidens, bis zur Volljährigkeit des Königs von Rom. Der Regentin wurde ein Regentschaftsrath, aber nur mit berathender, nicht mit entscheidender Stimme, aus den ersten Großwürdenträgern bestehend, beigegeben. Dem Reichserzkanzler Fürsten Cambacérès ward der Vorsitz in demselben übertragen, und Champagny, Herzog von Cadore, zum Sekretair ernannt. Am 30. März (1813) wurde Marie Luise im Thronsaal in den Tuileries von ihrem Gemahl feierlich empfangen, und legte den Eid in dessen Hände ab, sich ihres Amtes als Mutter, Gattin und Kaiserin würdig zu zeigen. Napoleon zog sie hierauf, so lange er noch in Paris blieb, zu allen Ministersitzungen zu.

Das österreichische Kabinet, welches, seit 1809 mit der Wiederherstellung seiner militairischen und finanziellen Mittel beschäftigt, an der allgemeinen Politik einen nur beobachtenden Antheil genommen hatte, fühlte sich jetzt zur Uebernahme einer großen Rolle bestimmt. Der Graf von Metternich, welcher nach dem wiener Frieden der dirigirende Minister geworden, bewies damals, zwischen der Katastrophe in Rußland und Oesterreichs Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, eine Vorsicht und Mäßigung des Charakters, eine Schärfe und Sicherheit des Urtheils, und, als es nicht anders sein konnte, einen Nachdruck im Handeln, welche diese Epoche zu der bedeutendsten in seinem Leben machen. Im Rückblick auf diese Zeit wird es immer bedauert werden müssen, daß Metternich später, nach Napoleon's Sturz, sein großes Talent fast einzig zur Hemmung jedes moralischen und politischen Fortschrittes angewandt hat. Anstatt die neuen Ideen, welche die Welt bewegen, in ihrer Anwendung zu mäßigen, suchte er sie, so viel an ihm war, zu unterdrücken, und legte ihnen dadurch, da ihm dies nicht ganz gelingen konnte, eine schiefe Rich-

tung auf. Durch die Uebertreibungen, in welche er bei Anwendung seines Systems verfiel, rief er in Deutschland bis dahin unbekannt gewesene Gegensätze hervor, und streute den Samen zu Stürmen aus, an welchen die Gegenwart schon gelitten hat, und die Zukunft noch mehr zu leiden haben wird.

Metternich begriff, daß nach einer Niederlage der französischen Armee, wie die in Rußland, ein Monarch, wie Napoleon, der vornehmlich durch das Glück seiner Waffen groß geworden war, unmöglich in derselben Lage, wie früher, bleiben konnte. Frankreich hatte die öffentliche Meinung gegen sich, seine Feinde vermehrten sich, und seine Hülfsmittel waren, durch die lange und zuletzt unglückliche Kriegsführung, vermindert worden. Es mußte deshalb von der herrschenden Stellung, welche es seit Austerlitz in immer steigenden Verhältnissen bis zum Kampfe gegen Rußland eingenommen hatte, nothwendiger Weise etwas herabsteigen. Aber Metternich dachte damals noch nicht daran, Napoleon alle seine Eroberungen zu entreißen, geschweige denn an seinen Sturz, der erst durch die Verblendung und Hartnäckigkeit desselben möglich wurde. Metternich strebte danach, den Rheinbund aufzulösen, die Hansestädte von Frankreich frei zu machen, für Oesterreich die illyrischen Provinzen und die Verbindung mit der See wieder zu gewinnen, das Herzogthum Warschau dem französischen Einflusse zu entziehen, und zur Entschädigung für die angränzenden Staaten anzuwenden. Dies war der ursprünglich sehr gemäßigte Plan des österreichischen Kabinets, bei dem es allerdings noch der Zustimmung Rußlands und Englands bedurfte, den aber Metternich zur Wiederherstellung des Friedens für genügend hielt. Der österreichische Staatsmann zog Napoleon's militairisches Genie, welches so oft Wunder gethan und noch verrichten konnte, bei den Bedingungen, die er ihm zu einer Aussöhnung mit Europa vorzulegen dachte, in Betracht, und wollte ihn nicht durch zu schwere Anforderungen in den Fall setzen, nur seinem Stolz und seiner Verzweiflung Gehör zu geben. Auch scheute er, mit der Politik eines Staates betraut, dem, bei der Verschiedenartigkeit seiner nationalen Bestandtheile, jede allgemeine Bewegung gefährlicher als anderen werden kann, die ungeheuere Erschütterung, welche bei einem plötzlichen Zusammensturze des Napoleonischen Kolosses eintreten konnte. Aber Eines stand bei Metternich fest. Deutschland mußte Napoleon's Herrschaft entzogen werden. Ohne Erfüllung dieser Bedingung glaubte er, daß Oesterreich sich dem Kampfe gegen Frankreich, ungeachtet der Verwandtschaft der beiden Kaiser, anschließen müsse. Dies war der Inhalt vielfacher Verhandlungen mit dem fran-

zösischen Botschafter in Wien, Grafen Otto, bei welchen Metternich, ungeachtet aller von den Umständen gebotenen Vorsicht, mit seiner wahren Gesinnung nicht zurückhielt. Durch Otto war Napoleon von den Absichten des österreichischen Kabinets unterrichtet, und er hat Unrecht gehabt, sich später über dessen vermeintliche Treulosigkeit zu beklagen. Denn er hatte es sich selbst beizumessen, wenn er Das nicht sah, was außer ihm keinem Eingeweihten entging. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Frankreichs Uebergewicht einzuschränken, und daß nach der Katastrophe in Rußland der Augenblick dazu gekommen, leuchtete aus allen Schritten des österreichischen Kabinets hervor, und hätte von einem geradsinnigen Urtheil nicht verkannt werden können. Die feinen und schonenden Formen, die diplomatischen Verhüllungen, änderten an dem Kern der Sache nichts. Indessen war Metternich, der nach dem letzten Kriege zum Anschluß an Frankreich und zu der Verbindung einer Erzherzogin mit dem französischen Kaiser gerathen hatte, geneigt, lieber auf dem Wege der Unterhandlungen als der Waffen zu seinem Ziel zu gelangen. Er mochte, bei seiner Kenntniß des Charakters Napoleon's, und den Beobachtungen, welche er nach dessen zweiter Vermählung persönlich angestellt hatte, zuweilen an dem Erfolge seiner Bemühungen zweifeln, that aber alles Mögliche, um den Eroberer zur Annahme der ihm vorgelegten gemäßigten Bedingungen zu bewegen und den Ausbruch eines neuen Kampfes abzuwenden.

Am Ende Decembers ward der General Bubna, Napoleon von 1809 her wohlbekannt und bei ihm beliebt, nach Paris geschickt, um die Versicherung der freundschaftlichen Gesinnung des österreichischen Hofes zu überbringen, und dessen Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten anzubieten. Napoleon ging dem Anscheine nach auf Oesterreichs Absicht ein. In seinem Inneren neigte er sich aber einer Entscheidung durch die Waffen zu. Nicht, daß er nicht das Bedürfniß des Friedens gefühlt, und zu demselben führende Unterhandlungen gewünscht hätte. Er wollte aber zu gleicher Zeit Siege erfechten, und hoffte, daß dieser Weg zu einer für ihn vortheilhafteren Uebereinkunft führen werde, als wenn er von vornherein dafür eine besondere Bereitwilligkeit gezeigt hätte. Napoleon übersah nur, daß der Kampf, einmal wieder entbrannt, bei der in Europa gegen ihn herrschenden Stimmung, nicht so leicht wieder beigelegt werden würde. Er wollte die Scharte, welche sein bisher unwiderstehliches Schwerdt in Rußland empfangen hatte, um jeden Preis auswetzen. Er hatte sich von den Schlägen des Schicksals bald erholt, fühlte seine Kraft neu erwacht, und hoffte,

seine frühere Ueberlegenheit in den Augen der Welt wiederherstellen zu können. Er fürchtete, sonst zu tief hinabsteigen zu müssen. Er war bei sich schon entschlossen, selbst Spanien aufzugeben, aber als letztes Mittel, um den Frieden mit England zu erlangen. Deshalb ließ er sich vorläufig darüber nichts merken. Das Herzogthum Warschau war er zu verlassen bereit, nur wollte er Rußland keine Gebietsvergrößerung zuerkennen. Ueber die Auflösung des Rheinbundes schwankte er damals noch, und dachte eine Entscheidung darüber vom Kriegsglück abhängen zu lassen. Er wälzte in seinem Geist die verschiedenartigsten Pläne umher, und war nur darüber mit sich einig, sobald als möglich wieder zum Schlagen zu kommen. Er hatte Alles durch den Krieg gewonnen, und glaubte, nur durch ihn das Verlorene wieder erlangen zu können. Wenn er an Unterhandlungen dachte, und dieselben ihm von einigen seiner treuesten und einsichtsvollsten Diener, wie Caulincourt und Duroc, an das Herz gelegt wurden, so war er einen Augenblick geneigt, dem Kaiser Alexander unmittelbar selbst Friedensanträge vorzulegen, und das österreichische Kabinet, dessen angebotene Vermittelung ihm wie ein halber Verrath erschien, dabei zu umgehen. Dann schmeichelte er sich wieder mit der Aussicht, Oesterreich ganz auf seine Seite ziehen zu können, indem er ihm, außer einem Antheil an dem Herzogthum Warschau und der Zurückerstattung der illyrischen Provinzen, Schlesien anbot, und ihm rieth, dasselbe sogleich in Besitz zu nehmen. Als das österreichische Kabinet dieses Anerbieten ablehnte, hoffte er seines Beistandes entbehren, ihm nöthigenfalls sogar die Spitze bieten zu können. Der Fürst Schwarzenberg, welcher vom österreichischen Hofe im April nach Paris geschickt wurde, um Napoleon Oesterreichs Vorschläge mitzutheilen, fand ihn in so entflammter und kriegerischer Stimmung, daß er mit seinen Aufträgen nicht hervorzutreten wagte, und unverrichteter Sache wieder abreiste.

Napoleon war in eine, bei einem Manne von seinem Charakter und seiner Erfahrung, seltsame Selbsttäuschung gefallen, indem er seiner Verwandtschaft mit dem österreichischen Kaiserhause eine zu große staatliche Bedeutung beilegte. Er hätte doch aus der ihm sonst so wohl bekannten Geschichte wissen sollen, wie wenig Einfluß solche Verbindungen auf die Entschließungen der Mächte in entscheidenden Augenblicken ausüben. Er rechnete aber, mit einer Art von gesuchter Verblendung, zuerst auf ein Eingehen Oesterreichs in seine Pläne, und dann auf dessen Neutralität, bis er zu spät seinen Irrthum erkannte.

Der Anstoß zu Deutschlands Erhebung sollte aber nicht von Oesterreich, sondern von Preußen ausgehen. Es lag dies in der Natur der

Dinge. Oesterreich konnte, als eine mehr europäische denn deutsche Macht, durch seinen Anschluß an England, Preußen und Rußland, tief in das Schicksal Europa's eingreifen, aber der erste rein deutsche Aufschwung mußte von Preußen aus unternommen werden. Der preußische Staat verdiente, durch die Pflege der geistigen Interessen, und die moralische Freiheit, welche mit dem in ihm herrschenden Protestantismus zusammenhängt, durch die Regierung Friedrich des Großen, den im siebenjährigen Kriege erworbenen Kriegsruhm, und die neuerdings unter Stein und Hardenberg eingeführten Reformen, an der Spitze Deutschlands zu stehen, und von demselben als ein Vorbild angesehen zu werden. Die Schuld an dem unglücklichen Kriege von 1806 trug die Regierung, aber nicht das Volk, dessen Kraft von diesem äußeren Mißgeschick nicht gebrochen war. Es lag in dem Wesen dieses jugendlichen, aus lauter emporstrebenden Elementen bestehenden Staates, sich, sobald das Gewicht des feindlichen Druckes auf ihn nachließ, was mit der Katastrophe in Rußland geschah, wie ein vom Sturm gebeugter Baum wieder aufzurichten, und nach seiner und Deutschlands Befreiung zu ringen.

Aber die Umstände waren für Preußen schwierig, und mußten die verschiedenartigsten Erwägungen veranlassen. Für den König Friedrich Wilhelm III. trat, wenn er sich gegen den französischen Kaiser erklärte, ein Kampf auf Leben und Tod ein. Noch gebot Napoleon über Frankreich, Italien, den größten Theil Deutschlands, und es ließen sich von seiner Seite, da auch ihm ein Entscheidungskampf bevorstand, die größten Anstrengungen des militairischen Genies und der physischen Hülfsquellen erwarten. Sein Siegeswagen würde aber diesmal nicht, wie in Tilsit, auf halbem Wege stehen geblieben, sondern über Preußens Leichnam fortgerollt sein. Kutusof's Heer war, als es die russische Gränze überschritt, äußerst geschwächt, ließ zahlreiche Besatzungen in Polen zurück, und stand, als Preußen sich für oder gegen Frankreich zu entscheiden hatte, noch fern. Oesterreich war zweifelhaft, und sein System der Zögerung bekannt. Auf einen Abfall der Rheinbundsfürsten konnte erst nach über Napoleon davon getragenen Siegen gerechnet werden. Bis dahin waren sie, aus Gewohnheit und Vortheil, seine Macht zu verstärken geneigt. Der Marschall Augereau hielt Berlin und die Marken besetzt, und eine neue französische Division, unter dem General Grenier, war zu Augereau's Verstärkung im Anzuge begriffen. Dagegen befand sich die Hälfte der preußischen Kriegsmacht unter Yorck so gut wie in russischen Händen, und die übrigen preußischen Truppen lagen weit zerstreut auseinander. Eine voreilige Erklärung gegen Frankreich hätte die

persönliche Freiheit des Königs von Preußen gefährdet. Die Franzosen würden ohne Zweifel darauf gefallen sein, ihn nöthigenfalls mit Gewalt in dem Bündniß vom 24. Februar 1812 festzuhalten.

Unter solchen Umständen mußte das preußische Kabinet seine wahren Absichten eine Zeit lang verbergen, das Verhalten des Generals Yorck verwerfen, den Fürsten von Hatzfeld nach Paris, mit der Versicherung der fortdauernden Geneigtheit Preußens für Frankreich, absenden, und im Uebrigen den Gang der Ereignisse abwarten. So wie die Beziehungen der Staaten zu einander einmal beschaffen sind, wäre eine vorschnelle Enthüllung des Dranges Preußens nach Befreiung eine Thorheit gewesen, durch welche das Dasein des Staates auf das Spiel gesetzt werden konnte. Die größtmöglichste Vorsicht war eine Bedingung des Daseins geworden. Auch schien es rathsam, erst abzuwarten, welche Gesinnungen sich im Volke, bei so plötzlichem Wechsel der Verhältnisse, aussprechen würden. An dem Haß seiner Unterthanen, wie überhaupt der Mehrheit der Deutschen gegen Napoleon, durfte Friedrich Wilhelm III. nicht zweifeln. Von da an aber bis zu einer wirklichen Erhebung gegen das französische Joch war noch ein großer Schritt, der gethan werden mußte, ehe eine bestimmte und diesmal nicht mehr zurückzunehmende Entschließung gefaßt werden konnte.

Ostpreußen gebührt das Verdienst, das erste unverkennbare Zeichen über die Stimmung des preußischen Volkes von sich gegeben zu haben. Der Minister von Stein, welcher in russische Dienste getreten war, und auf den Kaiser Alexander einen großen Einfluß ausübte, hatte von diesem den Auftrag bekommen, sich nach Königsberg zu begeben, in der Provinz eine allgemeine Bewaffnung gegen die Franzosen zu Stande zu bringen, und zu dem Ende daselbst den Generallandtag*) einzuberufen, und den Vorsitz in ihm zu übernehmen. Obgleich an Stein's vaterländischer Gesinnung nicht gezweifelt werden konnte, so schien es den Behörden doch höchst bedenklich, eine Handlung von dieser Wichtigkeit von dem Bevollmächtigten eines fremden Monarchen vornehmen zu lassen. Es sah dies wie ein Abfall von dem rechtmäßigen Könige aus. Man fand, nach vielen Streitigkeiten, endlich den Ausweg, daß Stein seine Aufforderung zu der Einberufung eines allgemeinen Landtages an den Direktor des ständischen Ausschusses, von Brandt, übersandte, und sich sodann von Königsberg entfernte. Er hatte demnach das Werk eingeleitet,

*) Ost-, Westpreußen und Litthauen besaßen dieses Institut, welches den übrigen Provinzen fehlte, schon seit 1788, und es war 1809 in Königsberg während der Anwesenheit des Hofes ein allgemeiner Landtag abgehalten worden.

dessen Vollführung aber den Dienern des Königs überlassen, und dadurch den Anstoß einer fremden Einmischung gehoben. In dieser aus zweiundsechszig Mitgliedern bestehenden Versammlung wurde die Errichtung einer auf Kosten der Provinz auszurüstenden Landwehr entschieden, und der betreffende Beschluß sogleich in das Werk gesetzt. Diese Landwehr sollte für Ost-, Westpreußen und Preußisch-Litthauen aus 20,000 Mann und 10,000 Reserven bestehen. Das Wesentliche war aber, daß ihr die Belagerung der drei mit französischen Garnisonen versehenen Festungen: Danzig, Thorn und Pillau, übertragen wurde. Dadurch ward mit einer wirklichen Volkserhebung gegen die Franzosen der Anfang gemacht. Die Hochherzigkeit der Männer, welche in Königsberg in diesem Sinne wirkten, Graf Dohna, von Schön, von Auerswald, Dr. Heidemann u. s. w., ist von großer Wirkung auf das übrige Land gewesen. Yorck wurde, obgleich der König ihn, wegen der Konvention von Tauroggen, zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen befohlen hatte, von dem Generallandtage mit dem Oberbefehl über die Landwehr beauftragt, und trat das militairische Kommando*) der Provinz wieder an.

Unterdessen hatte sich Friedrich Wilhelm III. mit dem Kronprinzen, um vor einem Ueberfalle der Franzosen sicher zu sein, und Herr seiner Entschließungen zu bleiben, von Potsdam nach Breslau begeben, woselbst er am 23. Januar angekommen war. Obgleich über die Absicht des Königs, sich mit Rußland zu verbinden, unter den Eingeweihten kein Zweifel obwalten konnte, so gab es doch in seiner Umgebung eine nicht unbedeutende Partei, welche sich für das Festhalten an dem Verhältniß zu Frankreich aussprach. Alexander I. hatte sich, ungeachtet seiner am Grabe Friedrich des Großen Preußen angelobten Freundschaft, in Tilsit eng mit Napoleon verbündet, und von demselben sogar das vorher zum preußischen Staate gehörige Gebiet von Bialystock angenommen. Eine Sucht nach Vergrößerung und eine ziemliche Gleichgültigkeit über die Wahl der Mittel ließ sich bei diesem Fürsten, wie die mitten im tiefsten Frieden mit Schweden vollbrachte Wegnahme Finnlands beweist, nicht in Zweifel ziehen. Seine jetzige Gesinnung gegen Preußen konnte zweifelhaft erscheinen. Unter seinen über die preußische Gränze gerückten Generalen war die Ansicht vorherrschend, das Kriegsglück zu benutzen, mit Preußen keinen Vergleich einzugehen, und dessen Gebiet bis zur Weichsel mit dem russischen Reiche zu vereinigen. Gegen solche Plane

*) Der General von Yorck hatte diese Stellung schon im Jahre 1809, mit außerordentlichen geheimen Vollmachten versehen, eingenommen.

hätte das Beharren in dem Bunde mit Frankreich zu schützen vermocht. Denn für Napoleon lag keine Veranlassung vor, Rußland sich auf Kosten Preußens vergrößern zu lassen.

Während hierüber noch hin und her verhandelt wurde, traf der Minister Stein in Breslau ein, stellte dem Könige die Vortheile eines Anschlusses an Rußland, und die Gefahren eines Verbleibens in dem Verhältniß zu Frankreich mit so überzeugenden Gründen dar, daß von dem Augenblick an, in dem Rathe Friedrich Wilhelm III., über diese Frage kein Schwanken mehr stattfand. Auch war es Stein gewesen, der den Kaiser Alexander von den Eroberungsgelüsten in Betreff Preußens abgebracht, und ihm ein Bündniß mit Friedrich Wilhelm III., zu gemeinsamer Bekämpfung Napoleon's, als ein edleres Ziel seines Ehrgeizes vorgehalten hatte.

Friedrich Wilhelm III., durch die Kunde von der in Ostpreußen begonnenen Volksbewaffnung, und die ihn in Schlesien umtönende kriegerische Begeisterung gehoben, und Alexander's freundschaftlicher Absichten versichert, war jetzt darauf bedacht, die Rüstungen zum Kampf mit Macht in die Hand zu nehmen, und sobald diese zu einem gewissen Punkt gediehen sein würden, auch der Form nach das demüthigende Bündniß mit Frankreich, welches er in seiner Seele längst verworfen hatte, zu lösen. Der General Scharnhorst, welcher sich, auf Napoleon's Veranlassung, von der Person des Königs hatte entfernen müssen, ward bald nach dessen Ankunft in Breslau zurückgerufen, zum Generalquartiermeister ernannt, und mit der Aufstellung und Einrichtung der Streitkräfte beauftragt. Sein seltenes Organisationstalent machte sich jetzt, wo er freie Hand besaß, in noch höherem Grade als nach dem tilsiter Frieden geltend. Am 3. und 9. Februar wurde die bisher vom Dienst befreit gewesene Jugend Preußens unter die Waffen gerufen, die Errichtung einer Abtheilung Freiwilliger bei jedem Infanterie- und Kavallerieregiment angeordnet, und am 13. März durch die Gründung der Landwehr und des Landsturmes, die in Ostpreußen von dem Generallandtage ausgegangene Volksbewaffnung, in noch vollständigerer Weise über den ganzen Staat ausgedehnt. Am 10. März ward ein neues militairisches Ehrenzeichen, in Bezug auf die drangvolle Zeit, welche man durchzukämpfen hatte, in bezeichnender Weise „das eiserne Kreuz" genannt, gestiftet.

Es war inzwischen am 24. Februar von dem Staatskanzler von Hardenberg und dem Fürsten Kutusof zwischen Preußen und Rußland ein Bundesvertrag abgeschlossen worden, in welchem die Wiederherstellung des preußischen Staates zu der vor dem tilsiter Frieden bestandenen

Ausdehnung und Volkszahl bestimmt wurde. Leider waren dabei die einzelnen Gebiete nicht mit Namen aufgeführt worden, so daß es später auf dem wiener Kongreß möglich wurde, Preußen einen so wenig abgerundeten und von natürlichen Gränzen entblößten Länderbesitz zuzutheilen. Es war zugleich ausgemacht worden, daß Rußland zu dem Kriege gegen Napoleon 150,000 Mann und Preußen 80,000 stellen sollte, eine Zahl, die später weit überschritten worden ist. Dieses Bündniß wurde erst am 20. März bekannt gemacht. Einige Tage vorher (17. März) war ein Aufruf des Königs an das Volk und ein anderer an das Heer erlassen worden, die, besonders der erstere, für Meisterwerke einer wahren, einfachen und ergreifenden Beredtsamkeit gelten können. Um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, welche am 27. März von dem preußischen Gesandten in Paris, General Krusemark, übergeben wurde. Der Würfel war gefallen, und eine der merkwürdigsten Epochen der Kriegs- und Völkergeschichte eingeleitet. Von jetzt an sollte der Strom der Ereignisse, vom Sturm nationaler und militairischer Begeisterung erfaßt, in immer höheren Wogen anschwellen, und zuletzt das gewaltigste Dasein, welches seit einem Jahrtausend in der Geschichte erschienen war, verschlingen.

Wenn der Drang, Alles für die Befreiung des Vaterlandes zu wagen und zu opfern, schon vor der Kriegserklärung, vor dem Aufruf: „An mein Volk" — unter den Kräftigen und Entschiedenen groß gewesen, so riß jetzt, als endlich der Schleier gefallen, und das Ziel der ganzen Bewegung klar da stand, der Eifer auch die Schwankenden und Unentschlossenen fort, und das ganze Land ward in ein großes Feldlager verwandelt. Was die damalige Volkserhebung in Preußen vor mehren anderen großen Beispielen der Art, vor Dem, was in Frankreich 1792, in Spanien 1808 geschehen, voraus hatte, war der sittliche Geist, welcher, ungeachtet des leidenschaftlichen Aufschwunges, das Ganze durchdrang, und nie die Gränzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit überschreiten ließ. Es gab im preußischen Volke keine Parteiungen, welche, wie in Frankreich im Anfange der Revolution, gegen den äußeren Feind vereint, sich im Innern gegenseitig anfielen und zerrissen. So sehr auch die Franzosen gehaßt waren, es kamen unter den Preußen, bei den bald nachher ausbrechenden Kämpfen, keine Züge von Grausamkeit gegen Gefangene, Verwundete und Kranke, welche den Befreiungskrieg der Spanier befleckt haben, vor. Die Flamme dieser Begeisterung war eine der reinsten, welche sich je in einem Volk entzündet hat, und man müßte bis zu den edelsten Zügen in den Thaten der Helden von Marathon und Platäa,

Institute, wie die Dataria, die Propaganda u. s. w., sollten von Rom dahin verlegt werden. Der Pabst konnte von den katholischen Höfen Gesandte empfangen, und selbst solche bei ihnen beglaubigen. Es blieb ihm das Recht der kanonischen Bestätigung der vom Kaiser ernannten Erzbischöfe und Bischöfe. Wenn diese aber über sechs Monate auf sich warten ließ, so war der Metropolit der geistlichen Provinz ermächtigt, den neu ernannten Prälaten ohne Weiteres in seine Würde einzusetzen. Alle vom Kaiser verbannten Kardinäle sollten sich ungehindert zum Pabst begeben dürfen. Pius VII. war zu diesen Zugeständnissen vornehmlich durch die Rücksicht auf die traurige Lage der Kirche in mehren Theilen Europa's, zu deren Abstellung er auf Napoleon's Beistand rechnete, bewogen worden. Pius VII. hatte dieses Konkordat zu Napoleon's großer Freude unterzeichnet, jedoch verlangt, daß dasselbe bis zur Ankunft einer Anzahl von Kardinälen geheim gehalten werden sollte. Mehre dieser zurückgekehrten Kirchenfürsten wußten jedoch den Pabst einige Zeit nachher so umzustimmen, daß er keine der in dem Konkordat von ihm angenommenen Bedingungen erfüllte, namentlich den vom Kaiser ernannten Prälaten nicht die kanonische Bestätigung ertheilte, und keine Anstalten traf, seine Residenz nach Avignon zu verlegen. Napoleon, hierdurch gereizt, kehrte sich auch von seiner Seite an das gethanene Versprechen nicht, machte das Konkordat als Staatsgesetz bekannt, und schärfte allen Erzbischöfen und Bischöfen dessen Befolgung ein.

Napoleon hatte im Jahr 1812, von der ungeheueren Macht, welche er gegen Rußland in Bewegung setzte, berauscht, die Einberufung des gesetzgebenden Körpers für überflüssig gehalten. Nach den großen Unfällen, welche er während des Rückzuges erlitten, mochte er eine, wenn auch noch so wesenlose, Annäherung zu der Volksvertretung der Form nach für nothwendig halten. Er eröffnete den gesetzgebenden Körper mit einer Rede (14. Februar), welche unter den Franzosen keinen gewinnenden und im übrigen Europa einen für Napoleon nachtheiligen Eindruck hervorbrachte. Es war darin fast nur von ihm und seinem Reiche, zu welchem so viele fremde Völker gehörten, und wenig oder gar nicht von der französischen Nation die Rede. Er erklärte, daß sein Bruder Joseph auf dem spanischen Throne bleiben müsse, daß er die Integrität seines Reiches nicht antasten lassen, und keinen seiner Bundesgenossen aufgeben werde. Es wurden somit keine Zugeständnisse und Abtretungen von seiner Seite in Aussicht gestellt, ohne welche jedoch die Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens, nach welchem sich Alles sehnte, unter den vorhandenen Umständen unmöglich geworden war.

Der bei der Malet'schen Verschwörung angewandte Kunstgriff, die Nachricht vom Tode des Kaisers auszusprengen, und die augenblickliche Wirkung desselben, hatte auf Napoleon einen tiefen Eindruck gemacht. Er war entschlossen, in dem bevorstehenden Feldzuge eine noch größere Thätigkeit als gewöhnlich zu entwickeln, und hatte ausdrücklich erklärt, daß er sich in demselben mehr als General denn als Kaiser zeigen werde. Sein Tod auf dem Schlachtfelde war demnach wohl möglich, und er fürchtete ihn ebenso wenig als früher. Er wollte aber, daß es nach ihm eine mit bestimmten Vollmachten versehene Gewalt gäbe, von der Alles ausgehen, und an die sich Alles wenden könne. Er war nicht geneigt, einem seiner Brüder eine solche Stellung anzuweisen, weil er ihre gegenseitige Eifersucht kannte, und ernannte deshalb seine Gemahlin zur Regentin während seiner Abwesenheit, und, im Falle seines Hinscheidens, bis zur Volljährigkeit des Königs von Rom. Der Regentin wurde ein Regentschaftsrath, aber nur mit berathender, nicht mit entscheidender Stimme, aus den ersten Großwürdenträgern bestehend, beigegeben. Dem Reichserzkanzler Fürsten Cambacérès ward der Vorsitz in demselben übertragen, und Champagny, Herzog von Cadore, zum Sekretair ernannt. Am 30. März (1813) wurde Marie Luise im Thronsaal in den Tuilleries von ihrem Gemahl feierlich empfangen, und legte den Eid in dessen Hände ab, sich ihres Amtes als Mutter, Gattin und Kaiserin würdig zu zeigen. Napoleon zog sie hierauf, so lange er noch in Paris blieb, zu allen Ministersitzungen zu.

Das österreichische Kabinet, welches, seit 1809 mit der Wiederherstellung seiner militairischen und finanziellen Mittel beschäftigt, an der allgemeinen Politik einen nur beobachtenden Antheil genommen hatte, fühlte sich jetzt zur Uebernahme einer großen Rolle bestimmt. Der Graf von Metternich, welcher nach dem wiener Frieden der dirigirende Minister geworden, bewies damals, zwischen der Katastrophe in Rußland und Oesterreichs Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, eine Vorsicht und Mäßigung des Charakters, eine Schärfe und Sicherheit des Urtheils, und, als es nicht anders sein konnte, einen Nachdruck im Handeln, welche diese Epoche zu der bedeutendsten in seinem Leben machen. Im Rückblick auf diese Zeit wird es immer bedauert werden müssen, daß Metternich später, nach Napoleon's Sturz, sein großes Talent fast einzig zur Hemmung jedes moralischen und politischen Fortschrittes angewandt hat. Anstatt die neuen Ideen, welche die Welt bewegen, in ihrer Anwendung zu mäßigen, suchte er sie, so viel an ihm war, zu unterdrücken, und legte ihnen dadurch, da ihm dies nicht ganz gelingen konnte, eine schiefe Rich-

tung auf. Durch die Uebertreibungen, in welche er bei Anwendung seines Systems verfiel, rief er in Deutschland bis dahin unbekannt gewesene Gegensätze hervor, und streute den Samen zu Stürmen aus, an welchen die Gegenwart schon gelitten hat, und die Zukunft noch mehr zu leiden haben wird.

Metternich begriff, daß nach einer Niederlage der französischen Armee, wie die in Rußland, ein Monarch, wie Napoleon, der vornehmlich durch das Glück seiner Waffen groß geworden war, unmöglich in derselben Lage, wie früher, bleiben konnte. Frankreich hatte die öffentliche Meinung gegen sich, seine Feinde vermehrten sich, und seine Hülfsmittel waren, durch die lange und zuletzt unglückliche Kriegsführung, vermindert worden. Es mußte deshalb von der herrschenden Stellung, welche es seit Austerlitz in immer steigenden Verhältnissen bis zum Kampfe gegen Rußland eingenommen hatte, nothwendiger Weise etwas herabsteigen. Aber Metternich dachte damals noch nicht daran, Napoleon alle seine Eroberungen zu entreißen, geschweige denn an seinen Sturz, der erst durch die Verblendung und Hartnäckigkeit desselben möglich wurde. Metternich strebte danach, den Rheinbund aufzulösen, die Hanseestädte von Frankreich frei zu machen, für Oesterreich die illyrischen Provinzen und die Verbindung mit der See wieder zu gewinnen, das Herzogthum Warschau dem französischen Einflusse zu entziehen, und zur Entschädigung für die angränzenden Staaten anzuwenden. Dies war der ursprünglich sehr gemäßigte Plan des österreichischen Kabinets, bei dem es allerdings noch der Zustimmung Rußlands und Englands bedurfte, den aber Metternich zur Wiederherstellung des Friedens für genügend hielt. Der österreichische Staatsmann zog Napoleon's militairisches Genie, welches so oft Wunder gethan und noch verrichten konnte, bei den Bedingungen, die er ihm zu einer Aussöhnung mit Europa vorzulegen dachte, in Betracht, und wollte ihn nicht durch zu schwere Anforderungen in den Fall setzen, nur seinem Stolz und seiner Verzweiflung Gehör zu geben. Auch scheute er, mit der Politik eines Staates betraut, dem, bei der Verschiedenartigkeit seiner nationalen Bestandtheile, jede allgemeine Bewegung gefährlicher als anderen werden kann, die ungeheuere Erschütterung, welche bei einem plötzlichen Zusammensturze des Napoleonischen Kolosses eintreten konnte. Aber Eines stand bei Metternich fest. Deutschland mußte Napoleon's Herrschaft entzogen werden. Ohne Erfüllung dieser Bedingung glaubte er, daß Oesterreich sich dem Kampfe gegen Frankreich, ungeachtet der Verwandtschaft der beiden Kaiser, anschließen müsse. Dies war der Inhalt vielfacher Verhandlungen mit dem fran-

zösischen Botschafter in Wien, Grafen Otto, bei welchen Metternich, ungeachtet aller von den Umständen gebotenen Vorsicht, mit seiner wahren Gesinnung nicht zurückhielt. Durch Otto war Napoleon von den Absichten des österreichischen Kabinets unterrichtet, und er hat Unrecht gehabt, sich später über dessen vermeintliche Treulosigkeit zu beklagen. Denn er hatte es sich selbst beizumessen, wenn er Das nicht sah, was außer ihm keinem Eingeweihten entging. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Frankreichs Uebergewicht einzuschränken, und daß nach der Katastrophe in Rußland der Augenblick dazu gekommen, leuchtete aus allen Schritten des österreichischen Kabinets hervor, und hätte von einem geradsinnigen Urtheil nicht verkannt werden können. Die feinen und schonenden Formen, die diplomatischen Verhüllungen, änderten an dem Kern der Sache nichts. Indessen war Metternich, der nach dem letzten Kriege zum Anschluß an Frankreich und zu der Verbindung einer Erzherzogin mit dem französischen Kaiser gerathen hatte, geneigt, lieber auf dem Wege der Unterhandlungen als der Waffen zu seinem Ziel zu gelangen. Er mochte, bei seiner Kenntniß des Charakters Napoleon's, und den Beobachtungen, welche er nach dessen zweiter Vermählung persönlich angestellt hatte, zuweilen an dem Erfolge seiner Bemühungen zweifeln, that aber alles Mögliche, um den Eroberer zur Annahme der ihm vorgelegten gemäßigten Bedingungen zu bewegen und den Ausbruch eines neuen Kampfes abzuwenden.

Am Ende Decembers ward der General Bubna, Napoleon von 1809 her wohlbekannt und bei ihm beliebt, nach Paris geschickt, um die Versicherung der freundschaftlichen Gesinnung des österreichischen Hofes zu überbringen, und dessen Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten anzubieten. Napoleon ging dem Anscheine nach auf Oesterreichs Absicht ein. In seinem Inneren neigte er sich aber einer Entscheidung durch die Waffen zu. Nicht, daß er nicht das Bedürfniß des Friedens gefühlt, und zu demselben führende Unterhandlungen gewünscht hätte. Er wollte aber zu gleicher Zeit Siege erfechten, und hoffte, daß dieser Weg zu einer für ihn vortheilhafteren Uebereinkunft führen werde, als wenn er von vornherein dafür eine besondere Bereitwilligkeit gezeigt hätte. Napoleon übersah nur, daß der Kampf, einmal wieder entbrannt, bei der in Europa gegen ihn herrschenden Stimmung, nicht so leicht wieder beigelegt werden würde. Er wollte die Scharte, welche sein bisher unwiderstehliches Schwerdt in Rußland empfangen hatte, um jeden Preis auswetzen. Er hatte sich von den Schlägen des Schicksals bald erholt, fühlte seine Kraft neu erwacht, und hoffte,

seine frühere Ueberlegenheit in den Augen der Welt wiederherstellen zu können. Er fürchtete, sonst zu tief hinabsteigen zu müssen. Er war bei sich schon entschlossen, selbst Spanien aufzugeben, aber als letztes Mittel, um den Frieden mit England zu erlangen. Deshalb ließ er sich vorläufig darüber nichts merken. Das Herzogthum Warschau war er zu verlassen bereit, nur wollte er Rußland keine Gebietsvergrößerung zuerkennen. Ueber die Auflösung des Rheinbundes schwankte er damals noch, und dachte eine Entscheidung darüber vom Kriegsglück abhängen zu lassen. Er wälzte in seinem Geist die verschiedenartigsten Pläne umher, und war nur darüber mit sich einig, sobald als möglich wieder zum Schlagen zu kommen. Er hatte Alles durch den Krieg gewonnen, und glaubte, nur durch ihn das Verlorene wieder erlangen zu können. Wenn er an Unterhandlungen dachte, und dieselben ihm von einigen seiner treuesten und einsichtsvollsten Diener, wie Caulincourt und Duroc, an das Herz gelegt wurden, so war er einen Augenblick geneigt, dem Kaiser Alexander unmittelbar selbst Friedensanträge vorzulegen, und das österreichische Kabinet, dessen angebotene Vermittelung ihm wie ein halber Verrath erschien, dabei zu umgehen. Dann schmeichelte er sich wieder mit der Aussicht, Oesterreich ganz auf seine Seite ziehen zu können, indem er ihm, außer einem Antheil an dem Herzogthum Warschau und der Zurückerstattung der illyrischen Provinzen, Schlesien anbot, und ihm rieth, dasselbe sogleich in Besitz zu nehmen. Als das österreichische Kabinet dieses Anerbieten ablehnte, hoffte er seines Beistandes entbehren, ihm nöthigenfalls sogar die Spitze bieten zu können. Der Fürst Schwarzenberg, welcher vom österreichischen Hofe im April nach Paris geschickt wurde, um Napoleon Oesterreichs Vorschläge mitzutheilen, fand ihn in so entflammter und kriegerischer Stimmung, daß er mit seinen Aufträgen nicht hervorzutreten wagte, und unverrichteter Sache wieder abreiste.

Napoleon war in eine, bei einem Manne von seinem Charakter und seiner Erfahrung, seltsame Selbsttäuschung gefallen, indem er seiner Verwandtschaft mit dem österreichischen Kaiserhause eine zu große staatliche Bedeutung beilegte. Er hätte doch aus der ihm sonst so wohl bekannten Geschichte wissen sollen, wie wenig Einfluß solche Verbindungen auf die Entschließungen der Mächte in entscheidenden Augenblicken ausüben. Er rechnete aber, mit einer Art von gesuchter Verblendung, zuerst auf ein Eingehen Oesterreichs in seine Pläne, und dann auf dessen Neutralität, bis er zu spät seinen Irrthum erkannte.

Der Anstoß zu Deutschlands Erhebung sollte aber nicht von Oesterreich, sondern von Preußen ausgehen. Es lag dies in der Natur der

Dinge. Oesterreich konnte, als eine mehr europäische denn deutsche Macht, durch seinen Anschluß an England, Preußen und Rußland, tief in das Schicksal Europa's eingreifen, aber der erste rein deutsche Aufschwung mußte von Preußen aus unternommen werden. Der preußische Staat verdiente, durch die Pflege der geistigen Interessen, und die moralische Freiheit, welche mit dem in ihm herrschenden Protestantismus zusammenhängt, durch die Regierung Friedrich des Großen, den im siebenjährigen Kriege erworbenen Kriegsruhm, und die neuerdings unter Stein und Hardenberg eingeführten Reformen, an der Spitze Deutschlands zu stehen, und von demselben als ein Vorbild angesehen zu werden. Die Schuld an dem unglücklichen Kriege von 1806 trug die Regierung, aber nicht das Volk, dessen Kraft von diesem äußeren Mißgeschick nicht gebrochen war. Es lag in dem Wesen dieses jugendlichen, aus lauter emporstrebenden Elementen bestehenden Staates, sich, sobald das Gewicht des feindlichen Druckes auf ihn nachließ, was mit der Katastrophe in Rußland geschah, wie ein vom Sturm gebeugter Baum wieder aufzurichten, und nach seiner und Deutschlands Befreiung zu ringen.

Aber die Umstände waren für Preußen schwierig, und mußten die verschiedenartigsten Erwägungen veranlassen. Für den König Friedrich Wilhelm III. trat, wenn er sich gegen den französischen Kaiser erklärte, ein Kampf auf Leben und Tod ein. Noch gebot Napoleon über Frankreich, Italien, den größten Theil Deutschlands, und es ließen sich von seiner Seite, da auch ihm ein Entscheidungskampf bevorstand, die größten Anstrengungen des militairischen Genies und der physischen Hülfsquellen erwarten. Sein Siegeswagen würde aber diesmal nicht, wie in Tilsit, auf halbem Wege stehen geblieben, sondern über Preußens Leichnam fortgerollt sein. Kutusof's Heer war, als es die russische Gränze überschritt, äußerst geschwächt, ließ zahlreiche Besatzungen in Polen zurück, und stand, als Preußen sich für oder gegen Frankreich zu entscheiden hatte, noch fern. Oesterreich war zweifelhaft, und sein System der Zögerung bekannt. Auf einen Abfall der Rheinbundsfürsten konnte erst nach über Napoleon davon getragenen Siegen gerechnet werden. Bis dahin waren sie, aus Gewohnheit und Vortheil, seine Macht zu verstärken geneigt. Der Marschall Augereau hielt Berlin und die Marken besetzt, und eine neue französische Division, unter dem General Grenier, war zu Augereau's Verstärkung im Anzuge begriffen. Dagegen befand sich die Hälfte der preußischen Kriegsmacht unter Yorck so gut wie in russischen Händen, und die übrigen preußischen Truppen lagen weit zerstreut auseinander. Eine voreilige Erklärung gegen Frankreich hätte die

persönliche Freiheit des Königs von Preußen gefährdet. Die Franzosen würden ohne Zweifel darauf gefallen sein, ihn nöthigenfalls mit Gewalt in dem Bündniß vom 24. Februar 1812 festzuhalten.

Unter solchen Umständen mußte das preußische Kabinet seine wahren Absichten eine Zeit lang verbergen, das Verhalten des Generals Yorck verwerfen, den Fürsten von Hatzfeld nach Paris, mit der Versicherung der fortdauernden Geneigtheit Preußens für Frankreich, absenden, und im Uebrigen den Gang der Ereignisse abwarten. So wie die Beziehungen der Staaten zu einander einmal beschaffen sind, wäre eine vorschnelle Enthüllung des Dranges Preußens nach Befreiung eine Thorheit gewesen, durch welche das Dasein des Staates auf das Spiel gesetzt werden konnte. Die größtmöglichste Vorsicht war eine Bedingung des Daseins geworden. Auch schien es rathsam, erst abzuwarten, welche Gesinnungen sich im Volke, bei so plötzlichem Wechsel der Verhältnisse, aussprechen würden. An dem Haß seiner Unterthanen, wie überhaupt der Mehrheit der Deutschen gegen Napoleon, durfte Friedrich Wilhelm III. nicht zweifeln. Von da an aber bis zu einer wirklichen Erhebung gegen das französische Joch war noch ein großer Schritt, der gethan werden mußte, ehe eine bestimmte und diesmal nicht mehr zurückzunehmende Entschließung gefaßt werden konnte.

Ostpreußen gebührt das Verdienst, das erste unverkennbare Zeichen über die Stimmung des preußischen Volkes von sich gegeben zu haben. Der Minister von Stein, welcher in russische Dienste getreten war, und auf den Kaiser Alexander einen großen Einfluß ausübte, hatte von diesem den Auftrag bekommen, sich nach Königsberg zu begeben, in der Provinz eine allgemeine Bewaffnung gegen die Franzosen zu Stande zu bringen, und zu dem Ende daselbst den Generallandtag*) einzuberufen, und den Vorsitz in ihm zu übernehmen. Obgleich an Stein's vaterländischer Gesinnung nicht gezweifelt werden konnte, so schien es den Behörden doch höchst bedenklich, eine Handlung von dieser Wichtigkeit von dem Bevollmächtigten eines fremden Monarchen vornehmen zu lassen. Es sah dies wie ein Abfall von dem rechtmäßigen Könige aus. Man fand, nach vielen Streitigkeiten, endlich den Ausweg, daß Stein seine Aufforderung zu der Einberufung eines allgemeinen Landtages an den Direktor des ständischen Ausschusses, von Brandt, übersandte, und sich sodann von Königsberg entfernte. Er hatte demnach das Werk eingeleitet,

*) Ost-, Westpreußen und Litthauen besaßen dieses Institut, welches den übrigen Provinzen fehlte, schon seit 1788, und es war 1809 in Königsberg während der Anwesenheit des Hofes ein allgemeiner Landtag abgehalten worden.

dessen Vollführung aber den Dienern des Königs überlassen, und dadurch den Anstoß einer fremden Einmischung gehoben. In dieser aus zweiundsechszig Mitgliedern bestehenden Versammlung wurde die Errichtung einer auf Kosten der Provinz auszurüstenden Landwehr entschieden, und der betreffende Beschluß sogleich in das Werk gesetzt. Diese Landwehr sollte für Ost-, Westpreußen und Preußisch-Litthauen aus 20,000 Mann und 10,000 Reserven bestehen. Das Wesentliche war aber, daß ihr die Belagerung der drei mit französischen Garnisonen versehenen Festungen: Danzig, Thorn und Pillau, übertragen wurde. Dadurch ward mit einer wirklichen Volkserhebung gegen die Franzosen der Anfang gemacht. Die Hochherzigkeit der Männer, welche in Königsberg in diesem Sinne wirkten, Graf Dohna, von Schön, von Auerswald, Dr. Heidemann u. s. w., ist von großer Wirkung auf das übrige Land gewesen. Yorck wurde, obgleich der König ihn, wegen der Konvention von Tauroggen, zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen befohlen hatte, von dem Generallandtage mit dem Oberbefehl über die Landwehr beauftragt, und trat das militairische Kommando*) der Provinz wieder an.

Unterdessen hatte sich Friedrich Wilhelm III. mit dem Kronprinzen, um vor einem Ueberfalle der Franzosen sicher zu sein, und Herr seiner Entschließungen zu bleiben, von Potsdam nach Breslau begeben, woselbst er am 23. Januar angekommen war. Obgleich über die Absicht des Königs, sich mit Rußland zu verbinden, unter den Eingeweihten kein Zweifel obwalten konnte, so gab es doch in seiner Umgebung eine nicht unbedeutende Partei, welche sich für das Festhalten an dem Verhältniß zu Frankreich aussprach. Alexander I. hatte sich, ungeachtet seiner am Grabe Friedrich des Großen Preußen angelobten Freundschaft, in Tilsit eng mit Napoleon verbündet, und von demselben sogar das vorher zum preußischen Staate gehörige Gebiet von Bialystock angenommen. Eine Sucht nach Vergrößerung und eine ziemliche Gleichgültigkeit über die Wahl der Mittel ließ sich bei diesem Fürsten, wie die mitten im tiefsten Frieden mit Schweden vollbrachte Wegnahme Finnlands beweist, nicht in Zweifel ziehen. Seine jetzige Gesinnung gegen Preußen konnte zweifelhaft erscheinen. Unter seinen über die preußische Gränze gerückten Generalen war die Ansicht vorherrschend, das Kriegsglück zu benutzen, mit Preußen keinen Vergleich einzugehen, und dessen Gebiet bis zur Weichsel mit dem russischen Reiche zu vereinigen. Gegen solche Plane

*) Der General von Yorck hatte diese Stellung schon im Jahre 1809, mit außerordentlichen geheimen Vollmachten versehen, eingenommen.

hätte das Beharren in dem Bunde mit Frankreich zu schützen vermocht. Denn für Napoleon lag keine Veranlassung vor, Rußland sich auf Kosten Preußens vergrößern zu lassen.

Während hierüber noch hin und her verhandelt wurde, traf der Minister Stein in Breslau ein, stellte dem Könige die Vortheile eines Anschlusses an Rußland, und die Gefahren eines Verbleibens in dem Verhältniß zu Frankreich mit so überzeugenden Gründen dar, daß von dem Augenblick an, in dem Rathe Friedrich Wilhelm III., über diese Frage kein Schwanken mehr stattfand. Auch war es Stein gewesen, der den Kaiser Alexander von den Eroberungsgelüsten in Betreff Preußens abgebracht, und ihm ein Bündniß mit Friedrich Wilhelm III., zu gemeinsamer Bekämpfung Napoleon's, als ein edleres Ziel seines Ehrgeizes vorgehalten hatte.

Friedrich Wilhelm III., durch die Kunde von der in Ostpreußen begonnenen Volksbewaffnung, und die ihn in Schlesien umtönende kriegerische Begeisterung gehoben, und Alexander's freundschaftlicher Absichten versichert, war jetzt darauf bedacht, die Rüstungen zum Kampf mit Macht in die Hand zu nehmen, und sobald diese zu einem gewissen Punkt gediehen sein würden, auch der Form nach das demüthigende Bündniß mit Frankreich, welches er in seiner Seele längst verworfen hatte, zu lösen. Der General Scharnhorst, welcher sich, auf Napoleon's Veranlassung, von der Person des Königs hatte entfernen müssen, ward bald nach dessen Ankunft in Breslau zurückgerufen, zum Generalquartiermeister ernannt, und mit der Aufstellung und Einrichtung der Streitkräfte beauftragt. Sein seltenes Organisationstalent machte sich jetzt, wo er freie Hand besaß, in noch höherem Grade als nach dem tilsiter Frieden geltend. Am 3. und 9. Februar wurde die bisher vom Dienst befreit gewesene Jugend Preußens unter die Waffen gerufen, die Errichtung einer Abtheilung Freiwilliger bei jedem Infanterie- und Kavallerieregiment angeordnet, und am 13. März durch die Gründung der Landwehr und des Landsturmes, die in Ostpreußen von dem Generallandtage ausgegangene Volksbewaffnung, in noch vollständigerer Weise über den ganzen Staat ausgedehnt. Am 10. März ward ein neues militairisches Ehrenzeichen, in Bezug auf die drangvolle Zeit, welche man durchzukämpfen hatte, in bezeichnender Weise „das eiserne Kreuz" genannt, gestiftet.

Es war inzwischen am 24. Februar von dem Staatskanzler von Hardenberg und dem Fürsten Kutusof zwischen Preußen und Rußland ein Bundesvertrag abgeschlossen worden, in welchem die Wiederherstellung des preußischen Staates zu der vor dem tilsiter Frieden bestandenen

Ausdehnung und Volkszahl bestimmt wurde. Leider waren dabei die einzelnen Gebiete nicht mit Namen aufgeführt worden, so daß es später auf dem wiener Kongreß möglich wurde, Preußen einen so wenig abgerundeten und von natürlichen Gränzen entblößten Länderbesitz zuzutheilen. Es war zugleich ausgemacht worden, daß Rußland zu dem Kriege gegen Napoleon 150,000 Mann und Preußen 80,000 stellen sollte, eine Zahl, die später weit überschritten worden ist. Dieses Bündniß wurde erst am 20. März bekannt gemacht. Einige Tage vorher (17. März) war ein Aufruf des Königs an das Volk und ein anderer an das Heer erlassen worden, die, besonders der erstere, für Meisterwerke einer wahren, einfachen und ergreifenden Beredtsamkeit gelten können. Um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, welche am 27. März von dem preußischen Gesandten in Paris, General Krusemark, übergeben wurde. Der Würfel war gefallen, und eine der merkwürdigsten Epochen der Kriegs- und Völkergeschichte eingeleitet. Von jetzt an sollte der Strom der Ereignisse, vom Sturm nationaler und militairischer Begeisterung erfaßt, in immer höheren Wogen anschwellen, und zuletzt das gewaltigste Dasein, welches seit einem Jahrtausend in der Geschichte erschienen war, verschlingen.

Wenn der Drang, Alles für die Befreiung des Vaterlandes zu wagen und zu opfern, schon vor der Kriegserklärung, vor dem Aufruf: „An mein Volk" — unter den Kräftigen und Entschiedenen groß gewesen, so riß jetzt, als endlich der Schleier gefallen, und das Ziel der ganzen Bewegung klar da stand, der Eifer auch die Schwankenden und Unentschlossenen fort, und das ganze Land ward in ein großes Feldlager verwandelt. Was die damalige Volkserhebung in Preußen vor mehren anderen großen Beispielen der Art, vor Dem, was in Frankreich 1792, in Spanien 1808 geschehen, voraus hatte, war der sittliche Geist, welcher, ungeachtet des leidenschaftlichen Aufschwunges, das Ganze durchdrang, und nie die Gränzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit überschreiten ließ. Es gab im preußischen Volke keine Parteiungen, welche, wie in Frankreich im Anfange der Revolution, gegen den äußeren Feind vereint, sich im Innern gegenseitig anfielen und zerrissen. So sehr auch die Franzosen gehaßt waren, es kamen unter den Preußen, bei den bald nachher ausbrechenden Kämpfen, keine Züge von Grausamkeit gegen Gefangene, Verwundete und Kranke, welche den Befreiungskrieg der Spanier befleckt haben, vor. Die Flamme dieser Begeisterung war eine der reinsten, welche sich je in einem Volk entzündet hat, und man müßte bis zu den edelsten Zügen in den Thaten der Helden von Marathon und Platäa,

der Sieger von Sempach und Morgarten, der Belagerten von Antwerpen und Leyden zurückkehren, um etwas Aehnliches zu finden.

Schon vor der Kriegserklärung eilte die waffenfähige Jugend auf allen Straßen nach den bezeichneten Sammelplätzen, um an dem bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen. Die Meisten wandten sich nach Schlesien, wo der König weilte, Andere nach Ost- und Westpreußen, Pommern, wo Yorck, Bülow, Borstell standen. Als endlich das Ziel der ganzen Bewegung nicht mehr zweifelhaft war, loderten die Flammen noch höher auf. Die Universitäten, die höheren Klassen der Gymnasien wurden leer. Knaben von sechzehn und Männer über fünfzig Jahre stellten sich in die Reihen des Heeres. Auf allen Wegen zogen gerüstete Scharen einher, überall erklang die Musik, welche die Ausziehenden als Scheidegruß begleitete.

Vielleicht noch außerordentlicher als die Hingebung der Personen war die Aufopferung der Güter, weil die Menschen oft an den Mitteln zum Dasein mehr als an diesem selbst hängen. Preußen, dessen größter Theil ein von Natur wenig fruchtbares Gebiet bildete, wo der Kunstfleiß noch in der Kindheit lag, und der Seehandel durch die Kontinentalsperre so gut wie vernichtet gewesen, hatte außerdem mehr als irgend ein anderes Land durch das lange Verweilen der französischen Truppen, die Lieferungen, Erpressungen und Lasten aller Art gelitten. Dieses so ausgesogene Land trug zunächst willig die Naturalverpflegung aller Truppen, es stellte ohne Bezahlung die vielen tausend Pferde für die Reiterei, die Artillerie, das Gepäck; es rüstete 52 Reservebataillone aus, errichtete 3 neue Reiterregimenter, und bildete endlich die Landwehr ganz auf eigene Kosten.

Die Anstrengungen der Kommunen, Kreise und Provinzen reichten aber für die Bedürfnisse des Augenblickes nicht aus. Es mußte deshalb zu patriotischen Beiträgen von Einzelnen aufgefordert werden. Die Leistungen übertrafen auch in dieser Beziehung alle Erwartung. Nicht nur, daß Alles, was von den Begüterten entbehrt werden konnte, dem Staate dargebracht wurde, sondern viele Unbemittelte legten Das, was ihnen in ihrem geringen Besitz das Theuerste war, von den Eltern ererbte Schmucksachen, alte Schaustücke, Sparpfennige, auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Frauen blieben in dieser großartigen Aufopferung nicht hinter den Männern zurück. Die Prinzessin Wilhelm von Preußen stellte sich mit den übrigen Prinzessinnen des königlichen Hauses an die Spitze eines Frauenvereines in Berlin, der bald im ganzen Lande Anklang und Nachahmung fand, und besonders für die Verwundeten in den

Lazarethen wirkte. Tausende von Frauen brachten ihre Trauringe dar, und erhielten von der mit Einsammlung dieser Gaben beauftragten Behörde deren von Eisen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen" — zurück. Selbst in den ärmsten Klassen, die nichts Werthvolles darzubringen hatten, ward von Vielen für den großen Zweck die Zeit geopfert und unentgeldlich gearbeitet. Millionen sind, abgesehen von Dem, was die Gemeinden und Kreise freiwillig leisteten, von den Einzelnen zusammengebracht worden. Diese aufopfernde Gesinnung ließ eine eben so kräftige Führung des Kampfes erwarten. In der That hat der Aufschwung in Preußen, Alles zu Allem gehalten, zu dem Sturze des Eroberers nicht nur mehr als die regelmäßigen Heere Rußlands, Englands und Oesterreichs, sondern auch mehr als die Volkserhebung Spaniens beigetragen. Die entscheidendsten Schläge sind dem Titanen von dem Lande aus beigebracht worden, das er am Meisten verkleinert und gemißhandelt, und in der Reihe der Nationen am Geringsten geachtet hatte. Daß es so kam, war eine für die Unterdrückten trostreiche Fügung der Vorsehung, und gerechte Vergeltung für den bewiesenen Uebermuth.

Es war ein Kriegsgericht über den General Yorck niedergesetzt worden, das ihn in ehrenvollen Ausdrücken für schuldlos erklärte, welcher Spruch am 11. März vom Könige bestätigt wurde. Der kühne Feldherr wurde mit seinem Korps in Berlin mit Begeisterung empfangen. Am 15. März zog der Kaiser Alexander an der Seite Friedrich Wilhelm III. unter dem Jubel des Volkes in Breslau ein. Den 25. März erließ Kutusof von Kalisch aus, wo er zurückgeblieben war, einen Aufruf an die Deutschen, in welchem Hoffnungen und Versprechungen niedergelegt waren, von denen später gerade die wichtigsten nicht in Erfüllung gingen. Der russische Feldherr erklärte darin im Namen seines Kaisers, daß die Russen zur Wiederherstellung des ehrwürdigen deutschen Reiches, an dessen innerer Gestaltung nur deutsche Fürsten und Völker Theil haben sollten, und zur Einheit Deutschlands mitwirken würden. Er bedrohte die deutschen Souveraine, welche sich nicht auf Seite Deutschlands schlagen würden, mit Vernichtung, in Kraft der öffentlichen Meinung und mit Macht gerechter Waffen. Der Minister von Stein hat zu dieser merkwürdigen Kundmachung, die man ihres volksthümlichen und freisinnigen Inhalts wegen, später lieber ganz abgeläugnet hätte, am Meisten beigetragen. Obgleich die Preußen in diesem Feldzuge weit mehr als die Russen geleistet haben, so wurde doch diesen, aus Rücksicht auf Alexander I., die erste Stelle in der Leitung der gemeinsamen Operationen eingeräumt. Yorck, Bülow und Borstell wurden mit ihren 40,000 Preußen

unter Wittgenstein gestellt, der nur über 12,000 Russen gebot. Derselbe sollte von Berlin aus nach Dresden ziehen, während Kutusof, dem Blücher untergeben wurde, dahin aus Schlesien vordrang. Da aber der greise russische Feldherr in Bunzlau zurückblieb und daselbst am 28. April starb, so erhielt Wittgenstein den Oberbefehl über die gesammte verbündete Kriegsmacht.

Was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, so schien Dänemark damals noch unentschieden zu sein, und hatte die Südgränze Holsteins besetzt, um eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Mit Rußland stand Schweden schon im Bunde. Aber am 3. März kam zwischen letzterem und Großbrittanien, am 22. April zwischen demselben und Preußen ein Vertrag zu Stande, in welchem Schweden der Besitz Norwegens gewährleistet wurde, wogegen 30,000 Schweden in Deutschland am Kampfe gegen Napoleon Theil nehmen sollten. Preußen versprach, 27,000 Mann zu der Armee unter dem schwedischen Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte) stoßen zu lassen.

Von nachtheiligem Einfluß auf die anfängliche Führung des Krieges war die Langsamkeit, mit welcher das preußische Kabinet seine Absicht, mit Frankreich zu brechen, in das Werk setzte. Die Umstände waren allerdings schwierig. Aber Das, was einmal geschehen sollte, hätte eben so gut früher geschehen können, und würde dann reichere Früchte getragen haben. Der König von Preußen war nicht verhindert, sich einen Monat eher, als geschah, nach Breslau zu begeben, wo er vor den Franzosen sicher, und in seinen Entschließungen frei war. Wenn er den Krieg an Frankreich einige Wochen früher erklärt hätte, so würde auch der allgemeine Aufschwung des Volkes zeitiger eingetreten, und die Rüstungen zum Kampfe rascher vollendet gewesen sein. Aber auch ohne dies wäre es mit Dem, was an preußischen und russischen Streitkräften in der Mitte Februars bereit stand, bei mehr Entschiedenheit möglich gewesen, die zerstreuten und schwach organisirten Heerhaufen der Franzosen aus Sachsen zu vertreiben, und dessen König zum Anschluß an die deutsche Sache zu zwingen. Oesterreich würde sich dann wahrscheinlich ebenfalls mit seiner Erklärung gegen Frankreich beeilt haben. Statt dessen trat die befremdende Erscheinung ein, daß Napoleon, der den größten Theil seiner Kriegsmacht aus der Ferne herbeiziehen mußte, auf dem Kampfplatze eher als die Verbündeten, welche die ihrige in der Nähe hatten, ankam.

Wie erfolgreich eine frühere Erhebung Preußens gegen Frankreich gewesen wäre, kann aus Dem, was auf mehren Punkten Norddeutschlands

vorfiel, entnommen werden. In Hamburg, dessen Bürger über die Einverleibung ihres alten und berühmten Freistaates in das französische Reich erbittert, und von der Kontinentalsperre zur Verzweiflung gebracht waren, entstanden am Ende Februars Unruhen, die von dem daselbst kommandirenden französischen Brigadegeneral Carra St. Cyr mit blutiger Strenge unterdrückt wurden. Da Carra St. Cyr sich aber zu schwach fühlte, verließ er die Stadt, in welcher die alte Verfassung wiederhergestellt wurde. Am 18. März hielt der russische General Tettenborn, welcher ein fliegendes Korps befehligte, seinen Einzug in Hamburg, wo er von der Bevölkerung mit endlosem Jubel aufgenommen wurde. Am 21. März sagte sich Lübeck von der französischen Herrschaft los. Aus Lüneburg wurden die Franzosen ebenfalls vertrieben. Auch im Oldenburgischen brach eine franzosenfeindliche Bewegung aus (25. März).

Bei Lüneburg kam es am 2. April zwischen den Franzosen unter dem Divisionsgeneral Morand und einem preußisch-russischen Korps unter Dörnberg und Tschernitschef, bei welchem sich Freiwillige aus Hamburg, Lübeck, Hannover und Oldenburg befanden, zu einem Gefecht, in welchem die Franzosen fast aufgerieben wurden, und Morand fiel. Die in jenen Gegenden davon getragenen Vortheile blieben aber, da die russischen und preußischen Streifpartien nicht unterstützt wurden, ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Die Franzosen drangen unter Davoust und Vandamme mit Macht vor, nahmen die verlorenen Stellungen wieder ein, und rächten sich für die gegen sie stattgefundenen Erhebungen durch Hinrichtung der Führer*), Einkerkerung vieler Anderen, und Eintreibung großer Kriegssteuern. Die Verzögerung der Unternehmungen an der Mittelelbe, dem eigentlichen Kriegstheater, ließ auch das Land an der Niederelbe wieder unter das französische Joch zurückfallen.

Napoleon, der von der größten Zuversicht auf Erfolg erfüllt war, hatte am 15. April St. Cloud verlassen, war am 16. in Mainz angelangt, und daselbst von den Großherzogen von Baden und Frankfurt, dem Herzoge von Nassau und mehren Prinzen von Hessen-Darmstadt empfangen worden. Er musterte die in dichten Schaaren durchziehenden Truppen, welche aber, mit Ausnahme der Garde, meist aus Neuausgehobenen bestanden. Die jungen Soldaten waren, aus Mangel an Zeit,

*) Am 10. April wurden in Bremen, gemäß einem Spruch des französischen Kriegsgerichts, die beiden Führer des oldenburgischen Befreiungsversuches, von Berger und Fink, mit 22 Gesinnungsgenossen erschossen, und viele andere zu den Galeeren verurtheilt.

so unerfahren in ihrem Handwerk, daß sie während des Marsches eingeübt werden mußten. Die große militairische Anstelligkeit des Franzosen machte diese Art der Ausbildung, welche wahrscheinlich bei keinem anderen Volke anwendbar gewesen wäre, möglich. Es mußten aber solche Truppen immer sehr viel zu wünschen übrig lassen. Es bedurfte der belebenden Gegenwart Napoleon's und der kräftigen Leitung der höheren Befehlshaber, um mit einer solchen Armee überhaupt etwas ausrichten zu können. Denn auch unter den Subalternofficieren gab es sehr viele Neulinge. Napoleon würde sich in einer entschiedenen Ueberlegenheit über die Verbündeten befunden haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die 220,000 altgedienten Soldaten, welche er in Spanien stehen hatte, die seit Jahren an beständige Gefechte, Märsche und Entbehrungen gewöhnt waren, nach Deutschland zu rufen. Er würde aber in diesem Falle Engländer, Spanier und Portugiesen bald an der südfranzösischen Gränze zu bekämpfen gehabt haben. Das Heer der Verbündeten war aus viel kriegsgeübteren Elementen als das des französischen Kaisers zusammengesetzt. Die Russen hatten die Erfahrung einer so furchtbaren Schlacht, wie die von Borodino, und zahlloser Gefechte für sich. Die Preußen unter Yorck waren ebenfalls an die Gefahren des Krieges gewöhnt, und auch die übrigen Korps bestanden, mit Ausnahme von etwa 2000 Freiwilligen, fast alle aus älteren und geübteren Leuten als sich unter den Franzosen befanden.

Das französische Heer, welches wieder die „große Armee" genannt wurde, war, die alte und junge Garde, die von Soult und Mortier befehligt wurde, abgerechnet, in vier Armeekorps unter Ney, Marmont, Oudinot und Bertrand getheilt. Es zählte 120,000 Streiter, unter denen sich aber nur 5000 Reiter befanden, und war mit 250 Kanonen versehen. Die Macht der Verbündeten betrug 95,000 Mann, aber es gab darunter 20,000 Reiter, und 524 Geschütze. An der Spitze der russisch-preußischen Armee stand Wittgenstein. Unter ihm befehligten: Blücher, Yorck, Tormassof und Winzingerode. Napoleon kannte die Ueberlegenheit der Preußen und Russen an Kavallerie und Artillerie, hoffte aber diesen Mangel durch die Aufstellung seines Fußvolkes in Vierecke begegnen, und die Ueberlegenheit des Feindes an Geschütz durch die geschickte Anwendung des seinigen, das von zwei der ersten Generale dieser Waffe, Sorbier und Drouet, geleitet wurde, ausgleichen zu können. Er hatte in der letzten Zeit mehrmals die Aeußerung gethan: „Wir werden Schlachten wie in Egypten liefern. Die französische Infanterie muß sich, von Geschütz unterstützt, auch ohne Kavallerie genügen können!"

Am 30. April drangen die Franzosen, ungeachtet des Widerstandes der russischen Reiterei, in Weißenfels ein. Am 1. Mai erzwang Ney den Durchgang durch das Thal von Rippach, wo Winzingerode stand. Napoleon war Anfangs etwas besorgt gewesen, wie sich seine Konskribirten, denn bei der Infanterie des Ney'schen Korps gab es fast keine alten Soldaten, im ersten Feuer verhalten würden. Als er vernahm, daß sie nicht nur mit Unerschrockenheit, sondern selbst mit Fröhlichkeit dem Feinde entgegen gegangen waren, gab er seine Zufriedenheit lebhaft zu erkennen. Er wurde jedoch an diesem Tage von einem schmerzlichen Verlust getroffen. Der Marschall Bessieres, Herzog von Istrien, welcher, wie immer, die Gardekavallerie befehligte, kam den feindlichen Vorposten zu nahe und fiel. Bessieres war, von der Schlacht von Montenotte an, fast immer in Napoleon's Nähe gewesen. Als sein Leichnam, um die Soldaten nicht zu entmuthigen, in einem Mantel gehüllt, hinter die Linie gebracht wurde, sagte Napoleon bei diesem Anblick: „Der Tod zieht heute näher an uns heran!" —

Napoleon hatte eine Schlacht erst jenseits Leipzig erwartet, und eilte am 2. Mai zum Besitz dieser Stadt herbei. Von Scharnhorst war ein trefflicher Plan entworfen und angenommen worden, den Wittgenstein nur Anfangs befolgte, dann aber zum großen Nachtheil der Verbündeten ganz bei Seite setzte. Napoleon's Macht lag am Morgen des 2. Mai weit auseinander, und hätte, wenn Scharnhorst's Ideen ausgeführt wurden, überrascht und einzeln aufgerieben werden können. Als der französische Kaiser, in der Absicht, den linken Flügel der Verbündeten zu umgehen, in der Nähe von Leipzig angelangt war, vernahm er plötzlich zu seiner Rechten, fast im Rücken der vorgeschobenen Abtheilungen seines Heeres, eine heftige Kanonade. Er durchschaute sogleich die Absicht des Feindes, welcher ihm zuvorkommen, und ihn selbst umgehen wollte. Die Preußen hatten sich auf das Ney'sche Korps, welches die Dörfer Kaya, Rahna, Groß- und Klein-Görschen besetzt hielt, geworfen, und mit solchem Ungestüm angegriffen, daß die Franzosen nicht Stand halten konnten, zum Theil in Unordnung zurückwichen. Auf diesem Punkt dauerte der Kampf mehre Stunden lang mit abwechselndem Erfolge und gränzenloser Erbitterung fort. Die Preußen blieben zuletzt entschieden im Vortheil, und das Ney'sche Korps wäre zersprengt, und der Sieg errungen worden, wenn Wittgenstein seine zahlreiche Reiterei Blücher zu Hülfe geschickt hätte. Er that es aber nicht nur nicht, sondern verfuhr in dieser Schlacht überhaupt planlos, und irrte sich, wo er einer Berechnung zu folgen schien, gänzlich in seinen Voraussetzungen. Bis um

keit, nur sehr langsam vor sich gegangen. Bei jeder günstigen Gelegenheit hatte sich der Nachtrapp der Russen und Preußen gegen die französische Vorhut gewandt, und dieselbe mehrmals nachdrücklich zurückgewiesen. Während seines Aufenthaltes in Dresden kam Napoleon bestimmtere Kunde als früher von Oesterreichs großen Rüstungen zu. Er schickte darauf sogleich seinen Stiefsohn, den Vicekönig, nach Mailand zur Deckung Italiens ab. Es sollte dies aber nur eine militairische Vorsichtsmaßregel sein. In seinem Innern glaubte er, wegen der Verwandtschaft, nicht an die Möglichkeit eines feindseligen Auftretens Oesterreichs gegen ihn. Am 16. Mai erschien der General Bubna bei ihm in Dresden, und brachte die Zusicherung freundschaftlicher Gesinnungen von Seiten des Kaisers Franz mit. Zu derselben Zeit ward aber auch Graf Stadion, Napoleon's Gegner, in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt. Das österreichische Kabinet sah, bei Metternich's Kenntniß von Napoleon's Charakter und Politik, die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit ihm voraus. Es wollte aber vorher noch das letzte Mittel, ihn zu Zugeständnissen, welche eine Aussöhnung zwischen ihm und Europa herbeiführen konnten, versuchen, indem es einen Kongreß vorschlug, worauf Napoleon einging, und Bubna zur Einholung von Vollmachten bei den zu erwartenden Unterhandlungen nach Wien zurücksandte. Napoleon hoffte, auf einem Kongreß seine Vorschläge von Oesterreich unterstützt zu sehen, und einen Frieden nach seinem Sinne zu erlangen, wenn nicht, wenigstens Zeit zur Vermehrung seiner Streitkräfte zu gewinnen. Zu der Darbringung von Opfern, welche ein Gleichgewicht zwischen den Mächten wieder hergestellt hätten, war er in keiner Weise geneigt. Lieber wollte er es auf das Aeußerste ankommen lassen.

Die Verbündeten glaubten, um einer, wenn der Rückzug ununterbrochen fortgesetzt wurde, möglichen Entmuthigung ihrer Truppen vorzubeugen, dem Feinde einen neuen Kampf anbieten zu müssen. Sie setzten sich bei Bautzen fest, wo es zu einer zweitägigen Schlacht kam (20. und 21. Mai), in welcher Napoleon in ähnlicher Weise, wie bei Groß-Görschen, aber unter noch größeren Verlusten auf seiner Seite (20,000 Mann), den Sieg errang, und die Verbündeten zur Räumung des Schlachtfeldes zwang. Am Heftigsten war der Kampf um das Dorf Preitiz gewesen, wo sich besonders die Preußen unter Kleist hervorthaten. Wittgenstein hatte auch in dieser Schlacht keine hinreichende Befähigung für das Oberkommando an den Tag gelegt, und seine Anordnungen waren außerdem noch durch Befehle des Kaisers Alexander, welcher kein Feldherr war, durchkreuzt worden. Napoleon bewies dagegen auch in

dieſer Schlacht, daß die furchtbare Kataſtrophe in Rußland ſein militairiſches Genie unverletzt gelaſſen hatte. Er vereinigte mit der blitzſchnellen Behendigkeit und dem Ungeſtüm ſeiner Jugend die lange Erfahrung und tiefe Ruhe reiferer Jahre. Die Feinde, welche er jetzt bekämpfte, waren viel ſchwerer zu beſiegen, als die, auf welche er im Anfange ſeiner Laufbahn ſtieß, und er hatte ihnen ſeit Moskau weniger kriegsgeübte Soldaten als früher entgegenzuſetzen. Es iſt an dem großen Condé, als ein Beweis von Seelenſtärke, der tiefe Schlaf gerühmt worden, deſſen er vor einer ſeiner Schlachten genoß. Napoleon that bei Bautzen Daſſelbe, aber mitten im Kampfe, unter dem Kanonendonner, in einer Vertiefung des Bodens, am Fuße einer franzöſiſchen Batterie, und traf, als er erwachte, ſogleich die entſcheidenden Anordnungen, welche ihm den Sieg verſchafften. Er ſcheint, als General, bis zum letzten Augenblick ſeines aktiven Lebens, obgleich vom Glück nicht mehr ſo wie früher begünſtigt, derſelbe geblieben zu ſein. Sein Charakter bietet dagegen die auffallende Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln dar, daß er in ſeiner Jugend bei den Unterhandlungen beſonnener und gemäßigter, das Mögliche und Erreichbare mehr als ſpäter im Auge behaltend, geweſen iſt, was nur aus der Verblendung, welche aus ununterbrochenen Erfolgen entſteht, begriffen werden kann. Um ihn hierüber aufzuklären, kam die in Rußland gemachte Erfahrung zu ſpät. Er war in ſeiner Selbſtſucht ſchon zu verhärtet. Auch iſt die Kriegsführung feſteren Regeln als die Politik unterworfen, und Napoleon blieb für die in der Stimmung und Lage Europa's ſeit dem Anfange des ſpaniſchen Krieges begonnene Veränderung verſchloſſen.

Die Verbündeten zogen ſich nach Bautzen, wie nach Groß-Görſchen, feſten Schrittes, dem Feinde bei jeder Gelegenheit die Spitze bietend, zurück. Napoleon war mit der langſamen Verfolgung des Feindes, welche bei dem Mangel an Reiterei nicht anders ſein konnte, im höchſten Grade unzufrieden, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Avantgarde. Er verlangte und erhielt jetzt von ſeinen Generalen und Soldaten das Aeußerſte. Die feindlichen Kugeln ſauſten über ihn, ſchlugen vor und hinter ſeinem Gefolge nieder, bedeckten daſſelbe mit Staub, und riſſen ganze Rotten von Soldaten wenige Schritte vor ihm nieder, er aber achtete, unermüdlich ſein Ziel verfolgend, keiner Gefahr. Er ſchien wie verjüngt zu ſein, und zeigte bei den einzelnen Angriffen ein Feuer und einen Drang, als hätte er im Anfange ſeiner Laufbahn geſtanden, und noch Alles zu erreichen gehabt. Duroc und Caulincourt, die ihn überall begleiteten, bemerkten dieſen Ungeſtüm, und jener ſagte zu dieſem: „Haben

Sie den Kaiser beobachtet? Nach großen Unfällen hat er zwei glänzende Siege erfochten. Es wäre jetzt Zeit, an den Frieden zu denken. Aber sehen Sie wohl, er hat sich nicht verändert, und ist unersättlich in Kämpfen." — Kaum hatte Duroc diese Worte gesprochen, als eine Kanonenkugel den Ingenieurgeneral Kirchner todt niederstreckte, und den Großmarschall selbst verwundete*). Napoleon, der, von Kirchner und Duroc nur durch ein Gebüsch getrennt, sich ganz in der Nähe befand, sagte, als ihm der Tod des ersteren gemeldet wurde: „Das Glück rächt sich heute für die Gunst, welche es uns gestern**) erwies!" — Als er von Duroc's Verwundung, mit der Bemerkung, daß sie tödtlich sei, benachrichtigt wurde, rief er lebhaft aus: „Es ist unmöglich! Ich habe ihn ja eben erst gesprochen!" — Als er herbeieilte, und seinen Großmarschall schon unter den Händen der Wundärzte fand, welche seinen Zustand für verzweifelt erklärten, bemächtigte sich seiner eine tiefe Bewegung, und Thränen traten in seine Augen. Er fand Duroc bei voller Besinnung, obgleich derselbe an unerträglichen Schmerzen litt. „Mein ganzes Leben," sagte der Großmarschall zum Kaiser, „war Ihrem Dienst gewidmet, und ich bedauere dessen Verlust nur, weil es Ihnen noch hätte nützlich sein können." — „Duroc!" antwortete Napoleon, „es gibt ein anderes Leben, dorthin gehen Sie jetzt, um mich zu erwarten. Wir werden uns einst wiedersehen!" — Duroc empfahl dem Kaiser seine Tochter, und schloß mit den Worten: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, habe als ehrlicher Mann gelebt und sterbe als Soldat!" — Napoleon hielt die beiden Hände seines Großmarschalls in der seinigen, bedeckte sich mit der anderen die Augen, und blieb eine Viertelstunde lang in dieser Stellung, bis Duroc selbst ihn sich zu entfernen bat, weil er von dem Auftritt zu sehr angegriffen wurde. Napoleon rief: „Leben Sie wohl, Duroc! Wir werden uns wiedersehen, vielleicht bald!" — und entfernte sich, auf Soult und Caulincourt gestützt, mit wankendem Schritt. Der Kaiser ließ sich hierauf auf einen Feldstuhl vor seinem Zelt nieder, wo man ihn, mit gesenktem Haupt und herunterhängenden Armen, ohne etwas zu thun oder zu sagen, lange Zeit über sitzen sah. Der Großmarschall verschied am folgenden Tage.

Wittgenstein's Ansehen war durch den Verlust der Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen sehr gesunken. Er legte das Kommando

*) Bei dem Dorfe Markersdorf am 22. Mai.
**) Der Sieg bei Bautzen.

nieder, welches Barclay de Tolly übernahm. Bei Haynau erlitt die Division des Generals Maison, durch einen Ueberfall der preußischen Reiterei unter Ziethen, eine harte Einbuße an Gefangenen und Geschütz, wobei aber der tapfere preußische Oberst Dolfs fiel. Die wenige Reiterei, welche Napoleon zu verwenden hatte, setzte ihn überall, wo er nicht mit seiner Infanterie in Masse angreifen konnte, in Nachtheil. Kühne Parteigänger, wie der russische General Tschernitschef, der preußische Rittmeister Colomb und Andere, schwärmten im Rücken der französischen Armee, hoben Transporte, Artillerie- und Munitionsparks auf, machten Gefangene und kündigten überall dem Volke das baldige Aufhören der fremden Herrschaft an. Napoleon selbst aber drang unaufhaltsam über Bunzlau und Liegnitz in Schlesien ein. Die Verbündeten gaben Breslau Preis, und zogen südlich nach dem Riesengebirge und der böhmischen Gränze, um sich Oesterreich zu nähern, hin. Es war dies eine Stellung, ähnlich derjenigen, welche Kutusof im September 1812 bei Kaluga genommen hatte. Am 1. Junius rückte Lauriston mit seinem Korps in Breslau ein, und Glogau ward von Sebastiani entsetzt.

Es trat jetzt ein entscheidender Moment sowohl für Napoleon als für die Verbündeten ein. Unter den russischen Generalen war das Vorrücken in Preußen nie populair gewesen. Sie hegten, wie schon früher Kutusof, die Meinung, daß Rußland, seit dem Rückzuge Napoleon's, von ihm nichts mehr zu fürchten habe, und den Ausgang der gegenwärtigen Verwickelung anderen dabei betheiligteren Staaten überlassen könne. Nach ihrer Ansicht sollte der Kaiser Alexander sich mit dem Herzogthum Warschau für die Kosten und Verheerungen des Krieges bezahlt machen, und sich im Uebrigen mit den Angelegenheiten des Auslandes nicht länger befassen. Zugleich sehnte sich in der russischen Armee Alles nach der Heimath zurück, und zeigte sich einer längeren Entfernung von derselben höchst abgeneigt. Der Oberbefehlshaber Barclay de Tolli theilte zwar nicht die Leidenschaften der Nationalrussen, war aber aus militairischen Gründen ebenfalls für eine Beilegung des Kampfes, wenigstens für ein Zurückgehen der Armee nach Polen, um sie durch Ersatzmannschaften zu verstärken, ihr einige Ruhe zu gönnen, und ihr Material, das sehr gelitten hatte, zu vervollständigen. Von einer neuen Schlacht befürchtete er eine Niederlage, und selbst eine Auflösung des russischen Heeres, und war deshalb äußerst unzufrieden, als er, anstatt den Rückzug nach Polen, den Seitenmarsch nach dem schlesischen Gebirge anzuordnen hatte. Die preußische Armee war von einer der russischen entgegengesetzten Stim-

mung erfüllt. Daselbst dachte Niemand an Frieden, und die Fortsetzung des begonnenen bis zu Preußens Wiederherstellung und Deutschlands Befreiung lag in Aller Wunsch. Aber in den höheren Kreisen hielt man eine Unterbrechung des Kampfes, um weiterer Rüstungen willen, und um Zeit zu Unterhandlungen mit Oesterreich zu gewinnen, für heilsam und selbst für nothwendig.

Oesterreich wünschte noch immer eine Beilegung des großen Streites, ohne Ziehung des Schwerdtes von seiner Seite, in welchem Falle dasselbe voraussah, daß es sich gegen Napoleon zu erklären genöthigt sein würde. Metternich hatte dem von Napoleon, nach Otto's Abgang, als außerordentlichen Botschafter nach Wien gesandten Grafen Louis Narbonne die Bedingungen des österreichischen Kabinets, als ein Ganzes und in bestimmter Form, während dies früher nur bruchstückweise und als wohlmeinender Rath geschehen war, mitgetheilt. Oesterreich forderte von dem französischen Kaiser: die Auflösung des Rheinbundes; das Aufgeben des Herzogthums Warschau, das den drei Nachbarstaaten, aber so, daß Preußen den größten Theil davon erhielt, zufallen sollte; die Wiederherstellung der preußischen Monarchie durch in Deutschland aufzufindende Erwerbungen; die Zurückerstattung der illyrischen Provinzen an Oesterreich; die Abtretung der drei Hansestädte und des Herzogthums Oldenburg. Die Wiedereinsetzung Ferdinand VII. auf den spanischen Thron wurde, um den Frieden mit England zu erlangen, für wünschenswerth erklärt, aber zu keiner ausdrücklichen Bedingung gemacht. Das linke Rheinufer, Belgien, Holland, das Königreich Westphalen, ganz Italien wären demnach unter Napoleon's Herrschaft oder Einfluß geblieben.

Napoleon fühlte sich von Oesterreichs Forderungen verletzt. Ihre Annahme würde indessen seine Macht wenig vermindert, und er nach einigen Jahren wieder im Stande gewesen sein, seiner Eroberungslust nachzuhängen. Aber der Rheinbund und das Herzogthum Warschau waren sein Werk, und die Hansestädte durch Senatskonsulte für Bestandtheile des französischen Reiches erklärt worden. Er wollte deshalb in den Anträgen Metternich's eine Verkleinerung seines Ruhmes und eine Herabsetzung seines Namens in der öffentlichen Meinung erkennen. Napoleon verbarg jedoch seine wahren Empfindungen, und gab sich das Ansehen, die Bedingungen des österreichischen Kabinets, obgleich über Einzelnes seinen Unwillen zeigend, in Betracht zu ziehen, um dasselbe von einer entschiedenen Erklärung gegen ihn abzuhalten. Seine Absicht ging jetzt dahin, mit Uebergehung Oesterreichs direkte Unterhandlungen mit

Rußland und England anzuknüpfen, und, wenn diese nicht gelingen sollten, sich inzwischen so zu verstärken, daß er den Krieg mit Erfolg fortführen konnte. Dazu war auch für ihn eine Unterbrechung des Kampfes nothwendig.

Der Wunsch Napoleon's zu einer Annäherung an den russischen Kaiser war nicht gelungen, indem dieser erklärt hatte, nur durch Oesterreich, dessen Vermittelung die Verbündeten angenommen hatten, Eröffnungen von französischer Seite annehmen zu wollen. Die franzosenfeindliche Gesinnung des Grafen Stadion, welcher sich im Hauptquartier Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. befand, war bekannt. Er hatte sich gleichwohl zu der Erklärung genöthigt gesehen, daß Oesterreich nur dann am Kriege Theil nehmen werde, wenn Napoleon die an ihn ergangenen Vorschläge verwerfen sollte, und daß es mit seinen militairischen Rüstungen noch zurück sei. Da einige unter den, von Metternich dem Grafen Narbonne mitgetheilten, Bedingungen bei Napoleon großen Anstoß erregt hatten, so wurden sie im französischen Sinne gemildert. Oesterreich bestand nicht mehr auf der Auflösung des Rheinbundes, sondern überließ die Lösung dieser Frage späteren Unterhandlungen, und die Trennung der Hansestädte vom französischen Reiche sollte erst nach Abschluß des Friedens mit England statt finden. Napoleon war jedoch in seinem Innern auch davon nicht befriedigt, sondern nahm sich vor, alles Verlorene durch die Gewalt der Waffen wiederzugewinnen. Er glaubte, daß zwei Monate hinreichen würden, um seine Armee in einen furchtbaren Zustand zu setzen, und über seine Feinde zu triumphiren. Es traten übrigens in seinem Verhalten bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt seit dem Rückzuge aus Rußland, mancherlei Widersprüche hervor. Er vertraute immer noch in die persönlichen Gesinnungen des Kaisers Franz, und die Friedensliebe seines Kabinets, ohne zu bedenken, daß der Enkelsohn der Maria Theresia unmöglich auf die Dauer sein Reich seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen aufzuopfern geneigt sein würde, und daß Metternich sich als den Minister einer großen Macht fühlte. Zugleich rechnete Napoleon auf die Möglichkeit einer besonderen Unterhandlung mit Alexander I., obgleich ein Versuch der Art schon fehlgeschlagen war. Was jedoch in ihm vorherrschte war die Absicht, seinen Siegesruhm wiederherzustellen, und die Hoffnung, seine Feinde, wenn die Unterhandlungen zu keinem Ziele führen sollten, durch einige große Schläge niederzuwerfen, obgleich er seit Lützen und Bautzen eines Besseren hätte belehrt sein können.

Unter solchen Umständen wurde von Caulincourt auf der einen,

Kleist und Schuwalof auf der anderen Seite in Poischwitz, unweit Jauer, ein Waffenstillstand bis zum 20. Julius, nebst sechs Tagen darüber für die Aufkündigung, abgeschlossen (4. Junius). Die Linie der Verbündeten ging von der böhmischen Gränze über Landshut, Bolkenhain, Striegau, Kant bis zur Oder; die der Franzosen lief von der Gränze von Böhmen durch Schreiberhau nördlich bei Hirschberg vorbei über Lähn, bei Neukirch die Katzbach berührend, und mit diesem Flusse an die Oder. Dadurch entstand zwischen den beiden kriegführenden Heeren ein neutraler Raum von drei bis fünf Meilen Breite, den keines von ihnen betreten durfte. Die Stadt Breslau, welche in diesen neutralen Landstrich fiel, mußte von den Franzosen wieder geräumt werden. In Bezug auf die Elbe sollten die Linien gelten, welche die Vorposten am 8. Junius um Mitternacht inne gehabt hatten. Alle Streifpartien der Verbündeten mußten spätestens am 12. Junius wieder auf das rechte Ufer der Elbe zurückgekehrt sein. Den von den Franzosen besetzten Festungen wurde ein Gebiet von einer Stunde im Umkreise zugestanden, innerhalb dessen sie sich alle fünf Tage verproviantiren konnten.

Dieser Waffenstillstand wäre zweckmäßig gewesen, wenn Napoleon den Frieden auf die von Oesterreich angegebenen Bedingungen wirklich gewollt hätte. Denn er hätte dann auf die Unterhandlungen mit dem Gewicht einer großen und in zwei Schlachten siegreich gewesenen Armee einwirken können. Aber der Friede lag nicht in seinem Sinn. Er gedachte die Unterbrechung des Kampfes nur zur Vermehrung seiner Streitkräfte zu benutzen. In diesem Falle war eine Waffenruhe ein großer Fehler. Wenn Napoleon die Verbündeten alsbald wieder angegriffen hätte, so würde er, bei der Ueberlegenheit seines militairischen Genies und seiner Truppenzahl, höchst wahrscheinlich einen neuen Sieg davon getragen haben, der, selbst nicht vollständiger als die bei Groß-Görschen und Bautzen, das preußische und russische Heer zum Rückzuge nach der Weichsel genöthigt haben würde. Dann würde das ohnedies so zögernde Oesterreich sich nicht gegen Frankreich erklärt haben. Die Berechnung des französischen Kaisers, seine Armee während des Waffenstillstandes so zu verstärken, daß sie unwiderstehlich würde, war irrig, da die Verbündeten, bei der Nähe ihrer Hülfsmittel, und der Ferne der seinigen, dies in weit größeren Verhältnissen zu leisten im Stande waren. Auch ließ diese Unterbrechung des Kampfes den Feinden Napoleon's Zeit, sich näher an einander zu schließen, Oesterreich zu sich hinüberzuziehen, und gab der öffentlichen Meinung Gelegenheit, sich immer lebhafter gegen den Er-

oberer auszusprechen. Der Waffenstillstand ist für Napoleon, unter anderen Umständen, von ähnlichen unglücklichen Folgen, wie der lange Aufenthalt in Moskau, gewesen.

---

4. Friedenskongreß in Prag. — Oesterreichs Uebertritt zur Koalition. Zweiter Feldzug der Verbündeten. — Napoleon's Rückzug über den Rhein.

Der Waffenstillstand, welcher, sobald die Kunde von ihm zu den verschiedenen Truppenkorps gelangte, den Kampf überall unterbrach, ist jedoch den Franzosen im Anfange nützlicher als den Verbündeten gewesen. Erst später stellten die allgemeinen Ergebnisse das Verhältniß anders heraus. Der General Bülow hatte die Franzosen unter Oudinot bei Luckau geschlagen (4. Junius), und würde, da es im Rücken des großen französischen Heeres kein anderes Korps gab, das ihm entgegengestellt werden konnte, weitere Vortheile davon getragen haben, ward aber jetzt zum Rückzuge genöthigt. — Dann gab der Waffenstillstand dem Feinde Gelegenheit, das Lützow'sche Korps, die berühmteste unter den damaligen Freischaaren, zu überfallen und fast zu vernichten. Dieses Korps, in welches außer Norddeutschen auch tyroler Schützen, früher Hofer's Gefährten, und sogar eine Anzahl Spanier eingetreten waren, hatte sich in dem Gefecht an der Görde (12. Mai) hervorgethan. Es war jedoch bedeutender durch Das, was es versprach, als was bisher von ihm geleistet worden, und sein Ruf größer als die Thaten, zu welchen es Gelegenheit gefunden hatte. Die Lützower trugen schwarze Kleidung, wurden „das Korps der Rache" genannt, und waren dazu bestimmt, den Theil der Jugend der gebildeten Klassen, welcher an einem wechselnden kühnen Kriegsleben Geschmack finden möchte, an sich zu ziehen. Diese Freischaar hatte sich nach Thüringen gewandt, und, von der Bevölkerung überall begünstigt, mehre glückliche Unternehmungen ausgeführt. Es waren einzelne Abtheilungen Rheinbundstruppen von ihr gefangen genommen, andere mit ihr vereinigt worden. Sie war im Begriff, sich nach dem Königreich Westphalen zu wenden, wo die französische Herrschaft schon wankte, als sie von dem Abschluß des Waffenstillstandes überrascht wurde. Napoleon, dem nichts entging, war auch das Dasein dieses Korps bekannt, und er wollte, den in ihm herrschenden Geist für

gefährlich erachtend, sich seiner entledigen. Er befahl, dasselbe mit überlegener Macht zu verfolgen. Die Franzosen benutzten dazu eine Bedingung des Waffenstillstandes, nach der alle russischen und preußischen Truppen bis zum 12. Junius auf das rechte Elbufer zurückgegangen sein mußten. Der Major von Lützow hatte aber seinen Rückzug zu spät angetreten, und befand sich am 17. Junius noch bei Kitzen, am Floßgraben, unweit des Schlachtfeldes von Groß-Görschen. Dort wurde er, obgleich seine Absicht, über die Elbe zurückzusetzen, nicht zweifelhaft sein konnte, plötzlich auf allen Seiten von feindlicher, namentlich würtembergischer Kavallerie angegriffen. Der größte Theil der hier anwesenden Freischaar ward niedergehauen oder gefangen genommen. Lützow rettete sich mit nur 25 Reitern, unter welchen sich Theodor Körner befand, der durch seine Gesänge diese kriegerische Jugend, wie überhaupt Deutschlands Aufschwung, unsterblich gemacht hat. — Die traurigste Folge des Waffenstillstandes war aber, daß es den Franzosen möglich wurde, sich in Hamburg, welches kurz vorher von ihnen wieder eingenommen worden, so festzusetzen, daß es bis zu Napoleon's Sturz unter ihrer Herrschaft blieb. Vom 12. Junius bis zum 12. Julius (1813) hatte diese Stadt, weil sie sich im März gegen die französische Herrschaft erhoben hatte, eine Strafsteuer von 48 Mill. Franken zu erlegen. Die 10,000 Arbeiter, welche sechs Monate lang zur Befestigung Hamburgs verwandt wurden, mußten von der Bürgerschaft bezahlt werden. Die Umgegend wurde ganz verwüstet. Zuletzt nahm der Marschall Davoust, welcher die 32. Militairdivision kommandirte, die Baarvorräthe der hamburger Bank weg. Kein anderer Punkt in Deutschland, selbst nicht da, wo unmittelbar gekämpft worden, hat so viel wie Hamburg gelitten.

Napoleon's Stimmung wechselte seit dem Rückzuge aus Rußland wie Ebbe und Fluth. Zuweilen stieg in ihm die Ahnung einer drangvollen Zukunft auf. Die Bilder seines Sohnes und seiner Gemahlin erschienen vor seinem Geist in bittender Stellung wie trauernde Genien, und er war dann geneigt, auf die Stimme des Friedens zu hören. Ein anderes Mal aber erwachten in ihm die Furien des Ehrgeizes, der Herrschsucht, des verletzten Stolzes, und er athmete nur Krieg und Sturm. Dieses Gefühl bemächtigte sich seiner immer mehr, und er wollte die Könige und Völker wieder zu der etwas gesunkenen Furcht und Bewunderung gegen ihn zwingen. Jede Entsagung und Beschränkung dünkte ihm eine Schmach zu sein, und er fand seine Befriedigung einzig in der Verfolgung riesenhafter Pläne. Alles Uebrige erschien ihm als ein Spiel, als eine Ausfüllung der zwischen der Vollbringung seiner

Thaten entstandenen Lücken. Daß er bei diesem über die Gränzen des Möglichen hinausgehenden Streben zuletzt den Boden verlieren, und in einen Abgrund sinken könne, ward von ihm lange nicht für möglich gehalten. Als ihn später diese Besorgniß zuweilen anwandelte, wollte er in einer augenblicklichen Nachgiebigkeit immer nur eine Frist zur Wiedererlangung des Verlorenen gewinnen.

Napoleon sah in dem Waffenstillstande nur ein Mittel, seine Streitmacht in Deutschland zu vermehren, aber keineswegs eine Stufe, die zum Tempel des Friedens führen sollte. Denn ein Vergleich mit seinen Feinden, wie er ihn annehmbar fand, d. h. der ihm nur das Herzogthum Warschau und die illyrischen Provinzen gekostet hätte, wäre ohne Erlangung neuer Siege nicht möglich gewesen. Er verbarg aber seine Absicht in Betracht Oesterreichs, auf dessen Neutralität er noch immer hoffte, das, wenn es von der Vergeblichkeit der von ihm vorgeschlagenen Bedingungen von vorn herein überzeugt gewesen wäre, sich wahrscheinlich alsbald den Verbündeten zugeneigt haben würde. Aber auch aus Rücksicht auf Frankreich und seine Armee gab Napoleon sich das Ansehen, den Frieden zu wollen. Wenn es bekannt geworden wäre, daß ein endloses Blutvergießen nur deshalb bevorstand, damit Hamburg, Lübeck und Bremen französisch, und der Kaiser Beschützer des Rheinbundes bliebe, so würde vielleicht eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen sein. Er nahm deshalb die Friedensmaske vor, und hat damit seine Zeit und selbst die Nachwelt lange getäuscht, bis endlich die Wahrheit an den Tag gekommen ist. —

Napoleon suchte nach seiner Rückkehr nach Dresden (10. Junius), wo ihn der General Bubna mit den erneuerten Vorstellungen des österreichischen Kabinets erwartete, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Er hatte schon vor der Schlacht von Bautzen daran gedacht, sich mit Rußland auf Oesterreichs Kosten zu verständigen, was an der Abneigung des Kaisers Alexander vor einem einseitigen Abkommen gescheitert war. Napoleon hatte aber diese Hoffnung nicht aufgegeben, und ihre Verwirklichung lag, bei der Beweglichkeit des russischen Kaisers, der Erinnerung an Tilsit und Erfurt, und der schmeichelnden Aussicht, mit Napoleon die Herrschaft über den Kontinent zu theilen, nicht in dem Reiche der Unmöglichkeiten. Oesterreich konnte in diesem Falle fürchten, sich von Rußland zurückgestoßen, und von Frankreich verlassen zu sehen. Metternich vollbrachte jetzt das Meisterstück seiner Politik, indem er sein Kabinet aus der Stellung eines Bundesgenossen Frankreichs in die eines Vermittlers zwischen ihm und seinen Feinden versetzte. Oesterreich ge-

6 Uhr Abends befanden sich die Franzosen im Nachtheil. Aber Wittgenstein's Unthätigkeit hatte es Napoleon möglich gemacht, die einzelnen Korps, die bis an vier Stunden aus einander gelegen hatten, heranzuziehen, und sich mit seiner ganzen Macht auf Blücher zu werfen, der mehrmals, von Scharnhorst begleitet, den Degen in der Hand, sich an die Spitze der Angriffskolonnen stellte. Napoleon, der, sobald er seines Irrthums über die Absicht und Stellung des Feindes gewahr geworden, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt hatte, führte um 7 Uhr Abends den entscheidenden Schlag aus. Er ließ durch eine Division der jungen Garde, unter Lobau, Kaya mit Sturm nehmen, und eine Batterie von 60 Kanonen zwischen diesem Dorfe und Starsiedel auffahren, von der das Blücher'sche Korps unaufhörlich mit einem Hagel von Kugeln überschüttet wurde. Hinter diesem Wall von Geschützen zog er alle noch kampfesfähigen Truppen zusammen. Er selbst setzte sich auf das Aeußerste aus, flog im stärksten Kanonenfeuer von einem Punkt zum anderen, und trieb seine Linie unaufhörlich zum Vorwärtsschreiten an. So mußten die Preußen die mit so vielem Blut errungenen Vortheile, als es dunkel wurde, wieder aufgeben. Als das russische Garde- und Grenadierkorps, welches, früher in das Gefecht gebracht, die Stellung der Preußen befestigt, und den Sieg entschieden haben würde, endlich anlangte, geschah es nur, um den Rückzug des verbündeten Heeres zu decken.

In dieser Schlacht, von den Preußen Groß-Görschen, von Napoleon, wegen der Erinnerung an Gustav Adolph, Lützen genannt, haben die Franzosen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten, die Verbündeten 10,000, die Preußen weit mehr als die Russen, eingebüßt. Der preußische General Prinz Leopold von Hessen-Homburg blieb, Scharnhorst*) wurde schwer, Blücher leicht verwundet. Auf französischer Seite fielen die Divisionsgenerale Gouvé und Gruner. Die Divisionsgenerale Girard und Brennier, die Brigadegenerale Chemenaux und Guillot und zwei Adjutanten Napoleon's wurden verwundet.

Die beiden Heere, das preußische und das französische, konnten auf diesen blutigen Tag mit gleichem Stolze zurückblicken. Für die Preußen hatte diese Schlacht um so mehr Bedeutung, da sie, seit der Zeit des Unglücks, die erste Prüfung war, welche die von Scharnhorst neugebildete und von Blücher, Yorck, Kleist u. s. w. trefflich geführte Armee, ruhmvoll bestand. Alle preußischen Regimenter, die im Feuer gewesen, hatten sich musterhaft tapfer geschlagen, und die Officiere sich so hervorgethan, daß

*) Starb am 28. Junius in Prag in Folge seiner Wunde.

eine unverhältnißmäßig große Anzahl derselben getödtet wurde. Napoleon aber hatte, indem er mit einem Heer von Rekruten gegen alte Soldaten, in einer weiten Ebene gegen eine vierfach überlegene Reiterei zu siegen verstand, seine Meisterschaft in der Schlachtenführung von Neuem bewährt. Der König von Preußen war mehrmals dem heftigsten Feuer ausgesetzt gewesen, und hatte das Dorf Kaya, nachdem es von seinen Truppen genommen worden, nicht eher verlassen, als bis die französischen Sturmkolonnen anrückten. Von Napoleon's Heer hatten 40,000 Mann, von den Verbündeten 28,000 Mann, meist Russen, die Garde und das Grenadierkorps und das Korps von Miloradowitsch (12,000 Mann), an dem Gefecht keinen Theil genommen. Miloradowitsch, der bei Zeitz, nur zwei Meilen von dem Schlachtfelde entfernt, stand, hatte den Kanonendonner gehört, war aber, wie man glaubt, aus Eifersucht auf Wittgenstein, nicht erschienen.

Die Schlacht von Groß-Görschen war für Napoleon kein vollständiger Sieg, wie er deren früher so viele erfochten hatte. Es war ihm diesmal nicht gelungen, das feindliche Heer in Unordnung zu bringen. Sein Blick konnte sich nicht an Trophäen weiden. Die Franzosen hatten keine Gefangenen gemacht, weder Fahnen noch Kanonen erobert. Er vermochte aus dieser gewonnenen Schlacht keine unmittelbaren militairischen Vortheile zu ziehen, da ihm eine lebhafte Verfolgung des Feindes durch den Mangel an Reiterei unmöglich wurde. Aber in moralischer und politischer Beziehung hatte dieser Sieg seine Bedeutung. Seine Armee fühlte sich dadurch begeistert, und die öffentliche Meinung in Frankreich, welche seit dem Rückzuge aus Rußland an ihm irre geworden, ward wieder in dem Glauben an ihn befestigt. Oesterreich scheute sich, obgleich sich im Stillen auf Seite der Verbündeten neigend, vor einem plötzlichen Bruche mit Napoleon's wieder aufgegangenem Glücksstern. Wenn er die Schlacht von Groß-Görschen verloren hätte, so würde es sich alsbald gegen ihn erklärt oder die unmittelbare Annahme der ihm vorgelegten Bedingungen verlangt haben. Auch wurde der König von Sachsen, welcher, eine Zeit lang geschwankt, sich nach Regensburg und dann nach Prag zurückgezogen, und mit Oesterreich Unterhandlungen angefangen hatte, durch die Niederlage der Verbündeten in die Vasallenschaft gegen Frankreich zurückgeführt. Auf einen gebieterischen Wink Napoleon's eilte er in seine Staaten zurück, öffnete seine Festung Torgau den Franzosen, und ließ seine Truppen, bald ansehnlich vermehrt, zu ihnen stoßen.

Am 8. Mai zog Napoleon in Dresden ein. Die Verfolgung der Verbündeten war, ungeachtet seiner persönlichen Gegenwart und Thätig-

keit, nur sehr langsam vor sich gegangen. Bei jeder günstigen Gelegenheit hatte sich der Nachtrapp der Russen und Preußen gegen die französische Vorhut gewandt, und dieselbe mehrmals nachdrücklich zurückgewiesen. Während seines Aufenthaltes in Dresden kam Napoleon bestimmtere Kunde als früher von Oesterreichs großen Rüstungen zu. Er schickte darauf sogleich seinen Stiefsohn, den Vicekönig, nach Mailand zur Deckung Italiens ab. Es sollte dies aber nur eine militairische Vorsichtsmaßregel sein. In seinem Innern glaubte er, wegen der Verwandtschaft, nicht an die Möglichkeit eines feindseligen Auftretens Oesterreichs gegen ihn. Am 16. Mai erschien der General Bubna bei ihm in Dresden, und brachte die Zusicherung freundschaftlicher Gesinnungen von Seiten des Kaisers Franz mit. Zu derselben Zeit ward aber auch Graf Stadion, Napoleon's Gegner, in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt. Das österreichische Kabinet sah, bei Metternich's Kenntniß von Napoleon's Charakter und Politik, die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit ihm voraus. Es wollte aber vorher noch das letzte Mittel, ihn zu Zugeständnissen, welche eine Aussöhnung zwischen ihm und Europa herbeiführen konnten, versuchen, indem es einen Kongreß vorschlug, worauf Napoleon einging, und Bubna zur Einholung von Vollmachten bei den zu erwartenden Unterhandlungen nach Wien zurückfandte. Napoleon hoffte, auf einem Kongreß seine Vorschläge von Oesterreich unterstützt zu sehen, und einen Frieden nach seinem Sinne zu erlangen, wenn nicht, wenigstens Zeit zur Vermehrung seiner Streitkräfte zu gewinnen. Zu der Darbringung von Opfern, welche ein Gleichgewicht zwischen den Mächten wieder hergestellt hätten, war er in keiner Weise geneigt. Lieber wollte er es auf das Aeußerste ankommen lassen.

Die Verbündeten glaubten, um einer, wenn der Rückzug ununterbrochen fortgesetzt wurde, möglichen Entmuthigung ihrer Truppen vorzubeugen, dem Feinde einen neuen Kampf anbieten zu müssen. Sie setzten sich bei Bautzen fest, wo es zu einer zweitägigen Schlacht kam (20. und 21. Mai), in welcher Napoleon in ähnlicher Weise, wie bei Groß-Görschen, aber unter noch größeren Verlusten auf seiner Seite (20,000 Mann), den Sieg errang, und die Verbündeten zur Räumung des Schlachtfeldes zwang. Am Heftigsten war der Kampf um das Dorf Preitiz gewesen, wo sich besonders die Preußen unter Kleist hervorthaten. Wittgenstein hatte auch in dieser Schlacht keine hinreichende Befähigung für das Oberkommando an den Tag gelegt, und seine Anordnungen waren außerdem noch durch Befehle des Kaisers Alexander, welcher kein Feldherr war, durchkreuzt worden. Napoleon bewies dagegen auch in

dieſer Schlacht, daß die furchtbare Kataſtrophe in Rußland ſein militairiſches Genie unverletzt gelaſſen hatte. Er vereinigte mit der blitzſchnellen Behendigkeit und dem Ungeſtüm ſeiner Jugend die lange Erfahrung und tiefe Ruhe reiferer Jahre. Die Feinde, welche er jetzt bekämpfte, waren viel ſchwerer zu beſiegen, als die, auf welche er im Anfange ſeiner Laufbahn ſtieß, und er hatte ihnen ſeit Moskau weniger kriegsgeübte Soldaten als früher entgegenzuſetzen. Es iſt an dem großen Condé, als ein Beweis von Seelenſtärke, der tiefe Schlaf gerühmt worden, deſſen er vor einer ſeiner Schlachten genoß. Napoleon that bei Bautzen Daſſelbe, aber mitten im Kampfe, unter dem Kanonendonner, in einer Vertiefung des Bodens, am Fuße einer franzöſiſchen Batterie, und traf, als er erwachte, ſogleich die entſcheidenden Anordnungen, welche ihm den Sieg verſchafften. Er ſcheint, als General, bis zum letzten Augenblick ſeines aktiven Lebens, obgleich vom Glück nicht mehr ſo wie früher begünſtigt, derſelbe geblieben zu ſein. Sein Charakter bietet dagegen die auffallende Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln dar, daß er in ſeiner Jugend bei den Unterhandlungen beſonnener und gemäßigter, das Mögliche und Erreichbare mehr als ſpäter im Auge behaltend, geweſen iſt, was nur aus der Verblendung, welche aus ununterbrochenen Erfolgen entſteht, begriffen werden kann. Um ihn hierüber aufzuklären, kam die in Rußland gemachte Erfahrung zu ſpät. Er war in ſeiner Selbſtſucht ſchon zu verhärtet. Auch iſt die Kriegsführung feſteren Regeln als die Politik unterworfen, und Napoleon blieb für die in der Stimmung und Lage Europa's ſeit dem Anfange des ſpaniſchen Krieges begonnene Veränderung verſchloſſen.

Die Verbündeten zogen ſich nach Bautzen, wie nach Groß-Görſchen, feſten Schrittes, dem Feinde bei jeder Gelegenheit die Spitze bietend, zurück. Napoleon war mit der langſamen Verfolgung des Feindes, welche bei dem Mangel an Reiterei nicht anders ſein konnte, im höchſten Grade unzufrieden, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Avantgarde. Er verlangte und erhielt jetzt von ſeinen Generalen und Soldaten das Aeußerſte. Die feindlichen Kugeln ſauſten über ihn, ſchlugen vor und hinter ſeinem Gefolge nieder, bedeckten daſſelbe mit Staub, und riſſen ganze Rotten von Soldaten wenige Schritte vor ihm nieder, er aber achtete, unermüdlich ſein Ziel verfolgend, keiner Gefahr. Er ſchien wie verjüngt zu ſein, und zeigte bei den einzelnen Angriffen ein Feuer und einen Drang, als hätte er im Anfange ſeiner Laufbahn geſtanden, und noch Alles zu erreichen gehabt. Duroc und Caulincourt, die ihn überall begleiteten, bemerkten dieſen Ungeſtüm, und jener ſagte zu dieſem: „Haben

Sie den Kaiser beobachtet? Nach großen Unfällen hat er zwei glänzende Siege erfochten. Es wäre jetzt Zeit, an den Frieden zu denken. Aber sehen Sie wohl, er hat sich nicht verändert, und ist unersättlich in Kämpfen." — Kaum hatte Duroc diese Worte gesprochen, als eine Kanonenkugel den Ingenieurgeneral Kirchner todt niederstreckte, und den Großmarschall selbst verwundete*). Napoleon, der, von Kirchner und Duroc nur durch ein Gebüsch getrennt, sich ganz in der Nähe befand, sagte, als ihm der Tod des ersteren gemeldet wurde: „Das Glück rächt sich heute für die Gunst, welche es uns gestern**) erwies!" — Als er von Duroc's Verwundung, mit der Bemerkung, daß sie tödtlich sei, benachrichtigt wurde, rief er lebhaft aus: „Es ist unmöglich! Ich habe ihn ja eben erst gesprochen!" — Als er herbeieilte, und seinen Großmarschall schon unter den Händen der Wundärzte fand, welche seinen Zustand für verzweifelt erklärten, bemächtigte sich seiner eine tiefe Bewegung, und Thränen traten in seine Augen. Er fand Duroc bei voller Besinnung, obgleich derselbe an unerträglichen Schmerzen litt. „Mein ganzes Leben," sagte der Großmarschall zum Kaiser, „war Ihrem Dienst gewidmet, und ich bedauere dessen Verlust nur, weil es Ihnen noch hätte nützlich sein können." — „Duroc!" antwortete Napoleon, „es gibt ein anderes Leben, dorthin gehen Sie jetzt, um mich zu erwarten. Wir werden uns einst wiedersehen!" — Duroc empfahl dem Kaiser seine Tochter, und schloß mit den Worten: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, habe als ehrlicher Mann gelebt und sterbe als Soldat!" — Napoleon hielt die beiden Hände seines Großmarschalls in der seinigen, bedeckte sich mit der anderen die Augen, und blieb eine Viertelstunde lang in dieser Stellung, bis Duroc selbst ihn sich zu entfernen bat, weil er von dem Auftritt zu sehr angegriffen wurde. Napoleon rief: „Leben Sie wohl, Duroc! Wir werden uns wiedersehen, vielleicht bald!" — und entfernte sich, auf Soult und Caulincourt gestützt, mit wankendem Schritt. Der Kaiser ließ sich hierauf auf einen Feldstuhl vor seinem Zelt nieder, wo man ihn, mit gesenktem Haupt und herunterhängenden Armen, ohne etwas zu thun oder zu sagen, lange Zeit über sitzen sah. Der Großmarschall verschied am folgenden Tage.

Wittgenstein's Ansehen war durch den Verlust der Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen sehr gesunken. Er legte das Kommando

*) Bei dem Dorfe Markersdorf am 22. Mai.
**) Der Sieg bei Bautzen.

nieder, welches Barclay de Tolly übernahm. Bei Haynau erlitt die Division des Generals Maison, durch einen Ueberfall der preußischen Reiterei unter Ziethen, eine harte Einbuße an Gefangenen und Geschütz, wobei aber der tapfere preußische Oberst Dolfs fiel. Die wenige Reiterei, welche Napoleon zu verwenden hatte, setzte ihn überall, wo er nicht mit seiner Infanterie in Masse angreifen konnte, in Nachtheil. Kühne Parteigänger, wie der russische General Tschernitschef, der preußische Rittmeister Colomb und Andere, schwärmten im Rücken der französischen Armee, hoben Transporte, Artillerie- und Munitionsparks auf, machten Gefangene und kündigten überall dem Volke das baldige Aufhören der fremden Herrschaft an. Napoleon selbst aber drang unaufhaltsam über Bunzlau und Liegnitz in Schlesien ein. Die Verbündeten gaben Breslau Preis, und zogen südlich nach dem Riesengebirge und der böhmischen Gränze, um sich Oesterreich zu nähern, hin. Es war dies eine Stellung, ähnlich derjenigen, welche Kutusof im September 1812 bei Kaluga genommen hatte. Am 1. Junius rückte Lauriston mit seinem Korps in Breslau ein, und Glogau ward von Sebastiani entsetzt.

Es trat jetzt ein entscheidender Moment sowohl für Napoleon als für die Verbündeten ein. Unter den russischen Generalen war das Vorrücken in Preußen nie populair gewesen. Sie hegten, wie schon früher Kutusof, die Meinung, daß Rußland, seit dem Rückzuge Napoleon's, von ihm nichts mehr zu fürchten habe, und den Ausgang der gegenwärtigen Verwickelung anderen dabei betheiligteren Staaten überlassen könne. Nach ihrer Ansicht sollte der Kaiser Alexander sich mit dem Herzogthum Warschau für die Kosten und Verheerungen des Krieges bezahlt machen, und sich im Uebrigen mit den Angelegenheiten des Auslandes nicht länger befassen. Zugleich sehnte sich in der russischen Armee Alles nach der Heimath zurück, und zeigte sich einer längeren Entfernung von derselben höchst abgeneigt. Der Oberbefehlshaber Barclay de Tolli theilte zwar nicht die Leidenschaften der Nationalrussen, war aber aus militairischen Gründen ebenfalls für eine Beilegung des Kampfes, wenigstens für ein Zurückgehen der Armee nach Polen, um sie durch Ersatzmannschaften zu verstärken, ihr einige Ruhe zu gönnen, und ihr Material, das sehr gelitten hatte, zu vervollständigen. Von einer neuen Schlacht befürchtete er eine Niederlage, und selbst eine Auflösung des russischen Heeres, und war deshalb äußerst unzufrieden, als er, anstatt den Rückzug nach Polen, den Seitenmarsch nach dem schlesischen Gebirge anzuordnen hatte. Die preußische Armee war von einer der russischen entgegengesetzten Stim-

mung erfüllt. Daselbst dachte Niemand an Frieden, und die Fortsetzung des begonnenen bis zu Preußens Wiederherstellung und Deutschlands Befreiung lag in Aller Wunsch. Aber in den höheren Kreisen hielt man eine Unterbrechung des Kampfes, um weiterer Rüstungen willen, und um Zeit zu Unterhandlungen mit Oesterreich zu gewinnen, für heilsam und selbst für nothwendig.

Oesterreich wünschte noch immer eine Beilegung des großen Streites, ohne Ziehung des Schwerdtes von seiner Seite, in welchem Falle dasselbe voraussah, daß es sich gegen Napoleon zu erklären genöthigt sein würde. Metternich hatte dem von Napoleon, nach Otto's Abgang, als außerordentlichen Botschafter nach Wien gesandten Grafen Louis Narbonne die Bedingungen des österreichischen Kabinets, als ein Ganzes und in bestimmter Form, während dies früher nur bruchstückweise und als wohlmeinender Rath geschehen war, mitgetheilt. Oesterreich forderte von dem französischen Kaiser: die Auflösung des Rheinbundes; das Aufgeben des Herzogthums Warschau, das den drei Nachbarstaaten, aber so, daß Preußen den größten Theil davon erhielt, zufallen sollte; die Wiederherstellung der preußischen Monarchie durch in Deutschland aufzufindende Erwerbungen; die Zurückerstattung der illyrischen Provinzen an Oesterreich; die Abtretung der drei Hansestädte und des Herzogthums Oldenburg. Die Wiedereinsetzung Ferdinand VII. auf den spanischen Thron wurde, um den Frieden mit England zu erlangen, für wünschenswerth erklärt, aber zu keiner ausdrücklichen Bedingung gemacht. Das linke Rheinufer, Belgien, Holland, das Königreich Westphalen, ganz Italien wären demnach unter Napoleon's Herrschaft oder Einfluß geblieben.

Napoleon fühlte sich von Oesterreichs Forderungen verletzt. Ihre Annahme würde indessen seine Macht wenig vermindert, und er nach einigen Jahren wieder im Stande gewesen sein, seiner Eroberungslust nachzuhängen. Aber der Rheinbund und das Herzogthum Warschau waren sein Werk, und die Hansestädte durch Senatskonsulte für Bestandtheile des französischen Reiches erklärt worden. Er wollte deshalb in den Anträgen Metternich's eine Verkleinerung seines Ruhmes und eine Herabsetzung seines Namens in der öffentlichen Meinung erkennen. Napoleon verbarg jedoch seine wahren Empfindungen, und gab sich das Ansehen, die Bedingungen des österreichischen Kabinets, obgleich über Einzelnes seinen Unwillen zeigend, in Betracht zu ziehen, um dasselbe von einer entschiedenen Erklärung gegen ihn abzuhalten. Seine Absicht ging jetzt dahin, mit Uebergehung Oesterreichs direkte Unterhandlungen mit

Rußland und England anzuknüpfen, und, wenn diese nicht gelingen sollten, sich inzwischen so zu verstärken, daß er den Krieg mit Erfolg fortführen konnte. Dazu war auch für ihn eine Unterbrechung des Kampfes nothwendig.

Der Wunsch Napoleon's zu einer Annäherung an den russischen Kaiser war nicht gelungen, indem dieser erklärt hatte, nur durch Oesterreich, dessen Vermittelung die Verbündeten angenommen hatten, Eröffnungen von französischer Seite annehmen zu wollen. Die franzosenfeindliche Gesinnung des Grafen Stadion, welcher sich im Hauptquartier Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. befand, war bekannt. Er hatte sich gleichwohl zu der Erklärung genöthigt gesehen, daß Oesterreich nur dann am Kriege Theil nehmen werde, wenn Napoleon die an ihn ergangenen Vorschläge verwerfen sollte, und daß es mit seinen militairischen Rüstungen noch zurück sei. Da einige unter den, von Metternich dem Grafen Narbonne mitgetheilten, Bedingungen bei Napoleon großen Anstoß erregt hatten, so wurden sie im französischen Sinne gemildert. Oesterreich bestand nicht mehr auf der Auflösung des Rheinbundes, sondern überließ die Lösung dieser Frage späteren Unterhandlungen, und die Trennung der Hansestädte vom französischen Reiche sollte erst nach Abschluß des Friedens mit England statt finden. Napoleon war jedoch in seinem Innern auch davon nicht befriedigt, sondern nahm sich vor, alles Verlorene durch die Gewalt der Waffen wiederzugewinnen. Er glaubte, daß zwei Monate hinreichen würden, um seine Armee in einen furchtbaren Zustand zu setzen, und über seine Feinde zu triumphiren. Es traten übrigens in seinem Verhalten bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt seit dem Rückzuge aus Rußland, mancherlei Widersprüche hervor. Er vertraute immer noch in die persönlichen Gesinnungen des Kaisers Franz, und die Friedensliebe seines Kabinets, ohne zu bedenken, daß der Enkelsohn der Maria Theresia unmöglich auf die Dauer sein Reich seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen aufzuopfern geneigt sein würde, und daß Metternich sich als den Minister einer großen Macht fühlte. Zugleich rechnete Napoleon auf die Möglichkeit einer besonderen Unterhandlung mit Alexander I., obgleich ein Versuch der Art schon fehlgeschlagen war. Was jedoch in ihm vorherrschte war die Absicht, seinen Siegesruhm wiederherzustellen, und die Hoffnung, seine Feinde, wenn die Unterhandlungen zu keinem Ziele führen sollten, durch einige große Schläge niederzuwerfen, obgleich er seit Lützen und Bautzen eines Besseren hätte belehrt sein können.

Unter solchen Umständen wurde von Caulincourt auf der einen,

Kleist und Schuwalof auf der anderen Seite in Poischwitz, unweit Jauer, ein Waffenstillstand bis zum 20. Julius, nebst sechs Tagen darüber für die Aufkündigung, abgeschlossen (4. Junius). Die Linie der Verbündeten ging von der böhmischen Gränze über Landshut, Bolkenhain, Striegau, Kant bis zur Oder; die der Franzosen lief von der Gränze von Böhmen durch Schreiberhau nördlich bei Hirschberg vorbei über Lähn, bei Neukirch die Katzbach berührend, und mit diesem Flusse an die Oder. Dadurch entstand zwischen den beiden kriegführenden Heeren ein neutraler Raum von drei bis fünf Meilen Breite, den keines von ihnen betreten durfte. Die Stadt Breslau, welche in diesen neutralen Landstrich fiel, mußte von den Franzosen wieder geräumt werden. In Bezug auf die Elbe sollten die Linien gelten, welche die Vorposten am 8. Junius um Mitternacht inne gehabt hatten. Alle Streifpartien der Verbündeten mußten spätestens am 12. Junius wieder auf das rechte Ufer der Elbe zurückgekehrt sein. Den von den Franzosen besetzten Festungen wurde ein Gebiet von einer Stunde im Umkreise zugestanden, innerhalb dessen sie sich alle fünf Tage verproviantiren konnten.

Dieser Waffenstillstand wäre zweckmäßig gewesen, wenn Napoleon den Frieden auf die von Oesterreich angegebenen Bedingungen wirklich gewollt hätte. Denn er hätte dann auf die Unterhandlungen mit dem Gewicht einer großen und in zwei Schlachten siegreich gewesenen Armee einwirken können. Aber der Friede lag nicht in seinem Sinn. Er gedachte die Unterbrechung des Kampfes nur zur Vermehrung seiner Streitkräfte zu benutzen. In diesem Falle war eine Waffenruhe ein großer Fehler. Wenn Napoleon die Verbündeten alsbald wieder angegriffen hätte, so würde er, bei der Ueberlegenheit seines militairischen Genies und seiner Truppenzahl, höchst wahrscheinlich einen neuen Sieg davon getragen haben, der, selbst nicht vollständiger als die bei Groß-Görschen und Bautzen, das preußische und russische Heer zum Rückzuge nach der Weichsel genöthigt haben würde. Dann würde das ohnedies so zögernde Oesterreich sich nicht gegen Frankreich erklärt haben. Die Berechnung des französischen Kaisers, seine Armee während des Waffenstillstandes so zu verstärken, daß sie unwiderstehlich würde, war irrig, da die Verbündeten, bei der Nähe ihrer Hülfsmittel, und der Ferne der seinigen, dies in weit größeren Verhältnissen zu leisten im Stande waren. Auch ließ diese Unterbrechung des Kampfes den Feinden Napoleon's Zeit, sich näher an einander zu schließen, Oesterreich zu sich hinüberzuziehen, und gab der öffentlichen Meinung Gelegenheit, sich immer lebhafter gegen den Er-

oberer auszusprechen. Der Waffenstillstand ist für Napoleon, unter anderen Umständen, von ähnlichen unglücklichen Folgen, wie der lange Aufenthalt in Moskau, gewesen.

---

4. Friedenskongreß in Prag. — Oesterreichs Uebertritt zur Koalition. Zweiter Feldzug der Verbündeten. — Napoleon's Rückzug über den Rhein.

Der Waffenstillstand, welcher, sobald die Kunde von ihm zu den verschiedenen Truppenkorps gelangte, den Kampf überall unterbrach, ist jedoch den Franzosen im Anfange nützlicher als den Verbündeten gewesen. Erst später stellten die allgemeinen Ergebnisse das Verhältniß anders heraus. Der General Bülow hatte die Franzosen unter Oudinot bei Luckau geschlagen (4. Junius), und würde, da es im Rücken des großen französischen Heeres kein anderes Korps gab, das ihm entgegengestellt werden konnte, weitere Vortheile davon getragen haben, ward aber jetzt zum Rückzuge genöthigt. — Dann gab der Waffenstillstand dem Feinde Gelegenheit, das Lützow'sche Korps, die berühmteste unter den damaligen Freischaaren, zu überfallen und fast zu vernichten. Dieses Korps, in welches außer Norddeutschen auch tyroler Schützen, früher Hofer's Gefährten, und sogar eine Anzahl Spanier eingetreten waren, hatte sich in dem Gefecht an der Görde (12. Mai) hervorgethan. Es war jedoch bedeutender durch Das, was es versprach, als was bisher von ihm geleistet worden, und sein Ruf größer als die Thaten, zu welchen es Gelegenheit gefunden hatte. Die Lützower trugen schwarze Kleidung, wurden „das Korps der Rache" genannt, und waren dazu bestimmt, den Theil der Jugend der gebildeten Klassen, welcher an einem wechselnden kühnen Kriegsleben Geschmack finden möchte, an sich zu ziehen. Diese Freischaar hatte sich nach Thüringen gewandt, und, von der Bevölkerung überall begünstigt, mehre glückliche Unternehmungen ausgeführt. Es waren einzelne Abtheilungen Rheinbundstruppen von ihr gefangen genommen, andere mit ihr vereinigt worden. Sie war im Begriff, sich nach dem Königreich Westphalen zu wenden, wo die französische Herrschaft schon wankte, als sie von dem Abschluß des Waffenstillstandes überrascht wurde. Napoleon, dem nichts entging, war auch das Dasein dieses Korps bekannt, und er wollte, den in ihm herrschenden Geist für

gefährlich erachtend, sich seiner entledigen. Er befahl, dasselbe mit überlegener Macht zu verfolgen. Die Franzosen benutzten dazu eine Bedingung des Waffenstillstandes, nach der alle russischen und preußischen Truppen bis zum 12. Junius auf das rechte Elbufer zurückgegangen sein mußten. Der Major von Lützow hatte aber seinen Rückzug zu spät angetreten, und befand sich am 17. Junius noch bei Kitzen, am Floßgraben, unweit des Schlachtfeldes von Groß-Görschen. Dort wurde er, obgleich seine Absicht, über die Elbe zurückzusetzen, nicht zweifelhaft sein konnte, plötzlich auf allen Seiten von feindlicher, namentlich würtembergischer Kavallerie angegriffen. Der größte Theil der hier anwesenden Freischaar ward niedergehauen oder gefangen genommen. Lützow rettete sich mit nur 25 Reitern, unter welchen sich Theodor Körner befand, der durch seine Gesänge diese kriegerische Jugend, wie überhaupt Deutschlands Aufschwung, unsterblich gemacht hat. — Die traurigste Folge des Waffenstillstandes war aber, daß es den Franzosen möglich wurde, sich in Hamburg, welches kurz vorher von ihnen wieder eingenommen worden, so festzusetzen, daß es bis zu Napoleon's Sturz unter ihrer Herrschaft blieb. Vom 12. Junius bis zum 12. Julius (1813) hatte diese Stadt, weil sie sich im März gegen die französische Herrschaft erhoben hatte, eine Strafsteuer von 48 Mill. Franken zu erlegen. Die 10,000 Arbeiter, welche sechs Monate lang zur Befestigung Hamburgs verwandt wurden, mußten von der Bürgerschaft bezahlt werden. Die Umgegend wurde ganz verwüstet. Zuletzt nahm der Marschall Davoust, welcher die 32. Militairdivision kommandirte, die Baarvorräthe der hamburger Bank weg. Kein anderer Punkt in Deutschland, selbst nicht da, wo unmittelbar gekämpft worden, hat so viel wie Hamburg gelitten.

Napoleon's Stimmung wechselte seit dem Rückzuge aus Rußland wie Ebbe und Fluth. Zuweilen stieg in ihm die Ahnung einer drangvollen Zukunft auf. Die Bilder seines Sohnes und seiner Gemahlin erschienen vor seinem Geist in bittender Stellung wie trauernde Genien, und er war dann geneigt, auf die Stimme des Friedens zu hören. Ein anderes Mal aber erwachten in ihm die Furien des Ehrgeizes, der Herrschsucht, des verletzten Stolzes, und er athmete nur Krieg und Sturm. Dieses Gefühl bemächtigte sich seiner immer mehr, und er wollte die Könige und Völker wieder zu der etwas gesunkenen Furcht und Bewunderung gegen ihn zwingen. Jede Entsagung und Beschränkung dünkte ihm eine Schmach zu sein, und er fand seine Befriedigung einzig in der Verfolgung riesenhafter Pläne. Alles Uebrige erschien ihm als ein Spiel, als eine Ausfüllung der zwischen der Vollbringung seiner

Thaten entſtandenen Lücken. Daß er bei dieſem über die Gränzen des Möglichen hinausgehenden Streben zuletzt den Boden verlieren, und in einen Abgrund ſinken könne, ward von ihm lange nicht für möglich gehalten. Als ihn ſpäter dieſe Beſorgniß zuweilen anwandelte, wollte er in einer augenblicklichen Nachgiebigkeit immer nur eine Friſt zur Wiedererlangung des Verlorenen gewinnen.

Napoleon ſah in dem Waffenſtillſtande nur ein Mittel, ſeine Streitmacht in Deutſchland zu vermehren, aber keineswegs eine Stufe, die zum Tempel des Friedens führen ſollte. Denn ein Vergleich mit ſeinen Feinden, wie er ihn annehmbar fand, d. h. der ihm nur das Herzogthum Warſchau und die illyriſchen Provinzen gekoſtet hätte, wäre ohne Erlangung neuer Siege nicht möglich geweſen. Er verbarg aber ſeine Abſicht in Betracht Oeſterreichs, auf deſſen Neutralität er noch immer hoffte, das, wenn es von der Vergeblichkeit der von ihm vorgeſchlagenen Bedingungen von vorn herein überzeugt geweſen wäre, ſich wahrſcheinlich alsbald den Verbündeten zugeneigt haben würde. Aber auch aus Rückſicht auf Frankreich und ſeine Armee gab Napoleon ſich das Anſehen, den Frieden zu wollen. Wenn es bekannt geworden wäre, daß ein endloſes Blutvergießen nur deshalb bevorſtand, damit Hamburg, Lübeck und Bremen franzöſiſch, und der Kaiſer Beſchützer des Rheinbundes bliebe, ſo würde vielleicht eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen ſein. Er nahm deshalb die Friedensmaske vor, und hat damit ſeine Zeit und ſelbſt die Nachwelt lange getäuſcht, bis endlich die Wahrheit an den Tag gekommen iſt. —

Napoleon ſuchte nach ſeiner Rückkehr nach Dresden (10. Junius), wo ihn der General Bubna mit den erneuerten Vorſtellungen des öſterreichiſchen Kabinets erwartete, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Er hatte ſchon vor der Schlacht von Bautzen daran gedacht, ſich mit Rußland auf Oeſterreichs Koſten zu verſtändigen, was an der Abneigung des Kaiſers Alexander vor einem einſeitigen Abkommen geſcheitert war. Napoleon hatte aber dieſe Hoffnung nicht aufgegeben, und ihre Verwirklichung lag, bei der Beweglichkeit des ruſſiſchen Kaiſers, der Erinnerung an Tilſit und Erfurt, und der ſchmeichelnden Ausſicht, mit Napoleon die Herrſchaft über den Kontinent zu theilen, nicht in dem Reiche der Unmöglichkeiten. Oeſterreich konnte in dieſem Falle fürchten, ſich von Rußland zurückgeſtoßen, und von Frankreich verlaſſen zu ſehen. Metternich vollbrachte jetzt das Meiſterſtück ſeiner Politik, indem er ſein Kabinet aus der Stellung eines Bundesgenoſſen Frankreichs in die eines Vermittlers zwiſchen ihm und ſeinen Feinden verſetzte. Oeſterreich ge-

wann dadurch eine hervorragende Stellung, die es lange nicht mehr besessen hatte, und vermied für sich alle üblen Folgen, die aus Abhängigkeit, Isolirung oder einem übereilten Parteinehmen entstehen konnten. Oesterreich war es, wegen der Verwandtschaft mit Napoleon, nicht möglich, gegen denselben, ohne Weiteres, wie Preußen gethan, zu den Waffen zu greifen. Es wollte außerdem Rußland eben so wenig wie Frankreich ein zu großes Uebergewicht einräumen, weil es dann selbst in den Hintergrund geschoben worden wäre, und dachte sich deshalb so lange zwischen beide zu stellen, bis der Augenblick der Entscheidung herangekommen sein würde. Die Unterhandlungen gewährten ihm endlich die nöthige Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen, um nöthigenfalls das Schwerdt in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, was, wenn es voreilig gehandelt hätte, vielleicht ganz mißlungen sein würde. Um zu gleicher Zeit Napoleon und den Verbündeten näher zu sein, begab sich der Kaiser Franz, auf Metternich's Rath und in dessen Begleitung, von Wien nach Prag.

Als der General Bubna, welcher Napoleon's Rückkehr aus Schlesien nach Dresden lange vergeblich erwartet hatte, eine Note, die Friedensbedingungen betreffend, übergab, wollte man ihm anfänglich von französischer Seite die Eigenschaft eines außerordentlichen Botschafters, weil sie in seiner Missien nicht ausdrücklich bemerkt war, verweigern, und Oesterreich das Recht der Vermittelung bestreiten. Napoleon fürchtete, vom österreichischen Kabinet abhängig zu werden, wenn er ihm die Leitung der Unterhandlungen überließ, und verlangte, daß die kontrahirenden Mächte unmittelbar unter einander verkehren sollten. Um diesem Einwurf zu begegnen, begab sich Metternich selbst in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, und erhielt von ihnen, obwohl nicht ohne Mühe, die Anerkennung der von Oesterreich in Anspruch genommenen Stellung eines Vermittlers. Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. hielten die Unterhandlungen mit dem französischen Kaiser für vergeblich, glaubten aber, auf die Vorstellungen einer so großen Macht, wie Oesterreich, Rücksicht nehmen zu müssen. Napoleon, der, um seine Vorbereitungen zum Kriege zu Ende zu bringen, eine Verlängerung der Waffenruhe wünschte, und diese nur mit Hülfe des österreichischen Kabinets erlangen konnte, sah sich endlich gezwungen, dessen Vermittelung, obgleich mit übel verhaltenem Widerwillen, ebenfalls gelten zu lassen. Metternich hatte dennoch mit seltener Geschicklichkeit den aus den Umständen für Oesterreich größtmöglichsten Gewinn gezogen. Dasselbe war, ohne den Traktat vom 14. März 1812 ausdrücklich aufzu-

haben, aus der Stellung eines von Frankreich abhängigen Bundesgenossen, und eines, wenn auch gezwungenen, Feindes Rußlands, aber immer eines Feindes, zu einem Schiedsrichter zwischen beiden geworden.

In der Zwischenzeit fand zwischen Napoleon und Metternich eine Unterredung statt, die zwar ohne entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse blieb, welcher auch ohne sie derselbe gewesen sein würde, die aber für den Charakter Napoleon's, für die Mischung von ungestümer Leidenschaft und tiefer Berechnung in seinem Wesen bezeichnend ist.

Der General Bubna hatte bei seiner letzten Anwesenheit in Dresden nur mit Mühe Zutritt bei Napoleon erlangt, der Zeit gewinnen und eine Antwort auf Oesterreichs Anträge möglichst verschieben wollte. Metternich's Anerbieten, sich nach Dresden zu begeben, war aus demselben Grunde anfänglich abgelehnt worden. Als derselbe aber aus dem Hauptquartier der alliirten Monarchen zurückgekehrt war, wollte ihn der Kaiser über die dort gepflogenen Unterhandlungen ausforschen, und erließ an ihn eine Einladung, der alsbald Folge geleistet wurde.

Am 28. Junins ward Metternich bei Napoleon in Dresden vorgelassen. Die in den Vorzimmern anwesenden französischen Generale und Diplomaten drückten, besonders Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, dem österreichischen Minister ihren lebhaften Wunsch nach Beendigung des Krieges aus. Metternich konnte darin eine Bestätigung für die ihm schon auf anderen Wegen gewordene Kunde finden, daß nicht blos das französische Volk, sondern selbst die Armee sich nach Frieden zu sehnen anfing. Aber der Kaiser war von ganz entgegengesetzten Empfindungen erfüllt. Kaum waren die ersten Worte gewechselt, so brach derselbe in die heftigsten Vorwürfe über das von Oesterreich seit der Katastrophe in Rußland beobachtete Verhalten aus. „Ich habe dem Kaiser Franz zweimal seinen Thron wiedergegeben," sagte er, „und den Mißgriff begangen, seine Tochter zu heirathen. Er hatte mit mir im vergangenen Jahr einen Traktat geschlossen, den er jetzt nicht mehr erfüllen will. Warum hat er ihn mir nicht gekündigt? Ich hätte mich dem nicht widersetzt. Jetzt rüstet Ihr Euch gegen mich, und wollt mir dieselben Bedingungen, wie meine Feinde, auflegen. Die Erfahrungen der Vergangenheit machen auch Oesterreich nicht klug. Aber nehmt Euch eine Warnung an Preußen und Russen. Ich habe ihnen bei Lützen und Bautzen eine Lehre gegeben, die sie nicht sobald vergessen werden. Ihr wollt, daß auch die Reihe an Euch kommt. Nun gut! Wir werden uns im Oktober in Wien wiedersehen!" — Metternich, der eine große Selbstbeherrschung besaß, ließ sich von Napoleon's Anschuldigungen nicht

aus der Fassung bringen. Er legte ihm, in ruhigem und ehrerbietigem, aber festem Ton, die schon oben erwähnten Bedingungen Oesterreichs in Betreff auf die Wiederherstellung des Friedens vor. Bei der Erwähnung jedes einzelnen Punktes gab Napoleon den stärksten Unwillen zu erkennen, so, als wenn er eine persönliche Beleidigung gehört hätte. „O, ich verstehe Euch jetzt," rief er mit Zorn und Hohn. „Ihr verlangt heute die Auflösung des Herzogthums Warschau, die Abtretung der Hansestädte, die Aufhebung des Rheinbundes. Morgen werdet Ihr dann noch ganz andere Forderungen stellen. Aber um dies von mir zu erlangen, müßtet Ihr erst Millionen von Soldaten ausheben, das Blut mehrer Generationen vergießen, und am Fuß des Montmartre angekommen sein!" — Metternich suchte Napoleon zu beruhigen, indem er ihm die Unmöglichkeit einer Fortdauer des jetzigen Zustandes Europa's auseinandersetzte, und ihm die Nützlichkeit eines Friedens für ihn selbst vorhielt. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß das Glück der Schlachten ungewiß sei, und sich zuletzt gegen seinen Günstling erklären könne. Als er die Ansicht darlegte, daß auch Frankreich den Frieden wünsche, daß es demselben an kriegsfähiger Mannschaft zu fehlen anfange, gerieth der Kaiser, weil er die Wahrheit dieser Bemerkung fühlte, wie außer sich, erblaßte vor Zorn, warf mit einer ungestümen Bewegung seinen Hut auf den Fußboden und soll, nach französischem Zeugniß, dem Metternich aber immer widersprochen hat, die beleidigenden Worte ausgestoßen haben: „Wie viel haben Ihnen die Engländer gegeben, um eine solche Sprache gegen mich zu führen?" — Wie dem auch gewesen sein mag, Metternich fand sich von Napoleon's Vorwürfen und Drohungen gekränkt, und hob den Hut nicht auf, an welchem beide auf- und abwandelnd mehrmals vorübergingen. Es entstand eine Pause, nach welcher Napoleon hinzusetzte: „Sie sind kein Militair, Metternich! Sie haben nicht wie ich die Seele eines Soldaten, der sein eigenes und das Leben Anderer verachtet..... was kommt es mir auf 200,000 Menschenleben mehr oder weniger an?" ..... Metternich gab hierauf die treffende Antwort: „Ich möchte, Sire, alle Thüren und Fenster öffnen, damit ganz Europa Eure Majestät hörte. Die Sache, welche ich vor Ihnen vertheidige, könnte dadurch nur gewinnen!" — Etwas ruhiger geworden, erwähnte Napoleon des Feldzuges in Rußland, dessen üblen Ausgang er einzig der Witterung beilegte. Als Metternich zuletzt die österreichische Vermittelung berührte, gerieth der Kaiser abermals in Zorn, und rief: „Ihr wollt Krieg, Ihr sollt ihn haben. Noch einmal, auf Wiedersehen in Wien!" — Diese Unterredung hatte fünf bis sechs Stunden gedauert.

und muß in Metternich den Eindruck, daß Oesterreich mit Napoleon zuletzt doch in Kampf gerathen werde, vermehrt haben. Da aber die Beharrlichkeit des österreichischen Staatsmannes eben so groß als seine Feinheit war, so beschloß er, die eingeschlagene Richtung, so lange noch eine Möglichkeit übrig blieb, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nicht aufzugeben, und den Weg der Unterhandlungen zu erschöpfen.

Ungeachtet des gespannten Tones dieser Unterredung, erhielt Maret, Herzog von Bassano, von seinem Kaiser Befehl, mit Metternich über die Formen der österreichischen Vermittelung zu unterhandeln. Am 30. Junius ward der österreichische Minister, von Bassano begleitet, abermals bei Napoleon eingeführt. Derselbe war nicht nur ruhig, sondern selbst heiter, nahm Metternich mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit auf, scherzte über Das, was zwei Tage vorher zwischen ihnen vorgegangen war, und gab ihm bei allen Punkten, wo zwischen ihm und dem französischen Minister des Auswärtigen eine Meinungsverschiedenheit bestand, Recht. Er ging so weit, Bassano in Metternich's Gegenwart über die unpassende Abfassung einiger Stellen in dem Entwurfe zu der Vermittelung zu tadeln, und die Verbesserungen des österreichischen Ministers ohne Weiteres anzunehmen. Metternich konnte sich, so unabhängig und scharfsinnig er auch sonst war, dem Einflusse dieser entgegenkommenden Huld und Gefälligkeit von Seiten eines Mannes nicht entziehen, den nicht nur ein unvergleichlicher Ruhm umgab, sondern der auch den schönsten Theil Europa's beherrschte, und noch immer über eine halbe Million Soldaten gebot. Er hoffte, daß Napoleon zuletzt doch noch verständigem Rathe Gehör geben, und Oesterreich der Nothwendigkeit, sich gegen ihn zu erklären, überheben werde.

Napoleon aber, der eben so verschlagen als stürmisch war, hatte ein solches Entgegenkommen und Eingehen auf die Meinungen des österreichischen Ministers nur deshalb zu erkennen gegeben, um durch denselben eine Verlängerung des Waffenstillstandes, die ihm zur Beendigung seiner Rüstungen nothwendig erschien, zu erlangen. In derselben Zeit, in welcher er sich so stellte, als sei er zu einer Aussöhnung mit Europa geneigt, war er mehr als je zur Fortsetzung des Kampfes entschlossen, und dachte, seine Anstalten so zu treffen, daß er auch gegen Oesterreich das Feld behaupten könnte. Als Grund für eine Verlängerung des Waffenstillstandes gab er die Schwierigkeit an, so wichtige und verwickelte Unterhandlungen, wie die, welche bevorstanden, in der noch übrig bleibenden Frist abmachen zu können. Metternich, der nicht die Möglichkeit des Friedens auf das Spiel setzen wollte, bot die Hand zu Napoleon's

Wunsch, obgleich es ihm nicht entgehen konnte, daß, wenn dieser es ernstlich und aufrichtig gemeint hätte, es möglich gewesen wäre, die wesentlichsten Bedingungen zu einer Uebereinkunft innerhalb vierundzwanzig Stunden festzusetzen. Indessen kam eine Verzögerung des Ausbruches der Feindseligkeiten auch Oesterreich bei seinen Vorbereitungen zu statten. Der Waffenstillstand wurde demnach um zwanzig Tage, vom 26. Julius bis zum 16. August, die sechs Tage der Kündigung eingerechnet, verlängert.

Der Kongreß in Prag, dessen Eröffnung auf den 12. Julius bestimmt war, aber verzögert wurde, konnte nicht zu dem vorgesetzten Ziele führen. Mit Ausnahme Oesterreichs wünschte keine der betheiligten Mächte, daß es damals zu einer Aussöhnung käme. Napoleon wollte erst wieder Schlachten gewinnen, und dann einen Frieden nach seinem Sinne vorschreiben. Er hielt seine Rüstungen für hinreichend, um viel größere Siege als bei Groß-Görschen und Bautzen davon tragen zu können. Preußen und Rußland waren durch einen Subsidienvertrag an England gebunden. Sie hatten in der am 14. und 15. Junius in Reichenbach abgeschlossenen Konvention, auf das Jahr 1813, ersteres für 80,000 Mann 666,000 Pfd. Sterl. — letzteres für 160,000 Mann 1,133,334 Pfd. Sterl. — zugesichert erhalten, und sich dagegen anheischig gemacht, ohne Zustimmung des brittischen Kabinets keinen Frieden mit Frankreich einzugehen. Die Verhandlungen in Prag hätten im glücklichsten Falle deshalb immer nur Präliminarien sein können. Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. glaubten nicht an die Dauer eines Friedens mit Napoleon, auch wenn man sich für den Augenblick über einen solchen einigen sollte. Sie fühlten, daß Bedingungen, wie sie nach zwei von ihm gewonnenen Schlachten gestellt werden konnten, seine Macht nicht wesentlich schwächen, und ihn bald wieder zu neuen Unternehmungen anfeuern würden. Auch sie verließen sich, wie ihr Gegner, auf die von ihnen getroffenen Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges.

Am 9. Julius waren der Kaiser Alexander, der König Friedrich Wilhelm und der Kronprinz von Schweden zur Feststellung eines allgemeinen Kriegsplanes zu Trachenberg in Schlesien zusammengekommen. Obgleich der ehemalige Marschall Bernadotte nicht zu den ersten französischen Generalen gehört hatte, so war er doch der, welcher unter den fürstlichen Personen, die an diesem Kampfe Theil nahmen, die meiste militairische Erfahrung besaß. Daß er ein entschiedener Gegner Napoleon's war, und schon früher nie gut zu ihm gestanden hatte, mochte ebenfalls in Betracht kommen, um ein besonderes Vertrauen zu ihm einzu-

stößen. Auch würden die einzelnen Generale der Verbündeten sich schwerlich sobald über einen Kriegsplan geeinigt haben. Ein solcher wurde deshalb dem Kronprinzen von Schweden, mit Zuziehung eines höheren russischen, preußischen und schwedischen Officiers übertragen, und am 12. Julius von den beiden Monarchen genehmigt. Wie viel Bernadotte davon unmittelbar angehört, und wie viel er dem Rathe seiner Mitarbeiter verdankt, ist nie genau ermittelt worden. Im Wesentlichen ist an ihm bis zur Schlacht von Leipzig festgehalten worden. Uebrigens war Bernadotte, seiner Natur nach, mehr zu militairischer Theorie als Praxis geeignet, und seine Kenntniß des Kriegswesens ist, ungeachtet der halben und matten Ausführung, welche man ihm in diesem wie in früheren Feldzügen vorgeworfen hat, selbst von seinen Gegnern nie in Zweifel gezogen worden.

Eine Schwierigkeit, die zu den schon vorhandenen auf dem Kongreß in Prag hinzutrat, waren die für die Franzosen ungünstigen Nachrichten aus Spanien, welche kurz vor dessen Eröffnung eingetroffen waren. Dieses Land war für Napoleon so gut wie verloren. Es fehlte ihm jetzt der Preis, welchen er England bei einem allgemeinen Frieden bisher anbieten wollte. Denn ein Aufgeben Spaniens hätte nicht mehr für ein Zugeständniß gelten können, und es war eine Frage, ob das englische Kabinet nicht anderweitige Forderungen stellen würde. Dessen ungeachtet wäre es Napoleon immer noch möglich gewesen, mit Oesterreichs Hülfe, das nur im äußersten Nothfall mit ihm brechen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen. Er wollte es aber nicht, sondern dachte wieder Alles auf den Wurf der Schlachten zu setzen.

Preußen hatte Wilhelm von Humboldt, Rußland einen französischen Ausgewanderten aus dem Elsaß, den Baron von Anstett, zur Führung der Unterhandlungen nach Prag gesandt. Beide langten daselbst am 11. Julius an, ohne die französischen Bevollmächtigten zu finden, ohne auch nur etwas Bestimmtes über die Zeit ihres Eintreffens in Erfahrung bringen zu können. Dies brachte gleich anfänglich einen üblen Eindruck hervor. Von französischer Seite waren der Graf von Narbonne und Caulincourt, Herzog von Vicenza, beim Kongreß beglaubigt worden. Narbonne langte einige Tage nachher an, wollte aber, bevor er sich auf Etwas einließ, seinen Kollegen Caulincourt abwarten, der erst am 28. Julius eintraf. Napoleon hatte diese Verzögerung absichtlich herbeigeführt. Um seine Gleichgültigkeit gegen die Verhandlungen zu zeigen, und es schwer zu machen, sich in vorkommenden Fällen alsbald an ihn zu wenden, war er zu einer Zusammenkunft mit der Kaiserin, seiner Ge-

mahlin, nach Mainz abgegangen, wo er bis zum Anfang August's verweilte. Napoleon hatte seine eigenen Bevollmächtigten getäuscht, indem er ihnen die Versicherung gab, den Frieden ernstlich zu wollen, während er doch nur an Fortsetzung des Krieges dachte. Caulincourt, der gleich nach dem Rückzuge aus Rußland angefangen hatte, Napoleon die Nothwendigkeit einer Aussöhnung mit Europa vorzustellen, fuhr jetzt darin fort, und richtete an ihn die weisesten und eindringlichsten Vorstellungen, welche aber unbeachtet blieben.

Napoleon war zur Nachgiebigkeit in die übrigen Forderungen Oesterreichs geneigt, weigerte sich aber, das Protektorat über den Rheinbund, und den Besitz der Hansestädte fahren zu lassen. Oesterreich legte endlich sein Ultimatum vor, das in Folgendem bestand: Auflösung des Herzogthums Warschau, und Theilung desselben zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen. Danzig kommt an Preußen. — Wiederherstellung Preußens mit einer Elbgränze. — Abtretung der illyrischen Provinzen an Oesterreich. — Gewähr, daß der durch den Frieden begründete Zustand aller Mächte nur durch gemeinsame Uebereinkunft geändert werden könne. Metternich erklärte noch einmal, daß, wenn am 10. August um Mitternacht diese Bedingungen von Frankreich nicht angenommen wären, Oesterreich sich auf Seite der Verbündeten schlagen werde. — Nichts beweist mehr als dieses für Napoleon, unter den vorhandenen Umständen, so äußerst günstige Ultimatum, die Abneigung des Kaisers Franz und seines Ministers, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Napoleon antwortete hierauf, als wäre er von geistiger Blindheit geschlagen, mit der Forderung, daß Danzig eine freie Stadt bleiben, daß der Rheinbund bis zur Oder*) ausgedehnt, und Triest von der Abtretung der illyrischen Provinzen ausgenommen werden solle. Er ließ die ihm gesetzte Frist unbenutzt verstreichen, und brachte die Nacht vom 9. zum 10. August, anstatt seine Zustimmung zu dem Ultimatum zu geben, mit Durchsicht des Verzeichnisses über die Zahl und Stellung seiner Truppen zu. Er berauschte sich mit der

*) Der kaum glaubliche Plan Napoleon's war, daß Preußen das Herzogthum Warschau, ganz oder wenigstens größtentheils mit der Stadt dieses Namens, erhalten, aber das Land bis zur Oder, die Mark Brandenburg, die Wiege der Monarchie, an Sachsen abtreten solle. Sachsen wäre in diesem Falle gewissermaßen Preußen, und der König von Preußen, über die Slaven im Herzogthum Warschau, Ost- und Westpreußen und Oberschlesien herrschend, ein mehr polnischer als deutscher Fürst geworden. Es sieht dies wie ein Fiebertraum aus, an dessen Vorhandensein in Napoleon's Gehirn jedoch nicht gezweifelt werden kann.

Hoffnung, an Oesterreich, welches er, anstatt demselben für seine Mäßigung dankbar zu sein, des Abfalles und Verrathes anklagte, bald auf dem Schlachtfelde Rache nehmen zu können.

Nachdem Metternich den 10. August vergeblich auf einen Eilboten von Dresden mit der Annahme des Ultimatums gewartet hatte, ward von ihm am Abend das Bündniß mit Rußland und Preußen unterzeichnet. Am anderen Tage theilte er den französischen Bevollmächtigten diesen Entschluß mit, und erklärte den Kongreß für aufgelöst. Narbonne verließ Prag, Caulincoart blieb noch daselbst zurück, und hoffte, obwohl vergeblich, von Napoleon mit Vollmachten zu neuen Unterhandlungen versehen zu werden. Ein zu spät angestellter Versuch der Art ward vom Kaiser Alexander zurückgewiesen. Caulincourt begab sich ebenfalls nach Dresden zurück, wo er Napoleon seine Unzufriedenheit, zu einer so fruchtlosen Verhandlung verwandt worden zu sein, nicht verbarg. Der Kaiser, jetzt mehr als je von Siegeszuversicht erfüllt, tröstete ihn, indem er ihm seine baldige und bessere Gelegenheit zur Ausübung seiner diplomatischen Talente versprach.

Napoleon's stolze Absicht, seinen in Rußland etwas verdunkelten Ruhm wiederherzustellen, mag den meisten Antheil an seiner Gleichgültigkeit gegen die Unterhandlungen in Prag gehabt haben. Wenn er um jeden Preis Monarch und Stifter einer Dynastie bleiben wollte, wie 1815 aus seiner Neigung, den pariser Frieden anzuerkennen, und sich auf die Gränzen des alten Frankreichs zu beschränken, geschlossen werden kann, so hätte er auf die ihm von Metternich vorgeschlagenen Bedingungen eingehen sollen. Wahrscheinlich glaubte er aber nicht an eine aufrichtige Zustimmung Rußlands, Preußens und besonders Englands zu den von dem österreichischen Kabinet aufgestellten Grundsätzen. Er besorgte, daß, wenn er sich in Prag zu einem Eingehen auf Oesterreichs Vorschläge willig finden ließ, die übrigen Mächte bei den näheren Auseinandersetzungen Schwierigkeiten erheben, und weitere Forderungen an ihn stellen würden, die sehr leicht zu einer Erneuerung des Kampfes führen konnten. Es war moralisch fast unmöglich, daß seine Gegner ihn auf die Dauer in dem ruhigen Besitz alles Dessen gelassen haben würden, was ihm in dem österreichischen Ultimatum zugestanden war. Selbst wenn es die Regierungen gewollt hätten, die gegen Frankreich erregten Volksgeister würden sich nicht dabei beruhigt haben. Auch mochte Napoleon überzeugt sein, daß er mit verminderter Größe nicht lange im Stande sein werde, über eine Nation, wie die Franzosen, zu regieren. Für den Augenblick würde der Friede allen Klassen gefallen haben, nach

einiger Zeit aber in der öffentlichen Meinung eine entgegengesetzte Strömung, seinen Thron bedrohend, hervorgebrochen sein. Was hätte er, wenn er sich zum Frieden bequemte, mit seiner ungeheueren Armee anfangen, wie sie beschäftigen, ernähren, zufrieden stellen sollen?

Die ewigen und unwandelbaren Gesetze der sittlichen Welt richten sich nicht nach der besonderen Natur der Individuen, selbst nicht der höchsten, es muß deshalb das Verhalten des großen Feldherrn nach denselben Regeln wie das anderer Sterblichen beurtheilt werden. Indessen kann ein friedliebender Napoleon nicht wohl gedacht werden. Er war durch sein inneres Wesen und die äußeren Umstände auf die Bahn der Eroberung gewiesen worden, und würde, wenn er sie verlassen hätte, wahrscheinlich zuletzt ebenfalls um Alles gekommen sein. Wenn die Furcht der fremden Mächte vor ihm aufhörte, so würde auch seine Herrschaft über Frankreich nicht lange bestanden haben. Der Geist der politischen Freiheit, welcher sich während der hundert Tage so mächtig gegen ihn regte, würde dann schon 1813 hervorgebrochen sein. Napoleon war nur durch seine Siege über das Ausland Konsul und Kaiser geworden, und würde sich ohne dieselben nicht gehalten haben. Wenn er, was bezweifelt werden kann, sich auch wirklich in die Stellung eines konstitutionellen Fürsten hätte finden wollen, so würde es ihm doch nicht möglich gewesen sein, sich von Anderen dafür ansehen zu lassen. Er würde dann gegen das parlamentarische System einen ähnlichen Kampf wie die Restauration, und, ungeachtet seines Genie's, vielleicht mit nicht besserem Erfolge, zu führen gehabt haben. Auch würden die Bourbonen, deren Stimme unter dem Schlachtengewühl verklang, mitten im Frieden, in Frankreich ein Echo gefunden haben, und von der Opposition, wie später mit dem Bonapartismus geschah, ausgebeutet worden sein. Auch kann Niemand, je innerlich größer und äußerlich mächtiger er ist, um so weniger, aus seiner Natur, ohne Gefahr, sich dem Untergange auszusetzen, herausgehen. Napoleon selbst hat später gestanden, daß ein 1813 oder 1814 geschlossener Friede ihm nur dazu gedient haben würde, die Mittel zu einem neuen Kriege vorzubereiten, um die erfahrenen Niederlagen zu rächen, und Frankreich die verlorene Größe wieder zu geben. Er hielt es deshalb mit der von ihm übernommenen Rolle für übereinstimmender, die Entscheidung über sein Geschick nicht zu unterbrechen, und Das bald zu vollbringen, was er nach einiger Zeit jedenfalls zu unternehmen, von seinem Charakter und seiner Stellung genöthigt gewesen wäre. Er hätte sich nicht aus einem Eroberer in einen patriarchalischen Monarchen, ein Verhältniß, das in Frankreich nie stattgefunden hat, selbst nicht in ein parlamentarisches

Staatsoberhaupt, wo er vielleicht sein Waterloo in den Parteikämpfen gefunden haben würde, verwandeln können. Wie wäre es ihm, der bisher, durch immerwährende kriegerische Unternehmungen, Europa und Frankreich in Spannung und Athem erhalten hatte, möglich gewesen, den Zauber seines Namens und seiner Person in einem im Vergleiche zur Vergangenheit thatenlosen Dasein zu erhalten? Es würden sich alsbald die Revolution und die Legitimität gegen ihn erklärt haben. Denn beiden war er im höchsten Grade anstößig geworden. Es ist deshalb natürlich, so sehr es auch vom sittlichen Standpunkte aus getadelt werden kann, daß er auf dem eingeschlagenen Wege verblieb, und sein Schicksal sich erfüllen ließ. Die Völker mußten für die von ihm begangenen Verletzungen ihrer Unabhängigkeit und ihrer Rechte, dadurch, daß er Alles verlor und sich selbst überlebte, gerächt werden. Aber auch nur ihn selbst in Betracht gezogen, so hätte ein ruhiger Ausgang einen Widerspruch mit seinem Wesen enthalten. Ein aus so tiefen Quellen entsprungenes, und von Stürmen unaufhörlich erschüttertes Dasein, wie das Napoleon's, konnte sich nicht, wie ein träger Bach, im Sande verlieren, sondern mußte, wie ein reißender Strom, von Fall zu Fall, sich in das Grab des Oceans stürzen.

Von Napoleon war der Waffenstillstand mit unermüdlicher Thätigkeit benutzt, und sein Heer um 150,000 Mann vermehrt worden. Murat war auf seinen Wunsch bei ihm, obwohl ohne Hülfstruppen, aus Neapel angekommen (14. August), und wieder an die Spitze der Reservereiterei gestellt worden. Der Kaiser hatte in Deutschland, Italien, den Elbe-, Oder- und Weichselfestungen ungefähr 550,000 Mann stehen, von denen er aber nur einen Theil unmittelbar gegen die Verbündeten verwenden konnte. Diese besaßen an Truppen in Oesterreich, Preußen, dem Herzogthum Warschau, die Reserven und Festungsbesatzungen eingerechnet, über 800,000 Mann. Die Macht, welche Napoleon in seiner Hand hatte, um sie der Koalition entgegenzustellen, betrug höchstens 280,000 Mann mit 40,000 Reitern und 1200 Kanonen, während sie gegen ihn 490,000 Mann, unter welchen sich, die Kosaken eingerechnet, 100,000 Reiter mit 1500 Stück Geschütz befanden, vereinigen konnte. Napoleon hatte einen solchen Anwuchs der feindlichen Streitkräfte nicht erwartet. Während er ein großes Heer in Spanien lassen mußte, und auf keine Verstärkungen aus Frankreich rechnen konnte, stand seinen Feinden, bei der Begeisterung Preußens, den materiellen Hülfsmitteln Rußlands und Oesterreichs, ein fast unerschöpflicher Ersatz für die durch die Kämpfe entstandenen Lücken zu Gebot. Nach dem zwischen Oesterreich, Rußland, Preußen und England am 9. September in Töplitz abgeschlossenen

Bündnisse war so leicht an keine Sprengung der Koalition zu denken. Dagegen konnte der Verlust einer einzigen großen Schlacht den französischen Kaiser um alle seine Bundesgenossen bringen.

Napoleon beherrschte den Lauf der Elbe vom Königstein bis Hamburg, und hatte sie zur Basis seiner militairischen Operationen gemacht. Von dort dachte er den Krieg nach der Oder und Weichsel zu spielen. Da die Feindseligkeiten den 16. August beginnen sollten, so hatte er die Feier seines Geburtstages, die diesmal einen freudelosen Charakter an sich trug, vom 15. auf den 10. verlegt. Dresden war unter Napoleon's Leitung stark befestigt worden, und zum Mittelpunkt seiner Bewegungen bestimmt. Es war für ihn gewissermaßen ein großes verschanztes Lager, aus welchem er hervorbrechen, und in welches er sich zurückziehen konnte. Gouvion St. Cyr stand mit 30,000 Mann auf dem linken Elbufer, um die aus Böhmen nach Sachsen führenden Pässe, durch welche der Feind hervorbrechen konnte, zu überwachen. Dasselbe sollte Vandamme (30,000 Mann) auf dem rechten Ufer der Elbe thun. Victor und Poniatowski (30,000 Mann) deckten Zittau. Ney, Macdonald, Marmont, Lauriston (100,000 Mann) befanden sich auf der durch den Waffenstillstand gezogenen Gränze, an dem Bober und der Katzbach, gegen die von Schlesien kommenden Russen und Preußen bestimmt. In der Nähe von Bautzen war die kaiserliche Garde (48,000 Mann), mit den drei Reserve-Kavallerie-Korps unter Latour-Maubourg, Sebastiani und Kellermann (24,000 Reiter), zusammengezogen. Links davon standen Oudinot, Bertrand, Reynier mit 70,000 Mann, um den von Norden heranziehenden Feind aufzuhalten. Der übrige Theil der Napoleonischen Streitkräfte machte die Besatzung von Dresden aus. Napoleon hatte alle möglichen Fälle eines Angriffes berechnet, und nichts außer Acht gelassen. Das Einzige, was die Kriegskundigen an seinem Plane ausgesetzt haben, war die zu weite Auseinanderlegung der Korps unter Ney und Oudinot, und ihre Entfernung von Dresden, wodurch es dem Kaiser schwer gemacht wurde, seinen Unterfeldherren im Nothfalle zu Hülfe zu kommen. Vor dem Rückzuge aus Rußland würde er dies vermieden haben. Jetzt war er aber, um das Verlorene wieder zu gewinnen, Alles zu wagen geneigt.

Die Hauptmacht der Verbündeten stand, 236,000 Mann stark (160,000 Oesterreicher, 58,000 Russen unter Barclay de Tolly und Wittgenstein, 48,000 Preußen unter Kleist), in Böhmen, am Fuße der Gebirge, welche dieses Land von Sachsen trennen. Aus Rücksicht gegen Oesterreich war der Oberbefehl dem Fürsten Schwarzenberg, früher

einem erklärten Bewunderer und jetzt eben so entschiedenen Gegner Napoleon's, übertragen worden. Diese Stellung hätte von Rechtswegen dem berühmtesten aller deutschen Feldherren, dem Erzherzoge Karl, gebührt. Die Eifersucht des Kaisers Franz auf seinen begabten Bruder, auf welche Metternich einging, hielt den Prinzen fern. Blücher, York, Kleist waren, wie die Folgezeit bewiesen, ebenfalls größere Generale als Schwarzenberg, aber Oesterreichs politischer Einfluß gab anfänglich auch bei den militairischen Dispositionen den Ausschlag. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren bei der Hauptarmee anwesend. Bei Alexander I. hatte sich Moreau eingestellt, der, auf die Nachricht von der Katastrophe in Rußland, nach Europa zurückgekehrt, zuerst in Stockholm gelandet, und dann nach Deutschland gekommen war. Er war von einem durch die lange Verbannung noch vermehrten Hasse gegen Napoleon erfüllt, und glaubte, indem er die Verbündeten mit seinem Rathe unterstützte, nur gegen den Zwingherrn seines Vaterlandes, aber nicht gegen dieses selbst zu dienen, eine Unterscheidung, die aber von der Nachwelt nicht bestätigt worden ist. Denn da, wo ein französisches Heer mit dem von der Nation anerkannten Oberhaupte stand, war auch Frankreich vorhanden. — In Schlesien hatte Blücher 100,000 Mann unter sich, die von York, Langeron und Sacken geführt wurden. — Die vom Kronprinzen von Schweden befehligte Nordarmee war am Buntesten zusammengesetzt. Sie bestand, 153,000 Mann stark, aus Schweden, Preußen, Russen, Hannoveranern, Hanseaten, Mecklenburgern. Unter Bernadotte standen: Bülow, Tauenzien, Winzingerode, Woronzof und Wallmoden. — Dem in Trachenberg angenommenen Plane gemäß, sollten diese drei großen Heere Napoleon von verschiedenen Seiten her beschäftigen, dem Stoße seiner Hauptmacht möglichst ausweichen, einzelnen Theilen derselben Trotz bieten, und, wenn er so allmälig geschwächt sein würde, sich gegen ihn vereinigen.

Der erste Beginn des Feldzuges fiel nicht glücklich für die Franzosen aus. Oudinot, Herzog von Reggio, bekam von Napoleon den Befehl, auf Berlin zu ziehen. Davoust sollte von Hamburg, Girard von Magdeburg ausrücken, sich mit Oudinot vereinigen, Stettin entsetzen, und sich dann nach der Weichsel hin wenden. Unter Oudinot standen: Bertrand, Reynier, Arrighi, Herzog von Padua, mit 75,000 Mann. Die Preußen zogen sich bis auf wenige Meilen von Berlin zurück. Bei dem Dorfe Groß-Beeren kam es am 23. August zu einer Schlacht. Tauenzien und Bülow kämpften mit erfolgreicher Eintracht, während Bertrand und Reynier, aus Eifersucht, von Oudinot nicht zur rechten Zeit unter-

stützt wurden. Die märkische Landwehr legte an diesem Tage große Ehre ein. Mit einem Verlust von 4 — 5000 Mann, unter ihnen 2000 Gefangene, mußte Oudinot sich nach Wittenberg zurückziehen. Berlin war gerettet. — Unterdessen hatte Girard mit 12,000 Mann Magdeburg verlassen, wurde aber am 27. August bei Hagelsberg von dem preußischen General Hirschfeld, welchem ein Korps Russen unter Tschernitschef und Benkendorf beigegeben worden, gänzlich geschlagen und auseinander gesprengt. Auch in diesem Gefecht empfanden die Franzosen die Kraft der neu errichteten Landwehr. — Davoust war schon am 17. August von Hamburg aufgebrochen, ging aber mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Langsamkeit zu Werke. Am 24. August kam er in Schwerin an, von wo aus er Wismar durch Loison besetzen ließ, aber nichts weiter unternahm *). Der russische General Tettenborn hielt den sonst so gefürchteten Marschall, von welchem ihm eine größere Streitmacht, als wirklich der Fall war, beigelegt wurde, eine Zeit lang in Schach. Davoust hatte es versäumt, sich zur rechten Zeit mit Oudinot oder Girard zu vereinigen, und blieb unthätig stehen, bis er sich am 2. September hinter die Stecknitz zurückzog. Auf diese Art ward Napoleon's Plan, von der Niederelbe her einen Druck auf die Verbündeten auszuüben, vereitelt. Dies Fehlschlagen ist für die Armeen unter Schwarzenberg und Blücher von großem Vortheil gewesen. Napoleon fand bei seinen Unterfeldherren nicht mehr dieselbe nachdrückliche Unterstützung wie früher. Es kamen Augenblicke, wo auch die kräftigsten unter ihnen erschöpft zu sein schienen. Er hatte sie zu lange und zu unausgesetzt angestrengt.

Napoleon hatte sich vorgesetzt, die Heere der Verbündeten einzeln anzugreifen und zu schlagen, die einzige Möglichkeit für ihn, sich ihrer massenhaften Ueberlegenheit zu erwehren. Er beschloß, sich zuerst gegen Blücher zu wenden, von dem Ney überrascht, und nach dem Bober zurückgedrängt worden war. Napoleon, der am 24. August in Löwenberg erschien und sich dort mit seinem Marschall vereinigte, zwang die schlesische Armee, sich nach der Katzbach zurückzuziehen. Er vernahm aber zu gleicher Zeit, daß die Hauptmacht der Verbündeten aus den Engpässen des Erzgebirges herausgebrochen war, und sich Dresden näherte. Er wandte sich in Eilmärschen nach der Elbe zurück, indem er den Marschall

*) In einem der kleinen Vorpostengefechte zwischen den Franzosen und den Verbündeten fiel an der Straße von Gadebusch nach Schwerin der Tyrtäus jener Zeit, Theodor Körner, am Tage der Schlachten bei Dresden und an der Katzbach (26. August), und bestätigte durch seinen Tod die Gesinnung, die er in seinen Liedern ausgesprochen hatte.

Rey mit sich nahm, und dem Marschall Macdonald den Oberbefehl über die gegen Blücher bestimmten Truppen übergab.

Mit Macdonald waren die ausgezeichneten Divisionsgenerale Souham, Lauriston, Gerard, Maison, Delmas, Sebastiani, Exeelmans, Bourdesoult. Seine Armee war 75,000 Mann stark. Die Katzbach trennte sie vom Feinde. Am 24. August fiel der Regen in Strömen herab. Alle Flüsse traten aus. Blücher merkte aus gewissen Anzeichen, daß Napoleon nicht mehr bei dem Heere anwesend sei, und beschloß, den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Am 26. August überschritt Macdonald die Katzbach, ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen einen bevorstehenden Angriff zu brauchen. Um 3 Uhr Nachmittags warf sich Blücher, als die Divisionen Souham, Lauriston und die Reiterei Sebastiani's noch jenseits des Flusses waren, auf den Ueberrest des französischen Heeres, welches dem ungestümen Andrange nicht gewachsen war. Die Franzosen befanden sich, überrascht und von ihrer Reiterei nicht gedeckt, sehr bald im Nachtheil. Ihre Infanterie konnte, bei dem unaufhörlichen Regen, von ihren Gewehren keinen Gebrauch machen, und die überlegene preußische und russische Reiterei fügte ihr großen Schaden zu. Der Rückzug, welchen Macdonald nach mehrstündigem Gefecht antreten mußte, wurde seiner Armee noch gefährlicher als der Kampf selbst. Geschütz und Gepäck konnten auf den grundlosen Wegen nicht fortgebracht werden. Die meisten Brücken waren fortgerissen worden. Die nachsetzende Reiterei nahm die Flüchtigen schaarenweise gefangen. Die Division Puthod ward ganz aufgerieben. Am 31. August ging Blücher über den Queis, und Schlesien war vom Feinde befreit. Macdonald hatte an Todten, besonders viele Ertrunkene, Verwundeten und Gefangenen über 30,000 Mann mit 105 Kanonen verloren. Die Schlacht an der Katzbach war die erste große That Blücher's, dessen Name bald in ganz Europa wiederklang.

Napoleon hatte, im Vertrauen darauf, daß Gouvion St. Cyr im Stande sein werde, die sächsische Hauptstadt eine Zeit lang gegen einen Angriff der großen oder böhmischen Armee, wie die unter Schwarzenberg's Oberbefehl vereinigten Korps genannt wurden, zu vertheidigen, den kühnen Plan entworfen, mit seiner Hauptmacht, 140,000 Mann, die Elbe bis zum Königstein hinauf zu ziehen, daselbst überzusetzen, den Verbündeten in den Rücken zu fallen, dieselben nach Dresden zu drängen und zwischen zwei Feuer zu bringen. Er würde ihnen in diesem Falle wahrscheinlich eine große Niederlage beigebracht haben. Es hätte zur Ausführung dieses Manövers nur einiger Tage bedurft. Aber der Marschall Gouvion St. Cyr erklärte, Dresden gegen einen in dieser

Zwischenzeit von 150,000 Oesterreichern, Preußen und Russen unternommenen Angriff nicht halten zu können. Der nach der sächsischen Hauptstadt zu eigener Kenntnißnahme abgesandte Adjutant des Kaisers, Gourgaud, bestätigte bei seiner Rückkehr des Marschalls Besorgnisse, und Napoleon entsagte seiner Ansicht. Er ließ nur Vandamme mit 30,000 Mann zur Ueberschreitung der Elbe bei Stolpe zurück, und eilte nach Dresden, wo er am 26. August Morgens um 10 Uhr eintraf. Das Heer der Verbündeten bildete einen meilenlangen Halbbogen, von der Elbe oberhalb Dresdens bis auf die Straße nach Freiberg hin. Schwarzenberg verschob, Verstärkungen erwartend, den Angriff bis um 4 Uhr Nachmittags. Seine Truppen trugen anfänglich Erfolge davon, und nahmen mehre Schanzen ein. Eine Abtheilung drang sogar bis in die pirnaische Vorstadt vor. Da brachen die französischen Heerhaufen aus allen Thoren hervor, und nahmen den Verbündeten nach einem heißen Kampfe die errungenen Vortheile wieder ab. Napoleon hatte sich an diesem Tage, wie bei Groß-Görschen, den größten persönlichen Gefahren ausgesetzt, und durch seine Gegenwart die Truppen auf allen Punkten begeistert. Am Abend speiste er mit seinen Generalen bei dem Könige von Sachsen, kündigte für den folgenden Tag eine große Schlacht an, war ungewöhnlich heiter, und flößte dem sächsischen Hofe, welcher sehr erschreckt gewesen, dieselbe Stimmung ein. Am 27. August begann der Kampf schon um 8 Uhr Morgens. Napoleon hielt das Centrum des Feindes durch eine starke Kanonade fest, und richtete den Hauptangriff auf die beiden Flügel. Der Kaiser leitete selbst eine Zeit lang das Feuer auf die Höhen von Räcknitz, bei welcher Gelegenheit Moreau tödtlich verwundet wurde. Derselbe befand sich an der Seite des Kaisers Alexander, und machte denselben auf die Gefahr dieser Stellung aufmerksam, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte *). Allmälig gewannen die Franzosen die Oberhand. Alle französischen Korps wetteiferten miteinander in der Ausführung der ihnen gestellten Aufgabe, während es den Verbündeten an einer kräftigen Oberleitung fehlte. Den entscheidenden Schlag führte Murat mit der schweren Reiterei aus, welche den linken österreichischen Flügel so heftig bestürmte, daß er in Auflösung gerieth. Die Verbündeten suchten auf mehren Wegen Böhmen zu erreichen. Dieser Sieg Napoleon's war viel vollständiger als der bei Groß-Görschen und Bautzen. Die Verbündeten hatten

*) Er starb, nachdem er bei der Operation die größte Kaltblütigkeit gezeigt hatte, den 2. September zu Laun in Böhmen.

25—26,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und einige vierzig Kanonen verloren. Die Einbuße der Franzosen überstieg nicht 10,000 Mann.

Napoleon dachte jetzt die Niederlage der böhmischen Armee durch Vandamme allein vollenden zu lassen. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, auf der töplitzer Straße in Böhmen einzudringen, und die Streitkräfte der Verbündeten, wenn sie aus den Gebirgsschluchten niedersteigen wollten, mit überlegener Macht anzugreifen, aus ihrer Unordnung Vortheil zu ziehen und sie zu vernichten. Dazu reichten aber 30,000 Mann nicht hin. Der Kaiser hatte zwar den Marschall Gouvion St. Cyr beauftragt, Vandamme über Dohna und Gießhübel nachzuziehen, um ihn nöthigenfalls zu unterstützen. Dieser Befehl ward aber am 29. August umgeändert, und der Marschall angewiesen, den Feind nicht auf der töplitzer Straße, sondern in der Richtung nach Maxen hin zu verfolgen. Das Nächste und Sicherste wäre gewesen, mit der Garde Vandamme den Rücken zu decken. Statt dessen beging Napoleon den Mißgriff, mit dem Kern seiner Truppen nach Dresden zurückzukehren, und Vandamme sich selbst zu überlassen. Wie mehrmals in dieser letzten Epoche seiner Thaten, artete auch diesmal seine Zuversicht in Verwegenheit aus. Er wollte Alles auf einmal ausgeführt sehen. Anstatt die Früchte des Sieges bei Dresden erst vollständig einzusammeln, drängte es ihn schon die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu schlagen, und Berlin in seiner Gewalt zu wissen.

Vandamme hatte, nach Napoleon's Befehl, sein Korps schon am 26. August auf das linke Elbufer übergeführt, und einige Vortheile über die dort aufgestellten Russen davon getragen, dieselben aber nicht kräftig genug verfolgt. Am 27. war er aus der Gegend von Pirna aufgebrochen, und auf der großen töplitzer Straße auf Peterswalde nach Böhmen hingezogen. In vollem Vertrauen, daß ihm Verstärkung nachfolge, trieb er den russischen General Ostermann-Tolstoi über die nollendorfer Höhe in das töplitzer Thal hinab, und kam in der Verfolgung desselben am 29. August bei Culm an. Dort leistete ihm aber Ostermann-Tolstoi einen so verzweifelten Widerstand, daß Vandamme am Abend vom Angriff abließ. Der König von Preußen, welcher sich in der Nähe des Kampfplatzes befand, schickte nach allen Richtungen Adjutanten, um Hülfe herbeizuziehen, ab. Ueber die Hälfte des russischen Korps war todt oder verwundet. Ostermann-Tolstoi hatte einen Arm verloren. Aber während der Nacht trafen zahlreiche Verstärkungen bei den Russen ein. Schwarzenberg ordnete für den folgenden Tag einen allgemeinen Angriff

auf Vandamme an. Kleist, mit seinen Preußen zur Mitwirkung aufgefordert, entschloß sich, auf dem Kamme des Gebirges nach Nollendorf zu ziehen, und den Franzosen in den Rücken zu fallen. Vandamme beharrte, ungeachtet er die Verstärkung des Feindes gewahr werden konnte, in blindem Vertrauen auf Unterstützung, in seiner Stellung, und versäumte es sogar, die Pässe in seinem Rücken zu besetzen. Am 30. August begann die Schlacht Vandamme bewies jetzt, als er sich eingeschlossen und von der äußersten Gefahr bedroht sah, die Thatkraft und Besonnenheit, von welcher er, während seiner langen Kriegsführung, so viele Proben abgelegt hatte. Aber es war vergebens, daß er die nollendorfer Höhe zu erstürmen suchte, um einen Ausweg zu finden. Gerade von dort her wurde seine schon begonnene Niederlage durch Kleist vollendet. Nur seiner Reiterei unter Corbineau gelang es, sich, obwohl mit großem Verlust, mitten durch den Feind Bahn zu brechen. Vandamme mußte sich mit 10,000 Mann ergeben. Er war verwundet, und hatte, wie seine Truppen, mit ausgezeichnetem Muth gefochten. Fünftausend Franzosen lagen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Zwei Adler und einundachtzig Kanonen waren die Trophäen des Tages. Diese Vernichtung eines ganzen französischen Korps, und die Gefangennehmung eines durch seine Tapferkeit und Erfahrung bedeutenden Generals, wie Vandamme, erfüllte die Verbündeten mit neuen Hoffnungen. Für Napoleon war dies aber erst der Anfang in der verhängnißvollen Wendung seines Schicksals.

Napoleon hatte dem Verlangen nicht entsagen können, sich Berlins zu bemächtigen, Es schmeichelte ihm der Gedanke, die Stadt in seiner Gewalt zu haben, von welcher die Erhebung Preußens ausgegangen war, und deren Gesinnungen auf ganz Deutschland zurückwirkten. Zugleich wollte er die Nordarmee für sich unschädlich machen, und sich an dem Kronprinzen von Schweden rächen, der in seinen Augen gegen ihn ein Undankbarer und an Frankreich ein Verräther war. Den Oberbefehl über die zu diesem Unternehmen bestimmten Streitkräfte übertrug er dem Marschall Ney, Fürsten von der Moskwa, Herzoge von Elchingen, dem unter den höheren Generalen, dessen Thatkraft am Wenigsten gebrochen zu sein schien. Die Korps von Oudinot, Bertrand, Reynier, Arrighi und die polnische Division Dombrowski wurden zu Ney's Verfügung gestellt. An der Spitze der Verbündeten stand, dem Namen nach, der Kronprinz von Schweden, der aber, theils aus nicht ganz erloschenem Nationalgefühl, theils mit politischen Planen für die Zukunft beschäftigt, gegen die Franzosen nur matt und zögernd auftrat, und dem

patriotischen und militairischen Eifer seiner preußischen Unterbefehlshaber, so viel an ihm war, Hindernisse entgegensetzte.

Die bei Groß-Beeren geschlagene französische Armee war bis in die Nähe Wittenbergs zurückgewichen. Die siegenden Preußen hatten dieselbe langsam verfolgt, und sich staffelförmig von Zahna bis Treuenbrietzen aufgestellt. Die Vorhut der Nordarmee befehligte Tauenzien, ihm zunächst stand Bülow, am Weitesten zurück befanden sich die Russen und Schweden. Ney, der am 4. September in Wittenberg angekommen, führte sein Heer, 65,000 Mann stark, dem Feinde entgegen, suchte durch große Thätigkeit und ermuthigende Anreden den Eindruck der Niederlage bei Groß-Beeren auszulöschen, und drängte Tauenzien nach lebhaftem Gefecht auf Jüterbock zurück. Am 6. September kam es bei Dennewitz zu einer Schlacht, durch welche Berlin von der Gefahr einer feindlichen Besetzung befreit wurde. Die Franzosen waren den Preußen, welche hier, wie so oft in diesem Kriege, das Hauptgewicht des Kampfes zu ertragen hatten, an Zahl bedeutend überlegen, und würden die Schlacht, wenn Ney dieselbe Einsicht wie so oft früher bewährt hätte, gewonnen haben. Der französische Oberbefehlshaber beschränkte aber seine Aufmerksamkeit zu ausschließend auf die Bewegungen eines einzigen Bestandtheiles seiner Macht, des Bertrand'schen Korps, das seinen rechten Flügel bildete, ließ sich persönlich auf einzelne Gefechte ein, und verlor den Zusammenhang des ganzen Kampfes aus dem Auge. Die von Ney in einem ungeeigneten Moment verfügte Abberufung des Oudinot'schen Korps aus der Stellung, wo es unentbehrlich war, zu einer anderen, wo es nichts ausrichten konnte, machte es Bülow möglich, den Franzosen in die Flanke zu fallen, was über den Ausgang des Tages entschied. Außerdem fand unter den französischen Befehlshabern in dieser Schlacht, wie überall, wo der Kaiser nicht persönlich gegenwärtig war, keine aufrichtige und kräftige Uebereinstimmung statt. Sie gönnten sich gegenseitig keine großen Erfolge, und sahen einander mit eifersüchtigen, wenigstens mit gleichgültigen Augen an. Als Reynier und Bertrand es mit Tauenzien zu thun hatten, zögerte Oudinot, ihnen zu Hülfe zu eilen. Die preußischen Generale, denn diesen gebührt die Ehre dieses Sieges ganz allein*), führten nicht nur die ihnen gewordenen Aufträge mit warmem Eifer

*) Unter den russischen und schwedischen Generalen hat sich an diesem Tage Niemand besonders bemerkbar gemacht. In das Gefecht sind bei Dennewitz, mit Ausnahme von zwei schwedischen und ein Paar russischen Batterien, 800 russischen Reitern und einer gleichen Anzahl russischer Jäger, lauter Preußen gekommen.

aus, sondern kamen einander auch freiwillig in ihren Bedrängnissen zu Hülfe. Die begeisterte Tapferkeit der preußischen Truppen, der Linie und Landwehr, hat aber das Meiste gethan. Manche Truppentheile hatten nicht weniger als ein Drittheil ihrer Mannschaft eingebüßt*). Im entscheidenden Augenblick verbreitete sich unter den Preußen die Nachricht von dem Siege an der Katzbach, was den Muth, ungeachtet der Hitze, des Durstes, der Ermüdung, bis zur vollständigen Niederlage des Feindes aufrecht erhielt. Die Trophäen dieses Tages waren: 14—15,000 Gefangene, 4 Adler, 80 Kanonen, 400 Munitions- und andere Wagen. Da die einzelnen französischen Korps, ungeachtet der mittelmäßigen Oberleitung, mit großem Muth gefochten hatten, so waren auch gegen 9000 Preußen gefallen. Ney zog sich mit den Ueberresten seines geschlagenen Heeres unter die Kanonen von Torgau, und dann auf das linke Elbufer zurück. Es vergingen aber mehre Wochen, bevor er seine Divisionen wieder schlagfertig gemacht hatte. Der Kronprinz von Schweden rückte so langsam vor, daß seine Absicht, den Franzosen so wenig Schaden als möglich zuzufügen, nicht verkannt werden konnte.

Die Niederlage eines so berühmten Marschalls, wie Ney, war noch mehr, wie die Vandamme's, geeignet, einen großen Eindruck hervorzubringen. Schon während des russischen Feldzuges, wo, bei den großen Streitmassen und der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, Napoleon nicht überall persönlich zugegen sein konnte, hatten sich mehre früher ausgezeichnete Heerführer große Fehler oder Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, sie später aber unter den Augen des Kaisers wieder gut zu machen gewußt. Jetzt sollte Ersteres häufig werden, Letzteres aber seltener eintreten. Aus Dem, was bei Groß-Beeren, an der Katzbach, Kulm und Dennewitz geschehen, ging klar hervor, daß die Generale der Verbündeten nur den Kaiser selbst zu scheuen brauchten, mit seinen Unterfeldherren aber, selbst mit den ersten unter ihnen, sich mit Erfolg zu messen vermochten. Es mag wahr sein, daß die immerwährende Kriegsführung bei zu großer physischer und moralischer Anstrengung, manche Napoleonische Generale vor der Zeit altern ließ. Indessen war dies nicht der einzige Grund, weshalb sie ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen erschienen. Unter allen 1813 vorhandenen Marschällen Napoleon's hatte nur Massena früher selbstständig kommandirt, und in dieser Eigenschaft den entscheidenden Sieg bei Zürich über die Russen davongetragen.

*) So verlor z. B. das colberg'sche Regiment 26 Officiere und 763 Mann, das erste neumärk'sche Landwehrregiment 34 Officiere (die Hälfte) und 550 Mann.

Alle anderen Marschälle konnten nur für ausgezeichnete Korpsführer gelten, entbehrten aber des Talentes zum Entwerfen umfassender Pläne, und waren von eigentlicher schöpferischer Kraft entblößt. Die große Abhängigkeit, in welcher Napoleon Alles von sich hielt, hatte die Entwickelung ihres militairischen Genie's und selbst ihres persönlichen Charakters gehemmt, die von einer gewissen Unabhängigkeit in der Stellung unzertrennlich ist. Er hatte durch die Art, wie er jede Entscheidung an sich riß, Idee und Plan in allen Dingen sich allein vorbehielt, und Anderen nur die Ausführung übrig ließ, wie überhaupt sein Volk, so auch seine Umgebungen geistig etwas herabgebracht. Es haben sich unter ihm weder Staatsmänner noch Feldherren erster Klasse gebildet. Die, welche während seiner Regierung, im Guten wie im Uebeln, ihre innere Selbstständigkeit bewahrten, wie sein eigener Bruder Lucian, Carnot, Chateaubriand, Bernadotte, Talleyrand, Fouché ꝛc., gehörten entweder zu seinen Gegnern, oder waren schon vor ihm bedeutend gewesen. Es sind aus Napoleon's Schule keine Heerführer, wie die, welche unter der Republik glänzten, wie Dumouriez, Hoche, Pichegru, Moreau, Kleber und einige Andere, die zu derselben Zeit militairische und politische Zwecke verfolgten, und eigenen Ueberzeugungen folgten, hervorgegangen. Selbst die ersten unter seinen Generalen waren, von seiner Leitung verlassen, in Portugal und Spanien, vor Lord Wellington nicht bestanden, und Dasselbe sollte sich jetzt in Deutschland wiederholen. Diese Schattenseite in Napoleon's Walten war zur Zeit seines Glückes nicht bemerkt worden, ließ sich aber jetzt nicht mehr verkennen. Es traten in dieser wie in anderer Beziehung die Folgen des Druckes, den er, um die Geister zu fesseln, und desto unumschränkter zu herrschen, ausgeübt hatte, ihm zuletzt selbst verderblich, hervor.

Napoleon hatte, seit dem Aufhören des Waffenstillstandes, durch Schlachten, Gefechte, Krankheiten, Erschöpfung wenigstens 120,000 M. verloren, und dazu 200 Kanonen eingebüßt. Der Abgang bei den Verbündeten war, außerdem, daß sie zahlreicher waren, und ihn leichter ersetzen konnten, viel geringer. Der Kaiser schien eine Zeit lang über Das, was zu thun sei, unschlüssig zu sein, fühlte die Unhaltbarkeit seiner Stellung in Dresden, und konnte es nicht über sich gewinnen, sie freiwillig aufzugeben. Seine Thätigkeit und sein Entschluß, bis auf das Aeußerste zu kämpfen, schienen von den Schwierigkeiten seiner Lage noch mehr als sonst entflammt zu werden. Unaufhörlich war er mit neuen Angriffsplanen beschäftigt, zu deren Ausführung es jetzt aber häufig an den materiellen Mitteln zu fehlen anfing, und lauerte auf eine Gelegenheit, um

Schwarzenberg und Blücher zu schlagen. Zweimal zog er in dieser Absicht nach dem Erzgebirge, zweimal nach der Lausitz, fand aber die böhmische Armee in unangreifbaren Stellungen, und die schlesische wich, der in Trachenberg getroffenen Uebereinkunft gemäß, jedem Zusammentreffen aus. Die Absicht der Verbündeten war, ihn zu ermüden, zu schwächen, und dann, wenn dies erreicht sein würde, mit vereinter Macht über ihn herzufallen.

Unter solchen Umständen würde es für Napoleon von großem Vortheil gewesen sein, wenn Davoust von Norden her die Verbündeten bedroht und einen Theil ihrer Streitkräfte auf sich gezogen hätte. Aber auch Davoust war nicht mehr derselbe kühne, unermüdliche Degen wie früher. Anstatt alle, zu der Vertheidigung Hamburgs nicht ganz unentbehrlichen, Kräfte zusammenzuraffen, sich selbst an deren Spitze zu stellen, die Elbe hinaufzuziehen, und dem Kaiser Luft zu machen, schickte er eine einzige Division, 8000 Mann, unter dem General Pecheux in dieser Richtung aus, die von dem an Zahl sehr überlegenen Armeekorps des Generals Wallmoden an der Göhrde angegriffen, geschlagen (16. September), und, nach Verlust allen Geschützes, Gepäckes und vieler Gefangenen, nach Hamburg zurückgeworfen wurde. Davoust blieb von nun an unthätig in seiner festen Stellung an der Stecknitz stehen.

Die leichte Reiterei der Verbündeten streifte, während Napoleon in und um Dresden stehen blieb, ungestraft auf dem linken Elbufer umher. Der preußische Oberstlieutenant von der Marwitz überraschte am 25. September Braunschweig, und nahm die westphälische Besatzung gefangen, von welcher der größte Theil in den Dienst der Verbündeten trat. Tschernitscheff erschien vor Kassel, das am 28. September von Hieronymus verlassen wurde. Derselbe kehrte zwar nach dem Abzuge der Russen wieder dahin zurück, aber nur, um seinem Lande bald für immer den Rücken zu kehren. Auf der großen Straße zwischen Leipzig und Frankfurt beunruhigte der frühere sächsische, jetzt russische General von Thielemann, der österreichische Oberst Mannsdorff, der Kosakenhettman Platof die Franzosen auf ihrer Verbindungslinie, überfielen die vom Rhein her kommenden Ersatzmannschaften, nahmen Geld- und andere Transporte weg, und fügten Napoleon empfindlichen Schaden zu. Derselbe schickte endlich Lefebvre-Desnouettes mit einem ansehnlichen Kavalleriekorps zu ihrer Vertreibung ab. Dieser sonst ausgezeichnete Reitergeneral ward aber am 28. September bei Altenburg von Platof, Thielemann und Mannsdorff geschlagen, wandte sich nach Weißenfels, und vereinigte sich später mit dem von Würzburg herbeiziehenden Augereau.

Die Verbündeten hielten den Augenblick für geeignet, sich zur völligen Vereinigung ihrer Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Die böhmische Armee brach am 27. September auf. In den ersten Tagen des Oktobers reichten ihre Vortruppen schon über Zwickau und Chemnitz hinaus. Blücher überschritt die Elbe bei Wartenburg. Bertrand, der daselbst mit 20,000 Mann eine feste Stellung genommen hatte, und sie vertheidigen wollte, wurde von Yorck geschlagen (3. Oktober), und zum Rückzuge über die Mulde gezwungen. Am 4. und 5. Oktober ging auch die Nordarmee bei Roßlau und Aken auf das linke Elbufer über. Ney, der das Elbufer zwischen Torgau und Dessau vertheidigen sollte, zog sich nach Delitzsch zurück.

Napoleon entschloß sich jetzt, seine Stellung in Dresden aufzugeben, ließ aber daselbst eine Besatzung von 36,000 Mann unter Gouvion St. Cyr, welcher für den ersten französischen General im Vertheidigungskriege galt, zurück. Am 6. Oktober brach die Armee in der Richtung nach Wurzen auf. Napoleon folgte ihr am 7., und nahm den sächsischen Hof, der sich in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher fühlte, mit. Murat war beauftragt, mit den Korps von Victor, Lauriston und Poniatowski der böhmischen Armee, bei ihrem Vorrücken aus dem Erzgebirge, Widerstand zu leisten. Napoleon zog mit der Hauptmacht nordwärts, um zwischen der Mulde und Elbe die Nord- und schlesische Armee zu einer Schlacht zu zwingen, oder auf das rechte Elbufer zurückzudrängen. Aber Bernadotte und Blücher nahmen weder eine Schlacht an, noch gingen sie über die Elbe zurück, sondern setzten sich hinter der Mulde und Saale fest.

Napoleon war seit der Schlacht von Dresden hin und her gezogen, und hatte bald diese, bald jene der feindlichen Armeen bedroht, ohne einen entscheidenden Schlag, durch den er alles Verlorene wiederzugewinnen dachte, ausführen zu können. Da faßte er den kühnen Entschluß, die Nord- und die schlesische Armee, welche auf seiner linken Flanke hinter der Mulde vereinigt standen, anzugreifen, um jeden Preis zu schlagen, und in der Richtung nach Berlin zu verfolgen. Er kannte die von der böhmischen Armee angefangene Bewegung, und wollte sie daran nicht hindern. Murat erhielt Befehl, sich vor ihr langsam zurückzuziehen, und nur Leipzig zu decken. Während dieser Zeit wollte er, nachdem der Kronprinz von Schweden und Blücher unschädlich gemacht worden, das rechte Elbufer hinaufziehen, bei Dresden auf das linke übergehen, die böhmische Armee, während sie in der Front von Murat bedroht wurde, im Rücken angreifen, und ihr eine große Niederlage beibringen. Er theilte diesen Plan nur seinen Vertrauten mit, bereitete aber Alles zu

seiner Ausführung vor, als er erfuhr, daß die drei stärksten Heertheile der Verbündeten, die böhmische, die Nord- und die schlesische Armee, die Richtung nach Leipzig eingeschlagen hätten, und Murat zu schwach sei, um ihre Verbindung zu hindern. Er begriff, daß sein Plan jetzt unausführbar geworden, und schlug mit seiner ganzen Macht ebenfalls den Weg nach Leipzig ein, um diesen Punkt vor den Verbündeten zu erreichen, und deren Vereinigung, wo möglich, zuvorzukommen.

Napoleon, der das Zögerungssystem des Kronprinzen von Schweden kannte, hatte eine Zeit lang geglaubt, daß derselbe sich von Blücher getrennt, und wieder auf das rechte Elbufer zurückgezogen habe, war aber seines Irrthums bald inne geworden. Er sah sich im Süden und Osten von der böhmischen, im Norden von der Nord- und der schlesischen Armee umgeben, und war in Gefahr, auch die Rückzugslinie nach Frankfurt am Main, wenn es Blücher gelang, sich mit Schwarzenberg zu vereinigen, zu verlieren. In Folge seiner vielen Verluste konnte er den Verbündeten, welche wenigstens 320,000 Mann stark waren, höchstens 190,000 Mann entgegensetzen. Er vernahm die Flucht seines Bruders aus Kassel, und besorgte den wahrscheinlichen Abfall Bayerns, von dessen Unterhandlungen mit Oesterreich er unterrichtet war, obgleich er den Vertrag von Ried noch nicht kannte. In dieser drangvollen Lage blieb sein Selbstvertrauen ungebrochen. Er war da, wo er in Person kommandirte, noch nie geschlagen worden, glaubte, daß es auch diesmal so sein werde, und hoffte, nach einem mit Aufbietung aller Kräfte errungenen Siege, die Verbündeten zu Unterhandlungen bereit zu finden.

Ungeachtet der Zuversicht, welche in Napoleon's starkem Charakter lag, konnte er sich zuweilen düsterer Ahnungen über die Zukunft nicht erwehren, deutete dieselben aber mehr nur an, als daß er sie klar zu erkennen gab. Er kam in dieser Zeit, so als wenn er sich schon überlebt hätte, und für sich ein Gegenstand der Betrachtung geworden wäre, mehr als sonst auf die Vergangenheit zurück, klagte jedoch bei den in ihr begangenen Fehlgriffen, deren Folgen er jetzt lebhaft zu fühlen anfing, nie sich selbst, sondern immer nur Andere an. Indessen war sein Betragen gegen seine militairischen Umgebungen, theils weil er ihres guten Willens jetzt mehr als je bedurfte, theils weil er sich in seinem Innern nicht von aller Schuld an der traurigen Lage, in welcher er sich befand, freisprechen konnte, schonender und milder geworden. Während er die größte Thätigkeit entwickelte, und sich das Aeußerste zumuthete, schien er an seine Unterfeldherren weniger hohe Anforderungen zu stellen, und äußerte sich

bei vorkommenden Gelegenheiten selten in der verletzenden und rauhen Weise, welche bei ihm früher so häufig gewesen war.

Napoleon hatte unter allen höheren Befehlshabern seiner Armee fast allein den vollen Gebrauch seiner Kraft bewahrt. Alle Anderen waren, mehr oder weniger, mißmuthig, unentschlossen oder hoffnungslos geworden. Es hatte sich dies nicht auf dem Schlachtfelde, wo die Tapferkeit, gewissermaßen zur anderen Natur geworden, immer dieselbe blieb, als in den Theilen der Kriegsführung gezeigt, wo es auf die moralische Stärke ankommt. Selbst Murat, Ney, Macdonald waren in dieser Beziehung nicht mehr dieselben wie früher. Nur bei Napoleon deutete nichts darauf hin, daß die Klarheit der Gedanken, der Reichthum der Erfindung, die Raschheit in der Ausführung im Geringsten gelitten habe. Es war gerade dieses Bewußtsein, noch ganz derselbe zu sein, was zu seinem Untergang beitrug, indem er dadurch zu immer neuen Unternehmungen getrieben, und veranlaßt wurde, die Stimme des Schicksals, welche ihn zur Unterwerfung unter die Gewalt der Umstände ermahnte, zu überhören. Der Gegensatz zwischen seinem ungebrochenen Wesen, und der Ermattung, welche er um sich her gewahr wurde, rief häufig sein Erstaunen hervor. Es fiel ihm aber bei seiner Selbstsucht nicht ein, daß der Grund dieser Erscheinung in den übertriebenen Zumuthungen lag, welche er an die geringere Kraft Anderer gemacht hatte.

Am Abend des 14. Oktober war der Kaiser mit einigen seiner ersten Generale, wie Murat, Berthier, Marmont und mehren Anderen, nach seiner Ankunft in Leipzig, in einer vertraulichen Unterhaltung begriffen, als Augereau, der eben Thielemann, welcher ihm den Weg nach Leipzig verlegen wollte, geschlagen hatte, hereintrat. „Ah, mein alter Augereau!" — sagte Napoleon im Tone eines freundschaftlichen Vorwurfes, „endlich sind Sie da! Sie haben lange auf sich warten lassen!" Nach einer Pause setzte er hinzu: „Sie sind nicht derselbe Augereau mehr wie bei Castiglione!"*) — „Sire! Ich werde der Augereau von Castiglione sein," antwortete der Marschall, „wenn Sie mir die Soldaten der Armee von Italien wiedergeben!" — Der Kaiser nahm diese Antwort nicht übel, obgleich er verstand, daß Augereau damit auf den ungeheueren Menschenverlust anspielte, den Napoleon's Kriegslust verursacht hatte. Denn seit der Schlacht bei Castiglione waren erst siebenzehn Jahre verflossen, aber nur noch in der alten Garde einige Ueberreste

*) Augereau hatte wegen des hohen Muthes, welchen er in dieser Schlacht (2. August 1796) bewies, den Herzogstitel erhalten.

von jenen tapferen Schaaren vorhanden. — Napoleon ließ sich dann über seine Brüder aus, die er nach seiner Meinung zu sehr begünstigt hatte. „Mein Schwiegervater, der Kaiser Franz," setzte er hinzu, „hat mich deshalb mehr wie einmal getadelt." — Plötzlich wandte er sich an Murat, und klagte denselben der Absicht, ihn bei vorkommender Gelegenheit zu verlassen, an. Murat sträubte sich wegen dieser Beschuldigung, und versicherte seine Treue. Aber Napoleon, der, wenn er nicht von Leidenschaft verblendet war, eben so viel Scharfblick als Thatkraft besaß, hatte seinen Schwager richtig errathen. „Es wäre besser für mich," sagte der Kaiser, „wenn ich Sie, wie Eugen, nur zum Vicekönig gemacht hätte. Dann würden Sie nicht in die Versuchung gerathen, mich aufzugeben, um sich selbst zu retten. So aber denken Sie vor Allem an Ihre eigene Krone!" — Abgesehen von der Ueberraschung, welche diese Aeußerungen unter den Anwesenden verursachten, so war ihnen auch der Ton der Milde neu, von welchem sie begleitet waren. Denn Napoleon hatte mehr das Ansehen, Das vorauszusagen, was kommen sollte, als Jemand daraus einen Vorwurf zu machen. Von dieser Zeit an war es nicht selten, daß er von seinen Angelegenheiten mit derselben Unbefangenheit wie von fremden Dingen sprach. Sei es, daß seine drangvolle Lage ihn zu Mittheilungen mehr als sonst aufforderte, und seinen Umgebungen zugänglicher machte, oder daß diese ahnten, daß es mit dem außerordentlichen Manne zu Ende zu gehen anfing, es ist Alles, was er damals sagte und that, mit mehr Aufmerksamkeit als zur Zeit seines Glückes beobachtet worden.

Das Schicksal Europa's sollte auf den Feldern von Leipzig entschieden werden. Die Franzosen hatten zuerst ihre Stellung daselbst genommen, aber von allen Seiten trafen Oesterreicher, Preußen, Russen, Schweden, wie nach einem Ziele im Wettlaufe, zusammen. Am 14. Oktober bestand Murat bei Liebertwolkwitz ein großartiges, aber unentschieden gebliebenes Reitergefecht. Napoleon besichtigte am 15. Oktober die Stellungen seiner Truppen, theilte Adler an die neugebildeten Regimenter aus, und feuerte die Soldaten zum bevorstehenden Kampfe an. Er schloß seine Anreden mehrmals mit den Worten: „Schlagt Euch tapfer! Denn auf der Spitze Eurer Bayonette tragt Ihr das Wohl und Wehe Eures Vaterlandes!" —

Am 16. Oktober begann der Kampf um 9 Uhr Morgens und dauerte bis zum Abend fort. Die Streitkräfte waren an diesem Tage auf beiden Seiten ziemlich gleich, 120,000 Mann, aber die Verbündeten, an Reiterei, wie gewöhnlich, stärker als die Franzosen. Napoleon hatte

seine Stellung im Dorfe Wachau genommen. Ein stürmischer Angriff Murat's an der Spitze von 8000 Reitern bedrohte das feindliche Centrum, wo sich Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. befanden, wurde aber von den Gardekosaken unter Orlow-Denisof aufgehalten, denen bald mehr russische und preußische Kavallerie zu Hülfe kam. Markkleeberg wurde von den Preußen mehrmals genommen und verloren, blieb aber am Abend in ihrem Besitz. Augereau und Poniatowski hielten bei Konnewitz und Lösnitz unerschütterlich Stand. Gegen Abend ward der österreichische General Meerveldt, nachdem er bei Dölitz über die Pleiße gesetzt war, von der Garde unter Curial überwältigt und mit seinem Korps gefangen genommen. Meerveldt, welcher Napoleon noch von Campo Formio her bekannt war, wurde in der Nacht zu ihm geführt, und mit einer Sendung an den Kaiser Franz beauftragt. Er sollte den Verbündeten in Napoleon's Namen Waffenstillstand anbieten, wogegen dieser die Abtretung der illyrischen Provinzen, die Auflösung des Rheinbundes, des Herzogthums Warschau und den Rückzug über den Rhein anbot. Ueber Holland und die Hansestädte werde beim allgemeinen Frieden unterhandelt werden. Meerveldt begab sich nach dem Hauptquartier der Verbündeten, aber Napoleon empfing keine Antwort auf seine Anträge. Den einzigen bedeutenden Vortheil trug an diesem Tage das Yorck'sche Korps bei Möckern über Marmont davon, der nach hartnäckigem Widerstande, mit Verlust von 2000 Gefangenen, zum Rückzuge gezwungen wurde. Das Gefecht bei Möckern, Yorck's größte militairische That, war, die Zahl der Kämpfenden in Betracht gezogen, das blutigste Gefecht in dem ganzen Feldzuge. Von beiden Seiten war mit so gleicher und unübertrefflicher Tapferkeit gefochten worden, daß vorauszusehen war, nur die Ueberlegenheit an Zahl werde zuletzt den Ausschlag geben.

Am 17. Oktober ruhte der große Kampf. Es fielen nur einige unbedeutende Gefechte vor. Aber den Verbündeten kamen über 100,000 Mann Verstärkungen zu. Die Nordarmee traf um Mittag auf den Höhen von Breitenfeld, Benningsen's Reservearmee*) bei Nannhof und Seifartshayn ein. So füllte sich der bisher offen gebliebene Raum vom rechten Flügel der böhmischen Armee nach der schlesischen hin. Das französische Heer ward nur durch das Reynier'sche Korps (12,000 M.)

*) Sie wird gewöhnlich in den Kriegsberichten jener Zeit „die polnische Armee" genannt, nicht als ob sie aus Polen bestanden hätte, sondern weil ihre Bestandtheile im Herzogthum Warschau zusammengezogen worden.

verstärkt. Napoleon ist von Kriegskennern immer getadelt worden, daß er nicht am 17. Oktober gegen Abend, als auf Meerveldt's Sendung keine Antwort eingelaufen war, den Rückzug antrat. Er hätte in diesem Falle ein Heer von 120,000 Mann mit 500 Kanonen nach Frankreich zurückgebracht. Aber es war ihm unmöglich, ohne das Letzte und Aeußerste gewagt zu haben, sich in die Rolle des Besiegten zu finden.

Napoleon begriff die ganze Größe der Gefahr, welche sich über ihm zusammenzog, zu spät. Vergebens hatte er Gouvion St. Cyr's Anzug von Dresden her erwartet. Als er erfuhr, daß das Nordheer und die Armee unter Bennigsen in die Schlachtlinie der Verbündeten eingerückt war, konnte er seine Streitkräfte nicht mehr zurückziehen, und mußte den Kampf unter ungünstigen Bedingungen annehmen. Er war in düsterer Stimmung, hatte die Nacht über keine Ruhe gehabt, und sein Zelt schon um 2 Uhr Morgens verlassen.

Am 18. Oktober standen 290,000 Verbündete 130,000 Franzosen gegenüber. Am Heißesten wüthete der Kampf in und um das Dorf Probsthayda, das viermal von den Russen und Preußen genommen und wieder verloren wurde. Allein bei dem Kampfe um ein anderes Dorf, Schönfeld, fielen 5000 Mann. Allmälig wurden die Franzosen aus allen ihren Stellungen, obgleich immer erst nach dem hartnäckigsten Widerstande, zurückgedrängt. Zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags gingen die Sachsen und Würtemberger, welche noch auf französischer Seite standen, 7600 Mann mit 38 Kanonen, zu den Verbündeten über. Gegen Abend waren die Streitkräfte Napoleon's der Erschöpfung nahe, dagegen 100,000 Mann von den Verbündeten noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Napoleon konnte sich die Nothwendigkeit eines Rückzuges nicht länger verhehlen, und gab, als es dunkel geworden, den betreffenden Befehl. Seine Artillerie war nur noch mit 16,000 Schüssen versehen. Er hatte sich in dieser Schlacht persönlich sehr ausgesetzt, und war, während des stärksten Kanonenfeuers, an den vordersten Reihen, seine Krieger durch seine Gegenwart ermunternd, vorübergeflogen. Er ließ sich, als der Kampf beendigt war, auf einem hölzernen Schemel, der aus einer benachbarten Bauernhütte herbeigetragen worden, an einem Wachtfeuer nieder, und schlummerte eine Viertelstunde lang. Als er erwachte, sprach aus seinen Blicken der Gedanke an die Veränderung, welche in seiner Lage vorgegangen war. Sein Gefolge stand stumm und traurig um ihn her. Zwei Granaten waren nach einander in das Feuer eingeschlagen, an welchem er saß. Er betrachtete sinnend die Kugeln, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen. Seine geistige Kraft schien so un-

erschöpflich zu sein, daß er, um 8 Uhr Abends nach Leipzig zurückgekehrt, nach den Mühen dieses Schlachttages, noch bis tief in die Nacht mit seinem Minister des Auswärtigen arbeitete.

Die verschiedenen Gefechte, bei Wachau, Möckern, Lindenau u. s. w., welche zusammen die Schlacht von Leipzig, und weil Deutsche, Russen, Schweden, Magyaren, Czechen, Kroaten, Franzosen, Italiener, Polen, Holländer in ihr fochten, auch die Völkerschlacht genannt worden, sind der mit den größten Massen seit Erfindung des Schießpulvers geführte Kampf gewesen. Es hat aber in ihr, allerdings nicht durchaus, aber im Vergleich zu vielen anderen von und gegen Napoleon gelieferten Gefechten, mehr ein wildes Aufeinanderstoßen, als ein tief durchdachter, und allgemein angewandter Plan stattgefunden. Diese große Schlacht ist von Napoleon mit weniger Kunst als die bei Austerlitz, Wagram, Dresden geführt worden, und bei den Verbündeten hat sich der Oberbefehl noch weniger fühlbar gemacht. Einzelne Generale, wie Yorck bei Möckern, haben Großes geleistet, sonst aber ist von der Ausdauer und Tapferkeit der Truppen, verbunden mit der Ueberlegenheit an Zahl, der Ausschlag gegeben worden. Auf französischer Seite verdient besonders der General Maison*) genannt zu werden, der, am Morgen des 16. Oktobers seine Linien durchreitend, zu den Soldaten sagte: „Es schlägt jetzt die Stunde der Entscheidung für Frankreich. Heute Abend müssen wir Sieger oder Alle todt sein!" — Es war dies keine rhetorische Phrase. Denn Fünfsechstheile der Maison'schen Division fielen, er selbst ward verwundet, und es wurden ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen.

Die zweitausend Kanonen, welche bei Leipzig gegen einander spielten, haben wenigstens eine halbe Million Schüsse gethan, und die Schüsse des kleinen Gewehrs sind gar nicht zu berechnen. Dennoch ist die Schlacht bei Leipzig, im Vergleich zu der Zahl der Streiter, weniger blutig als die bei Borodino gewesen, weil in ersterer viel in und um Dörfer, in letzterer meist im freien Felde und auf einem engen Raume gefochten wurde.

Es hat in der älteren und neueren Geschichte Schlachten gegeben, welche einen tieferen**) und allgemeineren Einfluß auf das Geschick der

*) Maison kommandirte später die französische Expedition, welche Morea von Ibrahim Pascha befreite. Er wurde von Karl X. zum Marschall von Frankreich ernannt, und war unter Ludwig Philipp I. Kriegsminister und Botschafter in St. Petersburg.

**) In den Schlachten von Marathon und Salamis, in denen auf den catalaunischen Feldern (Chalons) und bei Tours wurde Europa vor der Ueberflu-

Menschheit oder wenigstens Europa's, als die Schlacht von Leipzig ausgeübt haben. Diese steht aber als die bedeutendste unter denen da, welche seit 1800 Jahren auf deutschem Grund und Boden geschlagen worden sind. Sie kann in dieser Beziehung nur mit der zwischen Arminius und Varus verglichen werden. In beiden wurde das deutsche Volksthum gerettet, und eine weitere Entwickelung desselben möglich gemacht. Wie es zur Zeit der römischen Gewaltherrschaft vornehmlich die Cherusker waren, welche den Kampf für das Dasein der Gesammtheit unternahmen, eben so ist in unseren Tagen Deutschland von der fremden Eroberung durch die Preußen befreit worden. Kein anderer deutscher Stamm würde dazu in demselben Maße die Mittel und den Willen besessen haben. Die Schlacht von Leipzig ist allerdings nicht einzig von Preußen gewonnen worden. Aber ohne den begeisterten Aufschwung dieses Volkes und seine heldenmüthigen Anstrengungen, wäre es zu einem solchen Kampfe gar nicht gekommen, würden die Russen sehr bald in ihre Heimath zurückgekehrt sein, und Oesterreich sich nicht gegen Napoleon erklärt haben. Eine längere Fortdauer der französischen Herrschaft würde ohne Zweifel der deutschen Nationalität unheilbare Wunden geschlagen haben. Es kann von keinem Unparteiischen und Kundigen geläugnet werden, daß 1813 das Zeichen zur Befreiung Deutschlands von den Preußen gegeben wurde, und ohne sie nicht erfolgt sein würde. Es steht zu erwarten, daß auch der Anstoß zu der nothwendigen Ergänzung dieser Befreiung, die Wiederherstellung der Einheit des zerrissenen Vaterlandes, einst von derselben Seite her ausgehen wird.

Schon in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober waren einzelne Abtheilungen des französischen Heeres von Leipzig nach Lützen gezogen. Als der Morgen des 19. anbrach, verließen die Franzosen alle Stellungen, welche sie auf der Wahlstatt noch inne hatten. Aber der Umkreis der Vorstädte sollte auf Napoleon's Befehl so lange behauptet werden, bis sein Heer Leipzig im Rücken haben würde. Um 8 Uhr begab sich der Kaiser zum Könige von Sachsen, bei dem er eine Stunde blieb, ihm selbst rieth, sich mit den Verbündeten auszusöhnen, und versprach, auf keinen Frieden, ohne Rücksicht auf Sachsen, einzugehen. Um 9 Uhr verließ er Leipzig und wandte sich nach Lindenau. Er hatte die Vertheidigung Leipzigs dem Marschall Macdonald übertragen, und ihm die Ueberreste der Korps von Lauriston, Poniatowski und Reynier zur Verfügung ge-

---

thung durch den Orient bewahrt, und die Grundlage der modernen Civilisation, die griechisch-römische Bildung und das Christenthum, gerettet.

stellt. Leipzig müsse, so lautete seine Weisung, so lange gehalten werden, bis die Korps unter Ney und Marmont über die Elster gegangen sein würden. Dann sollte Macdonald folgen und die Brücke in die Luft sprengen.

Die Franzosen wehrten sich hartnäckig. Die Altstadt von Leipzig war damals mit starken Mauern umgeben, durch welche Thore führten, die mit Thürmen versehen waren. Vor den Mauern lag ein Graben, und jenseits ein Wall. Alle schwachen oder schadhaften Stellen waren von den Franzosen mit Schanzen versehen, und die Thore und Oeffnungen der Vorstädte durch Barrikaden, spanische Reiter, Baumstämme und umgestürzte Wagen verrammelt worden. Erst um 1 Uhr Mittags konnten die Verbündeten nach vielem Blutvergießen in das Innere der Stadt eindringen. Bei der Vertheidigung hatte sich das polnische Korps unter Dombrowski, bei dem Angriffe die ostpreußische Landwehr am Meisten hervorgethan.

Napoleon hatte es am Tage vorher absichtlich vernachlässigt, die nöthigen Brücken zum Uebergange des Heeres schlagen zu lassen, um dasselbe nicht durch diese Hindeutung auf einen möglichen Rückzug während des Gefechts zu entmuthigen. Diese Versäumniß verstärkte für die Franzosen die Folgen ihrer Niederlage. Der bei der Brücke kommandirende Ingenieur-Oberst Montfort begab sich nach Lindenau zu dem Fürsten von Neufchatel, um von ihm eine nähere Anweisung, wann die Brücke in die Luft gesprengt werden sollte, zu erhalten. Er ließ einem Sappeur-Korporal den Befehl zurück, das Werk der Zerstörung zu vollbringen, sobald der Feind herangezogen sein würde. Als sich nun in der Zwischenzeit, ehe Montfort zurückgekehrt war, russische Scharfschützen in der Nähe zeigten, glaubte der Korporal, es sei der ihm bezeichnete Augenblick gekommen, und sprengte die Brücke in die Luft. Es geschah dies gegen 1 Uhr Mittags. In Folge dessen fielen noch 12,000 kampffähige Soldaten mit 60 Kanonen in die Gewalt der Verbündeten. Lauriston und Reynier wurden mit mehren anderen Divisions- und Brigadegeneralen, unter ihnen mehre Deutsche und Polen, gefangen genommen. Macdonald kam glücklich durch die Elster, der Chef seines Generalstabes, Dumoustier, ertrank an seiner Seite. Dasselbe begegnete Tausenden von Soldaten, welche sich lieber dem Tode aussetzen als sich ergeben wollten. Das edelste und berühmteste Opfer dieses Tages war Joseph Poniatowski, der, schon schwer verwundet, sich auf einem scheuen Pferde in die Elster stürzte, und nicht wieder zum Vorschein kam. Seine Vaterlandsliebe, sein Heldenmuth und seine männliche Schönheit hatten ihm im höchsten Grade die Liebe und Bewunderung seiner Landsleute

und die Achtung der Fremden verschafft. Er war am Abend des 16. Oktobers von Napoleon zum Marschall von Frankreich, was er schon viel früher verdient hätte, ernannt worden. Wenn der französische Kaiser geneigt gewesen wäre, den Eingebungen einer gesunden und ihm selbst nützlichen Politik zu folgen, so würde er 1812 das Königreich Polen in der Person dieses eben so durch seinen Namen als seine Eigenschaften ausgezeichneten Mannes wiederhergestellt haben. Poniatowski würde Napoleon treuer als dessen eigene Verwandten gewesen sein.

Napoleon verlor in der Schlacht von Leipzig an Todten und Verwundeten 30,000, an Gefangenen 15,000 Mann. In den Lazarethen ließ er 23,000 Mann, unter ihnen 27 Generale und 3000 Officiere, zurück. Macdonald, Ney, Marmont, Souham, Latour-Maubourg, Pajol, Sebastiani waren verwundet. Lauriston und Reynier geriethen verwundet in Gefangenschaft. — Die Verbündeten büßten an Todten und Verwundeten über 45,000 Mann, unter ihnen ebenfalls viele Generale, obgleich Niemand von berühmtem Namen, ein.

Die Nachricht von dem großen Siege erregte in ganz Norddeutschland eine stürmische Freude, von der bis an die russische Gränze hin kein Dorf unberührt blieb. Damals hätte, nach dem Gelingen der Befreiung vom äußeren Feinde, das Werk der inneren Wiederherstellung, wenn eine geeignete Persönlichkeit dazu vorhanden gewesen wäre, mit Erfolg begonnen werden können. Dieser kostbare Moment ging aber unbenutzt vorüber. Deutschland kam von dem fremden Joche los, erwarb aber in seinem Innern weder Einheit noch Freiheit. Die kriegerischen Tugenden, welche das deutsche Volk in jener Zeit in so reichem Maße entwickelte, waren von keinem staatlichen Bewußtsein, von keinem Gedanken an die Zukunft begleitet, und konnten deshalb auch keine reifen und vollständigen Früchte tragen.

Die französische Armee war während der ersten Tage des Rückzuges in einer Art von Auflösung begriffen, und es wäre den Verbündeten leicht gewesen, ihr noch große Verluste beizubringen. Blücher erbot sich, mit einem Theile der zahlreichen, jetzt fast unbeschäftigten Reiterei Napoleon schleunigst nachzusetzen und ihm keine Ruhe zu lassen. Schwarzenberg's methodischer und langsamer Sinn widerstrebte solcher Kühnheit. Er besorgte, daß Napoleon noch immer stark genug sei, um gegen die ihm zu hitzig Nachsetzenden einen schweren Schlag zu führen, und wollte sich dieser Möglichkeit nicht aussetzen. Die Streitkräfte der Verbündeten theilten sich. Der österreichische General Klenau wurde mit 45,000 Mann zur Einschließung Gouvion St. Cyr's gegen Dresden entsandt.

Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zog nach Niedersachsen. Der österreichische General Giulay, welcher die Saalbrücke bei Kösen mit dem dortigen Engpasse besetzen sollte, blieb hinter seiner Aufgabe zurück. Aber Yorck, der über Halle und Merseburg herbeigeeilt war, griff die Franzosen, als sie am 21. Oktober bei Freiburg über die Unstrut setzten, heftig an, und brachte ihnen einen ansehnlichen Verlust bei. In Erfurt gönnte Napoleon seiner Armee drei Ruhetage, versah sich in den dortigen Magazinen mit Waffen und Schießbedarf, und führte in seinen zerrütteten Schaaren wieder einige Haltung und Ordnung ein.

Napoleon war jetzt, im Gegensatz zu seinem Betragen während des Rückzuges aus Rußland, wo er sich unzufrieden, reizbar und verschlossen zeigte, gegen seine Umgebungen offen und mild, und schien des Trostes seiner Getreuen zu bedürfen. Während er früher jede Erörterung vermied oder ablehnte, rief er jetzt die Erinnerung an das Vorgefallene, und abweichende Aeußerungen über Das, was hätte geschehen sollen, selbst hervor. In Erfurt stand ihm eine Trennung bevor, die ihn in seiner gegenwärtigen Stimmung empfindlich berührte. Murat verabschiedete sich daselbst von ihm (24. Oktober), um nach Neapel zurückzukehren. Der Kaiser konnte den Gründen seines Schwagers, der es für nothwendig erklärte, mit seiner ganzen Macht zur Vertheidigung Italiens gegen die Oesterreicher beizutragen, nichts entgegensetzen. Derselbe hatte in diesem Feldzuge sein großes Talent als Kavalleriegeneral bewährt, aber das Unglück, welches aus Napoleon's Gesammtstellung hervorging, nicht abwenden können. Es gab jetzt keine zahlreiche Reiterei mehr zu führen, und Murat hätte fortan dem Kaiser keine erheblichen Dienste leisten können. Denn es waren nicht die höheren Befehlshaber, sondern die Soldaten, an welchen es zu fehlen anfing. Obgleich Napoleon den Fall vorauszusehen schien, wo sein Schwager, um seine Krone für sich und seine Familie zu erhalten, sich mit den Verbündeten aussöhnen könne, so nahm er doch mit großer Herzlichkeit von ihm Abschied. Er umarmte diesen vieljährigen Zeugen seines Ruhmes, und Gefährten seiner schönsten Jahre zu wiederholten Malen mit einer Bewegung, als ahnte er ihr beiderseitiges Schicksal. In der That vergingen nicht zwei Jahre, ohne daß sich Napoleon in der Verbannung auf dem fernen St. Helena befand, und Murat in Pizzo unter den Kugeln seiner ehemaligen Unterthanen endigte.

Das nächste Ergebniß der Schlacht von Leipzig war der Abfall der Rheinbundsfürsten von dem französischen Protektorat. Es geschah dies aber keineswegs aus Liebe für die deutsche Sache, oder aus einem Gefühl der Pflicht gegen den nationalen Verband, welchem dieselben von

der Natur und Geschichte zugetheilt worden. Sie wollten damit nur die Integrität ihrer Territorien und die absolute Souverainetät, welche sie durch Napoleon erlangt hatten, retten. So lange dieser glücklich gewesen, waren sie ihm treu geblieben, allerdings nicht aus Anhänglichkeit an ihn, sondern weil er sie, bei regelmäßiger Stellung ihrer Kontingente, im Uebrigen im Innern ihrer Staaten unumschränkt walten ließ. Die Fortdauer dieses Zustandes hofften die Rheinbundsfürsten jetzt durch Oesterreichs Vermittelung gesichert zu sehen, indem sie erachteten, daß demselben der Gedanke an eine Einheit und Volksthümlichkeit Deutschlands, von welcher Preußen den natürlichen Kern ausgemacht hätte, noch gefährlicher und verhaßter als die Napoleonische Suprematie erschien, und daß es die Zerrissenheit der deutschen Nation in eine Menge von Staaten zu seiner eigenen Größe für nothwendig hielt.

Bayern wankte schon während des Waffenstillstandes in seiner Treue gegen Napoleon. Die Möglichkeit, daß diesem das Kriegsglück wieder lächeln könne, hielt es jedoch von einem offenen Bruche zurück. Der König Maximilian Joseph hatte, seitdem Oesterreich der Koalition gegen Frankreich beigetreten, eine Armee von 35,000 Mann an der österreichischen Gränze aufgestellt, um einen Einfall in seine Staaten abzuwehren. Als es aber nicht länger zweifelhaft war, daß Napoleon, nach den wiederholten Niederlagen seiner Marschälle, von Groß-Beeren an bis Dennewitz, sich in Deutschland nicht lange mehr halten werde, und die gegen ihn in Bewegung gesetzten Streitkräfte täglich zunahmen, glaubte Bayern nicht länger zögern zu dürfen. Es schloß am 8. Oktober mit Oesterreich den Vertrag von Ried ab, in welchem ihm der Besitz seiner Länder, und, im Falle einzelner Abtretungen, dafür angemessener Ersatz zugesichert wurde. Das österreichische Kabinet übernahm es, diese Uebereinkunft von den übrigen Verbündeten anerkennen zu lassen. Oesterreich hatte, bei der Besorgniß vor Napoleon's militairischem Genie, und den Hülfsmitteln, welche ihm noch zu Gebot standen, auf Bayerns Anschluß einen großen Werth gelegt. Um dies zu zeigen, vereinigte es 20,000 Mann von seinen eigenen Truppen mit dem bayerischen Korps unter dem General der Kavallerie, Grafen von Wrede, und ließ diesem den Oberbefehl. Die bayerisch-österreichische Armee sollte, während die Franzosen noch in Sachsen standen, in deren Rücken operiren. Nach der Schlacht von Leipzig erhielt diese verbündete Macht die Bestimmung, Napoleon auf seinem Rückzuge aufzuhalten, und wo möglich vom Rhein abzuschneiden. Wrede, der persönlich sehr tapfer war, und sich während der französischen Kriege zu einem tüchtigen Divisionsgeneral ausgebildet

hatte, besaß jedoch kein eigentliches Feldherrntalent, und vermochte es nicht, eine Armee selbstständig, besonders einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber, zu führen. Er wurde, nachdem er mehre strategische Fehlgriffe begangen, am 30. Oktober bei Hanau gänzlich geschlagen, und selbst verwundet. Drouet's Artillerie und Sebastiani's Dragoner hatten an diesem Tage den militairischen Ruf der Franzosen aufrecht erhalten. Am 2. November kam Napoleon mit ungefähr 60,000 Mann, von denen aber nur die Hälfte kampffähig war, und sehr viele den Keim zu Krankheiten in sich trugen, in Mainz an, von wo er am 7. Novbr. in Paris eintraf. — Die Zahl der Gefangenen, welche die französische Armee seit Anfang des Feldzuges eingebüßt hatte, wird auf 187,462 Mann, der verlorenen Kanonen auf 900, der Munitions- und Bagagewagen auf 2951 angegeben.

Napoleon's Glück und Macht neigten sich offenbar ihrem Ende entgegen. Bei seinem verunglückten Unternehmen gegen Rußland konnte von ihm Alles auf Rechnung des Klima's gesetzt werden. Auch war die französische Armee von den Russen nie in einer eigentlichen Schlacht besiegt worden. Mit dem Feldzuge von 1813 verhielt es sich aber anders. Nachdem Napoleon's Unterfeldherren zu wiederholten Malen geschlagen worden, hatte er endlich selbst eine entscheidende Niederlage erlitten. Zum zweiten Mal kam er ohne Heer nach Frankreich zurück.

Die französische Herrschaft in Deutschland hörte mit der Schlacht von Leipzig thatsächlich auf, bald verschwand sie auch der Form nach. Bayern hatte sich durch den Vertrag von Ried gegen Napoleon erklärt. Der König von Westphalen war entflohen, der Kurfürst von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und Oldenburg kehrten in ihre Staaten zurück. Der Herzog von Cumberland nahm Hannover für Großbrittanien in Besitz. Bis zum 2. December traten alle noch übrigen Rheinbundsstaaten zu den Verbündeten über. Die Anerbietungen zu Unterhandlungen von Seiten des Königs von Sachsen, des Großherzoges von Frankfurt, der Fürsten von Isenburg und Leyen wurden, weil sie sich zu sehr als Anhänger Napoleon's gezeigt haben sollten, zurückgewiesen. Ihr Regierungsrecht ward nicht anerkannt, und über ihr Schicksal sollte später entschieden werden. Indessen hatte Niemand dem französischen Kaiser eifriger als der König von Würtemberg gedient, der im vollen Genusse seiner alten und neuen Gebiete blieb. Gleichwohl war er es gewesen, von dem Napoleon über die Absicht Bayerns, sich an Oesterreich anzuschließen, zuerst unterrichtet wurde.

Die in der Proklamation von Kalisch den Deutschen gemachten Versprechungen auf Errichtung eines national-deutschen Verbandes, auf

Wiederherstellung eines deutschen Reiches, zu dessen Verfassung nicht nur die Fürsten, sondern auch die Völker mitwirken sollten, hatten schon durch den Beitritt Oesterreichs zur Koalition einen schweren Stoß erlitten. Nach der Schlacht von Leipzig wurde von den im Frühling 1813 ausgesprochenen Grundsätzen nichts mehr vernommen. Dieselben waren wie verklungen, wurden später sogar geradezu abgeläugnet, und diejenigen, welche an sie erinnerten, mit Mißtrauen und als Unruhestifter betrachtet. Die ehemaligen Rheinbundsfürsten behielten die unumschränkte Gewalt im Inneren ihrer Gebiete, und wurden nur, wie vorher für, so jetzt gegen Napoleon, zur Stellung von Kontingenten verpflichtet. Mit den von dem Eroberer früher aufgehobenen, jetzt wieder eingesetzten Regierungen kehrten auch die alten Mißbräuche zurück. In den hannoverschen Landen wurde sogar die Tortur wieder hergestellt. Am Eigenmächtigsten verfuhr der Churfürst von Hessen, welcher alle seit seiner Entfernung geschehenen Ernennungen und getroffenen Maßregeln aufhob, die Verkäufe von Staatsgütern für ungültig erklärte, und dadurch viele Familien um das rechtmäßig Erworbene brachte. Selbst davon abgesehen, daß ein Fürst, der außer Stande ist, seine Unterthanen zu schützen, auch keinen Gehorsam von ihnen verlangen kann, so hätten Preußen, Oesterreich, Rußland, von welchen das Königreich Westphalen anerkannt worden, dem Churfürsten von Hessen, der blos durch ihre Macht wieder eingesetzt worden, keine solche Willkühr verstatten sollen.

Aus diesen und ähnlichen Erscheinungen geht hervor, wie schnell der Geist, in welchem anfänglich der Kampf gegen den Eroberer unternommen worden, zu verschwinden anfing. Das Vergessen der früher gemachten Versprechungen nahm, je mehr man sich von dieser Epoche entfernte, um so rascher zu, und es ward klar, daß mit der Abschüttelung der fremden Herrschaft nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der ursprünglich gestellten Aufgabe erfüllt wurde.

Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. hatten, als sie sich im Frühjahr 1813 als die Wiederhersteller Deutschlands ankündigten, eine oberste Behörde für dasselbe, unter dem Namen „Centralgewalt für Deutschland", eingesetzt. Dieselbe sollte die Organisation der deutschen Lande in die Hand nehmen. In diesem Sinne war ein so bedeutender und volksthümlicher Mann, wie der ehemalige preußische Minister von Stein, an ihre Spitze gestellt, und ihr zum Amtssiegel der alte deutsche Reichsadler verliehen worden. Bis zur Schlacht von Leipzig hatte die Centralverwaltung, da der größte Theil Deutschlands noch unter französischer Botmäßigkeit stand, nur einen geringen Wirkungskreis besessen.

Da später die Rheinbundsfürsten ohne Bedingung in das Bündniß gegen Napoleon aufgenommen wurden, und die vertrieben gewesenen deutschen Fürsten eben so bedingungslos in ihre Staaten zurückkehrten, so ging der ursprüngliche Zweck dieser Behörde vollkommen verloren. Es wurden ihr nur die für den Augenblick herrenlos gewordenen Länder, wie das Königreich Sachsen, der Distrikt von Erfurt, Berg, Frankfurt, Fulda, zu welchen 1814 die überrheinisch-deutschen Gebiete hinzukamen, zur Verwaltung übergeben. Preußen und Rußland duldeten es sogar, daß die ehemaligen Rheinbundsfürsten diese Behörde gar nicht anerkannten, und selbst deren nothwendigsten Anordnungen, wie der Errichtung von Lazarethen zur Unterbringung verwundeter und kranker Krieger, innerhalb ihrer Gebiete alle möglichen Hindernisse entgegensetzten. Das dynastische Sonderinteresse, welchem das deutsche Volk zum Opfer gefallen, und durch welche dasselbe als eine politische Gesammtheit aufgehört hatte, die damit zusammenhängende Kleinstaaterei, und der alles öffentliche Leben niederhaltende Partikularismus waren demnach, ungeachtet der Befreiung von der fremden Herrschaft, fortbestehen geblieben. Indessen war durch die Vertreibung der Franzosen immer der erste, unentbehrliche Schritt zur Wiederbelebung des Nationalgefühls gethan worden, auf welchem Grund eine glücklichere Zeit fortbauen konnte.

Napoleon hatte, seitdem von ihm in Deutschland und Polen Fuß gefaßt worden, vom Rhein bis zur Weichsel, eine große Menge in fremden Gebieten liegender Festungen besetzt. Selbst als es ihm, nach dem Rückzuge aus Rußland, bei einer einigermaßen unparteiischen Betrachtung seiner Lage, einleuchten mußte, daß er seine ganze frühere Macht nicht mehr wiedererwerben konnte, zog er diese zum Theil von der französischen Gränze weit entfernten Garnisonen nicht zurück. Er gab nicht die Hoffnung auf, den alten Einfluß durch einige gewonnene Schlachten seiner ganzen Ausdehnung nach wiederherzustellen, und dazu sollten ihm jene vorgeschobenen Posten behülflich sein. Dieses hartnäckige Behaupten Dessen, was er einmal erworben, trug zu seinem Falle bei. Er hatte in den fremden Festungen zur Zeit des Waffenstillstandes über 100,000 altgediente Soldaten stehen, die ihm auf dem Schlachtfelde treffliche Dienste geleistet, und seine Vertreibung aus Deutschland sehr erschwert, vielleicht ganz unmöglich gemacht haben würden. Die Besatzungen fielen nach und nach in die Gewalt seiner Feinde, ohne ihm irgend einen erheblichen Dienst geleistet zu haben. Denn die Verbündeten wandten verhältnißmäßig nur geringe Streitkräfte zu der Einschließung dieser Festungen an.

Zunächst war es das Armeekorps unter Gouvion St. Cyr in Dresden, welches für Napoleon verloren ging. Derselbe hatte, als er den Marschall in der sächsischen Hauptstadt ließ, geglaubt, diesen Punkt, behufs des Ueberganges über die Elbe, um der böhmischen Armee in den Rücken zu fallen, stark besetzt halten zu müssen. Als er an der Ausführung dieses Planes gehindert wurde, und Dresden nicht wieder berührte, versäumte er es, Gouvion St. Cyr zur rechten Zeit abzurufen. Ein später zu diesem Zweck abgesandter Befehl langte in Dresden nicht an. Vergebens wartete er auf dieses Korps während der Schlacht von Leipzig. Der Marschall sah sich endlich, aus Mangel an Lebensmitteln, zu einer Uebereinkunft mit dem österreichischen General Klenau, welche ihm freien Abzug, gegen Ablieferung der Waffen, gewährte, genöthigt. Die verbündeten Monarchen bestätigten aber diese Kapitulation nicht, und Gouvion St. Cyr, der auf dem Rückmarsch schon bis Altenburg gekommen war, gerieth mit 33,744 Soldaten und 1759 Officieren in Kriegsgefangenschaft. Unter den gefangenen Generalen befand sich Mouton Graf von der Lobau, dessen vielversprechende Dienste seinem Kaiser demnach für die übrige Zeit des Krieges entgingen.

Napoleon hatte während des Waffenstillstandes seinen Adjutanten, den Divisionsgeneral Grafen Louis von Narbonne, zum Gouverneur von Torgau ernannt, eine nicht ganz geeignete Stellung für Jemand, der 1792 schon Kriegsminister gewesen. Narbonne, welcher den Rückzug aus Rußland glücklich zurückgelegt, und während der größten Drangsale eine unerschütterliche Ruhe und Fassung dargethan hatte, erlag, der Heimath und dem Schauplatz seiner Jugend so fern, an einem bösartigen Fieber. Sein Nachfolger im Kommando, General Dutaillis, fiel mit der Besatzung in Kriegsgefangenschaft (26. December). Dasselbe Schicksal hatten die französischen Besatzungen in Stettin, Danzig, Zamosc, Modlin. In diesen Festungen hatte Napoleon 58,000 M. stehen gehabt. Wittenberg wurde am 12. Januar 1814 von den Preußen unter Tauenzien mit Sturm genommen. Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wesel, Hamburg, die Citadellen von Erfurt und Würzburg hielten sich bis zu Napoleon's Sturz. Zur Behauptung Hamburgs allein hatte Napoleon 40,000 von seinen besten Truppen aufgewandt. Anstatt seine nach dem russischen Feldzuge ohnedies so geschwächte Macht für das Schlachtfeld zusammenzuhalten, hatte er sie, in unbegreiflicher Verblendung, in so vielen festen Plätzen zersplittert, von denen auch nicht ein einziger von wesentlichem Einfluß auf die Führung des Krieges gewesen ist.

Der Kronprinz von Schweden war, von Leipzig aus, mit der Nord-

armee nach dem Hannöverschen gezogen. Bei Göttingen trennten sich Bülow, Borstell, Winzingerode von ihm, und zogen nordwestwärts zur Befreiung Hollands ab, während Karl Johann sich gegen Holstein hin wandte. Die Verbündeten wurden von den Holländern, welche der französischen Herrschaft, durch die sie, das seefahrendste aller Völker, ganz vom Meere ausgeschlossen wurden, auf das Aeußerste abgeneigt waren, mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Der kaiserliche Generalgouverneur Lebrun, Herzog von Piacenza, mußte am 18. November Amsterdam verlassen. Ueberall wurden unter dem Ruf: „Es lebe Oranien!" die französischen Behörden abgesetzt. Am 24. November zogen die ersten Kosaken daselbst ein. Der tapfere und glückliche Bülow, der Held von Groß-Beeren und Dennewitz, nahm am 30. November Arnheim mit Sturm, und ward in Amsterdam als Befreier begrüßt. Am 2. December landete der Prinz Wilhelm von Oranien an derselben Stelle (Scheveningen), wo er sich achtzehn Jahre vorher mit seinem Vater, dem damaligen Erbstatthalter, nach England eingeschifft hatte. Ueberall wichen die wenig zahlreichen französischen Truppen. Am Ende des Jahres war Holland für Napoleon verloren, und schon die belgische Gränze bedroht.

Hamburg ward von Benningsen vergeblich belagert. Davoust räumte dasselbe freiwillig erst nach Napoleon's Sturz (31. Mai 1814). Der Kronprinz von Schweden, unter welchem auch deutsche und russische Truppen unter Wallmoden, Dörnberg und Woronzof dienten, ging Ende Novembers bei Boitzenburg über die Elbe. Den 5. December besetzte er Lübeck, und zog gegen Kiel. Am 10. December fand bei Seestädt in Schleswig ein hitziges Gefecht statt, in welchem Wallmoden von den Dänen geschlagen wurde, die sich aber, auf allen Seiten gedrängt, zurückziehen mußten. Am 16. December schlug Karl Johann, der sich jetzt, da es sich um den Besitz Norwegens handelte, viel rühriger, als früher an der Spitze der Nordarmee, zeigte, sein Hauptquartier in Kiel auf. Nachdem Rendsburg und Glückstadt umstellt, Friedrichsort erobert worden, trugen die Dänen auf einen Waffenstillstand an, der am 15. Januar 1814 zum Frieden in Kiel führte, in welchem sich Friedrich VI. endlich zur Abtretung Norwegens an Schweden verstand, und dafür Schwedisch-Pommern erhalten sollte, das er aber gegen das Herzogthum Lauenburg an Preußen überließ.

Zur Vertheidigung Illyriens und Italiens stand seit dem Ende des Waffenstillstandes der Vicekönig mit einem Heer von 55,000 Mann an der Sau. Während dieser Zeit war der General-Gouverneur der illyrischen Provinzen, Junot, Herzog von Abrantes, in Wahnsinn ver-

fallen und gestorben (13. Julius 1813). Fouché's Ernennung zu Junot's Nachfolger mußte Oesterreich befremden, da es sich gerade damals um die Zurückgabe der illyrischen Provinzen an diese Macht handelte. Eine Erledigung der obersten Verwaltungsstelle wäre, wenn es Napoleon mit dieser Abtretung ernstlich meinte, angemessener gewesen. Dem Vicekönige stand der aus dem Kriege von 1809 her bekannte österreichische General Hiller mit nur 40,000 Mann gegenüber. Das österreichische Kabinet hielt es nicht für unmöglich, daß der Vicekönig Vortheile davontragen, vielleicht selbst bis Wien vorrücken könne. Aber im richtigen Gefühl, daß die Entscheidung des ganzen Krieges in Deutschland liege, hatte es für den Angriff auf Italien nur das Nothwendigste gethan. Ein allgemeiner Aufstand der Kroaten gegen die französische Herrschaft (August 1813) kam den Oesterreichern zu Hülfe, und der Vicekönig mußte bis zum Isonzo zurückgehen. Von Napoleon war für die illyrischen Provinzen, deren nördlicher Theil lange zu Oesterreich gehört hatte, nichts gethan worden, um sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern. Die Küstengegenden hatten in den letzten Jahren durch das Kontinentalsystem allen Seehandel verloren. Demnach war das Volk überall für Oesterreich. Die österreichischen Truppen rückten, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht kam, bis zu dem Gestade Venedigs vor. Der Vicekönig mußte sich nach der Etsch zurückziehen. Am Ende des Jahres (1813) hatte Napoleon's Herrschaft in den illyrischen Provinzen aufgehört.

Im Königreich Italien waren keine Sympathien für Oesterreich, aber auch keine solchen für Napoleon mehr vorhanden. Derselbe hatte durch seine übertriebenen Anforderungen an die Kräfte des Landes für demselben durchaus fremde Zwecke, durch die Erhöhung der Abgaben und die Vermehrung der Konskription die Bevölkerung unzufrieden gemacht. Nur die Armee, welche sich unter seinen Augen bei Wagram, Borodino, und noch in dem letzten Feldzuge hervorgethan, hing ihm lebhaft an. Die Kraft des Vicekönigs wurde übrigens durch Murat's zweideutiges Verhalten, und durch dessen Anschluß an Oesterreich (Januar 1814) gelähmt, obgleich er selbst in seiner Treue gegen seinen Stiefvater nie wankte.

Die Schweiz wollte in dem großen Kampfe neutral bleiben, hatte am 20. November (1813) eine Erklärung in diesem Sinne erlassen und ihre Nord- und Ostgränze militairisch besetzt. Die russische Diplomatie war dem Beschlusse der Tagsatzung anfänglich geneigt, die österreichische dagegen, und diese drang durch. Die Verletzung des Gebietes der Eidgenossenschaft war für die Kriegsführung von großer Wichtigkeit, weil sonst der Einfall in Frankreich verzögert, und Napoleon, zum Nachtheil

Deutschlands und Europa's, Zeit gelassen worden wäre, seine Rüstungen zu vollenden. Napoleon's Schutzverhältniß zu dem Rheinbunde und der Schweiz hörte demnach fast zu derselben Zeit auf.

---

5. Fortsetzung des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel. — Niederlage der Franzosen bei Vittoria. — Vertreibung derselben aus Spanien.

Die Schlacht von Salamanca*) hatte Wellington die Straße nach Madrid geöffnet. Dem Könige Joseph blieb für den Augenblick nur der Rückzug auf Valencia übrig, wo Suchet, Herzog von Albufera, die Ordnung und Ruhe aufrecht erhielt, und durch eine gerechte und milde Behandlung der Bevölkerung die französische Herrschaft erträglich machte. Die Truppen aus Aragonien und Katalonien abzurufen, war unmöglich, weil diese Provinzen sich sonst alsbald gegen die Franzosen erhoben haben würden. Nach Andalusien zu gehen, wäre so viel gewesen, als sich den Rückweg nach Frankreich zu verschließen, da zwischen Sevilla und Bayonne keine Verbindungslinie bestand. In Valencia dagegen blieb Joseph durch Tortosa, Tarragona, Lerida und Saragossa mit den Pyrenäen in Berührung. Soult erhielt deshalb Befehl, mit seinem Heere sogleich aus Andalusien aufzubrechen, und seinen Marsch nach Valencia zu richten. Von da aus hoffte Joseph wieder mit vereinigter Macht auf Madrid losgehen zu können. Seine Anhänger unter den Spaniern, von den Patrioten „Afrancesados" genannt, unter ihnen Hofleute und Militairs, der größte Theil aber aus Beamten bestehend, würden, wenn sie in Madrid die Ankunft ihrer Landsleute erwartet hätten, sich einem gewissen Tode ausgesetzt haben. Sie zogen deshalb, gegen 10,000 Köpfe stark, mit der Armee nach Valencia, und Joseph nahm, um sie zu ermuthigen, während des Zuges, seine Stellung in ihrer Mitte. Am 1. September (1812) langte Joseph in Valencia an, wo er von Suchet mit großer Auszeichnung, und von der Bevölkerung mit günstigerer Gesinnung, als ihm je in Madrid begegnet, aufgenommen wurde. Ende Septembers wurde auch von Soult, nachdem derselbe den General Drouet d'Erlon aus Estremadura an sich gezogen, und das unermeßliche Material zur Belagerung von Kadix zerstört oder in das Meer versenkt hatte, die Gränze von Murcia erreicht, wo er in Fuenta de Higuera mit Joseph, Jourdan und Suchet zusammentraf.

*) 22. Julius 1812.

Lord Wellington war am 12. August mit seinem Heere in Madrid eingezogen. In seinem Gefolge befanden sich Guerillaführer, spanische Absolutisten und Anhänger der Konstitution von Kadix, die aber Alle in ihrem Hasse gegen den König Joseph, die Franzosen und die Afrancesados übereinstimmten. Wellington's Stolz, der sein Hauptquartier im königlichen Palast in Madrid aufschlug, beleidigte das Selbstgefühl der Spanier, welche in ihm nur einen Gefährten bei der glücklichen Führung des Krieges, dessen Erfolge sie sich zum größten Theil selbst beimaßen, erkennen wollten. Die Unverträglichkeit zwischen diesen beiden so verschiedenen, aber gleich anspruchsvollen, Nationalitäten trat unverhohlen hervor. Nachdem der englische Oberbefehlshaber seinem Heere einige Ruhe gegönnt hatte, brach er mit 50,000 Mann gegen Burgos auf. Der General Clauzel zog sich vor der feindlichen Uebermacht nach dem Ebro zurück. Die Engländer unternahmen jetzt die Belagerung der mit einer französischen Garnison unter dem General Dubreton versehenen Citadelle von Burgos. Die Franzosen zeigten bei dieser Gelegenheit dieselbe Ausdauer in der Vertheidigung eines festen Platzes, von welcher die Spanier im Laufe des Krieges so viele Beweise abgelegt hatten. Nachdem Wellington vergebens erst wiederholte Stürme, dann eine regelmäßige Belagerung versucht, 34 Tage Zeit und 3000 Soldaten verloren hatte, war er genöthigt, abzustehen. Da er zugleich vernahm, daß die Armeen von Portugal, des Centrums und von Andalusien unter Souham, Jourdan und Soult gegen ihn im Marsch begriffen waren, so zog er sich auf Salamanca zurück. Madrid wurde von den Engländern geräumt.

Am 2. November kam König Joseph wieder nach seiner Hauptstadt zurück. Er stand, nach Zusammenziehung der drei Armeen, an der Spitze von 80,000 Mann, und wollte die Engländer sogleich angreifen, und nach Portugal zurückwerfen. Wellington würde einer solchen Ueberlegenheit an Kräften, wenn diese sich schnell gegen ihn gekehrt hätten, wahrscheinlich erlegen sein. Aber Soult, der, sobald er nicht mit Napoleon selbst zu thun hatte, immer seine Meinung ausschließend geltend zu machen suchte, stimmte mit den übrigen Heerführern in der Art des Angriffs nicht überein. Während Joseph und Jourdan sich mit dem Oberbefehlshaber der Armee von Andalusien über den zu befolgenden Plan hin und her stritten, und zuletzt auf den seinigen eingingen, entzog sich Wellington durch schnelle und geschickte Märsche der Verfolgung. Das französische Heer schlug, unzufrieden und mißmuthig über die Uneinigkeit der Anführer, und die versäumte Gelegenheit, einen entscheiden-

den Schlag zu führen, die Straße nach Madrid ein. Wellington ging, nachdem er einen Theil seiner Munition und Bagage, bei der Besorgniß, von den Franzosen erreicht zu werden, zerstört hatte, nach Ciudad Rodrigo zurück. Damit endigte der Feldzug von 1812, welcher den Franzosen den Verlust der beiden wichtigen Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz, die Niederlage bei Salamanca und den Besitz von Andalusien, das nach Soult's Abzuge wieder von den Spaniern besetzt worden, gekostet hatte. Die Marschälle des Kaiserreichs legten, wenn sie von Napoleon entfernt waren, in der Regel weder die kühne Thatkraft, noch die aufopfernde Vaterlandsliebe der Heerführer unter der Republik dar, die, wie Hoche, Kleber, Moreau, Championnet und viele Andere, ihre besonderen Ansprüche dem allgemeinen Zwecke des Krieges unterordneten, sich in vorkommenden Fällen gegenseitig eifrig unterstützten, und sich der höheren Befähigung ohne Neid und Widerstreben unterordneten. Napoleon hatte an die Stelle des Patriotismus den Ehrgeiz gesetzt, und erndtete in seinem Unglück die Früchte der Selbstsucht, zu welcher er durch sein eigenes Beispiel den Samen ausgestreut hatte.

Napoleon hatte Anfang 1813 vier Regimenter der jungen Garde, ein polnisches Reiterregiment, und eine Legion Gensd'armerie aus Spanien zu dem Kriege nach Deutschland abberufen. Indessen waren die französischen Streitkräfte, wenn sie zweckmäßig verwandt worden wären, noch immer stark genug, um Mittel- und Nordspanien zu behaupten. Außer den zahlreichen französischen Garnisonen, und den drei Korps, mit welchen Suchet Valencia, Katalonien und Aragonien besetzt hielt, bestanden die drei Armeen, welche gegen die von Lord Wellington befehligten Engländer, Spanier und Portugiesen bestimmt waren, aus beinahe 90,000 Mann, lauter altgedienten Soldaten, an Gefechte und Beschwerden seit einer Reihe von Jahren gewöhnt. Der Kaiser hatte den Marschall Soult zu der Armee nach Deutschland gerufen, was unter anderen Umständen allerdings ein großer Verlust für das französische Heer in Spanien gewesen wäre, aber so, wie die Dinge standen, von Joseph als ein Gewinn für seine Sache angesehen werden konnte. Denn Soult hatte da, wo er nicht, wie in Andalusien, allein kommandirte, den Unternehmungen eher geschadet als genutzt. Es ward nach seinem Abgange eine neue Eintheilung der französischen Streitkräfte getroffen. Clauzel erhielt die Nordarmee, Reille, einer der besten Divisionsgenerale, die von Portugal, Drouet d'Erlon wurde an die Spitze der Armee des Centrums gestellt, und dem General Gazan das Kommando über die von Andalusien übertragen.

Die Nachricht von Napoleon's Rückzuge aus Rußland hatte Engländer und Spanier entflammt, und mit den stolzesten Erwartungen erfüllt. Lord Wellington, der schon längst die portugiesische Armee befehligte, wurde jetzt auch zum Generalissimus aller spanischen Streitkräfte ernannt. Er hoffte, den Feldzug von 1813 mit 100,000 Mann, unter ihnen 45,000 Engländer, zu eröffnen. Seine Absicht war, in das Innere Spaniens einzudringen. Der Marschall Jourdan rieth dem Könige Joseph, Madrid, welches keine starke militairische Position ist, zu verlassen, und seine Macht in Altkastilien zusammenzuziehen, was von dem Bruder Napoleon's aus Abneigung vor einem Aufgeben seiner Hauptstadt anfangs abgelehnt, und dann zu spät zugestanden wurde.

Napoleon, der auch aus der Ferne den Krieg in Spanien leiten wollte, so als ob er sich eine Art von Allgegenwart und Allwissenheit zugetraut hätte, war durch seine auf keine unmittelbare Anschauung gegründeten Anordnungen häufig die Veranlassung zu Fehlgriffen gewesen. Er war bei sich entschlossen, Spanien, als ein Mittel der Aussöhnung mit England, an Ferdinand VII. zurückzugeben. Seine unersättliche Länderſucht erlaubte ihm aber nicht, dieses Opfer ganz zu bringen. Er blieb hierbei, wie bei den Zugeständnissen, welche er den Verbündeten in Bezug auf seine Eroberungen im Norden anbot, auf halbem Wege stehen. Er wollte die spanischen Provinzen bis zum Ebro behalten, und mit Frankreich vereinigen. Er verlangte deshalb, um Joseph allmälig an den Gedanken einer Räumung Spaniens zu gewöhnen, von demselben die Verlegung seines Hauptquartiers und Hofes von Madrid nach Valladolid, was Jourdan, obwohl aus anderen Gründen, ebenfalls vorgeschlagen hatte. Napoleon befahl aber zugleich dem General Clauzel, außer den Truppen, welche schon unter dessen Befehl standen, einen Theil der Armee von Portugal zu übergeben, damit er in den Stand gesetzt würde, während des Winters die Guerilla's in Nordspanien zu vertilgen, um im Frühjahr alle Kräfte gegen die Engländer verwenden zu können. Diese Anordnung hat auf die letzte Epoche der französischen Kriegsführung in Spanien ungünstig eingewirkt. Clauzel wurde durch Verfolgung dieses Zweckes von der Hauptmacht entfernt, an deren Operationen er in einem entscheidenden Moment keinen Antheil nehmen konnte, und vermochte gleichwohl nicht, diese Banden in ihren Schluchten und Thälern zu erreichen. Die Guerilla's wären zuletzt von selbst verschwunden, wenn es den Franzosen gelungen wäre, die Städte und Ebenen dauernd in Besitz zu nehmen. Die bewaffneten Banden waren blos durch das wechselnde Kriegsglück so zahlreich geworden. Als

Napoleon im November und December 1808 in Spanien eindrang, und Sieg auf Sieg erfocht, hatten ihm die Guerilla's keinen irgend wie erheblichen Widerstand entgegengesetzt.

Wellington brach in der Mitte Mai's (1813) an der Spitze von 48,000 Engländern, 24,000 Spaniern und 20,000 Portugiesen von der portugiesischen Gränze nach Salamanca auf. Das französische Heer war zersplittert, ohne Einheit und Zusammenhang in seinen einzelnen Theilen. Die Armee des Centrums stand zwischen Segovia und Valladolid, und die von Andalusien zwischen Madrid und Salamanca. Was von der Armee von Portugal nicht an Clauzel abgetreten war, befand sich zwischen Burgos und Pampelona. Clauzel, der einzige unter den anwesenden Generalen, welcher eine große Schlacht zu leiten befähigt gewesen wäre, befand sich, von dem eigentlichen Kriegsschauplatz entfernt, in Navarra. Joseph war ohne Kriegserfahrung, und Jourdan, bejahrt, erschöpft, besaß nichts von seiner früheren Entschlossenheit, wünschte so bald als möglich nach Frankreich zurückkehren zu können, und blieb nur noch aus Gefälligkeit gegen den Bruder Napoleon's bei dem Heer.

Die drei Armeen wurden bei Valladolid zusammengezogen, und richteten ihren Marsch nach Burgos, wo sie aber aus Mangel an Magazinen sich nicht festsetzen konnten. Der Verpflegungsdienst war bei den französischen Truppen in Spanien äußerst mangelhaft eingerichtet, indem es dabei, wie in allem Anderen, an einer obersten Führung fehlte. Das Heer wurde von einem für seine Stärke unverhältnißmäßig großen Artilleriepark und einem unermeßlichen Wagenzuge mit Kranken, Verwundeten, den Familien der Afrancesados, der Militairbeamten u. s. w. beschwert.

Es wäre für Joseph und Jourdan von der größten Bedeutung gewesen, sich so schnell als möglich mit Clauzel zu vereinigen. Statt über Soria sich Navarra zu nähern, wo Clauzel sich befand, ward die große Straße nach Bayonne über Miranda in der Richtung nach Vittoria vorgezogen, wodurch man sich von Clauzel entfernte. In Miranda angekommen, riethen die beiden begabtesten Generale, die, nächst Clauzel, unter Joseph dienten, Reille und Drouet d'Erlon, unmittelbar nach Navarra zu ziehen. Aber Joseph und Jourdan fürchteten, von der Straße nach Bayonne abgeschnitten zu werden, und sich dadurch Vorwürfe von Napoleon zuzuziehen, der ihnen die Beibehaltung dieser Richtung dringend anempfohlen hatte. Wellington folgte mit seiner Hauptmacht dem französischen Heere auf dem Fuße nach, während ein Korps unter dem General Hill den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen suchte. Am

Abend des 19. Junius waren alle Korps, mit Ausnahme des unter Clauzel, bei Vittoria vereinigt. Zum Unglück für die französischen Waffen war Jourdan, in Folge der großen Hitze und der Anstrengungen des Marsches, von einem hitzigen Fieber befallen worden, und Joseph außer Stande, ohne den Marschall Etwas zu wollen und zu unternehmen.

Am 21. Junius waren die Franzosen genöthigt, ohne Clauzel's Ankunft länger abwarten zu können, in einer ungünstigen Stellung, gegen die überlegenen Streitkräfte Lord Wellington's eine Schlacht anzunehmen. Zwei der besten Generale, Clauzel, der mit 15,000 Mann in Navarra stand, und Foy, der mit 12,000 Mann sich am Saume Biscaya's hielt, fehlten dem französischen Heere. Gazan, der die Armee von Andalusien kommandirte, führte den Befehl, die Spanier von den Höhen der Sierra de Andia zu vertreiben, langsam, matt und ohne Erfolg aus. Während dieser Zeit nahmen die Engländer das Dorf Subijana de Alava mit Sturm, und zwangen, sich jetzt in der Ebene festsetzend, die Franzosen zum Rückzuge, der durch den Angriff der englischen Kavallerie bald in eine wilde Flucht ausartete. Jourdan hatte nach und nach seine ganze Infanterie in das Gefecht gebracht, so daß keine Reserve zur Deckung der rückgängigen Bewegung übrig blieb. Die Schlacht war bei Joseph's Unkenntniß des Kriegswesens und Jourdan's Uebelbefinden ohne Plan und Kraft geführt worden, während Wellington eben so viel Einsicht als Nachdruck bewies. Die Franzosen verloren 5000 Mann an Todten und Verwundeten, 7—8000 Gefangene, 200 Kanonen, 400 Munitions- und an 1500 Packwagen. Joseph's eigener Reisewagen fiel mit allen darin befindlichen Papieren in die Hände des Feindes. Die von Jourdan an Clauzel und Foy gesandten Aufforderungen, in größter Eile auf Vittoria zu ziehen, waren bei ihnen zu spät eingetroffen. Die 27,000 Franzosen unter diesen beiden tapferen und fähigen Generalen hätten der Schlacht eine andere Wendung geben können. Aber die meisten Unternehmungen der französischen Heerführer waren, mit Ausnahme der Zeit, wo Napoleon in Spanien anwesend war, von Unglück oder Uneinigkeit begleitet gewesen. Die Officiere und Soldaten der Armee in Spanien waren die besten, welche der Kaiser besaß, aber der Mangel an einer angemessenen Führung machte alle ihre Anstrengungen vergeblich. Mit der Schlacht von Vittoria stürzte der längst wankende Thron Joseph's vollkommen zusammen. Er eilte mit den Ueberresten seines Heeres nach den Pyrenäen, um an deren Fuße Schutz zu finden, und die Ausgänge der Thäler, welche nach Frankreich führen, zu decken. Wellington, der am 21. Junius bei einzelnen Abtheilungen der französischen Armee,

namentlich der unter Reille, einen heftigen Widerstand gefunden hatte, brauchte Zeit, um sein Heer wieder zu ordnen, und rückte nur langsam vor.

Napoleon erhielt, während seines Aufenthaltes in Dresden, die Nachricht von der Niederlage bei Vittoria, und maß Joseph und Jourdan alle Schuld bei, ohne an die von ihm selbst in Betreff des spanischen Krieges begangenen Versäumnisse und Fehlgriffe zu denken. Er äußerte sich über Ersteren in einem Schreiben an den Reichserzkanzler Cambacérès in den beleidigendsten Ausdrücken, klagte ihn der Unfähigkeit und Fahrlässigkeit an. Der Marschall Soult wurde von Dresden aus mit außerordentlichen Vollmachten zur Armee nach Spanien, die mit 30,000 Mann verstärkt werden sollte, geschickt. Außerdem befahl er Joseph, Spanien auf der Stelle zu verlassen, sich nach seinem Landsitz Morfontaine zu begeben, und Paris nicht zu betreten, widrigenfalls er verhaftet werden würde. Es war nicht blos Zorn über den Verlust einer Schlacht, was Napoleon zu solcher Strenge reizte. Er fürchtete, daß Joseph der Kaiserin einst die Regentschaft streitig machen, vielleicht selbst gegen deren Sohn sich erheben könne. Es war dies eine seltsame Verkennung des thatunkräftigen, aber wohlwollenden und milden Charakters Joseph's, der unter allen Verwandten des Kaisers die meiste Anhänglichkeit an diesen besaß. Napoleon war, seitdem ihn das Glück zu verlassen angefangen hatte, im höchsten Grade mißtrauisch gegen die Menschen, besonders aber gegen diejenigen, welche ihm zunächst standen, geworden. Er dachte daselbst nicht entfernt an seinen Sturz, wohl aber an ein mögliches Ende auf dem Schlachtfelde. Um Joseph's vermeintliche Pläne zu hindern, verbot er den in Paris anwesenden Großwürdenträgern, denselben in Morfontaine zu besuchen.

Wellington's Heer lagerte vor Pampelona und San Sebastian, als Soult in Spanien ankam. Derselbe besaß an Clauzel, Drouet d'Erlon und Reille treffliche Unterbefehlshaber. Soult hob die bisherige Eintheilung in verschiedene Armeen auf und nahm Alles unter sein unmittelbares Kommando. Die drei Korps unter Suchet und die Festungsbesatzungen mitgerechnet, standen noch 180,000 Franzosen auf spanischem Boden. Soult konnte für eine Schlacht jedoch nur über einige siebenzigtausend, Wellington über 100,000 Mann verfügen. Für die Franzosen war es das Nächste und Wichtigste, Pampelona und San Sebastian zu entsetzen. Sie rückten zu dem Zweck nach dem Thal von Roncevaux vor. In den letzten Tagen des Julius fielen zwischen den beiden Armeen blutige Gefechte vor, in welchen Soult, ungeachtet seiner geringeren

Truppenzahl, zuweilen im Vortheil war, aber von dem Abgang an Mannschaft empfindlicher als sein mächtiger Gegner berührt wurde. Soult vertheidigte die Linie an der Bidassoa gegen überlegene Streitkräfte mit großer Ausdauer, vermochte aber nicht zu verhindern, daß sich San Sebastian (31. August) und Pampelona (31. Oktober) an die Engländer ergaben. Jetzt überschritt Wellington die französische Gränze, was seit dem Kriege in der Champagne und in den Niederlanden keinem feindlichen Feldherrn mehr gelungen war. — Suchet, Herzog von Albufera, konnte, nach dem Vordringen der Engländer bis zu den Pyrenäen, den Osten Spaniens in der bisherigen Ausdehnung nicht länger behaupten. Er räumte Valencia am 5. Julius, und zog sich nach Katalonien zurück. Die Spanier wurden von ihm in einem glänzenden Gefecht bei Col d'Ordal geschlagen (13. September), worauf er seine einzelnen Korps zwischen Barcelona und den Pyrenäen zusammenzog. Im Anfange des Jahres 1814 stand Wellington mit 77,000 Mann bei St. Jean de Luz, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, Soult mit 60,000 in einem verschanzten Lager bei Bayonne. Der Winter legte den militairischen Operationen eine Zeit lang Stillstand auf.

Napoleon hatte sich unterdessen von der Nothwendigkeit, Spanien ohne Bedingung aufzugeben, überzeugt. Er schickte Laforêt, der 1808 französischer Botschafter in Madrid gewesen, mit einem Schreiben an Ferdinand VII. nach Valencay, worin er diesem die Zurückerstattung seines Reiches und ein Bündniß mit Frankreich anbot. Um dieselbe Zeit stellte Joseph in Morfontaine eine förmliche Verzichtleistung auf die spanische Krone aus, obwohl nicht ohne anfängliche Weigerung und Anspruch auf Entschädigung. Ferdinand VII. ging auf des Kaisers Antrag ein, erklärte aber, den Herzog von San Carlos nach Aranjuez, wo sich die spanische Regentschaft befand, senden zu müssen, um von dieser Aufklärungen über die Lage des Landes zu erhalten. Am 8. December (1813) ward ein Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen Napoleon Ferdinand VII. als König von Spanien anerkannte, Letzterer aber die Engländer zu entfernen versprach. San Carlos langte am 4. Januar (1814) in Aranjuez an. Die Regentschaft verweigerte aber die Bestätigung des Vertrages vom 8. December, weil nach einem Beschluß der Kortes vom 1. Januar 1811, ohne vorangegangene Freilassung des Königs, mit Frankreich nicht unterhandelt werden solle, und der Traktat vom 14. Januar 1809 einen Frieden Spaniens mit Frankreich von Englands Zustimmung abhängig machte. Wenn Napoleon Ferdinand VII. früher die Freiheit wiedergegeben hätte, so würde dieser sich wahrscheinlich bei seiner Rückkehr mit

den Engländern, welche, ungeachtet ihrer großen Dienste, von der Mehrheit der Spanier nicht geliebt wurden, überworfen haben. Jetzt war es zu spät, und die spanische Regentschaft befahl die eifrige Fortsetzung des Krieges. Ferdinand brach erst in der Mitte März von Valencay auf.

Der Marschall Soult mußte im Januar (1814) zwei Divisionen Infanterie, sechs Regimenter Dragoner und 2000 Mann ausgesuchte Soldaten, welche Napoleon seiner Garde einverleiben wollte, zu dessen Armee entsenden, so daß ihm nur 43,000 Mann übrig blieben. Dagegen hatte Wellington Verstärkungen erhalten, und bezahlte die Bedürfnisse seines Heeres in baarem Gelde, während Soult im eigenen Lande zu gewaltsam eingetriebenen Lieferungen seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war. Die Stimmung der Bevölkerung im südwestlichen Frankreich wandte sich deshalb von Napoleon ab, und eine Proklamation des im Hauptquartier des englischen Oberbefehlshabers weilenden Herzoges von Angouleme, in welcher zum Sturz des kaiserlichen Thrones aufgefordert wurde, fand bis nach Bordeaux hin Anklang.

Wellington brach am 24. Februar von St. Jean de Luz mit 100,000 Mann, unter ihnen 30,000 Spanier, auf. Am 27. Februar kam es bei Orthez zu einer Schlacht, in welcher Soult zwar nicht besiegt wurde, aber vor der großen Uebermacht zurückweichen mußte. Wellington, der jetzt die Straße nach Bordeaux frei hatte, schickte Lord Beresford zur Besetzung dieser Stadt ab. Die Bevölkerung steckte beim Einzuge der Engländer die weiße Fahne auf, und erklärte sich für die Bourbonen. Es wurde alsbald eine Deputation, den Maire Grafen Lynch an der Spitze, zu Ludwig XVIII. nach Hartwell geschickt, um ihm*) die Wünsche der Einwohner für seine Rückkehr nach Frankreich darzulegen.

Suchet hatte im Januar 1814, auf Napoleon's Befehl, 10,000 Mann zur Rhonearmee abgeben müssen. Er war dadurch zu schwach geworden, um noch irgend Etwas auf spanischem Boden unternehmen zu können, und zog sich langsam nach der französischen Gränze zurück. Während dessen kam Ferdinand VII. daselbst an, und ward von Suchet bis an die Fluvia geleitet (23. März). Derselbe führte 14,000 Mann über die Pyrenäen zurück. Die letzte That der Franzosen in Spanien war ein Ausfall des Generals Habert, Gouverneurs von Barcelona (18. April). Erst am 28. Mai zog die französische Besatzung ab. Die Napoleonischen Fahnen haben am Längsten, außerhalb Frankreichs, in Hamburg und Barcelona geweht.

*) Es war dies der Grund, weshalb Ludwig XVIII. später dem Sohne des Herzoges von Berry den Titel: „Herzog von Bordeaux" beilegte.

Napoleon hatte in seinem Stolz, beim Anfange des Krieges in Spanien, an seinen Bruder Joseph die Worte geschrieben: „Ich werde in Spanien die Säulen des Herkules, aber nicht die Gränzen meiner Macht finden!“ — Nie ist eine Prophezeiung von den Thatsachen gründlicher widerlegt worden. Wenn der Eroberer in Rußland den unerwartetsten und betäubendsten Schlag erhielt, so hat sich dagegen seine Kraft in dem sechsjährigen Kampfe auf der pyrenäischen Halbinsel langsam, aber ununterbrochen verblutet. Ohne diese immer offene Wunde würde er jede andere Niederlage verschmerzt haben. Die Begeisterung der Spanier und Portugiesen, die Ausdauer der Engländer, die hohe Besonnenheit und Klarheit Wellington's kann nicht genug bewundert werden. Es war eine gerechte Fügung des Schicksals, daß das Gerüste der Napoleonischen Größe selbst von dem Brande ergriffen wurde, welchen er durch Verrath und Gewaltsamkeit in Bayonne angeschürt hatte. Die übrigen Veranlassungen zu seinem Sturz sind nicht alle von ihm ausgegangen, aber in Spanien hat er sich mit eigener Hand sein Grab gegraben.

6. Winterfeldzug der Verbündeten in Frankreich.

Napoleon hatte in Rußland eine in der neueren Geschichte unerhörte Niederlage erlitten, und war ganz allein, ohne Heeresmacht, nach Frankreich zurückgekommen. Die Trauer über diesen unermeßlichen Verlust trat besonders in den Familien. zu welchen die Hunderttausende der nicht Heimgekehrten*) gehörten, tief und erschütternd, hervor. Es war dies aber doch immer nur der erste Fall der Art in Napoleon's schon langer Laufbahn gewesen. Dann sah es aus, als sei das große Unternehmen nicht am Widerstande des Feindes, sondern allein an der Beschaffenheit des Landes, und der Strenge des Winters gescheitert. Die einzige große, in diesem Feldzuge gelieferte Schlacht, die von Borodino, war von Napoleon gewonnen, und Moskau eingenommen worden. Daß die Russen diese alte und berühmte Stadt lieber verbrannt als auf das Aeußerste vertheidigt hatten, galt für ein Eingeständniß ihrer Ohn-

*) Monate lang enthielt der Moniteur täglich die langen Listen der Gefallenen und Vermißten, wodurch die Katastrophe bis in den entlegensten Dörfern bekannt wurde.

macht, den Franzosen widerstehen zu können. Die im Ganzen verwegene, im Einzelnen oft planlose Kriegsführung Napoleon's in Rußland war der großen Mehrheit des französischen Volkes unbekannt geblieben. Napoleon's Rückzug machte deshalb auf die Massen nur den Eindruck eines von der Natur kommenden Unfalles, ohne Beimischung eigener Schuld. Man trauerte über das erfahrene Unglück, aber der Ruhm des Kaisers und der Stolz der Nation waren unverletzt geblieben.

Anders verhielt es sich mit Napoleon's Rückzug aus Deutschland. Er hatte zwar die beiden ersten Schlachten in dem Feldzuge von 1813 gewonnen, war wieder bis an die Oder vorgedrungen, und hatte dann noch den glänzenden, wenn auch fruchtlosen, Sieg bei Dresden davon getragen. Aber von dem Augenblicke an hatte sich das Blatt vollkommen gewandt. Erst waren seine Unterfeldherren auf mehren Punkten, und dann er selbst bei Leipzig gänzlich geschlagen worden. Zuletzt hatte er sich nur mit Noth bis zur französischen Gränze Bahn brechen können. Von dem zahlreichen Heere, mit welchem er im Frühjahr in den sächsischen Ebenen erschienen war, brachte er im Herbst nur unförmliche Trümmer, welche nicht einmal zur Vertheidigung der Gränzen genügend erschienen, über den Rhein zurück. Auf ein ungeheueres, aber aus scheinbar blos natürlichen Ursachen entstandenes, Unglück war eine von menschlicher Macht dem Eroberer zugefügte Niederlage gefolgt, die nicht mehr auf Rechnung außerordentlicher Umstände geschrieben, und nicht durch die ihm gewöhnlichen Künste der Täuschung verhüllt werden konnte.

Der Eindruck der 1813 erfahrenen Unfälle war deshalb ein hoffnungsloserer als der, welchen der Rückzug aus Rußland hervorgebracht hatte. Die Kunde von Dem, was, nach der Schlacht von Leipzig, bei der Brücke über die Elster sich ereignet hatte, war eine Bestätigung der trüben Betrachtungen, welche früher der Uebergang über die Beresina hervorgerufen hatte. Die ganze Nation, namentlich die bewußteren Klassen in ihr, wurden von der Ahnung ergriffen, daß ein neuer Wendepunkt in der Geschichte ihres Landes bevorstand. Es kam eine düstere Stimmung über die Massen, welche sich abermals von großen Opfern, um das sinkende Glück ihres Gebieters aufrecht zu erhalten, bedroht sahen. Aber im Ganzen herrschte unter ihnen der Gehorsam, selbst die Verehrung für den großen, wenn auch jetzt unglücklichen, Kaiser vor. Dagegen war in den gebildeten Ständen die frühere ebenfalls lebhaft gewesene Anhänglichkeit, mit Ausnahme der für den Kriegsdienst bestimmten Jugend, längst erloschen. Hier trat die Unzufriedenheit mit Napoleon's immerwährender Kriegsführung an die Stelle jedes anderen

Loch Wellington war am 12. August mit seinem Heere in Madrid eingezogen. In seinem Gefolge befanden sich Guerillaführer, spanische Absolutisten und Anhänger der Konstitution von Kadix, die aber Alle in ihrem Hasse gegen den König Joseph, die Franzosen und die Afrancesados übereinstimmten. Wellington's Stolz, der sein Hauptquartier im königlichen Palast in Madrid aufschlug, beleidigte das Selbstgefühl der Spanier, welche in ihm nur einen Gefährten bei der glücklichen Führung des Krieges, dessen Erfolge sie sich zum größten Theil selbst beimaßen, erkennen wollten. Die Unverträglichkeit zwischen diesen beiden so verschiedenen, aber gleich anspruchsvollen, Nationalitäten trat unverhohlen hervor. Nachdem der englische Oberbefehlshaber seinem Heere einige Ruhe gegönnt hatte, brach er mit 50,000 Mann gegen Burgos auf. Der General Clauzel zog sich vor der feindlichen Uebermacht nach dem Ebro zurück. Die Engländer unternahmen jetzt die Belagerung der mit einer französischen Garnison unter dem General Dubreton versehenen Citadelle von Burgos. Die Franzosen zeigten bei dieser Gelegenheit dieselbe Ausdauer in der Vertheidigung eines festen Platzes, von welcher die Spanier im Laufe des Krieges so viele Beweise abgelegt hatten. Nachdem Wellington vergebens erst wiederholte Stürme, dann eine regelmäßige Belagerung versucht, 34 Tage Zeit und 3000 Soldaten verloren hatte, war er genöthigt, abzustehen. Da er zugleich vernahm, daß die Armeen von Portugal, des Centrums und von Andalusien unter Souham, Jourdan und Soult gegen ihn im Marsch begriffen waren, so zog er sich auf Salamanca zurück. Madrid wurde von den Engländern geräumt.

Am 2. November kam König Joseph wieder nach seiner Hauptstadt zurück. Er stand, nach Zusammenziehung der drei Armeen, an der Spitze von 80,000 Mann, und wollte die Engländer sogleich angreifen, und nach Portugal zurückwerfen. Wellington würde einer solchen Ueberlegenheit an Kräften, wenn diese sich schnell gegen ihn gekehrt hätten, wahrscheinlich erlegen sein. Aber Soult, der, sobald er nicht mit Napoleon selbst zu thun hatte, immer seine Meinung ausschließend geltend zu machen suchte, stimmte mit den übrigen Heerführern in der Art des Angriffs nicht überein. Während Joseph und Jourdan sich mit dem Oberbefehlshaber der Armee von Andalusien über den zu befolgenden Plan hin und her stritten, und zuletzt auf den seinigen eingingen, entzog sich Wellington durch schnelle und geschickte Märsche der Verfolgung. Das französische Heer schlug, unzufrieden und mißmuthig über die Uneinigkeit der Anführer, und die versäumte Gelegenheit, einen entscheiden-

den Schlag zu führen, die Straße nach Madrid ein. Wellington ging, nachdem er einen Theil seiner Munition und Bagage, bei der Besorgniß, von den Franzosen erreicht zu werden, zerstört hatte, nach Ciudad Rodrigo zurück. Damit endigte der Feldzug von 1812, welcher den Franzosen den Verlust der beiden wichtigen Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz, die Niederlage bei Salamanca und den Besitz von Andalusien, das nach Soult's Abzuge wieder von den Spaniern besetzt worden, gekostet hatte. Die Marschälle des Kaiserreichs legten, wenn sie von Napoleon entfernt waren, in der Regel weder die kühne Thatkraft, noch die aufopfernde Vaterlandsliebe der Heerführer unter der Republik dar, die, wie Hoche, Kleber, Moreau, Championnet und viele Andere, ihre besonderen Ansprüche dem allgemeinen Zwecke des Krieges unterordneten, sich in vorkommenden Fällen gegenseitig eifrig unterstützten, und sich der höheren Befähigung ohne Neid und Widerstreben unterordneten. Napoleon hatte an die Stelle des Patriotismus den Ehrgeiz gesetzt, und erndtete in seinem Unglück die Früchte der Selbstsucht, zu welcher er durch sein eigenes Beispiel den Samen ausgestreut hatte.

Napoleon hatte Anfang 1813 vier Regimenter der jungen Garde, ein polnisches Reiterregiment, und eine Legion Gensd'armerie aus Spanien zu dem Kriege nach Deutschland abberufen. Indessen waren die französischen Streitkräfte, wenn sie zweckmäßig verwandt worden wären, noch immer stark genug, um Mittel- und Nordspanien zu behaupten. Außer den zahlreichen französischen Garnisonen, und den drei Korps, mit welchen Suchet Valencia, Katalonien und Aragonien besetzt hielt, bestanden die drei Armeen, welche gegen die von Lord Wellington befehligten Engländer, Spanier und Portugiesen bestimmt waren, aus beinahe 90,000 Mann, lauter altgedienten Soldaten, an Gefechte und Beschwerden seit einer Reihe von Jahren gewöhnt. Der Kaiser hatte den Marschall Soult zu der Armee nach Deutschland gerufen, was unter anderen Umständen allerdings ein großer Verlust für das französische Heer in Spanien gewesen wäre, aber so, wie die Dinge standen, von Joseph als ein Gewinn für seine Sache angesehen werden konnte. Denn Soult hatte da, wo er nicht, wie in Andalusien, allein kommandirte, den Unternehmungen eher geschadet als genutzt. Es ward nach seinem Abgange eine neue Eintheilung der französischen Streitkräfte getroffen. Clauzel erhielt die Nordarmee, Reille, einer der besten Divisionsgenerale, die von Portugal, Drouet d'Erlon wurde an die Spitze der Armee des Centrums gestellt, und dem General Gazan das Kommando über die von Andalusien übertragen.

Die Nachricht von Napoleon's Rückzuge aus Rußland hatte Engländer und Spanier entflammt, und mit den stolzesten Erwartungen erfüllt. Lord Wellington, der schon längst die portugiesische Armee befehligte, wurde jetzt auch zum Generalissimus aller spanischen Streitkräfte ernannt. Er hoffte, den Feldzug von 1813 mit 100,000 Mann, unter ihnen 45,000 Engländer, zu eröffnen. Seine Absicht war, in das Innere Spaniens einzudringen. Der Marschall Jourdan rieth dem Könige Joseph, Madrid, welches keine starke militairische Position ist, zu verlassen, und seine Macht in Altkastilien zusammenzuziehen, was von dem Bruder Napoleon's aus Abneigung vor einem Aufgeben seiner Hauptstadt anfangs abgelehnt, und dann zu spät zugestanden wurde.

Napoleon, der auch aus der Ferne den Krieg in Spanien leiten wollte, so als ob er sich eine Art von Allgegenwart und Allwissenheit zugetraut hätte, war durch seine auf keine unmittelbare Anschauung gegründeten Anordnungen häufig die Veranlassung zu Fehlgriffen gewesen. Er war bei sich entschlossen, Spanien, als ein Mittel der Aussöhnung mit England, an Ferdinand VII. zurückzugeben. Seine unersättliche Länderfucht erlaubte ihm aber nicht, dieses Opfer ganz zu bringen. Er blieb hierbei, wie bei den Zugeständnissen, welche er den Verbündeten in Bezug auf seine Eroberungen im Norden anbot, auf halbem Wege stehen. Er wollte die spanischen Provinzen bis zum Ebro behalten, und mit Frankreich vereinigen. Er verlangte deshalb, um Joseph allmälig an den Gedanken einer Räumung Spaniens zu gewöhnen, von demselben die Verlegung seines Hauptquartiers und Hofes von Madrid nach Valladolid, was Jourdan, obwohl aus anderen Gründen, ebenfalls vorgeschlagen hatte. Napoleon befahl aber zugleich dem General Clauzel, außer den Truppen, welche schon unter dessen Befehl standen,, einen Theil der Armee von Portugal zu übergeben, damit er in den Stand gesetzt würde, während des Winters die Guerilla's in Nordspanien zu vertilgen, um im Frühjahr alle Kräfte gegen die Engländer verwenden zu können. Diese Anordnung hat auf die letzte Epoche der französischen Kriegsführung in Spanien ungünstig eingewirkt. Clauzel wurde durch Verfolgung dieses Zweckes von der Hauptmacht entfernt, an deren Operationen er in einem entscheidenden Moment keinen Antheil nehmen konnte, und vermochte gleichwohl nicht, diese Banden in ihren Schluchten und Thälern zu erreichen. Die Guerilla's wären zuletzt von selbst verschwunden, wenn es den Franzosen gelungen wäre, die Städte und Ebenen dauernd in Besitz zu nehmen. Die bewaffneten Banden waren blos durch das wechselnde Kriegsglück so zahlreich geworden. Als

Napoleon im November und December 1808 in Spanien einbrang, und Sieg auf Sieg erfocht, hatten ihm die Guerilla's keinen irgend wie erheblichen Widerstand entgegengesetzt.

Wellington brach in der Mitte Mai's (1813) an der Spitze von 48,000 Engländern, 24,000 Spaniern und 20,000 Portugiesen von der portugiesischen Gränze nach Salamanca auf. Das französische Heer war zersplittert, ohne Einheit und Zusammenhang in seinen einzelnen Theilen. Die Armee des Centrums stand zwischen Segovia und Valladolid, und die von Andalusien zwischen Madrid und Salamanca. Was von der Armee von Portugal nicht an Clauzel abgetreten war, befand sich zwischen Burgos und Pampelona. Clauzel, der einzige unter den anwesenden Generalen, welcher eine große Schlacht zu leiten befähigt gewesen wäre, befand sich, von dem eigentlichen Kriegsschauplatz entfernt, in Navarra. Joseph war ohne Kriegserfahrung, und Jourdan, bejahrt, erschöpft, besaß nichts von seiner früheren Entschlossenheit, wünschte so bald als möglich nach Frankreich zurückkehren zu können, und blieb nur noch aus Gefälligkeit gegen den Bruder Napoleon's bei dem Heer.

Die drei Armeen wurden bei Valladolid zusammengezogen, und richteten ihren Marsch nach Burgos, wo sie aber aus Mangel an Magazinen sich nicht festsetzen konnten. Der Verpflegungsdienst war bei den französischen Truppen in Spanien äußerst mangelhaft eingerichtet, indem es dabei, wie in allem Anderen, an einer obersten Führung fehlte. Das Heer wurde von einem für seine Stärke unverhältnißmäßig großen Artilleriepark und einem unermeßlichen Wagenzuge mit Kranken, Verwundeten, den Familien der Afrancesados, der Militairbeamten u. s. w. beschwert.

Es wäre für Joseph und Jourdan von der größten Bedeutung gewesen, sich so schnell als möglich mit Clauzel zu vereinigen. Statt über Soria sich Navarra zu nähern, wo Clauzel sich befand, ward die große Straße nach Bayonne über Miranda in der Richtung nach Vittoria vorgezogen, wodurch man sich von Clauzel entfernte. In Miranda angekommen, riethen die beiden begabtesten Generale, die, nächst Clauzel, unter Joseph dienten, Reille und Drouet d'Erlon, unmittelbar nach Navarra zu ziehen. Aber Joseph und Jourdan fürchteten, von der Straße nach Bayonne abgeschnitten zu werden, und sich dadurch Vorwürfe von Napoleon zuzuziehen, der ihnen die Beibehaltung dieser Richtung dringend anempfohlen hatte. Wellington folgte mit seiner Hauptmacht dem französischen Heere auf dem Fuße nach, während ein Korps unter dem General Hill den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen suchte. Am

Abend des 19. Junius waren alle Korps, mit Ausnahme des unter Clauzel, bei Vittoria vereinigt. Zum Unglück für die französischen Waffen war Jourdan, in Folge der großen Hitze und der Anstrengungen des Marsches, von einem hitzigen Fieber befallen worden, und Joseph außer Stande, ohne den Marschall Etwas zu wollen und zu unternehmen.

Am 21. Junius waren die Franzosen genöthigt, ohne Clauzel's Ankunft länger abwarten zu können, in einer ungünstigen Stellung, gegen die überlegenen Streitkräfte Lord Wellington's eine Schlacht anzunehmen. Zwei der besten Generale, Clauzel, der mit 15,000 Mann in Navarra stand, und Foy, der mit 12,000 Mann sich am Saume Biscaya's hielt, fehlten dem französischen Heere. Gazan, der die Armee von Andalusien kommandirte, führte den Befehl, die Spanier von den Höhen der Sierra de Andia zu vertreiben, langsam, matt und ohne Erfolg aus. Während dieser Zeit nahmen die Engländer das Dorf Subijana de Alava mit Sturm, und zwangen, sich jetzt in der Ebene feststehend, die Franzosen zum Rückzuge, der durch den Angriff der englischen Kavallerie bald in eine wilde Flucht ausartete. Jourdan hatte nach und nach seine ganze Infanterie in das Gefecht gebracht, so daß keine Reserve zur Deckung der rückgängigen Bewegung übrig blieb. Die Schlacht war bei Joseph's Unkenntniß des Kriegswesens und Jourdan's Uebelbefinden ohne Plan und Kraft geführt worden, während Wellington eben so viel Einsicht als Nachdruck bewies. Die Franzosen verloren 5000 Mann an Todten und Verwundeten, 7—8000 Gefangene, 200 Kanonen, 400 Munitions- und an 1500 Packwagen. Joseph's eigener Reisewagen fiel mit allen darin befindlichen Papieren in die Hände des Feindes. Die von Jourdan an Clauzel und Foy gesandten Aufforderungen, in größter Eile auf Vittoria zu ziehen, waren bei ihnen zu spät eingetroffen. Die 27,000 Franzosen unter diesen beiden tapferen und fähigen Generalen hätten der Schlacht eine andere Wendung geben können. Aber die meisten Unternehmungen der französischen Heerführer waren, mit Ausnahme der Zeit, wo Napoleon in Spanien anwesend war, von Unglück oder Uneinigkeit begleitet gewesen. Die Officiere und Soldaten der Armee in Spanien waren die besten, welche der Kaiser besaß, aber der Mangel an einer angemessenen Führung machte alle ihre Anstrengungen vergeblich. Mit der Schlacht von Vittoria stürzte der längst wankende Thron Joseph's vollkommen zusammen. Er eilte mit den Ueberresten seines Heeres nach den Pyrenäen, um an deren Fuße Schutz zu finden, und die Ausgänge der Thäler, welche nach Frankreich führen, zu decken. Wellington, der am 21. Junius bei einzelnen Abtheilungen der französischen Armee,

namentlich der unter Reille, einen heftigen Widerstand gefunden hatte, brauchte Zeit, um sein Heer wieder zu ordnen, und rückte nur langsam vor.

Napoleon erhielt, während seines Aufenthaltes in Dresden, die Nachricht von der Niederlage bei Vittoria, und maß Joseph und Jourdan alle Schuld bei, ohne an die von ihm selbst in Betreff des spanischen Krieges begangenen Versäumnisse und Fehlgriffe zu denken. Er äußerte sich über Ersteren in einem Schreiben an den Reichserzkanzler Cambacérès in den beleidigendsten Ausdrücken, klagte ihn der Unfähigkeit und Fahrlässigkeit an. Der Marschall Soult wurde von Dresden aus mit außerordentlichen Vollmachten zur Armee nach Spanien, die mit 30,000 Mann verstärkt werden sollte, geschickt. Außerdem befahl er Joseph, Spanien auf der Stelle zu verlassen, sich nach seinem Landsitz Morfontaine zu begeben, und Paris nicht zu betreten, widrigenfalls er verhaftet werden würde. Es war nicht blos Zorn über den Verlust einer Schlacht, was Napoleon zu solcher Strenge reizte. Er fürchtete, daß Joseph der Kaiserin einst die Regentschaft streitig machen, vielleicht selbst gegen deren Sohn sich erheben könne. Es war dies eine seltsame Verkennung des thatunkräftigen, aber wohlwollenden und milden Charakters Joseph's, der unter allen Verwandten des Kaisers die meiste Anhänglichkeit an diesen besaß. Napoleon war, seitdem ihn das Glück zu verlassen angefangen hatte, im höchsten Grade mißtrauisch gegen die Menschen, besonders aber gegen diejenigen, welche ihm zunächst standen, geworden. Er dachte daselbst nicht entfernt an seinen Sturz, wohl aber an ein mögliches Ende auf dem Schlachtfelde. Um Joseph's vermeintliche Pläne zu hindern, verbot er den in Paris anwesenden Großwürdenträgern, denselben in Morfontaine zu besuchen.

Wellington's Heer lagerte vor Pampelona und San Sebastian, als Soult in Spanien ankam. Derselbe besaß an Clauzel, Drouet d'Erlon und Reille treffliche Unterbefehlshaber. Soult hob die bisherige Eintheilung in verschiedene Armeen auf und nahm Alles unter sein unmittelbares Kommando. Die drei Korps unter Suchet und die Festungsbesatzungen mitgerechnet, standen noch 180,000 Franzosen auf spanischem Boden. Soult konnte für eine Schlacht jedoch nur über einige siebenzigtausend, Wellington über 100,000 Mann verfügen. Für die Franzosen war es das Nächste und Wichtigste, Pampelona und San Sebastian zu entsetzen. Sie rückten zu dem Zweck nach dem Thal von Roncevaux vor. In den letzten Tagen des Julius fielen zwischen den beiden Armeen blutige Gefechte vor, in welchen Soult, ungeachtet seiner geringeren

Truppenzahl, zuweilen im Vortheil war, aber von dem Abgang an Mannschaft empfindlicher als sein mächtiger Gegner berührt wurde. Soult vertheidigte die Linie an der Bidassoa gegen überlegene Streitkräfte mit großer Ausdauer, vermochte aber nicht zu verhindern, daß sich San Sebastian (31. August) und Pampelona (31. Oktober) an die Engländer ergaben. Jetzt überschritt Wellington die französische Gränze, was seit dem Kriege in der Champagne und in den Niederlanden keinem feindlichen Feldherrn mehr gelungen war. — Suchet, Herzog von Albufera, konnte, nach dem Vordringen der Engländer bis zu den Pyrenäen, den Osten Spaniens in der bisherigen Ausdehnung nicht länger behaupten. Er räumte Valencia am 5. Julius, und zog sich nach Katalonien zurück. Die Spanier wurden von ihm in einem glänzenden Gefecht bei Col d'Ordal geschlagen (13. September), worauf er seine einzelnen Korps zwischen Barcelona und den Pyrenäen zusammenzog. Im Anfange des Jahres 1814 stand Wellington mit 77,000 Mann bei St. Jean de Luz, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, Soult mit 60,000 in einem verschanzten Lager bei Bayonne. Der Winter legte den militairischen Operationen eine Zeit lang Stillstand auf.

Napoleon hatte sich unterdessen von der Nothwendigkeit, Spanien ohne Bedingung aufzugeben, überzeugt. Er schickte Laforêt, der 1808 französischer Botschafter in Madrid gewesen, mit einem Schreiben an Ferdinand VII. nach Valencay, worin er diesem die Zurückerstattung seines Reiches und ein Bündniß mit Frankreich anbot. Um dieselbe Zeit stellte Joseph in Morfontaine eine förmliche Verzichtleistung auf die spanische Krone aus, obwohl nicht ohne anfängliche Weigerung und Anspruch auf Entschädigung. Ferdinand VII. ging auf des Kaisers Antrag ein, erklärte aber, den Herzog von San Carlos nach Aranjuez, wo sich die spanische Regentschaft befand, senden zu müssen, um von dieser Aufklärungen über die Lage des Landes zu erhalten. Am 8. December (1813) ward ein Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen Napoleon Ferdinand VII. als König von Spanien anerkannte, Letzterer aber die Engländer zu entfernen versprach. San Carlos langte am 4. Januar (1814) in Aranjuez an. Die Regentschaft verweigerte aber die Bestätigung des Vertrages vom 8. December, weil nach einem Beschluß der Kortes vom 1. Januar 1811, ohne vorangegangene Freilassung des Königs, mit Frankreich nicht unterhandelt werden solle, und der Traktat vom 14. Januar 1809 einen Frieden Spaniens mit Frankreich von Englands Zustimmung abhängig machte. Wenn Napoleon Ferdinand VII. früher die Freiheit wiedergegeben hätte, so würde dieser sich wahrscheinlich bei seiner Rückkehr mit

den Engländern, welche, ungeachtet ihrer großen Dienste, von der Mehrheit der Spanier nicht geliebt wurden, überworfen haben. Jetzt war es zu spät, und die spanische Regentschaft befahl die eifrige Fortsetzung des Krieges. Ferdinand brach erst in der Mitte März von Valencay auf.

Der Marschall Soult mußte im Januar (1814) zwei Divisionen Infanterie, sechs Regimenter Dragoner und 2000 Mann ausgesuchte Soldaten, welche Napoleon seiner Garde einverleiben wollte, zu dessen Armee entsenden, so daß ihm nur 43,000 Mann übrig blieben. Dagegen hatte Wellington Verstärkungen erhalten, und bezahlte die Bedürfnisse seines Heeres in baarem Gelde, während Soult im eigenen Lande zu gewaltsam eingetriebenen Lieferungen seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war. Die Stimmung der Bevölkerung im südwestlichen Frankreich wandte sich deshalb von Napoleon ab, und eine Proklamation des im Hauptquartier des englischen Oberbefehlshabers weilenden Herzoges von Angouleme, in welcher zum Sturz des kaiserlichen Thrones aufgefordert wurde, fand bis nach Bordeaux hin Anklang.

Wellington brach am 24. Februar von St. Jean de Luz mit 100,000 Mann, unter ihnen 30,000 Spanier, auf. Am 27. Februar kam es bei Orthez zu einer Schlacht, in welcher Soult zwar nicht besiegt wurde, aber vor der großen Uebermacht zurückweichen mußte. Wellington, der jetzt die Straße nach Bordeaux frei hatte, schickte Lord Beresford zur Besetzung dieser Stadt ab. Die Bevölkerung steckte beim Einzuge der Engländer die weiße Fahne auf, und erklärte sich für die Bourbonen. Es wurde alsbald eine Deputation, den Maire Grafen Lynch an der Spitze, zu Ludwig XVIII. nach Hartwell geschickt, um ihm*) die Wünsche der Einwohner für seine Rückkehr nach Frankreich darzulegen.

Suchet hatte im Januar 1814, auf Napoleon's Befehl, 10,000 Mann zur Rhonearmee abgeben müssen. Er war dadurch zu schwach geworden, um noch irgend Etwas auf spanischem Boden unternehmen zu können, und zog sich langsam nach der französischen Gränze zurück. Während dessen kam Ferdinand VII. daselbst an, und ward von Suchet bis an die Fluvia geleitet (23. März). Derselbe führte 14,000 Mann über die Pyrenäen zurück. Die letzte That der Franzosen in Spanien war ein Ausfall des Generals Habert, Gouverneurs von Barcelona (18. April). Erst am 28. Mai zog die französische Besatzung ab. Die Napoleonischen Fahnen haben am Längsten, außerhalb Frankreichs, in Hamburg und Barcelona geweht.

*) Es war dies der Grund, weshalb Ludwig XVIII. später dem Sohne des Herzoges von Berry den Titel: „Herzog von Bordeaux" beilegte.

Napoleon hatte in seinem Stolz, beim Anfange des Krieges in Spanien, an seinen Bruder Joseph die Worte geschrieben: „Ich werde in Spanien die Säulen des Herkules, aber nicht die Gränzen meiner Macht finden!“ — Nie ist eine Prophezeiung von den Thatsachen gründlicher widerlegt worden. Wenn der Eroberer in Rußland den unerwartetsten und betäubendsten Schlag erhielt, so hat sich dagegen seine Kraft in dem sechsjährigen Kampfe auf der pyrenäischen Halbinsel langsam, aber ununterbrochen verblutet. Ohne diese immer offene Wunde würde er jede andere Niederlage verschmerzt haben. Die Begeisterung der Spanier und Portugiesen, die Ausdauer der Engländer, die hohe Besonnenheit und Klarheit Wellington's kann nicht genug bewundert werden. Es war eine gerechte Fügung des Schicksals, daß das Gerüste der Napoleonischen Größe selbst von dem Brande ergriffen wurde, welchen er durch Verrath und Gewaltsamkeit in Bayonne angeschürt hatte. Die übrigen Veranlassungen zu seinem Sturz sind nicht alle von ihm ausgegangen, aber in Spanien hat er sich mit eigener Hand sein Grab gegraben.

---

6. Winterfeldzug der Verbündeten in Frankreich.

Napoleon hatte in Rußland eine in der neueren Geschichte unerhörte Niederlage erlitten, und war ganz allein, ohne Heeresmacht, nach Frankreich zurückgekommen. Die Trauer über diesen unermeßlichen Verlust trat besonders in den Familien, zu welchen die Hunderttausende der nicht Heimgekehrten*) gehörten, tief und erschütternd, hervor. Es war dies aber doch immer nur der erste Fall der Art in Napoleon's schon langer Laufbahn gewesen. Dann sah es aus, als sei das große Unternehmen nicht am Widerstande des Feindes, sondern allein an der Beschaffenheit des Landes, und der Strenge des Winters gescheitert. Die einzige große, in diesem Feldzuge gelieferte Schlacht, die von Borodino, war von Napoleon gewonnen, und Moskau eingenommen worden. Daß die Russen diese alte und berühmte Stadt lieber verbrannt als auf das Aeußerste vertheidigt hatten, galt für ein Eingeständniß ihrer Ohn-

*) Monate lang enthielt der Moniteur täglich die langen Listen der Gefallenen und Vermißten, wodurch die Katastrophe bis in den entlegensten Dörfern bekannt wurde.

macht, den Franzosen widerstehen zu können. Die im Ganzen verwegene, im Einzelnen oft planlose Kriegsführung Napoleon's in Rußland war der großen Mehrheit des französischen Volkes unbekannt geblieben. Napoleon's Rückzug machte deshalb auf die Massen nur den Eindruck eines von der Natur kommenden Unfalles, ohne Beimischung eigener Schuld. Man trauerte über das erfahrene Unglück, aber der Ruhm des Kaisers und der Stolz der Nation waren unverletzt geblieben.

Anders verhielt es sich mit Napoleon's Rückzug aus Deutschland. Er hatte zwar die beiden ersten Schlachten in dem Feldzuge von 1813 gewonnen, war wieder bis an die Oder vorgedrungen, und hatte dann noch den glänzenden, wenn auch fruchtlosen, Sieg bei Dresden davon getragen. Aber von dem Augenblicke an hatte sich das Blatt vollkommen gewandt. Erst waren seine Unterfeldherren auf mehren Punkten, und dann er selbst bei Leipzig gänzlich geschlagen worden. Zuletzt hatte er sich nur mit Noth bis zur französischen Gränze Bahn brechen können. Von dem zahlreichen Heere, mit welchem er im Frühjahr in den sächsischen Ebenen erschienen war, brachte er im Herbst nur unförmliche Trümmer, welche nicht einmal zur Vertheidigung der Gränzen genügend erschienen, über den Rhein zurück. Auf ein ungeheueres, aber aus scheinbar blos natürlichen Ursachen entstandenes, Unglück war eine von menschlicher Macht dem Eroberer zugefügte Niederlage gefolgt, die nicht mehr auf Rechnung außerordentlicher Umstände geschrieben, und nicht durch die ihm gewöhnlichen Künste der Täuschung verhüllt werden konnte.

Der Eindruck der 1813 erfahrenen Unfälle war deshalb ein hoffnungsloserer als der, welchen der Rückzug aus Rußland hervorgebracht hatte. Die Kunde von Dem, was, nach der Schlacht von Leipzig, bei der Brücke über die Elster sich ereignet hatte, war eine Bestätigung der trüben Betrachtungen, welche früher der Uebergang über die Beresina hervorgerufen hatte. Die ganze Nation, namentlich die bewußteren Klassen in ihr, wurden von der Ahnung ergriffen, daß ein neuer Wendepunkt in der Geschichte ihres Landes bevorstand. Es kam eine düstere Stimmung über die Massen, welche sich abermals von großen Opfern, um das sinkende Glück ihres Gebieters aufrecht zu erhalten, bedroht sahen. Aber im Ganzen herrschte unter ihnen der Gehorsam, selbst die Verehrung für den großen, wenn auch jetzt unglücklichen, Kaiser vor. Dagegen war in den gebildeten Ständen die frühere ebenfalls lebhaft gewesene Anhänglichkeit, mit Ausnahme der für den Kriegsdienst bestimmten Jugend, längst erloschen. Hier trat die Unzufriedenheit mit Napoleon's immerwährender Kriegsführung an die Stelle jedes anderen

Gefühls, selbst des so lange gehegten Nationalstolzes. Man war schon seit Eylau und Aspern an seiner Unbesiegbarkeit, an die man von Lodi bis Jena geglaubt hatte, irre geworden. Jetzt fing man überhaupt an seinem Glücke zu zweifeln an. Aber die Erinnerung an die blutigen Parteikämpfe während der Revolution, an den furchtbaren Mißbrauch, der damals mit der Freiheit getrieben worden, und die dann eingetretene Gewohnheit des Zwanges und der Ausschließung von aller Theilnahme am öffentlichen Leben wirkte so nachhaltig, daß die Unterwerfung unter das Bestehende selbst bei der Ueberzeugung, daß es wanke, und vielleicht dem Einsturz nahe sei, dieselbe wie früher blieb. Daß jetzt ganz Europa gegen Frankreich, wie im Anfange der Revolution, aber diesmal in viel kräftigerer und engerer Weise, vereinigt war, ward von der Menge nur dunkel, von den Unterrichteten dagegen vollkommen, und mit der Vorstellung aller sich daran knüpfenden Gefahren begriffen.

Die großen Staatsgewalten, alle höheren Behörden beharrten in ihrer unterwürfigen Haltung gegen den Kaiser, ungeachtet seines sinkenden Glückes, und waren zu jeder Willfährigkeit bereit. Es war dies eine Folge des, durch die Napoleon's Herrschaft vorangegangenen Stürme, in den hervorragenden Kreisen der Gesellschaft abgestumpften moralischen Gefühls, und der, bei den schwankenden Begriffen über Recht und Pflicht, entstandenen Neigung, nur den Besitz materieller Güter und Vortheile als das Gewisse und Entscheidende im Leben anzusehen. Napoleon hatte diese Stimmung vorgefunden, sie in unerhörter Weise ausgebeutet, und danach sein ganzes System eingerichtet.

Die vielen politischen Notabilitäten der Revolution waren großentheils schon vor Napoleon's Emporsteigen verschwunden gewesen. Die verhältnißmäßig wenigen, welche übrig geblieben, wie La Fayette, Carnot, Talleyrand, Fouché, Cambacérès, Regnault de St. Jean d'Angely, Lanjuinais, Boissy d'Anglès u. s. w., besaßen keinen Einfluß mehr. Alles war vor dem gewaltigen Krieger und unermüdlichen Staatslenker, dem großen Imperator und Despoten, in Schatten getreten, hatte ihm entweder freiwillig das Feld geräumt, oder war von ihm zurückgestoßen worden, oder, was die meisten gethan, in seinen Dienst getreten. Unter den Mitgliedern der ersten Nationalversammlung und den Verfechtern der gemäßigten Revolution war es La Fayette fast ganz allein, der seine Unabhängigkeit bewahrt hatte. Er stand moralisch zu hoch da, um sich zum Werkzeuge eines Anderen herzugeben, hatte aber nicht die nöthige Thatkraft besessen, um im geeigneten Augenblick entscheidend in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Jetzt war La Fayette eine vereinsamte

und faſt vergeſſene Größe, wie es Kato von Utika geweſen ſein würde, wenn er es über ſich gebracht hätte, unter Cäſar's Herrſchaft zu leben. — Talleyrand und ſeine zahlreichen Geſinnungsgenoſſen waren geſchmeidige Naturen, ohne inneren Halt und ſittliche Zwecke, die vor Allem ſich geltend machen und genießen wollten, und da dies nur unter einem Gebieter möglich geworden war, ſich demſelben anſchloſſen, um ſeine Größe zu der ihrigen zu machen. Sie hatten ſich ihm aber keineswegs ganz zu eigen gegeben, ſondern ſahen ihn, ſo wie er ſie, nur als Mittel für ſich an, und waren geneigt, ſein Schiff, bevor es auf den Strand geriethe, zu verlaſſen, und vor Allem ſich ſelbſt zu retten. Auch hatten nicht alle Napoleoniſchen Würdenträger mit den neuen Stellungen und Titeln ihre alten Meinungen aufgegeben. Selbſt im Senat fehlte es nicht an Anhängern der Principien von 1789, wie Gregoire, Garat, Lambrechts; im geſetzgebenden Körper waren Royaliſten vorhanden, ſogar in dem ſcheinbar aus lauter Vertrauten und Günſtlingen zuſammengeſetzten Staatsrath gab es, wie wenigſtens Napoleon behauptete, Republikaner, obgleich er allerdings oft alle die ſo bezeichnete, von welchen er wußte, daß ſie ſeiner Willkührherrſchaft und Eroberungsluſt nicht unbedingt beipflichteten. So viel iſt gewiß, daß in den erleuchteten Klaſſen der Nation, unter den Männern von Denkkraft und Erfahrung, die Grundſätze der gemäßigten Revolution im Stillen mehr Anhang beſaßen, als die officielle Haltung des Kaiſerreichs vermuthen laſſen konnte.

Es waren dies aber nur Ausnahmen von der Regel. Die Bewunderung und Schmeichelei für den Kaiſer, allerdings nicht immer aufrichtig und deshalb dem Umſchlage ausgeſetzt, herrſchte im Senat, dem geſetzgebenden Körper, den großen Gerichts- und Verwaltungsſtellen, der Form nach, vor. Die Würdenträger und hohen Beamten hatten von ihm ihre Titel, Dotationen, ſammt allem Zubehör, der ſie über die Menge erhob, erhalten. Obgleich ſie ſich gegen ihn zu keiner unbedingten Dankbarkeit, wie die Folgezeit bewieſen, verpflichtet hielten, ſo glaubten ſie doch, an ihm, ſo lange er noch oben ſtand, um ihres eigenen Vortheiles willen, feſthalten zu müſſen. Was nach ihm kommen könnte, war noch ganz unergründet, und würde, ſo meinten die Emporkömmlinge und Günſtlinge des Kaiſerreiches, ihnen höchſt wahrſcheinlich feindlich ſein. Da man ſich aber nur auf Das ſtützen kann, was, wenn es will, auch zu widerſtehen vermag, ſo bot die von Napoleon geſchaffene Ariſtokratie demſelben in der Noth keine wahrhafte Hülfe dar. Er hatte ihr nie eine eigenthümliche Bedeutung beigelegt, ſondern in ihr nur ein Inſtrument zur Ausführung ſeines Syſtems geſehen. Die Mitglieder ſeines Hofes,

der großen Reichskörper, der obersten Behörden waren, mit seltenen Ausnahmen, von politischer und moralischer Energie entblößt, oder hatten Das, was sie einst davon besessen, in seinem Dienste längst aufgebraucht. Der größte Theil von ihnen war, durch den vielfachen, von 1789 bis 1804 in den staatlichen Zuständen eingetretenen, Wechsel um alle tieferen Ueberzeugungen gekommen, und geneigt, mit jedem Winde zu segeln. Bei ihnen war weder der Patriotismus der Republikaner, noch die Verehrung der Royalisten für die Person des Souverains vorhanden. Sie hingen dem Kaiser, ohne Grundsatz und Ueberzeugung, nur aus Vortheil und Gewohnheit an. Selbst diese Gewohnheit war nicht tief gewurzelt, denn es hatten bei ihnen in der Regel vorher schon andere Gewohnheiten bestanden. Napoleon durchschaute ihre Gesinnungslosigkeit, mußte sie aber dulden, da er sie nicht durch Bessere zu ersetzen wußte, und er, je schwieriger seine Lage wurde, um so weniger Das, was er besaß, aufgeben konnte. Seine einzige wirksame Stütze lag in den Ueberresten seines Heeres, und in den unteren Kreisen der städtischen und ländlichen, großentheils früher im Kriege versuchten Bevölkerung, wenn er es hätte über sich gewinnen können, dieselbe, wie im Anfange der Revolution geschehen war, zu einer allgemeinen Bewaffnung aufzurufen. Aber er fürchtete die Idee des Vaterlandes, welche in Frankreich in zu naher Berührung mit der der Freiheit steht, um von ihr willkührlich getrennt werden zu können. Er sprach wohl zuweilen von Vaterland, aber ohne damit den Sinn eines selbstständigen Gemeinwesens zu verbinden. Napoleon wollte zu seiner Vertheidigung gegen den Feind nur eine gut eingerichtete Maschine, eine möglichst zahlreiche Linienarmee aufstellen, zu welcher das Material aber auf den Schlachtfeldern von Moskau bis Hanau verloren gegangen war, und sich nicht so bald ersetzen ließ. Eine nationale Erhebung im Innern erschien ihm noch bedenklicher, als der Angriff von Außen. Wenn seine Stellung zuerst durch seine ungemessene und verwegene Eroberungssucht erschüttert worden, so sollte sie, durch die Vernachlässigung des volksthümlichen Elements bei der Abwehr, zuletzt ganz zusammenstürzen. Seine unbezwingbare Abneigung gegen Alles, was einer freien Bewegung ähnlich sah, ließ ihn die einzige Bedingung einer möglichen Rettung für ihn verwerfen.

Napoleon hatte nach dem Rückzuge aus Rußland, vermöge seiner außerordentlichen Thätigkeit, ein neues, großes Heer, ungeachtet der Opfer, welche der Krieg in Spanien kostete, in überraschender Eile zusammengebracht. Auch jetzt that er alles Mögliche, aber die Auffindung der nöthigen Mittel war schwieriger geworden. Denn der Feldzug des

Jahres 1813 hatte wenigstens 300,000 Mann gekostet, und das Vertrauen war nicht nur unter dem Volk, sondern auch bei den Behörden und ausführenden Beamten geringer als ein Jahr vorher geworden.

Marie Luise hatte, in ihrer Eigenschaft als Regentin, am 7. Oktober (1813), in einer im Senat gehaltenen Rede, auf die Nothwendigkeit neuer Anstrengungen für die Kriegführung hingewiesen, und eine Aushebung von 280,000 Mann erwirkt. Als Napoleon zum zweiten Mal als Besiegter zurückkam, verlangte er eine neue Konskription von 300,000 Mann*), die ihm auch vom Senat ohne Widerrede bewilligt wurde (15. November 1813), und ordnete zugleich eine Erhöhung der Abgaben, bestehend in 30 Zusatzcentimen zu der Hauptsumme der Thür- und Fenstersteuer, in dem Doppelten der Personen- und Mobiliarsteuer und in zwei Decimen vom Kilogramm Salz, an (9. Januar 1814). So, als hätte der Kaiser die Geduld der Nation immer mehr auf die Probe stellen, und seinen Gegnern noch stärkere Waffen als sonst zur Anklage gegen ihn in die Hände geben wollen, verletzte er bei dieser Gelegenheit die von ihm gegebene Konstitution, indem er die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers zu dieser Erhöhung der Steuern umging. Von den 580,000 Rekruten, welche der Senat bewilligt hatte, war ein großer Theil nur auf dem Papier vorhanden. Wenn der Kaiser sich zu einem Aufgebot der Nation in Masse entschlossen und den Kampf auf französischem Gebiet für einen Volkskrieg erklärt hätte, wozu aber eine Aenderung in dem bisher von ihm befolgten Regierungssystem nöthig gewesen wäre, so würde, bei mitwirkender Begeisterung, die Aufstellung dieser Masse von Streitkräften vielleicht möglich gewesen sein. Auf dem gewöhnlichen Verwaltungswege waren sie nicht zusammenzubringen. Was davon eingezogen werden konnte, wurde Officieren und Unterofficieren, welche mit den Ueberresten des Heeres über den Rhein zurückgekommen waren, und anderen, die aus Spanien herbeigerufen worden, zur Ausbildung übergeben. Aber einmal war unter diesen Konskribirten ein ansehnlicher Theil durch körperliche Unreife zum Kriegsdienst unfähig, und dann ließen die Verbündeten Napoleon keine Zeit, um seine Rüstungen vollenden zu können.

Das Hauptquartier der Verbündeten war, nach der Schlacht von Hanau, nach Frankfurt a. M. gekommen, wo sich die Kaiser von Rußland und Oesterreich befanden, und wohin sich der König von Preußen,

*) Frankreich hatte dem Kaiser vom December 1811 bis zum November 1813 1,227,000 Mann stellen müssen.

nach einem Besuche seiner Hauptstadt, ebenfalls begab. Es waren daselbst auch die ersten Minister und Generale der Koalition vereinigt. In der Nähe des Rheins angelangt, war der leitende, besonders von Oesterreich ausgehende, Gedanke der Diplomatie, den Krieg nicht nach Frankreich, sobald Napoleon sich zu einem angemessenen Frieden verstände, hinüberzutragen. Man übertrieb in Frankfurt die dem Kaiser noch zu Gebot stehenden Streitkräfte, scheute besonders sein militairisches Genie, und hielt es nicht für unmöglich, daß er, um einem gänzlichen Schiffbruch zu entgehen, zu den verzweifeltsten Mitteln seine Zuflucht nehmen könnte.

Der frühere französische Gesandte in Weimar, Baron von St. Aignan, war bei der, nach der Schlacht von Leipzig, beabsichtigten Rückkehr nach Frankreich unterweges von Kosaken angehalten und nach Frankfurt gebracht worden. Die dort versammelten ersten Diplomaten der Koalition, Fürst Metternich*), Graf Nesselrode und Lord Aberdeen**), zogen St. Aignan zu einer Konferenz (11. November), in welcher sie eine Antwort auf Napoleon's an den General Meerveldt am 16. Oktober mitgetheilte, und bisher unbeantwortet gebliebene Anträge entwarfen. Man verlangte von dem Kaiser die Beschränkung Frankreichs auf Das, was er früher oft selbst die natürlichen Gränzen desselben, Rhein, Alpen, Pyrenäen, genannt hatte, die Unabhängigkeit Deutschlands und der Schweiz, und schlug zu der Ausgleichung der übrigen Fragen einen Kongreß vor. St. Aignan brachte diese Note nach Paris, wo er am 13. November ankam.

Anstatt die Gelegenheit zur Abschließung eines nach Katastrophen, wie die an der Beresina und bei Leipzig, noch immer höchst vortheilhaften Friedens mit beiden Händen zu ergreifen, ließ Napoleon durch den Herzog von Bassano eine Antwort an Metternich ergehen, in welcher die gemachten Anträge nicht einmal berührt wurden. Bassano erklärte nur, es sei des Kaisers Wunsch, über einen Frieden „auf der Basis der Unabhängigkeit aller Nationen, sowohl unter dem kontinentalen als maritimen Gesichtspunkte" — zu unterhandeln, und brachte dazu einen Kongreß in Mannheim in Vorschlag. Napoleon war an und für sich einem Frieden, der Frankreichs sogenannte natürliche Gränzen zur Grundlage hatte, nicht abgeneigt. Er glaubte aber in Bezug auf die übrigen, dabei zur

*) Derselbe hatte von seinem Kaiser nach der Schlacht von Leipzig den Fürstentitel erhalten.

**) Früher englischer Botschafter in Wien und Metternich nahe befreundet.

Sprache zu bringenden Gegenstände, wie die Bestimmungen über Italien, Holland, die Entschädigung für seine Verwandten u. s. w., bessere Bedingungen zu erhalten, wenn er noch einmal das Kriegsglück versuchte. Er fürchtete, daß ohne einen neuen Sieg, der die Scharte von Leipzig auswetzte, der Friede ihn in den Augen der Franzosen demüthigen würde. Die blinde Zuversicht in seine Erfolge auf dem Schlachtfelde machte, daß er jetzt, wie sechs Monate vorher in Prag, auf nichts Bestimmtes einging und sich die Möglichkeit zu einem ehrenvollen Abschlusse entgehen ließ.

Metternich erklärte am 25. November, daß die Antwort des französischen Kabinets nicht befriedige, da sie die vorgeschlagenen Bedingungen außer Acht gelassen habe. Die Langmuth der verbündeten Monarchen und ihrer Minister, selbst des Kaisers Franz und Metternich's, mußte endlich ermüden, wenn sie sahen, daß der Gegner keine ihm dargebotene Gelegenheit zu einer Ausgleichung aufrichtig in Betracht zog, sondern nur Zeit zu gewinnen suchte. Zugleich ging die Absicht Napoleon's, den Krieg zu erneuern, aus der neuen Konskription von 300,000 Mann klar hervor. Die ohnedies vorhandene Ueberzeugung, daß mit ihm auf dem Wege der Unterhandlungen kein Ziel zu erreichen sei, ward dadurch noch verstärkt. Am 1. December erließen die Verbündeten von Frankfurt aus eine Erklärung über die Grundsätze, welche sie bei dem Kriege gegen Napoleon leiteten. „Sie führen nicht Krieg gegen Frankreich, sondern gegen das Uebergewicht, welches, zum Unglück Frankreichs und Europa's, der Kaiser Napoleon zu lange außerhalb der Gränzen seines Reiches ausgeübt hat. Sie wollen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, erkennen einen größeren Gebietsumfang desselben an, als es je unter den Königen gehabt hat, wollen aber ebenfalls frei, glücklich und in Ruhe sein, und werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis gewissenhaft beobachtete Verträge Europa einen wahrhaften Frieden gewährt haben." — Diese Erklärung der Verbündeten hatte den Zweck, die Franzosen von ihrem Kaiser zu trennen, indem sie vorgaben, nicht gegen jene, sondern nur gegen diesen Krieg zu führen, und Frankreich, wenn es sich von seinem Gebieter trennen wolle, einen wünschenswerthen Frieden in Aussicht zu stellen. Zugleich band sich die Koalition dadurch bis auf einen gewissen Grad die Hände, indem sie, wenn die französische Nation ihren Kaiser im Stich ließ, ihr auch die versprochenen Vortheile angedeihen lassen mußte. Napoleon verstand die Absicht dieser Erklärung, ihn in den Augen seines Volkes als ein Hinderniß für dessen Glück zu bezeichnen, fühlte auch, daß damit im Grunde auf seine Ent-

thronung hingewiesen sei, und war um so eher geneigt, das Glück der Waffen zu versuchen, die Franzosen durch Siege an sich zu fesseln, und seine Feinde von Neuem zu schrecken. Er ließ zwar, ehe ihm noch das Manifest der Koalition vom 1. December zu Gesicht gekommen war, durch den Herzog von Bassano erklären, daß er bereit sei, auf der Basis der Note vom 11. November zu unterhandeln, und Metternich versprach, dies den verbündeten Monarchen mittheilen zu wollen. Aber ein Kongreß kam in Folge der von Napoleon herbeigeführten Verzögerung nicht zu Stande. Der von französischer Seite ernannte Bevollmächtigte, Herzog von Vicenza, welcher nach Mannheim gehen wollte, wurde an den Vorposten abgewiesen. Die Verbündeten waren unterdessen anderen Sinnes geworden, und gedachten, ohne die Möglichkeit des Friedens abzuschneiden, den Ausgang vom Kriege abhängen zu lassen. Wenn der französische Kaiser sich dadurch bessere Bedingungen erkämpfen wollte, so dachten sie dagegen ihm schwerere aufzulegen.

Es gab nach der Schlacht von Leipzig eine Kriegspartei im Hauptquartier der Koalition, welche den Kampf auf das Aeußerste zu führen entschlossen war. Sie wollte in Frankreich einfallen, nach Paris vordringen, Napoleon stürzen, das französische Gebiet sehr verkleinern, und sich vom Feinde die Kriegskosten ersetzen lassen. An der Spitze dieser Partei standen Blücher und Gneisenau, die Prinzen Wilhelm und August von Preußen, durch ihre Tapferkeit eben so hervorragend wie durch ihren Rang, und die meisten Generale der schlesischen Armee. In demselben Sinne wirkte Stein bei dem Kaiser Alexander, der gegen Napoleon seit dem Einfalle in Rußland in demselben Maße eingenommen war, als er ihn früher bewundert hatte. Alexander wurde in dieser Stimmung außerdem noch durch den aus London zurückgekehrten General Pozzo di Borgo, einen Landsmann des französischen Kaisers, bestärkt. Pozzo di Borgo, 1789 Mitglied der französischen Reichsstände für Korsika, war später, als Paoli sich gegen den Konvent erklärte, zu dessen Partei übergetreten und hatte sich dabei mit Napoleon, der mit seiner ganzen Familie Frankreich treu blieb, überworfen. Pozzo di Borgo ward gezwungen, Korsika zu verlassen, lebte eine Zeit lang in England, ging dann in russische Militairdienste, wo seine Feindschaft gegen Napoleon mit dessen Größe zunahm, und zuletzt in einen tödtlichen Haß ausartete. Pozzo di Borgo, der schon früher dem französischen Kaiser in England, Preußen, Oesterreich und Rußland, so viel an ihm war, unermüdlich entgegengearbeitet hatte, trat jetzt im Hauptquartier der Verbündeten als sein heftigster Ankläger auf, und

trieb zu seinem Sturz*) an. Zu der Zeit seines Glückes hatte der triumphirende Imperator seines im Vergleich zu ihm so ohnmächtigen Landsmannes Haß oft verspottet. Jetzt sollte ihm derselbe gefährlich werden.

Das am Meisten in das Gewicht fallende Wort für eifrige Fortsetzung des Krieges bis an sein Ziel ging jedoch von den preußischen Heerführern, namentlich von Blücher, und dessen rechter Hand, Gneisenau, aus. Bis zu Ende August's 1813 war Preußen, obgleich ohne seine Erhebung die Russen nicht über die Oder gekommen sein würden, und Oesterreich nicht den Muth zum Anschlusse an die Koalition gehabt hätte, keineswegs seinem ganzen Werth nach gewürdigt worden. Rußland hatte, in Erinnerung an Moskau und die Beresina, die erste Stelle in der öffentlichen Meinung eingenommen. Aber von der Schlacht von Groß-Beeren, und besonders von der an der Katzbach und den ihr folgenden Gefechten an, stieg die Anerkennung der preußischen Tapferkeit in der Person Blücher's, und der preußischen Kriegskunst in der Gneisenau's, und traten die früher gefeiertsten Namen, wie Barclay de Tolly, Wittgenstein u. s. w., dagegen zurück. Ueberall, wo Blücher, Gneisenau, Yorck, Bülow, Kleist ein entscheidendes Wort mitzusprechen gehabt hatten, war von den Verbündeten gesiegt; überall, wo dies nicht der Fall gewesen, der Erfolg ausgeblieben oder verzögert worden. Ohne Blücher's Siege in Schlesien würde Napoleon sich in Sachsen bis zum Winter gehalten, und den Feldzug für sich glücklich beendigt haben; ohne Blücher's ungestümen Eifer und sein immerwährendes Drängen würde der Kronprinz von Schweden nicht auf das linke Elbufer gegangen, und die Schlacht von Leipzig nicht gewonnen worden sein. Ohne das schlesische Heer hätten die Verbündeten nicht das Rheinufer erreicht. Dies konnte selbst von Neid und Mißgunst nicht geläugnet werden. Es waren aber gerade diese Generale, welche bei jeder Gelegenheit die für den Frieden gestimmten Diplomaten, und die unter deren Einflusse stehenden Militairs zum Einfalle in Frankreich und zum Zuge nach Paris aufforderten. Bei Blücher ging diese begeisternde Anregung für Fortsetzung des Kampfes mehr aus Thatendrang und Schlachtenlust, und der Neigung, an Napoleon und Frankreich für die in Preußen verübten Unbilden Rache zu nehmen, hervor. Bei Gneisenau mischten sich in diese Stimmung deutsch-nationale Beweggründe, das Verlangen, das ver-

*) Pozzo di Borgo pflegte später zuweilen zu sagen: „Ich habe Napoleon zwar nicht zu Falle gebracht, aber doch etwas Sand auf seinen Sarg geworfen!“

lorene linke Rheinufer wieder mit dem Hauptlande zu verbinden, und die Ueberzeugung, daß, so lange Napoleon, dessen furchtbare Bedeutung von ihm besser als von Blücher gewürdigt wurde, mächtig bliebe, Deutschlands Unabhängigkeit immer gefährdet sein würde. Blücher's leidenschaftliche, Gneisenau's scharfsinnige Entwickelung aller Motive für Durchführung des Kampfes gegen Frankreich rissen zuletzt selbst den zögernden und bedächtigen Schwarzenberg fort, der, so weit es ihm die Politik seines Hofes verstattete, auf diese Ansichten einging.

Noch andere, in der nächsten Gegenwart liegende, unmittelbar wirksame Gründe verstärkten das von den preußischen Heerführern ausgehende Kriegsfeuer. Die Verbündeten wurden es bald inne, daß ihre Streitkräfte sich vermehrten, während die des Feindes sich verminderten. Man hatte, in Folge der aus dem Innern Frankreichs einlaufenden Nachrichten, Ursache, daran zu zweifeln, daß Napoleon im Stande sein werde, die von dem Senate dekretirten Aushebungen, wenigstens ihrem ganzen Umfange nach, zu verwirklichen. Dagegen wurden auf Seiten der Verbündeten die Belagerungskorps von Dresden und Danzig verfügbar. Nach den von dem General Bülow aus Holland einlaufenden Siegesberichten ließ sich die vollkommene Befreiung jener Gegenden von der französischen Herrschaft vor Schluß des Jahres erwarten. Der Kronprinz von Schweden war gegen Dänemark so rasch vorgeschritten, daß dasselbe bald zum Frieden genöthigt sein mußte, und die in Schleswig eingerückten Truppen gegen Frankreich verwandt werden konnten. Napoleon's eigener Schwager, Murat, König von Neapel, war von ihm abgefallen, und führte sein Heer in Italien zur Verstärkung der Oesterreicher herbei. Es war außerdem die Aussicht vorhanden, das am Rhein stehende Heer mit einer mächtigen Verstärkung aus den Ländern der früheren Rheinbundsstaaten zu versehen. Gleich nach dem Eintreffen der ersten Antwort Napoleon's war in Frankfurt eine Kommission, zu welcher Stein und Gneisenau gehörten, niedergesetzt worden, welche es den ehemaligen Rheinbundsfürsten zur Pflicht machte, 145,000 Mann regulairer Truppen zur Verwendung gegen Frankreich zu stellen. Dieses Kontingent sollte in acht sogenannte Bundeskorps eingetheilt, und dem böhmischen, dem schlesischen und dem Nordheer zugewiesen werden. Die Kriegspartei im Hauptquartier der Verbündeten glaubte allerdings nicht, daß es in den Wünschen des Kaisers Franz liege, den Kampf bis zur Entthronung seines Eidams auszudehnen, rechnete aber auf Napoleon's Stolz und Hartnäckigkeit zur Verwerfung aller mit den Verhältnissen übereinstimmenden Friedensanträge, die dann auch Oesterreich zur

Einwilligung in seinen Sturz nöthigen werde. Es wurde demnach beschlossen, die französische Gränze am 1. Januar 1814 zu überschreiten, und den großen Gegner im Mittelpunkte seiner Macht aufzusuchen.

Obgleich Napoleon im Wesentlichen unumschränkt regierte, so wollte er, unter den vorhandenen Umständen, die Formen der Verfassung nicht ohne Noth verletzen. Er hatte die Einberufung des gesetzgebenden Körpers durch ein von Gotha aus datirtes Dekret angeordnet (25. Oktober 1813), die Eröffnung auf den 2. December festgesetzt, dieselbe aber, um der Versammlung ein Ergebniß über den Stand der Friedensunterhandlungen mittheilen zu können, bis auf den 19. Decbr. verschoben. In der Zwischenzeit war von ihm seine Willfährigkeit zu Unterhandlungen, welche auf der Grundlage der Note vom 11. Novbr. beruhen sollten, zu erkennen gegeben, von den Verbündeten aber, als zu spät gekommen, abgelehnt worden. Auch war unterdessen das Manifest vom 2. December erschienen. Napoleon glaubte dadurch in den Stand gesetzt zu sein, die Verlängerung des Krieges der Koalition beimessen zu können, und um so mehr Recht zu haben, von den Franzosen die größten Anstrengungen zur Erkämpfung eines ehrenvollen Friedens zu fordern.

Am 19. December eröffnete Napoleon die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers mit kaiserlichem Glanze, und hielt eine der ihm eigenthümlichen, wie aus Erz gegossenen Reden, welche für den Augenblick eine große Wirkung hervorbrachte. Er beschwerte sich in ihr über den Abfall seiner Verbündeten, erklärte seine Neigung zu einem, mit der Ehre der Nation verträglichen, Frieden, und sprach die Hoffnung aus, daß dieselbe immer seiner und ihrer würdig erscheinen werde. Die Hauptsache aber war die Ankündigung, daß alle auf die Unterhandlungen bezüglichen Papiere vorgelegt werden sollten. Dadurch ward eine große Spannung erregt.

Am 20. December erschien ein Dekret, das sowohl aus dem Senat als dem gesetzgebenden Körper je fünf Mitglieder zu wählen befahl, die sich zu einer Kommission, behufs der Prüfung der vorzulegenden Dokumente, vereinigen sollten. Bei der Wahl zu der Kommission fand im gesetzgebenden Körper eine lebhafte Bewegung statt, und es gingen, ungeachtet der eifrigen Gegenwirkungen der Regierung, aus der Urne die Namen von fünf Deputirten hervor, die sämmtlich Gegner des Napoleonischen Systems, von denen aber zwei, Lainé und Raynouard, im Stillen Anhänger der Bourbonen waren.

Die Kommission, wie der größte Theil des gesetzgebenden Körpers, und überhaupt der aufgeklärten Klassen in Frankreich, traute der angeb-

lichen Friedensliebe Napoleon's nicht. Man glaubte wohl, daß derselbe im Allgemeinen, den Stand seiner Angelegenheiten in Betracht gezogen, zu einer Aussöhnung mit Europa geneigt, aber nicht, daß er die dazu nöthigen Opfer zu bringen bereit sei. Dieser Verdacht ward vermehrt, als die Rede des kaiserlichen Bevollmächtigten bei der Kommission, des Staatsrathes Regnault de St. Jean d'Angely, im Moniteur mit Weglassung oder Minderung aller der auf den Frieden bezüglichen Stellen erschien. Der Kaiser hatte gefürchtet, daß dieselben ihn in den Augen der Verbündeten als zu nachgiebig, und in denen seines Volkes als kleinmüthig erscheinen lassen könnten.

Die Kommission hatte zu ihrem Präsidenten Lainé, einen Advokaten aus Bordeaux, durch Charakter und Talent hervorragend, ernannt. Dieser hob in seiner Berichterstattung über die Berathungen seiner Kollegen zwar die Nothwendigkeit hervor, den Krieg, im Falle der Frieden unmöglich sein sollte, mit Nachdruck zu führen, wies aber auch auf die Nothwendigkeit, die Konstitution treu zu beobachten, besonders aber auf Gewährleistung für Ausübung der politischen Rechte der Nation, und der persönlichen Freiheit der Bürger hin. „Es ist nicht genug," sagte der Redner, „ein Volk zur Ergreifung der Waffen aufzufordern. Es muß auch wissen, daß sein Blut nur zur Vertheidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden soll." — Es ward damit allgemein verständlich auf die so lange gewährte Eroberungssucht Napoleon's und seine vielen Verfassungsverletzungen angespielt. Der Bericht Lainé's ward mit 223 gegen 31 Stimmen angenommen. — Noch viel feindseliger gegen Napoleon trat Raynouard auf, der, in langer und feuriger Rede, die zunehmende Last der Abgaben und der Konskription, den Untergang alles Seehandels, das Niederliegen des Ackerbaues, die Abnahme des Gewerbefleißes beklagte, und diesen traurigen Zustand in unverkennbarer Weise dem herrschenden System Schuld gab. Eine solche Sprache war, in keiner öffentlichen Versammlung in Frankreich, seitdem Napoleon am Ruder saß, mehr vernommen worden. Der Kaiser befahl, alle gedruckten Exemplare von Lainé's Bericht und Raynouard's Rede zu vernichten, und vertagte den gesetzgebenden Körper. Als aber ein Theil desselben am 1. Januar 1814 zur Beglückwünschung vor ihm erschien, brach er gegen die Mitglieder der Kommission in den heftigsten Zorn aus. Er nannte Lainé einen Aufwiegler, meinte, daß elf Zwölftheile der Deputirten gut gesinnt, die anderen aber Meuterer wären. Er sagte, daß Frankreich seiner mehr als er Frankreichs bedürfe, und daß er in drei Monaten als Sieger dastehen oder zu den Todten gehören werde. —

Er wagte es aber nicht, gegen Lainé und seine Kollegen anders als mit Worten einzuschreiten, indem er durch Strafen eher zu reizen als zu schrecken fürchtete.

Die Verbündeten hatten unterdessen ihre Vorbereitungen zu dem Einrücken in Frankreich vollendet. Ihre gesammte Streitmacht war nach wie vor in drei gewaltige Heerhaufen getheilt. Die böhmische, oder große, auch die Hauptarmee genannt, unter dem Oberbefehl des Fürsten von Schwarzenberg, war, überwiegend aus österreichischen Truppen zusammengesetzt, die Würtemberger, Badener, Hessen, Würzburger und Frankfurter eingeschlossen, 261,000 Mann stark, und führte 736 Kanonen bei sich. — Die schlesische Armee, den Feldmarschall Blücher an der Spitze, zählte, zwei deutsche Bundeskorps mitgerechnet, 137,000 Mann, und war mit 508 Geschützen versehen. — Die Nordarmee stellte jetzt kein Ganzes mehr dar. Das sogenannte polnische Heer unter Beningsen belagerte Hamburg. Der Kronprinz von Schweden war nach Schleswig-Holstein gezogen. Ein Korps unter Tauenzien belagerte die Oder- und Elbefestungen. Was von dem Nordheer im freien Felde verwandt werden konnte, beschränkte sich zunächst auf das Korps unter Bülow in Holland, 30,000 Mann. Ihm sollte das Korps unter Winzingerode, der sich jedoch sehr verspätete, nachrücken. Beide betrugen 60,000 Mann mit 258 Geschützen. Zu dem Nordheer in Holland sollten zwei deutsche Bundeskorps unter dem Herzoge von Weimar und dem Herzoge von Braunschweig stoßen, und seine Stärke in den Niederlanden auf 120,000 M. gebracht werden. — Außerdem konnten die Verbündeten noch auf zahlreiche Reserven rechnen. Wenn man alle ihre Streitkräfte am Rhein, in Holland und an der schweizerischen Gränze zusammenrechnet, so betrugen sie wenigstens 519,000 M. mit 1500 Kanonen.

Ungeachtet der ungeheueren Macht, welche die Verbündeten gegen Napoleon aufgestellt hatten, wurden von ihnen, zur freien Verfügung im Felde, nur ungefähr 270,000 Mann, die böhmische Armee und etwa 50,000 Mann von der schlesischen, bestimmt, und von diesen 270,000 blieb ein ansehnlicher Theil am Rhein zurück, so daß zum Angriff gegen Napoleon nur 200,000 Mann vorhanden waren. Der Plan der Verbündeten war, in Frankreich auf einer Linie von hundert Meilen, von Dünkirchen bis Genf, so viel als möglich, zu derselben Zeit, vorzudringen. Das böhmische Heer sollte größtentheils durch die Senkung zwischen Jura und Vogesen, und über das Juragebirge in die ehemalige Bourgogne einrücken, das schlesische vom Mittelrhein nach der Marne ziehen, und beider Marsch so eingerichtet werden, daß, Mitte Januars, das böhmische

bei Langres, das schlesische bei Metz angekommen waren, und dann in Verbindung mit einander traten.

Der ungeheueren Macht der Verbündeten hatte Napoleon verhältnißmäßig nur sehr geringe Widerstandsmittel entgegenzusetzen. Es waren von ihm außerordentliche Kommissarien, meist Senatoren, in die Departements zur Aufbietung der Nationalgarde für den aktiven Dienst, zur Beschleunigung der Truppenmärsche, zur Errichtung von Magazinen, geschickt worden, dieselben hatten aber wenig ausgerichtet. Da die Nation seit fünfzehn Jahren jeder Initiative entbehrte, den Stand der öffentlichen Verhältnisse oft nicht einmal den äußeren Umrissen nach kannte, und sich gewöhnt hatte, den Anstoß in allen Dingen von Napoleon zu erwarten, so war von ihr auf keinen freiwilligen Aufschwung, keine Entwickelung einer selbstständigen Kraft zu rechnen. Der Kaiser that auch jetzt nichts, um diese zerbröckelte Masse durch einen belebenden Kitt wieder einigermaßen aufzurichten. Nicht einmal eine Proklamation, den Grund, Sinn und Zweck des bevorstehenden Kampfes berührend, ward erlassen. Napoleon hatte vollkommen die Gewohnheit der legitimen und absoluten Fürsten angenommen, Alles mit seinen Ministern und den fremden Höfen, im Stillen und Geheimen, abzumachen, und holte bei der Entscheidung über Krieg und Frieden nicht einmal die Meinung der großen Reichskörper ein.

Seine zur Vertheidigung der Gränzen vorgeschobenen Korps waren gewissermaßen nur dünne Streifen, die erst von den in Folge der letzten Aushebungen zu erwartenden Rekruten und der mobilisirten Nationalgarde Stärke und Dichtigkeit erhalten sollten. Hierzu hätten aber wenigstens einige Monate Zeit gehört, die ihm aber von den Verbündeten nicht gelassen wurden. Er hatte bei der ihm früher so oft zu Statten gekommenen Langsamkeit, namentlich der Oesterreicher und Russen, und den einer Koalition eigenthümlichen Schwierigkeiten, die Erneuerung des Krieges erst zum Frühjahr erwartet, und seine Rüstungen, ungeachtet seiner unausgesetzten Thätigkeit, kaum zur Hälfte beendigt, als er sich auf allen Seiten angegriffen sah.

Napoleon's Streitkräfte waren im Allgemeinen wie folgt vertheilt: Von Basel bis Straßburg 16,500 Mann unter Victor — 18,500 Mann unter Marmont von Straßburg bis Koblenz — in Mainz lagen 16,000 Mann unter Morand — eben so viel in den Festungen am Oberrhein und an der Schweizergränze. In zweiter Linie stand Ney bei Nancy mit 10,000 Mann — Mortier mit 12,500 Mann bei Langres — am Niederrhein, von Wesel nach Nimwegen, Macdonald, mit dem

sich Molitor auf dem Rückzuge aus Holland verband, mit 22,000 Mann. — Die äußersten Flügel bildeten, im Norden: Maison bei Antwerpen mit 16,000 Mann — im Süden: Augereau, der Lyon und die Umgegend vertheidigen sollte, im Anfange aber kaum einige Regimenter vorfand. Nach Abzug der Besatzungen in den Festungen, den großen Städten und Seeplätzen, konnte Napoleon in offenem Felde den 200,000 Mann der Verbündeten höchstens 80,000 meist junge Soldaten mit ungenügender Artillerie, und mittelmäßig berittener Kavallerie entgegenstellen. Seinem Systeme treu, nichts ohne den äußersten Zwang aufzugeben, ließ er 30,000 Franzosen bei der Armee des Vicekönigs von Italien, obgleich sie seiner Sache dort keine wesentlichen Dienste leisten konnten, und zog von Suchet's Truppen aus Katalonien nur einen Theil an sich.

Die Verbündeten hatten ihre Absicht, den Feldzug mitten im Winter zu beginnen, sorgfältig geheim gehalten, und Napoleon von einem solchen Entschlusse nichts geahnt. Schon vom 8. Decbr. an fing in der böhmischen Armee eine größere Zusammenziehung stattzufinden, die am 20. December vollendet war. In der Nacht vom 20. zum 21. December überschritt die Vorhut unter Bubna, Giulay und Aloysius Lichtenstein den Rhein bei Basel. Ihr folgten die übrigen Korps, zuletzt das des Kronprinzen von Würtemberg, und die preußischen und russischen Garden, bei welchen sich die Monarchen befanden, die am 1. Januar unterhalb Hüningen das linke Rheinufer betraten. Das Korps unter Wrede zog rechts nach dem Elsaß ab, die übrigen setzten ihren Marsch durch die Schweiz fort. Bubna besetzte am 30. December ohne Schwerdtschlag Genf, das sich von der erzwungenen Vereinigung mit Frankreich losriß und sich für unabhängig erklärte. Das Lichtenstein'sche Korps umstellte Besançon, die Korps von Hessen-Homburg und Colloredo zogen auf Dijon und Langres. Nirgends ward von französischer Seite ein ernster Widerstand entgegengesetzt. Er wäre auch gegen solche Massen erfolglos gewesen. Die Marschälle Victor, Mortier, Ney mußten sich mit ihrer geringen Macht zurückziehen. Das Volk empfing die fremden Truppen keineswegs als Befreier, machte aber auch keine Miene, sich ihnen entgegenzusetzen. Der ungeheuere Glückswechsel, im Laufe eines einzigen Jahres begonnen und vollbracht, schien Alles mit stummem und trübem Erstaunen zu erfüllen. Am 26. Januar war die böhmische Armee bis Bar an der Aube vorgedrungen, und ihrer Vereinigung mit der schlesischen stand wenig mehr im Wege.

Die schlesische Armee, am rechten Rheinufer von Mannheim bis Koblenz gelagert, brach in der Neujahrsnacht von 1814 auf. York und Langeron gingen bei Caub, Sacken bei Mannheim, St. Priest, jetzt unter Blücher's Befehl gestellt, bei Koblenz über den Rhein. Ein Theil der Armee blieb zur Blokade von Mainz zurück. Das Korps unter Kleist war noch von Erfurt her im Anzuge. Sein Uebergang fand erst am 16. und 17. Januar statt. Marmont konnte eben so wenig wie Victor und Mortier Stand halten, und zog sich anfänglich bis auf Metz zurück, mußte aber, als Ney von Sacken aus Nancy verdrängt worden, hinter der Maas einen Anhaltspunkt suchen. Am 17. Januar schlug Blücher sein Hauptquartier in Nancy auf. Endlich gelang es den drei Marschällen: Victor, Marmont und Ney, sich bei St. Dizier und Vitry mit einander zu vereinigen.

Was die Nordarmee betrifft, so befand sich die eine Hälfte derselben, wie schon bemerkt worden, noch in Schleswig-Holstein. Von der anderen Hälfte, welche Holland unter Bülow erobert hatte, ging Winzingerode am 12. Januar zwischen Kaiserswerth und Doesburg, Czernischeff bei Düsseldorf über den Rhein. Macdonald, bis Lüttich und Namur zurückgedrängt, erhielt von Napoleon Befehl, rasch zur Vereinigung mit der Hauptarmee auf Chalons zu ziehen, und mußte Winzingerode und dem ihm nachrückenden Bülow die Straße nach dem Norden Frankreichs frei lassen. Bis dahin waren die Verbündeten nirgends auf einen erheblichen Widerstand gestoßen. Am 20. Januar ward die Festung Toul von einer Abtheilung der schlesischen Armee nach kurzer Gegenwehr genommen. Blücher setzte sich nach der Aube hin in Bewegung, um der böhmischen Armee die Hand zu reichen. Er hatte auf dem Wege dahin nur zwei unerhebliche Gefechte bei St. Aubin und Ligny (22. und 23. Januar) zu bestehen, und traf am 27. Januar in Brienne ein. Von jetzt an sollten aber die verbündeten Heere nicht so kampf- und gefahrlos wie bisher an ihr Ziel kommen.

Napoleon war so lange als möglich in Paris zurückgeblieben, weil er von dort aus am Besten das Zusammenziehen seiner Streitkräfte leiten, und den Marsch der Ergänzungsmannschaften beschleunigen konnte. Die Nachricht von der bevorstehenden Vereinigung der böhmischen und schlesischen Armee ließ aber keinen längeren Aufenthalt in der Hauptstadt zu. Ehe er aber zum Heere abging, ernannte er, wie schon ein Jahr vorher, seine Gemahlin zur Regentin während seiner Abwesenheit, und seinen Bruder Joseph zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht in der ersten Militairdivision. Es war dies eine unglückliche Wahl, um so über-

[illegible], da er Joseph's Mangel an militairischem Talent aus dessen Walten in Spanien so genau kennen gelernt, und oft so streng gerügt hatte. Vielleicht hielt er in dieser schwankenden Zeit Niemand für so zuverlässig als ihn. Am 23. Januar entbot er die Officiere der pariser Nationalgarde in die Tuileries, sprach in kurzer, ergreifender Rede sein Vertrauen in sie aus, und stellte die Kaiserin und den König von Rom unter ihren Schutz. An demselben Tage erhielt er ein Schreiben Carnot's, das für ein Muster in Ausdruck und Gesinnung gelten kann, indem es einen edlen Freimuth mit Vaterlandsliebe, und Trauer über das erbleichende Gestirn eines großen Mannes vereinigte. Carnot bot Napoleon, von dem er sich seit Errichtung des Kaiserreiches fern gehalten hatte, in dessen Noth seine Dienste an. Er wurde zur Vertheidigung Antwerpens abgeschickt, eine Aufgabe, der er sich, wie Allem, was er that, mit Eifer und Selbstaufopferung unterzog. Es bleibt aber immer unerklärbar, warum Napoleon einen Ingenieur ersten Ranges, wie Carnot, nicht mit der Befestigung der Hauptstadt, einen Patrioten, wie ihn, nicht mit der Leitung einer Volksbewaffnung in dem Mittelpunkte Frankreichs beauftragte. Carnot gehörte zu den wenigen Notabilitäten aus der Zeit des Konvents, deren Name bei den Massen einen guten Klang hatte. Vielleicht fürchtete der Kaiser gerade die Popularität dieses ehrenwerthesten und berühmtesten Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses, und glaubte, daß Carnot, in Paris gelassen, zu sehr die Erinnerungen an die Revolution in den Augen der Menge erneuern könne. Am 25. Januar schied er von Gemahlin und Sohn, die er nie wiedersehen sollte.

Napoleon langte noch an demselben Abend in Chalons an der Marne an. Er hoffte, Blücher, den er als den unternehmendsten seiner Gegner kennen gelernt hatte, noch vor dessen Vereinigung mit dem böhmischen Heere zu überraschen. Er wollte sich zwischen die böhmische und die schlesische Armee werfen, und jede einzeln schlagen. Aber die Nothwendigkeit, seinen Truppen nach einem erschöpfenden Marsche einige Rast zu gönnen, und die losen Bestandtheile derselben fester unter einander zu verbinden, hatte Zeitverlust und die gegenseitige Annäherung der beiden feindlichen Heere zur Folge. Da Napoleon um jeden Preis ein Zusammentreffen suchte, und Blücher demselben nicht auswich, so kam es am 29. Januar bei Brienne zu einer Schlacht, in welcher Napoleon mit großem Verlust, und ohne weitere Vortheile davon zu tragen, das Schlachtfeld behauptete. Weder Blücher, noch die in der Nähe befindlichen Monarchen waren von der plötzlich erfolgten Ankunft Napoleon's unterrichtet. Aber die Art, wie die Franzosen angriffen, ließ mit Sicher-

heit auf seine Anwesenheit schließen. Die Manier dieses großen Kriegskünstlers ließ sich von Denen, welche schon mit ihm zu thun gehabt hatten, unter allen anderen herausfühlen. Die Schlacht von Brienne bot die eigenthümliche Erscheinung dar, daß die beiden obersten Heerführer dabei in eine große persönliche Gefahr geriethen. Als Blücher das auf einer Höhe liegende Schloß Brienne, in welchem sich die Kriegsschule befand, in der Napoleon seine erste militairische Vorbildung erhielt, erstiegen hatte, ward er und sein Gefolge von heimlich herangekommener französischer Infanterie überfallen, und wäre ohne einen glücklichen Zufall gefangen genommen worden — und Napoleon bekam, als er am späten Abend in sein Hauptquartier zurückritt, mit Kosaken zu thun, die sich während der Dunkelheit unbemerkt unter sein Gefolge gemischt hatten, und ihn plötzlich angriffen. Er und die Seinigen waren genöthigt, zu ihrer Vertheidigung den Degen zu ziehen. Dieses erste Zusammentreffen in dem erneuerten Kriege war für Napoleon erfolglos ausgefallen. Er hatte seine Absicht, sich zwischen die beiden Heere zu werfen, nicht ausführen können. Der Feldzug war von ihm nicht, wie es sonst seine Art war, mit einem großen Schlage eröffnet worden.

Napoleon versäumte, durch falsche Nachrichten über die Bewegungen der böhmischen Armee getäuscht, zur Verwunderung seiner Gegner, Blücher am 30. und 31. Januar, bevor dieser noch Verstärkungen von der großen Armee erhalten hatte, anzugreifen. Der preußische Feldmarschall zog die Korps unter dem Kronprinzen von Würtemberg, Barclay de Tolly, Giulay und Wrede an sich. Seine Armee war so mannigfaltig zusammengesetzt, daß eine weiße Binde am Arme als Erkennungszeichen angeordnet wurde. Napoleon wurde genöthigt, bei La Rothière (1. Februar) in ungünstiger Stellung eine Schlacht anzunehmen, die er, obgleich er sich von Anfang an im Nachtheil befand, mit äußerster Hartnäckigkeit bis zum späten Abend fortsetzte. Die Verbündeten waren mehr als noch einmal so stark als die Franzosen gewesen, Napoleon mußte sich über die Aube, mit einem Verlust von 6000 Todten und Verwundeten, 3—4000 Gefangenen und 73 Kanonen zurückziehen. Dieser Rückzug sah während der ersten Nacht einer Flucht und Auflösung ähnlich. Wenn Schwarzenberg mehr Kühnheit besessen, und sich der im Rücken des französischen Heeres liegenden Aubebrücke bemächtigt hätte, so würde das französische Heer theils gefangen, theils versprengt, und der Krieg beendigt gewesen sein. Das Ausreißen nahm unter den jungen Soldaten überhand. Am 3. Februar hatte Napoleon kaum 40,000 Mann beisammen, und sah sich auf mehren Seiten von beinahe 200,000 Feinden

bedroht. Aus dieser verzweifelten Lage ging er wieder mit überraschender Kraft hervor. Es lag in seiner Natur, seine Person von den ihn umgebenden Umständen zu trennen, und, so lange ihm noch Mittel zum Handeln übrig blieben, den Muth nicht sinken zu lassen. Sein Blick schweifte immer über die Gegenwart hinaus, weshalb er, wenn diese eine unglückliche war, in ihr geistig nicht untergehen konnte. Es war, selbst von seinem militairischen und politischen Talent abgesehen, ein unnennbares Etwas in ihm, das ihn allen seinen Zeitgenossen, welche Erfolge sie auch gegen ihn davon tragen mochten, persönlich überlegen erscheinen ließ.

In einem zu Brienne von den Verbündeten gehaltenen Kriegsrath ward entschieden, die beiden Armeen wieder zu trennen, die große oder böhmische längs der Seine, die schlesische längs der Marne vorrücken zu lassen. Die Beschaffenheit des zwischen beiden Flüssen befindlichen, nur zwei bis drei Tagesmärsche breiten Raumes, der, von wenigen Straßen durchschnitten, zum Theil durch Wald und Morast unwegsam gemacht wird, schloß den Gedanken an jede massenhafte Bewegung aus. Napoleon wählte aber gerade diese Gegend zu einem großen Unternehmen aus. Als er die Nachricht von der Trennung der Verbündeten erhalten, so traf er rasch alle Vorbereitungen, um sich gegen sie einzeln, und zwar zuerst gegen die schlesische Armee, denn Blücher beschäftigte ihn immer am Meisten, wenden zu können. Blücher's Absicht, Macdonald, der dem Kaiser zu Hülfe zog, anzugreifen, sich des großen Artillerieparks, welchen derselbe bei sich führte, zu bemächtigen, und dann auf der Straße nach Paris vorzurücken, veranlaßte ihn, die Korps unter York, Sacken und Olsufief einzeln vorauszuschicken. Das Korps unter Kleist, und eine Abtheilung des Langeron'schen Korps unter Kapzewitsch zog den genannten nach. Am 9. Februar standen die verschiedenen Korps der schlesischen Armee zwischen Vertus, Chalons, Montmirail, Dormans und Champaubert auf einem für die Kriegführung höchst ungünstigen Boden getrennt von einander da. Napoleon war am 8. Februar von Nogent an der Seine aufgebrochen, und hatte 20,000 M. unter Victor, Oudinot und Pajol zum Schutze der Seinebrücken zurückgelassen. Er selbst führte 40,000 Mann, unter ihnen 18,000 Reiter, mit sich. Es waren ihm in der letzten Zeit Verstärkungen, aus alten Soldaten von der Soult'schen Armee und aus Artillerie bestehend, zugekommen. Napoleon's Marsch richtete sich nach Sezanne, welches die Verbündeten durch ein Kavalleriekorps von 4000 Mann hinlänglich gedeckt glaubten. Es kostete den

Franzosen unsägliche Mühe, um das Geschütz auf dem morastigen Boden fortzubringen. Aber der Soldat, der eine kühne That von Seiten seines Kaisers ahnte, war wieder voller Zuversicht, das in Masse zusammengeströmte Landvolk besserte freiwillig die Wege aus, und leistete dem Heere, indem es alle seine Wagen, Pferde und Ochsen hergab, eifrigen Vorschub. Blücher hatte einen Angriff des bei La Rothière geschlagenen Gegners anfangs gar nicht für möglich gehalten, und als er daran nicht mehr zweifeln konnte, immer noch nicht geglaubt, daß er mit der französischen Hauptmacht zu thun habe. Als er sich endlich überzeugte, daß Napoleon sich mitten unter die getrennten Korps der schlesischen Armee geworfen habe, befahl er, anstatt stehen zu bleiben, und die einzelnen Heersäulen mit sich zu vereinigen, sich rückwärts bei Bertus aufzustellen. Ehe dies aber bewerkstelligt werden konnte, zog die schlesische Armee in vier großen Abtheilungen getrennt einher.

Hierauf wurde am 10. Februar das Olsufiefsche Korps von den Franzosen überfallen, großentheils zu Grunde gerichtet, und der Ueberrest in wilde Flucht getrieben. Sacken wurde am 11. Februar bei Montmirail hart bedrängt, und Yorck, der ihm zu Hülfe kommen wollte, in seine Niederlage mit verwickelt. Beide suchten ihre Rettung auf der Straße nach Chateau-Thierry, das von Napoleon am folgenden Tage besetzt wurde. Sacken und Yorck zogen sich am rechten Marneufer auf Soissons und Reims zurück. Diese beiden Tage hatten den Verbündeten 10,000 Mann und 47 Kanonen gekostet. Blücher, über die vorausgesandten Korps ohne Nachricht geblieben, denn es war unmöglich, Kundschafter zu finden, und in großer Sorge um sie, brach mit den Korps unter Kleist und Kapzewitsch zu ihrer Unterstützung nach Etoges und Vauchamp auf. Marmont ward von Blücher zurückgedrängt, aber am 14. Februar fiel Napoleon mit großer Gewalt über die Preußen und Russen her. Die Franzosen, besonders die Reiterei unter Grouchy, waren im höchsten Grade kampflustig, und wollten für La Rothière Genugthuung nehmen. Sechstausend Kuirassiere und Dragoner drangen mit grauenerregendem Geschrei, unter wiederholten wüthenden Angriffen auf die Vierecke der Verbündeten ein, die aber unerschütterlich Stand hielten. Die schlesische Armee befand sich jedoch am Rand des Verderbens, und ward nur dadurch gerettet, daß es den Franzosen von dem aufgeweichten Boden unmöglich gemacht wurde, die Angriffe der Kavallerie durch ihr Geschütz zu unterstützen. Sonst wären Blücher, Gneisenau, Yorck, Prinz Wilhelm, Prinz August, Kleist, Grolmann u. s. w. schwerlich dem

Tode oder der Gefangenſchaft entronnen. Blücher erreichte gegen Abend den Wald von Etoges, wohin ihm Grouchy nicht folgen konnte. Dieſer Tag hatte den Preußen und Ruſſen mehre tauſend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekoſtet. Der Kaiſer war, wie bei Brienne und La Rothière, an Zahl bedeutend ſchwächer als die Verbündeten geweſen.

Napoleon wurde von dieſer Reihe von Siegen, welche von Neuem ſeine Meiſterſchaft in der Kriegführung bewieſen, die aber mehr ruhmvoll als entſcheidungsreich geweſen ſind, zu den kühnſten Hoffnungen emporgetragen. Er hatte kurze Zeit vorher dem Vicekönige von Italien befohlen, mit den franzöſiſchen Diviſionen ſeiner Armee ſchleunigſt über die Alpen ihm zu Hülfe zu kommen. Jetzt widerrief er dieſe Maßregel. Auch in ſeiner Anſicht von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens ging eine Veränderung vor. Blücher zog ſich nach Chalons zurück, wohin er Yorck, Sacken und Winzingerode zu ſich rief.

Unterdeſſen war die große Armee aufgebrochen, um, dem in Brienne gefaßten Plane gemäß, die Seine hinabzuziehen. Mortier, der die Nachhut Napoleon's befehligte, hatte Troyes am 6. Februar geräumt, wo Tages darauf das große Hauptquartier mit den verbündeten Monarchen eintraf. Am 10. Febr. ſetzte die böhmiſche Armee ihre Bewegungen fort. Der Kaiſer Alexander blieb, der Unterhandlungen wegen, in Troyes zurück. Victor, Oudinot und Pajol vermochten nicht, die Uebergänge über die Seine dem Feinde lange ſtreitig zu machen. Auch die Yonne ward von den Verbündeten überſchritten. Sens fiel in ihre Hände, und ihre leichten Schaaren ſtreiften bis Fontainebleau und Orleans hin. Victor und Oudinot wichen bis Nangis, wo Macdonald am 15. Februar zu ihnen ſtieß. Die Korps unter dem Kronprinzen von Würtemberg, Wittgenſtein und Wrede ſtanden am Weiteſten voraus. Dieſe Vortheile waren aber von ungeheuerer Uebermacht, ohne große Anſtrengung, nur langſam errungen worden, und wurden eben ſo langſam benutzt. Schwarzenberg's Bewegungen entſprachen den Abſichten ſeines Hofes, der Friedensgedanken hegte.

Napoleon beging den Fehler, von der Verfolgung der ſchleſiſchen Armee zu früh abzulaſſen. Wenn er noch einige Tage damit fortgefahren hätte, dieſelbe unaufhörlich zu beſtürmen, ſo würde er ſie wahrſcheinlich auf längere Zeit hinaus für ſich unſchädlich gemacht haben. Aber der Drang, Alles plötzlich zu Ende zu bringen, eine Unternehmung zu beginnen, ehe noch die vorangegangene ganz vollendet war, ſchlug zu ſeinem Nachtheil aus.

Napoleon ließ zur Beobachtung der schlesischen Armee Mortier und Marmont zurück, brach am 15. Februar von Montmirail auf, und zog gegen Schwarzenberg. Eine große Menge von Wagen war in Bereitschaft gehalten, um sein Fußvolk schneller fortzubringen. Das Heer befand sich nach den letzten Siegen in belebter und erhöhter Stimmung, und war durch einige tausend Reiter, welche in Spanien gedient hatten, verstärkt worden. Am 17. Februar wurde Wittgenstein's Vorhut unter Pahlen, eine bayerische Division unter Lamotte, eine österreichische unter Hardegg geworfen. Der Kaiser befahl dem Marschall Victor, die Geschlagenen rasch zu verfolgen, und Montereau noch an demselben Abend zu nehmen. Da Victor zu früh inne hielt, zürnte Napoleon und entzog ihm das Kommando seines Armeekorps, setzte ihn aber, als der Marschall erklärte, als einfacher Grenadier bei dem Heere bleiben zu wollen, über zwei Divisionen Garde. Am 18. Februar wurden die Würtemberger aus Montereau vertrieben. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Napoleon selbst mehre Kanonen richtete, und zu den für ihn besorgten Artilleristen sagte: „Die Kugel, welche mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!" — Napoleon schien auf dem Wege zu sein, die beiden Hauptarmeen der Koalition, die böhmische und die schlesische, einzeln zu schlagen, als die Theilung seiner Kräfte sich als schädlich erwies. Er manövrirte so, als hätte er starke Reserven besessen, und für Paris nichts zu fürchten gehabt, während doch das Gegentheil stattfand. Der Kaiser Alexander und der Fürst Schwarzenberg hatten schon am 16. Februar, vor dem Rückzuge nach Troyes, Blücher zu schleunigem Anzuge aufgefordert, und dieser versprochen, am 21. Februar mit 53,000 Mann bei Mery an der Seine zu erscheinen. Der preußische Feldherr hielt mit gewohnter Kraft und Pünktlichkeit Wort. Am 22. Februar suchte General Boyer, der mit Napoleon in Egypten gewesen, und unter dessen Schwager Leclerc in St. Domingo gedient hatte, der schlesischen Armee den Uebergang über die Seine, obwohl vergeblich, streitig zu machen. Napoleon erkannte aus der Heftigkeit des Angriffes, daß Blücher in der Nähe sein müsse, und war erstaunt, denselben nach den kürzlich erlittenen Niederlagen schon wieder in voller Thätigkeit zu finden. Dennoch wandte er sich zunächst gegen die böhmische Armee, welche er, irrthümlicher Weise, weil sie am Zahlreichsten war, auch für am Gefährlichsten hielt, und hoffte, dieselbe vor Blücher's Mitwirkung zu einer Schlacht zu zwingen. Aber Schwarzenberg wich einer Entscheidung aus, und zog sich nach der Aube zurück.

Während der militairischen Operationen hatten in der Stadt Chatillon, in der ehemaligen Bourgogne gelegen, Friedensunterhandlungen stattgefunden. Dieselben waren am 5. Febr. eröffnet worden. Napoleon wurde von Caulincourt, Herzog von Vicenza, vertreten. Als Bevollmächtigte der Verbündeten erschienen: Stadion, Rasumofsky, Wilhelm von Humboldt, die Lords Aberdeen, Cathcart und Sir Charles Stewart, ein Bruder des brittischen Ministers des Auswärtigen, Lord Castlereagh. Oesterreich und England war es Ernst damit, auf diesem Kongreß zu einem Frieden, der Napoleon auf dem Throne mit den Gränzen von 1792 gelassen hätte, zu gelangen. Beide Kabinette besorgten von einem gänzlichen Verschwinden des kaiserlichen Systems eine zu große Veränderung in Europa. Die Wiederherstellung der Bourbonen, mit Ausnahme des Herzoges von Orleans, wenig bekannt, und was von ihnen bekannt war, kein Vertrauen erweckend, lag damals noch nicht in den Absichten der Koalition. Der Kaiser Alexander war ein persönlicher Gegner Napoleon's geworden, und hielt dessen Entthronung für die Ruhe Europa's für nothwendig, aber ohne dabei eine Restauration des französischen Königshauses im Auge zu haben. Friedrich Wilhelm III. stimmte, obwohl nicht ohne Bedenken und Zögern, Alexander I. bei. Indessen würde die Ansicht des österreichischen und englischen Kabinets durchgedrungen sein, wenn sich der französische Kaiser zu der Erfüllung der Grundforderung der Koalition, die Abtretung aller von Frankreich seit 1792 gemachten Eroberungen, verstanden hätte. Napoleon hielt es aber für einen Makel an seinem Namen, wenn er Frankreich kleiner, als er es 1804 aus der Hand der Republik empfangen hatte, zurücklassen sollte. Auch fürchtete er die Unmöglichkeit, über das französische Volk, wenn er sich zu einer Verkleinerung im Dasein desselben verstanden hätte, fortzuregieren. Er hoffte vom Kriegsglück die Anerkennung der sogenannten natürlichen Gränzen Frankreichs, welche er im November 1813 so leicht erlangen konnte, aber in blindem Selbstvertrauen, als ungenügend, zurückwies, und welche die Koalition, seitdem sie zum Gefühl ihrer Stärke gekommen, ihm nicht mehr zuzugestehen entschlossen war.

Caulincourt war bei seinem Abgange nach Chatillon nur im Allgemeinen hin mit Verhaltungsvorschriften versehen worden. Napoleon weigerte sich unter allerlei Vorwänden, dieselben näher zu bestimmen, aber nahm die Zugeständnisse, welche ihm die Noth abgepreßt hatte, wenn glücklichere Umstände eingetreten waren, wieder zurück. Ungeachtet Cau-

lincourt's dringender Vorstellungen blieb derselbe, den kategorischen Erklärungen der Verbündeten gegenüber, mehrmals ganz ohne Instruktionen. Als der vorherrschende Ton in der Korrespondenz des Kaisers mit seinem Bevollmächtigten klang die Forderung durch, in jedem Fall das linke Rheinufer und Belgien bei Frankreich zu erhalten, in den übrigen Punkten aber, in Bezug auf die Verhältnisse zu Deutschland, Italien u. s. w., nach den Umständen zu verfahren. Als Caulincourt für Napoleon die sogenannten natürlichen Gränzen begehrte, wurden auf Rasumofsky's Vorschlag die Unterhandlungen abgebrochen (9. Februar). Caulincourt wandte sich hierauf in vertraulicher Form an Metternich mit der Frage, ob die Verbündeten sogleich einen Waffenstillstand einzugehen geneigt wären. Der österreichische Minister theilte diesen Antrag den Monarchen mit, in deren Rathe beschlossen wurde, lieber Präliminarien zu einem Frieden zu entwerfen. Ehe die Verbündeten sich über dieselben unter einander vereinigt hatten, wurden die Unterhandlungen von beiden Seiten bis zum 17. Februar vertagt. An diesem Tage wiederholten die Bevollmächtigten der verbündeten Mächte ihre schon früher gestellten Friedensbedingungen, diesmal aber in bestimmterer Form: Napoleon solle sich mit den Gränzen von 1792 für Frankreich begnügen, auf Italien, den Rheinbund und die Schweiz verzichten, die Festungen in Deutschland, Italien, Belgien alsbald überliefern, und in Besançon, Befort, Hüningen bundesgenössische Besatzungen einnehmen. Caulincourt wandte ein, daß der Könige von Sachsen und Westphalen und des Vicekönigs von Italien nicht gedacht sei, und verlangte einige Tage Frist zur Mittheilung dieser Vorschläge an Napoleon. Unterdessen hatte dieser glänzende Vortheile an der Seine und Marne davon getragen und verwarf die an ihn gelangten Anträge. Zu gleicher Zeit suchte er aber durch besondere Anknüpfungen mit dem Kaiser Franz die Koalition zu lockern. Dies blieb erfolglos. Napoleon's Siege hatten jedoch die Wirkung gehabt, daß der Fürst Wenzeslaus von Lichtenstein und der Graf Paar am 23. Februar zur Abschließung eines Waffenstillstandes in das französische Hauptquartier geschickt wurden. Der Kaiser beauftragte einen seiner Adjutanten, den Grafen Flahaut, mit Führung der betreffenden Unterhandlungen, die in Lusigny eröffnet wurden. Sie zerschlugen sich an der verschiedenen Meinung über die Ziehung einer Demarkationslinie, bei welcher Napoleon gewinnen, der Kaiser Alexander aber die vortheilhafte Stellung der Verbündeten nicht beeinträchtigen lassen wollte. Es ist keine Frage, daß Napoleon, wenn er um diese Zeit Cau-

Lincourt zur Herausgabe aller seit 1792 von Frankreich gemachten Eroberungen ermächtigte, auf dem Throne geblieben wäre. In solchem Falle würde weder die persönliche Abneigung des Kaisers Alexander und die Kriegslust im Hauptquartier der schlesischen Armee, noch die Ankunft der beiden bourbonischen Prinzen in Frankreich, des Grafen von Artois und seines Sohnes, des Herzoges von Angouleme, einer Aussöhnung zwischen Europa und Napoleon, bei der Friedensneigung des österreichischen und englischen Kabinets, lange widerstanden haben. Es war ein Glück für die Welt, daß dies nicht geschah. Es würde der Geschichte eine ihrer größten Warnungen und Lehren fehlen, wenn derjenige, welcher mit seinem Glück und seinen Gaben einen so ungeheueren Mißbrauch getrieben hatte, dafür nicht durch seinen Sturz die Rache des Schicksals erfahren hätte. Der Kongreß von Chatillon sollte noch mehre Wochen lang fortdauern, aber, wie acht Monate vorher der von Prag, da Napoleon den Forderungen der Verbündeten nicht nachgeben zu können glaubte, zu keinem Ergebniß führen.

Oesterreich und England waren unter gewissen Umständen für den Frieden mit Beibehaltung der Napoleonischen Dynastie, Rußland und Preußen dagegen. In den östlichen Departements begann das Landvolk sich gegen die Verbündeten zu erheben, während in Paris eine Partei, Talleyrand an der Spitze, im Geheimen an Napoleon's Sturz arbeitete. Die Lage wurde immer verwickelter. Da hieb Blücher den Knoten entzwei, der sonst wahrscheinlich noch lange ungelöst geblieben wäre. Die schlesische Armee sollte wie die böhmische eine rückgängige Bewegung antreten. Der preußische Feldherr folgte dieser Einladung nicht, sondern erbot sich, nach Paris vorzudringen, und die Angriffe Napoleon's gegen Schwarzenberg auf sich abzuziehen. Er legte diesen Plan seinem Könige und dem Kaiser Alexander dar, und bat sich zur Verstärkung seines Heeres die Korps unter Bülow und Winzingerode aus. Die beiden Monarchen billigten sein Unternehmen, zu dem er schon am 24. Febr. aufgebrochen war. Die böhmische Armee setzte unterdessen den Rückzug nach der Aube fort. Bei einem zu Bandoeuvres gehaltenen Kriegsrath war man im großen Hauptquartier nicht ohne Sorge vor der Wendung, welche der Fortgang des Krieges nehmen könne. Blücher's Kühnheit wurde dagegen vom Erfolge gekrönt. Er schlug Marmont am 26., Mortier am 27. Februar, gewann an der Marne einen Verbindungspunkt mit der Nordarmee, und rückte bis Meaux vor. Marmont und Mortier widerstanden so viel sie vermochten, und verhinderten Blücher,

über den Ource zu setzen. Napoleon, von der Gefahr, in welcher sich Paris befand, unterrichtet, trat in großer Eile den Marsch gegen Blücher an. Der großen Armee gegenüber ließ er nur 15,000 Mann unter Oudinot, zu dessen Verstärkung Macdonald herbeigerufen wurde, zurück. Schwarzenberg, von Blücher benachrichtigt, daß Napoleon ihm folge, hielt mit dem Rückzuge inne, und zwang Oudinot, seine Stellung bei Bar an der Aube aufzugeben. Macdonald mußte sich nach Bar an der Seine zurückziehen. Jetzt vereinigten sich die beiden Marschälle, konnten sich aber gegen die dreimal so starke böhmische Armee nicht lange behaupten. Schwarzenberg rückte am 3. März in Troyes ein. Macdonald machte ihm jeden Fuß breit Landes streitig, und der österreichische Oberfeldherr, von den politischen Absichten seines Hofes bestimmt, rückte auch jetzt nur sehr langsam vor. Als derselbe die Nachricht erhielt, daß Napoleon sich von Blücher abgewandt habe, und sich wieder gegen die böhmische Armee kehren werde, trat er am 18. März abermals den Rückzug an, und beschloß, in einer festen Stellung bei Arcis an der Aube den Angriff zu erwarten.

Napoleon war, ungeachtet der Hindernisse, welche ihm Sturm, Schnee, Regen und unergründliche Wege entgegensetzten, in raschem Zuge bis an die Marne bei La Ferté gekommen (3. März). Blücher wich ihm aus, und wandte sich nordwärts nach der Straße von Soissons, um an der Nordarmee einen Rückhalt zu gewinnen. In Soissons lag eine schwache, aus Polen und einigen Abtheilungen Garde bestehende Besatzung unter dem General Moreau. Der Kaiser hoffte, daß dieser feste Platz Blücher einige Tage lang aufhalten, und möglich machen würde, denselben vor der Vereinigung mit der Nordarmee zu erreichen. Aber Moreau hatte sich von Blücher und Winzingerode nach kurzem Widerstande zu einer Uebergabe Soissons' bewegen lassen, und der schlesischen Armee stand die Rückzugslinie offen. Napoleon, ergrimmt, daß ihm Blücher auf diese Art entgangen, befahl, den General Moreau vor ein Kriegsgericht zu stellen. Am 7. März griff er die schlesische Armee bei Craonne, am 9. bei Laon an, ohne sie schlagen zu können, und erlitt mehr Verlust, als er dem Feinde zufügte. Die Preußen waren noch einmal so zahlreich als die Franzosen, und erhielten außerdem unaufhörlich Verstärkung. Ueberall, wohin Napoleon sich wandte, stieß er auf überlegene Kräfte. Hier und da führte er noch einen mächtigen Schlag aus, wie am 13. März, wo der General St. Priest, der Sohn eines französischen Ausgewanderten, bei Reims mit seinen Russen

gänzlich geschlagen wurde und selbst fiel, aber dies und Aehnliches konnte die allgemeine Lage der Dinge nicht ändern. Bei Reims musterte er sein Heer, das seit vier Wochen um die Hälfte zusammengeschmolzen war. Aber die Soldaten schienen, je länger der Kampf dauerte, immermehr an Muth und Ausdauer zu gewinnen. Die höheren Befehlshaber, deren Verhalten während der letzten Feldzüge in Rußland und Deutschland oft Manches zu wünschen übrig gelassen hatte, legten jetzt die größte Hingebung und Thatkraft an den Tag. Nie hat die französische Armee, im Vergleiche zu den geringen Mitteln, welche ihr zu Gebot standen, mehr Unternehmungsgeist als in diesem hoffnungslosen Kampfe gezeigt. Obgleich Napoleon offenbar die einzige Ursache war, daß seine Soldaten von Moskau bis in die Nähe von Paris zurückgedrängt worden, so ließ sich doch namentlich in dieser letzten Zeit nie ein Murren oder ein Vorwurf gegen ihn hören. Er wurde überall, wo er erschien, mit freudigem Zuruf empfangen. Er verdiente diese Anhänglichkeit, ungeachtet seiner verkehrten Politik, als General und Soldat im höchsten Grade, indem er sich allen Gefahren und Beschwerden des Krieges unterzog, und mitten unter dem zusammenbrechenden Gerüste seiner Größe dieselbe rastlose Thätigkeit, dieselbe Entschiedenheit des Willens, dieselbe tiefe Berechnung wie in den glücklichsten Tagen bewies.

Die Berathungen in Chatillon waren, um den Fortgang der Kriegsereignisse zu beobachten, und endgültige Entscheidungen vorzubereiten, eine Zeit lang unterbrochen gewesen. Als die Konferenzen am 28. Februar wieder aufgenommen wurden, und Caulincourt, von Napoleon ohne nähere Anweisungen gelassen, keine bestimmten Erklärungen vorlegen konnte, ward ihm von den Bevollmächtigten der Verbündeten erklärt, daß die Unterhandlungen, wenn nicht bis zum 10. März von französischer Seite annehmbarer Bedingungen einliefen, gänzlich abgebrochen werden würden. Am 1. März schlossen Großbrittanien, Preußen, Oesterreich und Rußland zu Chaumont einen auf zwanzig Jahre gültigen Vertrag ab, in welchem sie gelobten, bis zur Erkämpfung eines festen europäischen Friedens jedes 150,000 M. unter den Waffen zu halten. Großbrittanien versprach für das Jahr 1814 an seine Bundesgenossen fünf Millionen Pfd. Sterl. Subsidien zu zahlen. Am 2. März erhielt Caulincourt von Napoleon auf Hinhalten und Zögern berechnete Verhaltungsvorschriften. Die eindringlichsten und beweglichsten Vorstellungen seines Ministers, den Forderungen der Verbündeten schleunigst nachzugeben, brachten auf den Kaiser keinen Eindruck hervor. Selbst als er nach der Schlacht von

Caraonne bemerken mußte, daß sein Heer, wie er selbst sagte, wie Schnee hinschmolz, konnte er sich nicht überwinden, von dem Festhalten an der Rheingränze abzulassen. Caulincourt mußte, wenn er nicht die Auflösung des Kongresses alsbald herbeiführen wollte, die Zeit, ohne die Hauptsache, das Zurückgehen Frankreichs auf die Gränzen von 1792, zu berühren, mit Erklärungen und Vorstellungen auszufüllen suchen. Besonders beunruhigte ihn ein Schreiben Metternich's, worin dieser mit Bestimmtheit auf die Möglichkeit einer Entthronung Napoleon's, wenn der Friede nicht bald zu Stande kommen sollte, obgleich nicht ohne Bedauern von seiner Seite, hindeutete. Die Mitglieder des Kongresses bewiesen übrigens, von Oesterreich und England veranlaßt, große Langmuth gegen Frankreich, indem sie, in der Hoffnung, daß der französische Kaiser zu einer Einsicht in seine wahre Lage kommen werde, die Frist zu Unterhandlungen verlängerten.

Am 15. März fand die entscheidende Sitzung statt. Caulincourt verlangte, in Napoleon's Namen, die Rhein- und Alpengränze für Frankreich, d. h. den Besitz von Antwerpen, Köln, Mainz, Chambery, Nizza, gegen Zurückstellung aller übrigen Eroberungen Frankreichs an die Verbündeten. Nur für seinen Stiefsohn Eugen und seine Schwester Elisa forderte er Dotationen in Italien. Er versprach, die Festungswerke von Mainz zu schleifen, das fortan nur ein Handelsplatz sein sollte. Auf die Wiedererlangung der von England eroberten französischen Kolonien scheint Napoleon damals wenig Werth gelegt zu haben. Es ward ihrer bei den Unterhandlungen nur beiläufig Erwähnung gethan.

Caulincourt hatte nicht ohne lebhafte Besorgniß dem drangvollen Augenblick, in welchem er seine Bedingungen vorlegen sollte, entgegengesehen. Die anwesenden Diplomaten bemerkten, daß seine Lippen, während der Vorlesung seiner Denkschrift, vor innerer Bewegung zuckten und seine Hände zitterten. Die Bevollmächtigten der Verbündeten hörten Caulincourt's Erklärungen mit Erstaunen an, gaben aber keine unmittelbare Erwiderung ab, sondern verschoben solche bis zum 18. März. Sie wollten Napoleon's Vertreter Zeit lassen, auf andere Gedanken zu kommen. Aber Caulincourt war, als die äußerste Frist herangekommen, ohne Ermächtigung zur Vorlegung neuer Bedingungen geblieben. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß der kaiserliche Thron nur durch Eingehen auf die Forderungen der Verbündeten gerettet werden könne, fühlte er sich mehrmals zur Annahme derselben versucht, ward aber immer wieder

durch die Furcht zurückgehalten, daß Napoleon alle Zugeständnisse der Art verwerfen werde.

Am 18. März erklärten die Bevollmächtigten der Verbündeten, da Caulincourt's Vorschläge unannehmbar seien, ihren Auftrag für erledigt, und den Kongreß für aufgelöst. Als Caulincourt in Begriff war, sich zum Kaiser zurückzubegeben, erhielt er unterweges, zu Joigny, am 21. März, von Napoleon die Vollmacht, auf die Grundlage der Gränzen von 1792 zu unterhandeln, jedoch nur im allerschlimmsten Falle, und unter allerlei Klauseln, welche die Zugeständnisse so gut wie wieder aufhoben. Es war aber zu spät, und es blieb jetzt nur noch die Entscheidung durch die Waffen übrig. Auch Oesterreich und England gingen von jetzt an mit Preußen und Rußland Hand in Hand. Es trat außerdem der für Napoleon verhängnißvolle Umstand ein, daß der Kaiser Franz, Metternich und überhaupt die Staatsmänner der Koalition, welche zu einer Uebereinkunft geneigter als die Heerführer waren, sich bei einem plötzlichen Andrange des französischen Generals Alix nach Dijon zurückzogen. Auf diese Art war der Kaiser von Oesterreich bei dem Marsche nach Paris nicht zugegen, und die Entscheidung über Napoleon's Schicksal ward von Alexander I. abhängig, der am Wenigsten zur Nachsicht und Aussöhnung mit ihm geneigt war.

Napoleon hatte endlich, namentlich durch die Schlacht bei Arcis an der Aube (20. und 21. März), wo seine Angriffe an der Massenhaftigkeit der böhmischen Armee wirkungslos abgeprallt waren, die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm, bei den wenigen Truppen, welche ihm zu Gebot standen, unmöglich sei, den Krieg gegen die große Uebermacht seiner Feinde länger aufrecht zu erhalten. Wo er sich auch hinwandte, stieß er immer auf drei- bis viermal überlegene Streitkräfte. Die Verbündeten hätten ihn, bei mehr Kühnheit und Umsicht von ihrer Seite, umstellen und ihm jeden Ausweg versperren können. Er beschloß deshalb, durch ein äußerstes Wagniß dem Kriege eine andere Gestalt zu geben, auf die Gefahr einer Bloßstellung der Hauptstadt hin, sich in den Rücken des Feindes zu werfen, die Besatzungen aus den östlichen Festungen an sich zu ziehen, und eine allgemeine Volkserhebung zu erregen. Er hoffte, auf diese Art den Feind für die Rheinlinie besorgt zu machen, ihn zum Rückzuge dahin zu bewegen, und einen Frieden mit den sogenannten natürlichen Gränzen zu erlangen. Zu seinem Unglück ward seine Absicht durch ein aufgefangenes Schreiben an die Kaiserin den Verbündeten alsbald bekannt. Eben so fiel ihnen ein Schreiben des Polizeiministers Sa-

vary in die Hände, worin dieser über die Stimmung in der Hauptstadt berichtete, und erklärte, daß man daselbst den Feind, weil man von seiner Ankunft die Beendigung des Krieges hoffe, mit Sehnsucht erwarte. Auch waren geheime Mittheilungen Talleyrand's ähnlicher Art bei dem Kaiser Alexander angelangt. Die Monarchen von Preußen und Rußland beschlossen demnach, sich von Napoleon's Marsch in ihrem Rücken nicht beirren zu lassen, und die schlesische Armee unter Blücher auf dem kürzesten Wege nach Paris vorrücken zu lassen, während das Hauptheer unter Schwarzenberg sich die Seine entlang nach demselben Ziel in Bewegung setzte. Winzingerode sollte mit 10,000 Reitern, einigen Regimentern leichter Infanterie und zahlreicher Artillerie Napoleon folgen, um diesen in dem Wahn zu lassen, daß die feindliche Macht ihm nachzöge und sich von Paris entferne. Der Kaiser hätte, wenn er alle seine Streitkräfte zusammenraffte, und seine Hauptstadt um jeden Preis zu decken suchte, noch Siege davon tragen, und neue Unterhandlungen anknüpfen können. Der von ihm gefaßte Plan mußte, errathen und vereitelt, ihm den Untergang bringen.

Napoleon's Lage verschlimmerte sich jetzt auf allen Seiten. Von dem Einrücken Lord Wellington's in Südfrankreich ist schon die Rede gewesen. Aber auch Belgien war für die Franzosen, mit Ausnahme Antwerpens, das Carnot vertheidigte, verloren gegangen. Der General Maison mußte sich auf Lille zurückziehen, und Bülow konnte bis Laon vorrücken. In Oberitalien hatte der Vicekönig die Oesterreicher bei Ballagio (8. Februar) geschlagen, aber Murat, der unterdessen gegen Napoleon aufgetreten war, zwang die französischen Besatzungen, den Kirchenstaat und Toskana zu räumen. Lord Bentink landete mit 16,000 Engländern und Sicilianern bei Livorno, und konnte von dort aus das südöstliche Frankreich bedrohen. Pius VII. war von Napoleon endlich in Freiheit gesetzt worden (23. Januar), und wurde, auf seinem Zuge nach Rom, in Mittelitalien überall mit unendlichem Jubel empfangen. Alles trennte und entfernte sich von Napoleon oder erklärte sich gegen ihn.

Als Napoleon seinen Marsch im Rücken der Verbündeten mit nur 30,000 Mann antrat, hatte er den Marschällen Mortier und Marmont befohlen, ihm über Chalons oder Epernay zu folgen, und sich mit ihm zu vereinigen. Als sie in der Ebene von Fère Campenoise die Marne zu erreichen suchten, geriethen sie, deren Korps zusammen nicht viel über 12,000 Mann zählte, unter die beinahe 100,000 Mann starke schlesische Armee, die nach Paris zog. Nur mit Aufbietung aller Kräfte konnten sie

der Vernichtung entgehen, verloren aber einige tausend Mann, 60 Kanonen und 350 Munitionswagen. Zu derselben Zeit, und ebenfalls in der Nähe von Fère Champenoise wurde der General Pacthod mit 6000 Mann Nationalgarden, die, eben erst aufgeboten, noch nicht alle uniformirt waren, von überlegenen Massen des schlesischen und böhmischen Heeres angegriffen. Sechs Stunden dauerte der Kampf, der von den Verbündeten vornehmlich mit Kavallerie und Artillerie geführt wurde. Ganze Reihen der Nationalgarde wurden niedergestreckt, die russischen Gardereiter bestürmten die Vierecke. Alle diese Angriffe waren eine Zeit lang vergeblich. Pacthod durchritt unaufhörlich die Reihen, und rief seinen Soldaten zu, lieber zu sterben als sich zu ergeben. Gegen Abend lagen 5000 Franzosen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Dem General Pacthod hatte eine Kartätschenkugel den Arm zerschmettert, ohne daß er aufgehört hätte, Befehle zu ertheilen. Was nicht schon am Boden lag, wurde jetzt überwältigt. Die in der Nähe befindlichen Monarchen von Preußen und Rußland drückten Pacthod ihre Bewunderung über sein heldenmüthiges Betragen aus. Friedrich Wilhelm III. übergab ihn der Pflege seines eigenen Leibarztes. Wenn Napoleon zur rechten Zeit die gesammte Nationalgarde Frankreichs auf das Schlachtfeld gerufen hätte, so würde er wahrscheinlich den Mangel an Linientruppen ersetzt, und dem Kriege eine andere Wendung gegeben haben. Denn ähnliche Beispiele von Tapferkeit wie unter Pacthod sind nicht selten gewesen, nur von weniger zahlreichen Korps dargelegt, nicht so bekannt geworden.

Mortier und Marmont waren, außer Stand gesetzt, sich mit Napoleon zu vereinigen, froh, durch die feindlichen Massen den Rückweg nach Paris zu finden. Ihre an Zahl geschwächten, durch die schnellen Märsche äußerst erschöpften Truppen hatten sich gleichwohl bei jeder Gelegenheit mit großem Nachdruck geschlagen. Die Kavallerie der Verbündeten war, ohne Infanterie und Artillerie, zahlreicher als die beiden französischen Korps zusammen gewesen Die Hauptmacht der böhmischen und schlesischen Armee drang jetzt unaufhaltsam nach der französischen Hauptstadt vor.

Napoleon hatte die Streitkräfte, mit welchen er im Rücken der Verbündeten operirte, durch Zuzug wieder von 30,000 auf 50,000 Mann gebracht. An der Spitze der einzelnen Korps standen mehre seiner trefflichsten Unterbefehlshaber: Ney, Macdonald, Oudinot, Sebastiani, Gerard, Kellermann, St. Germain. Denn bei dem ungeheueren Abgange an Mannschaft seit dem Rückzuge aus Rußland, hatte er von den ausgezeichneteren Generalen verhältnißmäßig nur wenige verloren. Er hoffte sein Heer durch Verstärkungen bald auf 80,000, durch Vereinigung mit

den Besatzungen der Maas- und Moselfestungen auf 100,000 Mann zu bringen, und den Krieg in die Länge zu ziehen. Am 25. März kam er in Bar an der Aube an, wo er die Nachhut des böhmischen Heeres erreichte. Im großen Hauptquartier verbreitete seine Annäherung Ueberraschung und Schrecken. Alle werthvollen Sachen, die sich daselbst befanden, wurden schnell nach Langres und Vesoul geschafft, obgleich Manches davon der leichten französischen Reiterei in die Hände fiel. Mehre Diplomaten: die Oesterreicher Wessenberg, Palfy, der Schwede Skiöldebrand, die Russen Markof, Tolstoi, Begnelin, wurden gefangen genommen. Auch war für die böhmische Armee, durch Napoleon's Auftreten in ihrem Rücken, der Zuzug an Truppen, Munition, Lebensmittel, und die Verbindung mit der Heimath unterbrochen.

Der General Winzingerode zog mit seinem starken Reiterkorps mit großem Geräusch hinter dem Kaiser her, machte denselben glauben, daß ihm das Gros der Alliirten folge, und kündigte überall Quartier für die verbündeten Monarchen an, wodurch Napoleon in seiner Meinung noch bestärkt wurde. Was diesen hätte enttäuschen können, wie einige Nachrichten, die ihm zukamen, und der Umstand, daß er nur auf Kavallerie der Verbündeten stieß, war nicht hinreichend, um einen so leidenschaftlichen und hartnäckigen Charakter von einer einmal festgewurzelten Ansicht sogleich zurückzubringen. Erst bei St. Dizier stieg der erste bedeutende Zweifel über die Richtigkeit seiner Voraussetzung in ihm auf. Winzingerode wurde daselbst von ihm geschlagen (26. März), und die Aussagen der Gefangenen stimmten alle über den Marsch der Verbündeten nach Paris überein. Napoleon war betroffen, beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und ritt eine Zeit lang gedankenvoll auf dem Schlachtfelde, ohne einen Entschluß zu fassen, umher. Noch hätte er die ihn bedrohende Katastrophe vermeiden können, wenn er am 27. März früh mit seinem ganzen Heere nach Paris aufgebrochen wäre. In diesem Falle hätte er vor dem Feinde daselbst eintreffen können. Aber nach St. Dizier zurückgekehrt, ward er wiederum anderen Sinnes. Er glaubte nach wie vor, daß die Bewegungen der Verbündeten den Rückzug zum Zweck hätten. So verhängnißvoll dieser Irrthum für ihn wurde, so kann er einigermaßen erklärt werden. Die bisherige Kriegführung seiner Feinde hatte ihn an solche Kühnheit nicht gewöhnt, die von ihnen auch, ohne die Napoleon unbekannt gebliebene Entfernung des Kaisers Franz, Metternichs und der übrigen Diplomaten von der Armee, wahrscheinlich nicht begangen worden wäre. Napoleon verlor, indem er am 27. März einen Angriff auf Vitry anordnete, abermals eine unersetzliche Zeit. Da kamen ihm

bestimmte Nachrichten von der bei Fère Champenoise erlittene Niederlage der Marschälle Mortier, Marmont, der Vernichtung der Division Pacthod, und dem Marsche Blücher's und Schwarzenberg's nach Paris zu. Jetzt war keine Täuschung mehr möglich.

Napoleon war erschüttert, und berief gegen seine Gewohnheit einen Kriegsrath, der mehre Stunden dauerte. Er setzte den Korpsführern seine Absicht aus einander, sich mit seiner ganzen Macht in die Vogesen zu werfen, sich mit den Festungsbesatzungen von Metz, Verdun, Thionville u. s. w. zu vereinigen, und die kriegerische Bevölkerung der östlichen Provinzen unter die Waffen zu rufen. Aber alle Generale waren gegen diesen Plan, und riethen zum schleunigen Rückmarsch nach Paris. Der Kaiser hat es später oft bedauert, seine Absicht nicht durchgesetzt zu haben. Er war aber seit seinem Rückzuge aus Rußland nicht mehr so unbedingter Gebieter seiner Unterbefehlshaber wie früher, und hatte während des Feldzuges in Sachsen einige seiner großartigsten Entwürfe dem Widerstreben seiner Marschälle aufopfern müssen.

Der Rückmarsch wurde sogleich angetreten. Die Soldaten verdoppelten, obgleich zum Theil ohne Schuhe und ohne Brodt, bei gräulichem Wetter und grundlosen Wegen, ihre Anstrengungen, um dem Kaiser zu genügen. Die Garde, am 29. März in Troyes angekommen, hatte 15 Stunden in einem Zuge zurückgelegt, ein in der Kriegsgeschichte äußerst seltenes Beispiel. Napoleon erhielt unterwegs eine trostlose Nachricht über die andere. Erst eine in Chiffern abgefaßte Depesche seines Generalpostdirektors Grafen La Valette, daß die Royalisten in Paris geheime Berathungen pflegen, und nur die Ankunft der Verbündeten erwarteten, um mit ihren Absichten hervorzutreten, dann von seinem Bruder Joseph die Nachricht, daß Mortier und Marmont zwar vor Paris, aber mit zur Vertheidigung desselben ungenügenden Kräften angekommen wären, endlich daß Lyon am 21. März vom Feinde besetzt worden sei. Der Kaiser eilte so stürmisch weiter, daß selbst von den diensthuenden Schwadronen ihm nur ein Theil zu folgen vermochte. Dem Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, wurde befohlen, Paris auf das Aeußerste zu vertheidigen, und wenigstens das linke Seineufer bis zur Ankunft der Armee zu halten.

Unerklärbar bleibt es immer, warum Napoleon, als er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, mit seinem Heere Paris vor den Verbündeten zu erreichen, nicht für seine Person dahin eilte, wo er, mit Kurierpferden, jedenfalls vor Blücher und Schwarzenberg eingetroffen wäre. Selbst wenn er daselbst nur mit wenigen Begleitern ankam, konnte er der Lage der Dinge eine andere Gestalt geben. Er hatte nur nöthig,

sich dem Volke, unter welchem es viele tausend ehemalige Soldaten gab, zu zeigen, um dasselbe mit sich fortzureißen, und zur muthigsten Gegenwehr zu entflammen. An Geschütz und Munition fehlte es nicht. Das Läuten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarsches, das Errichten von Barrikaden, und Ziehen von Gräben an den geeigneten Stellen, würde die Jugend und die unteren Klassen mit Kampfbegier erfüllt haben. Ein Theil von Paris würde vielleicht, wenn die Verbündeten gleichwohl eindrangen, verwüstet, aber das Ganze bis zur Ankunft des Heeres gehalten worden sein. Von einem Hervortreten der geheimen Gegner des kaiserlichen Systems, und einer Entsetzung des Kaisers durch die großen Staatskörper hätte dann nicht die Rede sein können, und Napoleon oder wenigstens seine Dynastie würde wahrscheinlich nicht gefallen sein. Der in solcher Lage natürliche Entschluß selbst nach dem Mittelpunkt seiner Macht zu eilen, fiel diesem sonst so kühnen Manne nicht zur rechten Zeit ein. Als es geschah, war es zu spät geworden. Er glaubte eine Zeit lang, daß Mortier, Marmont und die Nationalgarde zur Vertheidigung der Hauptstadt, bis zur Ankunft seines Heers ausreichen würden.

Eben so unbegreiflich bleibt es, warum Napoleon, als die Verbündeten über den Rhein gegangen waren, Paris nicht so gut und schnell als möglich befestigen ließ, da er wußte, daß es, wie früher, nach Danton's Aussage, die Citadelle der Revolution, so jetzt die des Kaiserreiches war. Daselbst wurden Machthaber erhoben und gestürzt, Verfassungen gegeben und abgeschafft, Staatsstreiche ausgeführt, und Frankreich von dort aus in allen Richtungen geleitet. Der Kaiser hatte aber wenig oder nichts zur Vertheidigung der großen Stadt gethan, obgleich er ein Erscheinen des Feindes vor ihr seit Beginn des Feldzuges nicht für unmöglich halten konnte. Am 29. März verließ, der einige Tage vorher eingetroffenen Anweisung gemäß, die Kaiserin-Regentin mit dem Könige von Rom, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme Joseph's, dem Hofe, den Großwürdenträgern, Ministern, dem Schatz u. s. w. Paris, und begab sich nach Blois. Talleyrand that, als wollte er Marie Luise begleiten, kehrte aber, angeblich weil man ihn, wahrscheinlich verabredeter Maßen, wegen Ermangelung eines Passes, an der Barriere anhielt, wieder in die Stadt zurück, wo er blieb. Da der Polizeiminister Savary, Herzog von Rovigo, der Kaiserin-Regentin gefolgt war, so hatte Talleyrand freie Hand bekommen. Dem Hofe folgte in der Richtung nach der Loire eine Menge von reichen und vornehmen Personen, während vom Lande viele Flüchtlinge mit ihrer Habe, selbst mit ihren Heerden in der Stadt ankamen. Der Anblick

derselben, sowie der der vielen Verwundeten, die nach Paris gebracht wurden, machte, bei dem Mangel an kräftigen Vertheidigungsanstalten, auf die friedliche Bevölkerung einen niederschlagenden Eindruck. Aber die Soldaten waren bis zum letzten Augenblick von Muth und Zuversicht erfüllt.

Die Vertheidigung von Paris beruhte auf den Korps unter Mortier und Marmont, zusammen höchstens 24,000 Mann stark, auf der Nationalgarde, von welcher sich aber, bei den untüchtigen, schwankenden Maßregeln, nur 3000 Mann den Linientruppen anschlossen. Den Oberbefehl über die bewaffnete Macht in und um Paris führte Joseph, dem es aber zur Erfüllung einer so wichtigen Aufgabe an Charakter und Talent fehlte. Ihm zur Seite stand der General Hulin, Kommandant von Paris, und der Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, Oberbefehlshaber der Nationalgarde, beide von vieljährigen Kriegsmühen gealtert und geschwächt. In der Nähe von Paris lagen in verschiedenen Depots über 10,000 Konskribirte, die aber nicht herbeigezogen wurden. Eben so wenig erging ein Aufruf an die Nationalgarde der benachbarten Departements. Die im Arsenal vorhandenen Gewehre wurden unter das Volk, welches danach laut verlangte, nicht ausgetheilt. Der Montmartre, von welchem ein großer Theil von Paris beherrscht wird, war nur mit 12 Kanonen besetzt. Vor den Barrieren hatte man, statt 200 Kanonen, wie Napoleon befohlen, deren nur 72 aufgefahren.

Die Angriffsmacht der Verbündeten bestand aus den Korps von York, Kleist, Langeron von der schlesischen Armee, und dem Fußvolk des Korps von Winzingerode, dieses ursprünglich zur Nordarmee gehörig — aus der preußischen und russischen Garde, den Korps unter dem Kronprinzen von Würtemberg, Rajewsky, Giulay und Nostiz, von dem böhmischen Heere — wenigstens 100,000 Mann, denen die Franzosen nur 30,000 Mann, Freiwillige von der Nationalgarde, die Zöglinge der polytechnischen und der Veterinair-Schule von Alfort, eingerechnet, entgegenzustellen vermochten. Während Napoleon's Gegenwart in Paris unter den Massen die größte Begeisterung und den entschlossensten Widerstand hervorgerufen haben würde, schlug die Rathlosigkeit und Schlaffheit seines Bruders Joseph den Muth des Volkes nieder. Außerdem hatte das kaiserliche Regiment nicht blos in dem royalistischen Adel des Faubourg St. Germain, sondern auch in der zahlreichen Klasse der Kapitalisten, Börsenmänner und Spekulanten schon seit längerer Zeit heimliche aber entschiedene Gegner gehabt. Mit Napoleon's Unglück trat diese Gesinnung ohne Hehl hervor. Je näher die Verbündeten an Paris herankamen, um so höher stiegen die französischen Staatspapiere an der

Börse. In einer Proklamation des Oberbefehlshabers Fürsten von Schwarzenberg, kündigte sich dieser, im Namen der verbündeten Monarchen, als den besten Freund der Franzosen an, und stellte die gegen Paris vorrückenden Armeen als Befreier von einem drückenden Joch dar. Er versprach den Parisern ihnen alle Leiden des Krieges zu ersparen, und machte sie auf das Beispiel von Bordeaux und Lyon aufmerksam. Solche Erklärungen konnten ihre Wirkung auf eine Bevölkerung nicht verfehlen, die in sich getheilt war, und sich von ihrer Regierung verlassen sah.

Die letzte Schlacht (30. März) in diesem Feldzuge, die von Montmartre genannt, fing schon am Morgen an, wurde aber erst gegen Mittag, als das schlesische Heer in die Linie eingerückt war, allgemein. Der Schauplatz des Kampfes war der Raum zwischen der Seine und Marne, Paris und dem Montmartre. Die Korps unter Mortier und Marmont fochten so tapfer wie in der besten Zeit des französischen Waffenglückes. Marmont ergriff sogar einen Augenblick lang gegen die Russen unter Barclay de Tolli die Offensive. Seine Reiter, namentlich die aus Spanien gekommenen Dragoner, führten die entschlossensten Attaken aus. Joseph, der im Anfange des Kampfes mit dem Kriegsminister Clarke auf dem Montmartre anwesend war, glaubte es zuerst nur mit einem Theile der feindlichen Macht zu thun zu haben. Als aber die Heersäulen der schlesischen Armeen unter Blücher sich in der Ebene von St. Denis zu entwickeln begannen, und das Korps des Kronprinzen von Würtemberg sichtbar wurde, sank ihm der Muth. Er verlor den Kopf, eilte nach Paris zurück, und ermächtigte die beiden Marschälle zu Unterhandlungen mit dem Feinde, die unter den vorhandenen Umständen nur zu einer Kapitulation führen konnten. Einige Stunden später verließ er mit Clarke Paris, und schlug, wie am Tage vorher die Kaiserin, den Weg nach Blois ein. Es gab jetzt in Paris weder Regentin noch Regierung mehr. Um 3 Uhr Nachmittags schloß Marmont, dem nur noch 5000 Mann übrig geblieben, und der selbst verwundet worden, mit dem Grafen Orlof, Adjutanten des Kaisers Alexander, einen Waffenstillstand von zwei Stunden, dem Mortier beitrat, ab. Vermöge dieses Waffenstillstandes sollte der Montmartre den Verbündeten eingeräumt werden. Langeron, der davon nicht in Kenntniß gesetzt worden, ließ ihn mit Sturm nehmen, und Blücher unmittelbar nachher 84 Kanonen auf ihm auffahren. Jetzt war Paris so gut wie in der Gewalt des Feindes. Dieser letzte Kampf hatte den Verbündeten gegen 8000 Mann an Todten und Verwundeten, den Franzosen, welche in mehr gedeckten Stellungen fochten, kaum die Hälfte, aber 126 Kanonen gekostet.

Mortier und Marmont kamen hierauf in Bilette, einer Vorstadt von

Paris, mit den Bevollmächtigten der Verbündeten, Nesselrode, Orlof und Paar zusammen, und es ward zwischen ihnen mündlich verabredet, daß die französischen Truppen während der Nacht Paris räumen, und die Alliirten dasselbe am folgenden Morgen besetzen sollten. Mortier begab sich schon vor Abschluß der Verhandlungen zu seinem Korps zurück, das gegen Abend durch Paris nach Fontainebleau abzog. Der Ueberrest des Marmont'schen Korps folgte ihm während der Nacht in derselben Richtung. Der Marschall Moncey übergab den Oberbefehl über die Nationalgarde an den Royalisten Montmorency, und entfernte sich ebenfalls. Um 2 Uhr in der Nacht ward, in Marmont's Gegenwart, zwischen den Obersten Fabvier und Denis von der einen, Orlof und Paar von der anderen Seite eine Konvention unterzeichnet, nach welcher alle Zeughäuser und andere militairische Anstalten den Verbündeten übergeben, die Nationalgarde und Municipal-Gensdarmerie als gänzlich von den Linientruppen abgesondert angesehen, und die Monarchen über deren Entlassung oder Beibehaltung bestimmen sollten. Die Stadt Paris wurde, wie es hieß, der Großmuth der hohen verbündeten Mächte empfohlen.

Talleyrand hatte sich schon am Abend des 30. März mit Orlof, dem Adjutanten und Günstlinge des Kaisers Alexander in Verbindung gesetzt. Bei Talleyrand war der Sturz Napoleon's und seiner Dynastie schon beschlossen. Es kam nur noch darauf an, von den verbündeten Monarchen eine bestimmte Erklärung der Art zu erlangen, und in den höheren Klassen der pariser Bevölkerung die Darlegung einer ähnlichen Gesinnung hervorzurufen. Darauf wurde von Talleyrand im Stillen hingearbeitet. Der Seine- und der Polizeipräfekt begaben sich während der Nacht in das Hauptquartier der Verbündeten, wo sie von dem Kaiser Alexander mit Aeußerungen des größten Wohlwollens empfangen wurden, und die Versicherung erhielten, daß die Sieger es weder auf die Eroberung noch Beherrschung Frankreich's, sondern nur auf Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens abgesehen hätten. Das französische Volk solle selbst über seine Zukunft zu entscheiden haben. Als die beiden Präfekten (Chabrol und Pasquier) sich bei Sonnenaufgang nach Paris zurückbegaben, waren die Soldaten der Verbündeten damit beschäftigt, sich zum festlichen Einzug zu schmücken.

Napoleon hatte sich zu spät zu Dem, was, 24 Stunden früher unternommen, seinen Thron wahrscheinlich gerettet haben würde, entschlossen. Er war am Abend des 30. März mit verhängtem Zügel, zuletzt von Villeneuve aus, ohne seine Dienstschwadronen, nur von Caulincourt

und Flahaut*) begleitet, bis Fontainebleau geritten. Dort stieg er in einen Wagen und wollte nach Paris. Gegen 11 Uhr erreichte er das Posthaus Cour de France bei Juvisy, nur einige Stunden von der Hauptstadt entfernt. Er ließ daselbst halten, um Erkundigungen einzuziehen. Als man ihm keine zu geben vermochte, fuhr er in stürmischer Eile weiter. Paris näher gekommen, sah er von einer Erhöhung des Weges aus die zahllosen Wachtfeuer des Feindes am Ufer der Seine, und in der Ebene zwischen der Stadt und dem Montmartre. Bald darauf stieß er auf Reiterei und Geschütz, das, von dem General Belliard geführt, nach Fontainebleau zog. Der Kaiser ließ halten, erkannte Belliard, welcher zu den ausgezeichnetsten Kavalleriegeneralen der Armee gehörte, und forschte ihn über die Lage der Dinge aus. Belliard sprach von der Erschöpfung der Truppen, von der ungeheuern Uebermacht des Feindes, und suchte Napoleon von der Unmöglichkeit weiteren Widerstandes, wenigstens für den Augenblick, zu überzeugen. Der Kaiser beharrte jedoch auf seinem Vorsatz nach Paris zu eilen. Während der Unterredung mit Belliard kamen die Generale Hulin und Curial von Paris an, die sich ebenfalls nach Fontainebleau begaben, und sich Belliard's Meinung anschlossen. Napoleon ließ sich von dem Widerspruche seiner Unterfeldherren, wie mehrmals in der letzten Zeit, erschüttern. Wenn er auf seinem Willen bestand, so wären ihm die Truppen, selbst von ihren Generalen verlassen, wie immer gefolgt. Die Kapitulation wäre zwar vor Napoleon's Ankunft schon unterzeichnet gewesen, er hätte sie aber in seiner Eigenschaft als Souverain umstoßen, und Mortier und Marmont durch andere Generale ersetzen können. Der Kaiser Alexander hatte seine Erklärung, mit Napoleon und dessen Familie nicht mehr unterhandeln zu wollen, noch nicht abgegeben. Die Nachricht von des Kaisers Ankunft in Paris würde im Hauptquartier der Verbündeten einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben, zumal da man im ersten Augenblick unmöglich wissen konnte, ob er nicht von Truppen begleitet daselbst erschienen sei. Die Masse der Bevölkerung würde sich noch im letzten Augenblick für ihn erhoben haben. An ein Hervortreten seiner geheimen Gegner, an eine royalistische Kundgebung, wäre nicht zu denken gewesen. Bei einer Fortsetzung seines Weges nach Paris war seine Rettung noch möglich, mit dem Umkehren nach der Cour de France aber sein Sturz gewiß. Dem Einzuge der Verbündeten in Paris stand fortan kein Hinderniß entgegen, und seine Feinde

*) Nach Anderen befand sich auf Berthier in seiner Begleitung.

im Innern konnten ihren Gesinnungen Luft machen. Indem er, der so viel in seinem Leben gewagt hatte, dieses letzte Wagniß, sich nach Paris zu werfen, unterließ, war sein Schicksal unwiderruflich entschieden.

---

7. Einzug der Verbündeten in Paris. — Napoleon's Sturz. — Rückkehr der Bourbonen.

Am 31. März, in der Frühe, besetzten Abtheilungen der verbündeten Heere die Barrieren von Paris. Um Mittag zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, ersterer von seinem Bruder Konstantin, letzterer von seinen beiden ältesten Söhnen begleitet, mit zahlreichem und glänzendem Gefolge in der eroberten Weltstadt ein. Der Kaiser Franz war noch zurück. Er entging dadurch der Verlegenheit, entweder zu der Entthronung seines eigenen Eidams unmittelbar mitzuwirken, oder, wenn er dieser Maßregel widerstand, mit seinen Verbündeten uneinig zu werden, und den in der letzten Zeit immer bestimmter hervorgetretenen Zweck des Krieges zu vereiteln. Der Mann, welcher, durch seine Thatkraft und Kühnheit, am Meisten zu der Erringung des großen Zieles beigetragen, der Stolz des preußischen Heeres und Volkes, der greise Feldmarschall Blücher, fehlte, schon seit einiger Zeit an einem Augenübel leidend, bei dem Siegeseinzug. Es waren nur die durch ihr äußeres Ansehen ausgezeichnetsten Truppen, vornehmlich die Garden, welche in Paris einrückten. Die übrigen Korps blieben um die Stadt gelagert. Da der Kaiser Alexander, besonders seit dem Einmarsch in Frankreich, als das Haupt der Koalition dastand, so wurde einer seiner Generale, Sacken, zum Gouverneur von Paris ernannt. Seine Absichten gegen Napoleon andeutend stieg Alexander I. in Talleyrand's Wohnung ab.

Paris hatte seit den Zeiten der Jungfrau von Orleans keinen Feind in seinen Mauern mehr gesehen. Das spanische und italienische Kriegsvolk, welches 150 Jahre später, zur Zeit der Ligue, in der französischen Hauptstadt lag, war einer französischen Partei zu Hülfe gekommen, und erregte deshalb nicht die Vorstellung von fremder Gewalt und Eroberung. Jetzt waren es nicht nur Preußen und Oesterreicher, welche von den Franzosen früher oft geschlagen worden, die aber durch den Besitz der gemeinsamen abendländischen Kultur für Geistesverwandte gelten konnten, sondern die halb orientalischen Massen der Russen, und die barbarischen Kontingente der Kosaken, Tartaren und Baschkiren, die, wenigstens für den Augenblick, zu Herren des Mittelpunktes der europäischen

Civilisation geworden waren. Diese Demüthigung wurde indessen für die Pariser durch das großmüthige Verhalten der verbündeten Monarchen, und durch die in den höheren Stellen der verbündeten, namentlich der russischen Armee, verbreitete französische Kultur gemildert. Die russischen Officiere von vornehmer Herkunft sahen sich als die Zöglinge der Franzosen, in der Weise wie einst die Römer gegen die Griechen gethan*), an. Die Pariser fühlten ihr Mißgeschick weniger, indem sie an den fremden Gästen den so weit reichenden Einfluß ihrer Sprache, Sitte und Lebensweise bemerken konnten. Der Triumph ihrer Intelligenz tröstete sie in etwas über ihre militairische Niederlage. Besonders war es der leicht bewegliche Sinn der französischen Frauen in den höheren Klassen, der sich darin gefiel, das was ihnen an den Siegern noch rauh und eckig erscheinen mochte, durch ihre Anziehungskraft abschleifen zu können. Ein solches Verhältniß konnte allerdings nur zwischen den Reichen und Vornehmen unter den Einheimischen und Fremden entstehen. Die unteren Klassen der pariser Bevölkerung, in denen es so viele alte Soldaten gab, sahen mit finsterem Erstaunen auf die kriegerischen Ankömmlinge, in deren Hauptstädten sie früher die Meister gespielt hatten. Aber auch dieses Gefühl des Unmuthes verschwand bald über der trefflichen Manneszucht der Verbündeten, den großen Geldsummen, welche von ihnen in Umlauf gesetzt wurden, über dem den Parisern eigenthümlichen Bedürfniß der Zerstreuung, und dem Eindruck, welchen das drückende und zuletzt unglückliche Regierungssystem Napoleon's zurückgelassen hatte. Die Erinnerung an die erste Revolution, und die mit ihr verbunden gewesenen Grundsätze schien damals, selbst im Mittelpunkt ihres Ursprunges und Verlaufes, erloschen zu sein. Erst später wurde, durch die Mißgriffe der Restauration, das Gefühl des gekränkten Nationalstolzes, und die Besorgniß, daß in der Besiegung Frankreichs, durch die Armeen absolutistisch regierter Staaten das Werk von 1789 gefährdet sei, rege gemacht.

Während die Heerschaaren der Verbündeten über die Boulevards nach den Champs Elysées zogen, begann zunächst von den in den Fenstern liegenden Frauen ein Wehen mit weißen Tüchern, anfänglich nur als Gegengruß auf die weiße Armbinde der Alliirten, die für diese, bei ihren so verschiedenartigen Uniformirungen, ein gegenseitiges Erkennungsmittel abgab, von den Parisern aber als ein Friedenszeichen angesehen wurde. Dann erklang aus einzelnen Gruppen der Ruf: „Es lebe Alexander! Es leben die Verbündeten!" — welcher sich bald verbreitete. Plötzlich erschien eine

*) Graecia capta ferum victorem cepit.

Schaar Royalisten zu Pferde, den noch jungen, eifrig legitimistisch gesinnten und von Jesuiten erzogenen Sosthenes de la Rochefoucauld-Doudeauville an der Spitze, welchem sich die Herzöge von Mouchy, Fitzjames, Luxemburg, Cäsar von Choiseul, Florian von Kergorlay, und der berühmte Schriftsteller Chateaubriand angeschlossen hatten. Diese alle trugen weiße Kokarden, weiße Bänder im Knopfloch, eine weiße Fahne ragte aus ihrem Zuge hervor, und riefen unaufhörlich: „Es lebe der König! Es leben die Bourbonen!" — Das eigentliche Volk und die zur Erhaltung der Ordnung aufgebotene Nationalgarde blieben stumm. Aber die zuschauenden Frauen in den Fenstern, die heimlichen Gegner Napoleon's, welche jetzt hervorzutreten wagten, und eine gesinnungslose Menge, die auch ihm zugejauchzt haben würde, wenn er erschienen wäre, pflanzte jenen Ruf geschäftig fort.

Der russische Minister, Graf Nesselrode, hatte mit Talleyrand, noch ehe der Kaiser Alexander in dessen Hotel abstieg, eine Unterredung über die Lage der Dinge gehabt. Später fand bei Alexander eine Versammlung statt, welcher, außer dem Könige von Preußen, von Seiten der Verbündeten: Schwarzenberg, Liechtenstein, Nesselrode, Pozzo di Borgo, unter den Franzosen: Talleyrand, der Herzog von Dalberg, de Pradt*), Erzbischof von Mecheln, der Baron Louis**), der Abbé von Montesquiou, Bourienne***), lange Napoleon's Geheimschreiber, und der frühere republikanische General Dessolles beiwohnten.

In dieser Konferenz wurde, aber nur zum Schein, denn in der Hauptsache waren alle Theilnehmer im voraus einig, die Frage: Ob Napoleon auf dem Throne zu lassen — ob sein Sohn mit einer Regentschaft anzuerkennen — ob Ludwig XVIII. zurückzurufen sei? — aufgeworfen. Talleyrand und alle anwesenden Franzosen sprachen mit Eifer für die Wiederherstellung der Bourbonen. Alexander I. sah hierin einen Ausdruck der Wünsche des französischen Volkes, und erklärte weder mit Napoleon noch einem Mitgliede seiner Familie ferner in Unterhandlungen treten zu wollen. Michaud, Gründer der Quotidienne und Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der sich in einem Nebenzimmer befand, faßte im Namen des Kaisers von Rußland eine Proklamation ab, in welcher die verbündeten Monarchen, Frankreich's Integrität, wie dasselbe unter seinen

*) De Pradt war von Napoleon zum Groß-Almosenier von Frankreich ernannt worden.

**) Wie Talleyrand früher zum geistlichen Stande gehörig.

***) Bourienne hatte Napoleon's Bekanntschaft schon bei der Belagerung von Toulon (1793) gemacht, war aber später, wie Dessolles, bei ihm in Ungunst gekommen.

rechtmäßigen Königen bestanden habe, zu erhalten, und die Verfassung, welche sich die Nation geben würde, anzuerkennen, versprachen. Zugleich ward der Senat zur Errichtung einer provisorischen Regierung aufgefordert. Diese Proklamation, nur von Alexander I. unterschrieben, und von Nesselrode gegengezeichnet, ward sogleich gedruckt und angeschlagen. Die royalistischen Kundgebungen griffen alsbald um sich. Eine Menge vornehmer Frauen theilte in den Straßen an die Vorübergehenden weiße Kokarden und Bänder aus. Bourienne wurde mit der in diesem Augenblick besonders wichtigen Stelle als General-Post-Direktor bekleidet.

Caulincourt war von Napoleon, alsbald nachdem dieser die Kapitulation von Paris vernommen hatte, an den Kaiser von Rußland zur Anknüpfung von Unterhandlungen abgeschickt worden. Caulincourt konnte in Bondy von Alexander nur die Zusicherung einer Audienz nach dem Einzuge in Paris erlangen. Er richtete hier Napoleon's Aufträge aus, welcher, gegen Erhaltung seines Thrones, in die Abtretung aller von Frankreich unter der Republik und dem Kaiserreich gemachten Eroberungen einwilligte. Der Herzog von Vicenza war aber zu spät gekommen, und fand mit seinen Vorstellungen kein Gehör. Die Royalisten wandten sich, um ein mögliches Schwanken in Alexander's Entschließungen zu verhindern, an Nesselrode, der auch seinen Gebieter bei dem einmal gefaßten Vorsatze zu erhalten wußte. Am Abend erließ der russische Minister an den Polizeipräfekten Pasquier die Weisung, alle wegen ihrer Anhänglichkeit an die Bourbonen in Haft befindlichen Personen auf freien Fuß zu setzen.

Den Anfang zum Abfall vom Kaiser, mit Hinweisung auf die Bourbonen, machten (1. April) unter allen Behörden der Generalrath des Departements der Seine und die Municipalität der Hauptstadt. Ihre an die Bevölkerung gerichtete Proklamation enthielt harte, aber im Ganzen gerechte Anschuldigungen gegen Napoleon, zu deren Darlegung freilich jetzt kein Muth mehr gehörte. Der Verfasser dieser Ansprache, Bellart, hatte bisher zu Napoleon's eifrigsten Schmeichlern gehört. Die unteren Schichten der pariser Bevölkerung waren früher republikanisch gesinnt gewesen, und hatten dann dem Kaiserreich, ohne jedoch die Erinnerung an die Revolution je ganz zu verlieren, angehangen. Das was die vornehmeren und reicheren Klassen von dem Napoleonischen System abstieß, die immerwährende Kriegführung und die Konskription, zogen die muthige Jugend des hauptstädtischen Arbeiterstandes an, indem sie ihr Aussicht auf Beförderung und Auszeichnung gewährte. Aber die reiche pariser Bourgeoisie, der alte Stamm derselben, welcher schon vor 1789 vorhanden gewesen, war zwar konstitutionell und liberal, wollte jedoch von

Revolution und Republik nichts wissen. Diese Klasse hatte, früher dann und wann von Napoleon's Siegen geblendet, im Ganzen an seiner stolzen Despotie eben so wenig Geschmack, wie einst an der blutigen Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses gefunden. Die Bourgeoisie war der Wiederherstellung des verbannten Königshauses nicht abgeneigt, wenn dasselbe sich mit den Grundsätzen von 1789 befreunden wollte.

Am 1. April berief Talleyrand, in seiner Eigenschaft als Vicegroßwahlherr von Frankreich, den Senat zusammen, von welchem ungefähr 30 Mitglieder in Paris anwesend waren. Mit Ausnahme einiger wenigen, welche Napoleon Ideologen nannte, waren die Senatoren die fügsamsten Werkzeuge des imperialistischen Systems und die begeistertsten Lobredner seines Gründers gewesen. Aber ohne wahrhafte Ueberzeugungen irgend einer Art, immer nur auf ihre Sicherheit und ihren Vortheil bedacht, waren dieselben Männer jetzt zu einem Angriff auf den bedacht, vor welchem sie so lange im Staube gelegen hatten. In ihrer Sitzung vom 1. April ward die Errichtung einer provisorischen Regierung, aus Talleyrand, Dalberg, Montesquiou, Jaucourt und Beurnonville bestehend, und eine Proklamation an das französische Volk, worin die Abfassung einer neuen freisinnigen Verfassung angekündigt wurde, beschlossen. Am 2. April erklärte der Senat Napoleon und seine Familie des Thronrechts für verlustig, und sprach die Nation von dem ihm geleisteten Eide der Treue los. Am 3. April wurden die Gründe zu dieser Erklärung, was am vorhergehenden Tage aus Mangel an Zeit unterlassen worden, näher bestimmt. Es wurden dem gestürzten Eroberer, außer seinen unaufhörlichen Angriffskriegen, vielfache Verletzungen der von ihm bei seiner Krönung beschworenen Verfassung, eigenmächtige Steuererhöhungen, Unterdrückung der Preßfreiheit, willkührliche Einkerkerungen u. s. w. zur Last gelegt. Aber unter allen Menschen hätten die Senatoren am Wenigsten ein Recht gehabt, dem Kaiser aus seinen Regierungshandlungen einen Vorwurf zu machen. Denn sie hatten nicht nur zu Allem, was er unternahm, ihre ausdrückliche Zustimmung ertheilt, ihn bei seinen Eroberungskriegen durch die Leichtigkeit, mit welcher sie seine ausschweifendsten Forderungen an Mannschaft bewilligten, unterstützt, sondern auch seine Verfassungsverletzungen durch die von ihnen gewährten Ausnahmsgesetze bestätigt. Nicht selten waren sie ihm bei seinen freiheitsfeindlichen Absichten entgegen gekommen. Alle ihre Anklagen gegen ihn fielen auf sie selbst zurück. Außerdem hatten sich die meisten Mitglieder des Senats nur durch ihn erhoben, waren ihm zu persönlicher Dankbarkeit verpflichtet, und von ihm mit Dotationen, Titeln und Ehrenstellen überhäuft worden.

Dies Alles ward jetzt vergessen und mit Füßen getreten, und sie warfen sich über den zu Richtern auf, dessen Mitschuldige sie gewesen waren.

Die provisorische Regierung stellte den General Dessolles an die Spitze der pariser Nationalgarde und ernannte, statt der Minister, Kommissarien, für die Justiz: Henrion de Pansey — für das Auswärtige: Laforêt — das Innere: Beugnot — den Krieg: Dupont*) — für die Marine: Malouet**) — die Finanzen: Baron Louis — die Polizei: Anglès. — Dupont de Nemours***) wurde Generalsekretair der provisorischen Regierung.

Die provisorische Regierung erließ eine Proklamation an die Armee, theilte ihr die Entscheidung des Senates mit, und forderte sie zum Verlassen der Napoleonischen Adler auf. Der Kaiser Alexander versprach alle französischen Kriegsgefangenen auf freien Fuß zu setzen, was in Paris mit außerordentlicher Freude aufgenommen wurde. Dieser Monarch wurde durch seine persönliche Anmuth, seinen Geist, die freisinnigen Ansichten, welche er damals über Verfassungswesen und Volksrechte darlegte, der Liebling des pariser Publikums, und seine Popularität diente seiner Politik, indem durch sie das Bild Napoleon's eine Zeit lang in Schatten gestellt wurde. Alexander vermied sorgfältig sich das Ansehen eines Siegers und Gebieters zu geben, und schien die Entscheidung über Frankreichs Zukunft lediglich von dem Willen der Nation abhängig zu machen.

Napoleon sann unterdessen auf Fortsetzung des Krieges. Er hatte sein Hauptquartier in Fontainebleau aufgeschlagen. Dort langte die Garde am 2. April, der Ueberrest der Armee am folgenden Tage an. Es standen ihm jetzt wieder über 50,000 Mann zu Gebot. Wenn er sich mit dieser Macht in Eilmärschen nach Toulouse, in dessen Nähe Soult mit 40,000 Mann stand, wandte, die Truppen unter Suchet und Augereau an sich zog, und den Vicekönig aus Italien entbot, so konnte er von Neuem eine furchtbare Armee aufstellen, und den Krieg in die Länge ziehen. Die Verbündeten würden, um ihn vollständig nieder zu werfen, großer Anstrengungen und vieler Zeit bedurft haben. Aber Napoleon dachte, wie schon mehrmals, das Verlorene mit einem einzigen großen Schlage wieder zu gewinnen, und die Hauptstadt mit stürmender Hand zu nehmen. Als er sich am 4. April den Truppen zeigte, wurde er mit begeistertem Zuruf empfangen. Sie schwuren, als er ihnen seinen Entschluß ankündigte, für ihn siegen oder sterben, und ihm überall hin folgen

*) Derselbe, der bei Baylen kapitulirt hatte.

**) Ehemaliges Mitglied der Reichsstände und der ersten Nationalversammlung.

***) Mitglied der Constituante, und später Präsident im Rathe der Alten.

zu wollen. Aber die Marschälle und Generale waren nicht von denselben Gefühlen wie die Officiere und Soldaten erfüllt. Jene besorgten in den großen Schiffbruch mit verwickelt zu werden, beriethen unter einander, wie dieser Gefahr zu entgehen, und begaben sich noch an demselben Tage in das Kabinet des Kaisers. Ney führte das Wort, und stellte ihm, mit Hinweisung auf die Ereignisse in Paris, die Nothwendigkeit einer Abdankung vor. Napoleon erklärte sich dazu bereit, wenn sein Sohn als Nachfolger unter der Regentschaft seiner Mutter anerkannt würde, widrigenfalls er gegen Paris das Aeußerste zu unternehmen bereit sei. Er stellte hierauf seine erste bedingte Entsagung aus. Ney, Macdonald und Caulincourt sollten dieselbe nach Paris überbringen. Sie hatten Befehl Marmont, der in Essonne die Vorhut des Napoleonischen Heeres kommandirte, mit sich nach der Hauptstadt zu nehmen, und ihn bei den Unterhandlungen zuzuziehen. So sehr glaubte Napoleon an die Treue dieses Marschalls. Es waren aber unterdessen schon mehre hohe Befehlshaber vom Kaiser abgefallen. Victor und Nansouty hatten die provisorische Regierung anerkannt. Marmont ließ sich durch geheime Sendlinge aus Paris ebenfalls berücken, knüpfte mit Schwarzenberg Unterhandlungen an, und versprach sein Korps von Essonne nach Versailles, innerhalb der Linie der Verbündeten, zu führen. Er verständigte sich darüber mit mehren seiner Unterbefehlshaber, und ließ ihnen, als er Ney, Macdonald und Caulincourt nach Paris begleitete, Anweisungen in diesem Sinne zurück.

In der Hauptstadt angekommen begaben sich die drei Unterhändler Napoleon's erst zu Talleyrand, dann zu dem Kaiser Alexander, welche den Antrag auf eine bedingte Entsagung nicht sogleich verwarfen, und eine bestimmte Antwort auf den folgenden Tag verschoben. Beide waren keineswegs geneigt, alles das, was bereits zu Napoleon's Sturz geschehen war, rückgängig zu machen, fürchteten aber einen verzweifelten Entschluß von Seiten dessen, der noch immer der Abgott eines zahlreichen und tapferen Heeres war, und wollten so viel als möglich Zeit gewinnen. Marmont nahm an den Unterhandlungen, welche Ney, Macdonald und Caulincourt führten, keinen Antheil, sondern suchte bei Schwarzenberg einen Aufschub für die Ausführung seines Planes, um die Officiere und Soldaten dafür zu gewinnen, nach. Da geschah es, daß der von Marmont in das Geheimniß gezogene General Souham plötzlich den Befehl erhielt, in Fontainebleau zu erscheinen. Besorgt, daß Napoleon, mit seinen Absichten bekannt geworden, ihn festhalten, und als Verräther bestrafen lassen könne, rief er eiligst seine Mitwisser, wie Bourdesoult und Andere, zusammen, und bewog sie, den Vertrag Marmont's mit

Schwarzenberg eiligst zur Ausführung zu bringen. Am 5. April Morgens um vier Uhr trat das Marmont'sche Korps den Marsch nach Versailles an. Da es noch dunkel war, so gewahrten die Soldaten nicht sogleich, daß sie in das Innere der feindlichen Stellung gerathen waren, und sich russische Reiterei in ihrem Rücken zeigte. Als sie dessen inne wurden, wollten sie zurück, und wurden nur mit großer Mühe und unter allerlei Vorspiegelungen bis nach Versailles gebracht. Dort vollkommen enttäuscht, erhoben sie sich gegen die ihnen gewordenen Befehle, bedrohten die ihnen verdächtigen Generale, und verlangten mit Ungestüm, zu ihrem Kaiser nach Fontainebleau zurückzukehren. Es gelang Marmont, der sich mitten unter sie begab, sie, obwohl nicht ohne Mühe, zu beruhigen, und zum Abzuge nach der Normandie zu bewegen.

Als der Kaiser von Rußland von diesem politisch und militärisch gleich wichtigen Ereigniß Nachricht erhielt, benutzte er dasselbe, um Napoleon's Unterhändlern zu erklären, daß die Verbündeten auf eine bedingte Entsagung nicht mehr eingehen könnten. Ney, Macdonald und Caulincourt verließen nach diesem Bescheide Paris. Jetzt eilte die Katastrophe, wie ein nach dem Abgrund rollender Stein, rasch ihrem Ende zu.

Der Abfall Marmont's war der letzte entscheidende Stoß, welchen der wankende Thron Napoleon's erlitt. So lange der Kaiser sich noch an der Spitze von einigen fünfzigtausend treuen Soldaten befand, die er in kurzer Zeit bedeutend vermehren konnte, den Weg nach Paris und dem Süden frei hatte, war für seine Dynastie nicht Alles verloren. Die Verbündeten würden sich, einen langen Krieg besorgend, vielleicht mit seiner persönlichen Entsagung und Entfernung aus Frankreich begnügt, und seinen Sohn, mit der Regentschaft seiner Mutter, die immer eine Tochter des Kaisers von Oesterreich war, anerkannt haben. Jetzt sahen sie sich aber zu keiner solchen Rücksicht mehr veranlaßt.

Marmont's That ist, so schwierig die Umstände waren, und so viel Napoleon vorgeworfen werden konnte, von der öffentlichen Meinung verdammt worden, und wird es in der Folge auch immer von der Geschichte sein. Er hatte kein Recht, aus einer vermeintlichen Sorge für Frankreichs Zukunft, sich seiner nächsten Pflicht zu entschlagen, die darin bestand, bei seinem Gebieter bis zu dessen Abdankung auszuhalten, und Alles zu vermeiden, was dessen Sturz beschleunigen konnte. Napoleon hatte, als er 1796 den Oberbefehl über die Armee in Italien erhielt, Marmont als Kapitain vorgefunden, und denselben von Stufe zu Stufe, zum Marschall, Herzog, General-Gouverneur von Dalmatien, Oberbefehlshaber der Armee von Portugal erhoben, und mehrmals sogar seines

verschwenderischen Günstlings Schulden bezahlt. Dankbarkeit und lange Gewohnheit hätten Marmont unerschütterlich an den binden sollen, der so viel für ihn gethan hatte. Es ist nicht selten, daß pflichtwidrige Handlungen, zumal in kritischen Momenten, die Maske des Patriotismus vornehmen, und die Welt über ihre wahre Beschaffenheit lange täuschen. Marmont's That ist aber sogleich für einen selbstsüchtigen Verrath erkannt worden. Er war der Verpflichtung gegen seinen Wohlthäter überdrüssig geworden, kehrte dessen sinkendem Gestirn den Rücken, und wandte sich der neu aufgehenden Sonne zu. Marmont hat die Strafe getroffen, welche für einen Mann, der eine große Rolle gespielt hat, namentlich aber für einen berühmten Krieger, die empfindlichste sein muß. Sein Name ist mit einem Makel behaftet geblieben.

Ney und Caulincourt blieben, nach der letzten Unterredung mit dem Kaiser Alexander, in Chevilly, zur Abschließung eines Waffenstillstandes mit Schwarzenberg, zurück. Macdonald kehrte zu Napoleon nach Fontainebleau zurück, und theilte ihm die endgültige Entschließung der Verbündeten mit. Nach Marmont's Abfall bot ein weiterer Kampf auch nicht die entfernteste Aussicht auf Erfolg mehr dar. Napoleon's Heer war durch die Entfernung des Marmont'schen Korps nicht nur an Zahl geschwächt, sondern auch seine Stellung blosgegeben worden. Der Kaiser beschloß deshalb, für den Augenblick dem Drange der Umstände nachzugeben, wahrscheinlich schon damals in seinem Innern mit Gedanken an die einstige Wiedererlangung der verlorenen Größe beschäftigt. Die Nachricht, daß die Bourbonen vom Senat zurückgerufen wären, ließ ihn aus deren leicht vorauszusehenden Mißgriffen neue Hoffnung für sich schöpfen. Am 6. April stellte er seine unbedingte Thronentsagung aus. Sie lautete: „Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß für Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt derselbe, seinem Eide treu, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein Opfer, selbst nicht das des Lebens gibt, welches er nicht zum Wohle Frankreichs darzubringen bereit ist." — Ney, Macdonald und Caulincourt eilten wiederum nach Paris, um sich mit den Verbündeten über die weiteren Bestimmungen, die Zukunft Napoleon's und seiner Familie betreffend, zu verständigen.

Napoleon schien, nachdem der entscheidende Schritt gethan, sich wie von einer schweren Last befreit zu fühlen, zeigte sich heiterer als seit langer Zeit, und äußerte sich mit Ruhe über Das, was ihm bevorstand. Dann und wann behielt jedoch der kriegerische Instinkt in ihm die Oberhand, und er sprach davon, seine Soldaten von Neuem gegen den Feind

führen zu wollen. Es war dies aber nur wie der ferne Donner nach einem Gewitter, das sich verzogen hat, und bei einem Manne natürlich, der seit zweiundzwanzig Jahren unaufhörlich im Felde gelegen, und auf so vielen Schlachtfeldern, von Madrid bis Moskau, von den Pyramiden bis Friedland, gekämpft hatte. Am 7. April erließ Napoleon einen Tagesbefehl an sein Heer, in welchem er dasselbe mit Marmont's Abfall, seiner Entsetzung durch den Senat, und seiner Absicht zu entsagen, bekannt machte. Ueber die Mitglieder des Senats äußerte er sich folgendermaßen: „So lange das Glück mir treu blieb, haben diese Leute nie ein Wort über den angeblichen Mißbrauch meiner Gewalt laut werden lassen. Wenn ich, wie man mir vorwerfen will, die Menschen verachte, so wird die Welt jetzt erkennen, daß ich einigen Grund dazu gehabt habe..... Ich verdanke meine Krone Gott und der Nation, nur Gott und die Nation können sie mir wiedernehmen. Ich habe dieselbe aber immer als eine Bürde angesehen, und mich ihr nur in der Ueberzeugung unterzogen, daß ich sie allein zu tragen vermag. Wenn ich aber als das einzige Hinderniß des Friedens angesehen werde, so bringe ich Frankreich meinen Thron zum Opfer dar." — Es war dieselbe große, jetzt aber gemäßigtere Sprache als zur Zeit seines Glückes, und aus ihr leuchtete derselbe unbeugsame Sinn, der diesen außerordentlichen Mann, ungeachtet seiner Mängel, von den meisten geschichtlichen Berühmtheiten unterscheidet.

Die von Ney, Macdonald und Caulincourt mit den Verbündeten über Napoleon's und seiner Familie Abfindung geführte Verhandlung kam erst am 11. April zu Stande. Napoleon und seine Gemahlin sollten den kaiserlichen, seine Brüder, Neffen und Nichten den Prinzen- und Prinzessinnentitel fortführen. Napoleon erhielt die Insel Elba mit vollen Souverainetätsrechten. Marie Luise wurde Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, mit dem Recht der Nachfolge für ihren Sohn. Es wurde für Napoleon und seine Familie eine jährliche Dotation von 2 Mill. Fr. auf den französischen Staatsschatz angewiesen, die ihm aber nie ausgezahlt worden ist. Eben so wenig ward der Artikel des zwischen ihm und den Verbündeten abgeschlossenen Vertrages, nach welchem zwei Mill. Fr. Gratifikationen für mehre seiner von ihm bezeichneten Getreuen *) ausgesetzt waren, erfüllt. Es war dies um so unbilliger, da die Bourbonen sich Napoleon's Ersparnisse von der Civilliste und sonstige Kapitalien zueigneten. Die in Bezug auf ihre Folgen wichtigste Bestim-

*) Unter diesen befanden sich: Friant, Cambronne, Ornano, Drouot, Gourgaud, Fain, Corvisart u. s. w.

mung war, daß Napoleon ein Bataillon seiner alten Garde nach Elba mit sich nehmen durfte. Ohne diese Kerntruppe würde es ihm unmöglich gewesen sein, ein Jahr nachher wieder in Frankreich zu erscheinen.

Unterdessen war Graf Orlof, der Adjutant des Kaisers Alexander, mit dem von den verbündeten Souverainen ratificirten Vertrage aus Paris in Fontainebleau angekommen. Es fehlte nur noch Napoleon's Unterschrift. In diesem Augenblick, wo derselbe seinen Sturz selbst anerkennen und bestätigen sollte, wurde er von einem tiefen Ueberdruß am Dasein ergriffen, und dachte den quälenden Eindrücken der Gegenwart und den düsteren Erwartungen der Zukunft durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Er nahm eine starke Portion Opium zu sich (12. April), die ihm einer seiner Aerzte, Namens Yvan, während des Rückzuges aus Rußland besorgt hatte, damit er nicht lebend in die Hände seiner Feinde fiele, und das er seitdem aufbewahrt hatte. Napoleon brach aber das Gift, ehe es noch seine volle Wirkung gethan hatte, wieder aus, erhielt von dem Arzt, ungeachtet seines lebhaften Verlangens, keine neue Dosis, und wurde von seinen Getreuen nicht aus den Augen gelassen. Als er endlich, aus einem tiefen Schlaf erwacht, wieder zu sich kam, schien er wie verwandelt und wieder sich ganz zurückgegeben zu sein, und beschloß, sich dem Kampf mit seinem Geschick nicht mehr zu entziehen. Er stellte die Entsagung ohne weitere Zögerung aus.

Marie Luise war am 3. April in Blois angelangt. In ihrer Nähe befanden sich die vormaligen Könige Joseph und Hieronymus, Napoleon's Mutter Lätitia, und sein Oheim, der Kardinal Fesch, die Minister Clarke, Savary, Montalivet, Mollien, Gaudin, Decrès, die Großbeamten der Krone, Staatsräthe u. s. w. Marie Luise erließ, in ihrer Eigenschaft als Regentin, gleich nach ihrer Ankunft in Blois, eine Proklamation an die Franzosen, in der sie dieselben zur Treue gegen den Kaiser aufforderte, und befahl, nur die von ihrer Residenz aus erlassenen Verordnungen anzuerkennen, indem jede vom Feinde besetzte Stadt aufhöre, frei zu sein. Einige Tage über blieb man in Blois ohne Nachricht über die Vorgänge in Paris. Als diese bekannt wurden, wollte Marie Luise sich zu Napoleon nach Fontainebleau begeben. Im Rathe der Verbündeten war aber beschlossen worden, diese Vereinigung nicht zu gestatten. Der Adjutant des Kaisers Alexander, Schuwalof, und der Baron von St. Aignan erschienen in Blois, und geleiteten die Kaiserin nach Orleans. Dort erschienen Bevollmächtigte der provisorischen Regierung, und nahmen den Staatsschatz in Gewahrsam. Marie Luise entließ die Minister, und fühlte sich bald vereinsamt. Die Mitglieder der Napoleonischen Fa-

milie zerstreuten sich. Die Einen wandten sich nach der Schweiz, die Anderen nach Italien. Marie Luise hatte in Rambouillet eine Zusammenkunft mit ihrem Vater, dem Kaiser Franz, und begab sich von da, bis sie die Regierung in Parma antreten konnte, nach Oesterreich zurück.

Nachdem Paris von den Verbündeten eingenommen, Napoleon vom Senat entsetzt worden, und zuletzt entsagt hatte, hörte der Kampf, der jetzt ohne Gegenstand geworden, auch auf allen den Punkten auf, wo er bis dahin noch fortgedauert hatte. Der General Maison schloß am 7. April mit dem Herzoge von Weimar einen Waffenstillstand ab, und erkannte am 13. die Bourbonen an, nachdem er noch zuvor einen furchtbaren Aufstand der Garnison in Lille gedämpft hatte, welche nach Fontainebleau Napoleon zu Hülfe ziehen wollte. — Der Marschall Soult war nach der Schlacht von Orthez auf Toulouse zurückgegangen. Dort erwartete er mit 43,000 Franzosen die 60,000 Mann starke Armee Lord Wellington's. Am 10. April kämpfte Soult bei Toulouse mit äußerster Anstrengung gegen die große Ueberlegenheit des Feindes, und er und seine Soldaten schieden mit Ruhm von der Wahlstatt. Am 12. April ward Soult von den Ereignissen in Paris und Fontainebleau unterrichtet, und von da an schwiegen auf französischer und englischer Seite die Donner des Krieges. — Suchet und Augereau stellten, als sie die Abdankung Napoleon's erfuhren, ebenfalls den Kampf ein, und erkannten die provisorische Regierung an. — Der Vicekönig von Italien schloß am 12. April einen Waffenstillstand mit dem österreichischen General Bellegarde, und übergab den Befehl über die französischen Truppen dem General Grenier, der dieselben nach Frankreich zurückführte. Nach einem Volksaufstande in Mailand, in welchem der Minister Prina ermordet wurde, sah der Vicekönig das Königreich Italien als verloren für sich an, und begab sich nach München. Am 28. April zogen die Oesterreicher in Mailand ein.

Napoleon legte in Fontainebleau, während Alles um ihn her wankte oder zusammenstürzte, eine unerschütterliche Ruhe dar, höchst selten von Ausbrüchen des Zornes oder der Verachtung über den ihm von so vielen Seiten her bewiesenen Undank unterbrochen. Er zeigte sich bis zum letzten Tage seines Aufenthaltes jeden Morgen auf der Parade, mit derselben zuversichtlichen Haltung wie in den Tagen seines größten Glückes und Glanzes. Auf seinem marmorfesten Antlitz war keine Veränderung zu erkennen. Sein Blick war eben so kühn und durchdringend wie auf dem Schlachtfelde. Ob es in seinem Innern stürmte und wogte, wie unter solchen Umständen wahrscheinlich ist, konnten selbst seine vertrautesten

Umgebungen nicht erforschen. Er sprach oft von den Ereignissen und der Zukunft, als wenn er von ihnen nicht unmittelbar selbst berührt würde.

Endlich schlug die Stunde des Scheidens für ihn. Am 20. April befanden sich die Bevollmächtigten der vier verbündeten Großmächte, England, Preußen, Rußland und Oesterreich, welche Napoleon bis zu dem Ort seiner Einschiffung begleiten sollten, Campbel, Waldburg-Truchseß, Koller, Schuwaloff, ferner Macdonald, Caulincourt, Bertrand, Drouot, Anatole Montesquiou, Graf Turenne, Cambronne, Gourgaud, Flahaut, der Herzog von Bassano, der Baron Fain u. s. w., in einer Gallerie des Schlosses von Fontainebleau, als ein Hofbeamter erschien, und: „Meine Herren! Der Kaiser!" — rief. Es war ein feierlicher und erwartungsvoller Moment. Die Flügelthüre öffnete sich, und Napoleon durchschritt die Reihen der Versammlung, ohne eine Spur von Bewegung zu verrathen, nicht mehr und nicht weniger als gewöhnlich grüßend, und stieg, von den Anwesenden begleitet, die Treppe in den Schloßhof hinab, wo das erste Regiment seiner alten Garde in Schlachtordnung aufgestellt war. Er richtete an diese Veteranen, die er zum Theil noch von Italien und Egypten her kannte, Worte, die der Größe des Augenblickes entsprachen, dankte ihnen für ihre Treue und Tapferkeit, und erinnerte sie an die Thaten, welche sie zusammen vollbracht hatten. Er ließ sich hierauf den Adler des Regiments bringen, drückte denselben an seine Brust und rief: „Soldaten! Diese Umarmung gilt Euch Allen!" — Der tragische Charakter dieses Auftrittes ergriff selbst die anwesenden Fremden, und brachte auf die Franzosen einen erschütternden Eindruck hervor.

Die Reise des besiegten Eroberers bis zum Ort seiner Bestimmung entsprach nicht der Würde dieser Abschiedsscene. Napoleon begab sich, in Begleitung Bertrand's und Drouot's, und der Bevollmächtigten der Verbündeten, über Lyon nach dem Süden. Bis Valence kamen ihm noch häufig Zeichen der Ehrerbietung und Theilnahme entgegen. Von da an, wo das südfranzösische Wesen anfängt, ward er zuerst mit Gleichgültigkeit und Kälte, dann mit Abneigung und Haß empfangen. Die Revolution war eine Zeit lang im Süden noch blutiger als im Norden gewesen, aber daselbst nicht so vollkommen durchgedrungen und herrschend geworden. Zu den Erinnerungen an das alte Königshaus gesellte sich im Süden der Einfluß des Klerus, der sich, ungeachtet des Konkordats, mit dem Napoleonischen Regierungssystem nie aufrichtig ausgesöhnt hatte. Die Last der Konskription war, bei dem weniger kriegerischen Geiste des Südens, tiefer als im Norden empfunden worden, und hatte gegen deren Urheber Erbitterung erregt. Dem weniger großmüthigen

Charakter des Südfranzosen flößte eine gefallene Größe keine Rücksicht ein. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen geschah es, daß Napoleon in Orange mit dem Ruf: „Es lebe Ludwig XVIII.!“ — in Avignon mit Schmähungen und Verwünschungen empfangen wurde, und in Orgon sein Leben in Gefahr gerieth. Er mußte die Kleidung wechseln, legte einen blauen Rock an, setzte einen Hut mit weißer Kokarde auf und ritt als Kurier seinem Wagen voran. Später, jenseits St. Canal, in der Nähe von Aix, wurde er von einem mordlustigen Haufen, darunter viele Weiber, unter wildem Geschrei erwartet. Er legte, um sein Leben zu retten, die österreichische Uniform des Generals Koller an. Der Mann, von welchem es noch vor wenigen Wochen abgehangen hatte, auf dem ersten Throne Europa's zu bleiben, der vom Pabst gekrönte Imperator, der Sieger in vierzig Schlachten, war genöthigt, sich vor dem Pöbel in einem Lande zu verkleiden, das er fünfzehn Jahre lang mit unumschränkter Gewalt beherrscht hatte. Solche Kontraste waren noch im Leben keiner anderen historischen Person erschienen. Napoleon's Schwester, Pauline Borghese, kam ihm bis Le Luc entgegen, was ihm einigen Trost gewährte. Am 27. April langte der Zug in Frejus an. Was mußte in dem großen Verbannten vorgehen, wenn er sich der Begeisterung erinnerte, welche einst sein Erscheinen in diesem Orte, bei seiner Rückkehr aus Egypten, erregt hatte! Am 4. Mai traf er in Elba ein. Er kam daselbst, von den übermäßigen Anstrengungen des Krieges, und den noch größeren inneren Erschütterungen, welche er in der letzten Zeit empfunden hatte, erschöpft, in leidendem Zustande an. Aber mit der Ruhe und Abgeschiedenheit, welche er daselbst fand, kehrte die natürliche Spannkraft seines Wesens bald wieder, seine Herrschsucht und Kriegslust regte sich von Neuem, und er bereitete sich im Stillen auf den letzten großen Akt seines Lebens vor.

Napoleon's erste Gemahlin, Josephine, von der er sich zu seinem Glücke nie hätte trennen sollen, überlebte den Sturz des Kaiserthrones nicht lange. Er hatte sich nur deshalb von ihr, die, wie er später selbst sagte, seine einzige wahrhafte Liebe gewesen, scheiden lassen, um von einer anderen Frau einen Sohn und Erben zu bekommen. Diese politische Selbstsucht, der von ihm das moralische Gefühl aufgeopfert wurde, sah sich jetzt in ihren Berechnungen getäuscht. Der ersehnte Sprößling war mit seinem Vater zugleich entthront worden. Josephine wurde von den hohen Fremden, namentlich von Alexander I., mit großer Auszeichnung behandelt, und in Malmaison öfters besucht. Auch ihre beiden Kinder, der ehemalige Vicekönig von Italien und die ehemalige Königin von

Holland, erfreuten sich des besonderen Wohlwollens des russischen Kaisers. Josephine starb in Folge einer Erkältung, die sie sich bei dem Empfange des russischen Kaisers in Malmaison zugezogen hatte, noch ehe die Verbündeten Paris verlassen hatten.

In der Hauptstadt war seit Napoleon's Sturz, bevor die neue Ordnung der Dinge in einigermaßen klaren Umrissen hervortrat, ein chaotischer Zustand vorhanden, in welchem Alles verworren durch einander wogte. Im eigentlichen Volk, und in den zahlreichen ehemaligen Militairs lebte die Erinnerung an Napoleon und an seine Epoche ungeschwächt fort, während die officielle und halbofficielle Welt plötzlich wie aus den Fugen gehoben schien, und eine ganz neue Physiognomie annahm. In diesen Kreisen war die Reaktion gegen den Bonapartismus fast eben so groß, wie 1792 und 1793 unter den Jakobinern die gegen das alte Königthum. Es erschien eine Fluth von Zeitungsartikeln, Flugschriften und Maueranschlägen gegen Napoleon und seine Regierung, in denen eine oft erkünstelte Leidenschaft sich zuweilen bis zur unfruchtbaren Höhe der Wuth hinaufschraubte, oft aber auch in den Abgrund des Lächerlichen fiel. Napoleon wurde nicht nur als ein Despot, sondern auch als ein Feigling dargestellt, der nichts durch sich selbst, sondern Alles durch Andere gethan habe. Es wurden ihm die größten Laster und Schandthaten angedichtet, die Denen, welche ihn einigermaßen kannten, anstößig oder abgeschmackt erscheinen mußten. Chateaubriand gab eine schon in Bereitschaft gehaltene Flugschrift: „Napoléon et les Bourbons" — heraus, die ihm, ungeachtet einiger Blitze des Genie's, wegen ihrer ungeheueren Uebertreibungen, wenig Ehre macht. Talentlosere oder niedrigere Federn kannten vollends kein Maß, und sprachen in ihrem Diatriben und Pamphlets dem gesunden Menschenverstande Hohn. Die Bourbonen wurden bis in den Himmel erhoben, und als Ideale von Größe, Kraft und Güte hingestellt. Ludwig XVIII., der seit zwanzig Jahren nicht mehr zu Pferde gestiegen war, und jetzt ohne Unterstützung nicht gehen konnte, wurde mit Heinrich IV. verglichen. Der Graf von Artois, welcher nur auf der Jagd Pulver gerochen hatte, sollte an den großen Condé, den letzten Helden dieser unkriegerisch gewordenen Familie, erinnern. Männer und Frauen von ausgezeichnetem Range forderten zur Zerstörung der Bildnisse und Namenszüge Napoleon's auf, legten dabei sogar selbst Hand an, und machten, bei Vertheilung von antibonapartistischen Satyren und Karikaturen, mit den dazu von der Polizei bezahlten Agenten gemeinschaftliche Sache. Anstatt Das, was in dem Charakter und System Napoleon's verwerflich war und was

die Bourbonen empfehlen konnte, klar und verständig auseinanderzusetzen, ließen sich die Gegner der gestürzten Ordnung der Dinge, und diejenigen, welche sich ihnen aus Schmeichelei und Gunstbuhlerei anschlossen, gränzenlose Entstellungen der Wahrheit zu Schulden kommen, die dazu beitrugen, elf Monate später eine neue Reaktion im entgegengesetzten Sinne hervorzurufen.

Der Senat hatte unter dem Vorsitze des Reichserzschatzmeisters Lebrun, Herzog von Piacenza, einen Ausschuß zur Entwerfung einer neuen Konstitution niedergesetzt. Dieselbe, aus 24 kurzen Artikeln bestehend, das Werk von zwei Tagen, und am 6. April von der provisorischen Regierung und dem Senat angenommen, bietet wenig Neues oder Eigenthümliches dar. Als das Einzige der Art können angesehen werden: Artikel 2. „Das französische Volk ruft freiwillig Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich, Bruder des letzten Königs, auf den französischen Thron....." — Artikel 3. Der alte Adel nimmt seine Titel wieder an, der neue besitzt die seinigen erblich. — Artikel 5. Die Steuergesetze werden zuerst dem gesetzgebenden Körper vorgelegt. — Artikel 6. Die Senatorswürde ist erblich im Recht der Erstgeburt, und eben so die mit ihr verbundenen Dotationen. — Artikel 10. Der gesetzgebende Körper versammelt sich, aus eigener Macht (de droit), jedes Jahr am 1. Oktbr. — Alles Uebrige in dieser Konstitution ist entweder schon in denen von 1791, 1799 und 1804 dagewesen, oder in der von 1814 wiederholt worden. Sie hat der Form nach bis zum 4. Junius 1814 bestanden, und scheiterte an zwei Klippen, an der Abneigung Ludwig XVIII., dem sie zur Bestätigung vorgelegt wurde, sein Thronrecht, das er einzig auf seine Geburt stützte, von einer Berufung oder Wahl abhängig zu machen, und an der Geringschätzung, welche Alles, was von dem servilen Senat Napoleon's ausging, im Publikum erregte. Besonders nahm man daran Anstoß, daß diese Körperschaft ihre Stellen aus lebenslänglichen zu erblichen machen wollte. Sonst sind in dieser Verfassung nur die Grundsätze von 1789 ohne Hinzufügung neuer Ideen wiederholt worden.

Der Graf von Artois oder „Monsieur", wie derselbe jetzt wieder nach dem Brauch der altfranzösischen Monarchie genannt wurde, war von Ludwig XVIII. zum Generalstatthalter des Königreiches ernannt worden, und zog als solcher am 12. April durch die Barriere von Bondy in Paris ein. Die provisorische Regierung ordnete sich ihm unter. Aber der Senat, von welchem eben erst ein Kaiser entsetzt worden, und der die Anerkennung des Königs von der Annahme seines Verfassungsentwurfes abhängig machen wollte, sah sich, in Abwesenheit des gesetzgebenden Körpers, als das ein-

zige Organ der Nation an, grollte über Artois' eigenmächtiges Auftreten, und hielt ſich von ihm fern. Talleyrand brachte eine Ausgleichung zu Stande. Der Bruder Ludwig XVIII. ließ es ſich gefallen, daß der Senat ſeine Würde beſtätigte. Jetzt brachte auch der Senat dem Generalſtatthalter, unter Talleyrand's Vortritt, ſeine Huldigungen dar. Der Graf von Artois übernahm die Regierung im Namen ſeines königlichen Bruders. Die Anmuth und Güte, welche in der Perſon und dem Charakter dieſes Prinzen lagen, milderten in Etwas den üblen Eindruck, welchen das Hervordrängen und die Hoffahrt des alten Adels, der ihn umgab, auf das Publikum hervorbrachten. Sehr übel wurde dem Grafen von Artois von allen Parteien, mit Ausnahme der Royaliſten, die Militairkonvention vom 23. April ausgelegt, vermöge welcher 53 Feſtungen von den franzöſiſchen Beſatzungen geräumt, und mit allem Zubehör, darunter gegen 13,000 Kanonen, den Verbündeten überlaſſen wurden. Auch eine große Anzahl von Kriegsſchiffen mußte ſammt ihrem Material ausgeliefert werden. Aber der Generalſtatthalter konnte, da Frankreich auf ſeine alten Gränzen zurückgeführt werden ſollte, nicht anders handeln, und dieſe Verluſte waren nicht der Rückkehr der Bourbonen, ſondern der zuletzt unglücklichen Eroberungsſucht Napoleon's beizumeſſen.

An wen aber in der officiellen Welt Alles dachte, von dem Alles ſprach, und deſſen Name auch in das Volk zu bringen anfing, war Ludwig XVIII. Derſelbe hatte ſeit 1791 ein irrendes Leben, wie die letzten Stuarts, geführt, war in Belgien, Deutſchland, Italien, Polen, Rußland geweſen, und zuletzt nach England gekommen. Am 18. April verließ er das dem Lord Moira zugehörige Schloß Hartwell, wo er die letzten Jahre über gewohnt hatte, und kam am 20. April in London an, wo ihm der Hof und der Gemeinderath eine prachtvolle Aufnahme bereiteten. Das engliſche Volk, welches ſich bisher wenig oder gar nicht um die Bourbonen in ſeiner Mitte bekümmert hatte, nahm jetzt lebhaften Antheil an ihnen, indem es ihre Wiederherſtellung als einen Sieg Englands über Frankreich anſah. Ludwig XVIII. hatte die den franzöſiſchen Großen ſeiner Zeit eigenen Vorurtheile gegen Großbrittanien, ſeine Verfaſſung, ſeine Sitten, bei näherer Bekanntſchaft abgelegt, und zog es, nächſt Frankreich, jedem anderen Aufenthalt vor. Der damalige Prinz-Regent, nachmalige König Georg IV., verlieh ihm den Hoſenbandorden, und erwies ihm königliche Ehrenbezeugungen. Bei einer feierlichen Gelegenheit ſagte Ludwig XVIII. zu dem Prinz-Regenten: „Nächſt Gott werde ich die Wiedereinſetzung meines Hauſes in ſeine Rechte immer den Rathſchlägen Eurer Königlichen Hoheit, dieſem ruhmwürdigen Lande,

und dem Vertrauen, welches mir seine Bevölkerung bewiesen hat, zuschreiben!" — Seltsamer Weise erwähnte dieser König auch später nie der preußischen, russischen und österreichischen Waffen, durch welche ihm vornehmlich das Thor der Rückkehr geöffnet worden ist. Er glaubte nur England verpflichtet zu sein. Das Schiff, welches ihn von Dover nach Calais trug, wurde von einem englischen Geschwader unter dem Befehl eines königlichen Prinzen, des Herzoges von Clarence, nachmaligen König Wilhelm IV., begleitet. Mit Ludwig XVIII. waren die Herzogin von Angouleme, deren Gemahl sich noch in Südfrankreich befand, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, und mehre Mitglieder des alten Hofadels, die Herzöge von Havré, Duras, Grammont, Lorges und Serrent. Am Höchsten in seiner Gunst stand der Graf von Blacas-d'Aulx, der in die Stelle seines Vertrauten, des 1810 verstorbenen Grafen von Avaray, getreten war. Avaray hatte den damaligen Grafen der Provence auf seiner Flucht nach Brüssel (Junius 1791) begleitet, und ihm dieselbe erst möglich gemacht. Blacas, der von einem in der französischen Litteraturgeschichte bekannten Troubadour des dreizehnten Jahrhunderts abstammte, war im Anfange der Revolution ausgewandert, und hatte sich seitdem immer zu den verbannten Prinzen gehalten.

Eine unermeßliche Volksmenge erwartete am Strand von Calais den ankommenden König. Als Ludwig XVIII. die französische Küste nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit wiedersah, konnte er, obwohl sonst eine mehr verständige als gefühlvolle Natur, sich einer tiefen Bewegung nicht erwehren, und sagte zu der Tochter Ludwig XVI. gewandt: „Meine Krone ist eine Dornenkrone, darum muß ich sie tragen. Wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf Dein Haupt setzen!" — In Calais wurde er von dem dort kommandirenden General Maison begrüßt. Im Schlosse zu Compiegne stellten sich ihm die meisten unter den Napoleonischen Marschällen vor. Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, führte das Wort. Er sprach von fünfundzwanzig Jahren des Unglücks, und überhaupt in einer Weise, die seiner eigenen und seiner Kriegsgefährten Vergangenheit wenig angemessen war, und von Schmeicheleien überfloß. Ludwig XVIII., der ein feines Urtheil und eine nicht gewöhnliche Gabe des Ausdruckes besaß, hütete sich, in seiner Antwort Etwas zu sagen oder zu berühren, was seinen Zuhörern hätte mißfallen können, und gewann die militairischen Würdenträger der Republik und des Kaiserreiches durch die lebhafte Anerkennung, welche er ihren Verdiensten zollte. Gegen Talleyrand, der ebenfalls erschien,

und die vom Senat dekretirte Verfassung befürwortete, zeigte er sich der Form nach sehr liebenswürdig, aber in Bezug auf den zu verhandelnden Gegenstand durchaus ablehnend, und sagte zu ihm unter Anderem: „Wenn ich die Verfassung, von welcher Sie sprechen, annähme, so würden Sie sitzen, und ich vor Ihnen stehen müssen!“ — Er empfing daselbst auch den Besuch Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., welche, besonders Ersterer, ihm die Bedürfnisse des neuen Frankreichs zu berücksichtigen dringend anriethen. Ludwig XVIII. war dazu schon längst entschlossen, wollte aber die Zeit und Weise der Ausführung sich allein vorbehalten. In St. Ouen bei Paris wartete ihm der Senat auf. Talleyrand sprach abermals und öffentlich von der Konstitution, wurde aber mit Kälte angehört. Da erschien, nachdem der König glaubte, die Freiheit seiner Entschließungen hinlänglich dargethan zu haben, die nach diesem Orte benannte Deklaration, welche die Verleihung einer zeitgemäßen Verfassung ankündigte, und deren Grundzüge im Voraus angab.

Am 3. Mai zog Ludwig XVIII. in Paris ein. In seinem Wagen befanden sich die Herzogin von Angouleme, der Prinz Condé und der Herzog von Bourbon. Die Stadt, in welcher der Bruder, die Schwester, die Schwägerin des so lange abwesend gewesenen Königs auf dem Schaffot geendigt, in welcher sein Neffe im tiefsten Elend verkommen war, konnte auf ihn im ersten Augenblick unmöglich einen wohlthuenden Eindruck hervorbringen. Sein Blick war deshalb, ungeachtet der festlichen Veranlassung, kalt, und seine Miene ernst. Als die neben ihm sitzende Herzogin von Angouleme die Thürme der Conciergerie gewahrte, wo ihre Mutter die letzten zehn Wochen vor ihrer Hinrichtung zugebracht hatte, kam sie einer Ohnmacht nahe. Napoleon's Garde bildete das Spalier durch die Straßen, bis zu den Tuileries. Die finsteren Blicke dieser Soldaten, die noch ihre Uniformen aus der Kaiserzeit und die Napoleonischen Insignien trugen, und die kalte Neugierde der niederen Volksmenge bei dem Anblick des Königs waren ebenfalls nicht geeignet, diesen heiterer zu stimmen. Entschädigt wurde er jedoch bald nachher durch den Beifall, welchen die Deklaration von St. Ouen, und einige Wochen später die von ihm verliehene Charte constitutionnelle bei den aufgeklärten Klassen der Nation fand. Von dieser Zeit an faßte Ludwig XVIII. Vertrauen in die Zukunft, und fing sich in dem ihm wiedergegebenen Vaterlande heimisch zu fühlen an.

8. Stimmung in Frankreich bei Rückkehr der Bourbonen. — Der erste Pariser Frieden. — Verleihung einer neuen Verfassung. — Stellung der Parteien.

1814.

Das Unerwartetste, Außerordentlichste, was noch wenige Monate vorher Niemand, aller Wünsche ungeachtet, für möglich oder wenigstens so nahe bevorstehend gehalten hatte, war wirklich eingetreten. Der größte Schlachtenlieferer und Eroberer der modernen Welt, der Gründer eines Reiches, das die schönsten Theile von Mittel- und Südeuropa umfaßt oder unter seinem Einfluß gehalten hatte, war gestürzt, und das seit länger als zwanzig Jahren vertriebene alte Königshaus zurückgekehrt und in das Erbe seiner Vorfahren wieder eingesetzt worden. Man sollte glauben, daß das Verschwinden einer so außerordentlichen Erscheinung, wie Napoleon, eine große Lücke in dem öffentlichen Leben Europa's überhaupt, besonders aber eine tiefe Leere in Frankreich zurückgelassen hätte. Dies fand jedoch im ersten Augenblick nicht in dem Grade statt, wie sonst wohl natürlich gewesen wäre. Der Haß, von dem die meisten Völker gegen den allgemeinen Dränger erfüllt gewesen, wurde zwar von den Franzosen, mit Ausnahme der Royalisten, nicht getheilt, aber auch sie waren der langen inneren Unterdrückung und der unaufhörlichen und zuletzt unglücklich endigenden Kriege so überdrüssig geworden, daß sie sich in ihrer großen Mehrheit den Bourbonen mit Hoffnung und Vertrauen zuwandten. In fast allen Klassen, das Kriegsvolk ausgenommen, namentlich aber in den höheren und mittleren, wurde der Fall des Kolosses als eine Befreiung und der Anfang zu einer besseren Zeit angesehen.

Diese Stimmung unter den Franzosen wurde durch die Schonung und Milde vermehrt, mit der die Sieger, besonders auf Veranlassung des Kaisers Alexander von Rußland, das eroberte Land zu behandeln sich angelegen sein ließen. Verschiedene Beweggründe wirkten hierzu mit. Die verbündeten Mächte hatten schon vor ihrem Eintritt in Frankreich erklärt, daß sie nur gegen Napoleon selbst, aber nicht gegen das französische Volk, unter den Waffen ständen. In der That hatte sich, selbst als der Kampf auf französischem Boden geführt wurde, nirgends eine eigentlich nationale Erhebung gegen die fremden Heere gezeigt. Es war keine Spur von der Begeisterung hervorgetreten, die 1792 zahllose Freiwillige aus den entlegensten Gegenden zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes fortriß. Die Verbündeten hatten nur von Seiten des Napoleonschen Heeres Widerstand gefunden. Die Sache Frankreichs schien dem-

nach wirklich von der Napoleon's getrennt zu sein, und war es im Grunde, die Konsularepoche, wo er die ganze innere Verwaltung feststellte und verbesserte, ausgenommen, auch immer gewesen.

Dann wollten die Sieger, welche in der Wiedereinsetzung der Bourbonen eine Gewährleistung für die innere Ruhe Frankreichs und den Beginn einer neuen Aera für Europa sahen, diesen Fürstenstamm der Nation so annehmbar als möglich machen, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß seine Rückkehr mit keinen zu großen Opfern verbunden war. Die persönliche Mäßigung der Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, die in ihnen keinen Gedanken an einen Mißbrauch ihres Glückes und eine Demüthigung des französischen Volkes aufkommen ließ, die Genugthuung und Freude über den Sturz dessen, der ihnen als der einzige wirkliche Feind erschien, die besonders unter den englischen Staatsmännern, ungeachtet des langen Kampfes, immer herrschend gebliebene Ansicht, daß Frankreich nicht über Gebühr geschwächt werden dürfe, wenn ein politisches Gleichgewicht in Europa hergestellt werden sollte, verhalfen den Franzosen zu einem Frieden, wie er sonst nicht leicht einem lange siegreichen und zuletzt bezwungenen Gegner gewährt worden ist.

Am 30. Mai 1814 ward ein Frieden, der erste Pariser genannt, zwischen Frankreich auf der einen und Großbrittanien, Rußland, Oesterreich, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden auf der anderen Seite unterzeichnet, der sich zunächst mit der Feststellung der französischen Verhältnisse beschäftigte, die Entscheidung über die allgemeinen europäischen Angelegenheiten aber einem in Wien abzuhaltenden Kongreß überließ. Frankreich blieb nicht nur in dem ungeschmälerten Besitz des ihm vor 1792 zugehörigen Gebietes, sondern es wurden ihm von den während der Revolution gemachten Erwerbungen die Departements Montblanc (Savoyen), Vaucluse (Avignon und Benaissin), die früher würtembergische Enklave Monbeillard, und einige kleinere Landstrecken an der deutschen und niederländischen Gränze, Alles zusammen 150 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern, gelassen. Frankreich erhielt die vor 1789 besessenen Kolonien, mit Ausnahme der Inseln Tabago, St. Lucia und Isle de France (jetzt St. Mauritius genannt), die es an England abtrat, zurück. Es ward den Besiegten kein Ersatz für die vielen während der langen Kriege den Völkern auferlegten außerordentlichen Geldleistungen, keine Zurückgabe der häufig ganz willkührlich an sich gerissenen Kunstwerke und Seltenheiten aller Art, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, auferlegt. Man nahm von Seiten der verbündeten Souveraine auf die Franzosen so viele Rücksicht, daß diese Großmuth

zuweilen als ein Mangel an Dankbarkeit gegen die eigenen Landsleute und Krieger angesehen werden konnte. Die Räumung Frankreichs ward mit solcher Eile angeordnet, daß einem Theile der Sieger nicht die Befriedigung gewährt wurde, das sichtbare Ziel so vieler Kämpfe, Paris, das eine Zeit lang, wie das alte Rom, der Sitz der Weltherrschaft gewesen war, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Bourbonen waren zur Zeit ihrer Rückkehr dem französischen Volke fast unbekannt. Nur die mit der Geschichte ihres Landes vertrauten Personen wußten etwas von ihrem Dasein. In den Massen war seit Jahren nichts mehr von dem alten Königsstamm vernommen worden. Aber auch das Ausland hatte sich, seitdem er den Kontinent verlassen und in England eine Zuflucht gefunden, nicht mehr um ihn bekümmert. Dieser früher so berühmte Name war zum letzten Mal bei Gelegenheit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien als ein Gegenstand der Theilnahme und des Mitleids genannt worden, seitdem aber so gut wie verschollen. Die meisten Monarchen hatten lange jede Berührung mit den Bourbonen vermieden, so als wenn ihr tragisches Schicksal ansteckend gewesen wäre. Sie konnten die Rechte derselben innerlich nicht leugnen, da ihre eigenen auf keiner anderen Grundlage als die der Nachkommen Heinrich IV. beruhten, aber wagten es nicht, dieselben äußerlich anzuerkennen. Rußland und Preußen hatten sie früher aus ihrem Gebiet gewiesen. Der unglückliche Gustav IV. Adolph von Schweden, der sich ihnen günstig gezeigt, war wie sie vom Throne gestürzt worden. Man hatte geglaubt, daß sie das Schicksal der letzten Stuarts haben, und in dem Dunkel irgend eines alten Schlosses erlöschen würden.

Ihre unerwartete Erhebung nach so langer Vergessenheit mußte als eine der wunderbarsten Fügungen der Vorsehung erscheinen. Ihre Rückkehr erneuerte nicht blos in ihrer eigenen Partei, sondern überhaupt in den aufgeklärten Klassen, den Widerwillen gegen die Ausschweifungen der Revolution, gegen die ungerechte Hinopferung Ludwig XVI., seiner Familie, und gegen die zahllosen Gräuel, zu denen jener Frevel das Zeichen gegeben hatte, Erinnerungen, die, unter dem Kriegssturm der Napoleon'schen Epoche, wie verklungen waren. In dem Gedächtniß der Massen ward die Vergangenheit durch die letzten großen Begebenheiten ebenfalls aufgefrischt. Man erinnerte sich, daß der jetzt zurückgekehrte König ein Bruder Ludwig XVI. war.

Die Ursachen des Unterganges dieses Fürsten traten in dem Volksbewußtsein wieder hervor. Obgleich der Sturz Napoleon's in den Massen — das Heer und des Kaisers persönliche Anhänger ausgenom-

men — mehr Erstaunen als Mitgefühl erregte, obgleich von den jakobinischen und demagogischen Theorien, die erst später während der Parteikämpfe unter der Julimonarchie wieder erneuert wurden, damals in Frankreich keine Spur vorhanden war, so regte sich doch die Besorgniß, daß die Rückkehr der Brüder und Neffen des hingerichteten Königs von Versuchen, seinen Tod zu rächen, und die Ordnung der Dinge, mit der Ludwig XVI. gefallen, wiederherzustellen, begleitet sein könnte. Es war nothwendig, diese Befürchtung, die in jener ersten Zeit der Restauration mehr ein dunkles Vorgefühl als eine herrschende Ansicht war, um jeden Preis zu beseitigen, weil sonst eine Annäherung zwischen der alten Dynastie und der aus der Revolution hervorgegangenen Nation unmöglich gewesen wäre.

Zu diesem Zwecke hatte Ludwig XVIII. von dem Schlosse St. Ouen aus (2. Mai) eine Deklaration erlassen, worin er die Grundzüge der Frankreich zu verleihenden Verfassung ankündigte, und deren feierliche Bekanntmachung in Gegenwart des Senates und des gesetzgebenden Körpers auf den 4. Juni festsetzte. Diese Deklaration und die in ihr niedergelegten Principien waren von den aufgeklärten Klassen mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Sie mußten in der That auch alle diejenigen befriedigen, die, von den Erschütterungen der letzten fünfundzwanzig Jahre belehrt, in dem legitimen Königthum nicht ein Joch, sondern, wenn es von einer freien Verfassung umgeben ist, einen Schutz gegen Verletzungen des Rechts und einen Zügel für das gefährliche Treiben der Parteien sehen. Alle seit 1789 in das französische Volksleben eingeführten wesentlichen Reformen waren von der Deklaration von St. Ouen ausdrücklich anerkannt, und die neue Konstitution in diesem Sinne abzufassen versprochen worden. Indessen waren, als es sich um die Erfüllung dieser Verheißung handelte, manche Hindernisse zu beseitigen, die in der eigenthümlichen Stellung einer Dynastie zu einem Volke lagen, die, lange durch eine Alles erschütternde Umwälzung von einander getrennt, in Folge fast eben so großer Ereignisse, wie die, welche den Bruch zwischen ihnen hervorgebracht, unerwarteter Weise zu einer gegenseitigen Annäherung veranlaßt wurden. Es war unvermeidlich, daß die Dynastie nicht zuweilen mit Trauer in die Vergangenheit, das Volk mit Mißtrauen in die Zukunft blickte. Nur von gegenseitiger Mäßigung, und dem vermittelnden Einflusse einer die Rechte der Krone und die Freiheiten der Nation gleich sehr berücksichtigenden Verfassung konnte eine Aussöhnung dieses tiefen Widerspruches erwartet werden.

Zwei entgegengesetzte Auffassungsweisen hatten in den Umgebungen,

der Familie und selbst in dem Geiste Ludwig XVIII. um die Herrschaft gestritten. Auf der einen Seite fühlte man die Nothwendigkeit, einen Zustand zu gründen, durch den der Nation ein bedeutender Antheil an der Leitung ihrer Angelegenheiten eingeräumt wurde; auf der anderen fürchtete man den Mißbrauch, der mit der öffentlichen Freiheit getrieben werden kann, und in Frankreich zu einem so furchtbaren Umsturz geführt hatte. Es konnte nicht geläugnet werden, daß das Unglück Ludwig XVI. und seines Hauses mit der Eröffnung einer Volksvertretung angefangen, und daß die Beschränkung seiner Rechte deren völlige Vernichtung nach sich gezogen hatte. Indessen drängte sich zugleich der Gedanke auf, daß das französische Volk sich 1814 in einer anderen Lage befand, von einem anderen Geiste als 1789 erfüllt war, daß gewisse Grundsätze, die sich damals als neu und außerordentlich ankündigten, jetzt natürlich und nothwendig erscheinen, und in ihren Gränzen gehalten werden könnten. Auch war die Revolution zum Theil erst entstanden, wenigstens so weit über das ihr ursprünglich vorschwebende Ziel hinausgegangen, weil die Krone nicht selbst mit den unvermeidlich gewordenen Reformen vorangegangen, sondern sie sich einzeln hatte entreißen lassen, so daß deren endliche Gewährung das Ansehen einer Niederlage für sie annahm. Wenn der König jetzt auf einmal zugestehe, was er für immer überhaupt nicht versagen könne, so würde die Nation zufriedengestellt sein, und die Parteien keine Gelegenheit zur Verfolgung weiterer Ansprüche finden.

Eine Wiederherstellung der alten, vor 1789 bestandenen Verfassung mußte auf den ersten Blick unmöglich erscheinen, da das Princip der rechtlichen Gleichheit der Klassen und Individuen, unter allen aus der Revolution hervorgegangenen Veränderungen, am Tiefsten in das Volksleben eingedrungen, und mit dieser Gleichheit das Dasein von Ständen, im engeren Sinne des Wortes, unvereinbar geworden. Mit Anerkennung der gesetzlichen Gleichheit, aber Umgehung aller politischen Garantien, eine unverantwortliche und unumschränkte Staatsgewalt errichten zu wollen, mußte als unausführbar erscheinen, wenn man bedachte, daß von 1789 an gewisse konstitutionelle Formen, für die Regierung wie für das Volk verbindlich, als unerläßlich erachtet worden, und die Nation sich gewöhnt hatte, ohne dieselben keinen rechtlichen Zustand begreifen zu können. Selbst ein Eroberer nach Außen und Unterdrücker im Innern, wie Napoleon, hatte dem Namen nach ein Grundgesetz über sich anerkannt, wenn auch dessen Wesen unaufhörlich von ihm verletzt wurde.

Indem nun 1814 in Frankreich weder eine unumschränkte noch eine ständische Regierungsform möglich war, so blieb nichts übrig, als

die restaurirte Monarchie auf parlamentarische Institutionen zu stützen, für deren Muster schon seit lange England galt, und die, sobald das Königthum mit der öffentlichen Freiheit verbunden werden soll, aller einzelnen Modifikationen ungeachtet, im Ganzen und Großen nicht anders als in England aufgefaßt werden können. Wo weder Absolutismus noch mittelalterthümliches Ständewesen, noch Republik denkbar oder ersprießlich sind, werden die parlamentarischen Einrichtungen immer die einzig mögliche Bedingung des Daseins der Monarchie bilden.

Ludwig XVIII. hatte sich schon vor der Revolution, in der Versammlung der Notabeln, als ein Anhänger politischer Reformen gezeigt. Er wurde erst ein Gegner der Bewegung von 1789, als sie das Königthum selbst bedrohte, und später in die blutigste Tyrannei ausartete. Sein Aufenthalt in England führte ihn wieder den Eindrücken seiner Jugend zu. Er konnte dort die Montesquieu'schen Theorien, mit denen er früh bekannt geworden, im Staatsleben verwirklicht sehen, und sich aus eigener Anschauung überzeugen, daß sie mit der Würde des Thrones und der Erhaltung des inneren Friedens vereinbar seien. Sein natürlicher Scharfsinn führte ihn von selbst darauf, daß nach der Herrschaft eines Napoleon, der, ungeachtet seines endlichen Unterliegens, den französischen Namen mit einer unauslöschlichen Glorie von Triumphen verherrlicht hatte, eine andere Regierung, die auf diesem Gebiet nicht mit ihm zu wetteifern vermochte, nur dann Aussicht auf Dauer und Befestigung haben konnte, wenn sie der von dem Eroberer verschmähten und gedrückten Freiheit zu ihrem Recht verhalf. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer freisinnigen, zum Theil auf Wahlrecht und Vertretung gegründeten Verfassung war in diesem Könige schon lange vor seiner Wiedereinsetzung der herrschende Gedanke geworden, und er blieb ihm später unter Einflüssen und Umständen treu, die bei anderen weniger geistesstarken Fürsten leicht eine entgegengesetzte Ansicht hervorgerufen haben würden.

Indessen war es Ludwig XVIII. nicht möglich, ungeachtet seines Verständnisses für den Geist seiner Zeit und seines Volkes, sich und sein Haus der Revolution unterzuordnen. Indem er den größten und wesentlichsten Theil der durch sie herbeigeführten Zustände anerkannte, mußte er ihr Princip, das der Volkssouverainetät, verwerfen. Er hatte, viele Jahre lang aus seinem Lande verbannt, von den fremden Mächten vernachlässigt, nie das ihm durch seine Geburt verliehene Recht auf die französische Krone aufgegeben. Je hoffnungsloser oft seine Lage gewesen, um so mehr hatte er sich dieses Recht vergegenwärtigt, sich in seiner Ver-

lassenheit und Hülflosigkeit an ihm erhoben, in ihm gestärkt, es sich wie einen Spiegel vorgehalten, indem er sich selbst vollständig erkannte. Auch konnte er sich zuletzt auf nichts Anderes als eine unantastbare äußere Thatsache, wie sein Geburtsrecht, berufen. Denn er hatte keine Gelegenheit gehabt, sich Verdienste um Frankreich zu erwerben, und konnte sich bei all' seinem Geiste nicht mit der persönlichen Größe dessen vergleichen, der vor ihm den Thron eingenommen. Die Anwendung von Meinungen und Grundsätzen ist den Umständen und der Anerkennung Anderer unterworfen, nur eine natürliche Erscheinung kann weder geläugnet noch gedeutet werden. Ludwig XVIII. hatte vollkommen begriffen, daß er entweder ein geborener König oder so viel wie nichts war. Sich auf die steile und enge Höhe eines so ausschließenden Princips, wie die Legitimität, stellend, war er mehr wie einmal nahe daran gewesen, von dem Sturm der Revolution in den Abgrund gerissen zu werden. Aber er war nur dadurch, daß er sich auf diesem Felsen, ohne zu wanken und zu weichen, unerschütterlich festhielt, in den Augen der Welt, als die Wogen sich zurückzogen, als derjenige erschienen, für den er genommen sein wollte, das in ihm personificirte Königthum für das Ursprüngliche haltend, hatte er die ihm vom Senat vorgelegte Verfassung, die mit der, welche er selbst verleihen wollte, in fast allen Einzelheiten übereinstimmte, dennoch ablehnen müssen, weil seine Wiedereinsetzung von deren Annahme abhängig gemacht wurde, und er in solchem Falle nicht als der geborene und unzweifelhafte Herrscher dagestanden hätte. Deshalb rechnete er auch seine Thronbesteigung von dem Tode seines Neffen an, und sprach 1814 von dem zwanzigsten Jahre seiner Regierung, obgleich er während dieser Zeit nicht die geringste Macht in Frankreich ausgeübt hatte. Es war ihm aber nicht möglich, so fremdartig sich diese Haltung auch ausnehmen mochte, anders zu verfahren, ohne das einzige Recht, auf das er sich stützen konnte, den Grundsatz einer unveränderlichen Thronfolge, aufzugeben.

Außerdem konnte Ludwig XVIII., ungeachtet seines durchdringenden Verstandes, die Revolution nicht in ihrer ganzen Tiefe und Schwere begreifen, nicht zugeben, daß sie der Anfang zu einer vollkommen neuen Ordnung der Dinge in Frankreich geworden. So richtig er auch die großen, von ihr hervorgebrachten Veränderungen auffaßte und deren Anerkennung für nothwendig erachtete, so lebte er doch immer der Ueberzeugung, daß sein Haus, trotz aller Erschütterungen, von der Vorsehung ein unwandelbares Recht auf die oberste Stelle in Frankreich erhalten hatte. Seine Dynastie war die älteste in Europa, und er glaubte, daß

sie über alle Stürme hinaus zu dauern bestimmt wäre. Eine fünfundzwanzigjährige Unterbrechung erschien ihm als keine Aufhebung eines achthundertjährigen Besitzes. In der That war in jenem Augenblicke Alles dazu geeignet, ihn in solcher Ueberzeugung und Hoffnung zu bestärken. Er hatte einen Theil von Frankreich ohne eine andere Macht als seinen Namen im Triumph durchzogen, die fremden Sieger hatten ihn mit der größten Rücksicht behandelt, die Bewohner seiner Hauptstadt ihn mit Entzücken aufgenommen. Es gehörte keine geringe Mäßigung und Herrschaft über angeborene Neigungen und Meinungen, um über dem berauschenden Eindrucke der Gegenwart der Zukunft nicht zu vergessen, und, in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt, diese freiwillig zu beschränken. Indem Ludwig XVIII. eine Verfassung erließ, die alle wesentlichen seit 1789 von dem französischen Volke errungenen Rechte einschloß, ihnen aber das Siegel seiner königlichen Bestätigung zu ihrer vollen Gültigkeit aufdrückte, hoffte er, die Vergangenheit und die Gegenwart, die Legitimität und die Revolution, unter einander in Uebereinstimmung zu bringen, die Wiederkehr des Napoleon'schen Militairdespotismus, der beide Principien verletzt hatte, zu verhindern, und mit Hülfe der Zeit und Erfahrung die Nation an das Königthum und die Freiheit zu gewöhnen.

In diesem Sinne war die Verfassungsurkunde (la charte constitutionnelle) von einer aus Mitgliedern des Senates und des gesetzgebenden Körpers, die aber alle für Gegner Napoleon's und seines Regierungssystems galten, zusammengesetzten Kommission berathen worden. Es befanden sich darunter auch einige Vertrauensmänner des Königs und persönliche Anhänger und Diener der Bourbonen, die, obgleich mit ihren Ueberzeugungen in der vorrevolutionairen Epoche wurzelnd, den Forderungen der Gegenwart nachzugeben gezwungen waren. Ludwig XVIII., ungeachtet seiner wankenden Gesundheit, geistig sehr thätig, hatte an der Abfassung einen lebhaften Antheil genommen, und alle bedeutenderen Bestimmungen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Da er längst zu der Gewährung parlamentarischer Institutionen entschlossen war, so legte er deren vollständiger Darlegung keine Hindernisse entgegen, bestand aber auf Beobachtung der Formen, welche diese Verleihung als eine freiwillige Handlung seiner obersten gesetzgebenden Macht bezeichneten. Er glaubte dadurch sich und sein Haus zu sichern, indem er sich erinnerte, daß die Ludwig XVI. aufgedrungene Verfassung von 1791 der erste Grund zu seinem Sturze gewesen, und auch sein Werk fester zu begründen, indem er es von dem Belieben und den Mei-

nungen der Parteien unabhängig erklärte. Denn es wäre damals, wo Frankreich eben erst aus einer fünfzehnjährigen Unterdrückung hervorging, der politischen Freiheit ganz entwöhnt und von fremden Truppen besetzt war, unmöglich gewesen, eine Verfassung in Gemeinschaft mit einer Volksvertretung zu berathen. Eine solche würde einmal nichts Besseres als der König hervorgebracht, und dann mit den seit dem Sturze Napoleon's wiederauftauchenden Erinnerungen an die Revolution von 1789 zu kämpfen gehabt haben. Ein neuer Zustand konnte damals nur aus der Hand eines Monarchen hervorgehen, der, nach dem außerordentlichsten Wechsel, den die Geschichte kennt, wie durch ein Wunder in das Erbe seiner Vorfahren zurückgekommen war. Keine andere Gewalt, als die des Königs, keine noch so zahlreiche Versammlung hätte in jenem Augenblick Ansehen genug gehabt, um eine Willensäußerung von sich zu geben, die nicht alsbald bestritten worden wäre.

Drei Bestimmungen in dieser neuen Verfassung waren es, welche für besonders wesentlich galten und eine allgemeinere Wirkung äußerten: die Befreiung von jeder Art von Verantwortlichkeit für die bis zur Rückkehr der Bourbonen dargelegten politischen Meinungen, Abstimmungen und damit verbundenen Handlungen — die Rechtmäßigkeit der Erwerbung der, während der Revolution, zu Staatsgütern erklärten Besitzungen der königlichen Familie, der Kirche, und der Ausgewanderten — die Beibehaltung der bisherigen Gesetzbücher. — Außerdem wurden alle übrigen Bedingungen einer freien und zeitgemäßen Einrichtung des öffentlichen Lebens erfüllt. Die Theilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung; die Steuerbewilligung; die rechtliche Gleichheit aller Staatsbürger und Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern; die Freiheit des religiösen Bekenntnisses (obgleich die katholische Religion für die des Staates erklärt wurde); die Preßfreiheit (später sehr beschränkt); Zuziehung von Geschworenen bei der Aburtheilung von Verbrechen — bildeten, ungeachtet der Wiedereinsetzung der alten Dynastie, einen tiefgehenden Unterschied zwischen der Gegenwart und der vor 1789 bestandenen Ordnung der Dinge.

Die gesammte Staatsmaschine wurde von drei Gewalten, dem Könige, einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, in Bewegung gesetzt. In den inneren Einrichtungen des königlichen Hauses, der Erbfolgeordnung, den Titeln u. s. w. trat keine Veränderung ein. Der schon vor der Revolution veraltete Titel: König von Navarra, zu klein, um neben dem eines Königs von Frankreich genannt zu werden, und nach Aufhebung der früheren Eintheilung des Landes noch ungeeigneter, ward beibehalten.

Dem Könige allein stand die vollziehende Gewalt, das Antragerecht auf Erlassung neuer Gesetze oder Abänderung der bestehenden, die unumschränkte Bestätigung oder Verwerfung der Kammerbeschlüsse, der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Ernennung aller öffentlichen Beamten zu. Die Kammern hatten nur die Befugniß, den König bittweise auf Vorlegung neuer Gesetze aufmerksam zu machen. Ward ein solcher Antrag von ihm verworfen, so konnte er in derselben Kammersession nicht wieder in Anregung gebracht werden.

Des Napoleon'schen Senats, sowohl durch seine Schmeichelei gegen seinen Gründer zur Zeit seiner Größe als durch seine Auflehnung gegen ihn, als er unglücklich geworden, bei allen Parteien übel berüchtigt, war in der Verfassungsurkunde keine Erwähnung gethan worden. An seine Stelle trat eine Pairskammer, von der aber vierundfünfzig der ehemaligen Senatoren ausgeschlossen wurden. Die königlichen Prinzen waren geborene Mitglieder dieser Versammlung, ein Recht, das aber durch die Bestimmung, die ihnen die Theilnahme an den Berathungen ohne besondere Erlaubniß des Königs verbot, so gut wie aufgehoben wurde. Diese Beschränkung war wegen der schon damals in der königlichen Familie vorhandenen Meinungsverschiedenheit eingeführt worden. Man scheute die ultraroyalistische Opposition des Grafen von Artois und die liberale des Herzoges von Orleans. Die meisten alten und großen Familien, aber auch viele neuere Notabilitäten wurden in die Pairskammer aufgenommen. Es konnte ihnen diese Würde erblich oder lebenslänglich, je nach dem Willen des Königs, verliehen werden, die Erblichkeit im Recht der Erstgeburt wurde erst später der allgemeine Charakter. Eine Anzahl von Erzbischöfen und Bischöfen ward mit der Pairie bekleidet, aber nur als eine persönliche Auszeichnung, ohne daß dieselbe nothwendig auf ihre Nachfolger überging, und eine Gerechtsame ihres geistlichen Sitzes wurde. Die Einwilligung der Pairskammer war zu allen Gesetzentwürfen der Regierung nöthig, obgleich es von letzterer abhing, solche erst ihr oder der Deputirtenkammer vorzulegen. Nur mit dem Budget mußte der Anfang bei den Deputirten gemacht werden. Die Oeffentlichkeit war bei den Sitzungen der Pairs ausgeschlossen. Die Pairs sollten zugleich einen obersten Gerichtshof bilden, um über die gegen die Sicherheit des Staates begangenen Verbrechen zu richten.

Der letzte gesetzgebende Körper des Kaiserreiches dauerte als Deputirtenkammer fort. Nach dem neuen Grundgesetz ward der Eintritt in dieselbe von der Vollendung des vierzigsten Lebensjahres und der Entrichtung einer jährlichen direkten Steuer von tausend Franken abhängig

gemacht. Die Deputirten sollten auf fünf Jahre ernannt, aber jährlich ein Fünftheil derselben ausscheiden und durch neue Wahlen ersetzt werden. Ihre Sitzungen waren öffentlich. Kein Gesetz konnte ohne ihre Zustimmung erlassen oder abgeändert werden. Die Deputirtenkammer besaß das Recht der Anklage gegen die königlichen Minister, die in solchem Falle von den Pairs gerichtet wurden. Der König konnte sie in jedem Augenblick vertagen oder auflösen, mußte sie aber innerhalb dreier Monate wiederberufen, oder die Wahlen zu einer neuen Kammer ausschreiben. Die beiden Kammern mußten in derselben Zeit eröffnet und geschlossen werden. Die Grundsteuer konnte der Regierung immer nur auf ein Jahr, die indirekten Steuern aber auf mehre Jahre hinaus bewilligt werden. Um Wähler zu sein, gehörte ein Alter von dreißig Jahren und die jährliche Entrichtung einer direkten Steuer von dreihundert Franken. An den unter dem Kaiserreich bestandenen Formen der Verwaltung und Rechtspflege ward nichts verändert.

Im 74. Art. versprach der König nicht nur für sich selbst eine treue Beobachtung dieser Verfassung, sondern legte auch seinen Nachfolgern die Verbindlichkeit auf, dieselbe bei ihrer Krönung zu beschwören. Er entzog sie dadurch, obgleich er sie aus freier Bewegung erlassen, seiner eigenen Willkühr, und stellte sie als ein für die Krone und die Nation gleich verbindliches Grundgesetz auf.

Diese Verfassung von 1814 ist allen seit 1789 bis auf diese Stunde angestellten Versuchen, dem öffentlichen Leben in Frankreich eine freie und dauernde Gestalt zu verleihen, bei Weitem überlegen gewesen. Sie hätte, in sich selbst betrachtet, sehr wohl dazu dienen können, der seit Ludwig XIV. etwas veralteten und gesunkenen Dynastie eine verjüngte und erhöhte Bedeutung zu verleihen, und das durch die Revolution zerrissene Band zwischen ihr und der Nation zu erneuern. Sie würde unter glücklicheren Umständen Frankreich für immer vor der Wiederkehr der Revolution bewahrt haben. Denn der endliche Ausgang ist nicht der einzige Probierstein dessen, was geschieht. Es gibt Dinge, die an und für sich wahr und gut sind, wenn sie auch von der Verblendung und Verkehrtheit einer gewissen Zeit nicht begriffen werden, und auf die ein Volk nach langen Irrwegen und großen Opfern zurückzukommen gezwungen wird.

Zwei Bestimmungen in diesem Verfassungswerk können, unbeschadet der Trefflichkeit des Ganzen, gerügt werden. Es war dies die Errichtung einer erblichen aristokratischen Körperschaft wie die Pairskammer und die in dem Art. 14 dem Könige allein beigelegte Befugniß, die

nöthigen Veranstaltungen zur Ausführung der Gesetze und der Sicherheit des Staates zu treffen.

Ludwig XVIII. schwebte die hohe Stellung vor, welche das Haus der Lords, ungeachtet der fortschreitenden Bedeutung der Gemeinen, noch immer in England einnimmt, und es zur Ausführung der ihm von der Verfassung zugedachten Rolle, eine zwischen dem Königthum und dem Volke vermittelnde Gewalt zu bilden, und deren zu scharfe und schroffe Gegensätze auszugleichen, geeignet macht. Aber es gehört dazu die ganze übrige politische und sociale Organisation Englands. Die englische Pairschaft, auf sich selbst beschränkt, ohne die weiteren Verzweigungen und Wurzeln in der Nation, würde nicht stark genug sein, um zwischen Monarchie und Demokratie ein Gleichgewicht zu erhalten, und entweder sich dem Königthum unbedingt unterordnen oder in dem Volke ganz aufgehen müssen. In Frankreich wäre die Errichtung einer wahrhaften, nicht blos in Namen und Titeln bestehenden Aristokratie schon vor 1789 schwer gewesen, war aber von jener Zeit an fast unmöglich geworden. Es fehlte dem französischen Adel, und von diesem konnte bei einer solchen Institution allein die Rede sein, an der nöthigen moralischen und materiellen Unabhängigkeit, und an Ansehen und Einfluß im Volke. Eine erste Kammer konnte indessen in der 1814 eingeführten Verfassung nicht vermißt werden. Eine solche hätte aber, um ihre Bestimmung zu erfüllen, ebenfalls aus Wahlen, nur unter anderen Bedingungen als die Deputirtenkammer, hervorgehen müssen. Der alte und in der französischen Geschichte berühmte Name der Pairie täuschte über die Angemessenheit einer solchen Schöpfung im neuen Frankreich, die kaum ein Schatten von dem gewesen ist, was sie sein sollte.

Der Art. 14 war von Ludwig XVIII. nicht in der Absicht aufgestellt worden, um unter gewissen Umständen eine unumschränkte Gewalt auszuüben, sondern um in von der Verfassung nicht vorhergesehenen Fällen, bei Abwesenheit der Kammern oder plötzlich hereinbrechender Gefahr, die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn hätte er die vor 1789 bestandene Willkührherrschaft an sich reißen wollen, so würde er es 1815, nach der Schlacht von Waterloo und der gänzlichen Unterwerfung Frankreichs, wenigstens versucht haben. Es ist aber von ihm nie der geringste Schritt solcher Art gethan worden. Indessen flößte der Art. 14, nicht gleich im Anfange der Restauration, aber etwas später, selbst manchen ihrer Freunde Mißtrauen ein, gab den Gegnern einen Vorwand mehr zu ihrer Bekämpfung, und veranlaßte den

Nachfolger Ludwig XVIII. zu einer offenbaren Verletzung des Grundgesetzes, ohne daß er, auf jene Bestimmung gestützt, seinen Eid zu brechen, und sein Gewissen zu beschweren glaubte. Der Art. 14 stand im Widerspruch zu dem übrigen Verfassungswerk, dessen Bestimmung es war, jede monarchische oder revolutionaire Willkühr für immer fern zu halten, und erhöhte die wirkliche Macht der Krone nicht. Denn ein Fürst, der, bei Verfolgung seiner Pläne, zu einem Staatsstreiche seine Zuflucht nimmt, hört auf ein solcher im wahren Sinne des Wortes zu sein, und setzt sich in die Lage eines Usurpators oder Faktionschefs.

In den dem Hofe nahe stehenden Kreisen war man schon vorher über den Inhalt der Charte constitutionnelle vollkommen unterrichtet, für den größten Theil der hauptstädtischen Bevölkerung trat dies erst mit ihrer feierlichen Bekanntmachung ein. Die Deklaration vom 2. Mai hatte zwar die Grundzüge des neuen Verfassungswerkes angegeben, aber es konnte immer noch zweifelhaft bleiben, in welchem Sinne manche derselben ausgeführt werden würden. Der Kaiser Alexander, der bei den Berathungen der verbündeten Monarchen und ihrer Minister nach der Einnahme von Paris immer für eine milde und großmüthige Behandlung Frankreichs gestimmt, der die Deklaration von St. Ouen beschleunigt, und ausdrücklich auf einige der politischen Freiheit besonders günstige Bestimmungen in ihr gedrungen hatte, war auf die Abfassung der Verfassung selbst nicht ohne Einfluß gewesen. Seine Unterstützung machte es Ludwig XVIII. möglich, die Bedenklichkeiten zu besiegen, die sich in seiner Familie und seinen Umgebungen gegen die Gründung einer wahrhaft konstitutionellen Monarchie geltend machten, und die bei der außerordentlichen Lage, in der er sich befand und bei dem Rückblick auf eine so stürmische Vergangenheit zuweilen in ihm selbst aufsteigen mußten. Der Kaiser von Rußland waltete in seinem eigenen Reiche so gemäßigt und freisinnig, wie es der Charakter des russischen Volkes und die von demselben erreichte Stufe der Gesittung nur immer erlaubten. In Bezug auf Frankreich aber war er überzeugt, daß eine offene Anerkennung des in der Nation seit Napoleon's Sturz wieder erwachten Geistes der Freiheit allein dem restaurirten Königthum Dauer verleihen und den so schwer errungenen Frieden Europa's sichern konnte.

Am 4. Juni eröffnete Ludwig XVIII. die neuen Kammern. Unter den Mitgliedern des ehemaligen Senates hatten nur die Einladungen erhalten, welche in die Reihen der Pairschaft aufgenommen worden. Der Napoleon'sche gesetzgebende Körper war unter dem Namen Deputirtenkammer vollständig erschienen. Nur ein einziges Mitglied, welches im

dem Proceß Ludwig XVI. für dessen Tod gestimmt, hatte sich freiwillig zurückgezogen. Der König, der selbst in der Verbannung und unter den beschränktesten Verhältnissen immer, so viel als möglich, durch sein äußeres Auftreten seine Abkunft und seinen Rang dargelegt hatte, erschien bei dieser Gelegenheit, wo er die feierlichste Handlung seiner Regierung vollzog, von einem an die alte Monarchie erinnernden Glanze umgeben. Sein Hofstaat, seine Leibgarden waren auf dem vor 1789 bestandenen Fuß, und in manchen Dingen mit noch größerer Pracht, eingerichtet worden. Außer den Prinzen, den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, den Ministern und der nächsten Umgebung des Königs, befanden sich unter den Zuschauern, fast alle den obersten Klassen angehörig, viele Personen, welche den Untergang Ludwig XVI. und die Schrecken der Revolution mit eigenen Augen gesehen; Andere, die lange im Auslande unter Entbehrungen aller Art geweilt, und jetzt, wie ihr König, endlich am Ziel so viele Jahre hindurch vergeblich gehegter Wünsche und Hoffnungen angelangt waren. Ueberall sah man die so lange geächtet gewesene weiße Farbe der alten Dynastie, auf der Kopfbedeckung der Männer, dem Putze der Frauen, überall prangten auf den Sesseln, dem Fußboden, an den Wänden, die goldenen Lilien des französischen Königswappens, die seit 1791 nicht mehr zum Vorschein gekommen waren. Die auffallende Aehnlichkeit in den Zügen der meisten Mitglieder des Bourbon'schen Hauses, die Anwesenheit so vieler großen Namen des alten Frankreichs, vermehrten die Erinnerung an eine verschwundene Zeit, die wie durch einen Zauber plötzlich erneuert zu sein schien.

Indessen kündigte sich die eigentliche Bedeutung dieser Feierlichkeit sehr bald in der Rede des Königs an, und ließ keine zu große Täuschung über den tiefen Unterschied zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, ungeachtet der Aufstellung mancher Symbole der letzteren, zu. Ludwig XVIII. theilte den Kammern die Nachricht von dem eben abgeschlossenen ersten pariser Frieden mit, suchte den Gedanken an eine Demüthigung Frankreichs zu entfernen, erwähnte der seit Wiederherstellung der Ruhe in Europa wieder frei gewordenen Wege für Handel und Schifffahrt und der sich daran knüpfenden Aussichten, und wies auf die Charte constitutionnelle als ein Unterpfand seiner Absichten für das Glück und die Freiheit seines Volkes hin. Am Schluß seiner Rede berührte er in gefühlvoller Weise das Schicksal seines Bruders, dessen Stelle er einnahm, und das Testament desselben, in welchem er nicht nur seinen Feinden vergibt, sondern auch seinem Sohne, wenn er je in den Besitz der Macht gelangen sollte, diese Vergebung zur Pflicht macht.

Der König erklärte solcher Gestalt, mild und würdig, daß er auch diesen Theil des Vermächtnisses seines Bruders annehme. Bei der Erwähnung Ludwig XVI. und seines Sohnes, deren Persönlichkeit damals noch in frischem Andenken stand, und in deren Untergang so viele unter den Verwandten und Freunden der Anwesenden hineingezogen worden, bemächtigte sich eine allgemeine Rührung der Versammlung, in der jene tragischen Erinnerungen, von dem ausgesprochen, der selbst an ihnen so nahe betheiligt gewesen, mit besonderer Stärke erwachten.

Diese erste Berührung Ludwig XVIII. mit den Vertretern seines Volkes brachte alsbald, selbst auf die Ueberreste der bonapartistischen Partei in den Kammern, und später auf die ganze Bevölkerung, einen für ihn und seine Sache ungemein günstigen Eindruck hervor. Man verglich den würdigen und zugleich wohlwollenden Ausdruck seiner Züge, seiner Stimme, seines Vortrages, sein offenbares und aufrichtiges Bestreben, die alte Größe seines Hauses mit der neuen Gestaltung des nationalen Lebens in Einklang zu bringen, mit der tragisch-despotischen Erscheinung Napoleon's, der, in seinen Reden bei der Eröffnung der großen Staatskörper, anstatt seine Zuhörer zu gewinnen, zu überzeugen, nur in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie ein Orakel, seinen Willen zu erkennen gab, und selbst nicht die Möglichkeit widerstrebender Meinungen zuzugeben geneigt war. Ungeachtet der hinfälligen Gestalt Ludwig XVIII. sprach aus seinen großen, klaren Augen und ruhte auf seiner edel geformten Stirn, für die Vorstellung seiner Zuhörer, die Majestät so vieler Jahrhunderte, während bei Napoleon Alles nur an ihn selbst, an seinen plötzlich aus dem Dunkel hervorgebrochenen Glücksstern, dessen Aufgang nicht ohne Erstaunen betrachtet worden, dessen Zukunft aber immer ungewiß geblieben, erinnert hatte. Das Recht, das Ludwig XVIII., als der Erbe einer langen Reihe von Königen für sich in Anspruch nahm, schien dem französischen Wesen gemäßer und für sein Unabhängigkeitsgefühl weniger drückend zu sein, als die auf einen fremden Ursprung hinweisende, auf sich gestellte, einsame Natur Napoleon's, der bei jeder Gelegenheit den tiefen Unterschied zwischen ihm und Anderen zu erkennen gab, der nicht im Namen eines Princips, einer Geschichte und Verfassung, sondern einzig um seiner persönlichen Ueberlegenheit willen, Unterwerfung verlangte, und der überhaupt etwas in sich trug, von dem der französische Volksgeist geblendet, hingerissen werden, mit dem er sich aber nicht vollkommen vertraut machen konnte.

Napoleon's Persönlichkeit ward in jenem Augenblick nicht einmal nach Gebühr gewürdigt, geschweige denn überschätzt. Es mußte sein

gänzliches Verschwinden, die Betrachtung, daß durch seinen Sturz nicht Alles erreicht wurde, was man sich versprochen hatte, und die Sympathie für eine Größe, deren Druck nicht mehr gefühlt wird, hinzukommen, um sein Bild in seiner ganzen Macht und Höhe zu erneuern. Selbst der jähe Sturz Napoleon's nahm damals das Gefühl weniger als das von den Bourbonen durch die Revolution erfahrene Unglück in Anspruch. Ohne Rücksicht auf die Stellung, die der Eroberer so lange in den Augen der Welt eingenommen, sah man seine Rückkehr in das Dunkel des Privatstandes, unter immer noch glänzenden Bedingungen, als ein mit seiner ursprünglichen Bestimmung, seiner Geburt und Herkunft verträgliches Loos an, während die wiederhergestellte Herrschaft der Bourbonen als die Zurückerstattung eines widerrechtlich entrissenen, unveräußerlichen Besitzes, und ein natürlicher Ersatz für erlittenes Unrecht erschien.

Auf welche Hindernisse später die alte Dynastie bei ihrer Verpflanzung auf den Boden des neuen Frankreichs stoßen sollte, ward damals wenig begriffen, wo die durch Verleihung einer freisinnigen Verfassung möglich gewordene Annäherung zwischen der Vergangenheit und Gegenwart als eine Lösung des politischen Räthsels für die Nation aufgefaßt wurde, und in der That so aufgefaßt werden konnte. Als Ludwig XVIII. am 4. Juni von seinem Schlosse aus, das pariser Volk betrachtete, das, von seiner vor den Kammern gehaltenen Rede unterrichtet, sich den lautesten Freudens- und Beifallsbezeugungen überließ, rief er, auf seinen Ahnherrn Heinrich IV. anspielend: „Ich habe meine Schlacht von Ivry gewonnen!“ —

Diese Begeisterung für den König und seine Familie in jenen ersten glücklichen Tagen der Restauration war nöthig, um den übeln Eindruck aufzuwiegen, den die veralteten Vorurtheile und die herausfordernde Verkennung des Geistes der Zeit und der Stimmung der Bevölkerung von Seiten des Ministeriums hervorbrachten.

An der Spitze desselben stand Talleyrand, der aber fast ausschließend von der auswärtigen Politik in Anspruch genommen wurde, und sich, nach Abschließung des Friedens vom 30. Mai, mit den Vorbereitungen zu seiner Sendung nach Wien beschäftigte. Er glaubte für die inneren Verhältnisse genug gethan zu haben, durch seine Theilnahme an der Abfassung der Charte constitutionnelle, und den dem Könige gegebenen Rath, in ihrem Sinne zu regieren, als der einzigen Bedingung der Sicherheit für seine Krone. Er überließ die eigentliche Verwaltung seinen Kollegen im Ministerium, und man argwohnte, daß er mehre derselben nur deshalb zu ihren Aemtern vorgeschlagen hatte, weil er von

ihrer Mittelmäßigkeit und Unzulänglichkeit überzeugt war, und seine Bedeutung dadurch um so sicherer bewahren zu können hoffte. Talleyrand befand sich zu der Restauration in einer Stellung, deren Schwierigkeiten schon damals vorhanden waren, obgleich erst später an den Tag kamen. Er war es gewesen, der durch Vermittelung seiner Freunde und Anhänger den Senat und den gesetzgebenden Körper zur Entsetzung Napoleon's veranlaßt, und eben so den Entschluß des Kaisers Alexander, Napoleon's Entsagung zu Gunsten seines Sohnes zu verwerfen, eingegeben hatte. Nur dadurch war die Wiederherstellung der alten Dynastie möglich geworden. Ludwig XVIII. wußte, wie viel er Talleyrand schuldig war, fühlte sich aber, wie dies in solcher Lage gewöhnlich ist, von dieser Nothwendigkeit des Dankes gedrückt und verletzt. Auch waren die Bourbonen, Talleyrand's Sinnesart in Betracht gezogen, überzeugt, daß er nicht aus Neigung für ihr Haus oder aus Pflichtgefühl ihre Restauration befördert hatte, sondern weil die Erhaltung Napoleon's auf dem Throne oder die Herrschaft seines Sohnes mit einer Regentschaft, unter den vorhandenen Umständen, sehr schwierig und für ihn selbst am gefährlichsten gewesen wäre. Außerdem stieß aber Talleyrand's Vergangenheit, sein Aufgeben des geistlichen Standes, seine Theilnahme an der Revolution, seine lange Verbindung mit Napoleon namentlich den Grafen von Artois ab, der, weniger staatsklug als der König, die Dienste, die seinem Hause geleistet wurden, nicht von dem Charakter und der Lebensgeschichte des leistenden Individuums zu trennen vermochte. Talleyrand mischte sich deshalb wenig in die inneren Zustände Frankreichs, da er dabei zwischen seiner halb revolutionairen Vergangenheit und den jetzt herrschenden Legitimitätsideen hier und da in das Gedränge gekommen wäre. Er war damit zufrieden, zu der Entscheidung der Krise beigetragen zu haben, und überließ es Anderen, die weiteren Folgen der eingetretenen Veränderung zu tragen.

Ludwig XVIII. hatte die von der Revolution aufgehobene Würde eines Kanzlers von Frankreich wiederhergestellt, und damit das Justizministerium verbunden. D'Ambray, einst General-Advokat am pariser Parlament, war zu dieser Stelle ausersehen worden. Der König hatte sich bei dieser wie bei einigen anderen Ernennungen von der Gewohnheit der alten Monarchie leiten lassen, die hohen Staatsämter vorzugsweise mit Mitgliedern der erblichen Magistratur zu besetzen. D'Ambray war während der Revolution nicht ausgewandert und hatte sich der neuen Ordnung der Dinge scheinbar unterworfen, aber im Stillen den Bourbonen seine Treue bewahrt, und mit Ludwig XVIII. lange einen gehei-

men Briefwechsel unterhalten. Er hatte zu der Kommission gehört, die mit der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde beauftragt gewesen, und sich deren Abfassung nicht widersetzen können, war aber entschlossen, das Princip derselben, ein für die Krone und das Volk verbindendes Grundgesetz zu sein, nicht anzuerkennen, und nur die eine Seite derselben, die sie als einen Ausfluß der königlichen Macht bezeichnete, hervorzuheben. Er übersah, daß in dem Artikel 74 derselben, Ludwig XVIII. sie zu beschwören versprochen, und seinen Nachfolgern dieselbe Verbindlichkeit auferlegt hatte.

Nach der königlichen Eröffnungsrede las d'Ambray den Kammern die Einleitung zu dem Verfassungswerke vor. Ludwig XVIII. hatte darin seine Beweggründe zu der Verleihung eines Grundgesetzes angegeben, dasselbe aber an die Regierungshandlungen einiger seiner Vorfahren anzureihen gesucht, um es nicht als etwas vollkommen Neues erscheinen zu lassen. D'Ambray nahm diese von der Absicht des Königs, die Ergebnisse der Revolution, aber nicht ihre Grundsätze anzuerkennen, was im Grunde nur eine Sache der Konvenienz war, eingegebene Form der Gewährung im buchstäblichen Sinne, übertrieb dieselbe sogar und nannte die Charte constitutionnelle eine Ordonnance de Reforme, wie solche von den alten Königen häufig erlassen und von ihnen oder ihren Nachfolgern beliebig wieder zurückgenommen worden. Noch auffallender und für seine Ansicht bezeichnend war der Ausdruck: Notabeln — den er den Pairs und Deputirten beilegte, da solche im alten Frankreich immer nur berathende, von dem Willen der Krone unbedingt abhängige Versammlungen gewesen waren. Diese Auslegung der Verfassung brachte schon auf die Kammern selbst einen üblen Eindruck hervor, der sich außerhalb dieses Kreises noch verstärkte, und den Gegnern der Restauration Gelegenheit zu Beschuldigungen und Verläumdungen aller Art bot.

Ein anderes Mitglied des Ministeriums, Ferrand, an die Spitze der damals sehr wichtigen Postverwaltung gestellt, mit welcher eine geheime Aufsicht über die Bewegungen der Parteien und die Erforschung ihrer Geheimnisse verbunden war, nahm nach d'Ambray das Wort. Ferrand, der ebenfalls zu der alten Magistratur gehörte, war ausgewandert, später nach Frankreich zurückgekehrt, und bei Napoleon's Regierung in Gunst gekommen, weil er ein Buch: „L'Esprit de l'histoire" betitelt, herausgegeben hatte, in welchem der geistliche und weltliche Absolutismus vergöttert, und die Vergangenheit als ein Muster für die Gegenwart aufgestellt wurde. Napoleon, dem alle solche Ideen gefielen, auch wenn sie sich ursprünglich auf ein anderes politisches System als das seinige

bezogen, hatte Ferrand's Theorien Beifall gespendet, und auf seine Veranlassung war jenes Werk von dem obersten Unterrichtsrath empfohlen und unter die Jugend verbreitet worden.

Ferrand ging wo möglich noch über d'Ambray's Meinungen hinaus, nannte die Charte constitutionnelle ein königliches Geschenk, auf welches die Nation kein Recht gehabt, und bedauerte die Umstände, durch welche ein solches Zugeständniß herbeigeführt worden. Er erwähnte der von der Revolution begangenen Uebertreibungen und Frevel, wobei er, weil es nur allzu gegründet war, ein leichtes Spiel hatte. Diese Angriffe mußten aber, bei einer Gelegenheit vorgebracht, wo der König selbst sich bemühte, über die Vergangenheit einen mildernden Schleier zu werfen, als in hohem Grade ungeeignet erscheinen. Die Unzufriedenheit der Zuhörer, besonders in der Deputirtenkammer, ward fühlbar, und konnte kaum durch die Gegenwart des Königs gezügelt werden. Als aber endlich Ferrand die Verfassungsurkunde selbst vorlas, von der d'Ambray nur die Einleitung mitgetheilt, verschwand der üble Eindruck, den beide Minister gemacht hatten. Die in ihr niedergelegte Verwirklichung freisinniger Grundsätze und die Verleihung bestimmter Gewährleistungen überwog alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und Alles gab sich der Hoffnung auf eine ungetheilte Beobachtung der geleisteten Zusagen hin. Die Adressen der beiden Kammern an den Thron sprachen dieses Gefühl auf das Lebhafteste aus, indem darin der Bund zwischen dem alten Königsstamme und einer freien Verfassung für das Palladium Frankreichs erklärt wurde. Die Deputirtenkammer ernannte einen berühmten Advokaten aus Bordeaux, Lainé, einen beredten und unerschrockenen Mann, der bei der Erhebung seiner Vaterstadt gegen die kaiserliche Regierung am thätigsten gewesen war, zu ihrem Präsidenten, eine Wahl, die allgemeinen Anklang fand. Lainé galt für den reinsten Ausdruck dieser Vereinigung von persönlicher Anhänglichkeit an die Bourbonen und aufrichtiger Liebe zur Freiheit, die, wenn sie in der Nation allgemein geworden wäre, die Revolution für immer geschlossen hätte.

Ludwig XVIII. war der Konstitution vom 4. Juni ohne Rückhalt zugethan, sowohl aus Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit, als auch aus Vorliebe für sie als sein eigenes Werk, da der erste Gedanke einer solchen Schöpfung in ihm selbst entstanden, und auch die wesentlichsten Bestimmungen von ihm ausgegangen waren. Er konnte sich indessen die großen Widersprüche nicht verbergen, die in dem neuen Zustande, unter dem er regieren sollte, enthalten waren. Auf der einen Seite stand eine Dynastie, die Jahrhunderte lang unumschränkt zu walten gewohnt gewesen,

deren glänzendste Erinnerungen sich auf Epochen, wie die Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV., bezogen, wo die königliche Machtvollkommenheit allgemein anerkannt war — auf der anderen eine Nation, von der diese Dynastie hingeopfert oder vertrieben worden, und in welcher die umfassendste aller politischen und socialen Umwälzungen eine gänzliche Veränderung der Anschauungen, Sitten und Einrichtungen hervorgebracht hatte. Einem Fürsten von weniger hellem Blick und starkem Geist würde es in solcher Lage wahrscheinlich an aller eigenthümlichen Kraft des Urtheiles und Willens gefehlt, und er sich blind einer exklusiven Idee, einer extremen Partei hingegeben, seine Regierung auf die unbedingten Anhänger des Alten oder die eben so befangenen Bewunderer des Neuen zu stützen versucht haben. Ludwig XVIII., dessen hinfälliges Aeußere von einem ungewöhnlich klaren und festen Sinne belebt wurde, war entschlossen, zwischen dieser Alternative eine unabhängige Mitte zu halten, sich weder auf die eine noch auf die andere Seite ausschließend zu neigen und wenn dies zuweilen von den Umständen unvermeidlich gemacht wurde, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit, das gestörte Gleichgewicht durch eine selbstständige, allen Parteibestrebungen und einseitigen Richtungen überlegene Haltung wiederherzustellen. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren größer als in irgend einer ähnlichen Epoche der Geschichte. Als die Stuart's unter Karl II. nach England zurückkehrten, hatten sie nur den Thron von Neuem einzunehmen, die übrigen Einrichtungen waren dieselben geblieben. Die Bourbonen fanden aber 1814 ein Land vor, in welchem Alles, selbst die Namen der Provinzen, Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung, von Grund aus verändert war. Ludwig XVIII. unternahm es, diese Hindernisse zu überwinden, indem er sich auf sein Recht zur Krone, auf die Nothwendigkeit seines Hauses für Frankreich, dem, da Republik und Kaiserthum gestürzt und abgenutzt worden, keine andere Wahl übrig geblieben zu sein schien, und auf die von der Nation gemachten Erfahrungen verließ. Denn der Ueberdruß an der revolutionairen Anarchie und dem Napoleon'schen Despotismus, so wie der Beifall, mit dem die durch Ludwig XVIII. gegebene Verfassung von der Mehrheit der Bevölkerung begrüßt worden, konnte damals von der Restauration mit Recht als eine Bürgschaft für die Zukunft angesehen werden.

Leider stand Ludwig XVIII. mit seiner Meinung, seinem Streben, in seiner Familie vereinzelt da. Während er sein Geburtsrecht für das Fundament seiner Existenz, die Konstitution aber für eine unerläßliche Bedingung bei dessen Ausübung ansah, ward letztere von seinem Bruder

und Thronfolger, dem Grafen von Artois, als eine lästige Zugabe, ein gefährliches Hinderniß betrachtet. Dieser sah allerdings nicht die Möglichkeit ein, den vor 1789 vorhanden gewesenen Zustand in der Wirklichkeit und vollständig zu erneuern, aber er hing den Ideen und Theorien an, welche die alten Einrichtungen überlebt hatten, und zeigte sich Allem geneigt, was in Personen und Dingen an das vorrevolutionaire Frankreich erinnerte. Die von der Charte constitutionnelle den Kammern und damit der Nation selbst verliehenen Freiheiten erschienen ihm als eine Verletzung des monarchischen Princips, als eine Anerkennung der Revolution, als ein Aufgeben der Macht und des Ruhmes seines Hauses. Unfähig, dem System seines Bruders ein anderes ausführbares gegenüber zu stellen, durchkreuzte der Graf von Artois, so viel an ihm war, die Maßregeln Ludwig XVIII., zog die geheimen und öffentlichen Gegner der Verfassung an sich, und ließ aus seiner Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge auf den Wunsch eines Umsturzes derselben schließen, ein Gedanke, der ihm in jener Zeit, bei dem Mangel an allen Mitteln zur Ausführung, gewiß fern lag, an dessen Verdacht im Volke er aber gleichwohl schuld war. — Seine Nichte und Schwiegertochter, die Herzogin von Angouleme, hatte von der Revolution zu viel gelitten, war in allen ihren Gefühlen zu tief verletzt worden, als daß sie sich mit den Ergebnissen dieser großen Veränderung, wozu die von dem Könige gegebene Verfassung offenbar gehörte, und an welche der ganze sie umgebende Zustand erinnerte, auszusöhnen im Stande gewesen wäre. Auch sie wollte etwas Anderes als das Bestehende, ohne zu wissen, wie und durch wen es herbeizuführen. — Die beiden Söhne des Grafen von Artois, Herzog von Angouleme und Herzog von Berry, theilten nicht die Vorurtheile ihres Vaters, und neigten sich mehr zu den Ansichten des Königs, ihres Oheims, hin. Die Freude über die Rückkehr in das lang entbehrte Vaterland und die Wiedereinsetzung in die frühere Größe überwog bei ihnen die Trauer um das, was ihr Haus durch die Revolution verloren hatte. Auch waren sie zur Zeit ihrer Auswanderung zu jung gewesen, um an der Vergangenheit mit der zähen Macht der Gewohnheit zu hängen. Aber von diesen beiden Prinzen war der ältere, Angouleme, zu sehr von den Eigenschaften entblößt, die dem französischen Volke gefallen, und ihm Liebe und Ehrfurcht einflößen. Er war kalt, langsam, unentschlossen, und sein jüngerer Bruder, Berry, obgleich geistreicher und lebendiger, ließ sich von dem erneueten Glanz seiner Familie häufig zu einem eigenmächtigen, herrischen Wesen verleiten, das ihm besonders in den Augen der Ueberreste des Napoleon'schen Heeres schadete, mit dem

er durch seine militairische Stellung in Berührung kam, und wo die anti-bourbon'sche Gesinnung, durch wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzungen hinter den neugebildeten Haustruppen und den Söhnen der Ausgewanderten aufgestachelt, sich im Stillen immer mehr verbreitete. Beide Prinzen waren übrigens ohne politisches Talent und ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung. — Der Herzog von Orleans nahm gleich im Anfange der Restauration eine zweideutige Stellung an, indem er zwar die Rechte eines Mitgliedes des königlichen Hauses für sich beanspruchte, zugleich aber den Erinnerungen der Revolution huldigte, und diejenigen um sich versammelte, deren Abneigung gegen die ältere Linie seiner Familie ihm bekannt war, und die auf ihn eine schon damals vorhandene, wenn auch noch sehr fern liegende Hoffnung bauten. — Die beiden letzten Erben des Conds'schen Namens waren von Alter und Unglück gebrochen, und unter allen Prinzen der Dynastie von der Nation am meisten vergessen.

Ludwig XVIII. fand demnach in seiner Familie entgegengesetzte Meinungen, oder, wo dies nicht der Fall war, wenigstens keine Unterstützung bei seinem Regierungssystem vor. Zugleich standen ihm diese Verwandten durch die gemeinsam erduldeten Leiden und die lange Zurückgezogenheit in der Verbannung näher, als es sonst bei Mitgliedern regierender Häuser der Fall zu sein pflegt. Hierzu kam noch die Kinderlosigkeit des Königs, seine wankende Gesundheit, die dadurch gebotene Einsamkeit, was Alles ihn den Ansichten und Einflüssen seiner Umgebungen, nicht in der Hauptsache, aber in manchen Nebendingen, die indessen durch die eigenthümliche Lage fast immer bedeutend wurden, oft zugänglicher machte, als er es sich selbst gestehen mochte.

Die königliche Familie war, wie vor der Revolution, von der alten Hof- und Adelswelt, mit Ausnahme einiger aus der Revolution und dem Kaiserreich stammenden Generale und Politiker, die sich der Restauration besonders eifrig angeschlossen, der Graf von Artois und die Herzogin von Angouleme, außerdem noch von einem Kreise meist aus der Verbannung zurückgekehrter geistlicher Würdenträger und Gewissensräthe umgeben, die von dem Volke gleich bei ihrem Erscheinen mit Mißtrauen betrachtet wurden.

Solchen Einflüssen war es zuzuschreiben, daß das Ministerium zwei Maßregeln traf, die großen Unwillen in allen den Klassen erregten, die nicht entschiedene Gegner der Revolution waren, und die einen Bund der Nation mit den Bourbonen, durch Vermittelung einer freien Verfassung, aber nicht die Rückkehr der alten Einrichtungen wollten.

So wie Talleyrand sich fast ausschließend die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehalten hatte, eben so stand der Abbé von Montesquiou, wie jener zu einer der ältesten französischen Adelsfamilien gehörig, an der Spitze des Departements des Innern. Er war schon 1790 Mitglied der ersten Nationalversammlung gewesen, und hatte sich in dieser Eigenschaft den Eingriffen derselben in die inneren Zustände der Geistlichkeit widersetzt. Montesquiou war immer ein Anhänger der Bourbonen geblieben, mit Ludwig XVIII. lange in geheimem Briefwechsel gestanden, und in der Zwischenzeit von Napoleon's Sturz bis zu der Rückkehr dieses Königs sein einflußreichster Rathgeber gewesen. Er gehörte nicht zu der Partei des Grafen von Artois, und hielt wie der König dafür, daß Frankreich ohne eine liberale Konstitution nicht mehr regiert werden könne. Aber seine Erinnerung an die Schrecken der Revolution machte ihn zum Mißtrauen gegen das französische Volk geneigt, und flößte ihm den Wunsch ein, den Sitten und der öffentlichen Meinung eine von jener Epoche möglichst verschiedene Richtung anzuweisen. Er entschloß sich deshalb zu einer Verordnung, die, äußerlich unbedeutend, dennoch tief in das Volksleben eingriff, und, anderswo von selbst beobachtet oder ohne Widerstreben eingeführt, damals in Frankreich großes Mißfallen erregte. Es wurde eine strenge Sonn- und Festtagsfeier eingeführt. Alle öffentlichen Arbeiten sollten eingestellt, alle Verkaufslokale während der Messe und Vesper geschlossen bleiben. Unter Napoleon war, ungeachtet seine Polizei sich sonst in Alles mischte, nichts Aehnliches geschehen. Er hatte sogar einen Antrag der Art mit der Antwort zurückgewiesen, daß der Staat, wenn er die ärmeren Klassen des Sonntags am Arbeiten hindern wolle, auch für deren Ernährung an diesem Tage sorgen müsse. Der Verkehr war seit 1789 ganz unbeschränkt gewesen, und diese Neuerung brachte deshalb in den größeren Städten und namentlich in Paris eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Die arbeitende und Handel treibende Bevölkerung fühlte sich gehemmt und gedrückt. In einem Theile der höheren Stände und überhaupt unter denen, die in der Restauration eine Veränderung der Regierung, aber nicht der Gesetze sahen, erwachte der Verdacht, daß es mit dieser strengen Sonntagsfeier nicht sowohl auf das Beste der Religion, als vielmehr auf eine Begünstigung des Katholicismus und seines Klerus abgesehen sei. Unter allen durch die Revolution entstandenen Veränderungen hatte aber die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, die politische Gleichstellung der verschiedenen Konfessionen, am Tiefsten in der öffentlichen Meinung Wurzel gefaßt. Man argwohnte, daß der Hof und die Minister

die Erneuerung der früheren Vorrechte der Geistlichkeit, die Aufhebung der bürgerlichen Ehe, die Rückgabe der Civilstandsregister an die Pfarrer und Aehnliches beabsichtigten. Diese Verordnung erregte ein solches Widerstreben, daß sie nur kurze Zeit über mit Strenge gehandhabt werden konnte, dann aber, ohne ausdrücklich zurückgenommen zu werden, in völlige Vergessenheit gerieth. Dieser Versuch, die Gesinnungen des Volkes, nicht von Innen heraus, sondern durch äußeren Zwang verbessern zu wollen, verschaffte den Einflüsterungen Derer Gehör, welche die Restauration, obwohl im Ganzen mit Unrecht, beschuldigten, die religiöse Unduldsamkeit und moralische Finsterniß früherer Jahrhunderte zurückführen zu wollen. Besonders war Ludwig XVIII. weit von einem solchen Streben entfernt, weiter als die meisten anderen Fürsten seiner Zeit.

Eine andere damals von dem Ministerium getroffene Maßregel ward weniger vom Volk, das dadurch nicht unmittelbar berührt wurde, als von den aufgeklärten Klassen mit Befremdung und Unzufriedenheit aufgenommen. Montesquiou legte den Kammern einen Gesetzentwurf, die Einführung oder vielmehr Beibehaltung der Censur betreffend, vor, die unter Napoleon mit äußerster Strenge gehandhabt, deren Abschaffung aber sowohl in der Deklaration von St. Ouen als in der Charte constitutionnelle versprochen worden war.

Nirgends war der Unterschied zwischen der Theorie und der Praxis der Revolution mehr als in Bezug auf die Freiheit der Presse hervorgetreten. 1789 war sie als eines der ursprünglichen Rechte einer Nation, die sich von selbst verstehen, und keiner Bestätigung von Seiten der Staatsgewalt bedürfen, hingestellt worden. Aber unter dem Konvent war dieses Recht in der Ausübung so beschränkt gewesen, daß häufig Hinrichtungen wegen Preßvergehen stattgefunden hatten. Wer den Wohlfahrtsausschuß, das Revolutionstribunal und die Jakobinerklubs anzugreifen wagte, ward mit der Strafe des Hochverraths belegt. Unter dem Direktorium bestand gesetzlich die Preßfreiheit, konnte aber, wegen der vielen Gewaltstreiche, die von dieser Regierung verübt wurden, in den Gewohnheiten des öffentlichen Lebens keine Wurzel fassen. Das Konsulat und Kaiserreich führten eine Censur, der in Rußland und Oesterreich ähnlich, ein. Indessen hatte sich von 1789 an in dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung die Meinung befestigt, daß die Censur ein Zeichen politischer Unfreiheit sei. Diese Idee war, ungeachtet der widerstrebenden Realität, hierin wie in so manchen anderen Dingen, nicht mehr auszurotten gewesen. Man erwartete deshalb von der Restauration, selbst von ihren ausdrücklichen Verheißungen abgesehen, die

Befolgung eines freieren Systems, und war erstaunt, sie in dieser Beziehung in die Spuren des Napoleon'schen Despotismus treten zu sehen.

Montesquiou behauptete bei der Begründung seines Antrages, daß das französische Volk zu wenig an die Freiheit der Presse gewöhnt sei, als daß sie jetzt, während des Ueberganges von einer politischen Epoche zu einer anderen, ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe, ganz und auf einmal gewährt werden könne. Eine Beschränkung sei selbst im Interesse der Freiheit, da die konstitutionellen Institutionen noch zu wenig befestigt wären, um von den Angriffen der entgegengesetzten Parteien, welche unfehlbar die Presse dazu benutzen würden, nicht gefährdet werden zu können. Es werde eine stufenweise Befreiung von den jetzt nothwendigen Schranken eintreten.

Der Entwurf stieß in beiden Kammern, und selbst in der der Pairs, wo so viele unbedingte Anhänger des Königthums und Häupter altadeliger Familien saßen, auf einen lebhaften Widerstand, und ward nur mit geringer Stimmenmehrheit angenommen. Im Vergleich zu der Napoleon'schen Gesetzgebung konnte das neue Preßgesetz wirklich für eine Erleichterung gelten. Alle Schriften über dreißig Bogen waren von der Censur frei. Die Strafen auf Uebertretung der gegebenen Bestimmungen waren gemäßigt. Unter dem neuen Grundgesetz fielen die früher von den kaiserlichen Behörden gegen mißliebige Schriftsteller verübten willkührlichen Verfolgungen, und was die Hauptsache war, der Schrecken des Napoleon'schen Namens und das allgemeine Verstummen vor demselben fort. Ungeachtet der Censur, ward von der Restauration den Franzosen die Zunge gelöst. Die unbeschränkte und unverantwortliche Berathungsfreiheit in den Kammern, nur von Anordnungen abhängig, die diese sich selbst gegeben hatten, theilte der ganzen Nation einen politischen Schwung mit, der ihr seit 1789 unbekannt geworden.

Uebrigens hatten die Bourbonen in jener Zeit weniger von dem Mißbrauch der Presse, die meist nur von den gebildeten Klassen gehandhabt und wiederum auf diese berechnet war, als von dem in dem Heere und einem Theile der unteren Volksschichten herrschenden Geiste zu fürchten, der, gegen die politische Freiheit verschlossen, die Restauration feindlicher Absichten gegen die von der Revolution gegründete und von Napoleon bewahrte Gleichheit beargwohnte. Dort lag der Stein des Anstoßes und die Gefahr für den alten Königsstamm. Denn die große Mehrheit der höheren und mittleren Stände war damals den Bourbonen aufrichtig ergeben, und erwartete von ihnen nur Gutes. Diese Gesinnung sollte erst durch die unglücklichen Ereignisse des folgenden Jahres,

die Rückkehr Napoleon's von Elba, die Unterbrechung in der Entwickelung freisinniger Einrichtungen, und durch das neu entzündete Parteitreiben verändert werden.

Montesquiou hatte sich zur Ausarbeitung des neuen Preßgesetzes zweier Männer, Royer-Collard's und Guizot's, bedient, die später allgemein bekannt wurden, und von denen namentlich der letztere einen entschiedenen Einfluß auf die öffentliche Meinung und selbst auf das Geschick seines Landes ausüben sollte.

Royer-Collard war noch sehr jung, schon unter dem Direktorium Mitglied des Rathes der Fünfhundert gewesen, aber immer ein Anhänger des verbannten Königshauses geblieben, und hatte eine Zeit lang mit Ludwig XVIII. in geheimem Briefwechsel gestanden. Während des Kaiserreiches hatte er sich auf seine Wirksamkeit als Professor der Philosophie an der Sorbonne beschränkt, und für diese in Frankreich lange vernachlässigt gewesene Wissenschaft eine neue Theilnahme anzuregen gewußt. Royer-Collard war Einer der Ersten unter den von Napoleon mit Abneigung und Mißtrauen betrachteten sogenannten Ideologen gewesen. Die Restauration übergab ihm die mit dem Ministerium des Innern verbundene General-Direktion des Buchhandels und der Presse. Er besaß eine große Unabhängigkeit des Charakters, eine seltene Schärfe und Klarheit des Geistes, und ragte durch eine in dieser Art unerreicht gebliebene, eigenthümlich gediegene Gabe des Vortrages unter allen französischen Rednern hervor. Er war damals den Bourbonen, in denen er den äußersten Gegensatz zu Napoleon zu erkennen glaubte, eifrig ergeben, erst später sollte er mehr von der Vertheidigung der liberalen Institutionen in Anspruch genommen werden. Seine innerste Gesinnung kann indessen aus der Antwort ersehen werden, die er einer Person ertheilte, die ihn darüber aushorchen sollte, ob ihm die Verleihung eines Adelsdiploms angenehm sein würde: „Nur meine Anhänglichkeit an den König kann mich die Beleidigung vergessen machen, die in einer solchen Zumuthung liegt!" — Seine religiösen Ideen stimmten mit seinen politischen überein. So wie er die legitime Monarchie mit den Forderungen einer freien Verfassung in Uebereinstimmung gesetzt sehen wollte, eben so war er, obgleich dem katholischen Glauben zugethan, der unumschränkten Herrschaft des Pabstthums entgegen, und hielt an den Gränzen fest, welche diesem von der gallikanischen Kirche gezogen worden.

Guizot, von Royer-Collard begünstigt, hatte sich früh hervorgethan und war Professor der Geschichte an der Sorbonne geworden. Die Größe und Mannigfaltigkeit der seit 1789, in Frankreich und Europa

vorgefallenen Ereignisse, der Kampf verschiedener politischer Principien, der von der Revolution angefacht worden, hatten seinen historischen Studien eine vorherrschende Richtung auf Ergründung der allgemeinen Formen des Staats- und Volkslebens, wie es von Montesquieu in großen Zügen für immer angegeben, aber mit mehr Berücksichtigung der wirklichen Geschichte als bei diesem, verliehen. Von umfassendem und zugleich durchdringendem Blick, suchte er überall zu dem Ursprunge und den Wurzeln der verschiedenen politischen Institutionen niederzusteigen, und über ihre Natur, ihren Charakter ein wahres und vollständiges Licht zu verbreiten, wie es in Frankreich vor ihm noch nicht geschehen war. Zu Untersuchungen über das Einzelne mehr als Royer-Collard geeignet, verlor er doch nie den Faden des Ganzen, und verstand es, den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Erscheinungen festzuhalten und zu vergegenwärtigen. Obgleich er damals (1814) noch nicht vollkommen entwickelt war, so erregten seine seltenen Anlagen und sein reiches Wissen in den ihm nahe stehenden Kreisen schon große Aufmerksamkeit. Montesquiou und mehre andere Minister nach ihm wandten ihn bei der Ausarbeitung ihrer Gesetzentwürfe und der Vertheidigung ihrer Maßregeln in der Presse an, da er wegen Mangel an Alter und Vermögen noch nicht Mitglied der Deputirtenkammer sein konnte, und er erwarb sich durch diese praktischen Vorarbeiten, während er zugleich alle theoretischen Studien sorgfältig fortsetzte, jene genaue Kenntniß der äußeren Zustände mit den sie in Bewegung setzenden Ideen, durch die er während seiner späteren Laufbahn als Minister und Redner fast einzig in Europa dastand. Obgleich von weniger unabhängigem Wesen, wie Royer-Collard, war ihm die Napoleon'sche Herrschaft eben so drückend erschienen. Einem litterarisch-politischen Talent, wie das Guizot's, mußte der ausschließend militairisch-administrative Charakter des Kaiserreiches ganz besonders zuwider sein. Von dem Drange getrieben, sich auf einem doppelten Gebiete Bedeutung und Einfluß zu erwerben, gab er sich denen, welche die öffentliche Macht ausübten, gern als williges Werkzeug hin, um auf deren Schultern emporzusteigen und einst ihre Stelle einzunehmen, und er ordnete ohne Schwierigkeit gewissen politischen Nothwendigkeiten, scheinbaren wie wirklichen, seine ursprüngliche Ueberzeugung unter, aber nicht, um dieselbe aufzugeben, sondern um sie bei günstiger Gelegenheit desto eher zur Anerkennung zu bringen. Er war damals, wie die ganze Partei und Schule, zu der er gehörte, ein eifriger Anhänger der Restauration, und blieb es auch, so lange diese nicht ihre eigenen Grundsätze verläugnete.

Die Deputirtenkammer hatte das königliche Haus mit großer Freigebigkeit ausgestattet, die Civilliste auf dreiunddreißig Millionen Franken jährlich festgesetzt, und auch die von dem Könige während der Verbannung gemachten Schulden zu tilgen versprochen. Ludwig XVIII. sah aber mit Trauer, und als einen Vorwurf für ihn selbst, so manche Mitglieder des alten Adels, die wegen der Treue für ihn gelitten hatten, nach der Rückkehr in das Vaterland, besitz- und oft obdachlos umherirren. Viele darunter eigneten sich nicht zur Uebernahme der von der Regierung zu verleihenden Aemter, und die Privatspenden der königlichen Familie reichten zu ihrer Unterstützung nicht aus. Die Erwerbung von Staatsgütern, zu denen während der Revolution die Besitzungen des ausgewanderten Adels geschlagen worden, war von der Verfassung anerkannt, und es wäre auch ohnedies nicht möglich gewesen, sie aufheben zu wollen, da ein zu großer Theil der Bevölkerung an ihnen betheiligt war. Es war dies einer der Krebsschäden der Restauration, der nur von der Zeit allmälig geheilt werden konnte. Es wurden an die Bourbonen von der eigenen Partei Ansprüche gestellt, die sie nicht befriedigen konnten, und der im Ganzen geringe Ersatz, den sie ihren Anhängern gewährten, wurde ihnen von den Gegnern zum Vorwurf gemacht.

Das Ministerium legte, um wenigstens Etwas für die Ausgewanderten, ihre Familien und Erben zu thun, den Kammern einen Gesetzentwurf vor, vermöge dessen die noch nicht verkauften Besitzungen den ehemaligen Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Bei der damals in einem großen Theile der Nation herrschenden Geneigtheit, die Ungerechtigkeiten der Revolution so viel als möglich wieder gut zu machen, ward dem Antrage mit Theilnahme entgegengekommen. Aber die Unkenntniß des Geistes der Zeit und die Ungeschicktheit im Vortrage von Seiten des Ministers Ferrand, der den Entwurf vertheidigte, machten böses Blut. Derselbe erging sich nach seiner Gewohnheit abermals in Unterscheidungen zwischen Legitimität und Revolution, zwischen den Ausgewanderten und dem Volke, das sich 1792 erhoben hatte. Er erreichte dadurch nichts, als die ohnedies vorhandenen Gegensätze noch schärfer hervortreten zu lassen. Das Recht der Revolution, sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen, ward in der Deputirtenkammer stark hervorgehoben, und zu verstehen gegeben, daß, wenn Frankreich auch die alte Dynastie wieder anerkennen wolle, es unversöhnlich gegen die vorrevolutionairen Institutionen sei. Der Gesetzentwurf ward angenommen. Indessen war die Hof- und Adelspartei geneigt, dieses Zugeständniß nur als den Anfang zu einer größeren Entschädigung anzusehen, und die Besitzer der ehe-

maligen Staatsgüter gaben den Vorspiegelungen Gehör, die sie zu überreden suchten, daß für sie unter den Bourbonen keine Sicherheit zu erwarten sei.

Ungeachtet der eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche die Restauration umgaben, ungeachtet der von ihr begangenen Fehlgriffe, würde sie sich befestigt, und die Nation allmälig mit sich ausgesöhnt haben. Die Politik Ludwig XVIII., die praktischen Resultate der Revolution anzuerkennen, aber ihre Theorien zu beseitigen, war der beste und einzig mögliche Weg, um nach und nach eine Verschmelzung der beiden Principien und Epochen, der Legitimität und Revolution, des alten und neuen Frankreichs, hervorzubringen. Die von ihm verliehene Verfassung enthielt alle Bedingungen religiöser, intellektueller und politischer Freiheit, und bedurfte nur einer ungestörten Entfaltung, um ihre Früchte zu tragen. Diese, wenn man die Vergangenheit betrachtet, unerwartet günstige Wendung der Dinge ward plötzlich von Napoleon's Ehrgeiz und Kühnheit und den verlockenden Erinnerungen, die er in dem Heere und einem Theile des Volkes zurückgelassen, aufgehalten, Frankreich aus seiner naturgemäßen Bahn herausgerissen, und wiederum einem Abgrunde entgegengeführt.

---

9. Der Wiener Kongreß.

Nach den langen Erschütterungen und Kämpfen, welche in Folge der Reformation entstanden, war in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, bei der Erschöpfung beider Parteien, in Münster und Osnabrück ein Frieden geschlossen worden, der bis zu der französischen Revolution hin, ungeachtet aller einzelnen Veränderungen und Abweichungen, im Ganzen und Großen für die Grundlage des europäischen Staatsrechts gegolten hat. Für Deutschland war das wichtigste Ergebniß jener Versammlung, die den dreißigjährigen Krieg beendigte, die endliche bestimmte Anerkennung der Reformation als einer politischen Macht im Reiche, und das Verschwinden einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer geistlicher Staaten, die zu der Vergrößerung mehrer protestantischer Reichsstände, namentlich Brandenburgs, beitragen sollten, dessen zunehmende Bedeutung erst von da an möglich geworden war. Bis zu dem Kongreß von Münster und Osnabrück hatte in Deutschland noch Alles zwischen dem Alten und Neuen, dem Uebergewicht des religiösen

und politischen Princips geschwankt, mit dem Abschluß desselben fing die Herrschaft neuer staatlicher Anschauungen und Einrichtungen, die Epoche eines von dem früheren wesentlich verschiedenen Regierungssystems und der damit zusammenhängenden Institutionen zu walten an. Die religiösen Ideen des Mittelalters traten in den Hintergrund zurück und eine rein politische Aera begann. So geschwächt auch Deutschland als Ganzes aus seinen langen inneren Kämpfen und deren Beendigung in dem genannten Frieden hervorging, es war dies der unvermeidliche Preis seiner geistigen Befreiung gewesen, und durch die Besiegung des theokratischen Princips der Aufgang einer neuen und besseren Zeit vorbereitet worden.

Obgleich die europäischen Staaten schon seit dem funfzehnten Jahrhundert in mannigfaltige Berührung zu einander gekommen, so hatten sie sich doch bis dahin nie zu einer allgemeinen Berathung über ihre gegenseitigen Ansprüche, Forderungen und Interessen veranlaßt gesehen, weil die zu behandelnden Fragen nie allgemeiner Natur gewesen waren. Damit eine allgemeine Staatenversammlung für nöthig erachtet wurde, dazu hatte das Erscheinen eines neuen Princips, wie das der Reformation, gehört, von dem sie alle berührt und in dessen Kämpfe sie alle hineingezogen gewesen. Hundert sechs und sechzig Jahre nach dem Kongreß in Münster trat eine ähnliche Versammlung in Wien zusammen, weil unterdessen ebenfalls eine Begebenheit von Alles umfassender Bedeutung, die französische Revolution, sich erhoben hatte. In Münster war, ungeachtet der Wichtigkeit der politischen Verhandlungen, der erste Anstoß von den religiösen Interessen ausgegangen; in Wien war, dem verwandelten Geiste der Zeit gemäß, die Politik der einzige Hebel, der Alles in Bewegung setzte. Die Beschlüsse des Kongresses in Münster sind damals von der öffentlichen Meinung nicht bestritten worden, und haben einen längeren Einfluß behauptet, weil er in das Ende einer historischen Epoche fiel, und die folgenden Geschlechter, weniger erregt, nur langsam eine neue Bahn zu suchen anfingen; das in Wien Vollbrachte dagegen sollte in mehren seiner wesentlichsten Bestimmungen sehr bald angegriffen werden, weil die ganze eingetretene Veränderung im Grunde nur durch den Sturz eines Eroberers und die Auflösung seines Reiches entstanden war, die übrige hiervon unabhängige Bewegung im Innern des Völkerlebens aber unaufhaltsam fortdauerte, und dem beabsichtigten Abschlusse entgegenstrebte.

Noch nie hatte eine Stadt im modernen Europa eine so glänzende und zahlreiche Versammlung hoher und ausgezeichneter Personen wie diesmal Wien gesehen. Auf manchen der früheren Reichstage, denen

die Kaiser persönlich vorstanden, hatte sich wohl eine große Menge geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren gezeigt, und die damals übliche Pracht entfaltet, aber es waren dies immer nur Vasallen des Reichsoberhauptes gewesen, und andere unabhängige Fürsten nur selten, zufällig und vereinzelt dabei gesehen worden. Diesmal aber umschloß dieselbe Stadt die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Bayern, Würtemberg, Dänemark, mehre Großherzöge, regierende Herzöge, und viele andere Mitglieder souverainer Häuser oder solcher, die es lange gewesen (die Mediatisirten), und dazu die Gesandten und Bevollmächtigten aller europäischen Staaten, mit alleiniger Ausnahme der Türkei. Ungeachtet des von einer solchen Versammlung unzertrennlichen Gepränges, und des, bei Anwesenheit so vieler zu den Verhandlungen selbst nicht zugezogenen, zum Theil jugendlichen Erscheinungen, unvermeidlichen Hanges zu Zerstreuung und Lustbarkeit, bewahrte das Ganze den Charakter eines hohen Ernstes, ward eine unausgesetzte Thätigkeit entwickelt, und konnte sich weder persönliche Günstlingsschaft noch weiblicher Einfluß, und keine der damit verbundenen Schwächen geltend machen.

Der Kongreß ward wegen der zu so großen Arbeiten nöthigen Vorbereitungen später eröffnet, als es ursprünglich in Paris beschlossen worden. Erst Anfang September (1814) waren die meisten Bevollmächtigten und Gesandten der Mächte in Wien erschienen, und erst am 25. September hielten der Kaiser Alexander von Rußland und der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, unter dem Jubel des Volkes und dem Entgegenkommen des Kaisers Franz und sämmtlicher Prinzen seines Hauses, ihren feierlichen Einzug in der österreichischen Hauptstadt. Erst von dem Eintreffen dieser Monarchen an, die bei den bevorstehenden Unterhandlungen über Gründung einer neuen Ordnung in Europa, eben so wie bei dem vorangegangenen Kriegswerk, besonders betheiligt waren, konnte der Kongreß als eröffnet betrachtet werden.

Der vorherrschende Einfluß gehörte natürlich den vier Mächten, Großbritanien, Rußland, Oesterreich und Preußen, die den Kampf gegen Napoleon unternommen und glücklich zu Ende geführt hatten. Indessen kam den Franzosen, die sich zum ersten Mal, seitdem es ein europäisches Staatensystem giebt, in eine untergeordnete Stellung versetzt sahen, der Umstand zu Statten, daß ihr alter Königsstamm wieder zurückgekehrt war, und sie mit ihm gewissermaßen ein neues staatliches Dasein anzufangen schienen. Es ward ihnen auf diese Weise möglich, ihre nächste Vergangenheit in Rücksicht auf deren politische Wirkung abzuläugnen, während sie

dieſelbe in nationaler Beziehung nach wie vor auszubeuten fortfuhren, und ſich immer auf Grund ihrer früheren Thaten als die erſte unter den Nationen hinſtellten. Ludwig XVIII. konnte ſich nichts von dem Ruhme Napoleon's aneignen, aber er war auch nicht geneigt, die durch deſſen Unfälle herbeigeführte Unterordnung Frankreichs unter die anderen Großmächte anzuerkennen. Er behauptete, ſo viel als möglich, die alte Stellung ſeiner Krone an der Spitze der europäiſchen Dynaſtien, und die völlige Gleichheit ſeines eben erſt beſiegten Staates mit den Siegern. Dieſer König wurde hierin trefflich von ſeinem erſten Bevollmächtigten am Kongreß, dem Fürſten von Talleyrand, unterſtützt, der mit einer ſonſt nie geſehenen Gewandtheit von der Rolle eines Unterhändlers des Direktoriums und des Kaiſerreiches zu der eines Vertreters der Intereſſen des Oberhauptes des Hauſes Bourbon, ohne Ueberwindung und Zwang, als ob es ſich ſo von ſelbſt verſtände, überzugehen wußte. Ungeachtet alles Deſſen, was eben erſt vorgegangen, und ungeachtet der Kongreß zum Theil gegen Frankreich gerichtet war, wußte es Talleyrand durchzuſetzen, daß ihm von den Plänen und Anordnungen der verbündeten Mächte, ſo weit ſie allgemeine europäiſche Angelegenheiten betrafen, eine vollſtändige Ueberſicht mitgetheilt, und er als ganz gleichberechtigtes Mitglied zu den Verhandlungen der vier Großmächte zugezogen werden mußte; ja er erreichte noch mehr, indem auf ſein Verlangen der Ausdruck „Verbündete" von Großbrittanien, Rußland, Oeſterreich und Preußen bei den Berathungen aufgegeben wurde, indem er behauptete, daß, da Frankreich jetzt eine allen übrigen befreundete Macht ſei, jene Bezeichnung ſeit Napoleon's Sturz überflüſſig geworden und für Ludwig XVIII. beleidigend ſei. — Es kam Talleyrand allerdings der Umſtand zu Hülfe, daß durch den erſten Pariſer Frieden Frankreich mit Europa wieder ausgeſöhnt war, und die revolutionaire und Napoleonſche Vergangenheit nicht in Betracht gezogen werden ſollte; es gehörte aber immer eine ungewöhnliche Feinheit und Schärfe des Verſtandes dazu, um dieſe Verhältniſſe ſo zu benutzen, wie er es that, und über ſo widerſprechende Erſcheinungen, wie ſie ſein Land in der letzten Zeit gewährt, einen täuſchenden Schleier zu werfen.

Die Arbeiten und Ergebniſſe des Wiener Kongreſſes laſſen ſich unter zwei Hauptgeſichtspunkte bringen: der Wiederaufbau eines europäiſchen Staatenſyſtems mit Herſtellung eines politiſchen Gleichgewichts, um die Wiederkehr ſo großer Erſchütterungen und Kriege wie während der letzten zwanzig Jahre zu verhindern — und die Anordnung der inneren Verhältniſſe Deutſchlands mit möglichſter Berückſichtigung des Be-

stehenden. — Diese beiden Richtungen der Thätigkeit jener großen Friedensversammlung liefen ziemlich unabhängig neben einander hin, und drohten nur auf einem Punkt, in Bezug auf das Schicksal des Königreichs Sachsen und des damit verbunden gewesenen Herzogthumes Warschau, sich zu verwirren. Die Anordnung der allgemeinen europäischen Verhältnisse war verhältnißmäßig leicht, indem sie theils von der Natur der Dinge geboten, theils im Voraus im ersten Pariser Frieden entschieden worden. Was die deutschen Zustände betrifft, so war die Aufgabe eine der schwierigsten, die es je gegeben, aber auch die Lösung eine der am wenigsten gelungenen.

Die Gränzen Frankreichs sind bei Gelegenheit des ersten Pariser Friedens erwähnt worden. Es trat hierin eben so wenig wie bei Spanien und Portugal eine Veränderung ein.

Was Italien betrifft, so erhielt der König von Sardinien das Gebiet der ehemaligen Republik Genua, unter lebhaftem Widerspruch der damit unzufriedenen Bevölkerung, die, den Versprechungen des Lord William Bentink auf Wiederkehr der früheren Zustände trauend, denselben Anfang März (1814) in einer Zeit, als jede Diversion gegen Napoleon noch ihre Bedeutung hatte, mit 9000 Mann englischer Truppen in ihre Stadt aufgenommen hatte.

Der Kongreß schlug das Genuesische zu den sardinischen Staaten, um dieselben zu kräftigen, und an ihnen eine Vormauer gegen Frankreich auf dieser Seite zu gewinnen. Die Stadt Genua ward, um sie einigermaßen zu entschädigen, zu einem Freihafen erklärt, und der Municipalität der alte Titel: Senat — verliehen, obgleich sie nach wie vor nichts als eine städtische Verwaltungsbehörde blieb. Das Haus Savoyen, eine von den Dynastien, die am meisten durch den Kampf gegen die Revolution gelitten, aber von jener Zeit an auch mehr kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, sah auf diese Art jene altberühmte Republik zu seinen Füßen, deren Unterwerfung es früher nie hatte hoffen können.

Oesterreich trat in den Besitz des Mailändischen zurück, wie es ihm vom spanischen Erbfolgekrieg an gehört hatte. Es erhielt außerdem, als Entschädigung für die verlorenen Niederlande, das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, die Hauptstadt selbst, die Terra ferma, Friaul, Istrien, Dalmatien, und Stadt und Gebiet Ragusa, die früher einen kleinen Freistaat unter türkischem Schutze gebildet hatten. Die jonischen Inseln, einst eine Hauptbesitzung Venedigs, waren schon von England besetzt worden, sollten aber erst später unter dessen Schutz gestellt werden.

Dem Pabst ward der Kirchenstaat wiedergegeben, wie er vor dem

Vertrage von Tolentino bestanden, nur Avignon und Benaissin blieben unwiderruflich bei Frankreich. Sein Bevollmächtigter am Wiener Kongreß, der Kardinal Consalvi, arbeitete besonders an der Wiedererlangung der sogenannten Legationen, die den reichsten Theil des Kirchenstaats bilden, und von denen Ankona und Urbino damals noch von Joachim Murat, Ferrara, Bologna und Ravenna aber in Folge des Krieges von den Oesterreichern besetzt waren. Später erhielt der römische Stuhl Alles sammt den neapolitanischen Enklaven Benevent und Ponte-Corvo zurück.

Der Großherzog von Toskana, ein Bruder des Kaisers Franz von Oesterreich, verließ Würzburg, wo er als Rheinbundsfürst unter dem Titel eines Großherzoges regiert hatte, und zog in Florenz ein. Gegen seine definitive Anerkennung erhob der spanische Hof durch seinen Bevollmächtigten am Kongreß, den Ritter Gomez Labrador, den lebhaftesten Einspruch, und verlangte Toskana für den Infanten Karl Ludwig, der von Napoleon zum König von Hetrurien ernannt, dann aber beseitigt worden, und jetzt unter Vormundschaft seiner Mutter stand. Offenbar kam das nächste Recht auf Toskana dem österreichisch-lothringschen Stamme zu, der einst, gegen Abtretung Lothringens, unter Gewährleistung von ganz Europa, in den Besitz des Erbes der Medicäer gekommen war. Spanien, überhaupt dadurch verletzt, daß es auf dem Kongreß nicht den Einfluß ausübte, den es vermöge des Alters seiner Krone und des im Kampfe gegen Napoleon davon getragenen Ruhmes für sich in Anspruch nahm, bestand so hartnäckig auf den Ansprüchen seines Schützlings, daß es erst nach den bestimmtesten Erklärungen Oesterreichs zurücktrat. Der Streit entbrannte von Neuem bei Gelegenheit des Herzogthumes Parma, das der ehemaligen Kaiserin der Franzosen, der Erzherzogin Marie Louise, Gemahlin Napoleon's, und ihrem Sohne bestimmt worden war. Gomez Labrador verlangte Parma nebst Piacenza und Guastalla für den oben genannten Infanten, dessen Vorfahren vor der französischen Revolution über Parma geherrscht hatten. Oesterreich war einen Augenblick lang geneigt, dieses Gebiet, das es besetzt hielt, mit Ausnahme des militairisch besonders wichtigen Piacenza herauszugeben, als endlich die fünf Großmächte dahin übereinkamen, Parma nebst Zubehör der ehemaligen Kaiserin der Franzosen zu lassen, dagegen das Erbrecht ihres Sohnes aufzuheben, statt dessen dem Infanten Karl Ludwig die nächste Anwartschaft zu ertheilen, und demselben das Herzogthum Lukka mit einer Jahresrente von 500,000 Franken zu überlassen. Nach dem Ableben der Erzherzogin Marie Louise sollte Lukka an Toskana fallen.

Der Erzherzog Franz von der Linie Oesterreich-Este ward wieder in die Regierung über das Herzogthum Modena eingesetzt. Er war ebenfalls ein Verwandter des Kaisers Franz, und Modena eine Tertiogenitur des Hauses Oesterreich, wie Toskana eine Sekundogenitur. Oesterreich war durch die Errichtung des lombardisch-venetianischen Königreiches und die Herrschaft von Mitgliedern seines Hauses in Florenz, Parma und Modena in Italien mächtiger geworden, als dies seit den Zeiten Karl V. der Fall gewesen.

Die meisten Schwierigkeiten bei Behandlung der italienischen Verhältnisse kamen von der eigenthümlichen Stellung her, in welcher sich Joachim Murat, König von Neapel und Schwager Napoleon's, zu den übrigen Mächten befand. Derselbe hatte, um nicht in den Untergang Napoleon's hineingezogen zu werden, im Januar 1814 einen Vertrag mit England und Oesterreich abgeschlossen, in welchem er nicht nur dem französischen Bündnisse entsagte, sondern auch seine Streitkräfte mit den österreichischen verband, und die französischen Garnisonen aus dem Kirchenstaat und Toskana vertreiben half. Dieser Abfall Murat's von dem, welchem er Alles verdankte, war eine Handlung der größten Undankbarkeit, ward ihm aber in jenem Moment, wo der Ausgang des gegen Napoleon unternommenen Kampfes noch ungewiß war, zum Verdienst angerechnet. Oesterreich garantirte ihm seine Krone und seine Besitzungen. Unterdessen waren aber die Bourbonen in Frankreich und Spanien wieder auf den Thron gestiegen, und arbeiteten aus allen Kräften an dem Sturze Murat's und der Wiedereinsetzung ihres Stammverwandten in das Königreich Neapel. Rußland und Preußen waren Murat wegen seiner Verwandtschaft mit Napoleon abgeneigt, England traute ihm nicht. Auch liefen damals über den persönlichen Charakter Murat's, der leichtsinnig und planlos, aber wohlwollend und selbst großmüthig war, an den europäischen Höfen die nachtheiligsten Gerüchte umher, die ihn in der öffentlichen Meinung herabsetzten. So gab man ihm einen Antheil an der Hinrichtung des Herzoges von Enghien schuld, was aber wie mehres Andere sich später als irrig herausgestellt hat. Die Anhänger der bourbonischen Dynastie im Königreich Neapel wirkten unaufhörlich, namentlich unter der Geistlichkeit und dem Landvolk, gegen den von Napoleon eingesetzten König. Murat beschickte den Wiener Kongreß, wogegen Oesterreich nichts einwenden konnte, aber seine Bevollmächtigten wurden von Frankreich, Spanien, Portugal und Sardinien nicht anerkannt und zu keiner Berathung zugelassen. Murat verlangte von Oesterreich dessen Vermittlung und Unterstützung bei Frankreich für seine Anerkennung als König von

Neapel, fand aber kein Gehör. Durch die Kälte und Entfremdung, auf die er überall stieß, verletzt, und für seinen Thron fürchtend, beschloß er endlich, sich lieber den Folgen eines offenbaren Bruches auszusetzen, als länger eine so gespannte und zweideutige Lage zu ertragen. Sein zugleich hochfahrender und ungewisser Sinn ward, von Napoleon's Rückkehr nach Frankreich und der schwierigen Stimmung der Italiener gegen ihre wiedereingesetzten Regierungen, zu übertriebenen Hoffnungen und einer Verkennung seiner wahren Stellung fortgerissen. Er ließ sein Heer an den Po vorrücken und forderte die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf. Oesterreich antwortete mit einer Kriegserklärung, und Murat, vom Feinde geschlagen und von seinen eigenen Unterthanen verlassen, ward zur Flucht nach Frankreich gezwungen. Ferdinand IV., der unterdessen Palermo verlassen, hielt am 7. Juni 1815 seinen Einzug in Neapel, und vereinigte demnach wieder die Krone beider Sicilien auf seinem Haupt. Murat's weiteren Schicksal wird später gedacht werden. Auf diese Weise waren noch vor Abschluß des Wiener Kongresses die vor der Revolution bestandenen monarchischen Regierungen Italiens wiederhergestellt worden, während, als ein Zeichen der Zeit, die drei aristokratischen Republiken, Venedig, Genua und Lukka, von denen die beiden ersten weltberühmt gewesen, nicht wieder erneuert wurden.

Die Schweiz, durch ihre Lage zwischen den beiden Großmächten Frankreich und Oesterreich, ihre geschichtlichen Erinnerungen, die Eigenthümlichkeit ihrer inneren Zustände und den Durchgang mehrer Handelsstraßen wichtig, nimmt dadurch in dem europäischen Staatensystem eine höhere Stellung ein, als ihre Ausdehnung, Bevölkerungszahl und sonstige materielle Kraft bedingen würde. Sie hatte, nach den Kämpfen und Verheerungen des Jahres 1798, bei denen namentlich die alten Kantone einen zuletzt vergeblichen, aber rühmlichen Muth und eine seltene Aufopferungsfähigkeit bewiesen, sich dem Willen des Direktoriums und später Napoleon's unterwerfen müssen. Die Schweizer waren den Fahnen des Eroberers von Spanien bis Rußland gefolgt, und fast ihr ganzes Kontingent im Feldzuge von 1812 geblieben. Alles innere Parteileben schien unter dem Schirme und Zwange der Mediationsakte und der Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen den gewaltigen Willen des Mannes, dem Frankreich, Deutschland und Italien gehorchten und dessen Macht die Schweiz auf allen Seiten umgab, erstickt zu sein. Indessen waren in der Schweiz, wie in anderen unter französischen Einfluß gekommenen Ländern, die neuen Verhältnisse zu plötzlich eingetreten, hatten zu wenig Zeit gehabt, um im Volksleben Wurzeln zu schlagen, als daß sich nicht, bei dem

großen Umschwunge der Dinge im Jahre 1813, in den Einen die Sehnsucht nach Wiederherstellung der alten Verfassungsformen, in den Anderen der Drang nach Rückkehr der vollen früheren nationalen Unabhängigkeit hätte regen sollen.

Schon vor der Annäherung der verbündeten Heere im December 1813 hatte die Tagessatzung in Zürich die Neutralität der Eidgenossenschaft in dem großen Kampfe proklamirt, und ihre Kontingente zu deren Beschützung nach den Gränzen abgeschickt. Aber die Macht entsprach nicht dem Willen. Zugleich waren Bevollmächtigte an Napoleon nach Paris und in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen nach Frankfurt am Main, behufs der Anerkennung dieser Neutralität, entsendet worden. Napoleon ging auf diesen Antrag, der ihm nur vortheilhaft sein konnte, bereitwillig ein; die Verbündeten verwarfen ihn aber, da er sie bei ihren militairischen Operationen in offenbaren Nachtheil gesetzt hätte, sprachen sich indessen günstig für die Erhaltung der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft aus. Eine große österreichische Streitmacht rückte in der zweiten Hälfte Decembers in die Schweiz ein, um von da gegen Frankreich weiter zu ziehen. Alsbald ward die Mediationsakte in den meisten Kantonen abgeschafft. Wallis und Genf erhoben sich gegen die französische Herrschaft. Eine Gefahr drohende Verwirrung trat ein. Bern wollte die früher von ihm abhängig gewesenen Kantone Waadt und Aargau mit Gewalt wieder unter seine Botmäßigkeit bringen. Ueberall regten sich die Anhänger des Alten, die früher bevorrechteten Stände und Landschaften, und ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich zu sein, da die Partei derer, welche seit der Mediationsakte am Ruder gesessen, in der Masse des Schweizervolkes mehr Anhang als ihre Gegner besitzend, sich ebenfalls anschickte, ihre Rechte mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die uneigennützige Vermittlung der verbündeten Monarchen, namentlich die Rathschläge des Kaisers Alexander, dem eine Wiederherstellung des Alten in der Schweiz, eben so wenig wie einige Monate später in Frankreich, geeignet erschien, und die Spannung, die der Krieg gegen Napoleon erregte, der mehre Monate lang Alles in der Schwebe hielt, verhinderten eine größere Bewegung, und halfen den Schweizern über diesen bedenklichen Wendepunkt in ihrer Geschichte hinaus.

In dem Entwurfe zu einem neuen Bundesvertrage, von den Gesandten aller Kantone, mit Ausnahme von Bern, Wallis und Freiburg, unterzeichnet, wurde durch das Hinzutreten dreier neuen Kantone, Genf, Wallis, Neufchatel, die Zahl derselben auf zwei und zwanzig gebracht (12. Sept. 1814). Hierauf wurde der Wiener Kongreß beschickt, und

an die Spitze dieser Gesandtschaft der damalige Landammann von Reinhard aus Zürich gestellt. Die neuen, damals noch nicht allgemein anerkannten Kantone besaßen ebenfalls Vertreter ihrer Interessen in Wien, die jedoch bis zur endlichen Entscheidung der schweizerischen Angelegenheiten mit keinem officiellen Charakter bekleidet waren.

Der Kongreß ernannte einen engeren Ausschuß für die Schweiz, in welchem sich der russische Minister Graf Capo d'Istria, ein Grieche aus Korfu, schon damals durch seine freisinnigen Meinungen bekannt, der Sache der neuen Kantone und überhaupt des Fortschrittes in der Schweiz besonders günstig erwies. Capo d'Istria war gewissermaßen schon aus nationalem Instinkt zur Unterstützung jeder rechtmäßigen Emancipation geneigt. Noch mehr wirkte in dieser Richtung, obwohl nur in privater Stellung, ein ehemaliger Advokat aus Lausanne, La Harpe, später russischer General, der an der Erhebung des Waadtlandes gegen den Druck des Berner Patriciats einen thätigen Antheil genommen hatte, Erzieher des Kaisers Alexander gewesen, und diesem Souverain werth geblieben war. Die Ansprüche Berns, des vornehmsten Hindernisses für eine Neugestaltung der Schweiz und eine Zeit lang von England befürwortet, wurden theils abgewiesen, theils durch eine Gebietsvergrößerung befriedigt, und es kam am 20. März die Enderklärung des Kongresses über die schweizerischen Angelegenheiten zu Stande. Die zweiundzwanzig Kantone sollten, jeder souverain in Bezug auf Verfassung und Gesetzgebung, einen immerwährenden Bund, mit einer gemeinsamen Regierung für allgemeine Angelegenheiten und einer Vertretung aller Kantone, bilden. Der preußischen Krone ward das Schutzrecht über das Fürstenthum Neufchatel zurückgegeben, das aber zugleich als Kanton in die Eidgenossenschaft trat. Genf erhielt von Frankreich und Sardinien eine Gebietsvergrößerung mit zwölftausend Seelen, damit es in unmittelbaren Zusammenhang mit der Schweiz käme, was früher nicht der Fall gewesen war. Die ursprüngliche Schweiz hatte nur aus deutschen Elementen bestanden. Jetzt trat durch die Kantone Genf, Neufchatel und Wallis eine bedeutende französische Mischung, und in dem Kanton Tessino ein italienischer Bestandtheil hinzu. Die Tagessatzung in Zürich nahm am 27. Mai die Erklärung des Wiener Kongresses an, dessen Bestimmungen bis zu den Erschütterungen des Jahres 1830, obgleich unter immerwährender Eifersucht der verschiedenen Parteien gegen einander und geheimen Versuchen der Störung, gültig blieben. Obgleich vieles Alte wiederhergestellt wurde, so kann man doch behaupten, daß in Bezug auf den die Schweiz von dieser Epoche an belebenden Geist die Anhänger des Neuen den Sieg davon getragen hatten.

Schon auf dem Kongreß von Chaumont (März 1814) war, bei der Gewißheit des Sturzes des von Napoleon errichteten Gebäudes, wenn auch noch nicht seiner persönlichen Herrschaft, über die Vereinigung Belgiens mit Holland unter dem Prinzen von Oranien, um im Norden eine Vormauer gegen Frankreich zu gewinnen, verhandelt worden. Die Holländer hatten sich aus eigener Kraft von dem französischen Joche befreit, den Sohn ihres letzten Erbstatthalters zurückgerufen, und derselbe bereits am 1. December (1813) seinen Einzug in Amsterdam gehalten. Dieser Umstand hatte in jenem Augenblicke, wo alle Kräfte gegen den gemeinsamen Feind aufgeboten wurden, einen bedeutenden Eindruck gemacht. Auch hatte das Haus Nassau-Oranien noch von der Zeit Wilhelm des Dritten her, des unvergeßlichen Befreiers Englands, überall in Europa in großem Ansehen und bei den protestantischen Mächten in besonderer Gunst gestanden, und sich eines weit über seine äußere Macht hinausgehenden Rufes erfreut. Der Charakter des gegenwärtigen Prinzen von Oranien, der sich immer als einen standhaften Gegner Napoleon's gezeigt, die Theilnahme der englischen Nation für ihn, die ihn während seiner Verbannung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, seine nahe Verwandtschaft mit dem preußischen Königshause, politische und moralische Rücksichten bereiteten für diesen Fürsten eine größere Stellung vor, als seine Vorfahren seit langer Zeit eingenommen hatten.

Oesterreich hatte auf diesen Theil seiner alten Besitzungen, die so weit von dem Kern seiner Macht entfernt lagen, und deren Vertheidigung so schwer und kostspielig gewesen, freiwillig Verzicht geleistet. Preußen, Oesterreich und namentlich England wollten sie um keinen Preis mit Frankreich vereinigt lassen. Aus Belgien oder den österreichischen Niederlanden einen besonderen Staat zu bilden, wie dies später in Folge der Ereignisse von 1830 geschah, lag der Anschauung der damaligen Staatsmänner fern, welche dieses Volk zur Darstellung und Erhaltung eines unabhängigen Gemeinwesens nicht für geeignet hielten. Man wollte im Norden Frankreichs einen Staat bilden, der im Stande gewesen wäre, wenigstens einem ersten Andringen der Franzosen zu widerstehen, was von Belgien und Holland, wenn sie getrennt blieben, nicht zu erwarten war. Es wurde demnach aus den ehemaligen Vereinigten Provinzen und den ehemaligen österreichischen Niederlanden das neue Königreich der Niederlande, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien als König an der Spitze, gebildet, und ihm alles Land zwischen der französischen Nordgränze, wie sie durch den ersten pariser Frieden bestimmt worden, dem Meer und der Maas übergeben. Auch das früher zum deutschen Reich gehörige

Hochstift und Fürstenthum Lüttich, sammt einigen Gebieten auf dem linken Rheinufer, die seit 1793 bis 1814 zu Frankreich gehört, wurden mit dem neuen Staat vereinigt.

Am 31. Mai 1815 ward in Wien zwischen Großbrittanien, Rußland, Oesterreich und Preußen einerseits und dem Königreich der Niederlande andererseits ein Vertrag abgeschlossen, der die näheren Bestimmungen über die Zusammensetzung, die Gränzen und sonstigen politischen Verhältnisse dieser neuen Monarchie enthielt. Das Herzogthum Luxemburg wurde zu einem Großherzogthum erhoben, und dem Könige Wilhelm I. als Ersatz für seine an Preußen abgetretenen deutschen Stammlande, welches dieselben wiederum, zur Abrundung seiner rheinischen Gebiete, an die herzogliche Linie des Hauses Nassau vertauschte, von dem Kongreß verliehen. Der neue Großherzog trat in dieser Stellung in den deutschen Bund, und die Hauptstadt Luxemburg wurde zu einer Bundesfestung bestimmt. Auch sollte das Großherzogthum eine besondere, von den Niederlanden unabhängige Verfassung und Verwaltung erhalten. Wilhelm I. überließ dagegen an England die im ersten pariser Frieden zurückerstatteten Kolonien, Demerary, Essequebo, Berbice u. s. w., was von den eigentlichen Holländern, deren Seehandel dadurch verlor, und die in der Vereinigung mit Belgien mehr eine Vergrößerung der Dynastie als einen Gewinn für ihr Land sahen, mit Unzufriedenheit betrachtet wurde.

Diese Schöpfung des Königreiches der Niederlande ging allerdings vornehmlich nur aus politischen Beweggründen, aus der Nothwendigkeit einer Sicherstellung gegen Frankreich auf dieser Seite hervor. Es war dabei so wenig wie in anderen Fällen eine Rücksicht auf die Wünsche und Gesinnungen der Bevölkerung genommen worden. Indessen konnten die vier Großmächte, von denen die Entscheidung hierüber ausging, hoffen, daß beide Völker, Belgier und Holländer, von welchen ersteren ein bedeutender Theil, die Flamänder, wie letztere niederdeutschen Ursprunges sind, allmälig in einander verwachsen, und sich an das Leben unter einer gemeinsamen Regierung und Verfassung gewöhnen würden. Auch glaubte man, daß Belgien, ein Fabrikland, aber ohne Seemacht, durch die Benützung der holländischen Schifffahrt und die bedeutende Ausfuhr in die holländischen Kolonien für die Vereinigung gewonnen werden würde. Indeß enthielten der Unterschied der Religion, das Uebergewicht, das der romanische Theil Belgiens über den flamändischen ausübte, eine Verfassung, die mehr für Holland als Belgien geeignet war, die Lasten, welche die Mitübernahme der großen holländischen Staatsschuld und ein ungewöhnlich starker Militairetat auflegten, den Keim zu einer inneren

Trennung, welche auch ohne die von der neuen Regierung später in Belgien begangenen Mißgriffe zum Durchbruch gekommen sein würde.

In der Lage und Stellung der beiden skandinavischen Reiche, Schweden und Dänemark, ging durch den Wiener Kongreß keine Veränderung vor. Der König von Schweden blieb im Besitz der norwegischen Krone, wie sie ihm von England und Rußland zugesichert und zuletzt von Dänemark selbst abgetreten war. Das norwegische Volk wußte durch seine einmüthige, kräftige Haltung sich die freie Verfassung zu bewahren, die es bei Gelegenheit seiner Trennung von Dänemark sich gegeben hatte. Vergebens war der König Friedrich VI. nach Wien gekommen, vergebens suchten seine Bevollmächtigten eine Entschädigung für den Verlust von Norwegen nach. Sein langes Festhalten an dem Bündniß mit Napoleon und die Unmöglichkeit eines Ersatzes für ihn, ohne Hannover zu beeinträchtigen und die Hansestädte zu opfern, bildeten ein unübersteigliches Hinderniß für seine Wünsche. Zuletzt ward ihm der schwedische Antheil an Pommern nebst der Insel Rügen übergeben, die aber von ihm, als außer aller Verbindung mit seinen übrigen Staaten liegend, an Preußen gegen das Lauenburgsche und zwei Millionen Thaler ausgetauscht wurden. Er ward als Herzog von Holstein in den deutschen Bund aufgenommen. So geschwächt hatte Dänemark im europäischen Staatensystem nur noch eine Bedeutung als Hüter des Sundes, bis es später wieder, durch die Erhebung von Holstein-Schleswig gegen seine Versuche, die deutsche Nationalität daselbst zu unterdrücken, und die daraus entstandenen Kämpfe, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Durch Napoleon's Sturz und die Wiedereinsetzung des französischen Königshauses war das Princip der monarchischen Legitimität, d. h. des einzig durch die Geburt begründeten Herrscherrechtes, mehr als je emporgekommen. Besonders war es Talleyrand, der diesen Grundsatz zur Vertheidigung der Rechte seines Monarchen geltend machte, und darin den einzigen Schild gegen die Revolution und das von ihr aufgestellte Princip der Volkssouverainetät und Wahl erkennen wollte. Der Wiener Kongreß huldigte ebenfalls dieser Ansicht, konnte aber nicht umhin, in einem bedeutenden Falle, eine Ausnahme von diesem Princip zu gestatten, und dadurch stillschweigend zuzugeben, daß es weniger ein solches als vielmehr nur eine politische Konvenienz ist, die nicht das Wesen der Monarchie ausmacht, sondern nur unter gewissen Umständen zu deren Vertheidigung aufgestellt wird. Der 1809 vertriebene König von Schweden Gustav Adolph IV., der zum Theil, wegen seiner Feindschaft gegen Napoleon, den gekrönten Repräsentanten der Revolution, und der in Ge-

mäßheit dieser Gesinnung von ihm befolgten Politik, gestürzt worden, wandte sich an den Kongreß, und hob ebenfalls das Recht der Legitimität und seine für die Sache der Könige dargebrachten Opfer hervor. Er nahm allerdings nicht seine eigene Thronentsagung zurück, obgleich sie ihm mit Gewalt abgezwungen worden, protestirte aber gegen das Thronfolgerecht Bernadotte's, und verlangte die Anerkennung der Rechte seines Sohnes auf die schwedische Krone. Ungeachtet der stillen Abneigung der französischen Bourbonen gegen den Napoleon'schen Marschall, der ihr geborener Unterthan war und jetzt dem Throne so nahe gekommen, ungeachtet der Eifersucht Talleyrand's auf den früheren Gefährten an Napoleon's Hofe, stand der große Dienst, den Bernadotte im entscheidenden Moment von 1812 Rußland schon dadurch geleistet, daß er sich nicht mit Frankreich verband, und später sein Antheil an der Leitung des Feldzuges der Verbündeten bis zu der Schlacht von Leipzig, seine ausdrückliche Anerkennung als Kronprinz von Seiten der drei verbündeten Monarchen, noch in zu frischem Andenken, als daß in Bezug auf die schwedische Thronfolge eine Abänderung möglich gewesen wäre. Außerdem blieb gegen Bernadotte nicht wie gegen Joachim Murat das Mittel übrig, einen Theil der Bevölkerung gegen ihn aufzuregen, da die schwedische Nation in der Verwerfung der alten Dynastie und der Anerkennung der neuen einstimmig blieb. Die Protestation Gustav Adolph's blieb deshalb nicht nur ohne Wirkung, sondern ward von dem Kongreß nicht einmal beantwortet, was übrigens der einzige Ausweg war, um nicht in einen handgreiflichen Widerspruch zu fallen. Denn wenn das Princip der Legitimität, wie es damals aufgefaßt wurde, eine unbedingte Geltung besaß, so hätten keine Mißgriffe des ehemaligen Königs von Schweden zu dessen Entsetzung berechtigen, und keine Verdienste des Marschalls Bernadotte ihn zur Thronfolge geeignet machen können. Der Sohn des vertriebenen Königs führte noch einige Jahre hindurch den Titel eines Prinzen von Schweden, wurde aber später gezwungen, selbst dieser Erinnerung zu entsagen, und den Namen Wasa anzunehmen.

Eine Frage, die nicht blos einzelne Staaten, sondern die Menschheit überhaupt anging, und die auf dem Wiener Kongreß eine Zeit lang eifrig verhandelt wurde, war die Abschaffung des Sklavenhandels. Schon in dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts war dieser Gegenstand im englischen Unterhause zur Sprache gekommen. Die religiös gestimmten Gemüther aller Parteien waren über die Unterdrückung eines so verruchten Menschenhandels einig. William Wilberforce trat als der Apostel dieser geheiligten Sache auf. Die entgegengesetzten In-

teressen wurden allmälig zur Nachgiebigkeit gezwungen. Selbst die beiden großen parlamentarischen Gegner, Pitt und Fox, vereinigten sich über diesen Punkt. Im Jahre 1807 war endlich diese Frage im Sinne der Würde und Freiheit der menschlichen Natur entschieden worden. England arbeitete von dieser Zeit an in Verträgen mit Portugal, Schweden, Dänemark, und gleich im ersten Jahre der Restauration mit Frankreich, rastlos daran, um die übrigen Kolonialstaaten zu einem ähnlichen Verbot zu bewegen. Auf dem Kongreß wurde diese Angelegenheit von dem ersten englischen Bevollmächtigten, Lord Castlereagh, kräftig vertreten. Am wenigsten kam den philanthropischen Bemühungen Englands, denen man, obgleich ohne Grund, selbstsüchtige Beweggründe unterzulegen versuchte, das spanische Kabinet entgegen. Sein Bevollmächtigter, der Ritter Labrador, war anfänglich sogar geneigt, den ganzen Antrag für einen Eingriff in die Rechte seiner Regierung anzusehen. Nach langen Unterhandlungen versprachen endlich Frankreich, Portugal und Spanien dem Sklavenhandel nach einer gewissen Zeit zu entsagen, ihn vorläufig an einzelnen Strichen der afrikanischen Küste zu verbieten, und einzuräumen, daß in solchen Gegenden brittische Kriegsschiffe die Aufsicht ausüben, des Sklavenhandels verdächtige Handelsfahrzeuge untersuchen, und im schuldigen Falle aufbringen und zur Bestrafung abliefern konnten. Später nahm auch Frankreich an dieser Seepolizei einen thätigen Antheil. In den ersten Jahren erlaubte es der Zustand seiner Marine nicht. Die menschenfreundlichen Gesinnungen und der Einfluß des Kaisers Alexander trugen viel zum Gelingen der Bestrebungen Englands bei, und es ward endlich eine von den acht Mächten, die den ersten pariser Frieden geschlossen, unterzeichnete Erklärung erlassen, in welcher der Sklavenhandel für eine Herabwürdigung der Menschheit und als ein Gegenstand allgemeinen Abscheues hingestellt, jedoch den einzelnen Kolonialstaaten kein bestimmter Zeitpunkt zur gänzlichen Unterdrückung desselben vorgeschrieben wurde. England sorgte dafür durch Verträge mit den einzelnen betheiligten Regierungen. So ward wenigstens ein großes Princip der Menschlichkeit allgemein anerkannt. Es geschah damals zum ersten Mal, daß eine die Vertreter aller europäischen Staaten umfassende Versammlung sich mit einem Gegenstande der Philanthropie, und nicht blos der Konfession und Politik, wie früher immer der Fall gewesen, beschäftigte. So wenig der Sklavenhandel damals und später ganz ausgerottet wurde, er ward wenigstens allmälig immer mehr beschränkt, und die Verwerfung desselben im Princip hatte die große praktische Wirkung, die Abschaffung der Sklaverei überhaupt vorzubereiten, da es nicht wohl möglich war,

daß man sich für immer damit begnügt hätte, die Zweige eines Uebels zu beschneiden, ohne dasselbe in der Wurzel anzugreifen. Jetzt hat nicht blos der Sklavenhandel, sondern die Sklaverei selbst, in den Kolonien der beiden größten europäischen Seemächte, England und Frankreich, aufgehört. Die nordamerikanische Union, die damals noch wenige politische Verbindungen mit Europa unterhielt, war auf dem Wiener Kongreß nicht vertreten. Indessen ward der Sklavenhandel auch dort verboten, obgleich die Sklaverei selbst, als ein schmachvoller Widerspruch dieser Demokratie zu ihrem Lebensprincip, in ihrer ganzen Stärke fortbesteht.

Die Entscheidung über das Schicksal des Königreiches Sachsen und des Herzogthumes Warschau war, durch die besondere Lage der Dinge und die verschiedenen Interessen der Mächte, ein Gegenstand von allgemeiner Wichtigkeit und schwer zu lösender Verwickelung geworden, was unter etwas anderen Umständen nicht in diesem Grade der Fall gewesen sein würde. Die Theilung eines ganzen großen Reiches und Volkes, wie das alte Polen, hatte einst weniger Aufmerksamkeit und Widerspruch, als jetzt auf dem Wiener Kongreß die Bestimmung über im europäischen Staatensystem viel geringer wiegende Verhältnisse erregt.

Friedrich August, König von Sachsen und Herzog von Warschau, hatte, theils von Napoleon's langem Glücksstern geblendet, theils von übel verstandener Treue an die gegen denselben eingegangenen Verpflichtungen gefesselt, bis zum letzten Augenblicke, wo die Entscheidungswürfel bei Leipzig fielen, zu dem Eroberer gestanden. Nach jener Schlacht war er in die Gewalt der Verbündeten gerathen, und eine Zeit lang in Berlin und dessen Nähe, obwohl unter Beobachtung aller seinem Range gebührenden Rücksichten, unter preußischer Aufsicht gehalten worden. Später begab er sich nach Preßburg, wo er bis gegen Ende des Kongresses blieb.

Preußen hatte durch seine eigenen begeisterten Anstrengungen, und durch den Einfluß, den sein Beispiel auf die Erhebung Norddeutschlands gegen die französische Herrschaft hervorgebracht, am meisten zum Sturze Napoleon's beigetragen. So viel England, Rußland und Oesterreich auch gethan, die entscheidendsten Schläge waren den Franzosen von der Katzbach an bis zum Montmartre von dem preußischen Heere beigebracht worden. Es war nothwendig, daß bei dem Wiederaufbau Europa's auf diese Macht eine besondere Rücksicht genommen wurde. Außerdem war Preußen im Vertrage von Reichenbach eine wenigstens gleiche Stärke und Seelenzahl, als es im Jahre 1805 besessen, versprochen worden. Es hatte aber das von ihm bis zum tilsiter Frieden besessene Südpreußen,

das den Kern des nachmaligen Herzogthumes Warschau bildete, Rußland, dieses ihm dagegen das Königreich Sachsen, zugesichert. Diese besonderen Uebereinkünfte konnten indessen erst durch die Zustimmung der übrigen auf dem Kongreß versammelten Großmächte ihre volle Gültigkeit erlangen. Die Erwerbungen am Rhein und in Westphalen vermochten den Verlust von Südpreußen und der beiden fränkischen Fürstenthümer, Anspach und Bayreuth, die Bayern behalten sollte, nicht aufzuwiegen. Nach allen Ausgleichungen fehlten Preußen zu den 9,884,000 Einwohnern, die es 1805 enthalten, noch 2,926,000. Rußland und Preußen, eng mit einander verbunden, glaubten beide, die ihnen, nach Dem, was sie vollbracht und gelitten, zustehende Vergrößerung, ersteres nur durch den Besitz des Herzogthumes Warschau, letzteres durch die Einverleibung des Königreiches Sachsen, erlangen zu können.

Der Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen und einer anderweitigen Entschädigung des Königs Friedrich August schienen anfänglich keine großen Hindernisse entgegenzustehen. Eine preußische Verwaltung war in Sachsen bereits im November 1814 eingerichtet worden. Friedrich Wilhelm III. hatte versprochen, dieses Land nicht seinen übrigen Provinzen zuzutheilen, sondern es als ein Ganzes, nach seinen bisherigen Einrichtungen und Gesetzen zu regieren. Eine Vereinigung der sächsischen und preußischen Staaten, unter demselben Souverain, galt in dem größten Theile von Deutschland für eine unvermeidliche Thatsache. Bei den ersten Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß über das Schicksal Sachsens hatte Lord Castlereagh die Ausdauer, mit welcher der König Friedrich August an dem Bündniß mit Napoleon gehalten, in den schärfsten Ausdrücken getadelt, und die Entsagung dieses Königs auf sein Land als eine gebührende Buße für das durch ihn an der allgemeinen Sache Europa's begangene Unrecht bezeichnet. Oesterreich zeigte sich anfangs den preußischen Ansprüchen ebenfalls nicht abgeneigt. Frankreich war aber einem Aufgehen Sachsens in Preußen, und einer Versetzung seiner Dynastie auf einen neu zu gründenden Thron von Hause aus entgegen. Ludwig XVIII., der auf seine Familienverbindungen viel hielt, und seine Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen, hatte Talleyrand den gemessenen Auftrag gegeben, das sächsische Haus in seinem angestammten Besitz so viel als möglich zu schützen. Talleyrand stellte dessen gänzliche Beseitigung als eine schwere Verletzung des Legitimitätsprincips dar, dessen Wiederherstellung nach Napoleon's Sturz die vornehmste Aufgabe der europäischen Politik geworden sei. Frankreichs Einspruch würde damals allerdings nichts entschieden haben, bot indessen

den heimlichen Gegnern Preußens immer einen Vorwand und eine Stütze dar. Bald ließen sich jedoch andere Stimmen zu Gunsten Friedrich August's vernehmen, die in jener Zeit von mehr Gewicht waren. Der regierende Herzog von Koburg that, im Namen der sächsischen Nebenlinien, Einspruch gegen die Aufhebung des Königreiches Sachsen als eines selbstständigen Staates, und der Entfernung seiner Dynastie. Er appellirte am Ende seiner Erklärung an den Richterstuhl der brittischen Nation, welche, bei ihrer Freisinnigkeit und ihrem Rechtsgefühl, die Unterdrückung eines Volkes und seines Fürstenstammes unmöglich gut heißen werde. Diese Berufung ward von der Opposition im Parlament begierig aufgefaßt, welche die Politik des Ministeriums in der sächsischen Frage auf das Heftigste angriff. Die öffentliche Meinung in England sprach sich bald in gleichem Sinne aus, und die Regierung wurde genöthigt, ihre Bevollmächtigten in Wien wenigstens zur Rettung der Königskrone für das sächsische Haus und eines Theiles seines Landes anzuweisen.

Die Unterstützung, welche unerwarteter Weise der König Friedrich August an England fand, wirkte auf die übrigen Mächte zurück. Es entstand ein langer Notenwechsel zwischen den beiden ersten Ministern von Oesterreich und Preußen, den Fürsten Metternich und Hardenberg, über diese Angelegenheit. Oesterreich, das der Vereinigung Sachsens mit Preußen anfänglich nicht widersprochen, sie aber auch nicht ausdrücklich zugestanden, trat jetzt entschieden dagegen auf. Vergebens suchte Hardenberg mit der Meinung durchzudringen, daß Sachsen nach dem Rechte der Eroberung behandelt werden könne, daß die Versetzung einer Dynastie auf einen anderen Thron keine Aufhebung derselben sei und das Princip der Legitimität nicht verletze, vergebens bot er für das sächsische Königshaus eine Entschädigung am Rheine an, machte auf die nachtheiligen Folgen einer Theilung des fraglichen Staates für dessen Bewohner aufmerksam, und wie Preußen nur in einer Einverleibung von ganz Sachsen Zusammenhang und Abrundung für seine Besitzungen finden könne. Oesterreich blieb unbeweglich, und verlangte die Erhaltung des Königs Friedrich August auf seinem Thron, wenn auch mit geschmälerten Gränzen. Bayern, das nach den ihm unter Napoleon's Protektorat gewordenen Vergrößerungen hochfliegende Hoffnungen nährte, war auf Preußen, das ihm nach dem tilsiter Frieden an Macht wenig überlegen gewesen, eifersüchtig, und arbeitete demselben in Bezug auf Sachsen ebenfalls entgegen. Die meisten kleineren deutschen Fürsten fürchteten das Beispiel der Vereinigung eines der bestehenden Staaten mit einem anderen, als eine Drohung für sie selbst, besonders da manche unter ihnen, durch die

lange Verbindung mit Napoleon, sich in einer dem Könige Friedrich August nicht unähnlichen Lage befanden. Es kam so weit, daß, besonders auf Talleyrand's Veranlassung, England, Frankreich und Oesterreich am 3. Jan. 1815 im Geheimen einen Vertrag unterzeichneten, dem auch Sardinien, die Niederlande, Hannover und Bayern beitraten, in welchem sie sich für gewisse Fälle bewaffnete Hülfe zusagten. Rüstungen wurden von beiden Seiten angeordnet, und selbst ein Kriegsplan entworfen, bei welchem besonders der bayerische Bevollmächtigte am Kongreß, Fürst Wrede, thätig war. Dieses Bündniß konnte nur gegen Preußen und Rußland, wenn sie auf ihren Ansprüchen beharren sollten, gerichtet sein. Die Kühnheit, unter allen Umständen, und selbst auf die Gefahr hin eines offenen Bruches mit den bisherigen Verbündeten, auf der Einverleibung ganz Sachsens zu bestehen, lag nicht in der Sinnesweise Friedrich Wilhelm III. und seines ersten Ministers. Es hätte dazu auch ohne Zweifel eine Berufung an die Völker Deutschlands, eine Erklärung, daß man nur in deren Interesse handle, und die rasche Gewährung freisinniger Institutionen gehört, um in der öffentlichen Meinung eine thätige Unterstützung zu finden. Solche Mittel lagen aber außerhalb des Kreises der damals herrschenden Vorstellungen. Man kam endlich unter den Mächten über eine Theilung Sachsens überein, vermöge deren Preußen von den 2,100,000 Einwohnern, aus denen der sächsische Staat bisher bestanden, 800,000 auf seinen Antheil erwarb. Die Elb-Festungen, Torgau und Wittenberg, wurden ihm übergeben. Die beiden Hauptstädte des Landes, Dresden und Leipzig, sollten bei Sachsen verbleiben. Der König Friedrich August wollte lange von keiner Abtretung wissen, und seine Rathgeber zogen nicht nur Alles herbei, was sein Verhalten während des großen Befreiungskampfes entschuldigen konnte, sondern sie unternahmen selbst das Unmögliche, indem sie ihn als vollkommen in seinem Recht befindlich hinzustellen versuchten. Da man zuletzt ohne ihn abschließen zu wollen erklärte, so wurde er endlich (18. Mai 1815) zur Unterzeichnung der Abtretungsurkunde bewogen. Anfang Juni kehrte er nach Dresden zurück und trat wiederum die Regierung seiner geschmälerten Staaten an. Die lange Eifersucht der Häuser Brandenburg und Sachsen, von denen letzteres bis zum dreißigjährigen Kriege das mächtigere gewesen, und sich später vergebens durch die polnische Königskrone für sein Sinken in Deutschland zu entschädigen unternommen hatte, endigte mit dem Siege Brandenburgs, einem Siege, der bei mehr Kühnheit und Beharrlichkeit vielleicht noch vollständiger ausgefallen wäre.

Mit den Unterhandlungen über Sachsen waren die in Betreff des Herzogthumes Warschau Hand in Hand gegangen. Anfänglich hatten England und Oesterreich die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens, mit einer eigenen Dynastie an der Spitze, gewünscht. Oesterreich wäre geneigt gewesen, zu diesem Zweck Gallizien, das ihm bei der ersten Theilung zugefallen, herauszugeben. Dieser Plan war aber nicht wohl ausführbar, da Rußland für seine im Kampfe gegen Napoleon gemachten Anstrengungen nur innerhalb des Gebietes des alten Polens entschädigt werden konnte, was mit einer Unabhängigkeitserklärung desselben unvereinbar gewesen wäre. Der Kaiser Alexander bestand aber auf dem Besitz des Herzogthumes Warschau, und versprach, es nicht nur zu einem Königreich mit Verleihung einer freien Verfassung zu erheben, sondern auch die altpolnischen, zu Rußland geschlagenen Provinzen mit demselben wieder zu vereinigen. Wenn Rußland den ungetheilten Besitz des Herzogthumes Warschau verlangte, so konnte Preußen die Einverleibung ganz Sachsens nicht aufgeben. Nach mehrmals in Stocken gerathenen Unterhandlungen ward endlich eine Ausgleichung gefunden. Rußland erhielt das Herzogthum Warschau, der Kaiser Alexander nahm den Titel eines Königs von Polen an, ertheilte ihm eine von seinen übrigen Staaten unabhängige Organisation, trat aber zugleich den westlichen Theil dieses Herzogthumes an Preußen ab, der unter dem Namen Großherzogthum Posen mit der preußischen Monarchie vereinigt wurde. Auf diese Art hatte der Kaiser Alexander im Wesentlichen seinen Zweck erreicht, und zugleich war die fehlende Entschädigung für Preußen ermittelt worden. Rußland gab außerdem die im Frieden von Wien 1809 von Ostgallizien abgerissenen Gebiete und die Salzwerke von Wieliczka an Oesterreich zurück. Preußen und Oesterreich machten sich, auf Englands Veranlassung, anheischig, die polnische Nationalität in den sie betreffenden Provinzen durch dieselbe berücksichtigende Einrichtungen zu schützen. Preußen hatte außerdem noch die einst unter polnischem Schutz gestandenen Städte Danzig und Thorn erhalten.

Die alte Königsstadt Krakau, über deren Besitz sich Rußland und Oesterreich nicht einigen konnten, ward in einem Vertrage vom 3. Mai 1815 zu einem Freistaat unter preußischem, österreichischem und russischem Schutze erklärt und demselben eine angemessene Verfassung verliehen, die aber in ihrer Wirksamkeit von den Residenten der drei Mächte beständig beaufsichtigt wurde.

Die Gründung eines Königreiches Polen, in den engen Gränzen, die ihm 1815 vorgezeichnet wurden, die Gewährung einer konstitutionellen

Verfassung unter einem Könige, der zugleich der Beherrscher eines viel größeren absoluten Staates war, und die Stiftung des Freistaates Krakau können nicht als glückliche politische Kombinationen angesehen werden. Sie waren, ohne Rücksicht auf die inneren Zustände, nur von dem Bedürfniß nach einer Ausgleichung der verschiedenen Ansprüche unter den Großmächten, eingegeben worden. Diese Schöpfungen trugen den Keim einer nicht fern liegenden Auflösung in sich. Es war zu wenig, wenn man die Erinnerungen der polnischen Nationalität in Betracht ziehen, und zu viel, wenn man dieselbe allmälig erlöschen lassen wollte.

Im sechsten Artikel des ersten pariser Friedens war bestimmt worden, daß die einzelnen deutschen Staaten unabhängig, aber durch einen Bund unter einander vereinigt sein sollten. Diese Erklärung, die zuletzt nach mancherlei Umwegen verwirklicht wurde, verhinderte nicht, daß anfänglich ganz verschiedene Meinungen und Absichten über einen staatlichen Wiederaufbau Deutschlands sich geltend zu machen suchten.

In der großen Mehrheit der deutschen Nation gab es damals keine bestimmten politischen Ideen irgend einer Art. Die Massen hatten sich auf den Ruf ihrer Fürsten gegen die immer drückender werdende Fremdherrschaft erhoben, und hofften nach deren Beseitigung auf bessere Zeiten für Verkehr und Gewerbe. Weiter gingen ihre Gedanken nicht. Der Instinkt der Nationalität war allerdings auch da, wo er lange geschlummert hatte, durch den Kampf gegen die Franzosen wieder erwacht, aber der lokale oder territoriale Patriotismus, die Anhänglichkeit an die angestammten Regierungen blieb, durch Jahrhunderte lange Angewöhnung genährt, das Vorherrschende in der Anschauungsweise des Volkes. Das allgemeine Band der Nationalität ward weniger gefühlt, als die mit einander erduldeten Leiden und zusammen erfochtenen Siege hätten voraussetzen lassen sollen. Die Trennung und Entfremdung der einzelnen Stämme und Staaten hatte zu lange gedauert, war zu tief in die Sitten und Einrichtungen eingedrungen, als daß eine so kurz dauernde Berührung und Vermischung, wie während des Befreiungskrieges, hierin eine plötzliche Veränderung hätte hervorbringen können.

In den gebildeten Klassen der Nation regten sich allerdings Wünsche nach größerer Einheit des Ganzen und mehr Freiheit im Einzelnen, aber sie fanden keinen Boden in den Gefühlen der Menge, und konnten deshalb in keiner entschiedenen Gestalt auftreten. Erst später entstand ein innerer Widerspruch gegen das Bestehende, der großentheils von dem auf den Universitäten und überhaupt in der Litteratur herrschenden Geiste ausging, aber anfänglich nur die Jugend ergriff. Die geringe Berück-

sichtigung, welche so viele deutsche Regierungen selbst den rechtmäßigsten Forderungen gewährten, ihre offen dargelegte Vorliebe für veraltete Vorstellungen und Einrichtungen, ihre Absicht, der Nation einen immer fühlbarer werdenden moralischen und politischen Stillstand aufzulegen, riefen endlich eine allgemeine Unzufriedenheit hervor. Aber selbst dann konnte, vermöge der langen Unfreiheit und Zersplitterung kein Weg gefunden werden, der zu einer Wiedergeburt Deutschlands geführt hätte.

Die größeren deutschen Souveraine hatten im Anfange des Krieges gegen Napoleon die Völker nicht blos zu der Vertheidigung ihrer Kronen, sondern auch im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit zu den Waffen gerufen, und selbst Rußland in der bekannten Proklamation von Kalisch die nationalen Interessen Deutschlands hervorgehoben. Aber nach beendigtem Kampfe sahen die Fürsten die Freiheit meist nur in der Wiederherstellung ihrer eigenen Regierungsrechte, und verstanden unter Unabhängigkeit nicht ein größeres Maaß innerer Bewegung, eine Theilnahme der Nation an dem Staatsleben, sondern die Entfernung einer fremden Einmischung in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten.

Napoleon hatte, obgleich er die Revolution gebändigt und sich unterworfen, in mancher Beziehung mit Recht für ihren Repräsentanten gegolten. Es war ihm nicht möglich gewesen, sich ganz von ihr zu trennen, und er hatte, selbst wider Willen und Absicht, durch seine Eroberungen manche ihrer Ideen und Institutionen in Deutschland, Spanien und Italien verbreiten helfen. Sein Fall erschien daher als eine Besiegung des revolutionairen Princips selbst. Da nun in den meisten Ländern des europäischen Kontinents ein Trieb nach größerer Freiheit und Selbstbestimmung, nach Beschränkung der obersten Gewalt in anerkannten gesetzlichen Schranken, erst durch die französische Revolution erwacht war, so glaubte man diesen Geist durch den Sturz des großen Erben der Revolution besiegt zu haben, und wollte, in jeder Forderung nach Gewährung politischer Rechte, und in jedem Streben nach nationaler Geltung, eine Verwandtschaft mit der Revolution erkennen.

Die deutsche Nation war, durch ihre Zersplitterung in eine Menge meist ohnmächtiger Staaten und durch ihre lange Entwöhnung von jeder politischen Regsamkeit, allmälig in einen tiefen Grad von Hülflosigkeit versunken, und an eine Nachgiebigkeit gegen jeden inneren und äußeren Druck gewöhnt worden. Da indessen, ungeachtet aller Schwächung des Volksgeistes, der Kern des nationalen Charakters von diesen Zuständen nicht angegriffen worden, so war immer Kraft genug vorhanden geblieben, um

sich der Herrschaft der fremden Eroberer zu entledigen. Zu dieser Befreiung hatten aber die Fürsten, die allerdings bei ihr auch am meisten zu gewinnen hofften, nicht nur mitgewirkt, sondern den ersten Anstoß zu ihr gegeben, und erst durch ihren Ruf den Funken zu einer Flamme angefacht. Es muß dies wenigstens in Bezug auf die beiden ersten deutschen Souveraine, und auch auf mehre kleinere, zugestanden werden. Die deutschen Völker hatten sich nicht so durchaus aus eigener Eingebung, wie z. B. die Spanier, gegen das fremde Joch erhoben. Die Losung war von oben gekommen, der Brennstoff allerdings vorhanden, aber erst von der Hand der Fürsten angezündet worden. Die lange Gewohnheit der Abhängigkeit hätte sonst die Gesinnung nicht zur That werden lassen. Diese Weise der Befreiung Deutschlands sollte auf die Gestaltung der deutschen Zustände von entscheidendem Einflusse werden, und überhaupt so lange nachwirken, als der Geist jener Epoche lebendig blieb. Die Völker traten nach beendigtem Kampfe, den sie mit gemeinsamer Anstrengung geführt und der einen Augenblick lang ihr Bewußtsein erhoben hatte, wieder in die Zersplitterung, die Unbestimmtheit und das Dunkel ihrer früheren Lage zurück. Um damals eine politische Wiedergeburt Deutschlands hervorzubringen, wäre nothwendig gewesen, daß die deutschen Völker dieselbe Kraft, wie für die Befreiung von der Fremdherrschaft, auch auf die Erringung größerer Einheit und Freiheit im Innern verwandt hätten. Da aber die Nation hierzu nicht genug geweckt und vorbereitet, überhaupt kein tiefes Bedürfniß nach einem höheren staatlichen Dasein fühlbar war, so glaubten sich auch die Fürsten nicht zu dessen Befriedigung veranlaßt. Sie kehrten allmälig in die alten Bahnen zurück, obgleich sie ihre Pflicht besser erfüllt und die eigene Zukunft mehr gesichert hätten, wenn sie, wie vorher für das Werk der äußeren Befreiung, so später für das der inneren Freiheit, ohne dringende Mahnung und angethanen Zwang, an die Spitze getreten wären.

Im Anfange der Verhandlungen über die Gestaltung der deutschen Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß wurden die nationalen Interessen nicht so gänzlich den politischen Kombinationen, wie gegen das Ende hin, und wie gar erst in den nachfolgenden Jahren geschehen sollte, nachgesetzt. Die preußischen und österreichischen Staatsmänner hatten noch nicht vergessen, welchen Vortheil die Franzosen, bei ihren Angriffen, aus dem Mangel an Einheit und Volksthümlichkeit im deutschen Leben gezogen, und wie sehr dadurch nicht blos die deutsche Nation, sondern auch die Dynastien, namentlich die beiden ersten, die zugleich eine europäische Bedeutung besitzen, bedroht gewesen waren. Man suchte eine Zeit lang

nach einem Bande festerer Vereinigung, obgleich fast mit Bestimmtheit vorausgesehen werden konnte, daß ein solches unter den vorhandenen Umständen nicht aufgefunden werden würde.

Außer den eigentlichen politischen Leitern des Kongresses, gab es bei demselben auch eine Anzahl bedeutender Männer von ächt vaterländischer Gesinnung, seltener Erfahrung und reichem Wissen, unter denen vor Allen Stein und Gagern genannt werden müssen, welche aus den alten Einrichtungen Deutschlands, was ihnen der Erhaltung würdig schien, zu retten, mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu verbinden, und dadurch einen Bau herzustellen dachten, welcher dem deutschen Volke mehr Einheit und Freiheit im Innern, mehr Sicherheit und Macht nach Außen gewähren konnte. Diese durch Charakter und Geist gleich sehr hervorragenden Männer waren trefflich dazu geeignet, die alten Schäden des deutschen Staatslebens nachzuweisen, gegen ihre Wiederkehr zu warnen, allgemeine Ansichten über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Völker aufzustellen, vermochten aber nicht, sobald von einer wirklichen Wiederherstellung für Deutschland die Rede war, etwas Mögliches und Ausführbares vorzulegen. Sie schwankten zwischen Altem und Neuem hin und her, und ihre Pläne entbehrten der thatsächlichen Anwendbarkeit, ohne die in der Politik Alles nur Schatten und Traum ist. Es war dies weniger die Schuld dieser sonst sehr begabten Persönlichkeiten, als eine Folge der Zerrissenheit und Verwirrung der deutschen Zustände selbst, der Gleichgültigkeit in der großen Mehrheit der Nation gegen Alles, was nicht die Bedürfnisse des besonderen Daseins betrifft, der unklaren Vorstellungen in den gebildeten Klassen, der Selbstsucht der früher bevorrechtet gewesenen Stände, die, nach der Hinwegräumung Napoleon's, nur an die Erneuerung ihrer geschmälerten oder verlorenen Vortheile dachten. Es fehlte dem deutschen Leben nach wie vor den Befreiungskriegen an einem gemeinsamen Pulsschlage, und an dem Schwunge des Geistes, ohne den selbst ein leichteres Werk, als eine Regeneration Deutschlands, nicht zu Stande kommen konnte. Weder der politische Verstand der Einen noch die patriotische Begeisterung der Anderen konnte dazu ausreichen. Die Gleichgültigkeit der Massen zog Alles mit sich herab. Die Ideen sind die Arbeit Einzelner, aber zu ihrer Verwirklichung gehört, besonders in einer Zeit, die von Parteien zerrissen ist, und, zwischen Vergangenheit und Gegenwart schwankend, einer einmüthigen Richtung entbehrt, die Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit des Volkes, dessen Zustimmung allein den Ausschlag zu geben vermag.

Verschiedene Meinungen über eine Neugestaltung Deutschlands er-

füllten eine Zeit lang die Gemüther, die aber zuletzt sämmtlich als unausführbar verworfen werden mußten. Eine Lieblingsvorstellung der patriotischen Partei war die Wiederherstellung der Kaiserwürde, als ob diese an und für sich ein Talisman wäre, der das Geheimniß der nationalen Wiedergeburt enthielt und als ob unter dieser Kaiserwürde Deutschland nicht immer tiefer an Einheit, Macht und Sicherheit herabgekommen wäre. Man theilte sich alsbald über diese Frage, oder vielmehr eine solche Theilung lag in der Natur der Sache selbst. Die Einen dachten dabei an Oesterreich, die Anderen an Preußen, ohne zu erwägen, daß die eine dieser Kombinationen eben so unmöglich wie die andere geworden, daß Oesterreich sich nicht von Preußen aus Deutschland hinausdrängen oder sich ihm unterordnen, und daß Preußen nie eine bestimmte Suprematie Oesterreichs anerkennen würde. Die Unmöglichkeit, diese Hindernisse zu überwinden, führte auf die Ansicht, diesen Dualismus in bestimmte Gränzen einzuschließen, und dadurch unschädlich zu machen, den Norden Deutschlands der Leitung Preußens, den Süden der Oesterreichs zu übergeben, und zwei Deutschlande zu konstituiren, die nicht nur nach Außen hin ohnmächtig gewesen, sondern unfehlbar sehr bald gegen einander zu Felde gezogen sein würden. Man schmeichelte sich, daß aus dieser Zweiheit später eine Einheit, zu der es für den Augenblick keine Aussicht gab, hervorgehen würde. Es kam dann die Idee von einer deutschen Pentarchie auf, die für Deutschland dieselbe Bedeutung, wie die fünf Großmächte für Europa, haben sollte, aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Würtemberg und Hannover bestehend, und als Zusatz zu diesem Plan die Bildung eines besonderen Ausschnittes in Deutschland, aus den Großherzogthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern und freien Städten zusammengesetzt, der im Nothfalle gegen jene Pentarchie eine Opposition bilden und ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Interessen erhalten sollte. Ein preußischer Entwurf, mit einer Eintheilung Deutschlands in sieben Kreisen und einer der Erhaltung der Einheit des Ganzen und der Freiheit der Einzelnen angemessenen Organisation, einem Bundesgericht, einer starken Wehrverfassung, dem Anschlusse der Niederlande und der Schweiz, war unter allen diesen ephemeren Plänen der volksthümlichste und durchdachteste, und der, wenn überhaupt in jener Zeit eine Regeneration Deutschlands möglich gewesen wäre, die meiste Berücksichtigung verdient hätte. Ueberhaupt hielt Preußen am längsten an dem Gedanken einer, so weit es die Umstände erlaubten, möglichen deutschen Einheit fest. Noch im April (1815) war dasselbe, nachdem es schon Vieles von seinen früheren Absichten hatte aufgeben müssen, für die

Errichtung eines beständigen Vollziehungsrathes, nur aus einigen Bundesgliedern bestehend und ausschließend zu der Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten bestimmt, und für eine nur von Zeit zu Zeit einzuberufende Bundesversammlung. Aber alle Entwürfe, die Deutschland wenigstens die Form einer einheitlichen Organisation und eines wirklichen Bundesstaates verleihen sollten, scheiterten zuletzt an den verschiedenen Interessen der einzelnen deutschen Dynastien und an der politischen Bewußtlosigkeit der Bevölkerungen selbst.

Die bedeutenderen unter den ehemaligen Rheinbundsfürsten, Bayern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, waren es vorzüglich, welche, mit ihren Ansprüchen auf eine durchaus unabhängige Souverainetät, der Bildung eines Bundesstaates, und der damit zusammenhängenden Unterordnung der Einzelnen unter das Ganze, am meisten entgegenwirkten. Bayern bekämpfte hartnäckig die Errichtung eines Bundesgerichts, und nahm das Recht für sich in Anspruch, sich über Kriege oder Unterhandlungen mit fremden Mächten unumschränkt entscheiden zu dürfen. Würtemberg setzte den Berathungen alle möglichen Hindernisse entgegen, und schien mehr als einmal geneigt, einen ganz eigenen Weg einschlagen zu wollen. Obgleich es von selbst klar war, daß alle diese Regierungen nicht, wie Oesterreich und Preußen, durch sich selbst bestehen, sondern ohne den Anschluß an Deutschland unter fremde Botmäßigkeit fallen mußten, so waren dennoch dem Kongreß, durch die früher mit ihnen zu der Bekämpfung Napoleon's abgeschlossenen Verträge, die Hände gebunden.

Oesterreich stellte, nach dem Fehlschlagen aller anderen Versuche zu einer kräftigeren Einigung Deutschlands, endlich den Gedanken eines Bundes aller deutschen Staaten mit gleichen, nur in bestimmten Fällen nach dem Machtverhältniß modificirten Rechten, und der Errichtung einer Bundesversammlung, einzig aus den Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen, ohne Zuziehung einer Volksvertretung, bestehend, demnach eines Staatenbundes, statt eines Bundesstaates, auf. Es sollten den einzelnen Staaten nur so viele Beschränkungen nach Außen hin auferlegt werden, als zum Bestehen eines solchen Bundes durchaus nothwendig waren, sie sonst aber im Innern durchaus unabhängig sein. Als Zweck dieses Bundes trat, statt einer politischen Einheit, fast ausschließend die Vertheidigung gegen auswärtige Feinde hervor. Erst später veranlaßte die Besorgniß vor dem Umsichgreifen revolutionairer Ideen das Streben nach einer größeren Uebereinstimmung in der Gesetzgebung, wenigstens in gewissen Theilen derselben, in Bezug auf Presse, Vereinsrecht, landständische Befugnisse u. s. w., wobei die einzelnen Regierungen von der

früher fast unbeschränkten Unabhängigkeit im Innern Manches aufzugeben veranlaßt wurden.

Dieser Plan ward, nachdem über eine anderweitige Einigung viele Zeit fruchtlos verloren gegangen, rasch verwirklicht, und der deutsche Bund in das Leben gerufen, wie er im Wesentlichen noch jetzt besteht. Derselbe sollte aus neununddreißig Mitgliedern, fünfunddreißig souverainen Fürsten und vier freien Städten, zusammengesetzt sein. Zum Sitz der Bundesversammlung ward Frankfurt am Main gewählt, und der Vorsitz in ihr Oesterreich, aber nur die formelle Geschäftsleitung, ohne besondere Vorrechte, zuerkannt. Oesterreich und Preußen traten nur mit dem Theil ihrer Staaten, die früher zum deutschen Reich gehört hatten, in den Bund ein. Die Bundesversammlung wurde in einen engeren Rath und ein Plenum getheilt. Die Mehrheit der Stimmen entschied in beiden Abtheilungen, in ersterer absolut, in letzterer mit zwei Drittheilen der Stimmen. Nur bei organischen Einrichtungen ward Einhelligkeit aller Mitglieder verlangt. Der engere Rath zählte siebenzehn, das Plenum neunundsechzig Stimmen.

Als es sich darum handelte, die Staaten zu bestimmen, die als selbstständige Glieder in den deutschen Bund aufgenommen werden sollten, ging man von dem Grundsatz aus, nur diejenigen als solche gelten zu lassen, die bei Auflösung des Rheinbundes souverain gewesen, oder wie Hannover, Kurhessen, Braunschweig in ihre alten Rechte wieder eingesetzt worden. Die fürstlichen und gräflichen Geschlechter, die durch die Stiftung des Rheinbundes ihren früheren von Napoleon zu Königen und Großherzogen erhobenen Mitständen unterthänig geworden, die Mediatisirten, erhielten die zur Zeit des deutschen Reiches besessene Landeshoheit nicht zurück. Zwei von den Rheinbundsstaaten, die Großherzogthümer Frankfurt und Würzburg, verschwanden ganz, mehrere andere wurden mediatisirt. Von den vielen früher bestandenen Reichsstädten traten nur Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main als souveraine Staaten in den deutschen Bund ein.

Bei dieser Aufnahme der Einen und Ausschließung der Anderen mußte, wie bei allen politischen Kombinationen, Manches als Willkühr erscheinen, die aber unvermeidlich geworden war. Da der deutsche Bund überhaupt keine Fortsetzung des alten deutschen Reiches, wofür er hier und da irrthümlich angesehen wurde, sondern eine neue Schöpfung war, die mit diesem nur durch gewisse territoriale Verhältnisse eine Aehnlichkeit bot, so konnte der Maßstab für die Gegenwart auch nicht der Vergangenheit entlehnt werden. Unter den vorhandenen Umständen war es

nicht möglich, irgend wie ein streng folgerechtes Princip zur Anwendung bringen zu wollen. Es war Unglück genug für die deutsche Nation, daß sie fortan in neununddreißig Staaten getheilt sein sollte. Alle früher souverain gewesenen Fürsten, Grafen und Städte in den deutschen Bund eintreten zu lassen, würde die Zerrissenheit zu einer unerträglichen Höhe gesteigert haben.

Die Mediatisirten, von denen viele auf dem Kongreß selbst erschienen, setzten Alles in Bewegung, um ihre frühere Landeshoheit wieder zu erhalten, und als dies unmöglich geworden, wenigstens durch einige Stimmen in der Bundesversammlung vertreten zu werden, und so den Schein einer gewissen Unabhängigkeit zu gewinnen. Es war aber nicht wohl zulässig, daß sie zugleich Mitglieder einer Vertretung von souverainen Staaten und Unterthanen eines anderen Fürsten sein konnten. Sie mußten sich zuletzt mit einigen persönlichen Ehrenrechten für sich und ihre Familien, der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern, der Befreiung von der Militairpflichtigkeit, einem privilegirten Gerichtsstande, der Jurisdiktion auf ihren Besitzungen begnügen, blieben aber unter der Oberherrschaft und den Gesetzen des Staates, dem sie bei der Stiftung des Rheinbundes zugetheilt worden.

Die zahlreiche ehemalige unmittelbare Reichsritterschaft suchte ebenfalls ihre früheren Privilegien geltend zu machen, sprach, wie die Mediatisirten, von unveräußerlichen Rechten, von angeborenen Unterthanen, erreichte aber nur die Wiederherstellung einiger privaten Vorrechte ohne staatliche Bedeutung.

Im deutschen Volke verhallten die Klagen dieser ehemaligen Reichsunmittelbaren, ohne den geringsten Wiederhall zu finden. Nur sie selbst und ihre besonderen Anhänger setzten sich dafür in Bewegung. Dieser hohe deutsche Adel, der seit einigen hundert Jahren mehr keine politische Rolle gespielt, der Unterdrückung der alten Volksrechte, so lange er nicht selbst darunter litt, ruhig zugesehen, und später den Absolutismus des deutschen Hof- und Militairwesens nach Kräften begünstigt hatte, war durchaus unpopulair, und überhaupt, außer in seinen nächsten Umgebungen, ganz vergessen worden. Es konnte fortan in Deutschland nur Regierungen und Völker, aber nicht mehr Zwittersouverainetäten geben.

Die Bestimmungen über das Kriegswesen des Bundes, namentlich die Anlegung bewaffneter Vertheidigungslinien, die Freiheit der Stromschifffahrt, über das Postwesen, so weit es in mehren Ländern dem Hause Thurn und Taxis gehörte, den Nachdruck, die konfessionellen Verhältnisse sollten den Bau des neuen Deutschland vollenden.

Die meisten den deutschen Bund betreffenden Anordnungen waren mit großer Eile betrieben worden. Man hatte sich so lange bei den Fragen über Vergrößerung, Entschädigung, Austausch aufgehalten, daß die inneren organischen Zustände nur oberflächlich angedeutet werden konnten. Die unerwartete Rückkehr Napoleon's nach Frankreich, der Umsturz des Bourbon'schen Thrones, die Aussicht auf einen neuen großen Krieg, die nöthigen Vorbereitungen zu demselben, nahmen in der letzten Zeit vorzugsweise alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. Am 8. Juni (1815) ward die deutsche Bundesakte in zwanzig Artikeln, und den Tag darauf die allgemeine Kongreßakte in hunderteinundzwanzig Artikeln unterzeichnet.

Der römische Bevollmächtigte am Kongreß, Kardinal Consalvi, erließ im Namen des Pabstes eine Protestation gegen die in Wien gefaßten Beschlüsse, weil das deutsche Reich, welches einst zu der Kirche in einer besonders nahen Beziehung gestanden, und die geistlichen Fürsten und Stifter nicht wiederhergestellt worden. Dieser Einspruch ward aber, obgleich allerdings einer höheren Quelle als der der ehemaligen Reichsunmittelbaren entsprungen, eben so wenig berücksichtigt. Er war auch nur die Sache einer formellen Konsequenz, und eine Wiederholung des Verhaltens, das die römische Kurie einst gegen die Beschlüsse des Kongresses in Münster und Osnabrück beobachtet hatte. Doch wurde dem Pabst der Vorrang seiner Nuntien und seiner selten gesehenen Flagge zugestanden.

Was die Anordnung der allgemeinen europäischen Verhältnisse betrifft, so hat der Wiener Kongreß im Ganzen das damals Mögliche geleistet. Dasselbe kann aber nicht von seiner Entscheidung über das Schicksal Deutschlands, das weit mehr in seiner Hand lag, behauptet werden. In Bezug auf die territorialen Verhältnisse war die geographische Zerrissenheit Preußens, dem die Eifersucht und der Neid der übrigen Mächte, Rußland und England ausgenommen, die gebührende Befriedigung versagte, ein Hauptfehler, dessen Folgen einst ganz Deutschland empfinden wird. Man konnte von dem Kongreß allerdings nicht verlangen, daß er aus Deutschland etwas ganz Anderes mache, als es bisher gewesen war. Um eine größere politische Einheit hervorzubringen, hätte eine thätige Theilnahme der Nation selbst dazu gehört, die nicht vorhanden war. Aber was den damaligen Leitern über Deutschlands Geschick mit Recht vorgeworfen werden kann, ist die geringe Berücksichtigung der inneren nationalen Interessen, und die ausschließende Sorge für die Zufriedenstellung dynastischer Konvenienzen und Prätentionen. Von der

Bundesakte ward der Ausbau der inneren deutschen Zustände dem Belieben und der Willkühr der Regierungen überlassen. Der 13. Artikel, der überall die Errichtung landständischer Verfassungen anordnete, hatte nichts über den Zeitpunkt und die Art derselben festgesetzt. Die politische Gleichberechtigung der drei christlichen Konfessionen war ausgesprochen worden, aber es ward so viel wie nichts gethan, um diesen Grundsatz geltend zu machen. Unter einem Volke, wie das deutsche, wo die Litteratur, bei dem Mangel an politischer Bewegung, eine so hohe Stelle einnimmt, so vieles Fehlende zu ersetzen bestimmt ist, blieb, und zwar in dem ersten deutschen Staate, in Oesterreich, der Nachdruck nach wie vor bestehen. Der Wiener Kongreß organisirte Deutschland nur von außen, die inneren Verhältnisse blieben schwankend, dunkel und unbestimmt. Die Nation, ohne bestimmt gewährleistete Rechte, trat wieder in den Hintergrund zurück. Die neuen Zustände entsprachen weder den Hoffnungen, welche die Völker im Drange des Kampfes und der Begeisterung des Sieges gehegt hatten, noch den Opfern, die sie für die Befreiung ihrer Fürsten von der fremden Botmäßigkeit gebracht hatten. Es ward damals weniger durch Das, was die Machthaber thaten, als durch das von ihnen Unterlassene, der Samen zu einer ungewissen, stürmischen Zukunft ausgestreut.

---

10. Napoleon's Wiederkehr. — Verhältniß der Parteien zu ihm. — Murat's Losbrechen in Italien. — Seine Niederlage und Flucht.

Napoleon war, von den ungeheuern Anstrengungen in seinem letzten Feldzuge erschöpft, von den erschütternden Schlägen, die er durch seine Abdankung, die Trennung von Gemahlin und Sohn, und durch die Undankbarkeit so vieler seiner ersten Diener und Günstlinge erfahren, betäubt, in trüber und gedrückter Stimmung auf der Insel Elba, seinem neuen Bestimmungsorte, angekommen. Wahrscheinlich würde kein anderer Mensch in ähnlicher Lage, nachdem er Alles verloren, wofür er so lange gelebt, sich auch nur einigermaßen aufrecht erhalten haben. Aber Napoleon's Wesen war aus zu starkem Stoff gewoben, um irgend einem Unglück ganz zu erliegen. In der äußeren Ruhe und Beschränktheit seines neuen Aufenthaltes ward er sich selbst wiedergegeben. Anfänglich mit

seinem Schicksal scheinbar ausgesöhnt, traf er auf der kleinen Insel Anstalten wie zu einer dauernden Niederlassung, ordnete Bauten und Anpflanzungen an, und that, als wolle er in Porto-Ferrajo dieselbe Rolle, wie einst Diokletian in Salona, spielen. Aber die ihm näher standen, begriffen, daß diese Entsagung nur eine Maske war, die er vornahm, um den Argwohn seiner Feinde von sich abzulenken. Er hatte zu hoch dagestanden, er fühlte zu viele Kraft in sich und war noch nicht alt genug, um nicht an die Wiedererlangung des Verlorenen zu denken. Die Großmuth oder Unvorsichtigkeit der Sieger hatte ihm in der Ueberlassung einer, wenn auch kleinen, aber unabhängigen Herrschaft, in der Nähe der französischen Küste, die Mittel zur Ausführung weiterer Entwürfe verliehen. Sein Charakter hätte hinlänglich bekannt sein können. Gleichwohl hatten ihn seine Gegner nach sich selbst beurtheilt, und gemeint, daß er sich von solchem Falle nie mehr aufrichten werde. Aber Napoleon war eine von den Naturen, die die ihnen angeborene Richtung nicht aufgeben können. Der Drang zu Thaten wirkte in ihm mit der Kraft eines unwiderstehlichen Instinkts. Nur unübersteigliche Hindernisse, wie Krankheit oder Gefangenschaft, hätten seinen Geist lähmen, obwohl auch selbst dann nicht brechen können. Als er nach einigen Wochen zurückgezogenen Lebens eine der Höhen von Elba erstieg, und die Gränzen der Insel überschaute, rief er: „Mein Reich ist doch sehr klein!“ — Seine Begleiter ahnten, was in ihm vorging. Von diesem Augenblick an verließ ihn nicht mehr der Gedanke der Rückkehr nach Frankreich.

Die Hauptsache für ihn war, daß er an Elba einen festen Punkt besaß, auf dem er die Maschinen seines Ehrgeizes ungestört aufpflanzen konnte. Als Gast oder Schützling in einem fremden Staate lebend, hätte selbst sein eiserner Wille sich vor der Unmöglichkeit beugen müssen. Außerdem stand ihm eine kleine, aber erlesene Heerschaar, deren begeisterte Anhänglichkeit an ihn sein Unglück noch vermehrt hatte, es standen ihm die Mittel zur Ueberfahrt nach Frankreich zu Gebote. Zugleich war die innere Lage dieses Landes eine solche, daß er hoffen konnte, dasselbe zu überraschen, mit sich fortzureißen, es von Neuem zu einem Hebel für seine Größe zu brauchen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die gleichwohl immer einem Gelingen seiner Pläne entgegenstanden, verschwanden vor seinen Augen bei der Erinnerung an das unerhörte Glück, das ihn so lange begleitet, bei der Vergegenwärtigung der sonst nie gesehenen Laufbahn, die er zurückgelegt hatte. So wie Ludwig XVIII. der Ueberzeugung war, daß die achthundertjährige Herrschaft seines Hauses über Frankreich nicht durch eine fünfundzwanzigjährige Unterbrechung er-

loschen sei, eben so glaubte Napoleon, daß der Siegesstern, der von Montenotte an bis zur Moskowa ununterbrochen über ihm geleuchtet, durch die Unfälle der Jahre 1813 und 1814 nicht für immer verdunkelt worden. Lange gewohnt, allen Gefahren zu trotzen, alle Hindernisse zu überwinden, warf er sich in das größte Wagestück, welches die Geschichte kennt, und beschloß, mit einer Handvoll Krieger Frankreich wiederzugewinnen und Europa herauszufordern.

Napoleon, obwohl im Einzelnen, wie es seine Erziehung und sein Beruf mit sich brachten, von mathematischen Anschauungen erfüllt, wurde, im Ganzen und Großen, wie alle außerordentlichen Menschen, und vielleicht in noch höherem Grade als einst Alexander und Cäsar, von der Phantasie bestimmt. Wäre er dies weniger gewesen, so würde er allerdings nie so tief gefallen, aber auch nie so hoch gestiegen sein. Die Unternehmung, die Napoleon von Elba über Paris und Waterloo nach St. Helena führte, und die, namentlich bei der Kenntniß des Ausganges, der Nachwelt so abentheuerlich erscheint, konnte diesen Charakter nicht in den Augen eines Mannes haben, der 1799 das von englischen Flotten bedeckte Mittelmeer glücklich durchschifft, in Frejus ohne Soldaten und Geld an das Land gestiegen, wenige Wochen später Herr über Frankreich geworden, und der, nachdem er eine halbe Million Krieger in Rußland verloren, einige Monate nachher wieder siegreich in das Herz von Deutschland vordrang. In Napoleon's Leben war Vieles so außerordentlich und an das Wunderbare streifend gewesen, daß in seinen Augen zuweilen die Gränzen des Möglichen und Unmöglichen in einander fließen mochten.

Aber abgesehen von den Eingebungen der Herrschsucht und den Erinnerungen an ein so lange von Sieg und Ruhm gekröntes Dasein, lag auch in der Stimmung des Volkes in Frankreich und in den Zuständen Europa's eine Versuchung für Napoleon, das Glück von Neuem auf die Probe zu stellen.

Es war Ludwig XVIII., ungeachtet der Hoffnung und Begeisterung, die ihm bei seiner Rückkehr entgegengekommen, ungeachtet der Verleihung einer freien Verfassung, nicht gelungen, die Kluft, die sein Haus, und das Princip, das es vertrat, von der seit beinahe einem Menschenalter in einer entgegengesetzten Richtung begriffenen Nation trennte, alsbald auszufüllen. Der Unterschied zwischen den Ueberlieferungen, Gesinnungen und Sitten des bourbon'schen und revolutionairen Frankreich war zu groß. Es standen sich da zwei Welten gegenüber, deren gegenseitige Duldung und Annäherung nur die Zeit herbeiführen konnte. Dies

hätte unfehlbar nach und nach stattgefunden, und es wäre zuletzt auch diesmal, wie schon oft in der Geschichte, aus einer Verschmelzung von ursprünglich feindlichen Elementen eine neue Gestaltung des politischen und socialen Organismus hervorgegangen, wenn diese von der konstitutionellen Charte Ludwig XVIII. vorbereitete Versöhnung durch Napoleon's gewaltsame Dazwischenkunft nicht verhindert, der Bruch vergrößert, und die Parteien noch weiter als bisher von einander entfernt worden wären.

Ludwig XVIII. hatte bei seiner Rückkehr Vergessen alles früher Geschehenen und gleiches Gesetz und Recht für alle Klassen versprochen, und in der von ihm verliehenen Verfassung diese Verheißung besiegelt. Aber es war nicht wohl möglich, daß nicht die beiden Stände, Adel und Geistlichkeit, die von der Revolution mit Vernichtung bedroht gewesen, und die mit dem alten Königshause durch gemeinsam erfahrene Drangsale geistig immer verbunden geblieben, von dessen Wiederherstellung eine Verbesserung ihrer eigenen Lage erwartet hätten. Für die höheren Kategorien des Klerus und Adels war durch die Bildung einer Pairskammer gesorgt und ihnen dadurch ein bestimmter politischer Einfluß zugesichert worden, den sie unter dem früheren Absolutismus nie in regelmäßiger Weise ausgeübt hatten. Aber unter der niederen Geistlichkeit und dem kleineren Adel, denen keine solche Entschädigung werden konnte, träumte man häufig von einer wenigstens theilweisen Erneuerung der alten Standesvorrechte, wozu bei der Regierung weder die Absicht, noch in den neuen Zuständen eine Möglichkeit vorhanden war. Viele Prediger mißbrauchten die Kanzel zu Angriffen auf Alles, was unter der Revolution und dem Kaiserreich entstanden war, und traten besonders gegen die Eigenthümer der ehemaligen Kirchengüter drohend auf. Unter dem unwissenden und mißtrauischen Landvolke mancher Gegenden verbreitete sich das Gerücht von einer Wiederherstellung des Zehnten und erregte böses Blut.

Am Hofe und in der Hauptstadt stießen sich der alte und neue Adel, und vornehmlich die im französischen Leben eine so thätige Rolle spielenden Frauen dieser Kreise ab. In den Provinzen erinnerten sich die ehemaligen Gutsherren der Abhängigkeit, in der einst die zu gleichberechtigten Nachbarn gewordenen Landleute zu ihnen gestanden. Die Anmaßung der Einen rief die Abneigung der Anderen hervor. Es waren dies Alles indessen mehr Neckereien als ernste Streitigkeiten. Denn einmal war es nur eine gewisse äußerste Partei in Klerus und Aristokratie, die sich zu dem Bestehenden in einem unausgleichbaren Gegensatze fühlte, und dann

würden diese Klassen, selbst wenn sie einig unter sich gewesen, und ihre ganze Kraft angewandt hätten, nicht im Stande gewesen sein, die Ergebnisse der Revolution nur wesentlich zu verändern, geschweige denn aufzuheben. Aber die Meinung, daß sie es wünschten und wollten, und von einer Partei am Hofe, an deren Spitze der Graf von Artois stand, bei ihren Ansprüchen im Geheimen ermuntert und unterstützt wurden, schadete der Restauration in einem Theile der Bevölkerung. Besonders fand dies in der zahlreichen Klasse der Käufer der ehemaligen Nationalgüter statt.

Am gefährlichsten für die Bourbonen war jedoch die Stimmung des ihnen von Napoleon zurückgelassenen Heeres. Ein Theil der obersten Befehlshaber, von denen manche den Lohn für die überstandenen Gefahren fortan in Ruhe genießen wollten, war für das neue System gewonnen worden. Aber selbst viele Generale und fast alle Officiere und Soldaten blieben von den Erinnerungen des Kaiserreiches erfüllt. Die französische Armee war, ungeachtet der erfahrenen Niederlagen, bei dem Bewußtsein des Muthes, mit dem sie bis zum letzten Augenblicke gekämpft, nichts weniger als gebeugt, sondern wurde im Gegentheil von einem hohen Selbstgefühl getragen. Sie glaubte, nicht einer überlegenen Tapferkeit und Kriegskunst, sondern, wie es in der That auch der Fall war, der numerischen Uebermacht erlegen zu sein, und brannte vor Begierde, die empfangenen Scharten wieder auszuwetzen. Napoleon hatte zu oft und zu lange gesiegt, als daß seine letzten Unfälle den Glanz seiner Thaten vermindert hätten. Es war dies selbst das Gefühl seiner Gegner, um so mehr das seiner Anhänger. Das Kriegsvolk dachte nur an ihn, sprach nur von ihm, er war für dasselbe nach wie vor die verkörperte Idee militairischen Ruhmes und nationaler Größe geblieben. Sein Sturz war so plötzlich, und dem Anscheine nach so unvorbereitet eingetreten, daß dessen Dauer nicht mögsich erschien. Der Anblick der aufgedrungenen weißen Fahnen und Kokarden, und die ruhmlose Persönlichkeit der so lange verbannt gewesenen Dynastie, die nur durch die Siege der Fremden zurückgekommen, regte in den Soldaten eine von Geringschätzung und Haß gemischte Empfindung auf. Daß Ludwig XVIII. eine Verfassung gegeben, die alle Bedingungen der Freiheit und des Fortschrittes enthielt, war ihnen gleichgültig oder unverständlich; die Vorstellung von äußerem Frieden und innerer Ruhe, die sich an den greisen König und seinen fast eben so bejahrten Bruder knüpfte, rief ihre Verachtung hervor. Die Armee, die unter Napoleon an die Stelle der

Nation getreten, glaubte die einzig rechtmäßige Vertreterin derselben zu sein, und über ihr Schicksal entscheiden zu können.

Das französische Volk im Allgemeinen fühlte sich durch den mit den verbündeten Mächten abgeschlossenen Frieden, den Verlust der früheren Uebermacht gedemüthigt, und gab ihn thörichter Weise den Bourbonen schuld, während er eine Folge der letzten Napoleon'schen Niederlagen, und besonders der in Deutschland und Spanien gegen den Unterdrücker der Nationalitäten erwachten Begeisterung war, welche die Fürsten diesmal zu benutzen verstanden hatten.

Ungeachtet dieser Gegensätze zwischen einer alten und einer neuen Zeit, ungeachtet der vorhandenen Keime der Unzufriedenheit und Uneinigkeit, würde keine neue Umwälzung erfolgt, und die Restauration sich allmälig befestigt haben, wenn nicht Napoleon wie eine drohende Wetterwolke am Horizonte Frankreichs gestanden hätte. Ohne ihn würde die Armee, aus Mangel an einem geeigneten Führer, nie zu Empörung und Abfall vorgeschritten sein, und bei der Unmöglichkeit, die Vergangenheit zu erneuern, sich zuletzt der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen, die Parteien aber, ohne blutigen Zusammenstoß, ihre Streitigkeiten auf dem Wege der Diskussion und parlamentarischen Berathung ausgefochten haben. Denn die große Mehrheit der Nation, die aufgeklärten und besitzenden Klassen, fast ohne Ausnahme, waren, obwohl ohne eigentliche Anhänglichkeit an die Bourbonen, für die Erhaltung des, wenn auch mit großen Opfern erkauften, Friedens, der mit einem Napoleon an der Spitze, wie eine lange Erfahrung gelehrt hatte, als unmöglich erscheinen mußte. Der höhere Gewerbe- und Handelsstand, die gebildete Mittelklasse überhaupt, die Wissenschaft und Litteratur hielten an dem Besitz einer freien Verfassung, die von Ludwig XVIII. eingeführt worden, und zogen einen wahrhaft konstitutionellen König, welches auch die Ansprüche sein mochten, die er vermöge seines Geburtsrechtes erhob, einem großen Despoten vor, der, obgleich aus dem Volke hervorgegangen und von demselben ernannt, sich zu dessen unumschränktem Herrn gemacht hatte.

Außer der Begeisterung des Heeres für seine Person und der Gleichgültigkeit der Massen gegen die Restauration, gründete Napoleon seine Hoffnungen auf die europäischen Zustände selbst, auf die Stellung, die mehre Großmächte während des Wiener Kongresses gegen einander eingenommen hatten, auf die Stimmung der Völker, über deren Geschick häufig gegen ihre Wünsche entschieden worden war. Er legte sich dies

Alles entschieden zu seinen Gunsten aus, und räumte diesen Verhältnissen in seiner Berechnung eine größere Bedeutung ein, als sie wirklich besaßen. Er übersah die Demüthigungen, welche so viele Fürsten, die Drangsale, welche so viele Völker von ihm erfahren hatten, und die Erbitterung, die eine neue Schilderhebung von seiner Seite hervorrufen würde. Er glaubte, nach der Kunde, die ihm über die Unterhandlungen in Betreff Sachsens und des Herzogthumes Warschau zugekommen, Rußland und Preußen bereit, gegen Oesterreich, Frankreich und England in die Schranken zu treten, während ihre Streitigkeiten schon vor seiner Ankunft in Paris beigelegt waren. Napoleon hoffte auf die frühere Freundschaft und Bewunderung des Kaisers Alexander für ihn, als ob diese nicht von dem Brande Moskau's verzehrt worden wäre; auf die Verwandtschaft mit dem Kaiser Franz, als ob eine solche die politischen Interessen der Souveraine und Staaten bestimmte. Er wollte in den Bevölkerungen Italiens, Belgiens, des linken Rheinufers, Polens Bundesgenossen für seine Sache erkennen, ohne zu bedenken, daß er diese Alle früher mehr oder weniger getäuscht hatte, oder daß sie nicht in der Lage waren, ihre Gesinnungen bethätigen zu können. Seine Phantasie, nebst seinem mathematischen Genie, der herrschende Zug in seinem Wesen, ließ ihn die Dinge so ansehen, wie sie mit dem Plan, der einmal fest in ihm stand, am besten übereinstimmten.

Im Grunde galten ihm, außer den Bourbonen, die er für hülf- und wurzellos in Frankreich hielt, nur zwei Mächte, England und Preußen, für unversöhnlich gegen ihn. Diese hoffte er zu besiegen, die anderen durch Versprechungen hinzuhalten, zu gewinnen, und so den großen Bund zu theilen. Mit dem Wechsel der politischen Kombinationen, der Selbstsucht der Höfe und Regierungen aus eigener Erfahrung vertraut, schien ihm eine solche Veränderung wohl möglich zu sein.

Was Napoleon's Entschluß beschleunigte, war die ihm durch seine Kundschafter zugekommene Nachricht, daß die in Wien versammelten Minister, auf Talleyrand's Veranlassung, sich über die Nähe seines Aufenthaltsortes zu Frankreich und die sich daran knüpfenden Gefahren zu beunruhigen anfingen, und ihn von Elba nach der Insel Ponza, an der Westküste des Königreiches Neapel gelegen, oder nach den Azoren bringen lassen wollten. Ob begründet oder nicht, diese Aussicht dünkte ihm schlimmer als der Tod. Wahrscheinlich würde er aber auch ohne solche Befürchtung das große Wagestück unternommen haben. Die Unthätigkeit und Langeweile eines beschränkten Daseins mußte Dem unerträglich

werden, der so lange an die freieste und größte Entwickelung seines Willens und seiner Kraft gewöhnt gewesen.

Eine eigentliche Verschwörung zu Gunsten des verbannten Kaisers bestand nicht. In Paris versammelten sich seine Anhänger allerdings häufig bei seiner Stieftochter Hortensia, der ehemaligen Königin von Holland, jetzt Herzogin von St. Leu genannt, bei Maret, Herzog von Bassano, Savary, Herzog von Rovigo, bei dem Grafen Lavalette, durch seine Gemahlin mit der Kaiserin Josephine verwandt, unterhielten sich mit Gleichgesinnten über die Fehlgriffe der bourbon'schen Regierung, die Stimmung des Heeres und Volkes, die großen Erinnerungen, die Napoleon zurückgelassen, und theilten sich ihre Hoffnungen auf eine Wendung der Dinge mit, dies Alles aber ohne einen bestimmt angenommenen Plan. Es war dies auch nicht nöthig. Die Verschwörung schwebte, so zu sagen, überall in der Luft, und ward, nirgends sichtbar, allgemein gefühlt. Wie so oft, ahnten auch diesmal Die von der Gefahr am wenigsten, die von ihr am meisten bedroht waren. Die königliche Familie, der Hof, die royalistische Gesellschaft lebten in gewohnter Weise fort, und verließen sich auf die Armee und die Napoleon'schen Generale, die gerade zu ihren entschiedensten Gegnern gehörten.

Bei Napoleon in Elba befand sich die schönste und gefeierteste unter seinen Schwestern, Pauline Borghese, und stand in ununterbrochener Verbindung mit ihren Freunden und Bewunderern in Frankreich und Italien. Sie begab sich während dieser Zeit mehrmals nach Italien, wo noch Murat regierte, und söhnte diesen mit Napoleon aus. Murat, der wußte, daß der Wiener Kongreß, besonders auf Talleyrand's Betrieb, auf seinen Sturz hinarbeitete, war bereit, seinen Schwager mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Vergebens ward ihm von diesem der Rath ertheilt, nicht eher loszubrechen, als bis Napoleon selbst den Kampf gegen die gemeinsamen Feinde begonnen haben würde, um dieselben dann auf zwei Seiten zu beschäftigen. Murat ging auf Alles ein, aber sein natürlicher Ungestüm, sein Mangel an Klugheit und Vorausberechnung vereitelten den gefaßten Plan.

Napoleon hatte seine Vertrauten in Paris benachrichtigen lassen, daß er den 1. April Elba mit seinen Truppen verlassen werde. Sei es, daß ihn der Drang, sich wieder des Thrones zu bemächtigen, keine längere Ruhe ließ, oder daß er eine Entdeckung seiner Absichten und Vorsichtsmaßregeln von Seiten der französischen Regierung fürchtete, plötzlich befahl er am Ende eines Balles, dem er bei seiner Schwester Pauline mit heiterer

Miene beigewohnt hatte, den beiden Generalen Bertrand und Drouot, Alles zur baldigen Einschiffung seiner 800 französischen Soldaten und ungefähr 100 Polen, die ihm nach Elba gefolgt waren, in Bereitschaft zu setzen. Am 26. Februar bei Sonnenuntergang verließ das kleine Geschwader, aus einer Brigg von 26 Kanonen und sechs Transportschiffen bestehend, den Hafen von Porto-Ferrajo. Das Volk stand in dicht gedrängten Reihen am Ufer und empfing Napoleon mit lautem Beifallsruf. Die Kanonen der Forts donnerten ihm ihren letzten Gruß zu. „Der Würfel ist gefallen!" — rief er, als die Berge der Insel ihm aus dem Gesicht verschwanden. Die Soldaten wußten noch nicht, wohin der Kaiser seinen Lauf richten werde. Als es hieß: „Nach Frankreich!" — erhob sich ein allgemeiner Jubel. Niemand zweifelte an dem Erfolge. Napoleon selbst war so ruhig und gefaßt, als sei keine Gefahr möglich. Die offene See schien ihn zu stärken. Das Meer gehörte in der That zu seinem Dasein. Er war an seinem Ufer geboren. Es hatte ihn einst von Korsika nach Frankreich, von da nach Egypten und wieder zurückgetragen, und war ihm immer günstig gewesen. Man hatte ihm in seiner ersten Jugend Beruf zum Seemann beigelegt. Die Erde war für ihn das Feld seiner Thaten, das Meer der Gegenstand seiner Erinnerungen und Träume geblieben.

Napoleon diktirte während der ersten Nacht seinen Generalen zwei von ihm, schon vor einiger Zeit, in der Stille verfaßte Proklamationen an das Heer und das Volk, die, am folgenden Tage von den Soldaten in zahllosen Abschriften vervielfältigt, bald nach der Landung gedruckt wurden, und die Eilboten waren, durch die er der Welt seine Annäherung ankündigte. Diese Proklamationen waren mit einer so sorgfältigen Berechnung der eigenen Lage und der Stimmung Derer, an welche sie sich richteten, abgefaßt, und athmeten zugleich einen solchen Geist von Kraft und Zuversicht, daß sie für unübertreffliche Meisterwerke einer eben so scharfsinnigen als flammenden Beredtsamkeit gelten können.

Der Wind war eine Zeit lang so ungünstig, daß die Seeleute dringend zur Rückkehr nach Porto-Ferrajo riethen. Aber Napoleon blieb unbeweglich. Eine Fregatte und später ein Linienschiff begegneten in einiger Entfernung dem kleinen Geschwader, das sie mit leichter Mühe hätten in den Grund bohren können. Aber Niemand ahnte, daß sich dort der Mann am Bord befand, der wiederum ganz Europa in Bewegung setzen sollte. Die feindlichen Kriegsschiffe verschwanden am Horizont. Als die französische Küste sichtbar wurde, sagte Napoleon zu den Soldaten: „Laßt uns die Farben Frankreichs anlegen, damit uns das Vaterland

wiedererkennt!" Man warf die weiß und amaranthne Kokarde der Insel Elba in das Meer und pflanzte die dreifarbige auf.

Am 1. März in der Morgendämmerung landete Napoleon's Schaar im Golf St. Juan, in der Nähe des kleinen befestigten Antibes, und schlug ihr erstes Feldlager in der Nähe eines Olivenwaldes auf, ein seltsamer Gegensatz zu einem Unternehmen, das einen so blutigen Ausgang nehmen sollte. Eine Aufforderung an den Kommandanten von Antibes, sich mit Napoleon zu vereinigen, ward nicht nur abgewiesen, sondern die zu diesem Zweck abgeschickte Abtheilung Soldaten, die unvorsichtiger Weise sich in die Stadt begeben, gefangen genommen und entwaffnet. Die Landleute, welche das Geräusch der Landung herbeigezogen, schienen mehr überrascht als begeistert zu sein.

Napoleon vermied es, die Provence zu durchziehen, wo die Bevölkerung elf Monate vorher, als er sich nach Elba begab, von den Royalisten und dem Klerus erregt, feindliche Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatte, und wo der alte Marschall Massena kommandirte, der nicht in das Geheimniß der Rückkehr Napoleon's gezogen worden war. Er beschloß, sich nach den Gebirgen zu wenden, die sich auf dem linken Ufer der Rhone erheben. Diese Gegend war von Truppen entblößt, und die Bevölkerung der kaiserlichen Regierung immer zugethan gewesen. Grenoble, die Hauptstadt der alten Dauphiné, ein fester Platz mit einer Besatzung, war das nächste große Ziel auf diesem Wege. Das Landvolk bewies zwar Theilnahme und Freude bei dem Anblick der dreifarbigen Kokarde, schloß sich aber nicht an. Napoleon rückte ungehindert vor, aber gleichwohl griff Niemand für ihn zu den Waffen. Er hatte einen Sturm von entgegenkommender Begeisterung erwartet, und sah sich fast eine ganze Woche lang in seinen Erwartungen getäuscht.

In der Nähe des Dorfes La Mure stieß Napoleon, bei einer Brücke, welche das Thal beherrscht, auf die ersten königlichen Truppen, welche von Grenoble abgeschickt waren, um ihm den Uebergang zu versperren. Es war dies ein Bataillon des 5. Linienregiments. Die Aufforderung des Generals Cambronne, dem Napoleon auf dem ganzen Zuge den Befehl über die Vorhut anvertraut hatte, sich mit dem Kaiser zu vereinigen, blieb vergeblich. Das Bataillon stand in Schlachtordnung und zum Angriff bereit. Eine Wiese trennte die kaiserlichen von den königlichen Schaaren. Napoleon fühlte, daß der Augenblick gekommen war, wo er diesen Widerstand mit Einsetzung seines Lebens beseitigen oder sein Unternehmen aufgeben mußte. Er stieg vom Pferde, ließ sein Gefolge zurückbleiben, und schritt allein und langsam, mit gesenktem Haupt und über

die Bruſt gekreuzten Armen, wie in tiefes Nachdenken verſunken, gegen die entgegenſtehenden Reihen vor. Der Commandeur des Bataillons befahl, ſich zum Feuern bereit zu machen. In demſelben Moment richtete Napoleon, der bis auf zehn Schritt an die Bajonette herangekommen war, ſich plötzlich empor, erhob das Haupt, breitete ſeine Arme aus und rief mit weithin ſchallender Stimme: „Soldaten des 5. Linienregiments! Gibt es Jemanden unter Euch, der auf ſeinen Kaiſer ſchießen kann, ſo thue er es! Hier bin ich!“ — Der Anblick und die Worte wirkten unwiderſtehlich. Es entſtand eine tiefe Stille. Die Gewehre ſenkten ſich, manchen Officieren fielen die Degen aus der Hand. Endlich brach der allgemeine Ruf: „Es lebe der Kaiſer!“ hervor. Die hinter Napoleon zurückgebliebenen Soldaten von Elba eilten herbei, und umarmten ihre Kameraden, welche die weißen Kokarden von ihren Hüten abriſſen, und die in ihren Torniſtern wie Reliquien aufbewahrten dreifarbigen aufſteckten. Der erſte Beweis von dem Zauber, den Napoleon's Gegenwart auf die Herzen der Soldaten ausübte, das erſte Zeichen zum Abfalle war gegeben, und das Unternehmen geglückt. Dieſem erſten Beiſpiele folgte gleich ein zweites. Der Oberſt Labedoyere, ein junger Mann von 29 Jahren, aus einer altadeligen, den Bourbonen beſonders ergebenen Familie, der eben erſt von Ludwig XVIII. den Befehl über ein Regiment erhalten hatte, führte daſſelbe Napoleon zu und warf ſich in deſſen Arme. Die vereinigten Schaaren zogen jetzt auf Grenoble, deſſen Thore noch geſchloſſen und die Wälle mit Kanonen beſetzt waren. Aber das Volk im Innern räumte alle Hinderniſſe fort. Die Beſatzung ging über. Napoleon hielt am Abend unter Fackelſchein ſeinen Einzug in Grenoble, das für ihn der Schlüſſel von Frankreich war. Jetzt blieb ihm nur noch Lyon zu gewinnen übrig. Von Paris hatte er, ungeachtet der Kern dieſer Bevölkerung dem Bonapartismus durchaus nicht zugethan war, keinen bedeutenden Widerſtand zu beſorgen. Nach Allem, was geſchehen, mußte es jetzt Napoleon, wie das Jahr vorher den Bourbonen, zufallen.

Die erſte Nachricht von Napoleon's Landung mit einer ſo kleinen Macht erregte am Hofe und in den officiellen Kreiſen der Hauptſtadt nicht nur keinen Schrecken, ſondern ſogar eine Art von Zufriedenheit. Man glaubte jetzt die Gelegenheit gefunden zu haben, mit ihm und ſeiner Partei einmal für immer fertig werden, und ſich dadurch von allen ferneren Beſorgniſſen vor ihm befreien zu können. Nur Ludwig XVIII., wie immer gefaßten und klaren Sinnes, gab ſich keinen Täuſchungen hin. Gerade die geringe Truppenanzahl, mit der ſein und ſeines Hauſes großer Feind eine ſolche That gewagt, führte ihn darauf, daß er in der Hauptſtadt und

dem Heere wichtige Verbindungen unterhalten haben, und des Beistandes oder der Gleichgültigkeit des Volkes gewiß sein mußte. Er meinte sehr richtig, daß das beste Mittel, um eine Gefahr zu beseitigen, die Ueberzeugung von deren wirklichem Vorhandensein ist.

In einem Ministerrath ward beschlossen, das Heer in und um Lyon unter den nominellen Oberbefehl des Grafen von Artois zu stellen, und ihm den Marschall Macdonald beizugeben. Ein zweites Korps in der Franche-Comté sollte unter dem Herzoge von Berry und dem Marschall Ney stehen. Massena im Süden und der Herzog von Angouleme im Südwesten sollten so manövriren, um Napoleon im Rücken und von der Seite zu fassen. In und um Paris war eine starke Truppenmacht versammelt, und man glaubte außerdem auf die royalistischen Elemente der Nationalgarde der Hauptstadt zählen zu können. Auf diese Art wäre Napoleon umzingelt und erdrückt worden. Dieser Plan wäre richtig berechnet gewesen, wenn die Truppen treu blieben und die Bevölkerung die Regierung unterstützte. Da Beides fehlte, so wurden alle Vorkehrungen vereitelt.

Die Prinzen des königlichen Hauses sollten bei dem zu erwartenden Kampfe eine hervorragende Rolle spielen, die Soldaten in ihrer Pflicht erhalten, und die Bürger für sich gewinnen, während der König selbst im Mittelpunkte des Reiches, Alles überschauend, zurückblieb. Aber diese Prinzen waren vom Volke nicht gekannt und von den Truppen nicht geliebt. Ohne den Ruf der politischen Weisheit, den Ludwig XVIII. im In- und Auslande besaß, und durch die Verleihung der konstitutionellen Charte bewährt hatte, würde seine Dynastie 1815 für immer verloren gewesen, und weder von der Nation noch den verbündeten Souverainen mehr anerkannt worden sein. Sein Bruder und Thronfolger flößte nicht das mindeste Vertrauen ein.

Dem fähigsten unter den Bourbonen, dem Herzoge von Orleans, schadeten die Erinnerungen seiner Jugend und seine schon damals unterhaltenen Verbindungen mit Bonapartisten und Republikanern, den natürlichen Gegnern seiner Familie. Man vertraute ihm deshalb kein selbstständiges Kommando an, sondern schickte ihn mit dem Grafen von Artois nach Lyon. Der Herzog von Bourbon ging nach der Bretagne ab, um besonders die größeren Städte dieser Provinz in der Treue zu dem Könige zu erhalten, denn unter dem Landvolke fand dies von selbst statt. Die Vendée sollte unter die Waffen gerufen werden. Aber einmal leisteten die bourbon'schen Prinzen nichts, was ihres Namens und ihrer Sache würdig gewesen wäre, den einzigen Herzog von Angouleme

ausgenommen, der im Süden einen muthigen, wenn auch zuletzt vergeblichen Widerstand versuchte, und dann schwankte die Bevölkerung zwischen den Erinnerungen an Napoleon und den Hoffnungen, welche die Restauration erregt hatte, bis die Annäherung des Ersteren die Entscheidung gab, und Alles auf seine Seite zog.

Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans hatten sich nach Lyon begeben, und in der wohlhabenden Klasse der Bevölkerung eine warme Aufnahme gefunden. Aber die zahlreichen Arbeiter dieser großen Fabrikstadt blieben gleichgültig, und die Soldaten waren schon von dem Gedanken des Anschlusses an Napoleon erfüllt. Als sie seine Vorhut von fern gewahr wurden, stürzten sie ihr aus der Stadt entgegen. Die vorstädtische Bevölkerung theilte ihre Begeisterung. Von der 20,000 Mann starken Nationalgarde, die den Tag vorher unaufhörlich die Namen „Ludwig XVIII. und Bourbon" im Munde geführt, ward keine Hand zur Vertheidigung des Thrones erhoben. Auf dem linken Ufer der Rhone wurden die kaiserlichen Adler und dreifarbigen Fahnen sichtbar. Die beiden Prinzen mußten Lyon nicht ohne Gefahr verlassen. Ein einziger Gensd'arme begleitete den Grafen von Artois ein Stück Weges, bis er in Sicherheit gebracht war.

Ludwig XVIII. that Alles, was er konnte, um sich seines gewaltigen Feindes zu erwehren. Gegen den Rath seiner Minister, welche Napoleon's Landung, selbst als derselbe schon in Grenoble eingezogen war, immer noch als ein Abentheuer ohne Gefahr ansehen wollten, hatte er die Kammern einberufen, um der Nation einen Beweis seines Vertrauens zu geben, und sich, Napoleon gegenüber, im Bunde mit den rechtmäßigen Vertretern des Landes zu zeigen. Unter anderen Umständen wäre eine solche Maßregel von großer Bedeutung gewesen. Aber die Kammern übten in jenem Augenblick keinen Einfluß aus. In der Pairskammer saß eine Menge dem Volke verdächtiger Ausgewanderten, und die Deputirtenkammer, die großentheils aus dem Napoleon'schen gesetzgebenden Körper bestand, war, einige populaire Namen ausgenommen, ohne Ansehen. Die von Anhänglichkeit an die legitime Dynastie und Haß gegen „den Tyrannen", wie Napoleon jetzt oft genannt wurde, glühenden Adressen und Reden der Pairs und Deputirten verklangen, ohne einen Wiederhall in dem Heere und den Massen zu finden.

Napoleon war in Lyon, wie in Grenoble, des Abends eingezogen, sei es, daß er über die Haltung, die er gegen das Volk annehmen sollte, dessen Ausgelassenheit und Zügellosigkeit ihm innerlich widerstand, zweifelhaft war, sei es, daß er einen meuchelmörderischen Anfall fürchtete, der

bei der Erbitterung, die manche seiner Feinde gegen ihn hegten, nicht unmöglich erschien. In Lyon fühlte er sich Frankreichs gewiß. Er hatte bis dahin viel von Freiheit und Volk gesprochen, und wohl Proklamationen, aber keine Dekrete erlassen. Jetzt nahm er wieder den Ton des Kaisers an. Er wandte einen Theil der Nacht dazu an, um neun Dekrete zu erlassen, durch die er alle von Ludwig XVIII. seit dessen Rückkehr ausgegangenen Regierungshandlungen für ungültig erklärte, die weißen Kokarden und Fahnen verbot, die Besitzungen der königlichen Familie mit Konfiskation, die der mit ihr zurückgekehrten Ausgewanderten mit Sequestration belegte, und die Berufung eines so genannten Maifeldes, aus Vertretern der Nation und der Armee bestehend, eine Nachahmung der altfränkischen Volksversammlungen, zur Berathung über die in der Verfassung vorzunehmenden Veränderungen bestimmt, ankündigte.

In Paris fuhr die Regierung fort, Verhaltungsbefehle an die Generale und Präfekten in den Provinzen zu erlassen, aber es fehlte der Hebel zu jedem erfolgreichen Widerstande gegen das verwegene Einschreiten Napoleon's, die Willfährigkeit des Volkes und die Treue der Truppen. Im Rathe des Königs drängte ein Plan den anderen, aber es mangelte an Mitteln der Ausführung. Die Polizei verbreitete in der Hauptstadt falsche Nachrichten über gegen Napoleon davon getragene Erfolge und den angeblichen Rückzug desselben. Aber bald kam die Wahrheit an das Licht, und eine tiefe Hülf- und Rathlosigkeit nahm überhand. Es lief die Nachricht vom Abfalle Ney's ein, der, nach den lebhaftesten Bezeugungen der Ergebenheit gegen den König und des Hasses gegen den Kaiser, plötzlich (14. März) in seinem Hauptquartier zu Lons le Saulnier Letzteren als den rechtmäßigen Souverain proklamirte, und sein Armeekorps ihm zuführte. Ney, eine rein soldatische Natur, war nur auf dem Schlachtfelde entschieden und wahrhaft bedeutend, sonst aber von seinen Umgebungen abhängig, ohne selbstständiges Urtheil und hellen Blick. Die Begeisterung des Kriegsvolkes für den Verbannten von Elba überredete ihn, daß dessen Wiederherstellung eine Nothwendigkeit für Frankreich geworden. Außerdem mochte in ihm die Erinnerung früherer Zeiten erwachen. Napoleon's Macht, wie eine Lawine anschwellend, drang unaufhaltsam über Macon, Chalons sur Saone, Auxerre gegen Fontainebleau vor.

Mitten in dieser allgemeinen Schwankung, diesem unerhörten Abfall, hielten die Kammern an Ludwig XVIII. fest. In einer feierlichen Sitzung, in welcher der König seine Trauer über das Schicksal Frankreichs, über die Drangsale eines auswärtigen Krieges, den Napoleon's

Erscheinen in Frankreich unvermeidlich gemacht, mit Würde und Rührung zu erkennen gab, und an die Segnungen des Friedens und der Freiheit erinnerte, die seine Rückkehr dem Lande verschafft, nahm auch der Graf von Artois das Wort, und versicherte in seinem und seiner Söhne Namen das unverbrüchlichste Festhalten an dem konstitutionellen Grundgesetz und dessen treueste Vollziehung. Diese Erklärung ward von den Kammern, obgleich des Prinzen bisheriges Verhalten ihr widersprach, beifällig aufgenommen. Die Pairs und Deputirten bewiesen nicht blos Anhänglichkeit, sondern wirkliche Begeisterung für den greisen König, der in ihren Augen der letzte Anker Frankreichs in dem heranbrechenden Sturme war. Auf Antrag des Deputirten Barrot, Vaters des später berühmt gewordenen Redners, erklärten die Kammern den Krieg gegen Napoleon für einen nationalen, da durch letzteren die politische Freiheit während seiner Regierung vernichtet worden, und er jetzt sich eigenmächtig erhoben habe, um die Krone Dem zu entreißen, welcher der Nation ihre verlorenen Rechte wiedergegeben hatte. Als der König den Sitzungssaal verließ, entstand nach großem Beifallsruf plötzlich eine tiefe Stille. Die Versammlung schien von dem Gefühl einer verhängnißvollen Zukunft erfüllt zu sein. Diese Ahnung betrog nicht.

Aber nicht nur in den Kammern, in Paris selbst herrschte in jenen Tagen eine trübe und schwere Stimmung. Man sah die Regierung des Königs ernstlich bedroht, welche, ungeachtet ihrer Fehlgriffe, von dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung immer bei weitem der des Kaisers vorgezogen wurde. Es kam Nachricht über Nachricht an, daß die zur Deckung der Hauptstadt bestimmten Truppen übergegangen oder zerstreut, die wenigen treu gebliebenen aber in vollem Rückzuge begriffen waren. Die soldatische Willkühr des Napoleon'schen Kriegsvolkes erbitterte Alle, die noch einen Funken von Unabhängigkeitssinn in sich trugen. Es bildeten sich Schaaren von Freiwilligen in der Jugend der höheren Klassen, um sich den Regimentern anzuschließen, die noch Stand hielten. Aber es war hierzu schon zu spät, und die Nationalgarde, die allein dem Widerstande einen Anhaltspunkt gewähren konnte, schien nur zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung geneigt zu sein.

Ungeachtet die Regierung des Königs offenbar in den letzten Zügen lag, so wagten die Anhänger Napoleon's in der Hauptstadt selbst nichts gegen sie zu unternehmen oder sich auch nur zu zeigen, sondern trafen ihre Verabredungen im Geheimen. Bis zum letzten Augenblick sah man in Paris keine kaiserlichen Farben oder Zeichen. Ludwig XVIII., der während dieser Katastrophe eine Fassung und Stärke darlegte, die ihn des Thrones

würdig erscheinen ließ, auch wenn er keine anderen Rechte auf denselben gehabt hätte, war endlich gezwungen, dem Strome zu weichen, wenn er nicht seine Freiheit auf das Spiel setzen wollte. Er verließ in der Nacht vom 19. zum 20. März, unter großen Beweisen von Trauer und Schmerz, nicht blos seiner persönlichen Anhänger, sondern auch der herbeigeeilten Befehlshaber der Nationalgarde, vieler Kammermitglieder und höherer Beamten, die Tuileries und wandte sich nach Lille, wo der Marschall Mortier die Truppen bisher noch im Gehorsam erhalten hatte, um dort den Sitz seiner Regierung aufzuschlagen. Er hatte vorher noch die Kammern aufgelöst. Die in Paris anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, ein Theil seines Hofes, seiner Leibwache, und viele ausgezeichnete Personen folgten ihm. Erst nach der Abreise Ludwig XVIII. begannen in den unteren Volksklassen, und besonders in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, sich Sympathien für Napoleon kund zu geben und dreifarbige Kokarden sichtbar zu werden. Die vielen in und um Paris anwesenden verabschiedeten Generale und Officiere versammelten sich am folgenden Tage, um ihn zu erwarten, und ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. Aber die bürgerliche Bevölkerung der Hauptstadt verhielt sich still und zurückgezogen.

Napoleon verzögerte seine Ankunft in Paris absichtlich, um den Bourbonen und ihren Anhängern Zeit zur Flucht zu lassen. Er kam am 19. März bei Tagesanbruch in Fontainebleau an und stieg in dem dortigen Schlosse ab. Bei dem Anblick der Säle und Gemächer, die elf Monate vorher Zeugen der Untreue eines Theiles seiner Generale und Hofleute, seiner Entsagung und Abreise nach Elba gewesen, gab er weder Trauer über die Vergangenheit noch Ueberraschung oder Freude über die Gegenwart zu erkennen, sondern that, als sähe er nach kurzer Abwesenheit eine seiner gewöhnlichen Residenzen wieder. Am folgenden Tage reiste er so spät von dort ab, daß er erst des Abends in Paris eintreffen konnte. Was er um jeden Preis hatte vermeiden wollen, war ein Versuch des Widerstandes von Seiten der Bourbonen, ihrer Garden und Anhänger in der Hauptstadt, nicht als ob er denselben für wirksam gehalten, sondern weil auch der geringste Zusammenstoß seiner Rückkehr einen Charakter von Zwang und Gewaltsamkeit gegen die Bevölkerung gegeben hätte, dem er, obgleich sein ganzes Unternehmen von der Art war, im Einzelnen sorgfältig ausgewichen war. Bei einigen Gelegenheiten waren seine Truppen zu einem Angriff auf die Vertheidiger der Sache des Königs geneigt gewesen, er hatte dies aber ausdrücklich verboten. Vom Golf von St. Juan bis Fontainebleau war kein Schuß

gefallen, und so sollte es auch bis Paris bleiben. Er wollte vor Europa und Frankreich das Ansehen haben, in friedlichster Weise von seinem Throne wieder Besitz zu nehmen, und damit nur den Erwartungen und Wünschen der Nation zu entsprechen. Deshalb setzte er sich erst, als man ihm den Abzug Ludwig XVIII., seiner Garde und der Schweizerregimenter gemeldet hatte, nach Paris hin in Bewegung.

Den Nachmittag des zwanzigsten März über waren, in Erwartung von Napoleon's Ankunft, dichte Volksmassen auf dem Platze vor den Tuileries versammelt gewesen, die sich aber, mehr von Neugierde als Anhänglichkeit getrieben, beim Einbruch der Dunkelheit wieder verlaufen hatten. Es war um das Schloß herum allmälig ganz einsam geworden, nur in demselben regte sich eine große Menge von Generalen, Officieren, Hofleuten und Beamten des Kaiserreiches. Gegen acht Uhr vernahm man das Rasseln von Wagen und sah den Schein vieler Fackeln um sie her. Alsbald stürzte Alles aus dem Schlosse nach dem Gitter zu. Eine Scene im altrömischen Styl erfolgte. Unter einem Sturm von Beifallsruf und Bezeugungen gränzenloser Ergebenheit ward der ersehnte Imperator auf den Armen seiner Getreuen die große Treppe hinauf in die hell erleuchteten Gemächer getragen, wo die, welche ihm nicht hatten entgegengehen können, ihn mit derselben Begeisterung empfingen.

Hätte Napoleon bei diesem Einfall in Frankreich nur den Zweck gehabt, die Größe seines Namens, die Macht seiner Persönlichkeit, einen in solchem Grade sonst nie gesehenen Einfluß auf den Willen, die Gesinnung, die Einbildungskraft des Volkes zu beweisen, so wäre dies vollkommen erreicht gewesen, und er hätte am 20. März von der Weltbühne abtreten können. Denn etwas Größeres, als mit 1000 Soldaten den mit allen Mächten verbündeten König eines Landes von dreißig Millionen Einwohnern anzugreifen und zu stürzen, eine ganze bestehende Ordnung der Dinge mit einigen Ansprachen und Erklärungen umzuwerfen, einen Kriegszug von 220 Stunden ohne Blutvergießen zurückzulegen, hatte er vorher nie gethan, und würde es auch in der Folge nicht haben thun können, wäre er auch wiederum als Eroberer aufgetreten. Letzteres war schon mehr wie einmal dagewesen. Alexander und Cäsar hatten sich zu Herren der damals bekannten Erde gemacht, Napoleon selbst eine Zeit lang von Madrid bis Warschau geherrscht. Aber was wollte dies im Vergleich zu dem Zauber sagen, mit dem der Verbannte von Elba durch seinen bloßen Namen, seinen Blick und seine Stimme, in wenigen Wochen Das vollführte, wozu Andere großer Heere und langer Jahre bedurft hatten? Wenn er am Tage nach seinem Einzuge in Paris plötz-

lich vom Tode ereilt worden, so wäre seine Erscheinung eine der räthselhaftesten in der Geschichte, und seine letzte Unternehmung das erstaunenswertheste Ereigniß seines an überraschenden Wirkungen so reichen Lebens gewesen.

Aber so gut sollte es Napoleon nicht werden, und das Schicksal streng, aber gerecht mit ihm erfahren. Kaum war er wieder in den Tuileries installirt, kaum der erste Jubel seiner Anhänger verklungen, als nicht nur die gewöhnlichen Sorgen und Schwierigkeiten der Regierung für ihn begannen, sondern die Folgen seiner That, die Illusionen, die er selbst gehegt und in Anderen genährt, das Widersprechende, Unhaltbare, in mancher Beziehung Unmögliche seiner Lage hervortraten. Die drei Wochen von seiner Landung bis zu seinem Einzuge in Paris sind, so zu sagen, der poetische Prolog zu dem Drama der hundert Tage gewesen. Die Prosa, und zwar eine mit Staub und Blut gemischte, nahm den Verlauf desselben ein, und erregte lange in der öffentlichen Meinung großen Haß gegen den Urheber so vielen Unheils, bis zuletzt das schwere, obwohl verdiente Unglück des außerordentlichen Mannes eine Versöhnung und Erhebung über die Leidenschaften des Tages herbeiführte.

Napoleon konnte keine seiner der Nation gemachten Versprechungen erfüllen. Die Parteien, die er beruhigen und um das Banner Frankreichs versammeln wollte, wurden durch ihn noch mehr als vorher erregt, und unvereinbar von einander getrennt. Er hatte durch sein Erscheinen den Ruhm Frankreichs wiederherstellen wollen, und rief im Gegentheil eine zweite Eroberung und tiefe Erschöpfung hervor, wie dieses Volk noch nicht erlebt hatte. Selbst seine persönliche Würde und Größe wurde während seiner zweiten Herrschaft vielfach gefährdet. Er war genöthigt, seine Ueberzeugungen zu verhehlen, die ihm entgegengesetztesten Meinungen zu dulden, Personen zu seinem Dienst zu verwenden und ihnen zum Theil sein Geschick anzuvertrauen, von deren Untreue gegen ihn er vollkommen überzeugt war, die ihn das Jahr vorher entweder schmählich verlassen, oder ihn vor noch ganz kurzer Zeit öffentlich und gröblich beleidigt hatten. Außerdem mußte er, was das Demüthigendste für ihn war, mit dem revolutionairen Element in den Massen, das er so lange unterdrückt hatte, sich befreunden, und fand zuletzt in der Nation, die durch seine Rückkehr irre geführt und aus der von ihr eingeschlagenen Bahn plötzlich herausgerissen worden, nicht die Begeisterung und Thatkraft vor, die er vorausgesetzt hatte, und ohne die ein neuer Kampf gegen Europa mit einem noch tieferen Falle als das erste Mal endigen mußte.

Napoleon besetzte sein Ministerium, seinen Staatsrath, die militairischen und administrativen Stellen großentheils mit denselben Männern, die ihm vor seiner ersten Entsagung gedient hatten. Aber diese Ernennungen hingen nicht mehr einzig von ihm ab, wie dies früher der Fall gewesen. Sein erster Sturz hatte nicht gerade die Meinung über seine große Persönlichkeit, aber das Vertrauen auf sein Glück und die Furcht vor seiner Gewalt sehr vermindert. Abgesehen von dem in den höheren und mittleren Klassen zahlreich vertretenen Princip der Legitimität, das gegen Napoleon unversöhnlich war, so regten sich in dem einflußreichen Theile der Nation vornehmlich zwei Parteien, die Napoleon nicht von Hause aus verwerfen, sondern zu seiner Anerkennung und Unterstützung geneigt waren, aber unter der Bedingung, daß er sich ihnen anschloß und ihre Zwecke beförderte. Es waren dies die Konstitutionellen und Republikaner, von denen Erstere durch Benutzung des von Ludwig XVIII. verliehenen Grundgesetzes zahlreich und mächtig geworden, Letztere aber nach dem Fall Dessen, der die Revolution erdrückt hatte, ihre Meinungen wiederum geltend machen wollten. Von den Konstitutionellen waren die Vortheile einer freien Verfassung unter der ersten Restauration schnell begriffen worden, und sie der Willkührherrschaft Napoleon's und seinem Anspruch, sich als den alleinigen Schiedsrichter über das Schicksal Frankreichs hinzustellen, aus Ueberzeugung und Erfahrung entgegen. Sie hofften, daß der große Despot, durch die Katastrophe von 1814 belehrt, sich fortan in verfassungsmäßigen Gränzen halten würde. Im entgegengesetzten Falle waren sie ihn aufzugeben, und, je nach den Umständen, für die Rückkehr Ludwig XVIII. oder die Berufung des Herzoges von Orleans auf den Thron zu wirken entschlossen. Zu Gunsten dieses Prinzen hatte sich im Anfange des Jahres 1815 eine Militairverschwörung im Norden Frankreichs gebildet, an deren Spitze die Generale Lefebvre-Desnouettes und Lallemand gewesen, die aber im Entstehen vereitelt, und durch Napoleon's Landung in Vergessenheit gekommen war. Die Republikaner, großentheils aus den Ueberresten der ersten Nationalversammlung und des Konvents bestehend, glaubten nicht, daß es Napoleon möglich sein würde, sein früheres Regierungssystem wiederherzustellen, und seine Dynastie zu befestigen. Sie sahen ihn als eine isolirte Größe an, nach deren Verschwinden die Republik in ihre natürlichen Rechte zurücktreten würde. Ein aus dem Volkswillen hervorgegangener Kaiser erschien ihnen aber in jenem Augenblick zur Beseitigung der Legitimität nöthig. Obgleich von den Konstitutionellen grundsätzlich verschieden, waren sie zum Anschluß

an dieselben geneigt, wenn Napoleon wieder mit absolutistischen Tendenzen hervortreten sollte.

Die beiden wichtigsten Ministerien in jener Epoche waren die des Innern und der Polizei. Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten waren erst nach davon getragenen Siegen möglich. In Bezug auf das Kriegswesen bedurfte Napoleon nur eines Gehülfen, da er hier überall selbst eingreifen konnte. Aber zur Leitung des öffentlichen Geistes in den Departements und zur Ueberwachung der erklärten und geheimen Gegner des Kaisers reichte dessen persönliche Einwirkung nicht aus. Er brauchte hierzu Männer, welche der Revolution Bürgschaften geleistet, und von den jetzt herrschenden politischen Parteien angenommen werden konnten. Denn Konstitutionelle und Republikaner sahen Napoleon nur als einen Schild für sie gegen das Ausland und die Bourbonen an, waren ihm aber keineswegs um seiner selbst willen zugethan. Napoleon übertrug das Ministerium des Innern an Carnot, der, früher sein entschiedener Gegner, 1814 bei der Gefahr, in welcher Frankreich sich befand, die Vertheidigung von Antwerpen übernommen, und sich dabei ausgezeichnet hatte. Carnot hatte im Konvent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, und war, sonderbar genug, so sehr von der Rechtmäßigkeit dieser Handlung überzeugt, daß er die Restauration ohne Besorgniß für sich, selbst ohne Abneigung gegen dieselbe betrachtet, und Ludwig XVIII. in einer eigenen Denkschrift sogar Rathschläge über seine Regierungsweise mitgetheilt hatte. Die Mißgriffe des Hofes hatten ihn in seine früheren Meinungen zurückgeworfen. Carnot drang bei Napoleon auf eine baldige Einberufung der Kammern, auf eine Reform der Konstitution in liberalem Sinne, und wirkte in dieser Absicht bei den Wahlen zu den General- und Kommunalräthen, der Officiere in der Nationalgarde und bei der Anstellung der Beamten seines Ressorts. Carnot stand damals bei allen Parteien in großem Ansehen, und selbst Napoleon's Menschenverachtung machte mit ihm eine Ausnahme. Ein fester und erfahrener Mann, fehlte es ihm jedoch an einer gewissen Weite und Schärfe des Blickes. Er übersah die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die einer Fortsetzung des Kaiserreiches entgegenstanden, und täuschte sich vornehmlich über zwei Dinge, einmal, indem er im Falle eines Krieges das Wiederaufleben der stürmischen Kraft von 1792 und eine Bewaffnung der Nation in Masse, und dann, indem er eine aufrichtige Bekehrung des Kaisers zu den Ideen einer beschränkten Monarchie für möglich hielt. Aber entweder unterlag Napoleon im Kampfe mit den verbündeten

Mächten, und dann war seine Rückkehr von Elba nichts als ein neuer blutiger Akt in der Tragödie der französischen Revolution, oder er siegte, und dann würde er mit Hülfe der Armee und mit Zustimmung der unteren Volksklassen den Despotismus im Innern wiederhergestellt, und Konstitutionelle und Republikaner in den Hintergrund gedrängt haben. Carnot war in jener Zeit, ohne seine demokratischen Grundsätze aufzugeben, so sehr von Napoleon's Nothwendigkeit für Frankreich überzeugt, daß er, ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und Richter Ludwig XVI., von ihm den Grafentitel annahm. Er glaubte dadurch einen Beweis geben zu müssen, daß er in ihm den rechtmäßigen Souverain des Landes anerkannte.

Ein Mann von ganz entgegengesetztem Charakter, eben so beweglich und treulos als Carnot fest und zuverlässig war, Fouché, Herzog von Otranto, erhielt von Napoleon das Polizeiministerium. Diese Proteusnatur hatte die verschiedensten Gestalten angenommen, war Mönch, Jakobiner, Konventskommissarius und zuletzt einer der Großen des kaiserlichen Hofes gewesen. Fouché hatte für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, und der Kaiser es seiner Politik für angemessen gehalten, in seinem Ministerium, im Senat und Staatsrath einige Mitglieder der Partei zu besitzen, von welcher der neuen Ordnung der Dinge dieses blutige Pfand eines unauflöslichen Bundes mit ihr gegeben worden. Während der Schreckenszeit mit mancherlei Freveln befleckt, dann aber Robespierre verdächtig geworden, hatte Fouché nach dem Untergange dieses Demagogen sich immer zu Denen gehalten, welche die Anarchie bekämpften, und sich vom 18. Brumaire an Napoleon angeschlossen, um unter ihm, wie so viele andere Jakobiner, die Früchte der Revolution zu genießen, ohne deren Gefahren ausgesetzt zu sein. Zweimal von Napoleon wegen geheimer Ränke entlassen, hatte er doch immer seinen Titel, seine Reichthümer und einen gewissen Einfluß behalten. Fouché, mit allen Triebrädern der französischen Politik seit zwanzig Jahren, mit der Geschichte der hervorragenden Persönlichkeiten und der inneren Lage der Parteien wie wenige Andere bekannt, war wegen seiner entschiedenen Gewissenlosigkeit zugleich so gefährlich, daß selbst Napoleon's furchtloser Sinn ihn gescheut, und obwohl er ihn haßte, verachtete, von sich entfernt hielt, ihn doch nie durch gewaltsame Maßregeln zur Verzweiflung zu bringen gewagt hatte. Fouché, der seine verwerflichen Eigenschaften durch keinen großartigen Zug in seinem Wesen, wie so manche seiner Zeitgenossen, einigermaßen aufwog, war, obgleich er Napoleon viel verdankte, im Stillen immer sein Feind gewesen, und hatte sich ihm nur gezwungen untergeordnet. Nach

dessen erster Entsagung suchte er, sich auf seine genaue Kenntniß der französischen Zustände stützend, zwischen den Anhängern der Legitimität und der Revolution den Schiedsrichter zu spielen, den einen vor den anderen Besorgnisse einzuflößen, und jedem von ihnen zu verstehen zu geben, daß er die Mittel besitze, ihn vor den Anschlägen des Gegners zu schützen. Er gab eine Denkschrift heraus, worin er der Restauration, als einzigem Anker der Erhaltung, die genaueste Uebereinstimmung mit der Revolution anrieth, was Fouché bei den Liberalen in den Ruf großen Patriotismus brachte, und bei den Royalisten noch die Meinung vermehrte, daß er die leitenden Fäden des Parteigewebes in seiner Hand hielt. Fouché war der obenerwähnten Militairverschwörung unter dem General Lefebvre-Desnouettes, die den Herzog von Orleans auf den Thron setzen wollte, nicht fremd gewesen, hatte aber, als er ihre ungenügenden Mittel erkannt, zu ihrer Vereitelung beigetragen. Als nach den ersten von Napoleon davon getragenen Vortheilen und dem beginnenden Abfall der Truppen Fouché begriff, daß eine Erneuerung des Kaiserreiches nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, that er, um sich den Zugang zu Napoleon's Person frei zu halten, als wirke er in dessen Interesse, so daß der Polizeipräfekt Ludwig XVIII. sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ, während er den Hof zugleich benachrichtigte, er habe sich den Bonapartisten nur deshalb genähert, um sich ihrer Geheimnisse zu versichern. Einige Zeit vorher hatte er sich eine geheime Unterredung mit dem Grafen von Artois zu verschaffen gewußt, und dessen Leichtgläubigkeit nicht nur mit Bewunderung für seine Talente, sondern selbst mit Vertrauen auf seine royalistischen Grundsätze zu erfüllen verstanden.

Napoleon, der von Fouché nicht Alles, besonders nicht aus dieser letzten Zeit, aber genug wußte, um ihn mit Mißtrauen und Abneigung zu betrachten, nahm seine Dienste, obgleich mit innerem Widerstreben, an, weil er die Geschicklichkeit und Erfahrung desselben nicht entbehren zu können glaubte, und weil Fouché nebst Carnot damals für das Haupt der revolutionairen Partei galt, auf die sich der Kaiser so lange zu stützen dachte, bis ihm seine Siege über das Ausland die Wiederherstellung des Absolutismus im Innern möglich gemacht haben würden. Daß Fouché sich im Geheimen den Bourbonen genähert, daß er bei diesen je in Gunst kommen könnte, schien Napoleon, bei der Erinnerung an den Proceß Ludwig XVI., unmöglich zu sein. Der Kaiser hatte in seinem Leben, im Großen wie im Kleinen, mancherlei Veränderungen und Uebergänge gesehen, aber es muß zu seiner Ehre gesagt werden, daß ihm ein Charakter, wie der Fouché's, von jeder innerem Ueberzeugung, von jeder Anhäng-

lichkeit an Personen und Ideen entblößt, fremd und selbst nicht ganz verständlich war, weshalb er auch von einem solchen getäuscht werden konnte. Napoleon war allerdings im höchsten Grade selbstsüchtig, aber es war dies die Selbstsucht eines Eroberers und Helden, der, indem er sich Alles unterordnet, sein eigenes Leben, sei es auf dem Schlachtfelde, oder Revolutionen und Verschwörungen gegenüber, ohne Bedenken auszusetzen entschlossen ist.

Fouché, obgleich immer zum Abfall je nach den Umständen bereit, hielt jedoch in den ersten Wochen nach Napoleon's Ankunft mit seinen Ränken etwas zurück. Auch er war von der Leichtigkeit, mit der die Bourbonen gestürzt worden, geblendet, und wie Carnot eine Zeit lang geneigt, an die Wiederkehr des Napoleon'schen Glückssternes zu glauben. Als er aber die geringe kriegerische Regsamkeit des Volkes für den Kaiser gewahr wurde, und von den Beschlüssen des Wiener Kongresses hörte, besonders aber, als er merkte, daß der sonst so entschiedene und entschlossene Geist Napoleon's zwischen entgegengesetzten Ideen, zwischen Autokratie und Konstitutionalismus, schwankte, da sah Fouché's scharfer und geübter Blick eine zweite Entsagung und eine zweite Restauration voraus, und er richtete demgemäß sein Verhalten ein. Ein Napoleon, der, anstatt die gesammte Jugend des Landes unter die Waffen zu bringen, sich mit halben Maßregeln begnügte, über Verfassung und Preßfreiheit berathschlagte, mehr ermahnte als befahl, mehr drohte als strafte, war in seinen Augen verloren. Von diesem Augenblick an unterhandelte er nicht nur im Geheimen mit Ludwig XVIII., mit Wellington, mit Metternich, um auf alle Fälle sicher zu gehen, sondern er arbeitete Napoleon auch im Innern entgegen, täuschte denselben durch falsche Berichte über die Stimmung des Volkes, die er bald zu günstig, bald zu ungünstig für die kaiserliche Sache darstellte, machte die revolutionaire Partei auf die Schwäche Napoleon's aufmerksam, entmuthigte dessen Anhänger und höhlte den Boden unter demselben so aus, daß er bei dem ersten unglücklichen Schlage zusammenbrechen mußte.

Napoleon hatte, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, seine frühere Stellung in Frankreich wiederzugewinnen, Elba ohne lange Vorausberechnung und sorgfältige Erwägung der Verhältnisse verlassen. Die Leidenschaft, um jeden Preis wieder zu herrschen, riß ihn fort. Er hoffte auf die Begeisterung des Heeres für ihn, und die Abneigung des Volkes gegen die Bourbonen. Ueber die Soldaten hatte er sich nicht geirrt. Seine Erwartungen in dieser Beziehung konnten sogar übertroffen sein. Aber mit der Nation war eine, in Betracht der kurzen Zeit große,

nur unter Franzosen mögliche Umwandlung vorgegangen. Napoleon war nur elf Monate von Frankreich entfernt gewesen, und doch fand er Alles anders, als er es verlassen hatte. Die von Ludwig XVIII. verliehene Verfassung, das Erwachen der parlamentarischen Diskussion, die Polemik der Parteien, die frei gewordene Betrachtung über Vergangenheit und Gegenwart, hatten eine Unabhängigkeit des Urtheiles und Willens hervorgebracht, von der unter dem Kaiserreiche das äußerste Gegentheil stattgefunden. Napoleon, der im Einzelnen sehr oft, wo die Macht nicht anwendbar war, seine Zuflucht zu den Künsten der Täuschung und des Truges nahm, ist jedoch im Ganzen ein von der Güte und Richtigkeit seines Systems überzeugter Selbstherrscher gewesen. Seine geistige Ueberlegenheit, die Umstände, unter denen er sich erhob, das Glück, das ihn so lange begleitete, hatten ihn überredet, daß das französische Volk, indem es ihn auf den Thron setzte, sich nur die Rolle des Gehorsams vorbehalten, und ihm allein das Recht, für dasselbe zu denken und zu handeln, verliehen habe. Als er nun während der hundert Tage aus allen Theilen des Landes den einstimmigen Ruf nach Volksvertretung, Preßfreiheit, konstitutionellen Garantien vernahm, war er innerlich erstaunt, obwohl er äußerlich zustimmte, und hielt diese Richtung des öffentlichen Geistes für eine Krankheit, die während seiner Abwesenheit entstanden, und deren Heilung er, aber erst wenn seine Verhältnisse zum Auslande geregelt sein würden, zu unternehmen sich vorbehielt. In seinem naiven Despotismus brach er einmal bei einer gewissen Gelegenheit gegen seine Vertrauten in die Worte aus: „Wie mir die Bourbonen Frankreich zugerichtet haben! Es wird mir viele Mühe kosten, es wieder auf die rechte Bahn zu bringen!“ —

Dieser Widerspruch zwischen der Natur Napoleon's, die gewohnt gewesen war, sich immer nach ihren eigenen Eingebungen zu entscheiden, und der Nothwendigkeit, jetzt auf die Konstitutionellen und Republikaner Rücksicht nehmen zu müssen, die ihm überall beschränkend in den Weg traten, lähmte nicht nur die militairischen Vertheidigungsmaßregeln, die er traf, sondern drückte selbst seinen großen Charakter nieder, und erlaubte ihm nicht, seine ganze Kraft zu entwickeln. In seinem eigenen Ministerium stieß er zuweilen auf Widerstand gegen seine Anordnungen, noch öfter auf Lauigkeit in der Ausführung. Einige seiner Minister, wie Cambacérès, einst sein Gefährte im Konsulat, Caulaincourt, den er seit der Verhaftung des Herzoges von Enghien zu großen Geschäften verwandt, und mehre Andere, die er mit Reichthümern und Würden überhäuft, hatten sich ihm aus Dankbarkeit wieder angeschlossen, aber sie waren nicht mehr, wie

früher, von einer blinden Zuversicht auf sein Glück und seine Macht erfüllt. Sein erster Sturz hatte einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Fouché war ihm im höchsten Grade verdächtig, und doch mußte er seine Gegenwart ertragen, seine Meinungen anhören, und konnte ihn nur wenig beaufsichtigen, weil er ohnedies auf allen Seiten zu thun hatte. Er ahnte die dunkeln und geheimen Minen, die der Herzog von Otranto gegen ihn anlegte, ohne sie hindern oder ihnen entgegenarbeiten zu können. Carnôt setzte die Freiheit der Presse durch, die schonungslos gegen Napoleon auftrat, und im Ganzen im republikanischen, hier und da im legitimistischen Sinne geleitet wurde, aber, mit Ausnahme einiger officiellen Blätter, nirgends bonapartistisch war. Man wollte ihn zwingen, die Konfiskation und Sequestration aufzuheben, so daß seine ausgewanderten und flüchtigen Gegner ihre Einkünfte hätten fortbeziehen und gegen ihn anwenden können. „Bin ich nicht mehr Kaiser?" — sagte er eines Tages zu Carnot. „Ja, Sire, aber mit einer Konstitution!" — war die Antwort. „Man kennt den alten Arm des Kaisers nicht mehr!" — rief er zuweilen ungeduldig aus.

Zu diesen großen Verlegenheiten und Hindernissen im Innern kamen noch die drohenden Erklärungen des Wiener Kongresses, die Napoleon einen Kampf ohne Möglichkeit eines Vergleiches ankündigten, und ihm keinen anderen Ausweg als vollständigen Sieg oder gänzlichen Untergang ließen. Man hatte dort schon am 5. März seine Abfahrt von Elba erfahren, ohne zu wissen, wohin er seinen Lauf genommen. Erst drei Tage nachher ward seine Landung an der Küste der Provence bekannt. Dieses Ereigniß war unter die versammelten Souveraine und Diplomaten wie ein Donnerschlag gefallen. Man war in Wien sogleich von der Bedeutung dieser Rückkehr Napoleon's und ihrer Gefahr für Europa durchdrungen, und zu den schnellsten und kräftigsten Anstalten zu seiner Bekämpfung entschlossen gewesen. Alle etwa noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten und Uneinigkeiten hatten aufgehört, und dem einen großen Gefühl des engsten Anschlusses gegen ihn Platz gemacht. Nach allen Hauptstädten flogen Eilboten mit dem Befehl zu kriegerischen Rüstungen und Vorkehrungen. Nie hat wohl sonst ein einzelner Mensch eine so plötzliche und gewaltige Bewegung wie damals Napoleon in der Welt hervorgebracht.

Bereits am 13. März erließen die acht Mächte, die den ersten pariser Frieden unterzeichnet, eine Erklärung, worin Napoleon als der allgemeine Feind und unverbesserliche Störer des Friedens bezeichnet, außerhalb des Schutzes der Gesetze gestellt, den öffentlichen Strafgerichten

preisgegeben, und dem Könige von Frankreich der nachdrücklichste Beistand gegen ihn zugesichert wurde. Es war dies eine Achtserklärung in bester Form, wie sie wohl früher von Fürsten gegen aufrührerische Unterthanen, oder von souverainen Versammlungen, wie das englische Parlament und der französische Konvent, gegen Kronprätendenten oder politische Gegner, wie sie aber nie gegen einen fremden und unabhängigen Machthaber ergangen war. Ein solcher war aber Napoleon auch nach dem Traktat von Fontainebleau geblieben. Elba war ihm mit allen Souverainetätsrechten überlassen worden, und es stand ihm nach dem Völkerrecht unzweifelhaft die Befugniß der Kriegführung zu. Nur Ludwig XVIII. konnte ihn als einen Rebellen ansehen und behandeln lassen. Die übrigen Mächte hatten ihn, mit Ausnahme Englands, als Kaiser, und auch dieses im Frieden von Amiens als Oberhaupt der französischen Regierung anerkannt. Einen Mann, der von der Hand des Pabstes gesalbt, der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich geworden, der unter den gegen ihn jetzt verbündeten Fürsten Bewunderer, selbst Freunde und mehr wie einen Schützling gezählt, als einen Banditenchef hinzustellen, blos weil er besiegt worden und das Verlorene wieder gewinnen wollte, war moralisch eben so unwürdig als politisch unklug, und nicht geeignet, die Achtung vor der monarchischen Würde unter den Völkern zu vergrößern. Denn man mochte sich stellen wie man wollte, mit Ausnahme der Abkömmlinge Ludwig XIV., mußten die übrigen Mächte Napoleon als einen Feind ansehen, den sie bekämpfen, nach seiner Besiegung zu ihrem Gefangenen nach Kriegsgebrauch machen konnten, gegen den sie sich aber nicht zu einer Achtserklärung fortreißen lassen durften. Jenes, die Vorschriften der Gesittung und den Geist der Zeit verletzende Verhalten gegen Napoleon bewies nur, welchen Haß und welche Furcht derselbe in den Herzen der Fürsten zurückgelassen hatte, die früher so oft von ihm besiegt und gedemüthigt worden. Durch die Uebertreibung und Gewaltsamkeit, die in dieser Maßregel lag, wollte man die Möglichkeit eines Vergleiches mit dem wiedererstandenen Gegner von vorn herein entfernen, seine Anhänger schrecken, und die Abneigung der Völker gegen ihn steigern.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich Napoleon 1815 des Thrones bemächtigte, hatte auf den Kongreß großen Eindruck gemacht, und manche der dort versammelten Fürsten und Minister waren geneigt, die Bourbonen der Unvereinbarkeit mit Frankreich anzuklagen, und nur gegen Napoleon, aber nicht für ihre Wiederherstellung, zu den Waffen zu greifen. Der englische Bevollmächtigte gab sogar in diesem Sinne eine bestimmte Erklärung ab. Es tauchte auch hier und da der Gedanke an eine Theilung

Frankreichs auf. Es gelang Talleyrand indessen ohne viele Mühe, die Nothwendigkeit der Wiedereinsetzung Ludwig XVIII. und der Erhaltung des französischen Volkes als eines Ganzen nachzuweisen. Eine Theilung Frankreichs hätte wohl einzelnen deutschen Fürsten gefallen können, die sich dadurch vergrößert oder entschädigt haben würden, aber nie die Zustimmung Englands und Rußlands erlangt. Selbst wenn sie im Augenblick möglich gewesen, würde sie nicht von Dauer geblieben sein. Die Bourbonen zu umgehen, war fast eben so schwierig, da man das Princip der Legitimität als die Grundlage des öffentlichen Rechtes in Europa proklamirt hatte, und dessen Verletzung in einem so entscheidenden Falle Alles in Frage gestellt haben würde.

Am 25. März unterzeichneten Oesterreich, Preußen, Rußland und England ein Bündniß, auf den Vertrag von Chaumont (1. März 1814) gestützt, worin sie sich anheischig machten, den ersten pariser Frieden und die Bestimmungen des Wiener Kongresses aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zwecke jede der drei Landmächte ein Heer von 150,000 Mann aufzustellen, England aber, was zu diesem Kontingent auf seiner Seite fehlen sollte, durch Geld zu ersetzen. Ganz Europa, von St. Petersburg bis Madrid, war bereit, sich gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Man fühlte allgemein, daß es einen Entscheidungskampf galt, der mit der äußersten Anstrengung ausgefochten werden müsse.

Napoleon's ganzes Verhalten in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr von Elba beweist, daß er eine solche Einmüthigkeit gegen ihn nicht erwartet hatte. Einmal hatte er geglaubt, daß der Wiener Kongreß seiner Auflösung nahe sei, anstatt noch zehn Wochen zusammenzubleiben, und dann, daß die einzelnen Mächte sich nicht so schnell und entschieden gegen ihn verbinden würden. Er hatte auf seinem Zuge nach Paris und nach seiner Ankunft daselbst häufig zu verstehen gegeben, daß er in geheimem Einverständniß mit Oesterreich handle, das ihm nächstens seine Gemahlin und seinen Sohn wiedergeben werde, daß kein europäischer Bund gegen ihn bestehe, und demnach kein Angriff des Auslandes zu erwarten sei. Um diese Täuschung fortzusetzen, hatte er sogar an der Gränze Alles zu einem Empfange der Kaiserin Marie Luise und des Königs von Rom vorbereiten lassen. Er trat in jener ersten Zeit nach seiner Rückkehr bei jeder Gelegenheit mit der Erklärung auf, daß er allen Eroberungsplänen entsagt habe, sich fortan nur mit dem inneren Glücke Frankreichs beschäftigen wolle, und hoffe, in diesem Werk von den fremden Mächten nicht gestört zu werden. Da er aber selbst am besten wußte, wie falsch solches Vorgeben war, so mußte er gleichwohl sich zum Kriege

rüsten, konnte dies aber nicht mit der nöthigen Kraft und Oeffentlichkeit thun, weil dies seinen friedlichen Versicherungen zu sehr widersprochen haben würde. Diese doppelte Rolle, die er spielte, verlieh nicht nur seiner ganzen Lage etwas Schiefes und Halbes, sondern schwächte in ihm selbst den Muth zu großen Entschließungen, und ließ ihn über unerfüllbaren Erwartungen eine kostbare Zeit verlieren.

Eine Zeit lang hatte Napoleon die Kenntniß von den Erklärungen und Beschlüssen des Wiener Kongresses gegen ihn den Massen in Frankreich zu entziehen gewußt. Als dies endlich unmöglich geworden, und er, da seine Eröffnungen von den fremden Mächten unerwiedert blieben, seine Eilboten an den Gränzen zurückgewiesen wurden, die Wahrheit nicht länger verhehlen konnte, so erschrak die Nation um so mehr über den sie von allen Seiten her bedrohenden Sturm, je weniger sie durch Napoleon's Schuld auf den Ausbruch desselben vorbereitet war. Dieses Spiel der Täuschung war mehr eines Komödianten als eines Heros würdig. Napoleon mußte, da er wohl voraussetzen konnte, daß seine Feinde seine zweite Herrschaft noch weniger als die erste ruhig anerkennen würden, gleich nach seiner Ankunft in Paris die Begeisterung der Einen, den Schrecken der Anderen, die Ueberraschung Aller dazu benutzen, um bis nach erlangtem Frieden eine militairische Diktatur an sich zu reißen, eine allgemeine Bewaffnung anzuordnen, wozu die Mittel vorhanden waren, und anstatt den Angriff des Auslandes zu erwarten, demselben zuvorkommen, und viel eher, als er gethan, an der Gränze erscheinen. Die Verbreitung falscher Friedenshoffnungen unter einem Volke, das man zu einem Kampfe auf Leben und Tod führen wollte, und Berathungen über Verfassungsentwürfe waren sehr ungeeignete Vorkehrungen von Seiten eines Mannes, der gegen den Willen von ganz Europa einen schon einmal verlorenen Thron behaupten wollte. Er, der sonst immer das Nothwendige augenblicklich erkannt und blitzschnell ausgeführt hatte, zeigte sich gerade in der gefährlichsten Lage seines Lebens zögernd und unentschlossen. Es ist aber keiner menschlichen Kraft, so groß sie auch sein mag, gegeben, durchaus widerstrebender Situationen Herr zu werden, und Napoleon befand sich während der hundert Tage in einem solchen Fall.

Während Napoleon von dem tödtlichen Hasse der großen Mächte bedroht war, und in Frankreich nicht die begeisterte Unterstützung fand, auf die er gerechnet hatte, verlor er den einzigen Bundesgenossen, den er damals besaß. Joachim Murat, König von Neapel, war von Napoleon's Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, von Elba aus unterrichtet worden. Er sah dies Unternehmen als sein eigenes an, und machte von

dessen Gelingen seine Erhaltung abhängig, denn er wußte, daß auf dem Wiener Kongreß sein Untergang beschlossen war. In der That hatte sich ein französisches Heer in Savoyen zu versammeln angefangen, das, sobald es die nöthige Stärke erreicht haben würde, Murat zu Lande angreifen, während sich der vertriebene König Ferdinand mit englischer Hülfe von Sicilien aus gegen ihn in Bewegung setzen sollte. In Kalabrien glimmte das Feuer unter der Asche und war Alles zum Aufstande gegen den ausländischen König bereit. Oesterreich hatte Murat zwar anerkannt, aber nicht zu vertheidigen versprochen, und von England war im vorigen Jahre nur ein Waffenstillstand mit ihm abgeschlossen worden, so daß es die Hände gegen ihn frei hatte. Ohne eine Veränderung in der Lage Europa's war der König von Neapel verloren, und deshalb von ihm so begierig auf Napoleon's Eröffnungen eingegangen worden. Er hatte sich den letzten Winter über auf den Krieg vorbereitet. Sein Heer war zahlreich, sein Schatz hinreichend versehen. Seine eigenen Hülfsmittel hätten dessenungeachtet unzureichend erscheinen können. Aber er rechnete auf die Unzufriedenheit der Italiener mit den ihnen wieder aufgedrungenen Regierungen in Rom, Modena, Turin, und auf die gereizte Stimmung in der Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreiches, wo das meiste Nationalgefühl lebte, und die fremde Herrschaft unter den mittleren Klassen durchgängig, aber auch in einem Theile der höheren und niederen, mit Widerwillen ertragen wurde. Murat glaubte, daß, wenn er an der Spitze eines regelmäßigen Heeres sich dem italienischen Volke zum Befreier anbot, die vielen alten, in den Napoleon'schen Kriegen ausgebildeten und jetzt entlassenen Soldaten ihm zuströmen, und die Massen mit sich fortreißen würden. Das Unternehmen war schwierig, und das Gelingen sehr zweifelhaft. Aber Murat's Ueberschätzung seiner Streitkräfte und seine Ungeduld, es zu einer Entscheidung zu bringen, veranlaßte ihn überdies zu einer zu frühen Schilderhebung, ehe Napoleon noch selbst zum Kampfe gerüstet war, wodurch er die ohnedies geringen Aussichten auf Erfolg vollends verlor.

Auch Murat hatte, wie Napoleon, große Hoffnungen auf die angeblich auf dem Wiener Kongreß herrschende Uneinigkeit gegründet. Um einen Vorwand zu militairischen Operationen zu haben, verlangte er von Oesterreich die Erlaubniß zum Durchmarsch durch Oberitalien, um die in Savoyen stehenden Truppen Ludwig XVIII. anzugreifen, deren Bestimmung gegen ihn er kannte. Zu diesem Korps gehörte das Regiment, das unter Labedoyere nicht lange darauf bei Grenoble zu Napoleon überging. Als Murat seines Schwagers Landung in Frankreich er-

fahren, brach er, selbst bevor dieser noch in Paris angekommen, los. Er theilte seine Streitkräfte in zwei Abtheilungen. Zwölftausend Neapolitaner besetzten Rom, das der Pabst verlassen hatte, und mit dreißigtausend Mann rückte Murat selbst gegen Ankona vor. Die österreichische Macht war der seinigen bei Weitem überlegen. Der österreichische Obergeneral Frimont stand mit 60,000 Mann am Po, und General Nugent hatte einen Theil von Toskana besetzt. Am 30. März erließ der König von Neapel von Rimini aus eine Proklamation an die Völker Italiens, worin er sie zur Ergreifung der Waffen, um die Unabhängigkeit und Einheit ihres Landes zu erkämpfen, aufforderte, und ihnen zur Erringung dieses Preises sein Schwerdt anbot.

Der Theil des neapolitanischen Heeres, den Murat selbst befehligte, schlug die Oesterreicher bei Bologna, wobei er sich, wie immer, durch seine persönliche Tapferkeit hervorthat. Er nahm Modena ein, dessen Herzog die Flucht ergriff. Aber während er selbst gegen Norden vordrang, wurde sein zweites Korps von den Oestgrreichern unter Neipperg aufgehalten, und befand sich von ihm durch einen weiten Zwischenraum getrennt. Er befahl diesen Truppen, Florenz zu verlassen, und sich mit ihm bei Ankona zu vereinigen, wohin er sich selbst von Bologna zurückzuziehen beschloß. Aber die Erhebung der Bevölkerung gegen die Oesterreicher, auf welche der König von Neapel gerechnet, erfolgte nirgends. Einige hundert junge Leute aus den gebildeten Klassen, meist Studirende, waren allein seinem Rufe gefolgt. Er gewahrte, daß er unter solchen Umständen zu schwach war, um den Oesterreichern zu widerstehen, und wollte sich den Gränzen seines Reiches nähern, um dort Verstärkungen heranzuziehen. In Macerata fand er die zweite Abtheilung seines Heeres, die er aus Toskana herbeigerufen. Aber auch die österreichischen Generale Bianchi und Neipperg hatten sich vereinigt, und folgten ihm auf dem Fuße. Bei Macerata wandte sich Murat gegen den Feind, und drängte ihn bis Tolentino zurück. Hier kam es am 2. Mai zu einer Schlacht, die unentschieden blieb. Murat gedachte den Kampf am anderen Tage zu erneuern, als plötzlich zwei Eilboten in seinem Lager eintrafen, von denen der erste ihm die Nachricht von einem allgemeinen Aufstande in Kalabrien zu Gunsten des Königs Ferdinand, der andere aber die von der Niederlage seiner Reserven bei Introdocco durch die Oesterreicher, und der bedenklichen Stimmung der Hauptstadt brachte, wo die unteren Klassen das Beispiel Kalabriens nachzuahmen sich anschickten. Seine Familie und Krone in Gefahr sehend, trat er sogleich den Rückzug an. Die Oesterreicher begannen jetzt, ihn auf allen Seiten

zu drängen. Er that auch hier alles Mögliche, um den Feind aufzuhalten, und war überall in den vorderſten Reihen und auf den gefährlichſten Punkten zu ſehen. Aber ſein Heer, durch den nächtlichen Marſch in Verwirrung geſetzt, überall von überlegenen Kräften angegriffen, löſte ſich am anderen Tage ſo auf, daß er nirgends mehr Stand halten konnte. Als er auf der Gränze ſeiner Staaten ankam, war er nur noch von ſeinem Generalſtabe und einiger Reiterei umgeben, die ſich in den folgenden Tagen ebenfalls zerſtreute.

Während Murat ſich noch mit der Hoffnung trug, durch ſeine perſönliche Gegenwart neue Streitkräfte zu ſammeln, war ſein Schickſal ſchon entſchieden. Die Beſatzung der Feſtung Kapua, auf die er ſich beſonders verlaſſen, 6000 Mann ſtark, empörte ſich gegen ihre Officiere, zerſtreute ſich in der Umgegend, und verbreitete ihre Zuchtloſigkeit und Entmuthigung unter den Truppen, welche noch die Hauptſtadt und deren Forts inne hatten. Eine engliſche Flotte unter dem Kommodor Campbell erſchien vor Neapel, verlangte die Auslieferung der Schiffe und des Arſenals, und drohte im Weigerungsfalle die Stadt zu bombardiren. Die Lazzaronen waren zum Aufſtande bereit. Um dieſelbe Zeit kam Murat, nur von wenigen Getreuen begleitet, in dem Luſtſchloſſe Kaſerta an, wo er dieſe traurigen Nachrichten empfing. Er beauftragte die Generale Carascoſa und Coletta, mit den Oeſterreichern über die Uebergabe der Hauptſtadt zu unterhandeln. Am Abend traf er ſelbſt in Neapel ein, wo er ſeine Gemahlin bereit fand, ſich mit ihren Kindern an Bord eines engliſchen Schiffes zu begeben, um nach Trieſt gebracht zu werden. Nach einem ſchmerzlichen Abſchied von dieſer Frau, die ihm von ſeiner Schilderhebung gegen die Oeſterreicher abgerathen hatte, jetzt aber deren Folgen mit großer Seelenſtärke ertrug und ihn aufzurichten ſuchte, verließ er am andern Morgen verkleidet und nur mit zwei Gefährten den Palaſt und die Stadt, wo er ſieben Jahre lang als König gewaltet hatte. Er irrte am Strande von Puzzuoli umher, bis er eine Barke fand, die ihn nach der Inſel Iſchia brachte. Dort wurde er von einigen treuen Anhängern erreicht, und vernahm die Nachricht von dem Einzuge der Oeſterreicher in Neapel. Er ſegelte nach Frankreich und landete am 28. Mai an derſelben Stelle, wie Napoleon zwölf Wochen vorher, ſo, als hätte er in jeder Beziehung in deſſen Fußtapfen treten wollen.

Murat wagte es nicht, in Erinnerung ſeines Abfalles von ſeinem Schwager und Wohlthäter im vorigen Jahre, ſich ohne Weiteres nach Paris zu begeben, ſondern ſchrieb an Fouché, um durch dieſen Napoleon ſeine Dienſte anbieten zu laſſen. Napoleon, der ſich eben zum Kampfe

vorbereitete, und wohl wußte, welchen Werth der ehemalige König von Neapel für ihn auf dem Schlachtfelde und besonders an der Spitze der Reiterei haben konnte, verwarf unerklärbarer Weise Murat's Anerbietungen, der gezwungen war, während der großen Ereignisse, die sich bald zutragen sollten, mäßig und unter einem angenommenen Namen in der Nähe von Toulon zu leben. Napoleon, sei es, daß er gegen seinen Schwager, ungeachtet der in Elba angeknüpften Verbindung, noch von Zorn erfüllt war, oder, was das Wahrscheinlichere ist, die Berührung mit dessen Unglück scheute, und nicht einen eben entthronten König in seiner Nähe haben wollte, handelte in diesem Falle seinem eigenen Vortheile entgegen. Denn Murat, in dem Entscheidungskampfe am 16. und 18. Juni die französische Kavallerie führend, würde der Schlacht vielleicht eine andere Wendung gegeben haben, wie Napoleon später selbst gestanden hat. Es wird zur geeigneten Zeit Murat's persönlichen Ausgangs gedacht werden.

Um dieselbe Zeit, wo Murat, in der Hoffnung, die Krone Italiens auf sein Haupt zu setzen, an der Spitze einer glänzenden Armee den Krieg begann, der so unglücklich für ihn endigen sollte, kam Ludwig XVIII., aus seinem Lande vertrieben, mit kleinem Gefolge und einigen Freiwilligen seiner Garde in Gent an. Sein vertrautester Günstling, der Graf und nachmalige Herzog von Blacas, von ihm 1814 zum Minister des königlichen Hauses ernannt, begleitete ihn und machte sein ganzes Kabinet aus. Erst später fanden sich einige seiner Minister ein, um auch während seiner Verbannung der Form nach eine Regierung zu bilden. Blacas, aus einer altadeligen, aber wenig ausgezeichneten Familie der Provence stammend, noch sehr jung beim Ausbruch der Revolution ausgewandert, war schon in Verona, wo Ludwig XVIII. den Tod seines Neffen erfuhr und von den Royalisten als der rechtmäßige Herrscher anerkannt wurde, in dessen Nähe gewesen, hatte später alle Glückswechsel mit ihm getheilt, und war ihm unentbehrlich geworden. Blacas stand unter allen Umgebungen des Königs dem veränderten Geiste der Zeit und den Ueberzeugungen und Bedürfnissen des neuen Frankreichs am Fernsten da. Er that nicht nur so, sondern er glaubte wirklich, daß die Epoche der französischen Geschichte von 1789 bis 1814 ohne Berechtigung und Verbindlichkeit für die zurückgekehrten Bourbonen, und überhaupt so gut wie nicht vorhanden gewesen. Für ihn war Frankreich gewissermaßen nur in der Person des Königs und seiner Familie enthalten, und die Republik und das Kaiserreich galten in seinen Augen für eine lange Empörung, die endlich besiegt worden. Er hatte, sich dem Willen

ſeines Gebieters unterordnend, die neuen Zuſtände und die konſtitutionelle Charte äußerlich anerkannt, aber in der Hoffnung, daß ſie nur den Uebergang zu der Wiederherſtellung der alten Monarchie bilden würden. Obgleich ohne Einfluß auf den Gang der Regierung im Großen und Ganzen, hatte er, da er immer in der Nähe des Königs war, in vielen einzelnen Fällen zu den ungeeigneten und verkehrten Maßregeln beigetragen, durch die ein großer Theil der Nation gegen die Reſtauration eingenommen, und die Rückkehr Napoleon's erleichtert worden war. Blacas war aber nicht nur ſeiner Grundſätze wegen der liberalen Partei, ſondern auch den gemäßigten Royaliſten, die ihm die Unpopularität der Bourbonen zuſchrieben, verhaßt geworden, und ſelbſt am Hofe und in der königlichen Familie wenig geliebt, da er, ſtolz auf ſeine Gunſt, nach Niemand fragte, und ſich nur dem Könige unterordnete.

Die Mitglieder der königlichen Familie hatten, mit Ausnahme zweier bejahrten Prinzeſſinnen, der Wittwe des in der Revolution umgekommenen Herzoges von Orleans und der Herzogin von Bourbon, Frankreich verlaſſen müſſen. Der Graf von Artois und der Herzog von Berry waren Ludwig XVIII. nach Gent gefolgt. Der Herzog von Angouleme, der ſich eine Zeit lang gegen die Napoleon'ſchen Streitkräfte zu behaupten geſucht, war, zuletzt von den meiſten ſeiner Truppen verlaſſen, genöthigt worden, ſich im Hafen von Cette nach Spanien einzuſchiffen. Er ging nach Madrid, um von dort aus bei der erſten günſtigen Gelegenheit wieder in den Gegenden zwiſchen der Garonne und Rhone erſcheinen zu können, wo die Bourbonen, namentlich in den größeren Städten, viele Anhänger beſaßen. Die Herzogin von Angouleme, die, nach der Abreiſe ihres Gemahls zur Uebernahme des Oberbefehls über die im Süden gegen Napoleon verſammelten Truppen, allein in Bordeaux zurückgeblieben, um die Garniſon in der Treue gegen den König zu erhalten, war durch deren Abfall ebenfalls zur Einſchiffung gezwungen worden. Sie begab ſich nach London, von wo ſie nach Gent ging. Der Herzog und die Herzogin von Angouleme haben unter allen Mitgliedern ihres Hauſes in jener Epoche den meiſten perſönlichen Muth gezeigt. Der Herzog von Bourbon, der von ſeiner Sendung nach der Bretagne unverrichteter Sache zurückgekommen, hatte ſich mit ſeinem Vater, dem hochbejahrten Prinzen von Condé, nach Brüſſel zurückgezogen. Der Herzog von Orleans war nach England gegangen, wo er bis zu Napoleon's Sturz blieb. Er fürchtete, daß er, wenn er ſich in die Nähe Ludwig XVIII. begab, gezwungen werden könnte, an dem Kriege einen thätigen Antheil zu nehmen, und die Waffen gegen Frankreich zu tragen,

was er um jeden Preis vermeiden wollte. Es war offenbar, daß ihm viel daran lag, in den Augen der Nation nicht mit seinen Verwandten der älteren Linie verwechselt zu werden, um sich und seinen Söhnen nicht gewisse Aussichten und Möglichkeiten zu benehmen. Sein Benehmen war, wie immer, mehr vorsichtig und klug, als treu und offen.

Aber das alte Königshaus war nicht nur wieder aus Frankreich verbannt, sondern auch der einzige, von einem Theile der Bevölkerung ausgehende Versuch zu seiner Wiedereinsetzung wurde im Entstehen erstickt. Die Truppen waren entweder überall sogleich zu dem Kaiser übergegangen, oder hatten, wie unter dem Herzog von Angouleme, den Widerstand einzelner treu gebliebenen Generale nicht lange unterstützt. In manchen Gegenden war das Landvolk, der vielen Kriege und unaufhörlichen Aushebungen müde, der Rückkehr Napoleon's durchaus nicht hold, hatte sich ihm aber, von dem Beispiel der Soldaten verführt und an die Unterwerfung unter die von Paris ausgehenden Anordnungen gewöhnt, willenlos hingegeben.

In der Vendée allein, wo die großen Kämpfe gegen den Konvent damals noch in frischem Andenken standen, erhob sich auf den Ruf eines der populairen Namen des Landes das Volk zu Gunsten Ludwig XVIII. Dort erschien plötzlich, aus Gent, wohin er den König begleitet, zurückgekehrt, Ludwig de la Rochejacquelein, der Bruder des berühmten Heinrich de la Rochejacquelein, der im Jahre 1793 mit so großem Muth für die Sache der Monarchie gefochten, und in ihrem Dienst gefallen war. Von England aus mit Geld und Munition unterstützt, brachte Ludwig de la Rochejacquelein bald mehre tausend Landleute zusammen, die ihm überall hin zu folgen entschlossen waren. Von Neuem ertönten, wie zweiundzwanzig Jahre vorher, in allen Kirchspielen die Sturmglocken, und auf allen Thürmen wurden die weißen Fahnen aufgezogen. Es gab einen Augenblick, wo de la Rochejacquelein sich schmeicheln durfte, mit vierzig- bis fünfzigtausend Mann gegen Paris aufbrechen zu können. Aber die Uneinigkeit unter den Führern, die schon im ersten Vendéekriege so verderblich gewirkt, und Fouché's Ränke vereitelten die Ausführung des kühn begonnenen Unternehmens. Der Herzog von Otranto hatte, in seiner Eigenschaft als Polizeiminister mit der Stimmung aller Landestheile bekannt, die Vendée seit Napoleon's Rückkehr nicht aus den Augen verloren. Er wünschte dort, wie überall, einzelne Versuche, die Ruhe zu stören, um sich aus deren Vereitelung bei Napoleon ein Verdienst zu machen, aber keine massenhafte Erhebung, die dem Kaiser ernste Verlegenheiten hätte bereiten können. Es lag nicht in seinem Plan, die

Bourbonen durch ihre Anhänger wieder eingesetzt zu sehen. Seine Absicht war, die Parteien gegen einander in Aufregung zu erhalten, es aber zu keinem großen Konflikt kommen zu lassen, um Ludwig XVIII., nach der Besiegung Napoleon's durch die verbündeten Mächte, die er voraussah, ein so viel als möglich uneiniges und zerrissenes Frankreich zu übergeben, und sich, als den, der es allein beruhigen und aussöhnen könne, unentbehrlich zu machen. Als Fouché von dem Aufstande in der Vendée hörte, gewann er mehre der royalistischen Häuptlinge für die Meinung, daß dieser Versuch nur das Unglück jener Gegenden, ohne Vortheil für den König, nach sich ziehen werde, dessen Sache in den großen an der Gränze zu erwartenden Kämpfen entschieden werden müsse. Napoleon werde immer noch Zeit genug haben, ehe die Würfel in Belgien gefallen, den Aufstand zu bezwingen, und sich für denselben an der Bevölkerung zu rächen. Diese Vorstellungen fanden Eingang. Die unter den vendéeischen Anführern vorhandene Eifersucht auf einander nahm überhand. Viele unter ihnen versagten de la Rochejacquelein den Gehorsam, und verfuhren nach eigenem Ermessen. Die bewaffneten Bauern, welche der Uneinigkeit und Zögerung ihrer Führer gewahr wurden, verloren den Muth oder glaubten an Verrath und verliefen sich. Der General Lamarque, dem Napoleon den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in den Departements an der Loire übergeben, bewies große Kraft und Klugheit. Ludwig de la Rochejacquelein, der die Hoffnung auf Erfolg nicht verloren, und durch sein Beispiel die Bevölkerung von Neuem entflammen wollte, wagte einen Angriff auf den viel stärkeren Feind, und fiel, seines Namens würdig, an der Spitze der ihm treu gebliebenen Schaaren. Bald nach ihm kam einer der ersten Anführer aus der Zeit des großen Vendéekrieges, Suzannet, ein Verwandter de la Rochejacquelein's, und außerdem ein Neffe des berühmten Charette, um, worauf sich Alles zerstreute und unterwarf. Gegen Ende des Monats Mai war der Aufstand, und mit ihm der einzige Versuch einer nationalen Erhebung für die Bourbonen, erloschen.

So lange noch die betäubende Wirkung von Napoleon's Wiederkehr fortdauerte, die Beschlüsse des Wiener Kongresses und die Rüstungen der Verbündeten in Frankreich unbekannt blieben, war Ludwig XVIII. in Gent ziemlich verlassen gewesen. Obgleich ihm dieses zweite Exil, nachdem er einmal den Triumph seiner Hoffnungen erlebt, noch schmerzlicher als das erste fallen mußte, so verlor er doch nichts von der ihm gewöhnlichen Heiterkeit und Klarheit des Geistes, und sah der Lage der Dinge in Frankreich mit der Ueberzeugung eines endlichen Sieges seiner Sache

zu. Als man bemerkte, daß es Napoleon nicht gelang, eine allgemeine Bewaffnung hervorzurufen, als man seine Bedenklichkeiten und Zögerungen gewahrte, und ihn von den Konstitutionellen überwacht und beschränkt sah, verbreitete sich in den aufgeklärten Klassen die Meinung, daß seine zweite Herrschaft nicht von Dauer sein werde. In Folge dessen kamen allmälig immer mehr Anhänger der Bourbonen oder auch solche, die nur diese Rolle in Hoffnung auf spätere Belohnung spielten, in Gent zusammen. Auch eine Anzahl der aufgelösten Garden des Königs sammelte sich in der Nähe seiner Residenz, und wurde unter den Befehl des Herzoges von Berry und des Marschalls Marmont gestellt, der, nebst Augereau und Talleyrand, von Napoleon geächtet war. Die ersten Publicisten Frankreichs, Chateaubriand, Bertin, Beugnot, Guizot, vereinigten sich zur Herausgabe eines Journals: „le Moniteur de Grand" genannt, worin die Principien der Legitimität, aber in Verbindung mit der von Ludwig XVIII. verliehenen Verfassung gebracht, mit großem Talent vertheidigt wurden. Da Napoleon es nicht wagte, eine militairische Diktatur an sich zu reißen, überhaupt im Innern keine kräftigen Vertheidigungsmaßregeln gegen die ihm feindlichen Parteien traf, so verbreiteten sich die in Gent ausgesprochenen Meinungen durch ganz Frankreich und gewannen dem Königthum immer mehr Anhang. Ludwig XVIII. war in seiner Privatwohnung in Gent bald von mehr ausgezeichneten Namen, die militairischen ausgenommen, als Napoleon in den Tuileries umgeben. Aber mancherlei Meinungsverschiedenheiten und selbst Ränke schwächten den Einfluß der Ideen, die von Gent aus auf Frankreich übergingen. Die unverbesserliche Partei der Ultraroyalisten, den Grafen von Artois an der Spitze, arbeitete, so viel sie konnte, den freisinnigen Ueberzeugungen des Königs entgegen, und suchte ihm die Wiederherstellung des Absolutismus als den einzigen Anker des Heiles darzustellen. Seine Minister fanden sich deshalb zu einer von Chateaubriand verfaßten Erklärung an ihn veranlaßt, die zugleich als ein Manifest an die Nation gelten konnte, worin sie ihm zwar eine bis zum Tode gehende persönliche Treue gelobten, aber ihre Stellen aufgeben zu müssen drohten, wenn seine Politik nicht mit der Konstitution übereinstimmen würde. Aber Ludwig XVIII. war, so sehr ihn auch seine zweite Verbannung und die Unterwerfung der großen Mehrheit des Volkes unter Napoleon verletzt haben mochte, zu aufgeklärt, um die Erneuerung einer unumschränkten Monarchie in Frankreich für möglich zu halten. Er versicherte im Gegentheil bei jeder Gelegenheit ein unverbrüchliches Festhalten an der von ihm 1814 eingeschlagenen Bahn.

11. Die Zusatzakte. — Maifeld. — Eröffnung der Kammern. — Schlachten von Ligny und Quatre-Bras. — Niederlage bei Waterloo. — Napoleon's zweite Abdankung.

Wenn schon in Gent, in der Nähe Ludwig XVIII., der sich auf die Hülfe des fast ganz absolutistischen Kontinents verlassen konnte, über Verfassung und Freiheit als für Frankreich unentbehrliche Dinge verhandelt wurde, so war dies noch weit mehr in Paris, am Heerd der Revolution, und unter den Umgebungen des von allen Mächten geächteten Napoleon der Fall. Die konstitutionelle Charte Ludwig XVIII. hatte in dieser Beziehung eine große Veränderung hervorgerufen, und die unter Napoleon's Regierung erstarrten politischen Ideen wieder in Fluß gebracht. Obgleich der Widerspruch zwischen einer Verfassung, die für Krone und Volk gleich verbindlich sein sollte, und einer Dynastie, die ein älteres Recht, als diese Verfassung verlieh, für sich in Anspruch nahm, sich nicht ganz verhüllen ließ, so hatte die Nation sich während des ersten Jahres der Restauration thatsächlich im Besitz der Freiheit befunden, und, bei dem milden und friedlichen Charakter des alten Königshauses, die Vereinigung der Konstitution mit der Legitimität für möglich gehalten. Aber unter einem Napoleon, der die Republik zerstört, und, auf sein Schwerdt gestützt, sich zum unumschränkten Herrn Frankreichs gemacht, glaubte man nicht, sich mit den Zugeständnissen der Bourbonen begnügen zu können, sondern mehr Gewährleistungen gegen die Wiederkehr des Despotismus fordern zu müssen. Daher das Dringen auf Anerkennung der Volkssouverainetät von Seiten der Konstitutionellen und Republikaner, und das Verlangen nach einer Einberufung der Kammern.

In dem, kurz vor Napoleon's Einzug in Paris, auf Antrag des Deputirten Barrot, von der damaligen Volksvertretung gefaßten Beschlusse, den Krieg gegen ihn für einen nationalen zu erklären, ward als Grund angegeben, daß er die Principien von 1789 und die Rechte der Nation verletzt habe, und selbst Labedoyere und Ney glaubten ihren Abfall dadurch beschönigen zu müssen, daß sie vorgaben, die Freiheit sei von den Bourbonen bedroht gewesen. Napoleon, der diese Stimmung bei seiner Rückkehr vorfand, hielt es für nothwendig, ihr für den Augenblick nachzugeben, und das Volk durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen. Aber auf beiden Seiten täuschte man sich. Napoleon gelang es nicht, ungeachtet des demokratischen Scheines, mit dem er sich umgab, die Massen zu einer allgemeinen Erhebung für ihn zu stimmen, und diese würden, wenn das Glück der Schlachten den Kaiser

begünstigt hätte, sehr bald dessen Rückkehr zu dem früheren System gesehen haben. Für Napoleon war, seinen Charakter, die Art, wie er sich der Regierung bemächtigt und sie so lange ausgeübt hatte, in Betracht gezogen, eine beschränkte und getheilte Herrschaft eine Unmöglichkeit geworden, und er rief durch den Versuch ihrer Einführung nicht nur eine Menge von Hindernissen gegen sich hervor, sondern schwächte auch den Eindruck seiner persönlichen Größe. Die einzige Möglichkeit der Rettung für ihn wäre die Annahme einer militairischen Diktatur, ohne alle andere Dazwischenkunft, gewesen. Er hätte in diesem Fall seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorbereitungen zum Kriege richten können, während er so genöthigt war, zugleich an die Besiegung des Widerstandes im Innern zu denken. Die in den höheren und mittleren Klassen vorhandene moralische Opposition gegen ihn wäre nicht zu einer politischen geworden, wenn er nicht die Formen eines konstitutionellen Souverains hätte annehmen wollen. Eine unzähmbare Herrschsucht hatte ihn in Frankreich landen lassen, und die Begeisterung des Heeres seinen Thron wiederhergestellt. Er mußte sich deshalb auch einzig, so lange er von außen bedroht wurde, auf die Waffen verlassen, und keine andere nationale Repräsentation als sein Kriegsvolk gelten lassen. Da sein Unglück nicht seine Ueberzeugungen verändert hatte, und er sich nie aufrichtig zu den Grundsätzen der Freiheit bekannt haben würde, so war die Haltung, die er während der hundert Tage annahm, ein trügerisches Spiel, das ihn mit sich selbst in Widerspruch setzte, seine Stellung noch schwieriger machte, und einen schnelleren Sturz für ihn herbeiführte, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Napoleon hatte mit innerem Widerstreben, aber von seinen Umgebungen gedrängt, in eine Veränderung der Verfassung des Kaiserreiches eingewilligt, die der Volksvertretung einen ausgedehnteren Antheil an der Gesetzgebung und den einzelnen Bürgern mehr Sicherheit für ihre Personen gewähren sollte. Er bediente sich zu dieser Arbeit eines geborenen Waadtländers, Benjamin Constant, der aus einer adeligen, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtig gewordenen französischen Familie stammte, während der Revolution aber in Frankreich naturalisirt worden war. Benjamin Constant war unter dem Konsulat mit der konstitutionellen Partei, auf die Frau von Staël großen Einfluß ausübte, und, mit dieser selbst in Verbindung getreten, durch seine Opposition im Tribunat Napoleon mißfällig geworden, ragte aber mehr durch Geist und Kenntnisse als durch Charakter und Moralität hervor. Obgleich von Natur frei und edel gesinnt, war er doch nicht abgeneigt, entgegengesetzten

Einflüssen nachzugeben, sobald es dabei eine Rolle für ihn zu spielen gab, und seine beständigen finanziellen Verlegenheiten, aus einer übel geordneten Lebensweise entspringend, machten ihn von den Umständen abhängig. Benjamin Constant hatte kurze Zeit vor Napoleon's Einzüge in Paris in den Journalen einen Artikel gegen ihn erscheinen lassen, worin er ihn einen gehässigen Tyrannen, einen Blutmenschen, schlimmer als Attila und Dschingiskhan, nannte, auf das Verdienst der Restauration um Gründung der bürgerlichen Freiheit, ungeachtet der begangenen Fehlgriffe, hinwies, und damit schloß, nichts mit der Regierung des Usurpators zu thun haben zu wollen. Napoleon, der die Menschen zu gering achtete, um auf ihre Ueberzeugungen Werth zu legen, oder überhaupt nicht an deren Vorhandensein, wenigstens nicht in der politischen Sphäre, glaubte, ließ Constant, ohne Rücksicht auf jene ihm wohlbekannte Erklärung, wenige Tage nach seiner Ankunft rufen, sprach viel von seiner Absicht, fortan in der Art eines konstitutionellen Fürsten zu regieren, und bot ihm die Stelle eines Staatsrathes an. Benjamin Constant, der in der vermeintlichen Bekehrung des Kaisers einen Vorwand fand, ihm seine Dienste zu widmen, ging auf das Anerbieten ein. Napoleon übertrug ihm die Ausarbeitung des theoretischen und allgemeinen Theiles des neuen Verfassungswerkes, und wußte Benjamin Constant, der sich außerdem zu ihm in einer schiefen und abhängigen Stellung befand, durch seine geistige Ueberlegenheit so zu leiten, daß diese Konstitution im Wesentlichen nicht viel liberaler als die frühere ausfiel. Da Napoleon aber so wenig als möglich seiner Vergangenheit entsagen wollte, so wurde diese Verfassung nicht als etwas Neues und Selbstständiges, sondern nur als ein Zusatz zu dem, was schon vorhanden war, bezeichnet, und „acte additionnel“ genannt. Sie wurde, wie die meisten früheren Konstitutionen von 1793 an, einer allgemeinen Abstimmung unterworfen, zu der sich aber kaum der dritte Theil der Stimmberechtigten einfand, und angenommen. Napoleon hatte schon von Lyon aus ein sogenanntes Maifeld angekündigt. Auf diesem sollte jene Zusatzakte feierlich bekannt gemacht, und von dem Kaiser beschworen werden. Dieses Maifeld konnte wegen einiger Verzögerung in den Vorbereitungen erst am 1. Juni abgehalten werden.

Nach dieser Verfassung sollte es, wie früher, zwei Kammern geben. Napoleon hatte es nicht für angemessen gefunden, den Senat, von dem er das Jahr vorher des Thrones verlustig erklärt worden, unter diesem Namen wiederherzustellen, sondern die von der Restauration eingeführte Bezeichnung: Pairskammer — bestehen lassen, diese aber sehr umge-

staltet, und, so viel als möglich, mit seinen Anhängern besetzt. Bei den Wahlen zu den neuen Volksvertretern: Repräsentanten genannt, fanden sich, bei der Ungewißheit der Einen, der Gleichgültigkeit der Andern, dem allgemein verbreiteten Zweifel an der Dauer des vorhandenen Zustandes, so wenige Wähler ein, daß die Repräsentanten in manchen Departements von ein Paar Dutzend Stimmen ernannt wurden. Eine Anzahl berühmter Namen aus den ersten Nationalversammlungen, wie de la Fayette, Lanjuinais, Barrere u. s. w., befanden sich darunter. Die Mehrheit war der Nation vorher ganz unbekannt. Sie neigten sich, je nach den Umständen, zu bonapartistischen oder republikanischen Gesinnungen hin, jedoch war letztere Meinung stärker als in irgend einer gesetzgebenden Versammlung seit der Revolution vertreten.

Napoleon wollte, bevor er den Kampf gegen das Ausland begann, die Augen der Nation durch ein großartiges Schauspiel blenden, sich ihr als Kaiser, als Heerführer und Gesetzgeber darstellen, seine Feinde im Innern durch eine glänzende Entfaltung seiner Macht schrecken, und wie einst seiner ersten Herrschaft durch die Anwesenheit des Pabstes, so jetzt dieser zweiten durch den Beifall des Volkes und der Soldaten eine neue Weihe geben. Die Mitglieder der beiden Kammern, die Wähler in den Departements und Abtheilungen von allen Korps der Land- und Seemacht waren zu diesem Zweck nach Paris entboten worden. Man hatte das Marsfeld, am westlichen Ende von Paris gelegen, auf dem fünfundzwanzig Jahre vorher, am ersten Jahrestage der Einnahme der Bastille, das große Föderationsfest abgehalten wurde, zu dieser militairisch-politischen Schaustellung gewählt. In der Mitte dieses weiten Platzes erhob sich eine Pyramide, die mit einer Plattform endigte, auf die ein Thron für Napoleon gestellt war. Auf den breiten Stufen, die von allen Seiten zu dieser Plattform führten, befanden sich die Minister, Marschälle und Generale Napoleon's, sein Hof, die Kammern und die Wähler. Fünfzigtausend Mann glänzend ausgerüstete Truppen umgaben die Pyramide. In der Nähe war ein Altar errichtet, vor welchem, wie am Föderationsfeste, ein Hochamt gehalten werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge hatte von Tagesanbruch an die Rasenstufen besetzt, die 1790 großentheils von der pariser Bevölkerung freiwillig angelegt worden.

Napoleon erschien (1. Juni) auf dem Marsfelde, von seinen drei Brüdern, Joseph, Lucian und Hieronymus, begleitet, aber nicht, wie es die Aussicht auf einen nahe bevorstehenden gewaltigen Kampf und der vorherrschend militairische Charakter des großen Schauspiels hätte erwarten lassen können, in seiner gewöhnlichen einfachen Uniform, die zu-

gleich so beliebt und berühmt war, sondern er trug über dieser, wie seine Brüder, ein Gewand von weißer Seide, mit goldenen Bienen gestickt. Obgleich er Alles, was er war, auf dem Schlachtfelde geworden, so zog er es doch vor, bei besonders wichtigen Veranlassungen in einer von seinem Kriegsvolke verschiedenen Kleidung aufzutreten, um die Menge daran zu erinnern, daß er nicht blos der erste Soldat, sondern vor Allem der Souverain und Imperator sei. Es herrschte eine tiefe Stille, als der Kaiser sichtbar wurde, denn unter den Zuschauern kannten die meisten nicht den eigentlichen Zweck dieser Feierlichkeit, und je nach den Meinungen und Parteien herrschten darüber die seltsamsten, mit Napoleon's Charakter und Plänen unvereinbarsten Ansichten. Die Einen glaubten, er wolle dem Thron entsagen, die Republik proklamiren, und sich als erster General an die Spitze des Heeres zur Vertheidigung des Vaterlandes stellen. Die Anderen gingen nicht so weit, aber meinten, er würde sich zu einer Wahl und Bestätigung seiner Würde von Seiten des Volkes bereit erklären. So unsicher und gefährlich erschien Napoleon's Lage, so sehr war in einem Theile der Bevölkerung, seit seinem ersten Sturze, der Glaube an sein Recht und seine Macht erschüttert worden. Bald sollte jedoch jeder Zweifel über den Sinn dieses Schauspiels verschwinden.

Nachdem der Kardinal Cambacérès, Erzbischof von Rouen, ein Bruder des Reichs-Erzkanzlers, welcher nach dem 20. März, obwohl ungern, das Justizministerium übernommen hatte, das Hochamt gehalten, segnete er die ihm von 300 Officieren dargereichten Fahnen ein. Diese Officiere waren die ersten in der Versammlung, die Napoleon, indem sie die Fahnen emporhielten und schwenkten, mit einem langen und stürmischen Lebehoch begrüßten. Darauf trat der Repräsentant Dubois auf, und las die Adresse der Wähler in den Departements und das Ergebniß der Abstimmung vor. In dieser Adresse wurde zwar die Wahl Napoleon's zum Kaiser und das Princip der Volkssouverainetät berührt, sonst aber die tiefste Ergebenheit und Bewunderung für ihn und die Hoffnung auf den Sieg über seine Feinde ausgedrückt. Napoleon, am Fuße der Pyramide stehend, nahm das Wort und erklärte, in der ihm eigenen entschiedenen und großartigen Weise, die Absicht, Frankreich im Sinne des Friedens und der Freiheit regieren, aber auch dasselbe gegen jeden Angriff auf das Aeußerste vertheidigen zu wollen. Er beschwor, die Hand auf das ihm vom Kardinal-Erzbischof vorgehaltene Evangelium legend, die Konstitution, und Herolde verkündigten deren Annahme. Er legte den kaiserlichen Mantel ab, zeigte sich in seiner gewöhnlichen Kriegskleidung, und theilte an die vorbeiziehenden Regimenter die Fahnen aus, die unter dem begeistertsten

Zuruf gelobten, für ihn sterben zu wollen. In diesem Augenblick brach auch unter den, von dieser entflammenden Stimmung der Soldaten mit ergriffenen Zuschauern auf den Rasenstufen ein unermeßlicher Jubel aus. Napoleon stieg sodann langsam die Plattform der Pyramide hinauf, legte wiederum das weiße mit goldenen Bienen gestickte Gewand an, setzte sich auf den Thron, und übersah von da aus zum letztenmal sein Reich, von dem er mit dieser glänzenden Feierlichkeit für immer Abschied nahm. Im Grunde bestand dieses Reich nur noch in dessen officiellen Vertretern, unter denen er sich wiederum nur auf das Kriegsvolk unbedingt verlassen konnte. Alles Andere war unsicher und schwankend geworden.

Dieses Fest, das durch die Persönlichkeit Napoleon's, wie Alles, was von dieser berührt wurde, eine Bedeutung erhielt, war auf den Gang der Ereignisse ohne Einfluß. Die höheren und mittleren Klassen der Nation wurden dadurch zu keiner größeren Anhänglichkeit für ihn, und das Volk zu keiner lebendigeren Bereitwilligkeit, sich für seine Sache zu opfern, veranlaßt. Selbst die Zuschauer, die Soldaten ausgenommen, sahen darin nur ein großes Schauspiel, und für diese letzteren hatte nur die Austheilung der Fahnen und die martialische Ansprache ihres Kaisers einen Sinn gehabt. Alle übrigen Ceremonien waren für sie leeres Beiwerk geblieben. Die Menge war übrigens zu dieser Feierlichkeit nicht gerade von bloßer Neugierde — denn Napoleon erregte selbst damals, wo sein Glücksstern sichtbar zu erbleichen anfing, ein höheres Interesse — sondern von dem dunkeln Vorgefühl hingezogen worden, daß es sich dabei um den Anblick einer großen, Alles überragenden geschichtlichen Persönlichkeit handelte, die bald für immer zu verschwinden bestimmt war, und deren Bild man noch einmal dem Gedächtniß einprägen wollte.

Einige Tage nach Abhaltung des Maifeldes traten die Kammern zusammen. Napoleon hoffte, daß die Repräsentanten seinen Bruder Lucian zu ihrem Präsidenten wählen würden. Derselbe hatte von seinem kaiserlichen Bruder nicht nur keine Krone angenommen, sondern ihm zu einer Zeit, wo Alles zu dessen Füßen lag, sogar widerstrebt, und sich zuletzt von seiner Botmäßigkeit durch die Flucht befreit. Indessen wurde ihm Lanjuinais, der Freund der Girondisten und ihr und Ludwig XVI. Vertheidiger im Konvent, vorgezogen. Man wußte von Lanjuinais, der im Herzen immer ein Republikaner geblieben, daß er, wenn die Monarchie nothwendig geworden, lieber die Bourbonen als die Napoleoniden an deren Spitze sehen wollte. Nächst Lanjuinais hatte de la Fayette die meisten Stimmen gehabt. Napoleon fühlte diesen ihm und seiner Familie versetzten Schlag, mußte aber seinen Unwillen verbergen. Nur im Geheimen

und gegen seine Vertrauten äußerte er seine Unzufriedenheit mit den Repräsentanten, und seine Absicht, mit der republikanischen und konstitutionellen Partei nach glücklich beendigtem Feldzuge Abrechnung halten zu wollen. Die Kammer erinnerte sich in diesem Augenblicke, wo es sich darum handelte, ihre Gesinnungen gegen den Kaiser durch die Wahl ihres Präsidenten auszudrücken, mehr des Lucian, der durch seine Theilnahme am Staatsstreiche vom 18. Brumaire Napoleon's Despotismus vorbereitet, als des Lucian, der später ein Diadem ausgeschlagen hatte. Noch mehr trat die Absicht der Repräsentanten, sich Napoleon so wenig als möglich anzuschließen, ihn mehr zu dulden als zu unterstützen, in dem Antrage des seine politische Laufbahn damals beginnenden Dupin des Aelteren hervor, der vorschlug, nur der Verfassung, aber nicht dem Kaiser zu schwören, was nur mit geringer Majorität abgelehnt wurde.

Napoleon eröffnete die Kammern mit einer Rede, in der er ihnen den Ausbau der Verfassung durch zweckmäßige Gesetze, und vor Allem Eintracht und Vaterlandsliebe empfahl. Er sprach bei dieser Gelegenheit nicht mit dem ihm sonst gewöhnlichen Schwung und Nachdruck. So sehr Napoleon's Charakter sich den Umständen überlegen zu zeigen geeignet war, die Flamme seines Geistes brach nur dann in ihrer ganzen Kraft hervor, wenn sie gewiß war, auf einen brennbaren Stoff zu fallen. Aber die Stimmung der Kammern war kalt und zurückhaltend, ohne eine Spur von der Begeisterung, die am Vorabende großer Ereignisse natürlich gewesen wäre. Durch die Antwortsadresse der Repräsentanten blickte sogar ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der konstitutionellen Gesinnung des Kaisers hindurch, wozu allerdings seine ganze Vergangenheit nur zu viele Veranlassung gab.

Die Armee war nach der Rückkehr Ludwig XVIII. auf den Friedensfuß gesetzt worden. Napoleon beschäftigte sich, von seinem Kriegsminister dem Marschall Davoust trefflich unterstützt, unausgesetzt mit deren Vermehrung und Reorganisation, aber um auf dem gewöhnlichen regelmäßigen Wege dieses Ziel zu erreichen, hätte es, ungeachtet der größten Thätigkeit, einer viel längeren Zeit bedurft, als ihm die Umstände übrig ließen.

Napoleon hatte bei seiner Landung in Frankreich auf zwei Dinge gerechnet, die nicht in Erfüllung gingen, einmal auf eine gespannte und selbst feindselige Stimmung unter den Großmächten gegen einander, und dann auf eine allgemeine Erhebung des französischen Volkes zu seinen Gunsten. Beides geschah nicht. Die Verbündeten traten einmüthig gegen ihn zusammen, und die Massen widersetzten sich ihm zwar nicht, griffen aber

auch nicht für ihn zu den Waffen. Es hätte dazu des Hebels der Freiheit oder des Ruhmes bedurft. Aber die Freiheit hatte Napoleon viele Jahre lang folgerecht unterdrückt, und es war ihm nicht möglich, sie plötzlich aus der Asche hervorrufen zu wollen, ohne sich der Gefahr, von ihr verzehrt zu werden, auszusetzen, und sein Ruhm war damals, ehe noch die Gesammtheit seines Daseins übersehen werden konnte, durch die Einnahme von Paris und seine Abdankung etwas verdunkelt worden. Wäre ihm diese Lage der Dinge vorher vollkommen bekannt gewesen, so würde er, ungeachtet seiner ungeduldigen Herrschsucht, wahrscheinlich in Elba geblieben sein, oder wenigstens günstigere Umstände abgewartet haben. Aber der kühne Schritt war einmal geschehen, und konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Er raffte alle regelmäßigen Streitkräfte, die er finden konnte, zusammen, aber der Unterschied zwischen der Macht, die er aufzubringen vermochte, und der, welche seine Feinde, wenn auch langsamer, ihm entgegenstellen konnten, war so groß, daß selbst sein furchtloser Sinn sich darüber nicht immer der Besorgniß erwehren konnte, und seine Minister, die Kammern, überhaupt die aufgeklärten Klassen der Nation, von diesem Gedanken mit Schrecken erfüllt wurden. Er sah voraus, daß die Verbündeten ihre Heeresmassen nicht auf einem einzigen Punkt versammeln, sondern auf verschiedenen Seiten in Frankreich einzudringen versuchen würden. Die einzige Hoffnung, die ihm übrig blieb, bestand darin, die erste feindliche Armee, die er erreichen konnte, zu schlagen, wo möglich zu vernichten, sich rasch auf eine zweite zu werfen, und ihr dasselbe Schicksal zu bereiten. Die Tapferkeit und Begeisterung seiner Truppen machte eine solche Aussicht möglich. Die ersten davon getragenen Siege, so erwartete Napoleon, würden den kriegerischen Sinn der Franzosen erwecken, und die waffenfähige Jugend nach den Gränzen eilen. Während dieser Zeit dachte er einzelne seiner Feinde, namentlich Oesterreich, an dessen Standhaftigkeit gegen ihn er am wenigsten glaubte, durch geheime Unterhandlungen und vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen oder durch die Besorgniß eines endlosen Krieges und einer möglichen Ueberwältigung zu schrecken, so den großen Bund gegen ihn zu trennen, und zuletzt im Besitze Frankreichs zu bleiben. Bei der Erinnerung an sein früheres Glück und bei dem Bewußtsein seines militairischen Genies konnte ihm ein solcher Gang der Dinge nicht als leerer Traum erscheinen. Aber seine ganze frühere Laufbahn zu erneuern, war sogar im glücklichsten Falle nicht möglich, und er glaubte selbst nicht daran. Bei dem Lebensalter, in welchem er stand, hätte ihm auch die Zeit dazu gefehlt.

Daß eine solche Fortsetzung seiner Regierung, wo er, selbst nach den größten Anstrengungen und Erfolgen, immer kleiner als unter dem Konsulat dagestanden hätte, seiner, als einer historischen Person, unwürdig gewesen, und sein Name mit einem geschwächten Glanz auf die Nachwelt gekommen wäre, übersah er. Denn ihm lag an der Macht noch mehr als an dem Ruhm. Daß aber außerdem eine, so zu sagen, zweite geringere Auflage seines Daseins, eine moralische Unmöglichkeit war, mochte ihm nicht einfallen. Der Drang zu herrschen und der Gründer einer Dynastie zu werden, überbot bei ihm jede andere Rücksicht und Betrachtung.

Napoleon hatte seine Hauptmacht, mit der er dem Feinde entgegen gehen wollte, an der Nordgränze, zwischen Valenciennes, Maubeuge, Marienburg, Rocroy und Avesnes, versammelt. Die fünf Infanterie- und vier Kavalleriekorps derselben standen unter den Generalen Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gerard, Lobau, dem Marschall Grouchy, zu dieser Würde erst nach dem 20. März, wegen seiner gegen den Herzog von Angouleme im Süden geleisteten Dienste, erhoben, Pajol, Excelmans, Milhaud und Kellermann. Dieses Heer war höchstens 140,000 Mann stark mit 300 Kanonen, und die einzige Macht, mit der Napoleon im Felde erscheinen konnte. Er hatte zwar 60,000 Rekruten auszuheben und 100,000 Nationalgarden auf den Kriegsfuß zu setzen befohlen. Aber diese Rekruten waren noch nicht eingeübt, als der Krieg begann, und die mobilisirten Nationalgarden erreichten nicht die verlangte Zahl, und wurden zur Besetzung der Festungen gebraucht. Der Süden und Westen Frankreichs, Napoleon meist feindlich gesinnt, leisteten nicht nur keine Hülfe gegen den auswärtigen Feind, sondern mußten selbst überwacht werden. Die damals in der Nation herrschende Stimmung läßt sich am besten daraus entnehmen, daß in einem so großen Lande wie Frankreich und unter einer sonst so kriegerischen Bevölkerung höchstens 20,000 Freiwillige zu dem Heer gestoßen waren, kaum so viel als 1792 die einzige Stadt Paris und ihre Umgegend geliefert hatten. Ein eigentlicher Mangel an waffenfähiger Mannschaft, wie man oft behauptet hat, fand, ungeachtet der großen, in Rußland und Deutschland erlittenen Verluste, nicht statt. Aber das Volk erhob sich nicht von selbst, und zur Benutzung aller vorhandenen Mittel fehlte es an Zeit. Es lag eine trübe und gedrückte Stimmung auf dieser sonst so thatkräftigen und heiteren Bevölkerung, die sich weder recht für noch recht gegen Napoleon zu erklären wußte, Alles dem aktiven Heer überließ, und der endlichen Entscheidung mit dumpfer Erwartung entgegensah.

In Paris allein war der Anfang zu einer Volksbewaffnung gemacht worden, die, wenn der Kaiser gewollt, ohne Zweifel weiter um sich gegriffen haben würde. In den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau traten 30 bis 40,000 Arbeiter zusammen, nannten sich in Erinnerung an das Jahr 1792 Föderirte und verlangten, bewaffnet zu werden, wurden aber von Napoleon absichtlich in ihrer Organisation gehindert. Er fürchtete, daß sie unter gewissen Umständen von der republikanischen Partei gegen ihn gebraucht werden könnten.

Die übrigen Gränzen gegen Deutschland, die Schweiz, Piemont und Spanien waren, da Napoleon die Nordarmee so viel als möglich verstärkt hatte, so schwach besetzt worden, daß die dort aufgestellten Truppen dem Feinde keinen ernsten Widerstand leisten konnten, und auf den Ausgang des Krieges keinen Einfluß ausgeübt haben. Napoleon war der Vendée so wenig gewiß, daß er dort 18,000 Mann unter dem General Lamarque stehen lassen mußte, so sehr er auch dieses Korps und seines ausgezeichneten Generals an der Nordgränze benöthigt gewesen wäre.

Die Verbündeten ließen ihre Streitmacht in drei großen Heeressäulen gegen Frankreich anrücken, die, von der Maas bis zu den Alpen reichend, zu gleicher Zeit die französischen Gränzen überschreiten, und sich bei Paris vereinigen sollten. Denn man glaubte anfänglich, daß Napoleon dort den Angriff erwarten würde. Dieser Plan war auch wirklich von dem Marschall Soult vorgeschlagen, von dem Kaiser aber aus politischen und militairischen Gründen verworfen worden. In Belgien standen 120,000 Preußen unter dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, dem ersten deutschen Feldherrn, der das Jahr vorher durch seinen kühnen Zug auf Paris Napoleon's Schicksal entschieden hatte, und in seiner Nähe lag ein aus 100,000 Engländern, Belgiern, Holländern, Hannoveranern und Braunschweigern zusammengesetztes Heer, von dem Herzoge von Wellington befehligt, der die Franzosen fünf Jahre lang in Spanien und Portugal bekämpft, und zuletzt in Frankreich selbst eingedrungen war. Zweimal hunderttausend Oesterreicher rückten nach dem Oberrhein vor, und 100,000 Deutsche und Piemontesen sammelten sich am Fuß der Alpen. Hundert achtzigtausend Russen waren aufgebrochen, aber wegen der weiten Entfernung noch zurückgeblieben, und bildeten die Reserve dieses allgemeinen europäischen Aufgebotes. Ein spanisches Heer von 70,000 Mann zog sich an den Pyrenäen zusammen, setzte sich aber erst nach Entscheidung des Feldzuges in Bewegung.

Das Mißverhältniß zwischen Napoleon's und seiner Gegner Macht war so groß, daß wohl kein anderer Feldherr als er einen glücklichen Aus-

gang für möglich erachtet hätte. Er beschloß, sich zuerst gegen die besten Truppen und die beiden ersten Generale der Koalition, Blücher und Wellington, zu wenden, sich zwischen sie zu werfen, sie einzeln zu schlagen, dann über den zunächst stehenden Feind herzufallen, um so die Disproportion der Kräfte auszugleichen. Nach den Siegen über die Armeen hoffte er auf günstige Unterhandlungen mit den Höfen. Ein zweites Marengo lag in seinem Sinn.

Außer der numerischen Schwäche seiner Streitmacht war Napoleon in diesem Kriege, in Bezug auf seine Unterfeldherren und seine nächsten militairischen Umgebungen, nicht mehr so günstig wie früher gestellt. Es war hierin eine große Veränderung vorgegangen. Alexander Berthier, von dem Kaiser zum Fürsten von Neufchatel und Wagram erhoben, von der Schlacht von den Pyramiden an bis zu der von Montmirail der Chef seines Generalstabes, der Vertraute seiner Gedanken und treue Vollstrecker seiner Befehle, war, zwischen seiner Pflicht gegen Ludwig XVIII. und der Anhänglichkeit an seinen früheren Gebieter getheilt, nach Deutschland geflohen, wo er einige Wochen später ein trauriges Ende nehmen sollte. An seine Stelle setzte Napoleon den Marschall Soult, der, als Kriegsminister Ludwig XVIII., nach Napoleon's Landung, in einer Proklamation an die Armee, von dem Kaiser wie von einem Räuberhauptmann gesprochen hatte. Napoleon hatte ihn nach seiner Ankunft in Paris, wie Benjamin Constant, rufen lassen, und Soult war sogleich erschienen. Beide glaubten einander nicht entbehren zu können. Aber ein aufrichtiges Verhältniß war bei dem frischen Eindrucke dessen, was vorgefallen, nicht möglich. Soult bewies während dieses Feldzuges in der That nicht den Eifer und Nachdruck, an die man sonst bei ihm gewöhnt war. Ney war in sich zerrissen. Seine heftige Erklärung gegen Napoleon und sein plötzlicher Uebertritt zu ihm verwirrten sein Gewissen und lähmten seine Kraft. Er zeigte sich in diesem Kriege bald leidenschaftlich aufgeregt, bald unsicher und abgespannt. Der Marschall Davoust war in Paris als Kriegsminister zurückgeblieben. Massena, in früheren Kriegen Napoleon's rechter Arm, konnte seines hohen Alters wegen mehr kein Kommando übernehmen. Mortier war, nach einiger Zögerung, erschienen, wurde aber unmittelbar vor Ausbruch des Kampfes krank, und seine Erfahrung und Festigkeit gingen für Napoleon verloren. Die Marschälle Macdonald, Victor, Oudinot, Marmont, Gouvion St. Cyr, die Generale Lauriston, Sebastiani, Maison, Dessolles fehlten dem Kaiser. Die Generale, welche an die Spitze der einzelnen Korps und Divisionen gestellt worden, waren zwar tüchtig und erprobt, aber früher meist nur in untergeordneteren

Stellungen verwandt gewesen. Die Generation von Generalen, mit der Napoleon zu siegen gewohnt gewesen, und die ihm am nächsten gestanden, war, mit wenigen Ausnahmen, entweder verschwunden oder unbrauchbar geworden, oder hatte sich ihm entzogen.

Aber nicht nur Napoleon's äußere Lage, als Feldherr, mußte selbst ihm, so zuversichtlich und entschlossen er auch war, unsicher und bedenklich erscheinen, auch seine nächsten, rein menschlichen Verhältnisse, seine Familienbande, waren von eben so außerordentlicher als unglücklicher Art. Seine Gemahlin und sein Sohn, für welchen letzteren er sein Reich zu behaupten und zu vertheidigen dachte, befanden sich in der Gewalt seiner Feinde. Seine beiden Brüder Joseph und Hieronymus, denen er früher Kronen verliehen, erinnerten ihn durch ihre Gegenwart mehr an die großen Verluste, die er erlitten, als daß sie ihn aufrichten oder unterstützen konnten. Das einzige Mitglied seiner Familie, das ein bedeutendes militairisches Talent besaß, Eugen Beauharnais, den er selbst zum Krieger ausgebildet und an Sohnes Statt angenommen, weilte in einem fremden Lande. Hierzu kam noch das Gefühl, von ganz Europa ausgestoßen zu sein, unter seinen Ministern Verräther, in der Volksvertretung Gegner zu haben, und von einem großen Theile der Nation nicht mehr mit dem früheren Vertrauen betrachtet zu werden. Die Erinnerung an das, was er einige Jahre vorher gewesen, und die Schnelligkeit, mit der er gestürzt worden, hätte allein hingereicht, um eine weniger starke Natur zu verwirren und zu erschüttern. Er war damals in der furchtbaren Lage, im eigentlichsten Sinne Alles auf das Spiel setzen zu müssen, Leben, Freiheit, Besitz und selbst den Ruhm, um nicht von Neuem Alles zu verlieren. Vor ihm hatte sich die Macht und der Haß seiner Feinde wie eine Mauer aufgethürmt, und hinter ihm lag ein Abgrund. Nie hat sich ein großer Mann in einer so drangvollen Stellung befunden. Aber der Charakter Napoleon's war von der Art, daß er, so lange ihm die Möglichkeit zu handeln übrig blieb, alle äußere Gefahren zu übersteigen und jeden inneren Schmerz niederzudrücken vermochte. Er ging in seinen letzten Kampf gegen Europa mit dem Feuer der Jugend und der Festigkeit reiferer Jahre.

Napoleon verließ in der Nacht vom 11. zum 12. Juni Paris und traf schon am folgenden Tage alle Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges. Er liebte es, neue große Unternehmungen an dem Jahrestage schon vollbrachter zu beginnen, wozu ihm sein thatenreiches Leben vielfältige Veranlassung bot. Am 14. Juni, wo er bei Marengo und

Friedland gesiegt, erließ er eine Proklamation an seine Armee, die deren Entschluß, für ihn das Aeußerste zu thun, wo möglich, noch erhöhte.

Napoleon wäre den Preußen und Engländern, wenn sie vereinigt gewesen, an numerischer Macht zu sehr nachgestanden, um sie mit Erfolg bekämpfen zu können. Aber Blücher und Wellington hatten, an kein so rasches Vorrücken von seiner Seite glaubend, ihm die Gelegenheit geboten, einzeln über sie herzufallen. Ein Zwischenraum von mehreren Stunden trennte ihre beiden Heere. Außerdem lagen die einzelnen Korps der englischen Armee ziemlich weit aus einander, und die preußische Avantgarde war auf keinen Angriff vorbereitet. Der preußische und englische Feldherr hatten dem Gerücht getraut, daß Napoleon seine Hauptmacht bei Paris zusammenziehen, und dort einen entscheidenden Schlag versuchen würde. Sie glaubten deshalb, noch einige Wochen Zeit vor sich zu haben, und wollten die übrigen Streitkräfte der Koalition sich der gemeinsamen Operationslinie nähern sehen, ehe sie selbst vorrückten. Napoleon hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Er wußte, daß Wellington einige Zeit brauchte, um sein Heer zusammenzuziehen, und daß er, bevor dies vollständig geschehen, bei der Vorsicht, mit der er zu verfahren gewohnt war, einen Kampf nicht annehmen, daß aber Blücher, der seine Macht besser vereinigt hatte, bei seinem natürlichen Ungestüm, einer Schlacht nicht ausweichen würde. Er fand, was er suchte.

Ehe dies aber noch geschah, ereignete sich ein Vorfall, der auf den Gang der Ereignisse und besonders auf die Stimmung der französischen Soldaten, während des bevorstehenden Kampfes, und selbst der Befehlshaber, nicht ohne üble Folgen bleiben sollte. Der General Bourmont, der unter Gerard eine Division kommandirte, und in dieser Eigenschaft mit Napoleon's Absicht, zuerst die Preußen anzugreifen, bekannt war, ging am 14. Juni zu diesen über, und veranlaßte Blücher, seine Korps schneller zusammenzuziehen, als er sonst gethan haben würde. Bei der großen Ungleichheit der Kräfte war für Napoleon Geheimhaltung des Zweckes seiner Bewegungen eben so nothwendig, wie deren rasche Ausführung. Ohne Bourmont's Abfall hätte der Kaiser die preußischen Heeresabtheilungen einzeln aufreiben können. Ein Theil seines Planes war demnach schon, ehe er zur Verwirklichung gekommen, vereitelt.

Bourmont war immer ein zweideutiger oder wandelbarer Charakter gewesen. In seiner Jugend hatte er, durch seine Geburt zu dem vendéeischen Adel gehörig, gegen die Republik gekämpft, und später mit Auszeichnung in den Napoleon'schen Heeren gedient. 1814 ergriff er mit Feuer die Sache der Bourbonen. Nach Napoleon's Landung kommandirte

er unter Ney in dem Korps, mit dem dieser den Kaiser aufhalten sollte. Er widersetzte sich Ney's Abfall nicht, begleitete ihn aber auch nicht zu Napoleon. Sobald dieser aber in Paris angekommen, bot er ihm seine Dienste an, die anfangs abgelehnt, dann aber auf Ney's und Gerard's Bürgschaft hin angenommen wurden.

Napoleon, der Bourmont nie ganz getraut, schien diesen Verlust leicht zu verschmerzen. Aber auf das Heer machte die Desertion eines bekannten Generals, im Angesicht des Feindes, einen großen Eindruck. Die Soldaten fürchteten, daß Bourmont's Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben würde. Sie wußten alle, wie Soult und Ney kurz vorher gegen Napoleon gehandelt hatten. Selbst die Generale waren nicht immer einer des andern gewiß. Eine allgemeine Unsicherheit entstand, die von Napoleon's fester Haltung bald gedämpft wurde, aber als das Glück sich gegen ihn erklärte, von Neuem erwachte, und die Verwirrung und Auflösung vermehrte. Es ist in diesem Feldzuge kein anderer bedeutender Verrath gegen den Kaiser, als der Bourmont's vorgekommen. Aber dieses Beispiel und die großen Fehler, welche mehre von Napoleon's ersten Generalen begingen, haben den, obgleich irrigen, Verdacht einer absichtlichen Treulosigkeit von ihrer Seite, in der Meinung des französischen Volkes über den Ausgang dieses Krieges verbreitet und erhalten.

Am 15. Juni ging das französische Heer über die Sambre, drängte überall die preußischen Vorposten zurück, und richtete seinen Marsch nach dem Plateau von Fleurus hin. In diesem Augenblick traf der Marschall Ney, von Paris kommend, ein. Napoleon übergab ihm das Kommando der beiden Korps unter d'Erlon und Reille, 40,000 Mann stark, mit dem Befehl, die preußische Avantgarde unter Ziethen zu werfen, und sich der Höhe von Quatrebras zu bemächtigen. „Kennen Sie wohl die Bedeutung von Quatrebras?" fragte der Kaiser den Marschall. „Es ist dies der Schlüssel zu dieser ganzen Gegend, der dominirende Punkt des Schlachtfeldes. Besetzen Sie Quatrebras noch heute und verschanzen Sie sich dort. Um Mitternacht muß diese Stellung uneinnehmbar sein. Sie soll mich gegen die Engländer sichern, während ich die Preußen angreife." — Ney versicherte, daß er diesen Punkt noch aus seiner Jugend her kenne, indem er dort während der Revolutionskriege gefochten hätte. Aber es waren seitdem über zwanzig Jahre verflossen.

Am andern Tage (16. Juni) fand Napoleon früher, als er es erwartete, die preußische Hauptmacht vor sich. Blücher hatte, durch Bourmont über des Kaisers Plan unterrichtet, seine Korps rasch vereinigt, seine Stellung verändert, und war von Namur auf Sombref gezogen.

Die Dörfer St. Amand und Ligny waren von ihm stark besetzt, und, so viel es in der Eile ging, befestigt worden. Als Napoleon Blücher's Ankunft in Sombref erfuhr, bestieg er eine Windmühle, und betrachtete von dort aus, eine Zeit lang ganz allein, die große, von preußischen Bajonetten starrende Ebene. Von dieser Warte aus leitete er die Schlacht.

Vandamme erhielt Befehl, St. Amand zu nehmen. Die Franzosen drangen rasch vor und warfen die Preußen zurück. Aber Blücher verstärkte seine Truppen auf diesem Punkt, und nahm dem Feinde einen Theil der errungenen Vortheile wieder ab, ohne ihn jedoch ganz vertreiben zu können. Napoleon, ungeduldig geworden, ließ den General Gerard kommen, und befahl ihm, um jeden Preis Ligny zu nehmen, von dessen Besitz der Ausgang des Tages abhing. In Ligny erhob sich ein wüthender Kampf. Viermal wurde dieses Dorf von den Franzosen erstürmt, und viermal von den Preußen wiedergenommen. Während sich in den engen Straßen, zwischen den Hecken und Bäumen und selbst in den Häusern ein mörderisches Gefecht erhob, donnerten von beiden Seiten vierhundert Feuerschlünde, und der Ort war bald nichts als eine Brandstätte, auf deren rauchenden Ueberresten mit äußerster Anstrengung gefochten wurde. Um acht Uhr Abends waren die Franzosen überall Sieger. Blücher hatte an 20,000 Todte und Verwundete, aber keine Gefangenen verloren, und zog sich in der Dunkelheit auf Gembloux zurück, wo er das Korps unter dem General von Bülow traf, das von Lüttich herbeigezogen war, und seinen Rückzug deckte. Der preußische Feldherr, der, ungeachtet seines hohen Alters, mehre Angriffe persönlich geleitet, war in Gefahr gewesen, der französischen Reiterei in die Hände zu fallen, und nur durch die Geistesgegenwart seines Adjutanten, des Grafen Nostiz, gerettet worden.

Napoleon hatte, ungeachtet der numerischen Schwäche seiner Streitkräfte, und ungeachtet der übrigen Schwierigkeiten seiner Lage, in der Schlacht von Ligny seinen großen Blick, und sein Heer den Ruf des unerschrockensten Muthes bewährt. Aber darauf sollten sich auch die Früchte dieses Tages beschränken. Die von dem Marschall Ney auf einem anderen Punkte des Kampfplatzes bewiesene Zögerung und Unentschlossenheit verhinderten, daß der Sieg bei Ligny von entscheidenden Folgen wurde. Anstatt, wie ihm der Kaiser am 15. Juni ausdrücklich befohlen hatte, die Anhöhe von Quatrebras zu besetzen, welche die ganze Gegend beherrscht, auf welcher vier Straßen zusammenstoßen, und deren Behauptung eine Vereinigung des preußischen und englischen Heeres verhindert haben würde, vollführte Ney dies nicht nur nicht, indem er glaubte, daß es am andern Tage noch Zeit dazu sein würde, sondern ließ dem Kaiser sogar melden, daß

es geschehen sei, der demnach in dieser irrigen Voraussetzung seine weiteren Anordnungen traf.

Wellington, keinen so nahen Ausbruch des Krieges voraussehend, wohnte in der Nacht vom 14. zum 15. Juni einem Feste bei der Herzogin von Richmond in Brüssel bei, und war eben in einer Unterhaltung mit dem unter ihm kommandirenden Herzoge von Braunschweig begriffen, als er die Nachricht von dem Uebergange der französischen Armee über die Sambre erhielt. Diese unerwartete Kunde brachte auf ihn und den ihn umgebenden Kreis einen außerordentlichen Eindruck hervor.

Wellington begriff sogleich die Gefahr, in der sein Heer, bei der großen Ausbreitung seiner Stellung und dem Mangel an Vorbereitungen zu dem nahen Kampfe schwebte. Aber wenn der englische Feldherr in dieser Beziehung wenig Vorsicht gezeigt, so machte er den begangenen Fehler durch die Raschheit der jetzt zu treffenden Maßregeln wieder gut. Es flogen noch in derselben Nacht Adjutanten und Eilboten nach allen Standquartieren, um die Truppen überall zusammenzuziehen und die zunächst liegenden augenblicklich in Marsch zu setzen. Das Erste, woran Wellington dachte, war die Höhe von Quatrebras, deren Wichtigkeit er eben so wohl wie Napoleon erkannt hatte. Am Tage vorher war diese Stellung nur von einigen Bataillonen unter dem Prinzen von Sachsen-Weimar besetzt gewesen, die am andern Morgen mit 8000 Belgiern und Holländern verstärkt wurden. Ney zögerte in unerklärbarer Verblendung mit dem Angriff. Er schien die Wichtigkeit dieses Punktes erst zu fühlen, als er sah, daß der Feind alle seine Streitkräfte dort zusammenzog. Als Ney sich endlich zur Erstürmung dieser Position anschickte, war es zu spät geworden. Seine verzweifeltsten Angriffe wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen. Besonders litt die französische Reiterei, die das Unmögliche möglich machen wollte. Die Kuirassiere unter Kellermann drangen mehrmals gegen die Höhe vor, wurden aber immer wieder geworfen. Der General Kellermann hatte sich mit dieser Waffe schon bei Marengo hervorgethan, und war der Sohn des Napoleon'schen Marschalls, der bei Valmy focht. Ney bewies, als es zum Gefecht kam, den ihm eigenen ungestümen Muth, und setzte sich den größten Gefahren aus, aber nichts konnte die von ihm begangene Versäumniß wieder gut machen.

In der Schlacht von Quatrebras fiel der Herzog von Braunschweig, dessen kühner Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809 dazu beigetragen hatte, das sinkende Nationalgefühl zu beleben, wenigstens die Möglichkeit eines Widerstandes gegen die fremden Unterdrücker zu beweisen, und eine größere Erhebung gegen sie vorzubereiten.

Aber außerdem, daß Ney bei Quatrebras nichts ausrichtete, und die Kraft seines Heeres zwecklos verschwendete, so war sein Verhalten auch noch der Grund, daß Napoleon's Sieg bei Ligny unvollständig blieb. Der Kaiser hatte, in der Voraussetzung, daß Quatrebras besetzt sei, dem Marschall am Morgen des 16. Juni den Befehl zugeschickt, mit dem Gros seines Heeres auf Ligny zu ziehen, um dort den Angriff gegen die Preußen zu unterstützen. Dies wäre leicht auszuführen gewesen, sobald Quatrebras, wie es Napoleon angeordnet, befestigt war. Ney, eine hinreichende Besatzung auf der Anhöhe zurücklassend, die den Angriffen der Engländer getrotzt hätte, konnte mit dem übrigen Heer Napoleon zu Hülfe eilen. Da Blücher der Armee, die der Kaiser persönlich führte, nur mit äußerster Anstrengung und zuletzt vergeblich widerstand, so wäre seine Niederlage, wenn Ney mit seiner Macht noch dazu kam, ohne Zweifel vollkommen, und er zu jeder weiteren Unternehmung für den Augenblick unfähig gewesen. Aber Ney bestürmte, um die Zeit, wo Napoleon bei Ligny focht, ohne Erfolg die Stellung der Engländer bei Quatrebras. Dieser erste Fehler des Marschalls, der früher immer so große Kraft und Einsicht gezeigt, ward die Veranlassung zu noch weiterem Mißgeschick. Der General d'Erlon, der unter Ney kommandirte, war mit seinem Korps noch zurück, als letzterer den Angriff auf Quatrebras begann. Er erhielt Befehl, zu ihm zu stoßen. Indem sich d'Erlon hierzu anschickte, erschien aber Labedoyere bei ihm, den Napoleon mit der Ordre an Ney, auf Ligny zu marschiren, abgesandt hatte. Als d'Erlon dies vernahm, stellte er seinen Marsch auf Quatrebras ein, um den Marschall zu erwarten, und mit ihm vereint zu dem Kaiser zu stoßen. Da Ney aber nicht erschien, so blieb d'Erlon eine Zeit lang unschlüssig stehen, zog aber endlich auf Quatrebras, wo er zu spät ankam. Auf diese Art fehlten d'Erlon's 20,000 Mann mit 50 Kanonen dem Kaiser bei Ligny, und dem Marschall Ney bei Quatrebras. Wären Napoleon's Anordnungen von seinen Unterfeldherren und vornehmlich von Ney vollständig ausgeführt worden, so hätte der Feldzug in Belgien am 16. Juni mit der Niederlage der Preußen und dem Rückzuge der Engländer endigen müssen.

Napoleon beklagte sich gegen seine Vertrauten bitter über Ney, der bei Quatrebras nicht zu siegen verstanden, und durch die unzeitige Abrufung d'Erlon's die Wirkung des Sieges bei Ligny geschwächt hatte. Aber der Kaiser war nicht mehr in der Lage, seinen Unmuth bethätigen zu können. Er hätte, da ihm so manche seiner besten Generale fehlten, Ney nicht ersetzen können, und mußte ihm nach wie vor die Führung eines großen Theiles seiner Streitkräfte überlassen.

Da die Preußen bei Ligny geschlagen worden, so mußte auch Wellington, obgleich er während des Kampfes seine Stellung behauptet, sich ebenfalls zurückziehen, um mit seinen Verbündeten in Linie zu bleiben. Er ließ jedoch, um Ney zu täuschen, während er nach der vor dem Walde von Soignes liegenden Höhe, oberhalb der Ebene und des Dorfes Waterloo zog, ein Korps unter Lord Uxbridge bei Quatrebras zurück.

Die Engländer hatten am 16. Juni ebenfalls viel gelitten, und Wellington gab sich über den Ausgang des Feldzuges keinen glänzenden Hoffnungen hin. Blücher's Rückzug hatte auf ihn großen Eindruck gemacht. Er hielt Napoleon's Ankunft in Brüssel für wahrscheinlich, und schrieb an den Herzog von Berry, der bei seiner Familie in Gent weilte, daß in diesem Falle Ludwig XVIII. eine Zuflucht in Antwerpen suchen müsse. Hätte Ney Wellington's Nachhut unter Uxbridge kräftig angegriffen, so wären die Engländer umgangen, und die spätere Vereinigung mit den Preußen unmöglich gemacht worden. Der Marschall glaubte aber, immer noch die ganze englische Armee vor sich zu haben, und erwartete Verstärkung, um sie anzugreifen. Eine kostbare Zeit ging auf diese Art verloren.

Napoleon war am Abend des 16. Juni einen Augenblick lang ungewiß, ob er Ney zu sich nach Ligny rufen, um die Niederlage der Preußen zu vollenden, oder ob er sich zu ihm nach Quatrebras begeben sollte, um die Engländer anzugreifen. Dieser letztere Entschluß wog endlich vor. Er hoffte, mit 80,000 Mann seiner besten Truppen, die Garde eingerechnet, von ihm selbst geleitet und begeistert, das englische Heer zu überwältigen, während er 40,000 Mann unter dem Marschall Grouchy zur Verfolgung Blücher's, und um dessen Vereinigung mit Wellington zu verhindern, in der Richtung nach Wavres abschickte.

Der Regen, der während des 17. Juni in Strömen herabstürzte, erschwerte auf dem fetten belgischen Boden die Bewegungen der Truppen, besonders der Reiterei und Artillerie, und erschöpfte so Mannschaften als Pferde. Napoleon kam erst gegen Abend im Angesicht des Waldes von Soignes an, vor dem die englische Armee lagerte. Er war im höchsten Grade damit unzufrieden, daß Ney nicht schon angegriffen hatte, sondern dem Feinde unthätig gegenüberstand. Der Marschall, durch seine bei Quatrebras begangenen Fehler eingeschüchtert, hatte nichts auf sich allein nehmen, und die Ankunft des Kaisers erwarten wollen. Eine durch ihn verursachte Niederlage konnte, bei dem Verhältniß, in dem er noch vor Kurzem zu Ludwig XVIII. gestanden, den Verdacht des Verrathes erregen. So unbegründet dies auch gewesen, das Verhalten Marmont's

im vergangenen Jahre, und das Bourmont's in diesem Augenblicke ließ Alles als möglich erscheinen.

Napoleon wandte den Ueberrest des Tages dazu an, um das Schlachtfeld kennen zu lernen, und die Nacht, um seinen Schlachtplan zu überdenken.

Die französische Armee hatte die Nacht vom 17. zum 18. Juni auf dem durchnäßten Boden bei Feuern zugebracht, die von dem Regen alle Augenblicke ausgelöscht wurden. Napoleon selbst war schon vor seiner Abreise von Paris leidend gewesen, und sein Zustand hatte sich seitdem nicht verbessert. Das Reiten wurde ihm schwer. Als jedoch der Tag des 18. Juni anbrach, der für immer über sein eigenes und für lange Jahre über Frankreichs Geschick entscheiden sollte, war unter den Soldaten jede Spur von Ermüdung verschwunden, und Alles erhob sich mit der Hoffnung auf einen großen Sieg. Napoleon hatte seine Anordnungen so getroffen, daß diese Aussicht für wahrscheinlich gelten konnte. Er durchritt langsam die Reihen seiner Truppen, so, als wolle er jedem Soldaten persönlich seine Sache an das Herz legen. Ein endloser Jubel empfing ihn. Sein Ansehen war zuversichtlich, aber nicht heiter. Die Erwartung der großen Entscheidung, die er hervorgerufen, hatte sein Wesen noch ernster als gewöhnlich gestimmt. Er fühlte aber diesmal vielleicht mehr als je, daß er der Abgott seiner Krieger war. Denn diese hatten nicht für Frankreich, sondern einzig für ihn zu den Waffen gegriffen. Je länger sie ihn betrachteten, je höher stieg ihre Bewunderung für ihn. Besonders die alten Soldaten, die in diesem Feldzuge zahlreich waren, zum Theil eben erst aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, konnten sich nicht satt genug an ihm sehen. Ihr Zuruf klang weit bis zu den englischen Linien hin. Das Heer schien von einem einzigen Gedanken, Alles für ihn wagen zu wollen, erfüllt zu sein. Wäre es Napoleon möglich gewesen, unmittelbar während dieses Sturmes von Begeisterung auf den Feind loszugehen, so wäre der Kampf wahrscheinlich bald entschieden gewesen. Denn diesem ersten Feuer, das die Kraft wie den Muth verdoppelt, wäre schwer zu widerstehen gewesen. Aber die Engländer standen auf Anhöhen, die von den Franzosen erst erstiegen werden mußten, wurden von einer zahlreichen Artillerie gedeckt, und ihre Stellung setzte dem ungestümen Andrange ihrer Gegner alle möglichen natürlichen und künstlichen Hindernisse entgegen.

Napoleon's Absicht war, das englische Centrum, welches auf dem Plateau, Mont St. Jean genannt, stand, zu durchbrechen, den linken englischen Flügel von Grouchy, den rechten von d'Erlon und Reille auf-

reiben zu lassen, die Ueberreste auf der Straße von Brüssel vor sich herzutreiben und sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen. D'Erlon und Reille waren in seiner Nähe. An Grouchy hatte er bereits die Ordre geschickt, die Preußen zu beobachten und an dem Marsch auf Waterloo zu hindern, zugleich aber so zu manövriren, daß er sich der Hauptarmee näherte.

Die Schlacht begann mit einem heftigen Angriff der Franzosen auf das Schloß Hougoumont, das von den Engländern stark besetzt und von zahlreichen Batterien gedeckt war. Aus allen Fenstern des Gebäudes, aus den Büschen und Hecken feuerten die englischen Scharfschützen auf die ungedeckt heranrückenden Franzosen, deren Reihen zugleich von der englischen Artillerie gelichtet wurden, während die Engländer, die Vortheile des Terrains benutzend, wenig litten. Siebenmal drangen die Franzosen in die inneren Höfe des Schlosses, siebenmal wurden sie von den Engländern wieder vertrieben. Die Gebäude wurden endlich in Brand geschossen. Das Feuer trennte die Kämpfenden, deren Verwundete von den Flammen verzehrt oder vom Rauche erstickt wurden. Tausende kamen auf diesem Punkte um.

Durch diesen Angriff auf Hougoumont hatte indessen Napoleon nur Wellington's Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Ziele, der Erstürmung des Mont St. Jean, ablenken wollen. Ney wurde mit der Ausführung beauftragt. „Wohlan, Herr Marschall," sagte Napoleon zu diesem, indem er ihm das Plateau und das englische Centrum zeigte, „dies ist ein Tag und eine Unternehmung Ihrer würdig. An Ihnen ist es, die Schlacht zu gewinnen." — Der Kaiser hatte, um das Ganze zu leiten und zu übersehen, seine Stellung nicht bei einer einzelnen Abtheilung seiner Truppen, sondern auf einem kleinen Hügel, nur einige Schritte von dem Vorwerk La belle Alliance entfernt, genommen.

Indem sich Ney zum Angriff auf den Mont St. Jean anschickte, gewahrte Napoleon von seinem erhöhten Standpunkte aus, vermöge seiner Ferngläser, am Horizont, in der Richtung der Engpässe von St. Lambert, einen dunkeln Punkt, in welchem Soult und andere Generale eine Abtheilung von Grouchy's Truppen erkennen wollten, der am Morgen den Befehl erhalten hatte, 7 bis 8000 Mann rasch zur Hauptarmee abzusenden. Der Kaiser, von einem traurigen Vorgefühl befallen, ward unruhig, und schien mit dieser Erklärung nicht zufrieden zu sein. Bald darauf wurde das Räthsel durch einen preußischen Gefangenen gelöst. Dieser erklärte, jener dunkle Punkt sei ein Korps von 30,000 Preußen unter Bülow, das den Engländern zu Hülfe komme, und dem Blücher mit seiner ganzen Macht folge. Das preußische Heer habe die letzte Nacht

über bei Wavres gelegen und von Grouchy's Truppen nichts gesehen. Napoleon begriff nicht, was diesen Marschall abgehalten haben konnte, die ihm gewordenen Befehle auszuführen, und ein preußisches Korps auf seiner rechten Flanke erscheinen zu lassen. Er schickte ihm sogleich eine neue Ordre, worin es hieß: „Verlieren Sie keinen Augenblick, um zu mir zu stoßen, und Bülow zu vernichten."

Der Marschall Soult, der an diesem Tage nicht von Napoleon's Seite wich, und durch dessen Hand alle Befehle gingen, hatte, ungeachtet seiner sonstigen großen Erfahrung im Kriege, die unerklärbare Nachlässigkeit begangen, daß er die Ordres an Grouchy, von deren Vollziehung Napoleon's und seiner Armee Schicksal abhing, nicht, bis er bestimmte Kunde von deren Empfang erhalten, wenigstens von Stunde zu Stunde wiederholte, sondern sich mit einer einmaligen Absendung derselben begnügte. Grouchy stand aber vier bis fünf Stunden von Napoleon's Hauptquartier entfernt, und die Ankunft eines einzeln abgesandten Officiers war ungewiß. So kam es, daß Grouchy die zweite an ihn erlassene Ordre, die ihm schleunigst auf Waterloo zu ziehen aufforderte, erst nach neun Stunden, als es zu spät war, erhielt. Napoleon äußerte in St. Helena, von dieser Schlacht sprechend, daß der frühere Chef seines Generalstabes, Alexander Berthier, in solchem Falle mehr Vorsicht bewiesen haben würde. Ohnedies schon schwächer als der ihm gegenüberstehende Feind, schickte der Kaiser, als er das Anrücken Bülow's erfuhr, 10,000 Mann unter Lobau zur Besetzung der Engpässe von St. Lambert ab, um die Preußen dort aufzuhalten. Dieses Korps unter Lobau fehlte demnach auf dem Punkte, wo die Schlacht eigentlich entschieden werden sollte.

Ney hatte unterdessen mit abwechselndem Glück den Mont St. Jean und das Centrum der Engländer, wo Wellington selbst sich befand, bestürmt. Seine ersten Angriffe waren unwiderstehlich gewesen, und eine Zeit lang schien Napoleon's Plan, die englischen Linien zu durchbrechen, vollständig gelingen zu sollen. Aber Ney griff hier wie bei Quatrebras, nicht mit seiner ganzen Macht und auf einmal an, sondern führte seine Divisionen einzeln in das Gefecht. Der französischen Kavallerie, die mit dem größten Ungestüm focht, fehlte es an diesem Tage an einem großen Führer, wie Murat, der in ihre Angriffe Einheit gebracht, und sie an der rechten Stelle und in Masse plötzlich auf den Feind geworfen haben würde. Wellington's Truppen, von dem zahlreichen tapferen englischen Generalstabe überall persönlich ermuthigt, entwickelten eine außerordentliche Standhaftigkeit in der Vertheidigung ihrer Stellungen. Das Feuer der Engländer war, von dem Terrain begünstigt, wirksamer als das der Franzosen. Napoleon

zögerte im entscheidenden Moment, als das englische Centrum unter den wüthenden Angriffen der schweren französischen Reiterei zu wanken anfing, Ney mit der Garde und den Reserven zu unterstützen, weil er diese gegen die anrückenden Preußen aufsparen zu müssen glaubte.

Aus allen diesen Gründen zusammengenommen war das Gefecht auf dem Mont St. Jean noch nicht entschieden und das englische Centrum nicht gebrochen, als Bülow und nach ihm Blücher mit einem frischen Heere sich auf die von einem sechsstündigen ununterbrochenen Kampfe erschöpften Franzosen warfen. In diesem Augenblick, wo die auf dem Mont St. Jean stehenden Truppen Ney's von den Engländern in der Fronte, von den Preußen in der Flanke angegriffen wurden, bemächtigte sich zuerst einiger Bataillone und dann der Massen selbst ein panischer Schrecken, und Alles warf sich von den Höhen in die Ebene herab. Der Versuch, die Kolonnen zum Stehen zu bringen und zu ordnen, die Ermahnungen und Vorwürfe der Generale und Officiere blieben vergeblich. Der Heroismus Einzelner kennt keine Gränze als den Tod. Aber der Muth der Menge, selbst der tapfersten, sinkt, sobald sie fühlt, daß der Sieg unmöglich geworden ist. Die Engländer waren den Tag über durch die Aussicht auf die Ankunft der Preußen aufrecht erhalten worden. Den Franzosen fehlte jetzt jede Hoffnung.

Blücher hatte Wellington allerdings unter allen Umständen seine Hülfe zugesagt. Aber er hätte dieses Versprechen nicht erfüllen können, wenn Grouchy bei der Verfolgung der Preußen nach der Schlacht von Ligny sich thätiger gezeigt hätte. Blücher war den 18. Juni über ohne Nachricht von der Stellung der Engländer geblieben, und hatte sich nach dem Kanonendonner gerichtet. Grouchy, sonst ein erfahrener und in hohem Grade persönlich tapferer General, bewies an diesem Tage nicht die früher so oft dargelegte Umsicht und Entschlossenheit, sondern hielt sich wörtlich an die ihm zuerst gegebene Ordre, bei Wavres stehen zu bleiben, und die Preußen aufzuhalten, deren Hauptmacht, ihn aber umgehend, auf Waterloo marschirte, während er sich damit begnügte, einige nichts entscheidende Gefechte zu liefern. Auf diese Art fehlte Napoleon auf dem eigentlichen Schlachtfelde sein ganzer rechter Flügel, 40,000 Mann stark, unter Generalen wie Grouchy, Gerard, Bandamme und Excelmans. Bei Ligny hatte die Unthätigkeit d'Erlon's nur den Sieg unvollständig gemacht, die Grouchy's am 18. Juni brachte eine vollständige Niederlage hervor.

Als Napoleon die sich vom Mont St. Jean herabstürzenden aufgelösten Linien seines Heeres betrachtete, das noch wenige Stunden vor-

her seine Hoffnung und sein Stolz war, wurde er von einer an ihm sonst nie gesehenen Bewegung ergriffen. Er erblaßte, Thränen traten in seine Augen, die Stimme versagte ihm den Dienst. Die von der Höhe niederströmenden Massen der Flüchtlinge brachten auch die in der Ebene aufgestellten Abtheilungen in Unordnung, die sonst den Rückzug hätten decken können. Napoleon spornte sein Pferd, und warf sich unter sie, um sie aufzuhalten. Er ward mit fortgerissen. Bald wurden die Preußen auf den Anhöhen sichtbar, welche im Rücken der französischen Stellung lagen. Die Furcht, abgeschnitten zu werden, und den einzigen, der Rettung offenen Weg zu verlieren, trieb die Flüchtlinge nach der Brücke über die Dyle, wo Tausende von ihnen und ein großer Theil ihres Geschützes dem Feinde in die Hände fielen.

Einige Abtheilungen der Garde, die Vierecke gebildet hatten, waren die einzigen, die noch Widerstand leisteten. Der Kaiser, der an einem derselben vorbeikam, ließ noch einmal dessen Kanonen auf die verfolgenden Engländer richten. Bei dieser Gelegenheit ward Lord Uxbridge ein Bein zerschmettert, der zwölfte der englischen Generale, die an diesem Tage fielen oder schwer verwundet wurden, viele höhere Officiere ungerechnet. Napoleon machte Miene, sich in eines der Vierecke begeben und dessen Loos theilen zu wollen. An eine erfolgreiche Gegenwehr war aber nicht mehr zu denken, und nur Tod oder Gefangenschaft konnte die Wirkung eines solchen Versuches sein. Soult warf sich dem Kaiser entgegen, und bat ihn, sich zu retten, und den Triumph des Feindes nicht noch zu vermehren. Napoleon, in dessen Natur es nicht lag, sich unnütz aufzuopfern, gab nach, und ritt weiter fort. So lange der Sieg möglich erschien, setzte er sich selbst eben so rücksichtslos wie Andere aus, indem er sein Leben als ein Mittel zum Zweck ansah. Wenn aber der Spruch des Schicksals sich in einem gegebenen Moment unwiderstehlich ankündigte, gab er ihm nach, doch immer in der Hoffnung auf eine spätere günstigere Wendung der Dinge, die ihm erlauben würde, wieder entscheidend einzugreifen. Der Muth der Verzweiflung lag nicht in dem Wesen dieses außerordentlichen Mannes, der sich nie selbst aufgab, und der, da er sich an nichts unwiderruflich anschloß, auch nie Alles für immer verloren hielt. Ein Garderegiment unter dem General Cambronne, der mit Napoleon auf Elba gewesen, wies die Aufforderung, sich zu ergeben, zurück, und behauptete seine Stellung, bis es ganz aufgerieben war. Der hartnäckige Widerstand einiger sich aufopfernder Schaaren machte es dem Kaiser und seinem Gefolge möglich, die Spitze der fliehenden Heereshau-

fen zu erreichen, und so sich zu retten, was sonst, bei der hitzigen Verfolgung, schwer möglich gewesen wäre.

Die beiden siegenden Feldherren, Blücher und Wellington, begegneten sich bei dem Vorwerk La Belle Alliance, schrieben mit edler Selbstverläugnung den Erfolg des Tages einer dem anderen zu, und umarmten sich im Angesicht ihrer Heere, die brüderlich die Gefahren dieses Feldzuges getheilt hatten. Obgleich beide schon berühmt waren, so wurde ihren Namen erst durch diesen großen Triumph das Siegel einer unvergänglichen geschichtlichen Bedeutung aufgedrückt. Bis dahin waren ihnen manche andere Generale gleichgekommen. Die Besiegung Napoleon's stand aber als einzig und unübertrefflich da. Wellington's Truppen waren von dem langen Kampfe zu sehr erschöpft, um dem Feinde nachsetzen zu können. Die Verfolgung wurde daher von den Preußen übernommen, und es von ihnen den Franzosen unmöglich gemacht, sich wieder zu sammeln und einen weiteren Widerstand zu versuchen.

Diese Schlacht vom 18. Juni, die für die Franzosen eine ihrer großen nationalen Niederlagen wie Crecy und Azincourt ist, ward von den Preußen: Belle Alliance — von den Engländern: Waterloo — von den Franzosen: Mont St. Jean — genannt. Obgleich die preußische Benennung die sinnvollste ist, so hat allmälig die der Engländer auch bei den Franzosen die Oberhand gewonnen, weil England nach dem Kriege einen größeren politischen und litterarischen Einfluß ausgeübt hat, und seine Auffassung und Darstellung der Begebenheiten den übrigen Völkern zugänglicher und bekannter geworden ist.

Eine Untersuchung über das größere oder geringere Verdienst eines jeden der beiden verbündeten Heere an der Besiegung der Franzosen würde zu keinem Ergebniß führen, und alles der Art Erschienene ist ein leerer Wortstreit geblieben. Denn wenn die Wellington'schen Truppen durch ihre beispiellos hartnäckige Vertheidigung des Mont St. Jean Napoleon hinderten, den Kampf vor der Ankunft der Preußen zur Entscheidung zu bringen, so wäre ohne diese nicht ein Sieg wie der von Waterloo erfochten, und der Feldzug überhaupt nicht dort und damals beendigt worden.

Im französischen Volke hat sich die, obwohl sehr irrige, Meinung erhalten, daß die Schlacht vom 18. Juni durch Verrath verloren gegangen. Wenn Bourmont's Uebergang zu den Preußen auf die ersten Bewegungen Napoleon's, indem sie dem Feinde zu früh bekannt wurden, von nachtheiligem Einfluß gewesen sein kann, so hat dies keineswegs auf den weiteren Verlauf des Krieges eingewirkt. Manche franzö-

fische Schriftsteller, namentlich solche, die Napoleon's ganzes Regierungssystem und mit Recht verwerfen, haben sich von der Abneigung gegen ihn so weit fortreißen lassen, sein militairisches Genie in dem Feldzuge von 1815 nicht mehr auf der früheren Höhe erkennen zu wollen. Aber eine unparteiische Betrachtung seiner Anordnungen gewährt die Ueberzeugung, daß er Alles gethan, was unter den gegebenen Umständen möglich war, und daß nur seine Unterfeldherren, namentlich Ney und Grouchy, aber nicht er sich Fehler haben zu Schulden kommen lassen. Er verlor seine letzte Schlacht wie einst Hannibal, den er für den ersten Feldherrn des Alterthums hielt, die seinige, aber sein Ruhm ist dadurch eben so wenig wie der jenes alten Helden vermindert worden. Ein wirklich großer Name ist wie die Sonne, die von Wolken verhüllt werden kann, deren Strahlen aber immer wieder durchbrechen.

So überschwänglich kühn sich auch Napoleon bei der Landung in Frankreich gezeigt, so unbeschreiblich unerschrocken er dem Kampfe gegen ganz Europa entgegengegangen, die gänzliche Niederlage, nachdem ihm der Sieg schon nahe getreten, der Verlust seiner ganzen Macht an einem einzigen Tage schmetterte ihn für den Augenblick nieder, und griff seine ohnedies damals geschwächte Gesundheit an. Er ritt, in düsteres Schweigen versunken, von einigen seiner Getreuen, wie Drouot, Bertrand, Gourgaud, umgeben, auf seinem weißen persischen Pferde, ihm wegen seiner Ruhe im Feuer werth, durch die in wilder Unordnung hinstürzenden Massen der Flüchtigen, von denen er hier und da bei dem hellen Mondlicht erkannt wurde. Die Soldaten zeigten ihn sich dann gegenseitig mit dem leisen Ruf: „Siehe da! Der Kaiser! Er ist nicht todt!“ — Sie glaubten, daß er den Verlust der Schlacht nicht überlebt hätte. Seine Niederlage war so vollständig gewesen, daß nicht nur seine Pläne, Karten, Papiere, sondern selbst sein Hut, seine Orden, und bis auf die kaiserlichen Feierkleider und andere Zeichen seiner Würde, mit denen er in Brüssel sich dem Volke hatte zeigen wollen, als Trophäen in die Hände der verfolgenden Preußen gefallen waren.

In einem eine Stunde von Charleroi jenseit der Sambre liegenden Dorfwirthshause hielt er einen Augenblick an, und nahm seit 24 Stunden die erste Nahrung zu sich. Die nachsetzenden Preußen ließen ihm jedoch keine Ruhe. Dort stieg er in einen schlechten Wagen und traf in Philippeville Maret, Herzog von Bassano, und einige andere seiner ersten Diener an. Bei ihrem Anblick, die so lange Zeugen seiner Größe gewesen, blieb er seiner inneren Bewegung nicht Meister und brach in einen Strom von Thränen aus, ein Zeichen menschlicher Schwäche, das ihn in

den Augen seiner Anhänger eher ehrte als herabsetzte, und auf sie mehr Eindruck als seine stolze Ruhe und Kälte bei anderen Gelegenheiten machte.

Unterweges berathschlagte Napoleon mit seinen Umgebungen über den zunächst zu ergreifenden Plan. Sollte er nach Paris eilen, durch seine Gegenwart die ihm feindlichen Parteien in Zaum halten, die Kammern zur Bewilligung neuer Mittel des Widerstandes bewegen, oder sollte er die Ueberreste des Heeres erwarten und sammeln und an dessen Spitze bleiben? — Die Meinungen waren getheilt. Diejenigen, welche die Lage der Dinge am richtigsten beurtheilten, riethen zum Verharren auf dem Kriegsschauplatze. In Laon entschloß sich Napoleon zur Rückkehr nach Paris. Er machte es jetzt, wie nach dem Feldzuge in Rußland und Deutschland. Er verließ seine Armee und eilte nach der Hauptstadt, in der Hoffnung, dort im Mittelpunkt der Macht Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes treffen zu können. Aber diesmal täuschte er sich.

Von Laon aus schickte der Kaiser den Bericht über die Schlacht von Waterloo an sein Ministerium, um den Kammern mitgetheilt zu werden. Die Größe der erlittenen Verluste war nicht verheimlicht worden. Mit lobenswerther Mäßigung widerstand Napoleon der Versuchung, mehre seiner Generale, namentlich Ney, anzuklagen. Er schob Alles auf unglückliche Zufälle. Der Bericht konnte an das berühmte 29. Bulletin über den Rückzug aus Rußland erinnern. Nur standen jetzt die Dinge viel verzweifelter als damals.

Die in Paris versammelten Kammern hatten bisher keine entschiedene Haltung angenommen. Sie brachten ihre Sitzungen mit unbedeutenden Berathungen zu. Alles war auf den Ausgang des Feldzuges gespannt. Die republikanische Partei sprach zwar noch immer dann und wann von Volkssouverainetät. Aber man kannte eine drohende Aeußerung des Kaisers, kurz vor seiner Abreise zur Armee gethan, welche, im Falle er über die Verbündeten triumphirte, den Untergang der Verfassung und Freiheit voraussehen ließ. Auch Fouché hatte dann ein übles Schicksal zu erwarten. Ob ihm die Absichten des Kaisers in Bezug auf ihn in ihrem ganzen Umfange bekannt gewesen, ist ungewiß, aber so viel wußte er jedenfalls, daß er nichts Gutes zu erwarten habe. Ein Vertrauter Napoleon's hatte diesem gerathen, sich Fouché's um jeden Preis vor Ausbruch des Feldzuges zu entledigen, und der Kaiser, der nicht Alles, aber genug von den Ränken und geheimen Unterhandlungen seines Polizeiministers mit den Bourbonen und dem Feinde wußte, geantwortet: „Wozu könnte das Blut dieses Menschen mir nützen, wenn ich bei meinem Unternehmen unterliegen sollte? Aber derselbe Kurier, der die

Nachricht von einer großen Niederlage der Engländer und Preußen in Paris meldet, wird auch den Befehl zur Hinrichtung Fouché's überbringen." — Fouché suchte sich in der Kammer der Repräsentanten bedeutend zu machen, indem er, in einem Bericht über die innere Lage Frankreichs, die Parteien als im höchsten Grade unruhig schilderte, und vor dem Ausbruch eines Bürgerkrieges besorgt zu sein schien. Zugleich wollte er dadurch Napoleon, selbst im Falle eines Sieges, einschüchtern, und von einem Schlage gegen ihn ablenken. Fouché's Bericht war sehr übertrieben. Die Nation erwartete, ohne Begeisterung für den Kaiser und seine Sache, aber auch ohne die Neigung zum Widerstande gegen ihn, in dumpfer Spannung den Ausgang des großen Kampfes an der Gränze. Sie sah, wenn der Kaiser siegte, die Wiederherstellung des Despotismus im Innern, wenn er geschlagen wurde, eine zweite Invasion voraus. In diese traurige Alternative war sie durch die passive Haltung gekommen, welche sie nach Napoleon's Landung angenommen, durch die Art, wie sie die Entscheidung über das Schicksal Frankreichs einzig der Armee überließ, und durch die geringe Empfänglichkeit für die von Ludwig XVIII. gegründeten parlamentarischen Institutionen.

Napoleon hatte seine Reise von Philippeville so eingerichtet, daß er erst des Abends, als es schon dunkel geworden, in Paris ankam (20. Juni). Er stieg nicht in den Tuileries, sondern in dem damals still gelegenen Palast Elysée ab. Es waren gerade Tag um Tag drei Monate her, daß er ebenfalls absichtlich des Abends in der Hauptstadt eingetroffen war. Aber diesmal glänzten ihm keine hell erleuchteten Fenster entgegen, es stürzte sich nicht, wie am 20. März, eine begeisterte Menge von Generalen und Officieren an seinen Wagen, um ihn auf ihren Armen die Treppe hinaufzutragen, kein Hofstaat empfing ihn. Ein einziger seiner Anhänger und Diener, Caulincourt, Herzog von Vicenza, dem Namen nach Minister des Auswärtigen während der hundert Tage, ein Titel ohne Funktionen, da Niemand mit Napoleon unterhandeln wollte, erwartete ihn am Eingange des Elysée. Alles in und um den Palast war dunkel und einsam. Der Kaiser schien durch den Schmerz über die erfahrene Niederlage, die Schlaflosigkeit, die Beschwerlichkeiten der Flucht, in wenigen Tagen um viele Jahre gealtert zu sein. Er hielt sich nur mit Mühe aufrecht, athmete langsam, sprach mit klangloser Stimme. „Ich ersticke," sagte er zu Caulincourt, indem er sich auf einen Sessel warf, und die Hand auf das Herz legte. „Die Armee hatte Wunder der Tapferkeit gethan, als ein panischer Schrecken über sie kam, und alle errungenen Vortheile wieder verloren gingen. Ney hat sich wie ein Thor betragen,

er hat meine Kavallerie zu Grunde gerichtet!" — Seine Brüder, Joseph und Lucian, kamen herbei. Hieronymus war bei den Trümmern des Heeres zurückgeblieben, die er in Verbindung mit mehren anderen Generalen zu sammeln und zu ordnen suchte. Er hatte in diesem kurzen, aber großen Feldzuge Muth und Einsicht bewiesen. Napoleon's Umgebungen behandelten ihn mit einer Mischung von Ehrerbietung und Schmerz, aber Niemand konnte sein Erstaunen über seine unerwartete und einsame Rückkehr verhehlen. Man glaubte, daß er unter allen Umständen unter seinen Soldaten besser aufgehoben gewesen wäre.

Die Kunde von Napoleon's Siege bei Ligny war in Paris zufällig zu derselben Zeit angekündigt worden, wo Tausende von Franzosen bei dem Angriff auf den Mont St. Jean, unter Ney, vor den englischen Batterien fielen. Dieser Sieg, obgleich sehr vergrößert, hatte zwar Freude, aber keine Zuversicht in Bezug auf den Ausgang des Krieges erregt. Ein Kampf gegen ganz Europa, unerschöpflich an Hülfsmitteln, und diesmal zu deren Benutzung entschlossen, konnte, dies fühlte man, nicht durch eine einzige gewonnene Schlacht entschieden werden. Die aufgeklärten Klassen der pariser Bevölkerung hatten zwar die Kühnheit des Kaisers bewundert, mit der er dem Kampfe gegen so viele Feinde entgegenging, aber nie an einen vollständigen Sieg desselben geglaubt. Der frühere Zauber des Glückes war einmal gelöst und konnte nicht wieder hergestellt werden. Napoleon selbst hatte gegen seine nächsten Vertrauten zuweilen Zweifel über den Erfolg geäußert, was ihm bei der Eröffnung seiner früheren Feldzüge nie eingefallen war. Die Niederlage bei Waterloo wurde am frühen Morgen des 21. Juni bekannt, verbreitete sich reißend schnell, und ward alsbald in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich der zahlreichen Familien, die Angehörige in der Armee hatten, die nach der ersten Nachricht fast ganz aufgerieben sein sollte. Denn die ohnedies großen Verluste wurden von dem Gerücht noch übertrieben. Alles stürzte sich, als die Nachricht von Napoleon's Rückkehr sich bestätigte, nach den Spaziergängen und Gärten in der Nähe des Elysée, um zu erfahren, was dort vorging.

Zwei Klassen allein schienen von der Unglücksbotschaft weniger bestürzt als erregt zu werden. Es waren dies die Föderirten der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, die zwar nicht organisirt worden, aber unter einander zusammenhielten, und die Republikaner in und außerhalb der Kammern, welche die Niederlage von Waterloo zum Sturze Napoleon's benutzen wollten. Von den Föderirten eilten zahlreiche Schaaren nach dem Elysée, um dem Kaiser ihre Dienste anzubieten, die Republika-

ner dagegen verſammelten ſich um de la Fayette und Fouché, die, obwohl aus ſehr verſchiedenen Gründen, Napoleon gleich feind waren. Die Menge ſah in dem Beſiegten noch immer das Panier des Vaterlandes und das einzige Mittel der Rettung, die politiſchen Parteien dachten aber mehr daran, ihre Ideen durchzuführen oder ihren Haß zu befriedigen, als Frankreich vor dem andringenden Feinde zu vertheidigen.

Napoleon hatte, nachdem er ſich einige Stunden lang der Ruhe hingegeben, ſeine Miniſter und einige andere ſeiner erſten Diener nach dem Elyſée entboten. Er erklärte ihnen, daß eine militairiſche Diktatur nothwendig geworden, um alle Hülfsquellen des Landes gegen den Feind aufbieten zu können. Er ſagte, daß es von ihm abhinge, dieſelbe an ſich zu reißen, daß es aber volksthümlicher und wirkſamer wäre, wenn ſie ihm von den Kammern zuerkannt würde. Ein Antrag der Art ſollte demnach an ſie geſtellt werden. Mehre der Anweſenden zweifelten an der Bewilligung eines ſolchen, und Regnault de St. Jean d'Angely, einſt ein Republikaner, dann aber eifriger Anhänger des Kaiſerreiches, ſprach zuerſt von der Nothwendigkeit einer freiwilligen Abdankung, damit dieſe nicht von der Volksvertretung erzwungen würde. Lucian Bonaparte, der ſich des 18. Brumaire erinnerte, erhob ſich heftig gegen dieſe Meinung, und rieth ſeinem Bruder, ſich nicht an die Kammern zu kehren und allein die Rettung Frankreichs über ſich zu nehmen. Carnot, dem immer 1793 vorſchwebte, forderte zu einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes, zur Ergreifung außerordentlicher Maßregeln, Verhängung des Belagerungszuſtandes über Paris, Verlegung des Sitzes der Regierung nach der Loire auf, ließ es aber ungewiß, ob die Zuſtimmung der Kammern eingeholt werden ſollte oder nicht.

Aber die Entſcheidung über die Lage der Dinge hing nicht mehr von Napoleon, ſeinen Miniſtern und Generalen ab. Die Repräſentantenkammer, der großen Mehrheit nach antibonapartiſtiſch geſinnt, trat plötzlich in den Vordergrund. Sie würde es nicht gewagt haben, eine drohende Stellung gegen den Kaiſer anzunehmen, wenn ſie nicht von Fouché und deſſen Anhängern ermuthigt und geleitet worden wäre. So lange Napoleon noch an der Spitze einer mächtigen Armee ſtand, hatte der Herzog von Otranto zwar mit ſeinen Feinden gegen ihn im Geheimen unterhandelt, jedoch keine beſtimmte Ausſicht auf Erfolg gehabt. Nach einer Niederlage, wie bei Waterloo, begriff er aber, daß von einem Kaiſerreich nicht weiter die Rede ſein konnte. Er trat ſogleich wieder in Verbindung mit Lord Wellington, der von jetzt an auch eine große politiſche Rolle ſpielen ſollte, und ſchickte einen Vertrauten an Ludwig XVIII. nach Gent ab, um auf dieſen einen

Einfluß auszuüben. Sein Plan war, zunächst die Repräsentantenkammer gegen Napoleon aufzustellen und ihn zur Abdankung zu zwingen, die Republikaner mit dem Blendwerk der Volkssouverainetät und der Möglichkeit des Gelingens ihrer Ideen zu täuschen, während dieser Zeit die Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten über Frankreichs Integrität durch Zusammenziehung aller vorhandenen Streitkräfte bei Paris zu unterstützen und zuletzt die Rückkehr der Bourbonen als das einzige Mittel der Rettung vorzubereiten. Fouché gedachte für eine zweite Restauration Das zu werden, was Talleyrand für die erste gewesen. Diese halb egoistische, halb patriotische Rolle ward von ihm mit bewundernswürdiger Kühnheit und Feinheit durchgeführt, obgleich er sich nicht lange des Gelingens seiner Absichten erfreuen sollte.

Der Verabredung mit Fouché gemäß, der aber immer noch fortfuhr, zu Napoleon's Ministern und Rathgebern im Elysée zu gehören, bestieg de la Fayette am 21. Juni die Rednerbühne, um den ersten großen Schlag gegen den Kaiser zu führen. Er sah sich im Geiste in die Zeit von 1789 zurückversetzt, wo er der Schiedsrichter der Parteien, und die Stütze der Freunde der Freiheit gewesen war. Er träumte von der Erneuerung einer solchen Stellung für ihn, obgleich er in diesem Augenblick mehr ein Werkzeug Fouché's als er selbst war, und die Verhältnisse mit denen im Anfange der Revolution keine Aehnlichkeit boten. Aber de la Fayette's Name und Ansehen war groß in der Versammlung und er schien von der Mehrheit dazu bestimmt zu sein, jetzt den kaiserlichen wie einst den königlichen Despotismus zu stürzen. Seine Anträge wurden sämmtlich angenommen. Sie betrafen im Wesentlichen Folgendes: Die Kammer erklärt sich in Permanenz — jeder Versuch, sie aufzulösen, wird mit der Strafe des Hochverraths belegt — die Minister müssen sich ihr zur Verfügung stellen. — Dies hieß, die Regierung an sich reißen, und Napoleon, obgleich er noch die Krone trug, bei Seite schieben.

Während dieser Zeit berieth der Kaiser im Elysée mit seinen Ministern, unter denen Fouché in der Kammer seinen Sturz vorbereiten ließ, die meisten anderen aber ebenfalls ihn aufzugeben bereit waren, über die Möglichkeit, Paris und Frankreich gegen den Feind zu vertheidigen, wozu es aber in jenem Augenblick, bevor noch die am 18. Juni zersprengten Korps sich wieder einigermaßen gesammelt hatten, an allen Mitteln fehlte. Sobald Napoleon von den in der Repräsentantenkammer gefaßten Beschlüssen hörte, gerieth er in Zorn, und brach in Drohungen aus, als er aber die schwankende Haltung seiner nächsten Umgebungen bemerkte, zeigte er sich, wie das Jahr vorher in Fontainebleau, zur Nach-

giebigkeit bereit. Seine Stimmung sank und stieg an diesem Tage mehrmals wie Ebbe und Fluth. Er sandte Lucian Bonaparte zu den Repräsentanten, um sie für sich zu gewinnen, und über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Dieser, der am 18. Brumaire der Wuth der Republikaner im Rathe der Fünfhundert getrotzt, und wesentlich zur Erhebung seines Bruders beigetragen, glaubte auch diesmal, ihn retten zu können. Er irrte sich. Es hatte damals noch kein Waterloo zwischen Napoleon und Frankreich gelegen. Lucian's Antrag, den Kaiser um jeden Preis zu unterstützen, brachte das Gegentheil von Dem, was er gehofft, hervor. Ein entschiedener Gegner Napoleon's, der Repräsentant Jay, trat endlich mit der Erklärung auf, daß der Kaiser ein Hinderniß für das Glück Frankreichs sei, indem er dasselbe nicht mehr vertheidigen könne, und zugleich dessen Aussöhnung mit Europa hindere. Als Lucian die Nation der Undankbarkeit beschuldigte, wenn sie den, der so lange über sie glorreich regiert und ihr so vielen Ruhm verschafft, fallen lassen sollte, erhob sich de la Fayette und entwarf eine ergreifende Schilderung von den Opfern, die Frankreich für Napoleon gebracht, von den Schlachtfeldern, die von dem Guadalquivir bis zur Moskwa mit französischem Blut gedüngt worden. Die Nation habe genug für einen einzigen Menschen gethan, es sei jetzt Zeit, daß sie an sich selbst denke.

In der Pairskammer, in welche Lucian sich darauf begab, fand er keine so heftige Aufregung, aber eine gleichgültige, kalte Stimmung gegen seinen Bruder vor, die, den Sturz desselben voraussehend, ihn nicht übereilen, aber auch nicht aufhalten wollte. Die Mitglieder dieser Kammer, meist aus Diplomaten, Generalen und hohen Beamten bestehend, wollten bei Vollziehung Dessen, was unvermeidlich geworden, einen gewissen politischen Anstand beobachtet wissen.

Es hatte sich unterdessen eine große Menge Volkes, aus vorstädtischen Arbeitern bestehend, in der Nähe des Elysée versammelt, die Napoleon, der, die Angelegenheiten des Tages besprechend, in dem Garten des Palastes bald mit diesem, bald mit einem anderen Vertrauten auf- und abging, so oft er sichtbar wurde, mit begeistertem Zuruf empfing, und nach Waffen verlangte. Lucian, der von seiner verfehlten Sendung nach den Kammern zurückgekehrt, that alles Mögliche, um seinen Bruder zu einem persönlichen Erscheinen unter den Repräsentanten, zu einer Auflösung derselben, und im Nothfalle zu einem Angriff auf sie zu bewegen. Er machte ihn auf die Anhänglichkeit der unteren Klassen aufmerksam, und meinte, daß sich überall die Massen für ihn bewaffnen würden, sobald er nur das Zeichen dazu geben würde. Aber Napoleon hoffte nicht

nur nichts von seiner Gegenwart in der Kammer, sondern fürchtete, seine Würde dabei auszusetzen, und die Schaaren ungeordneten Volkes und der Gedanke an eine allgemeine Erhebung desselben für ihn flößten ihm kein Vertrauen ein. Einmal war eine solche Erhebung ungewiß, jedenfalls zu spät, und er selbst ein zu erfahrener Kriegsmann, um nicht zu wissen, daß er mit solchen Mitteln dem Feinde nicht widerstehen konnte. Er sprach im Grunde von der Möglichkeit der Vertheidigung und von der Weigerung der Volksvertretung, ihm dazu die Mittel zu bewilligen, nur noch um vor der Welt den Schein zu retten, und als ein Opfer der Ränke der Einen und der Entmuthigung der Anderen dazustehen. Er fühlte, daß er dem Strome für den Augenblick weichen müsse, es kam ihm nur noch auf die Art an, wie dies geschehen sollte.

Die Napoleon feindliche Partei unter den Repräsentanten war durch Fouché von der Abneigung des Kaisers gegen Ergreifung extremer Mittel und einen Angriff auf die Kammer unterrichtet, und schöpfte darin den Muth, auf eine schnelle Abdankung zu dringen. Selbst die eifrigsten Anhänger Napoleon's, sogar sein Bruder Joseph, hielten dies für nothwendig, falls nur der Thron dem Sohne Napoleon's gesichert und die Dynastie erhalten würde. Fouché, der noch weniger an eine verlängerte Herrschaft der Napoleoniden als an die ihres Hauptes glaubte, hielt es jedoch für nützlich, in diesem Punkt die Opposition zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Sturz des Kaisers galt ihm für das Wesentlichste, der seiner Familie folgte dann von selbst. Ein Kind von vier Jahren, das sich in Wien in der Gewalt von Napoleon's Feinden befand, als Souverain anzuerkennen, erschien ihm als ein Zwischenspiel ohne Bedeutung für die Zukunft, aber geeignet, die Haupthandlung für den Augenblick zum Abschluß zu bringen. Von den Kammern war kein Widerstand gegen einen solchen Antrag zu besorgen. Denn Konstitutionelle und Republikaner, obwohl Gegner des Kaisers, neigten sich keineswegs den Bourbonen zu. In ihrem Parteieifer verkannten sie, daß nach Napoleon's Sturz Ludwig XVIII. Rückkehr unvermeidlich werden würde. Ein Theil davon überredete sich, daß die verbündeten Mächte nur die Person des Kaisers, aber nicht seine Familie, vom Throne ausgeschlossen hätten. Dieser Irrthum entstand aus der Verwandtschaft des jungen Napoleon mit dem Kaiser von Oesterreich, von dem man keine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Schicksal seines Enkelsohnes annehmen wollte. Andere dachten daran, dem Herzog von Orleans, dem man England geneigt glaubte, die Krone zuzuwenden.

Napoleon, obgleich innerlich schon zur Nachgiebigkeit entschlossen,

schwankte noch immer über den Moment und die Form, in denen er der Nothwendigkeit sich unterwerfen wollte. Lucian Bonaparte, der früher am wenigsten an der Größe seiner Familie Theil genommen, konnte jetzt am schwersten sich von ihr trennen. Er trieb seinen Bruder immer wieder zu einem Gewaltschritt gegen die Repräsentantenkammer an, zur Ergreifung einer militairischen Diktatur bis nach Befreiung des Vaterlandes, und zum Aufrufe an das Volk zu einer allgemeinen Erhebung und Bewaffnung. Es war während der Nacht ein Truppenkorps von 10,000 Mann in Paris eingerückt, und, ungeachtet Waterloo's, noch immer für den Kaiser begeistert. Es hätte allerdings nur eines Winkes und Wortes Napoleon's bedurft, und die Opposition war vernichtet. Aber er sah nach einem kurzen Triumphe eine abermalige Niederlage voraus. Auch widerstritt es seinem Gefühl, Paris, wo er so lange regiert hatte, mit Scenen von Tumult und Blut zu erfüllen. Denn es war wahrscheinlich, daß, wenn auch die Föderirten für den Kaiser zu den Waffen griffen, die Nationalgarde, wenigstens ein Theil derselben, sich für die Repräsentanten erklärte. Napoleon zögerte jedoch noch immer mit einer bestimmten Erklärung, von dem Gedanken an die frühere Größe und die gegenwärtige Hülfslosigkeit, von der Möglichkeit, die Macht wieder an sich zu reißen, und die Schwierigkeit, sie zu behaupten, hin und her gerissen.

Endlich trat Fouché in Gegenwart des Kaisers offen mit der Erklärung hervor, daß die Abdankung desselben alle Interessen befriedigen, der Napoleon'schen Dynastie den Thron erhalten, und Frankreich den Frieden wiedergeben würde, indem die Verbündeten erklärt hätten, nur Napoleon entfernen, der Nation aber keine Regierung aufdringen zu wollen.

Zugleich langten im Elysée die drohendsten Erklärungen aus der Kammer an. Die Repräsentanten, de la Fayette an der Spitze, erklärten, die Entsetzung Napoleon's aussprechen, ja, ihn selbst verhaften lassen zu wollen, wenn er nicht augenblicklich seine Entsagung einsenden würde. In der That war schon eine Anzahl entschlossener Männer aus der Kammer, mit Hülfe einiger Nationalgardisten, bereit, nach dem Elysée zu ziehen, und sich Napoleon's zu bemächtigen, wo es, da die denselben umgebenden Officiere zu seiner Vertheidigung bereit waren, zu einem blutigen Auftritt hätte kommen können, der des Kaisers eben so unwürdig wie Frankreichs gewesen wäre.

Von den Umständen überwältigt, entschloß sich endlich Napoleon zu dem Schritt, der auf allen Seiten von ihm verlangt wurde. Er zog sich

mit Lucian in ein einsames Gemach des Palastes zurück, und diktirte am Nachmittage des 22. Juni den Akt, durch den er dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagte, den er als Napoleon II. proklamirte, und zugleich die Hoffnung aussprach, daß die verbündeten Mächte mit diesem Opfer zufriedengestellt werden würden.

Dieses Dokument wurde alsbald nach den beiden Kammern gebracht. Obgleich Napoleon unter den Repräsentanten seine entschiedensten Gegner hatte, so ward gleichwohl unter ihnen kein Frohlocken über den davon getragenen Sieg vernommen. Der Fall einer solchen Größe erregte zuletzt doch Theilnahme. Unter den Pairs, wo es viele persönliche Anhänger Napoleon's gab, war dies noch mehr der Fall. Beide Kammern votirten Adressen an den Kaiser, die ihm den Dank der Nation für den gethanen Schritt aussprachen, und die ihm noch denselben Abend überreicht wurden.

Napoleon, bei dem die vorhergegangenen Tage über beständig eine fieberhafte Aufregung mit einer tiefen Abspannung gewechselt hatte, ward jetzt, als die Entscheidung gefallen, wieder sich selbst zurückgegeben. In einem matt erleuchteten Saale des Palastes empfing er, aufrecht stehend, mit unbewegter Miene die Deputationen der Kammern. Die der Repräsentanten bestand großentheils aus solchen, die an seinem Sturz gearbeitet, die der Pairs aus solchen, die ihn schwach unterstützt hatten. Fast alle waren ihm früher auf diese oder jene Art verpflichtet gewesen, hatten von ihm Gunstbezeugungen oder Wohlthaten empfangen. Selbst de la Fayette war nur durch seine Verwendung aus der Gefangenschaft in Olmütz befreit worden. Seine Willkührherrschaft und die Gewalt der Umstände hatte sie zu seinen Gegnern gemacht. Die Erinnerung an die Vergangenheit und die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblickes veranlaßte sie jedoch, gegen den Gefallenen eine ehrerbietige Haltung anzunehmen, und selbst seinen Tadel und seine Vorwürfe zu ertragen. Er sprach mit Ruhe, sogar mit Gleichgültigkeit von seinem eigenen Schicksal, hob aber mehrmals gegen die Deputation der Kammern die Bedingung, unter der er allein abgedankt hatte, die Anerkennung seines Sohnes, hervor, ein Umstand, der in den Adressen unberührt geblieben. Er hielt sich bei dem Schiffbruch, den er erlitten, an der Hoffnung, der Gründer einer Dynastie zu sein, wie an einem letzten Brett fest, ohne zu ahnen, daß seine wahre Bedeutung von anderer Art war. Obgleich Männer wie de la Fayette, Lanjuinais, Fouché aus der Revolution her an tragische Scenen gewöhnt, und Napoleon im Herzen entschieden abhold waren, so konnten sie sich bei dieser letzten Zusammenkunft mit ihm des Eindruckes seiner persönlichen Größe nicht erwehren.

So schloß Napoleon's politische Laufbahn. Drei Tage nachher verließ er Paris, um es nicht mehr wiederzusehen.

Das erste Kaiserreich ist für Frankreich, ungeachtet des unglücklichen Endes, eine nicht blos im höchsten Grade ruhmvolle, sondern im Ganzen auch nothwendige und nützliche Epoche gewesen. In der Nation ist damals Das, was ihr von der Revolution bleiben sollte, für immer befestigt worden. Aber das zweite Kaiserreich war nichts als eine verwegene Auflehnung gegen den Spruch des Schicksals, von dem 1814 deutlich genug erklärt worden, daß es den Thaten des Eroberers ein Ziel gesetzt hatte.

Indessen ist Napoleon vor allem ein Mann des Wechsels der Erschütterung, des Kampfes gewesen. Seine Kriege haben den Samen zu freisinnigen Einrichtungen über das ganze Festland getragen. Aber zu Allem, was er gethan, hat er der Gewalt bedurft. Sein Dasein wird von zwei großen Schlachten begränzt. Bei Marengo hatte er sich Frankreichs versichert, und die Erlangung der Krone vorbereitet, bei Waterloo fiel sie ihm für immer vom Haupt. Einer solchen Natur war es nicht möglich, so lange man ihr noch Mittel, thätig einzugreifen, wie in Elba, übrig ließ, sich leidend zu verhalten, und der Regierung der Bourbonen ruhig zuzusehen. Er sollte die Welt noch einmal erregen, aufschrecken, gegen sich vereinigen, und dann in einem großen Sturm verschwinden. Ein solcher Ausgang lag in seinem Wesen, gehörte zu seiner Vollendung als geschichtliche Erscheinung, und sollte zugleich den Spruch des Schicksals über den von ihm mit seinem Glück und seinem Genie getriebenen Mißbrauch der Mit- und Nachwelt darlegen.

---

12. Provisorische Regierung in Paris, Fouché an deren Spitze. — Napoleon in Malmaison. — Seine Abreise nach Rochefort. — Seine Plane zur Flucht. — Ergebung an die Engländer. — Abführung nach St. Helena.

Gleich nach Napoleon's Abdankung wurde von den Kammern eine provisorische Regierung, aus fünf Mitgliedern, Fouché, Carnot, Caulincourt, Quinette, General Grenier, bestehend, ernannt, und Fouché an deren Spitze gestellt. Diese setzte ein neues Ministerium ein, in welchem Bignon, der aber mehr als politischer Schriftsteller, denn als praktischer Diplomat bedeutend gewesen, das Departement des Auswärtigen erhielt.

Das Erste, was die provisorische Regierung beschloß, war, so viel Truppen als möglich in und um Paris zusammenzuziehen, um bei den Unterhandlungen mit den Verbündeten einen Stützpunkt zu haben. Dem Marschall Massena, der, obgleich er sich anfänglich gegen Napoleon erklärt, später in dessen Pairskammer eingetreten, ward der Oberbefehl über die pariser Nationalgarde übertragen. Weder in der provisorischen Regierung, noch in dem Ministerium fehlte es an Anhängern Napoleon's und an Gegnern der Bourbonen. Aber Fouché riß jede Entscheidung an sich, und war entschlossen, Ludwig XVIII. Rückkehr aus allen Kräften zu begünstigen.

Fouché wurde jedoch aus Politik und Nothwendigkeit veranlaßt, hierbei mit Vorsicht und Zögerung zu Werke zu gehen. Eine unmittelbare Anerkennung der vertriebenen Dynastie nach Napoleon's Abdankung würde die Bonapartisten und Republikaner in den Kammern erbittert, und die sich sammelnden Ueberreste des Heeres und die Föderirten zu einer offenen Auflehnung getrieben haben. Auch konnte in solchem Falle von Napoleon ein verzweifelter Versuch, sich wieder des Ruders zu bemächtigen, befürchtet werden.

Fouché spielte, wie er es seit dem 20. März gewohnt gewesen, mehre Rollen zu gleicher Zeit. Er ließ Ludwig XVIII. den Rath geben, seine Rückkehr nach Frankreich durch eine versöhnende Proklamation an das Volk vorzubereiten. Er überredete Talleyrand, der sich in der letzten Zeit in Gent eingefunden, daß nur er allein die feindlichen Parteien unschädlich machen könne, indem er sie in Spannung und Mißtrauen gegen einander erhalte. Wellington ward dadurch für Fouché gewonnen, daß dieser versicherte, er werde durch seinen Einfluß auf die Generale jeden weiteren Widerstand gegen die Verbündeten verhindern. Die Kammern und seine Kollegen in der provisorischen Regierung täuschte Fouché durch eine vorgebliche Abneigung gegen die Bourbonen. Während er daran arbeitete, Napoleon aus Frankreich zu entfernen, ließ er es ruhig geschehen, daß sein Sohn, auf Betrieb der Bonapartisten und aller Derer, welche Ludwig XVIII. Rückkehr zu fürchten hatten, von den Kammern als Kaiser anerkannt wurde. Er wußte, daß dies für den Augenblick beschwichtigte, ohne für die Zukunft zu binden.

Fouché gedachte auf diese Art alle gewaltsamen Erschütterungen zu vermeiden, Frankreich einen erträglichen Frieden mit dem Auslande zu verschaffen, und sich der Restauration, die er für unvermeidlich hielt, als einen Vermittler zwischen ihr und der eben abgelaufenen Epoche, und als eine unentbehrliche Stütze für die Folge zu empfehlen. Dieses Spiel

ward von ihm so geschickt betrieben, daß ihn damals Niemand, selbst nicht seine nächsten Umgebungen, durchschauten, und das bunte Gewebe dieser durch einander laufenden Unterhandlungen und Ränke erst nach seinem Sturze entdeckt wurde.

Napoleon, dem durch die scheinbare Anerkennung seines Sohnes jeder Vorwand zu einer Zurücknahme seiner Abdankung und einer weiteren Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten fehlte, verließ Paris und begab sich nach Malmaison, wo er als Konsul an der Seite seiner ersten Gemahlin Josephine die, nach seinem eigenen Geständnisse, glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Er fand in Malmaison ihre Tochter Hortensia, um ihn über sein Unglück zu trösten, und ihm den Uebergang zu einer anderen Weise des Daseins zu erleichtern. Die Entfernung von dem Geräusche der Hauptstadt, dem Kampfe der Parteien, der Anblick des Hauses, der Gärten, wo er gewohnt gewesen, die schöne Jahreszeit in der Epoche zwischen Marengo und Austerlitz zu verleben, und die Erinnerung an die Frau, die ihm seine Jugend vergegenwärtigte, brachten bald eine große Veränderung in ihm hervor. Sein körperliches Leiden, seine düstere Stimmung verschwanden, und er fühlte sich in bessere Zeiten zurückversetzt.

Da aber in Napoleon Thatendrang und Herrschsucht alle anderen Eindrücke und Empfindungen überwogen, so wandte er diese Zeit der Ruhe in Malmaison nicht dazu an, um sich über sein Geschick zu erheben, das Opfer, das die Umstände gebieterisch forderten, zu vollziehen, und sich zur schleunigen Abreise aus Frankreich zu rüsten, sondern es erwachte in ihm plötzlich die Hoffnung, durch eine in der öffentlichen Meinung eintretende Veränderung, durch einen Beschluß der Kammern, oder eine gewaltsame Dazwischenkunft der Armee wieder an die Spitze gestellt zu werden. Die Ausübung der Macht war ihm so sehr zum Bedürfniß, zur anderen Natur geworden, er hatte so großen Wechsel in seinem Leben erfahren, daß er sich vor der Augenscheinlichkeit der Thatsachen verschloß, und selbst jetzt noch eine für ihn günstige Wendung der Dinge für möglich hielt. Da er seine Abdankung nicht offen zurücknehmen konnte, so ließ er der provisorischen Regierung vorschlagen, ihm den Oberbefehl über das Heer zu übergeben, und versprach, nach errungenem Siege über den Feind, keine weiteren Ansprüche zu machen. Fouché, der um keinen Preis mehr von Napoleon Etwas wissen wollte, und der überzeugt war, daß derselbe, an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt, auch die Krone wieder an sich reißen würde, wies dies Verlangen entschieden ab. Aber selbst seine tapfersten und sonst treuesten Unterfeldherren, wie Davoust, ver-

warfen einen Antrag, der den Krieg verlängert, und Frankreich in den Abgrund, an welchem es ohnedies stand, hineingestoßen haben würde. Denn wenn es Napoleon auch gelungen wäre, über Blücher und Wellington für den Augenblick einen Vortheil davon zu tragen, so würden die zahllosen Streitkräfte der Verbündeten, die sich von allen Seiten her in Bewegung setzten, ihn bald erdrückt, und jeden weiteren Kampf unmöglich gemacht haben. Die in Paris versammelten Generale waren allerdings geneigt, eine Schlacht zu wagen, aber nur im Interesse der Integrität Frankreichs, aber nicht um Napoleon's willen, den die verbündeten Mächte ein für allemal ausgeschlossen hatten. Es mußte jetzt vor Allem jede Identificirung zwischen Frankreich und dem entthronten Kaiser vermieden werden, wenn das Land nicht den äußersten Bedrängnissen preisgegeben werden sollte.

Diese Regungen des Ehrgeizes in Napoleon hatten die Folge, daß die provisorische Regierung, unter dem Vorwande des Schutzes gegen die nicht mehr weit von Malmaison entfernten preußischen Vorposten, den General Becker mit Truppen zu seiner Ueberwachung abschickte, ihn zuletzt sogar mit Verhaftung bedrohte, und endlich seine Abreise durchsetzte. Seine bloße Anwesenheit in Frankreich, auch wenn er sich ruhig verhalten hätte, wäre ein Hinderniß bei den Unterhandlungen gewesen, die man mit den Verbündeten anknüpfen wollte.

Napoleon schien diese Zeit über von den verschiedenartigsten Eindrücken und Entschlüssen erfüllt zu sein. Bald sprach er von einer Niederlassung in Amerika, von friedlicher Zurückgezogenheit und Landbau, dann wieder von dem Schrecken, den seine unerwartete Rückkehr nach Paris seinen Gegnern verursachen würde. Er äußerte zuweilen seine Zufriedenheit darüber, von der Last der Regierung befreit zu sein, und gleich darauf entwarf er Angriffspläne gegen die Verbündeten. Als er den Kanonendonner eines zwischen den Preußen und Franzosen beginnenden Gefechtes vernahm, blieb er seiner Bewegung kaum Meister, und wollte zu Pferde steigen, um den Kampf zu leiten. Fast ohne Uebergang folgte in ihm die größte Aufregung auf die tiefste Abspannung. Sein Geist schwankte zwischen Entsagung und Widerstand. Er konnte sich seines Schicksals nicht erwehren, und doch wollte er sich ihm nicht unterwerfen. Aber jede thätige Rolle war ihm jetzt unmöglich geworden. Unüberwindliche Hindernisse traten ihm entgegen, wohin er auch seine Blicke richten mochte. Die unermeßliche Fülle von Macht und Größe, die das Glück und die eigene Kraft ihm früher verschafft hatte,

war gänzlich aufgebraucht. Es blieb nur noch der Nachklang seines Namens übrig.

Nach langem sich Hin- und Herwenden, Beschließen und Verwerfen ward Napoleon am 29. Juni Nachmittags um fünf Uhr endlich angekündigt, daß Alles zur Abreise von Malmaison in Bereitschaft stehe. Er umarmte seine Stieftochter Hortensia, die in Thränen zerfloß, sprach einige kurze Worte des Dankes an die Officiere und Soldaten seiner Garde, die mit stummer Trauer ihn sich entfernen sahen, und wandte sich mehrmals um, um die Gänge und Gebüsche von Malmaison noch einmal zu betrachten.

Schon war eine kostbare Zeit zu seiner Rettung verloren gegangen. Wenn er seine Lage kaltblütig überdacht und gleich nach seiner Entsagung Frankreich verlassen hätte, so würde seine Flucht unfehlbar gelungen sein. Auch jetzt war sie noch möglich, wenn er, ohne sich unterwegs aufzuhalten, nach einem Hafen an der Westküste geeilt, und dort ein Schiff nach Amerika gesucht hätte. Statt dessen aber brachte er eine Nacht und einen halben Tag in Rambouillet zu, einem seiner Lustschlösser, so, als hätte er sich von den Zeugen seines ehemaligen Glanzes nicht trennen können. In Niort blieb er ebenfalls viel länger als nöthig war. Von der Begeisterung der dort garnisonirenden Truppen berauscht, dachte er von Neuem daran, sich an die Spitze der Armee zu stellen, und schickte einen Eilboten mit diesem Verlangen an die provisorische Regierung ab.

Als Napoleon endlich am 3. Juli in Rochefort ankam, fand er im dortigen Hafen zwei Fregatten vor, die von der provisorischen Regierung zu seiner Verfügung gestellt worden. Aber er hatte durch seine Zögerungen den Engländern Zeit gelassen, die französischen Häfen zu blokiren. Ein starkes englisches Geschwader bewachte die beiden Ausgänge der Rhede von Rochefort. Es wäre gefährlich gewesen, die Flucht mit den beiden Fregatten bewerkstelligen zu wollen. Die in Rochefort versammelten Seeleute, Napoleon aufrichtig zugethan, suchten nach anderen Mitteln der Rettung für ihn. Es waren mehre leichte Fahrzeuge vorhanden, welche durch ihre Schnelligkeit den englischen Kriegsschiffen entgehen konnten. Ein durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit bekannter französischer Schiffskapitain, Namens Baudin, bot ihm seine Dienste an. Ein dänischer that dasselbe. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. In unerklärbarer Verblendung erwartete er die Antwort auf den von ihm gemachten Antrag, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Diese Antwort war, wie vorauszusehen, ablehnend, denn an demselben Tage ward die Kapitulation von Paris abgeschlossen, und mit dem Befehl an

den Militairkommandanten verbunden, Napoleon zur Einschiffung nöthigenfalls zu zwingen.

Napoleon zögerte noch immer. Er ließ sich nach der Rochefort gegenüberliegenden Insel Aix bringen. Die Bevölkerung nahm ihn mit Jubel auf. Er besichtigte das dort liegende Marineregiment, so, als wenn er sich selbst über seine Lage hätte täuschen wollen. Eine Anzahl junger Seeofficiere erbot sich, ihn auf kleinen raschen Fahrzeugen durch die englischen Kreuzer hindurchzubringen. Er verwarf den Antrag. Es war, als fürchtete er nichts mehr, als den Ocean zwischen sich und Frankreich zu sehen. Er hoffte noch immer etwas von dieser letztern Seite her, von woher ihm gerade, seitdem die Bourbonen wieder eingesetzt worden, die größten Gefahren drohen konnten.

Am 9. Juli schickte Napoleon den Grafen de Las Cases, einen ehemaligen Ausgewanderten, der aber später in den kaiserlichen Hofdienst getreten, und jetzt seinen Gebieter überall hin zu begleiten entschlossen war, zu dem englischen Kapitain Maitland, der mit dem Bellerophon vor der Insel Oleron kreuzte, um zu erfahren, welche Aufnahme der entthronte Kaiser zu erwarten habe, wenn er bei ihm eine Zuflucht suchen sollte. Maitland erwiederte, ohne Verhaltungsvorschriften für einen solchen Fall zu sein, und wies Las Cases an den Admiral Hotham, der das englische Geschwader an der französischen Westküste befehligte, erklärte aber zugleich, daß er die französischen oder neutralen Schiffe, die Napoleon an Bord hätten, angreifen, ihn selbst als Gefangenen ansehen, und zur Verfügung seiner Regierung stellen würde.

Napoleon ward betroffen, als er diese Erklärung vernahm, obgleich er sie voraussehen konnte. Die englischen Kreuzer legten sich jetzt näher vor die Ausgänge der Rhede, um die französischen Schiffe besser beobachten zu können. Auch jetzt schwankte Napoleon noch, der in dieser Uebergangsepoche seines Daseins sich unentschlossener zeigte, als die meisten gewöhnlichen Menschen in seiner Lage gethan haben würden. Die Seeleute, die ihm früher ihre Dienste angeboten, thaten es von Neuem. Es schien ihnen schimpflich für sie selbst zu sein, ihren ehemaligen Gebieter in die Gewalt seiner Feinde fallen zu lassen. Er nahm endlich den Vorschlag einiger jungen Marineofficiere an, die ihn und sein Gefolge, auf mehren großen Fischerkähnen, aus dem Hafen und über den Ocean nach Amerika zu bringen sich anheischig machten. Das Unternehmen wäre ausführbar und mit keinen anderen Gefahren verbunden gewesen, als solchen, denen Napoleon mehr wie einmal getrotzt hatte. Was er am meisten hätte fürchten sollen, war die Gefangenschaft. Schon war Alles vorbereitet,

das Gepäck eingeschifft, die Plätze vertheilt, die Abreise für die nächste Nacht bestimmt, als sein Gefolge sich in Klagen über die Schwierigkeit des Gelingens, die Möglichkeit von einander getrennt, und an unwirthbare Küsten verschlagen zu werden, ergoß, und in ihn drang, in England statt in Amerika eine Zuflucht zu suchen.

Napoleon ging auf diesen Rath ein. Er scheint in jenem Augenblick eine besondere Abneigung vor einer längeren Seereise gefühlt zu haben, ohne zu ahnen, daß, wenn er eine solche jetzt nicht freiwillig antreten wollte, ihm eine längere und gezwungene bevorstand. Er sandte abermals zum Kapitain Maitland, der unterdessen Verhaltungsbefehle empfangen hatte, und sich zur Aufnahme Napoleon's bereit erklärte, aber weder für die Bewilligung eines Aufenthaltes in England noch einer Ueberfahrt nach Amerika bürgte. Er hätte jetzt wissen können, was ihn bevorstand. Aber er verblendete sich wie absichtlich, wies alle weiteren Vorschläge zur Rettung ab, faßte den verzweifelten Entschluß, sich den Engländern in die Arme zu werfen, und kündigte dies dem Prinz-Regenten, nachmaligen Könige Georg IV., in einem Schreiben an, das, durch die dasselbe begleitenden Umstände zu einem in seiner Art einzigen geschichtlichen Denkmal geworden ist, und folgendermaßen lautet:

„Königliche Hoheit!

Den Faktionen, die mein Land zerreißen und der Feindschaft der großen Mächte Europa's preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn beendigt, und komme, um mich wie Themistokles an dem Heerde des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Eurer Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, standhaftesten und großmüthigsten meiner Feinde in Anspruch nehme.

Napoleon."

Der General Gourgaud wurde mit der Besorgung dieses Schreibens an den Prinz-Regenten beauftragt. Er hatte Befehl, dasselbe eigenhändig zu überreichen, und ferner zu erklären, daß Napoleon seinen Aufenthalt auf dem Lande nehmen, und sich den Namen Duroc beilegen wolle. Duroc, General und später Großmarschall des Palastes, war nebst dem Marschall Lannes sein vertrautester Freund gewesen, und an seiner Seite gefallen. Auch sei er bereit, sich einer besonderen Aufsicht zu unterwerfen.

Die Nacht über vor der Ausführung dieses Entschlusses ward Napoleon noch von manchen quälenden Gedanken zerrissen. Mehre unter den französischen Seeleuten, die, von ihrem nationalen Instinkt getrieben, den Engländern nichts als Uebles zutrauten, sagten ihm sein Schicksal voraus,

und boten sich abermals zu seiner Rettung an. Er ward unschlüssig. Als man ihm aber ankündigte, daß der Seekapitain Rigny, der bei Ludwig XVIII. in Gent gewesen, in Rochefort, wo schon auf allen Thürmen und Bastionen die weißen Fahnen wehten, angekommen, um sich seiner zu bemächtigen, verließ er am 15. Juli die Insel Aix, und fuhr auf einer französischen Brigg nach dem Bellerophon, wo seine Ankunft bereits angekündigt war. Dort wurde er von dem Kapitain Maitland und der in Parade aufgestellten Besatzung mit den seinem Namen und Range gebührenden Ehrenbezeugungen aufgenommen. Als die französische Brigg sich zur Rückfahrt anschickte, ließ die Mannschaft noch einmal ein: „Es lebe der Kaiser!" ertönen, ein Ruf, den dieser, der ihn zehn Jahre lang auf so vielen Schlachtfeldern gehört, auf dem Meer und im Begriff, in die Gewalt seiner Feinde zu fallen, zum letztenmal vernahm.

Bald nach Napoleon's Ankunft auf dem Bellerophon langte der Admiral Hotham dort an, der ihn so behandelte, als wäre er ihm in den Tuileries vorgestellt worden, und ihn auf sein Admiralsschiff einlud, um ihm seine Flotte zu zeigen. Napoleon, nach dieser Ehrenbezeugung auf den Bellerophon zurückgekehrt, wurde von da nach Torbay gebracht. Dort fand ihn Gourgaud, dem die Erlaubniß, in England zu landen, verweigert, obgleich das ihm übergebene Schreiben an den Prinz-Regenten in Empfang genommen worden. Der Bellerophon segelte darauf mit Napoleon nach der Rhede von Plymouth, wo sich der dort befehligende Admiral Keith gegen ihn eben so rücksichtsvoll wie vorher Hotham benahm. Sobald bekannt wurde, daß der entthronte Kaiser der Franzosen im Hafen angekommen, füllte sich derselbe mit zahllosen Fahrzeugen aller Art an, um den zu sehen, dessen Name seit so langen Jahren in Jedermanns Munde war. Jede Spur des alten Hasses schien verschwunden, und hatte der Theilnahme und Bewunderung Platz gemacht. Das englische Volk, von Natur großmüthig, und durch seine Institutionen an eine freie Darlegung seiner Gefühle gewöhnt, war geneigt, das viele Unrecht, das der Eroberer zur Zeit seines Glückes begangen, zu vergessen, und in ihm nur den unterliegenden Heros zu erkennen.

Die englische Regierung theilte diese Stimmung nicht. Auch waren ihr durch die Verträge mit den übrigen Mächten die Hände gebunden. Napoleon war, den Erklärungen des Wiener Kongresses gemäß, nicht allein Englands, sondern Europa's Feind gewesen, und jetzt, obgleich er in englische Gewalt gefallen, Europa's Gefangener geworden. Man verfuhr diesem Grundsatz entsprechend. Die verbündeten Monarchen und ihre Minister waren schon in Paris versammelt. Dort wurde die englische

Regierung mit der Wahl des Verbannungsortes und der Aufsicht über ihn beauftragt, aber zugleich entschieden, daß Kommissarien der Großmächte an dieser Bewachung Theil nehmen sollten. Es ward beschlossen, ihn nach der Insel St. Helena zu bringen.

Gegen diese Bestimmung über Napoleon's Schicksal konnte von Seiten des Rechts nichts eingewandt werden. Er hatte ein Jahr vorher dem Throne entsagt, und kannte den Beschluß Europa's, ihn denselben nicht wieder einnehmen zu lassen. Dessen ungeachtet brach er sein gegebenes Wort, und stürzte eine Regierung, die, mit den übrigen Mächten im Bunde, deren Hülfe in Anspruch nahm. Endlich besiegt, und von seinem eigenen Volke verlassen, begab er sich ohne vorher erlangte Bedingungen, ohne Gewährleistung für seine Freiheit, auf ein englisches Kriegsschiff. Da Europa noch immer mit ihm im Kriege war, so konnte er nicht anders als ein Gefangener angesehen werden. Seine zweite Entsagung auf den Thron hatte nichts in seiner persönlichen Stellung verändert, da von den Verbündeten ausdrücklich erklärt worden, nicht Frankreich sondern nur ihn und seine Anhänger zu bekämpfen. Die Befugniß der Sieger, ihn als einen Gefangenen zu behandeln, war demnach unzweifelhaft.

Den Eingebungen der Großmuth bei einer so außerordentlichen Veranlassung und gegen einen Feind, der von einer solchen Höhe gestürzt worden, zu folgen, wäre allerdings edelmüthiger gewesen, als sein volles Recht gegen ihn geltend zu machen. Aber einer Koalition von Königen, von denen fast jeder von dem gefallenen Gegner getäuscht oder gedemüthigt worden, mußte ein solcher Sieg über ihre natürlichen Empfindungen schwer fallen. Jeder Einzelne von ihnen hätte sich, wenn die Entscheidung von ihm allein abgehangen, vielleicht schonender gezeigt, gemeinschaftlich handelnd waren sie unerbittlich. Denn keiner von ihnen durfte fürchten, daß ihm Das, was in ihrer Bestimmung über den großen Feind Hartes lag, persönlich zugerechnet werden würde, und ebenso konnte keiner bei größerer Milde auf besonderen Dank zählen. Die Hochherzigkeit ist in allen Lagen nur eine Tugend Einzelner, selten der Menge, von welcher Stellung diese auch sein mag, und hier war es eine Menge, wenn auch aus Kaisern, Königen und Staatsmännern bestehend, welche über Napoleon entschied.

Hätte es Napoleon allein mit England zu thun gehabt, so würde ihm vielleicht der Aufenthalt daselbst unter gewissen Einschränkungen zugestanden worden sein. Aber es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß er die Nähe Frankreichs zu einem abermaligen Erscheinen in demselben und zu einem Angriffe auf die dort bestehende Regierung benutzt haben

würde, wozu es an Gelegenheit und Aufforderung nicht gefehlt hätte. Er würde sich an seine Versprechungen in solchem Falle nicht mehr als früher gebunden, und in dem ihm bei seiner zweiten Abdankung von den Kammern angethanen Zwange, oder in der Ausschließung seines Sohnes vom Throne, den Vorwand zu einem neuen Unternehmen gefunden haben.

Als Napoleon den über ihn gefaßten Beschluß erfuhr, rief er Himmel und Erde zu Zeugen des ihm widerfahrenen Unrechts und zu Rächern der vermeintlichen Treulosigkeit der englischen Regierung an. Er vergaß aber, daß der Kapitain Maitland gleich anfangs erklärt hatte, sich jedes Schiffes, das den entthronten Kaiser am Bord habe, bemächtigen zu wollen, und daß er auf die Anfrage, ob er auf dem Bellerophon aufgenommen werden könne, eine bejahende, in Bezug auf den Aufenthalt in England, oder die Freiheit nach Amerika zu gehen, eine ablehnende Antwort erhalten hatte. Es war Napoleon nichts versprochen, demnach auch nichts gegen ihn gebrochen worden.

Es war außerdem seltsam, daß ein Mann wie Napoleon, dem immer Gewalt vor Recht gegangen, auf die Großmuth seiner Feinde rechnete, während er zur Zeit seiner Macht stets nur den Eingebungen der Politik gefolgt war, und Alles seinen Zwecken schonungslos aufgeopfert hatte. Obgleich von Natur nicht grausam, hatte er dennoch den Herzog von Enghien hinrichten lassen, blos um seinen Gegnern Schrecken einzujagen, und durch ein schlagendes Beispiel das Gerücht zu widerlegen, daß er an eine Wiederherstellung des Hauses Bourbon denke.

Als der Gefangene Europa's das Linienschiff Northumberland, welches ihn nach dem Orte seiner Bestimmung bringen sollte, bestiegen hatte, mußte er sich von einem Theile seines Gefolges, und namentlich von dem General Savary, Herzoge von Rovigo, einem seiner ältesten Günstlinge, trennen. Es blieben ihm jedoch die Generale Gourgaud und Bertrand, nebst der Familie dieses letzteren, der Graf und die Gräfin Montholon, der Graf Las Cases, und mehre vertraute Diener.

Am Abend des 8. August lichtete der Northumberland die Anker. Am anderen Morgen ward die französische Küste sichtbar. Napoleon betrachtete sie lange und zum letztenmal und rief, als sie ihm aus dem Gesicht verschwand: „Lebe wohl, Land der Tapfern!“ Er nahm, als sein Geschick unwiderruflich entschieden war, wieder die Ruhe und den Gleichmuth an, die, ungeachtet seines stürmischen Innern, in der Regel sein äußeres Verhalten bezeichneten. Die Aufmerksamkeit, die sein Erscheinen an der englischen Küste erregt hatte, und die Rücksicht, mit der er von den Officieren und Soldaten des Northumberland behandelt wurde, gaben

ihm während der langen Seereise das Gefühl einer gewissen Zufriedenheit wieder. Er nahm an allem Theil, war sorglos, zuweilen selbst heiter, und schien sich von den ungeheuern Anstrengungen der letzten Monate ausruhen zu wollen. Er behielt übrigens dieselben Gewohnheiten wie zur Zeit seiner Macht bei, und lebte auf dem Schiff, wo er ein Gefangener war, so viel als möglich, wie einst in den Tuileries, was ihm durch die Anhänglichkeit und Ehrfurcht seiner französischen Umgebungen möglich gemacht wurde.

Als Napoleon nach den fernen Gestaden von Südafrika hinsegelte, schien seinen Anhängern die Sonne für immer unterzugehen, während seine Feinde hofften, daß der Same zu Krieg und Sturm mit ihm zugleich verschwunden sei. Je größer und eingreifender das Dasein eines Mannes ist, um so verschiedenartiger fallen in der Gegenwart die Urtheile über ihn aus. Für Napoleon ist jedoch die Nachwelt früh angebrochen. Seine Mängel sind sehr bald selbst in den Augen der Völker, die ihn am meisten bekämpft haben, wie Deutsche und Engländer, in den Schatten der Vergangenheit zurückgetreten, seine Vorzüge aber in ihrem vollen Glanze aufgegangen. In St. Helena begann für ihn eine zweite Epoche des Lebens, der Erinnerung und Betrachtung gewidmet, auf welche Europa fast eben so aufmerksam, wie vorher auf seine Thaten gewesen ist.

Es wird zu seiner Zeit des Ausganges dieser außerordentlichen Erscheinung gedacht werden.

---

18. Ludwig XVIII. in Gent. — Abzug der französischen Armee nach der Loire. — Besetzung von Paris durch die Verbündeten. — Einzug Ludwig XVIII. in Paris. — Auflösung der Loirearmee. — Proscriptionslisten. — Fouché's Verbannung. — Talleyrand's Entlassung. — Ministerium Richelieu. — Zweiter Pariser Frieden.

Ludwig XVIII. hatte die ganze Zeit des zweiten Kaiserreiches über in Gent zugebracht. Die großen Rüstungen der Verbündeten gegen Napoleon, ihre auf das Bestimmteste ausgesprochenen Erklärungen, denselben auf keinen Fall in seiner gewaltsam an sich gerissenen Stellung zu dulden, und die Bewegungslosigkeit des französischen Volkes, das sich nirgends in Masse für ihn erhob, hatten den Anhängern der Bourbonen, nachdem

der erste Schrecken über die Landung von Elba aus vorüber war, die Ueberzeugung eingeflößt, daß diese wiedererrungene Herrschaft des großen Geächteten von keiner langen Dauer sein würde. Es kamen allmälig nicht nur viele politische Notabilitäten in der alten Stadt an, in der Kaiser Karl V. Wiege gestanden, sondern es bildete sich auch aus den herbeigeeilten Ueberresten der in Folge des 20. März aufgelösten königlichen Garden ein Korps von einigen tausend Mann, das unter dem Herzog von Berry und dem Marschall Marmont in und um Alost lagerte. Der Baron Louis, ein Freund Talleyrand's, bei Napoleon's Rückkehr Finanzminister, war dem Könige treu geblieben, und hatte aus dem Staatsschatze einige Millionen Franken nach Gent gebracht, mit denen die nothwendigsten Bedürfnisse während der hundert Tage bestritten werden konnten. Auch befanden sich die Gesandten einiger Mächte, wie der General Pozzo di Borgo von Seiten Rußlands, Graf Golz als Vertreter Preußens bei dem vertriebenen Monarchen. Einige andere waren ernannt, erschienen aber selten oder gar nicht. Ludwig XVIII., der sein Ministerium, das anfänglich nur aus dem Grafen Blacas bestanden, vervollständigt hatte, hielt Conseils, ließ sich Berichte erstatten, empfing, von einem Theile seines Hofes und seiner Leibwache umgeben, die in Gent anwesenden Franzosen und ankommenden Fremden, und spielte, obgleich flüchtig und in fremdem Lande lebend, so viel als möglich die Rolle eines Souverains fort. Er bewahrte eine unerschütterliche Ruhe und Heiterkeit, und trug eine große Zuversicht auf den endlichen Sieg seiner Sache zur Schau.

Aber ungeachtet dieses Scheines von Würde und Größe war Ludwig XVIII. Lage, während dieser Epoche, im Grunde eine sehr traurige gewesen. Abgesehen von der demüthigenden Nothwendigkeit, fremde Mächte, ohne eigene Einwirkung, über sein Schicksal entscheiden lassen zu müssen, war er der Gesinnungen dieser Mächte gegen ihn nicht vollkommen gewiß. Ihre Absicht, Napoleon auf das Aeußerste zu bekämpfen, war unzweifelhaft. Aber bei dem militairischen Genie dieses letzteren konnte der Sieg zweifelhaft erscheinen, und der vielerfahrene greise König kannte den Weltlauf zu gut, um nicht zu wissen, daß in der Politik Alles vom Erfolge abhängt, und es in Bezug auf sie keine unabänderlichen Ansichten und keine unauflösbaren Bündnisse gibt. Es war ihm wohlbekannt, daß Rußland und Preußen sich durch das am Wiener Kongreß von Talleyrand gegen sie zwischen Frankreich, England und Oesterreich eingeleitete Bündniß verletzt fühlten, daß überhaupt Europa ihm und seinem Hause die Schuld des Gelingens von Napoleon's Landung bei-

maß, und daß in den diplomatischen Kreisen der Verbündeten die Meinung von einer Unvereinbarkeit der Bourbonen mit Frankreich mehr wie einmal vernommen worden. Die Thatsache ließ sich verschiedenartig deuten, aber nicht wegläugnen, daß Napoleon mit einer Handvoll Soldaten von Cannes bis Paris vorgedrungen war, und sich ihm Alles unterworfen hatte. Allerdings hatte die Nation nicht die geringste Begeisterung für den Kaiser gezeigt und Alles dem Kriegsvolk überlassen, aber es war in ihr auch keine Theilnahme für die Bourbonen sichtbar geworden.

Man hatte am 18. Juni den Kanonendonner von Waterloo vor den Thoren von Gent gehört, und Ludwig XVIII. war schon nahe daran gewesen, diese Stadt zu verlassen. Ein Schreiben Wellington's an den Herzog von Berry, am anderen Tage eingelaufen, richtete den König und seine Anhänger wieder auf, obgleich im ersten Augenblicke der errungene Sieg nicht in seiner ganzen Größe bekannt wurde. Wellington hatte schon auf dem Wiener Kongreß, und seitdem noch mehr, sich der Restauration günstig gezeigt. Sein klarer Blick in die Lage der Dinge überzeugte ihn, daß Frankreich nur unter dem Hause Bourbon und mit einer die Rechte des Volkes sichernden Verfassung im Innern beruhigt und mit Europa ausgesöhnt werden könne. Wellington's Ruf war schon vor der letzten Schlacht groß gewesen, seitdem aber sehr gestiegen. Der Dank der brittischen Nation gegen den siegreichen Feldherrn sicherte diesem jetzt sowohl im Parlament, als auch in dem Rathe der fremden Mächte einen bedeutenden politischen Einfluß, was in diesem Maße früher nicht der Fall gewesen.

Wellington rieth Ludwig XVIII., Gent alsbald zu verlassen, und dem preußischen und englischen Heere unmittelbar nach Frankreich zu folgen, einmal, um dem französischen Volke Gelegenheit zu geben, sich für die Bourbonen auszusprechen, die feindlichen Parteien in Paris durch eine rasche Annäherung einzuschüchtern, und auch, um den verbündeten Mächten keine Zeit zu anderweitigen Entschließungen über das Schicksal Frankreichs und seines Königs zu lassen. Talleyrand, der unterdessen in Gent angekommen, war dagegen der Meinung gewesen, Ludwig XVIII. solle so lange daselbst bleiben, bis alle Hindernisse seiner Wiedereinsetzung beseitigt wären. Der König zog den Rath des englischen Feldherrn dem seines Ministers vor, und verdankte es vielleicht diesem Umstande, daß die Unterhandlungen seiner Feinde zu Gunsten des Sohnes Napoleon's oder anderer Thronkandidaten, und die Bedenklichkeiten mancher Staats-

männer über die Zweckmäßigkeit einer zweiten Restauration ohne alle Folgen blieben.

Fouché, der Napoleon von dem Augenblicke an, wo dieser wieder Besitz vom Throne genommen, im Stillen entgegengewirkt hatte, sah in Ludwig XVIII. Rückkehr die einzige Möglichkeit der Rettung für Frankreich, und war geneigt, alle Mittel dafür in Bewegung zu setzen. Aber er fand in seiner nächsten Nähe, unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, und weiterhin in den Kammern, Gegner, die ihn zu Geheimhaltung seiner Pläne, zu Vorsicht und Zögerung zwangen. Die Opposition hatte dem Kaiser seine Entsagung abgedrungen, wollte aber in unerklärbarer Verblendung nicht in die Wiedereinsetzung des Königs einwilligen. Eine Art von revolutionairer Gährung hatte sich der Repräsentanten bemächtigt, seitdem sie nach der Schlacht von Waterloo nicht mehr die eiserne Hand Napoleon's zu fürchten brauchten. Unter den Pairs gab es immer noch manche, welche sich mit der Hoffnung einer Anerkennung Napoleon II. von Seiten der Verbündeten trugen. Dem Verhalten der damaligen Kammern fehlte es an aller Konsequenz und Politik. Sie hatten Napoleon's Sturz beschleunigt, und wollten jetzt nicht die Folgen dieses Schrittes auf sich nehmen. Sie schienen sich zuweilen der ersten National-Versammlung und des Konvents zu erinnern, aber die Ereignisse führten sie wieder auf das Gefühl ihrer Ohnmacht zurück. Fouché glaubte nicht an einen anhaltenden Widerstand der Bonapartisten und Republikaner gegen die Wiederherstellung Ludwig XVIII., aber er mußte der um ihn her herrschenden Stimmung äußerlich nachgeben. Auch war es ihm, bei seiner selbstsüchtigen und ränkevollen Natur, nicht unangenehm, daß die dem Könige entgegenstehenden Hindernisse nicht sogleich verschwanden, und er Zeit behielt, sich auf eine neue Rolle vorzubereiten.

Es hatten sich unterdessen die Ueberreste der bei Waterloo geschlagenen Armee auf Paris zurückgezogen. Die Korps unter Grouchy und Vandamme waren unversehrt angekommen. Im Anfange Juli fanden sich 60- bis 70,000 Mann in und um die Hauptstadt versammelt. Der Marschall Davoust wurde an ihre Spitze gestellt. Obgleich Napoleon vom Schauplatze verschwunden war, so hatte doch das Kriegsvolk nichts von seiner Anhänglichkeit an ihn verloren. Der Verlust der letzten Schlacht wurde dem Verrath schuld gegeben, und schien den Stolz der Truppen nicht gedemüthigt zu haben. Die Generale fühlten wohl die Vergeblichkeit eines weiteren Kampfes, aber die Soldaten wollten, aus Haß gegen die Bourbonen und den Feind, wie aus Unkenntniß der allgemeinen Lage

der Dinge, von keiner Unterwerfung hören. Diese Gesinnung der Armee war es, welche der Ungeduld der Anhänger Ludwig XVIII. in Paris Zügel anlegte.

Die provisorische Regierung beschloß, de la Fayette, Sebastiani und einen Napoleon'schen Diplomaten, Laforst*), nach dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, das sich damals in Hagenau befand, abzusenden, um Unterhandlungen über die Frankreich betreffenden Verhältnisse anzuknüpfen. Die Bonapartisten und Republikaner wollten sich lieber in alles Andere, als die Wiedereinsetzung der älteren Linie der Bourbonen, finden. War die Anerkennung Napoleon II. nicht zu erlangen, so sollten die Bevollmächtigten den Herzog von Orleans, oder selbst einen Fremden, wie den Prinzen von Oranien, für den französischen Thron vorschlagen. Diese Abgesandten wurden von den Monarchen selbst nicht empfangen, und ihre Berathungen mit deren Ministern führten zu keinem Ziel. Es ist auffallend, daß de la Fayette, der so viel zu Napoleon's zweitem Sturz beigetragen, und der das Jahr vorher, wie er selbst in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten erzählt, die Rückkehr Ludwig XVIII. mit Zufriedenheit betrachtet hatte, jetzt für den Sohn seines großen Feindes unterhandeln wollte, und daß ihn das sonst in allen Parteien des französischen Volkes so lebendige Nationalgefühl nicht von dem Gedanken an die Erhebung eines Fremden auf den Thron Frankreichs abhielt. Aber de la Fayette war, seitdem er durch die Wahl in die Repräsentantenkammer wieder in das politische Leben gekommen, ein entschiedener Gegner des älteren Zweiges der Bourbonen geworden.

Ludwig XVIII. hatte sich schon in Gent, in Gemäßheit der ihm von allen Seiten her gemachten Vorstellungen, endlich zur Entfernung seines vertrautesten Günstlings, des Grafen Blacas, entschlossen, dem selbst die Royalisten und noch mehr die fremden Diplomaten die meisten der von der Restauration begangenen Fehlgriffe schuld gaben. Er überschritt hierauf die französische Gränze, und erließ von Cateau-Cambresis aus eine Proklamation an das französische Volk, in welcher zwar die Wiederherstellung der Verfassung vom 4. Juni 1814 erwähnt, sonst aber ein mehr drohender als versöhnender Ton angenommen war. In Cambrai, wo die Garnison sich vergebens dem Einzuge des Königs widersetzen wollte, dem vom Volke selbst die Thore geöffnet wurden, fand derselbe einige seiner freisinnigsten Räthe, wie Chateaubriand, vor, und wurde dort zu einer

*) Er war 1806 Gesandter in Berlin, 1808 in Madrid gewesen, und hatte 1813 in Valençay mit Ferdinand VII. unterhandelt.

milderen Erklärung veranlaßt (28. Juni), die eine so günstige Wirkung hervorbrachte, daß ihn das Volk überall auf seinem Zuge mit lauten Freudenbezeugungen empfing. In dieser zweiten Proklamation gestand er selbst, daß seine Regierung, bei den schwierigen Umständen, welche die erste Restauration begleitet hatten, in Irrthümer verfallen sein könnte, wies den Verdacht einer beabsichtigten Wiederherstellung der vorrevolutionairen Institutionen mit Entrüstung zurück, und versprach sogar eine Erweiterung der von der Charte constitutionnelle gewährten Volksfreiheiten.

Blücher und Wellington waren unterdessen Paris nahe gekommen. Sie selbst hatten in dem kurzen, aber blutigen Feldzuge viel gelitten, und rückten in einiger Entfernung von einander, die Engländer langsamer als die Preußen, vor. Die bei Paris versammelte französische Armee wäre sehr wohl im Stande gewesen, sich noch eine Zeit lang gegen den Feind zu halten. Aber die von mehren Seiten heranziehenden unermeßlichen Streitkräfte der Verbündeten würden den Franzosen jeden weiteren Kampf bald unmöglich gemacht, und ein fortgesetzter Widerstand die Bedingungen der unvermeidlichen Uebergabe von Paris nur erschwert haben. Dies bewog Davouſt und seine vornehmsten Generale zu Unterhandlungen mit Blücher und Wellington, und es kam eine Konvention zu Stande, vermöge welcher Paris in der Nacht vom 6. zum 7. Juli von der französischen Armee geräumt, und diese den Rückzug nach der Loire hin antreten, die Sicherheit der Hauptstadt aber der Nationalgarde anvertraut werden sollte. Am 7. Juli zogen die preußischen und englischen Truppen in Paris ein. Die provisorische Regierung reichte bei den Kammern ihre Entlassung ein. Diese wollten sich das Ansehen geben, ihre Berathungen auch nach der Einnahme der Hauptstadt, unter den Augen des Feindes, fortzusetzen. Als sich aber am Morgen des 8. Juli eine Anzahl von ihnen nach dem Sitzungslokal begeben wollte, fand sie dasselbe geschlossen. De la Fayette, der sich hiergegen erhob, wurde von derselben Nationalgarde, zu deren Errichtung er beigetragen, und deren erster General-Kommandant er gewesen, an dem von ihr besetzten Eingange abgewiesen. Die Repräsentanten hatten noch in ihren letzten Sitzungen über eine neue, auf demokratischer Grundlage errichtete Verfassung berathen, die aber mit ihnen alsbald verschwand, und kaum eine Erinnerung zurückließ.

Fouché hatte überhaupt während der hundert Tage, besonders aber von der Schlacht von Waterloo an, durch geheime Verbindungen am Hofe Ludwig XVIII. und im Hauptquartiere der Verbündeten zu seinen

Gunsten zu wirken gewußt. Ihm ward die rasche Beseitigung Napoleon's und jetzt die Auflösung der Kammern zugeschrieben und zum Verdienst angerechnet. Wellington und selbst Talleyrand glaubten, daß Fouché allein im Stande wäre, die Schwierigkeiten des Augenblickes zu überwinden, und theilten dem Könige dieselbe Ueberzeugung mit. Dieser entschloß sich zu dem nicht geringen Opfer, Fouché in dem Schlosse Arnouville bei St. Denis zu empfangen, und ihm das Polizeiministerium zu übergeben. Der Mann, der seine Laufbahn als Mönch angefangen und dann Jakobiner und Terrorist gewesen, hatte es verstanden, selbst dem sonst so katholisch und royalistisch gesinnten Grafen von Artois Vertrauen einzuflößen. Die eifrigsten Ultras sprachen damals von Fouché wie von einer unentbehrlichen Stütze der Monarchie. Nur ein ehemaliger Revolutionair, hieß es, kenne die Revolution hinlänglich und sei sie zu bändigen geeignet. Die Herzogin von Angouleme war in jenem Moment vielleicht die einzige Person am französischen Hofe, die es nicht übersah, daß Fouché im Konvent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte. Ihre Vorstellungen gegen seine Ernennung zum Minister, die sie für eine Beleidigung des Andenkens ihres Vaters und einen Flecken für die königliche Familie hielt, erschütterten Ludwig XVIII. nicht. Fouché, der ihm zur anderen Natur gewordenen Doppelzüngigkeit bis in das letzte Stadium seiner politischen Wirksamkeit treu, war, als er in Arnouville eine Stelle im Rathe Ludwig XVIII. annahm, noch Präsident der provisorischen Regierung in Paris, die dem Namen nach Napoleon II. anerkannte. Er gab diese Stellung erst am anderen Tage auf.

Am 8. Juli hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Man hatte, eine Handlung der Verzweiflung von Seiten irgend eines anti-bourbon'schen Fanatikers befürchtend, dem Könige an die Hand gegeben, seine Rückkehr nach der Hauptstadt des Abends und ohne vorangegangene Ankündigung zu bewerkstelligen. Ludwig XVIII., der, ungeachtet seiner körperlichen Leiden, einen furchtlosen Sinn besaß und nie für seine Person besorgt war, verwarf diesen Rath, dessen Befolgung ihm als eine Kleinmüthigkeit erschien, und zog am hellen Tage, unter dem Donner der Kanonen und von einer unermeßlichen Volksmenge erwartet, ein. Die Nationalgarde bildete von St. Denis an ein Spalier. Die höheren und mittleren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung, durch den Abzug der Armee in den Aeußerungen ihrer Gefühle frei geworden, empfingen den ihnen wiedergegebenen König wie einen Retter mit unermeßlichem Jubel. Die Freude über seine Rückkehr war so groß, daß Männer und Frauen aus den gebildeten und selbst vornehmen Klassen

fast die ganze Nacht hindurch in dem Garten der Tuileries öffentlich tanzten, und Lieder zu Ehren des Königs sangen, der bis um Mitternacht sich auf dem Balkon zu zeigen, ja selbst hinabzukommen veranlaßt wurde, um das Verlangen des Volkes nach seinem Anblick zu befriedigen.

Schon vor der Ankunft des Königs in Paris war ein neues Ministerium gebildet worden, dessen einflußreichste Mitglieder Talleyrand, Fouché, Pasquier, der Marschall Gouvion St. Cyr und Molé waren. Der Baron Pasquier stammte aus einer alten pariser Parlamentsfamilie, die durch Etienne Pasquier, zu seiner Zeit ein ausgezeichneter Schriftsteller und Mitglied der Reichsstände von Blois, wo die beiden Guise auf Befehl Heinrich III. ermordet wurden, in der französischen Geschichte einen Namen bekommen hatte. Pasquier war unter Napoleon eine Zeit lang Polizeipräfekt gewesen, dem Könige aber während der letzten Katastrophe treu geblieben. Er erhielt das Justizministerium, und interimistisch das des Innern, für welches man den General Pozzo di Borgo zu gewinnen hoffte, der, obgleich ein geborner Franzose, seine Stellung als russischer Botschafter bei Ludwig XVIII. und Adjutant des Kaisers Alexander, dem französischen Staatsdienst vorzog. Graf Molé, ebenfalls zu dem ehemaligen Parlamentsadel gehörig, stammte von Mathieu Molé ab, der während der Minderjährigkeit Ludwig XVI. Kanzler von Frankreich und während des Krieges der Fronde eine Stütze der königlichen Sache gewesen. Molé's Vater hatte zu den Mitgliedern des pariser Parlaments gehört, die von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt wurden. Napoleon, der Personen von ausgezeichneter Herkunft, wenn sie sich seiner Regierung anschlossen, gern begünstigte, hatte Molé 1813, ungeachtet seiner Jugend, das Justizministerium übergeben. Während der hundert Tage war Molé mit der Leitung der öffentlichen Arbeiten beauftragt gewesen. Da sein Name und seine Person Ludwig XVIII. eben so wie früher Napoleon gefielen, so wurde er in dieser Stellung bestätigt. Gouvion St. Cyr, in seiner ersten Jugend Maler, dann ein ausgezeichneter General der Republik und des Kaiserreiches, war durch sein Verwaltungstalent berühmt, und empfing das Kriegsministerium. Er hatte sich von Napoleon während des zweiten Kaiserreiches fern gehalten. Ein Mann, der früher Hofstaatssekretair der Mutter Napoleon's, dann der Königin Hortensia gewesen, in der letzten Zeit aber in Bordeaux sich in Verbindung mit Lainé durch seinen Eifer für das Königthum hervorgethan, Decazes, erhielt die wichtige Stelle eines Polizeipräfekten. Derselbe sollte innerhalb weniger Jahre nicht nur zu den höchsten Würden emporsteigen, sondern auch der ver-

trauteste Günstling Ludwig XVIII. werden. Damals wurde er von Fouché empfohlen.

Diese zweite Rückkehr der Bourbonen war von viel weniger günstigen Umständen, als bei der ersten stattgefunden hatten, begleitet. Als Ludwig XVIII. das Jahr vorher in Paris einzog, war Napoleon vom Senat und dem gesetzgebenden Körper des Thrones für verlustig erklärt, und dann zu einer Verzichtleistung auf denselben für sich und seine Familie genöthigt worden. Der Bonapartismus schien erstorben zu sein. Napoleon selbst hatte dies anerkannt, als er in der Abschiedsrede an seine Garde in Fontainebleau die Meinung aussprach, daß Frankreich einer neuen Bestimmung entgegengehe. In allen Klassen der Bevölkerung, in allen Theilen des Landes, gewann das alte Königthum Anhänger, und nirgends erhoben sich Widersacher. Im Anfange der ersten Restauration hatte man den Sturz Napoleon's als ein Ausspruch des Schicksals angesehen. Damals war die Hauptstadt von den fremden Truppen alsbald verlassen worden. Als Ludwig XVIII. am 4. Mai 1814 zum ersten Mal Paris betrat, hatten ihn Napoleon's Soldaten, wenn auch schweigend, aber doch willig mit ihren Waffen begrüßt.

Diesmal hatte Napoleon zu Gunsten seines Sohnes entsagt, der von den Kammern als Kaiser anerkannt worden war. Als der alte Thron 1792 unterging, geschah dies mitten in einem Orkan, dem nichts widerstanden, der Alles entwurzelt und umgerissen hatte. Aber 1815 war das Königthum vor dem Anblick eines einzigen Mannes verschwunden, alles Uebrige war stehen geblieben. Es hatte sich während der hundert Tage eine bestimmte bonapartistische Partei gebildet, die, sich später mit den Konstitutionellen und Republikanern verbindend, der Legitimität einen unversöhnlichen Kampf ankündigte. Die ganze bewaffnete Macht hatte den König verlassen, und ein ansehnlicher Theil derselben stand noch zürnend und drohend an der Loire. Das Jahr vorher konnte es das Ansehen haben, als wären die Nachkommen Heinrich IV. freiwillig von Frankreich zurückgerufen worden, als wolle sich dieses fortan um das Panier der Lilien schaaren. Diesmal aber war es nur zu klar, daß nur die Schlacht von Waterloo Ludwig XVIII. das Thor der Rückkehr geöffnet hatte. Der König fand seine Hauptstadt von Fremden besetzt, die sich zwar seine Bundesgenossen nannten, aber das Blut der Söhne seines Volkes vergossen hatten. Auf allen Seiten überschritten zahllose Heeresmassen die Gränzen, um Frankreich zu besetzen. Außerdem stellte sich der allerchristlichste König und Abkömmling Ludwig des Heiligen seinem Lande gestützt auf den Arm eines abtrünnigen Mönches wie Fouché

dar, der den Bruder dieses Königs zum Tode verurtheilt hatte. Denn Fouché hatte, nächst den preußischen und englischen Waffen, das Meiste zu dieser zweiten Restauration beigetragen. Es war dies eine Lage voller Gefahren und Widersprüche, und es gehörte kein gewöhnlicher Muth dazu, um sie nur furchtlos zu betrachten, geschweige denn an ihre Lösung und Ueberwindung zu gehen. Ludwig XVIII. unternahm dieses Werk, und führte es, ungeachtet aller Hindernisse und einzelnen Fehlgriffe, bis zu seinem Tode mit Erfolg fort. Wäre in seinem Geiste weiter regiert worden, so würde Frankreich an sein Ziel gelangt sein, und die politische Freiheit, ohne sich neuen Revolutionen auszusetzen, errungen haben.

Nach Bildung eines neuen Ministeriums kam zunächst das Verhältniß zu den Kammern in Betracht. Die, welche während der hundert Tage zusammengewesen, beizubehalten, hätte wie eine Anerkennung dieser Epoche ausgesehen, was nicht möglich war. Es wurden demnach aus der Pairskammer alle Diejenigen ausgestoßen, welche von Napoleon ernannt worden, oder die, früher im Besitz dieser Würde, sich ihm angeschlossen hatten. Viele, die zu dieser Kategorie gehörten, wurden in den nachfolgenden Jahren wieder eingesetzt. Die Deputirtenkammer, die kurz vor dem 20. März vertagt worden, schrieb sich noch aus dem Kaiserreich her. Sie wurde jetzt aufgelöst. Da durch die Charte constitutionnelle wohl die Bedingungen zur Wahl, aber nicht die Formen bei Erwählung der Deputirten vorgeschrieben waren, so wurde bis zum Erlaß eines Wahlgesetzes durch königliche Verordnung (ordonnance royale) bestimmt, daß es zwei Wahlversammlungen geben solle, eine aus den Arrondissements hervorgegangen, welche die Kandidaten zu der zweiten Kammer einer Departemental-Versammlung vorschlug, die aus ihnen die Hälfte der Deputirten ernannte, während die andere Hälfte nach der früheren Weise gewählt wurde. Der Census blieb für Wähler und Deputirte derselbe wie früher. Die Kammern wurden auf den 24. September einberufen.

Die Armee, die unter dem Oberbefehl des Marschalls Davoust an der Loire stand, war zu schwach, um den Verbündeten widerstehen zu können, und doch konnte durch einen unglücklichen Zufall, den Ehrgeiz eines Generals oder die Verwegenheit eines Korps eine Kollision herbeigeführt werden, die unter den gegenwärtigen Umständen für Frankreich die unglücklichsten Folgen gehabt hätte. Auch war diese Armee, welche die dreifarbigen Kokarden und Fahnen beibehalten, und in der dem Namen nach Napoleon's Sohn noch immer für das Oberhaupt des Staates galt, eine lebendige Protestation gegen die Wiedereinsetzung des Königs.

Davouſt, obwohl ein entſchiedener Gegner der Bourbonen, begriff die Unmöglichkeit, für ſeine Truppen länger eine ſo ausnahmsweiſe Stellung zu behaupten. Der Umſtand, daß zwei Zöglinge der Revolution und Diener des Kaiſerreiches, Gouvion St. Cyr und Fouché, im Rathe des Königs ſaßen, kam ihm zu Hülfe. Er überzeugte Officiere und Soldaten, daß die Entſcheidung über ihr Geſchick in befreundeten Händen liege. Ein großes Opfer für Frankreichs Glück ſei unerläßlich geworden. So wie die Armee früher zum Ruhme des Vaterlandes gefochten, ſo müſſe ſie jetzt für deſſen Beruhigung ihren Gefühlen Gewalt anthun. Er ließ die weißen Fahnen und Kokarden aufpflanzen, und zeigte dem Könige ſeine und ſeiner Truppen Unterwerfung an. Ludwig XVIII. ſchickte den Marſchall Macdonald nach Davouſt' Hauptquartier in Tours ab. Dieſer Marſchall, der ſeinen Eid jetzt dem Könige eben ſo treu wie früher dem Kaiſer hielt, löſte die Loirearmee auf, und ſchickte die Mannſchaften in ihre Heimath bis zur Bildung einer neuen Kriegsmacht zurück.

Ganz Frankreich war unterdeſſen von den Heeresmaſſen der Verbündeten, denen der Sieg der Preußen und Engländer bei Waterloo den Weg gebahnt hatte, beſetzt worden. Seit den Zeiten der Völkerwanderung hatte der Boden des alten Galliens nicht mehr ſo viele Völker verſchiedener Abkunft und Sprache getragen. Auch hierin war von Napoleon ein Beiſpiel aufgeſtellt worden, das ſeine Feinde, von den Umſtänden begünſtigt, nur nachzuahmen brauchten. Hatte dieſer nicht Deutſche und Polen in die heißen Ebenen Kaſtiliens und Spanier und Italiener in die eiſigen Steppen Rußlands geführt? Auch waren die Drangſale des Krieges von ihm dadurch vermehrt worden, daß er bei der Beſetzung fremder Länder alle Bedürfniſſe, ohne Rückſicht auf ihre Hülfsquellen, aus ihnen bezog, und ſeinen Unterfeldherren und ſeiner Militairverwaltung dabei nur zu freie Hand ließ. Frankreich empfand jetzt dieſelben Leiden, die es ſo lange anderen Völkern auferlegt hatte. Engländer, Belgier, Holländer und Hannoveraner lagerten zwiſchen Paris und der niederländiſchen Gränze, Preußen in Paris und die Loire hinab bis zum Ocean. Die Ruſſen hatten die Champagne und Lothringen beſetzt. Sachſen und Badener ſtanden im Elſaß. Oeſterreicher, Bayern und Würtemberger nahmen Burgund und die Dauphiné ein. Piemonteſiſche und ungariſche Regimenter waren in die Provence und Languedoc bis nach der Auvergne vorgedrungen. Ein ſpaniſches Korps hatte ſich Navarra's und Rouſſillons bemächtigt.

Die verbündeten Mächte hatten zwar bei dem Ausbruch des letzten Krieges erklärt, daß ſie nur Napoleon und deſſen Anhänger als Feinde

behandeln würden. Im Ganzen ist dieser Grundsatz von ihnen auch beobachtet worden, indem sie Frankreich weder getheilt, noch wesentlich geschwächt haben. Aber es war nicht wohl möglich, daß diese Erklärung ihren Truppen bei Behandlung des Landes hätte zur Richtschnur dienen können. Diese vermochten eine solche Unterscheidung zwischen Napoleon, seinem Heer und dem französischen Volke, zu dem beide gehörten, und das die Mittel zur Kriegführung geliefert hatte, nicht immer zu begreifen und noch weniger anzuwenden. Die Gegenwart so großer fremder Heeresmassen hätte allein hingereicht, das Land zu drücken. Hierzu kam bei den Siegern allerdings zuweilen die Neigung hinzu, ein Wiedervergeltungsrecht an der stolzen Nation zu üben, die ihre Macht den übrigen Völkern von Kadix bis Moskau oft schonungslos fühlbar gemacht hatte. Indessen geschah dies weniger, als man nach den langen Kämpfen und der gegenseitigen Erbitterung hätte befürchten können.

Die französischen Darsteller jener Epoche haben besonders die Preußen und ihren obersten Führer, den Fürsten Blücher, der Rauhheit und Gewaltsamkeit bei Behandlung der von ihnen besetzten Landstriche angeklagt, und im Vergleich zu ihnen die Schonung und Großmuth der Engländer und Lord Wellington's hervorgehoben. Dies ist so einstimmig behauptet worden, daß es wohl einigen Grund haben mag. Indessen haben die Franzosen dabei vergessen, daß sie zwar mit England lange Kriege geführt, aber nie dasselbe besetzt hatten, und daß es vornehmlich das Verhalten ihrer Generale und Intendanten in Preußen gewesen, das eine so große Abneigung gegen sie und den Drang nach Wiedervergeltung der erlittenen Unbilden in dem preußischen Heere erzeugt hatte. Da Wellington feiner, staatsklüger, an die Behandlung großer Verhältnisse gewöhnter als der preußische Feldherr war, so hat er selbst an und für sich harte Maßregeln in eine mildere Form zu kleiden gewußt, während Blücher durch seine Sprache zuweilen mehr als durch seine Handlungen verletzte. Der wahre Grund der Klagen der Franzosen über das preußische Kriegsvolk in jener Zeit liegt aber darin, daß sie gerade von den Preußen die empfindlichsten und überraschendsten Schläge, wie die erste Einnahme von Paris, die ohne Blücher's Kühnheit nie erfolgt wäre, und die gänzliche Niederlage bei Waterloo, die ebenfalls durch Blücher herbeigeführt worden, erfahren haben. Auch kommt noch der Umstand hinzu, daß sie die Preußen, als ein in der Geschichte spät erschienenes Volk, sich weniger ebenbürtig als die Engländer achten, und durch die von einer kleineren Macht über sie davon getragenen Vortheile sich besonders gedemüthigt fühlten.

Am schmerzlichsten fiel den Franzosen die ihnen auferlegte Herausgabe der Kunstsachen und Kostbarkeiten aller Art, die sie aus Italien, Belgien, Deutschland und Spanien zusammengebracht und als Trophäen in Paris aufgestellt hatten. Diese waren einst eine Beute des Sieges gewesen, und kehrten jetzt nach der Niederlage wieder an die früheren Besitzer zurück. Abgesehen davon, daß sich hiergegen von Seiten des Rechts nicht das Geringste einwenden ließ, so war es außerdem wünschenswerth, daß eine Anzahl unschätzbarer Werke, die in Rom, Florenz, Venedig u. s. w. entstanden oder aufgefunden worden, und zu dem Charakter und der Geschichte jener Gegenden gehörten, ihrer Heimath wiedergegeben wurden. Sie übten daselbst eine höhere Wirkung als in Paris aus, weil sie, abgesehen von der langen Gewohnheit des ganzen gebildeten Europa, sie dort zu suchen, auch mehr mit der sie umgebenden Welt übereinstimmten. Als die Bevollmächtigten der verschiedenen Mächte, denen solche Zurückerstattungen zukamen, den berühmten Bildhauer Canova im Namen des zu den meisten Forderungen berechtigten Pabstes an der Spitze, die ihnen zu verabfolgenden Werke in Empfang nehmen wollten, weigerten sich die pariser Arbeiter mit lobenswerthem Nationalgefühl, dabei Hand anzulegen. Denn wenn die verbündeten Mächte sehr unrecht daran gethan hätten, den Franzosen diese kostbare Beute zu lassen, so konnte man von diesen nicht verlangen, daß sie zu ihrer eigenen Demüthigung mitwirken sollten.

Talleyrand unterhandelte unterdessen mit den in Paris anwesenden verbündeten Monarchen und ihren Ministern über den mit Frankreich abzuschließenden Frieden. Dieser war nach der Art, wie Napoleon abermals mit Hülfe des französischen Heeres die Ruhe Europa's gestört hatte, nicht so leicht wie im vorhergehenden Jahre zu erlangen. England und Rußland waren geneigt, Frankreich nicht über die Gebühr zu schwächen, weil sie selbst davon keinen Vortheil gezogen hätten. Aber die an Frankreich gränzenden Staaten wünschten, sich auf französische Kosten zu vergrößern und für die Zukunft sicher zu stellen. Besonders fielen manche deutsche Publicisten, zum Theil aus Haß gegen Frankreich wegen der von ihrem Vaterlande erfahrenen Drangsale, mehr aber noch aus einer Verkennung der Natur des französischen Staates und Volkes, und der allgemeinen Lage Europa's, mit ihren Forderungen in das Uebertriebene, und dachten an ein Losreißen aller Gränzprovinzen von Frankreich. Dieses Land bildet aber den homogensten aller Staaten, und nicht nur seine alten Bestandtheile, sondern auch die später hinzugekommenen haben sich dem Ganzen so fest angeschlossen, als hätten sie immer zu demselben gehört.

Bei der ersten in Europa eintretenden Veränderung würden jene abgetrennten Gebiete des alten Frankreichs, um zu ihrem früheren Verbande zurückzukehren, das Aeußerste gewagt, und den Frieden Europa's mehr bedroht haben, als wenn man sie bei Frankreich gelassen hätte. Selbst die erst unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. mit Frankreich vereinigten Provinzen, wie Elsaß und Lothringen, würden sich nicht mehr freiwillig an eine andere Regierung und Verfassung gewöhnt haben. Auf der anderen Seite wäre es den Großmächten nicht möglich gewesen, das französische Volk beständig zu überwachen, und an jedem Versuch zu einer Wiedervereinigung mit den verlorenen Gliedern zu hindern. Indessen stand Frankreich eine Zeit lang wirklich in Gefahr, an seiner Nord- und Ostgränze bedeutend verkleinert zu werden. Die Unterhandlungen mit Talleyrand schienen zu keinem Abschlusse zu führen. Die verbündeten Mächte, namentlich Rußland und Preußen, erinnerten sich, letztere des am 3. Januar 1815 gegen sie auf seine Veranstaltung abgeschlossenen Bündnisses, die übrigen seines zweideutigen Charakters und seiner wechselvollen Laufbahn, und trauten ihm nicht. Talleyrand selbst war nicht geneigt, die Verantwortlichkeit für die großen von Frankreich verlangten Opfer auf sich zu nehmen, und suchte Alles in die Länge zu ziehen.

Während dieser Zeit gingen in Frankreich die Wahlen für die Deputirtenkammer vor sich. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wenig die höheren und mittleren Klassen der Nation, denn die Masse fand sich durch den zur Ausübung des Wahlrechts vorgeschriebenen Census ganz ausgeschlossen, bonapartistisch gesinnt waren. Ueberall wurden die entschiedensten Anhänger des alten Königsstammes zu Deputirten ernannt. Die Royalisten, durch die Auflösung der Loirearmee und die Anwesenheit der fremden Heere gegen jeden Angriff ihrer Gegner gesichert, kannten in ihrem Eifer keine Gränzen, und drangen auf eine schnelle und nachdrückliche Rache an den Urhebern und Anstiftern der zweiten Vertreibung des Königs, auf Gesetze und Einrichtungen, welche der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorbeugen sollten. Aber auch viele Personen, die weder vorher noch nachher besondere Anhänger des Königthumes gewesen, schlossen sich in jener Epoche der antirevolutionairen und antibonapartistischen Partei an, und waren zur Begünstigung der reaktionairsten Maßregeln bereit. Diese Gesinnung ging vornehmlich von dem unter dem Einflusse des Grafen von Artois und seiner Günstlinge stehenden Theile des Hofes aus, und verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit im ganzen Lande, ohne Rücksicht darauf, daß ein solches System über lang oder kurz ein entgegengesetztes hervorrufen mußte.

Ludwig XVIII. war persönlich keineswegs zu Verfolgung und Rache gegen seine Gegner geneigt. Sein scharfer Verstand, die von ihm erlebten Schicksale, die Ruhe und Unparteilichkeit, die das Alter begabten Naturen verleiht, entfernten ihn von jedem Uebermaß in der Theorie wie in der Praxis, und er verlor nie den Gedanken an den immer möglichen Wechsel der menschlichen Dinge. Aber das Verlangen nach Bestrafung der vornehmsten Anhänger Napoleon's während der hundert Tage war so glühend, griff so stürmisch um sich, daß der König wenigstens der Form nach eine Genugthuung gewähren zu müssen glaubte. Da die Kammern nicht versammelt waren, um von ihnen für diesen außerordentlichen Fall ein besonderes Gesetz zu erlangen, so erließ der König eine von Fouché unterzeichnete Ordonnanz, vermöge welcher neunzehn Personen, fast lauter Generale, die sich Napoleon vor dem 23. März, an welchem Tage Ludwig XVIII. die niederländische Gränze überschritten, angeschlossen hatten, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Achtunddreißig Andere, Militairs und Mitglieder der Napoleon'schen Kammern wurden angewiesen, innerhalb drei Tagen Paris zu verlassen, sich an einen von dem Polizeiminister zu bestimmenden Ort zu begeben, und dort so lange unter Aufsicht zu bleiben, bis die neuen Kammern über ihr Schicksal durch Verbannung aus Frankreich oder Stellung vor die gewöhnlichen Gerichte, entschieden haben würden. Die bedeutendsten in der ersten Kategorie waren: Ney, Labedoyere, Grouchy, Lefebvre-Desnouettes, Drouet, d'Erlon, Clausel, de Lavalette, Mouton-Duvernet; zu der zweiten gehörten: Soult, Vandamme, Lamarque, Carnot, Lobau, Excelman, Maret, Barrere. —

Ludwig XVIII. erklärte ausdrücklich, daß die Zahl der Angeklagten sich auf die in der königlichen Ordonnanz mit Namen genannten beschränken, und unter keinem Vorwande ausgedehnt werden solle. Aber seine Absicht war nicht einmal, diese der Bestrafung zu überliefern. Er wollte sie aus Frankreich entfernt und dadurch unschädlich gemacht wissen, aber nicht ihren Untergang. Fouché hatte, mit Einwilligung des Königs, in den Tagen vor der Bekanntmachung dieser Proscriptionsliste, viele von dem ihm bevorstehenden Looſe unterrichten, ihnen Pässe in das Ausland, Reisegeld, ja manchen selbst die Mittel, außerhalb Frankreichs eine Zeit lang leben zu können, zustellen lassen. Die Meisten machten von dieser Nachsicht Gebrauch, und entflohen. Nur Diejenigen, welche der Gefahr trotzen zu können glaubten, oder denen die Verbannung schlimmer als alles Andere erschien, fielen als Opfer ihrer Verblendung. Jeder von denen, die später hingerichtet wurden, hätte sich damals leicht retten können

Ludwig XVIII. hatte seinen Gefühlen Zwang angethan und Fouché's Gegenwart im Ministerium ertragen, so lange er sich in der wieder errungenen Herrschaft noch nicht vollkommen befestigt sah. Aber nach der Auflösung der Loirearmee, bei den wohlwollenden Beziehungen zu den verbündeten Monarchen, und der sich auf allen Punkten des Landes kund gebenden Begeisterung für die Restauration, fing der Herzog von Otranto entbehrlich zu werden an. Vergebens suchte dieser nach wie vor eine doppelte Rolle zu spielen, sich zu einem Werkzeuge der Legitimität zu machen, und zugleich mit den Konstitutionellen und Republikanern verbunden zu bleiben. Er fuhr fort, in seinen Berichten als Polizeiminister von der kaum zu zügelnden Gewalt einer inneren Gährung, die jeden Augenblick zum Ausbruch kommen könne, von der Möglichkeit einer neuen Revolution zu sprechen, um den König und den Hof zu schrecken und in ihren Augen als unentbehrlich zu erscheinen. Die Anwesenheit von einigen hundert tausend Mann fremder Truppen brach solchen Besorgnissen die Spitze ab. Sie wurden, als eingebildet oder absichtlich erfunden, erst mit Mißtrauen, dann mit Unwillen aufgenommen. Das Zweideutige in Fouché's Gesinnung und Stellung ward immer mehr durchschaut. Er hatte etwas Unmögliches unternommen, indem er seine Vergangenheit als Jakobiner und Richter Ludwig XVI. der eigenen Familie dieses Königs und den Royalisten vergessen machen wollte. Es konnte dies wohl, wie vieles in der Welt, einen Augenblick lang gelingen, aber nicht von Dauer sein. Als man hoffen durfte, ohne Fouché zu bestehen, trat auch das frühere Urtheil über ihn wieder hervor. Sein Sturz ward beschlossen. Es handelte sich dabei nur noch um die Wahl des rechten Moments. Dieser sollte nicht lange ausbleiben.

Auch Talleyrand, der von dem ersten Einrücken der Verbündeten in Paris an ununterbrochen eine große Rolle gespielt hatte, sollte bald in den Hintergrund treten. Der König und seine Familie hatten ihm, ungeachtet der großen Dienste, die er bei der ersten Restauration geleistet, doch nie vollkommenes Vertrauen schenken können. Er war zu tief in die Revolution und das Kaiserreich verwickelt gewesen, und schien, obgleich er mit beiden äußerlich gebrochen hatte, ihnen innerlich immer verwandt geblieben zu sein. So lange Talleyrand am wiener Kongreß in der Ferne gewirkt, war der Widerspruch zwischen seinem und der Bourbonen Wesen, Meinungen und Erinnerungen nicht hervorgetreten. Auch hatte Ludwig XVIII. damals wenig Gelegenheit gehabt, die Persönlichkeit und Geschäftsführung des ehemaligen Bischofes von Autun zu beobachten. Als dieser aber, an der Spitze eines Ministeriums stehend, mit

dem Könige in faſt tägliche Berührung kam, gaben ſich mancherlei Mißverhältniſſe kund. Talleyrand arbeitete ſelbſt wenig, theilte ſeinen Gehülfen und Untergebenen ſeine Ideen über die vorliegenden Gegenſtände meiſt in wenigen Worten mit, und überließ ihnen die weitere Ausführung, ohne darauf wieder zurückzukommen, und ohne ſich um das Einzelne zu bekümmern. Er ragte mehr durch ſeine Unterhaltung, durch hingeworfene bedeutende Aeußerungen, und ſeinen früher erworbenen Ruf hervor, als daß er während ſeines letzten Miniſteriums wirkliche Leiſtungen und beſtimmte Ergebniſſe ſeiner Thätigkeit aufzuweiſen gehabt hätte.

Als Miniſter des Auswärtigen in Napoleon's glücklicher Zeit, wo die im Felde davon getragenen Erfolge die Unterhandlungen im Kabinet leicht machten, hatte Talleyrand, ungeachtet ſeiner zuweilen ſorgloſen Behandlung der Geſchäfte, immer ſeine Zwecke erreicht. Napoleon wußte außerdem durch ſeine eigene ununterbrochene Thätigkeit die Mängel ſeiner Diener zu erſetzen. Aber jetzt nach den hundert Tagen, unter einem bejahrten, kränkelnden Könige, in einer Zeit, wo eine halbe Million fremder Soldaten das Land beſetzt hielt, gegenüber einer Koalition, in der von Frankreichs Theilung und politiſcher Vernichtung die Rede geweſen, reichte Talleyrand's Sichgehenlaſſen und Abwarten nicht aus. Die Unterhandlungen mit den Verbündeten rückten nicht von der Stelle, und Talleyrand ſchien darüber nicht beſorgt zu ſein. Hierzu kam noch, daß er, der lange einem ſo großen Manne wie Napoleon gedient, das Anſehen hatte, vielleicht ohne es zu wiſſen oder zu wollen, als Miniſter Ludwig XVIII. etwas heruntergeſtiegen zu ſein. Die großen Ereigniſſe, bei denen Talleyrand mitgewirkt, ſeine ſeltene Erfahrung, ſeine vornehme Herkunft, denn die Grafen von Perigord, von denen er abſtammte, hatten ſchon zur Zeit Hugo Capet's beſtanden, gaben ſeiner Haltung eine Unabhängigkeit, wie ſie Miniſtern ihren Souverainen gegenüber nicht gewöhnlich iſt. Er ließ dem Könige, wenn er mit ihm allein arbeitete, keine Freiheit bei der Wahl der anzuſtellenden Perſonen oder der zu treffenden Maßregeln, ſondern beſtand auf der einfachen Annahme ſeiner Anträge. In den Sitzungen des Miniſteriums entſchied er immer ſelbſt die ſtreitigen Punkte, auch wenn der König anweſend war. Talleyrand ſchien mehr der Leiter und Beſchützer, als der Diener und Unterthan der Bourbonen zu ſein. Auf Ludwig XVIII., der ein Mann von Geiſt war und außerdem ſeine Würde fühlte, brachte Talleyrand's Verhalten und Stellung einen verletzenden Eindruck hervor. Ludwig XVIII. hatte zwar dem franzöſiſchen Volke

große Zugeständnisse gemacht, war aber nicht gesonnen, von einer einzelnen Person abzuhängen, so ausgezeichnet diese auch sein mochte.

Die Forderungen, welche die Verbündeten in Folge des letzten Krieges an Frankreich stellten, wie die Abtretung mehrer Gränzprovinzen, eine ungeheuere Geldentschädigung, eine lange Besetzung des Landes schienen Ludwig XVIII. unannehmbar zu sein. Er wollte, wenn auch die Eroberungen der Republik und des Kaiserreiches verloren waren, wenigstens nichts von Dem aufgeben, was seine eigenen Vorfahren besessen hatten. Er glaubte, daß großentheils Talleyrand's Persönlichkeit und namentlich die auf dem Wiener Kongreß entstandene Abneigung des Kaisers Alexander gegen denselben an den harten Bedingungen der fremden Mächte schuld sei. Er theilte seine Absicht, Talleyrand durch einen anderen Diplomaten zu ersetzen, seinem neuen Günstlinge, dem Polizeipräfekten Decazes, mit, der, aus allen Kräften bemüht, das zunehmende Vertrauen seines Gebieters zu rechtfertigen, mit größter Gewandtheit und Sorgfalt auf alle Gedanken desselben einging. Lainé, ein unabhängiger, aber den Bourbonen sehr ergebener Mann, ward ebenfalls in das Geheimniß gezogen. Man vereinigte sich endlich dahin, einen geborenen Franzosen von berühmtem Namen, aber Vertrauten und Diener des Kaisers Alexander, den Herzog von Richelieu, an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen, um ihm die Leitung der Unterhandlungen mit den Verbündeten zu übertragen. Man hoffte, durch den royalistischen Namen Richelieu's der jetzt in Frankreich herrschenden Partei Vertrauen einzuflößen, und zugleich den fremden Monarchen und ihren Ministern zu gefallen, und durch Richelieu's Einfluß auf den russischen Kaiser bessere Friedensbedingungen zu erhalten.

Talleyrand's Rücktritt war Ludwig XVIII. noch aus anderen Gründen wünschenswerth. Die Wahlen zu der Deputirtenkammer waren im höchsten Grade im Sinne der antirevolutionairen und antibonapartistischen Ideen ausgefallen. Die im Besitze politischer Rechte befindlichen Klassen der Nation hatten, von dem Verhalten der Armee bei Napoleon's Rückkehr und der Besetzung des Landes durch fremde Truppen gereizt, durch diese Wahlen beweisen wollen, wie tief sie sich von den Ereignissen getrennt fühlten, durch welche das gegenwärtige Unglück herbeigeführt worden. Eine Versammlung, die von solchen Gesinnungen beseelt war, mit einem Ministerium Talleyrand in Verbindung bringen zu wollen, hieß die Schwierigkeiten der inneren Lage noch vermehren. Außerdem war Talleyrand kein Redner, eine in dem parlamentarischen Regierungssystem für einen Staatsmann unentbehrliche Eigenschaft. Aeußerst fein,

geistreich und klar, konnte er wohl auf seines Gleichen, auf Diplomaten und Hofleute, wie er selbst war, aber nicht auf eine große politische Körperschaft wirken, deren Mitglieder, wie damals von Leidenschaften erfüllt, durch die gegenseitige Berührung noch mehr entflammt werden, und die zugleich dem Einfluß der öffentlichen Meinung ausgesetzt sind. Man konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ein Ministerium, zu dem er gehörte, von den Kammern übel aufgenommen werden würde.

Bevor Talleyrand selbst zum Rücktritt genöthigt werden sollte, wollte man sich seiner noch zur Entfernung Fouché's bedienen. Abgesehen von der Abneigung der königlichen Familie gegen den Herzog von Otranto, die in demselben Grade zunahm, als die Bedeutung dieses Ministers unter den veränderten Umständen sich verminderte, konnte man mit einem ehemaligen Jakobiner und Richter Ludwig XVI. den Vertretern der Nation jetzt noch weniger als mit Talleyrand, einem Diener des Direktoriums und Napoleon's, unter die Augen treten. Talleyrand, der Fouché, obwohl aus anderen Gründen als Ludwig XVIII., ebenfalls abgeneigt war, gab sich gern zum Werkzeuge seines Sturzes her. Er begann damit, seinen Kollegen in den Sitzungen des Ministeriums mit Kälte und Mißtrauen zu behandeln, den Berichten desselben über die Stimmung des Landes, die Fouché fortwährend als eine für den König gefährliche schilderte, zu widersprechen, und spielte endlich in klaren Worten auf die Nothwendigkeit seines Rücktrittes an. Fouché, der durch seine Proscriptionslisten mit den Bonapartisten und Republikanern unwiderruflich gebrochen, und sich jetzt auch vom Hofe und seinen Kollegen verlassen sah, war endlich gezwungen, seine Entlassung einzureichen, die von Ludwig XVIII. mit kaum verhehlter Freude angenommen wurde. Da der Herzog von Otranto jedoch im Anfange der zweiten Restauration wirklich bedeutende Dienste geleistet, so wollte man ihn nur entfernen, aber nicht vernichten. Bei der Stimmung des Landes und der Kammern war vorauszusehen, daß ihm bald noch größere Entsagungen, als blos die auf einen Ministerposten, auferlegt werden würden. Man dachte dies aber anderen Händen zu überlassen. Fouché, der um jeden Preis noch eine Rolle spielen wollte, nahm die politisch unbedeutende, aber durch die Verwandtschaft des französischen und sächsischen Königshauses scheinbar hervorragende Gesandtenstelle in Dresden an. Er war aber in jenem Augenblick in Frankreich bei allen Parteien so verhaßt, daß er es für nöthig hielt, sich verkleidet und unter einem fremden Namen bis an die französische Gränze zu begeben. Kaum aber befand er sich seit einigen Monaten an seinem neuen Bestimmungsorte, als er seine Entlassung er-

hielt, der zugleich ein Exemplar des Moniteur beigelegt war, mit dem von den Kammern angenommenen Gesetze, welches Alle, die für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten, für immer aus Frankreich verbannte. Wäre Fouché nicht von Ehrgeiz verblendet gewesen, so würde er nach seinem Rücktritt als Minister, bei der Unmöglichkeit für ihn in Frankreich zu bleiben, nach England oder Nordamerika gegangen sein, und daselbst wenigstens Herr seines Willens und seiner Freiheit geblieben sein. Aber die Sucht, in der Nähe eines Hofes zu leben, sich auf einen, wenn auch kleinen, Schauplatze das Ansehen von Bedeutung und Geschäftigkeit zu geben, führte ihn nach Dresden, obgleich er voraussehen konnte, daß man ihn dort nicht lange bestehen lassen würde. Nach seiner Verbannung aus Frankreich suchte er einen Zufluchtsort in Oesterreich. Hier gerieth er unter die Botmäßigkeit Metternich's, der ihm Linz zum Aufenthaltsort anwies. Der Mann, der eine Zeit lang die halbe Welt mit seinen Ränken erfüllt, zu Napoleon's Sturz, zu Ludwig XVIII. Wiedereinsetzung beigetragen, starb nach einigen Jahren erzwungener Zurückgezogenheit, von den Einen gehaßt, von den Anderen verachtet, und von Niemand bedauert. Fouché ist unter den bekannten Charakteren, die aus der französischen Revolution hervorgegangen, nicht der verderbteste und grausamste, aber der gewissenloseste gewesen, der, ohne Grundsätze und Ueberzeugungen irgend einer Art, blos für die Befriedigung persönlicher Zwecke gelebt hat.

Talleyrand, für den Fouché ein Blitzableiter gewesen, der den Zorn und Haß der Ultraroyalisten von ihm abgeleitet, sah sich jetzt den Angriffen aller Parteien ausgesetzt. In den Augen der Einen war er schuldig, weil er der Revolution und Napoleon gedient, in denen der Anderen, weil er beide verrathen hatte. Am Hofe warf man ihm die Vergeblichkeit seiner bisherigen Unterhandlungen mit den fremden Mächten vor, und bedrohte ihn mit der Rechenschaft, die er den Kammern abzulegen haben würde. Talleyrand fühlte das Gefährliche seiner Stellung. Da er nicht darauf rechnen konnte, eine so heftig bewegte Volksvertretung wie die damalige Deputirtenkammer, aus unverantwortlichen und rücksichtslosen Parteimännern bestehend, wie eine Diplomatenkonferenz zu leiten, so war er entschlossen, von Ludwig XVIII. eine öffentliche Billigung der bisher befolgten Politik und einige Zeichen der königlichen Gunst für sich und seine Kollegen zu verlangen, die den Kammern über die Uebereinstimmung des Königs mit seinem Ministerium keine weiteren Zweifel erlauben könnten. Er überredete seine Kollegen, diesem Einschüchterungsversuch gegen den König beizupflichten.

Talleyrand forderte in einer Sitzung des Ministeriums, in der Ludwig XVIII. erschien, denselben mit der ihm eigenen Feinheit und Kühnheit auf, die Gerüchte zu widerlegen, die über eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Könige und seinen ersten Räthen umherliefen, ließ seine Mißbilligung über den Einfluß des Grafen von Artois merken, und soll sogar, wie man behauptet hat, zu verstehen gegeben haben, daß es zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe nothwendig werden könnte, diesen Prinzen für einige Zeit aus dem Lande zu entfernen. Er schloß damit, daß, ohne eine ausdrückliche Erklärung des Königs zu Gunsten seines Ministeriums, dieses nicht im Stande sein würde, der Opposition in den Kammern zu begegnen, und die Zügel der Regierung fortzuführen.

Ludwig XVIII., der unterdessen im Stillen alle Vorbereitungen zur Bildung eines neuen Ministeriums getroffen hatte, nahm Talleyrand's Eröffnung mit dem Ansehen, überrascht und verletzt zu sein, auf, obwohl sie ihm als eine Gelegenheit zum Bruche willkommen war. „Meine Minister bieten mir demnach ihre Entlassung an," sagte der König. „Sehr wohl. Ich nehme sie an und werde andere finden!" — Er verabschiedete das Ministerium, ohne weitere Erklärung. Talleyrand war bestürzt und hatte nicht geglaubt, den König so vorbereitet und entschlossen zu finden. Er suchte und erhielt die Stelle eines Oberkammerherrn von Frankreich, für die er sich durch seine Geburt eignete, die ihm aber, außer hunderttausend Franken jährlichen Gehaltes, kein anderes Recht verlieh, als bei einigen feierlichen Gelegenheiten den König zu begleiten oder hinter dessen Sessel zu stehen. Talleyrand schied jetzt für lange Jahre aus dem öffentlichen Leben, bis er 1830, bei einem großen Wechsel im Geschicke Frankreichs, wieder eingreifend auftrat, und, wie dies in seiner Art war, die verließ, zu deren Erhebung er früher beigetragen hatte. Er bietet, obgleich von Fouchs durch Herkunft und Stellung sehr verschieden, dennoch mit demselben eine gewisse geistige Familienähnlichkeit dar, nur daß die üblen Züge im Wesen des Herzoges von Otranto bei Talleyrand sehr gemildert und verfeinert erscheinen.

Decazes, den Ludwig XVIII. bei allen vertrauten Unterhandlungen brauchte, war beauftragt gewesen, dem Herzog von Richelieu den Vorsitz in einem neuen Ministerium anzubieten. Erst nach langem Widerstreben ließ sich dieser zur Uebernahme einer solchen Stelle, die für viele Andere das höchste Ziel des Ehrgeizes gewesen wäre, bewegen. Es gehörten die Vorstellungen des Königs, des Kaisers Alexander und anderer hochgestellten Personen dazu, mehr aber vielleicht noch Richelieu's Patriotis-

mus, um seine Schen vor einer damals mit den größten Schwierigkeiten umgebenen Lage zu überwinden.

Armand Herzog von Richelieu, zu der Familie des großen Kardinals gehörig, und ein Enkelsohn des Marschalls dieses Namens, war durch Geburt, Charakter und Verbindungen die geeignetste Persönlichkeit, der Ludwig XVIII. in jenem Augenblicke die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertrauen konnte. Er hatte vor der französischen Revolution unter dem berühmten russischen General Suwarow als Freiwilliger gedient, und sich bei der Erstürmung von Ismail hervorgethan. Als der Kampf zwischen dem republikanischen und royalistischen Frankreich ausbrach, war er von den Gränzen der Türkei nach dem Rhein geeilt, um die Gefahren der Condé'schen Armee zu theilen, und hatte nach deren Auflösung ein im englischen Solde stehendes Korps französischer Ausgewanderten befehligt. Des Bürgerkrieges überdrüssig, begab er sich nach Rußland, wo er, durch die Feldzüge unter Suwarow empfohlen, die Gunst des Kaisers Paul gewann, der sie ihm aber, nach der Weise dieses launenhaften Fürsten, bald wieder entzog. Das Verlangen, sein Vaterland wiederzusehen, führte ihn nach Paris, wo er von Napoleon, damals erstem Konsul, die lockendsten Anerbietungen erhielt, wenn er sich ihm anschließen wollte. Richelieu ließ sich von dem Beispiel so vieler Altadeligen, die in Napoleon's Dienst getreten, nicht verführen, und blieb den Bourbonen treu. Er begab sich wieder nach Rußland, wo ihm das Vertrauen des Kaisers Alexander die oberste Verwaltung der am Schwarzen Meere liegenden Provinzen übergab. Richelieu leistete dort in einer zehnjährigen Verwaltung so Ausgezeichnetes, daß sein Name, besonders durch Das, was er für Odessa gethan, weit und breit bekannt wurde. Sein Verdienst und seine edle Persönlichkeit erwarben ihm die Gunst des Kaisers Alexander in so hohem Grade, daß ihn dieser in den letzten Jahren vor Napoleon's Sturz bei allen wichtigen Veranlassungen zu Rathe zog.

Richelieu konnte, wegen seines nahen Verhältnisses zum Kaiser Alexander, bei den Friedensunterhandlungen mit den verbündeten Mächten, auf mehr Berücksichtigung Frankreichs als irgend ein anderer französischer Staatsmann rechnen. Seine Aufrichtigkeit und Vaterlandsliebe waren geeignet, den übeln Eindruck von Talleyrand's Doppelzüngigkeit und Selbstsucht auszulöschen. Sein Name, sein fleckenloser Ruf, seine moralischen Grundsätze mußten den Royalisten Vertrauen einflößen. Selbst in den antibourbon'schen Parteien besaß er keine Feinde, da er zu lange außerhalb Frankreichs gelebt hatte, um in die inneren Kämpfe verwickelt gewesen zu sein. Er gehörte übrigens nicht zu den Anhängern

des Grafen von Artois, und ging vollkommen auf die Politik Ludwig XVIII. ein, der seine Regierung auf die von ihm verliehene Verfassung nach wie vor zu stützen dachte.

Das neue Ministerium *), in der Eile gebildet, stellte kein vollkommen gleichartiges Ganze dar. Graf Corvetto aus Genua, der zur Zeit der Vereinigung dieser Republik mit Frankreich in französische Dienste übergegangen, erhielt das Finanzministerium und verwaltete es mit großer Geschicklichkeit. Der Günstling Ludwig XVIII., Decazes, wurde zum Polizeiminister ernannt, indem diese Funktionen in einer so gährenden Epoche, wie die, welche unmittelbar auf die hundert Tage folgte, eine besondere Zuverlässigkeit und Treue gegen den König voraussetzten. Dies waren nebst Richelieu die Lichtpunkte eines Ministeriums, das unter den traurigsten Umständen, in denen Frankreich sich jemals befunden, zusammentrat. De Baublanc, der in den ersten Nationalversammlungen ein gemäßigter Royalist gewesen, war jetzt zu den Ultras übergegangen. Er hatte in Gent das Vertrauen des Grafen von Artois zu gewinnen gewußt, und wurde an die Spitze des Departements des Innern gestellt. Er that durch seine Unfähigkeit und seine Uebertreibungen der Sache, der er dienen wollte, großen Schaden. Der General Clarke, Herzog von Feltre, schon unter Napoleon Kriegsminister, nahm wieder dieselbe Stelle ein. Er ließ es sich besonders angelegen sein, von der neu zu bildenden Armee, so viel als möglich, alle bonapartistischen Elemente fern zu halten. Clarke schloß sich, obgleich aus der Revolution hervorgegangen, der jetzt, besonders in den höheren Klassen der Nation, herrschenden antirevolutionairen Reaktion eifrig an. Barbé-Marbois, unter dem Direktorium als Royalist deportirt, war konstitutionell gesinnt, aber schon sehr bejahrt und durch sein Alter gehindert. Er wurde Justizminister. Dubouchage, ein ehemaliger Marineofficier, erhielt das Seewesen. Er war immer ein treuer Anhänger der Bourbonen gewesen, aber von allem politischen Talent entblößt. Die Mängel dieses Ministeriums sollten erst später hervortreten. Jetzt war alle Thätigkeit fast ausschließend auf die Friedensunterhandlungen, wo Richelieu, auf die Herbeischaffung der zum Unterhalt der fremden Heere nöthigen Mittel, wo Corvetto, und die Wiederherstellung der inneren Ruhe, wo Decazes die Hauptrollen spielten, gerichtet. Diese waren die Träger des gegenwärtigen Ministeriums, und für den

*) Es wird dies das erste Ministerium Richelieu genannt (1815—1818); Richelieu ward noch einmal, nach der Ermordung des Herzoges von Berry, an die Spitze eines Ministeriums gestellt (1820—1821).

Augenblick mußte den von ihnen repräsentirten Interessen alles Andere nachgesetzt werden.

Die Bedingungen, deren Annahme die verbündeten Mächte gegen Gewährung des Friedens von Frankreich verlangten, waren jetzt, obwohl für den französischen Stolz demüthigend, doch viel milder als vorher der Fall gewesen. So lange Talleyrand die auswärtigen Angelegenheiten leitete, hatte man auf größeren Abtretungen, einer längeren Besetzung des Landes und einer höheren Kriegsentschädigung bestanden. Der persönliche Einfluß Richelieu's auf den Kaiser Alexander, die gemäßigten Gesinnungen Wellington's, die Rücksicht auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts trugen zuletzt über die gereizte Stimmung, von der die Verbündeten beim Anfange der Unterhandlungen erfüllt gewesen, den Sieg davon. Indessen erschien das Ultimatum der Großmächte Ludwig XVIII. noch immer so hart, daß er sich nur mit größter Selbstüberwindung zu dessen Annahme entschloß, Richelieu es aber geradezu verwarf und sich zurückziehen wollte. Er glaubte die Ehre seines Namens durch Unterzeichnung eines für Frankreich demüthigenden Friedens zu beflecken. Es waren nicht blos die Bitten, sondern selbst die Thränen Ludwig XVIII. erforderlich, um seinen Minister zum Verbleiben in seiner Stellung zu bewegen. „Der einzige Trost, der mir bleibt," sagte Richelieu später öfters, wenn er auf diese Epoche seines Lebens zurückkam, „ist die Ueberzeugung, daß Niemand so viel als ich von den Verbündeten erhalten hätte!" —

Nach langen Unterhandlungen ward endlich am 20. Nov. (1815) der zweite pariser Frieden unterzeichnet. Die Gebietsabtretungen, denen Frankreich sich unterwerfen mußte, waren, die Gränzen des Landes in Betracht gezogen, nicht bedeutend. Von den unter Ludwig XIV. gemachten Eroberungen hatte es nur Landau, Hüningen, Saarlouis, Marienburg und Philippeville herauszugeben. Landau wurde unter bayerische Hoheit gestellt, aber für eine Bundesfestung erklärt, Hüningen geschleift, Saarlouis kam an Preußen, Marienburg und Philippeville wurden zu dem Königreiche der Niederlande geschlagen. Savoyen wurde dem Könige von Sardinien zurückerstattet. Aber ein Theil der französischen Nord- und Ostprovinzen sollte mit mehren festen Plätzen fünf Jahre lang von den Verbündeten mit einem aus 150,000 Mann bestehenden Heere besetzt bleiben, und die Kosten der Erhaltung desselben von Frankreich getragen werden. Es war dies ein Pfand für die Bewahrung der inneren Ruhe in Frankreich. Außerdem wurde diesem eine Kriegssteuer von 700 Millionen Franken auferlegt, und es mußte sich

verbindlich machen, den von französischen Truppen während der letzten Jahre des Kaiserreiches besetzt gewesenen Ländern, für den von ihnen durch Lieferungen und außerordentliche Steuern erlittenen Schaden, einen angemessenen Ersatz zu leisten.

Man glaubt, daß die Rückkehr Napoleon's aus Elba mit ihren Folgen, wozu dieser Frieden gehört, dem französischen Volke wenigstens eintausendfünfhundert Millionen Franken gekostet hat. Bringt man dann noch die moralischen Wunden in Anschlag, welche die Epoche der hundert Tage Frankreich geschlagen, so muß man gestehen, daß es für Frankreich nie ein größeres Unglück als die zweite Regierung Napoleon's gegeben hat. Durch sein Wiedererscheinen wurde die Nation in zwei Lager getheilt, eine Trennung, die nicht mehr ganz aufgehoben werden konnte; die kaum begonnene Bewegung einer freien Verfassung gewaltsam unterbrochen; eine blutige Reaktion herbeigeführt; überhaupt eine Erschütterung verursacht, die den Keim zu neuen Umwälzungen enthielt. Nur Eines blieb der besiegten Nation wie dem entthronten Kaiser übrig, das von keinem Wechsel des Glückes vergessen gemacht werden konnte, die Erinnerung an die großen Thaten, die eine Zeit lang die Welt mit Erstaunen erfüllt hatten, und die für immer ein Gegenstand der Bewunderung bleiben werden.

---

14. Royalistische Reaktion in Frankreich. — Ermordung des Marschalls Brune. — Hinrichtung de Labedoyère's. — Lavalette's Verurtheilung und Flucht. — Ney's Proceß und Hinrichtung. — Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich. — Lagarde und Ramel. — Murat's Untergang.

Die großen Opfer, welche der letzte Krieg den Franzosen auferlegte, sein unglücklicher Ausgang, die Besetzung des Landes durch fremde Truppen hatten nicht blos unter den Anhängern der Bourbonen, sondern überhaupt in einem großen Theile der Bevölkerung eine tiefe Erbitterung gegen die Urheber und Begünstiger der zweiten Thronbesteigung Napoleon's hervorgerufen. Er selbst konnte von diesem Hasse nicht mehr erreicht werden. Aber derselbe wandte sich gegen die von ihm zurückgelassene Armee, die im Ganzen durch ihre Auflösung, in vielen einzelnen ihrer hervorragenden Führer durch deren Entsetzung oder Verbannung, für die Begeisterung bestraft wurde, mit der sie sich dem Kaiser ange-

schlossen hatte. Einige der Schuldigsten büßten den Abfall von der Sache des Königs, die sie zu vertheidigen bestimmt gewesen, mit dem Tode.

Napoleon hatte dadurch, daß er sich am 18. Brumaire (9. Novbr. 1799) mit Hülfe der Generale und der pariser Garnison der Herrschaft über Frankreich bemächtigte, eine Trennung zwischen Volk und Soldaten verursacht, die vor ihm weder unter der Republik noch der alten Monarchie vorhanden gewesen war. Dieser Unterschied wurde durch das Verhalten der Armee nach Napoleon's Landung von Elba aus, indem sie die Entscheidung über das Schicksal des Landes an sich riß, noch vermehrt. Die Restauration bildete nach Napoleon's zweitem Sturz ein neues Heer, bei dessen Organisation man soviel als möglich jede Aehnlichkeit mit der früheren vermied. Aber einmal blieben die Generale und die höheren Officiere, weil man keine anderen finden konnte, meist dieselben wie unter Napoleon, und dann wurden viele von denen, die anfangs entlassen waren, später wieder aufgenommen. Da die bourbon'schen Prinzen nicht geeignet waren, der Armee einen Feldherrn wie den Kaiser vergessen zu machen, so blieb dieselbe, ungeachtet der weißen Fahnen und Kokarden, nach wie vor von den Erinnerungen an Napoleon erfüllt. Die neu eintretenden Soldaten fanden diesen Geist in den Regimentern vor, und wurden von ihm als dem herrschenden Ausdrucke militairischer und patriotischer Gesinnung ergriffen. Die Julirevolution und die häufigen Volksaufstände, welche die Regierung Ludwig Philipp's nur mit Anwendung der bewaffneten Macht überwältigen konnte, erhielten die Trennung zwischen Armee und Volk, wenn auch nicht in der Schärfe, in der sie unter Napoleon bestanden hatte, bis die Februarrevolution und die von ihr herbeigeführte Zerrissenheit dem Neffen des Kaisers Gelegenheit gab, die Napoleon'sche Tradition in den Herzen der Soldaten neu zu beleben, und sich mit ihrer Unterstützung zum Herrn über Frankreich zu machen.

Außer den gesetzlichen Verfolgungen, welche viele von den Befehlshabern des Napoleon'schen Heeres erfuhren, entbrannte auf manchen Punkten Südfrankreichs, in den Massen selbst, eine wilde Gährung gegen alle, welche sich während der hundert Tage im Dienste des Kaisers hervorgethan, und selbst gegen ganze Klassen der Bevölkerung, bei denen man eine Hinneigung zu ihm wahrgenommen zu haben glaubte.

Als der Ausgang der Schlacht von Waterloo in Marseille bekannt wurde, erhob sich der Pöbel, bedrohte die kaiserlichen Behörden und warf sich auf die Ueberreste der einst von Napoleon aus Egypten nach Frankreich geführten Mameluken, die, nachdem sie ihm früher in so manchem

Gefecht als Leibwache gedient hatte, in einer Stadt wie Marseille, wo der Himmel und das Meer sie an den Orient erinnern konnten, ihre letzten Tage zubrachten. Sie wurden sammt Frauen und Kindern ermordet. Dasselbe Schicksal erlitten mehre Einwohner, die durch ihre Anhänglichkeit an den Kaiser bekannt waren. Die Unordnungen und Gewaltsamkeiten hörten erst auf, als die Nationalgarde, für die Sicherheit des Eigenthums fürchtend, einschritt, und die Ruhestörer zu Paaren trieb.

Der Marschall Brune hatte nach dem 20. März von Napoleon den Oberbefehl über die Südarmee erhalten. Sein Hauptquartier war in Toulon. Brune, der schon unter der Republik eine große militairische Stellung eingenommen, war dem Geiste jener Epoche treu geblieben, und deshalb von dem Kaiser eher zurückgesetzt als hervorgezogen worden. Die bekannte republikanische Gesinnung des Marschalls gab zu dem Gerücht Veranlassung, er habe sich während der Revolution Grausamkeiten gegen die Royalisten zu schulden kommen lassen, und sogar bei den Septembermetzeleien 1792 in Paris eine Rolle gespielt. Die Verleumdung ging so weit, zu behaupten, Brune sei es gewesen, der den Kopf der unglücklichen Prinzessin von Lamballe auf einer Pike in den Straßen von Paris umhergetragen. Es war dies eben so wenig gegründet, wie Murat's vermeintlicher Antheil an der Hinrichtung des Herzoges von Enghien, wurde aber eben so geglaubt.

Brune, obgleich kein persönlicher Anhänger Napoleon's, war jedoch ein Gegner der Bourbonen, und hatte in den ihm untergebenen Departements während der hundert Tage jede royalistische Demonstration zu verhindern gewußt, aber nicht mehr als jeder andere General unter ähnlichen Umständen gethan. Nach der Wiedereinsetzung Ludwig XVIII. trat er an den Marquis von Rivière, der als außerordentlicher königlicher Kommissarius nach dem Süden geschickt worden, das Kommando ab, und beschloß, sich zu seiner in Paris gebliebenen Familie zu begeben.

Man rieth dem Marschall, sich in Toulon einzuschiffen, da die Reise zu Lande mitten durch die im höchsten Grade aufgeregte provençalische Bevölkerung gefährlich werden konnte. Brune, furchtlosen Sinnes und keiner Schuld sich bewußt, da er erst, nachdem Ludwig XVIII. Frankreich verlassen, von Napoleon ein Kommando angenommen hatte, verwarf diesen Rath. In Avignon angekommen, stieg er daselbst in einem vorstädtischen Gasthofe ab. Die unteren Klassen dieser Stadt, die einst Jahrhunderte lang unter päbstlicher Herrschaft gestanden, durch ihre Sitten und Leidenschaften dem italienischen Pöbel ähnlich, waren damals gegen Alles, was an Napo-

leon, seine Generale und seine Armee erinnerte, von der größten Erbitterung erfüllt. Die Anwesenheit des Marschalls ward bald bekannt. Ein aus Lastträgern und Hafenarbeitern bestehender Haufe drang in den Gasthof ein, ermordete ihn (2. August), ungeachtet des Widerstandes der royalistischen Behörden, schleifte die Leiche nach der Rhonebrücke und warf sie von dort in den Fluß hinab. In einer kleinen Bucht der Rhone zwischen Arles und Tarascon fand ein Fischer den todten Körper, von dem Fluge der Raubvögel, die ihm nachgezogen, aufmerksam gemacht, und begrub ihn heimlich, um ihn später seinen Angehörigen zurückzugeben. Um die Schmach dieses Verbrechens von der Stadt Avignon, wo schon 1791 abwechselnd von Royalisten und Demokraten manche Gräuel verübt worden, abzuwälzen, verbreitete man das Gerücht, der Marschall habe sich, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen, selbst entleibt. So endigte ein Mann, der einzig durch sein Verdienst aus dunkeln Verhältnissen zu einer hohen Stellung emporgekommen, und dessen Name in die Tafeln der Geschichte eingetragen war, da er am 19. September 1799 die vereinigten Russen und Engländer bei Berghen in Holland geschlagen und zum Rückzug gezwungen hatte.

Die Demüthigung, welche Frankreich durch die Besetzung seines Gebietes von den verbündeten Heeren erfuhr, wurde in allen Klassen und Parteien empfunden. Die Royalisten forderten Ludwig XVIII. auf, sich an seinen Feinden, die ihn nach Napoleon's Rückkehr verrathen hatten, zu rächen, und für die Zukunft sicher zu stellen. Selbst die Gegner der Bourbonen wollten es der Armee nicht verzeihen, daß sie durch ihre Niederlage bei Waterloo das Land den Fremden überliefert hatte. Die Anstifter der hundert Tage konnten damals, außer bei ihren Gesinnungsgenossen, nirgends auf Theilnahme rechnen.

Einer der in den Augen der Restauration und der militairischen Disciplin schuldigsten Officiere war ohne Zweifel Labedoyère, der bei Grenoble das erste Zeichen zum Abfall gegeben, und ohne dessen Beistand Napoleon's Unternehmen in seinem Entstehen erstickt worden wäre. Er hatte bis zum letzten Augenblick in der Pairskammer, in die ihn der Kaiser berufen, für die Anerkennung des Königs von Rom gekämpft, und war nach der Kapitulation der Hauptstadt den Ueberresten der Armee nach der Loire gefolgt. Anstatt sich nach deren Auflösung aus Frankreich zu entfernen, hoffte er, daselbst eine Zeit lang verborgen bleiben, und nachdem die Heftigkeit der Verfolgung nachgelassen haben würde, wieder hervortreten zu können. Er scheint, bei dem Zauber, den der Napoleon'sche

Name auf ihn ausübte, keine klare Vorstellung von der Größe seiner Verschuldung gehabt zu haben. Nach Paris, aus Liebe zu seiner dort weilenden Familie, heimlich zurückgekehrt, ward er erkannt, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die rührenden Fürbitten seiner Mutter und Gattin bei Ludwig XVIII. blieben erfolglos. Er wurde in der Ebene von Grenelle bei Paris erschossen.

Bald nach Labedoyère's Hinrichtung wurde der Graf de Lavalette vor Gericht gestellt. Dieser war während der Feldzüge in Italien und Egypten Napoleon's Adjutant gewesen, hatte eine Nichte der Kaiserin Josephine geheirathet, und die Generaldirektion des kaiserlichen Postwesens erhalten. Die Stelle, die unter einer argwöhnischen und willkührlichen Regierung von großer Wichtigkeit war, setzte auf der einen Seite ein unbedingtes Vertrauen, auf der anderen eine gränzenlose Ergebenheit voraus. Die Post war eines der vornehmsten Mittel der Napoleon'schen Polizei, um in die Geheimnisse der Parteien und aller hervorragenden Personen einzudringen. Lavalette hatte sein Amt bei Ludwig XVIII. erster Rückkehr verloren, sich aber desselben am Morgen des 20. März, noch ehe Napoleon in Paris angekommen, mit Gewalt bemächtigt, und die vom Könige eingesetzte Verwaltung aufgehoben. Auch ihm war, wie Allen, welche während der hundert Tage eine Rolle gespielt, Zeit und Gelegenheit zur Flucht gelassen, aber in unerklärbarer Verblendung von ihm nicht benutzt worden. Er wurde von den Geschworenen für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Den Abend vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage empfing Lavalette den Besuch seiner Frau. Alle Versuche, von dem Könige eine Begnadigung des Verurtheilten zu erlangen, waren fruchtlos geblieben. Denn de Lavalette galt nicht nur für einen eifrigen Anhänger Napoleon's, sondern ward auch beschuldigt, dessen Rückkehr aus Elba vorbereitet und begünstigt zu haben. In dieser verzweifelten Lage kam die muthige Nichte der Kaiserin Josephine auf den Gedanken, ihren Gemahl dadurch zu retten, daß sie die Kleidung mit ihm vertauschte. Die Aufseher hatten sich, um den letzten Abschied der Gatten nicht zu stören, einen Augenblick lang zurückgezogen. Der Anschlag gelang. Lavalette entkam in den Kleidern seiner Frau, das Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt, aus der Conciergerie, wo er saß, und wurde bald darauf durch die großmüthige Hülfe mehrer Engländer, namentlich des Generals Sir Robert Wilson, über die französische Gränze in Sicherheit gebracht. Seine Frau hatte dem heftigen Eindruck, den seine Verurtheilung, und dann die kurze, aber schreckliche Ungewißheit über das Gelingen der Verkleidung und Flucht auf ihr Gemüth hervor-

brachte, nicht widerstehen können. Sie fiel in eine unheilbare Geistes-krankheit, und hatte nicht einmal das Glück, den von ihr geretteten Mann bei seiner Rückkehr nach Frankreich wiederzuerkennen.

De Lavalette hatte während seines Aufenthaltes in der Conciergerie, zuweilen des Abends, wenn in und um die alten Mauern her Alles still und einsam geworden, die bald klagenden, bald heiteren Töne einer Flöte vernommen, ohne zu ahnen, wer der Gefangene sei, der auf diese Art, was in ihm vorging, zu erkennen gab. Es war dies ein Mann, der in derselben Gefahr wie Lavalette schwebte, aber zuletzt weniger glücklich als dieser, und außer Napoleon die ausgezeichnetste Persönlichkeit aus den hundert Tagen, die damals in die Gewalt der Bourbonen hätte fallen können, der Marschall Ney.

Ney war nach der Schlacht von Waterloo nach Paris zurückgekehrt, und in einigen Sitzungen der Pairskammer anwesend gewesen, wo er die Größe der am 18. Juni erlittenen Niederlage nicht verhehlte, die Unmöglichkeit, für Frankreich den Krieg länger fortzusetzen, nachwies, und sich für die rasche Abschließung eines Vertrages mit den Verbündeten erklärte. In seinen damals gehaltenen Reden war leicht zu erkennen, daß die Täuschungen, denen er sich anfänglich über die Bedeutung der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich und die Erhaltung seiner Dynastie hingegeben, in ihm völlig aufgehört hatten. Er kam in dieser Beziehung eines Tages mit Labedoyère, der den Umständen nicht nachgeben wollte, hart zusammen.

Ney hatte sich bald nach Napoleon's Abdankung entschlossen, unter einem angenommenen Namen eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Obgleich mit einem österreichischen Passe des Generals Bubna versehen, fürchtete er doch, nicht sicher zu sein. Er kehrte an der Gränze um, und begab sich, nachdem er einige Tage in dem Bade St. Amand unerkannt zugebracht, nach dem Schlosse Bessonis, in der ehemaligen Auvergne gelegen, mit dessen Besitzer er durch seine Frau verwandt war. Anstatt sich dort mit den Mitteln zu einer sicheren Flucht in das Ausland zu beschäftigen, da er unmöglich lange in Frankreich unentdeckt bleiben konnte, gab der Marschall sich einer sorglosen Sicherheit hin, und schob einen festen Entschluß über sein Schicksal von Tag zu Tag hinaus. Er war, seitdem er, seinen kurz vorher gethanen Erklärungen entgegen, in Lons le Saulnier zu Napoleon übergegangen, immer ungewissen und schwankenden Sinnes gewesen, und die Niederlage von Waterloo, die er zum Theil selbst verschuldet, hatte seine Rathlosigkeit noch vermehrt. Eine Unvorsichtigkeit führte seine Entdeckung herbei. Ney hatte eines Abends

seinen Gastfreunden einen kostbaren orientalischen Säbel gezeigt, der ihm von Napoleon verehrt worden, und vergessen, diese Waffe wieder auf sein Zimmer hinaufzunehmen. Am anderen Vormittag kam Besuch im Schlosse Bessonis an. Einer der Fremden, der zufällig ein Kenner von Seltenheiten war, sah den Säbel, und rief, daß es nur zwei Waffen der Art gäbe, und diese sich in Murat's und Ney's Besitz befänden. Bald darauf sprach derselbe Herr, übrigens ohne die Absicht, zu schaden, an einem öffentlichen Orte der benachbarten Stadt Aurillac von dem prächtigen Säbel, den er in Bessonis gesehen. Alles war damals in Frankreich von Spähern und Zuträgern erfüllt. Der Präfekt des Departements erhielt von dem Vorfalle Nachricht, erinnerte sich der zwischen den Familien Ney und Bessonis bestehenden Verwandtschaft, ward noch durch einige andere Umstände in seiner Vermuthung über die Anwesenheit des Marschalls bestärkt, und schickte während der Nacht eine Abtheilung Gensd'armen nach Bessonis ab, die bei Tagesanbruch vor dem Schlosse ankam. Ney hätte sich selbst noch in diesem Augenblick durch den Park in einen benachbarten Wald retten können. Aber der Ungewißheit seiner Lage und seiner erzwungenen Verborgenheit müde, warf er sich der Gefahr blind in die Arme, öffnete das Fenster, erklärte seinen Namen und überlieferte sich selbst. Er wurde nach Paris gebracht, und in die Conciergerie eingeschlossen, wo, von Marie Antoinette an bis zu dem jetzigen Kaiser der Franzosen, so manche in der französischen Geschichte berühmte Persönlichkeiten geschmachtet haben.

Ney sollte vor ein aus Marschällen und Generalen gebildetes Kriegsgericht gestellt werden. Zum Präsidenten desselben war der Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, ernannt worden. Moncey lehnte diesen Auftrag ab, indem er in einem Schreiben an Ludwig XVIII. die Unmöglichkeit für sich erklärte, über einen Mann wie Ney zu richten, und zu verstehen gab, daß dessen um Frankreich auf so vielen Schlachtfeldern erworbene Verdienste seine in der letzten Zeit begangenen Fehltritte auszulöschen im Stande wären. Moncey's Weigerung wurde, weil er im aktiven Dienste stand, als eine Verletzung der Disciplin angesehen, und derselbe zu einer Festungsstrafe verurtheilt. Die von Moncey dargelegten Gesinnungen hätten Ney überzeugen können, daß er von einem aus ehemaligen Kriegsgefährten zusammengesetzten Tribunal wenigstens nicht für sein Leben zu fürchten haben würde. Aber auf Veranlassung seiner beiden Vertheidiger, Berryer's, eines royalistischen Advokaten und Vaters des später berühmt gewordenen legitimistischen Redners dieses Namens, und Dupin's, der in der Repräsentantenkammer der hundert Tage seine

politische Laufbahn begonnen hatte, ließ sich der Marschall Ney zu dem Mißgriff bewegen, das über ihn niedergesetzte Kriegsgericht zu verwerfen und die Pairskammer, deren Mitglied er war, für sich anzurufen. Seine Vertheidiger glaubten, auf diese Art Zeit zu gewinnen, und hofften, daß die Stimmung am Hofe und in den einflußreichen Kreisen der Hauptstadt unterdessen eine für ihren Klienten günstige Wendung nehmen würde. Sie irrten sich. Die Pairs traten in großer Eile zu einem Staatsgerichtshof zusammen, und die Meinung in der vornehmen Gesellschaft, der royalistischen Presse und in den Umgebungen des Königs und der Prinzen war durch die Weigerung des Marschalls Moncey und sein Schreiben an Ludwig XVIII. noch gereizter als früher geworden.

Am 21. November ward Ney's Proceß eröffnet. Die einzige Erklärung seines Verhaltens, und dessen moralische, wenn auch nicht legale, Entschuldigung lag in dem schon vor seinem eigenen Abfalle massenweise begonnenen Uebergange der Truppen zu Napoleon, in der langen Entfernung der Bourbonen aus Frankreich und ihrer unerwarteten Rückkehr, die ihre Wiedereinsetzung als ein vorübergehendes Spiel des Zufalles erscheinen lassen konnte, und in dem unwiderstehlichen Einfluß dessen, den Ney und mit ihm das französische Volk so lange als den obersten ruhmgekrönten Führer anzusehen gewohnt gewesen waren. Hierin allein konnte, wie überall, wo große und tiefgehende Revolutionen das Rechtsbewußtsein schwankend gemacht, eine Minderung der Schuld für den liegen, der bei dem raschen und gewaltsamen Wechsel der Dinge seinen zuletzt gefaßten Verpflichtungen untreu geworden, und von einer Fahne zu einer anderen übergegangen war. Bei der antinapoleon'schen Bewegung jener Zeit und den traurigen Folgen der hundert Tage konnten Ney's Vertheidiger solche Milderungsgründe nicht entwickeln, und was sie davon berührten, verhallte ungehört. Sie beriefen sich dagegen vornehmlich auf die Kapitulation von Paris, in welcher dem Napoleon'schen Heere freier Abzug und den Anhängern des Kaisers Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen worden war. Dies war aber eine reine Militairkonvention, und band nur die Feldherren der verbündeten Heere, aber nicht die königliche Regierung. Wellington und Blücher hätten allerdings nicht Ney oder andere Napoleon'sche Generale richten lassen können, aber Ludwig XVIII. war hierin vollkommen freie Hand geblieben.

Am Abend des 6. December sprach die Pairskammer mit großer Stimmenmehrheit die Todesstrafe gegen den Marschall Ney aus. Von Seiten eines Kriegsgerichts würde ihn wahrscheinlich nur das Schicksal Moreau's getroffen und er zu Verbannung oder Gefängniß verurtheilt

worden sein. Die wenigen Pairs, die nicht für den Tod stimmten, waren meist solche, die nie zu Napoleon's Anhängern gehört hatten, wie die Herzöge von Montmorency und Broglie; der Marquis von Lally-Tollendal, die Grafen von Malleville und Lanjuinais, Letzterer Präsident der Repräsentantenkammer während Napoleon's zweiter Herrschaft, gegen den man aber, wegen seiner Vertheidigung Ludwig XVI. im Konvent, nicht einzuschreiten gewagt und ihm seinen Pairssitz zurückgegeben hatte. Unter denen, die Ney das Leben absprachen, gab es viele, die vorher nie etwas für die Bourbonen gethan hatten und ihnen auch später nicht treu bleiben sollten, ihren zweifelhaften Royalismus aber durch eine Handlung der Strenge erhärten zu müssen glaubten. In dieser Beziehung stellte Graf Molé ein besonders merkwürdiges Beispiel auf, der, obgleich er während der hundert Tage zu Napoleon's Ministern gehört hatte, gleichwohl dessen ersten Unterfeldherrn zum Tode verurtheilte.

Eine Fraktion des Pairshofes hatte Ney zwar für schuldig erklärt, glaubte aber nicht, daß das Urtheil vollzogen werden würde. Sie hoffte von der Milde oder Politik Ludwig XVIII. eine Ermäßigung der Strafe. Der Herzog von Richelieu, Präsident des Ministerrathes, von Natur großmüthig, begab sich noch tief in der Nacht zu dem Könige, und stellte ihm die Gründe für eine Begnadigung des verurtheilten Marschalls vor. Ludwig XVIII. fühlte sich nicht stark genug, um das Gesuch bewilligen zu können. „Ich hege keinen Haß gegen Ney," sagte er zu seinem ersten Minister; „ich beklage vielmehr sein Schicksal, und möchte seiner Familie gern einen Vater und Gatten und Frankreich einen Helden erhalten. Aber wenn ich Ihrem Wunsche nachgebe, so erklärt sich die Majorität in den Kammern morgen gegen meine Regierung, und ich weiß nicht, wo ein anderes Ministerium finden. Ich bin ein konstitutioneller König und fühle meine Hände gebunden."

Die Stimmung am Hofe und in den tonangebenden Klassen war damals in der That eine solche, daß Ludwig XVIII., wollte er die Eingebungen der Milde den Bestimmungen des strengen Rechtes vorziehen, einer ungewöhnlichen Festigkeit und Unabhängigkeit des Willens bedurft hätte. In den Cirkeln des Grafen von Artois, der Herzogin von Angouleme, unter den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, die mit dem Hofe in Verbindung standen, war von nichts als von der Nothwendigkeit der Verurtheilung des Marschalls Ney, als einer unumgänglichen Bedingung für die Sicherheit der Monarchie die Rede. In den letzten Tagen des Processes waren viele Frauen der vornehmen pariser Gesellschaft vom Morgen bis Abend bei den Mitgliedern des Pairshofes, ihren Ver-

wandten und Freunden umhergefahren, um ihr Wort für die Verurtheilung Ney's zu erhalten.

Das französische Naturell, das sich unter außerordentlichen Umständen immer auf eine äußerste Seite wirft, wird, bald im Sinne der Freiheit, bald in dem der Ordnung zu leidenschaftlichen Uebertreibungen fortgerissen, die später andere im entgegengesetzten Sinne hervorrufen, bis der blutige Kreislauf vollendet ist, und für eine Zeit lang, wenn auch kein Abschluß, aber ein Stillstand eintritt.

Ney, der nach der Wendung, die sein Proceß besonders in den letzten Tagen genommen, sein Schicksal voraussah, legte in seinen letzten Stunden die größte Ruhe und Festigkeit dar. Cauchy, Sekretair des Pairshofes, fand ihn, als er zur Verkündigung des Todesurtheiles in das Gefängniß trat, in tiefen Schlaf versunken. Bei Erwähnung seiner Titel und Würden unterbrach er den Vorleser mit den Worten: „Zur Sache! Zur Sache! Es genügt zu sagen: Michael Ney und bald ein wenig Staub!" — Er begab sich wieder zur Ruhe und schlief am Rande des Grabes so fest, als hätte er noch lange Tage vor sich gehabt. Bei der letzten Zusammenkunft mit seiner Familie suchte er seine Gemahlin, die erst durch ihn seine Verurtheilung erfuhr, mit der Aussicht auf eine Begnadigung von Seiten des Königs zu trösten, an die er selbst aber nicht glaubte. Er hatte anfänglich den Besuch des Pfarrers von St. Sulpice, zu dessen Kirchspiel der Palast und das Gefängniß Luxemburg gehören, ausgeschlagen, nahm aber zuletzt dessen Zuspruch und Begleitung an. Der Marsch der Truppen und das Rasseln eines Wagens kündigten ihm an, daß sein Ende unwiderruflich herannahte. Der Marschall sagte zu dem Geistlichen, der ihm den Vortritt lassen wollte: „Steigen Sie nur zuerst in den Wagen, ich werde doch vor ihnen dort oben ankommen!" Ney hatte sich zu seinem letzten Gange mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, und sah nicht nur gefaßt, sondern selbst heiter aus. Er war seit drei Monaten in Haft gewesen, und hatte während dieser Zeit nur einzelne Schildwachen zu Gesicht bekommen. Der Anblick der ein Spalier bildenden Truppen schien seinen kriegerischen Sinn zu erfreuen, und er ihrer Bestimmung zu vergessen. Man hatte zur Vollziehung des Todesurtheils den breiten Baumgang, der von dem Garten Luxemburg nach dem Observatorium führt, gewählt, und der Zug hielt vor einer Mauer still, die zu einem 1791 aufgehobenen Karthäuserkloster gehört hatte. Nach dieser Mauer ward der Marschall geführt. Eine Abtheilung Veteranen war vor ihm aufgestellt. Der kommandirende Officier nahte sich

mit einem Tuch in der Hand, und bat um die Erlaubniß, ihm die Augen verbinden zu dürfen. Ney weigerte sich und sagte: „Wissen Sie nicht, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren gewohnt bin, dem Tode in das Auge zu sehen?“ Indem der Officier zurückging, um sich an die Seite seiner Soldaten zu stellen, sagte der Marschall mit lauter Stimme: „Ich protestire vor Gott und dem Vaterlande gegen den Spruch, der mich verurtheilt!“ Er ging dann einige Schritte vorwärts, hielt seinen Hut mit der rechten Hand empor, wie er die Soldaten im Gefecht zu ermuthigen pflegte, und rief, die Veteranen betrachtend: „Zielt grade auf das Herz!“ Die Abtheilung feuerte wie ein einziger Mann, und Ney stürzte, von dreizehn Kugeln getroffen, ohne weiter eine Zuckung oder einen Athemzug zu thun, nieder. Der todte Körper blieb, dem in solchen Fällen üblichen Reglement gemäß, eine Zeit lang auf der Richtstätte liegen. Die meisten unter den Vorübergehenden wußten nicht, wer die Leiche sei, die am Fuße des alten Gemäuers auf dem feuchten Boden ausgestreckt lag, und Alles war schmerzlich bewegt, als man erfuhr, daß der Held so vieler Schlachten an dieser dunkeln Stelle sein Ende gefunden hatte. Nach einer Stunde kamen die Hospitalitiunen eines benachbarten Klosters an, ließen die Leiche in ihre Kapelle tragen, und lösten sich abwechselnd mit ihren Gebeten bei ihr ab, bis sie der Familie zur Beerdigung übergeben wurde.

Ney mußte allerdings in den Augen der Bourbonen in hohem Grade schuldig erscheinen, indem er zu dem letzten Kriege und dessen traurigen Folgen mitgewirkt hatte. Aber der eigentliche Urheber blieb immer Napoleon, und alle Uebrigen waren im Grunde nur seine Werkzeuge gewesen. Ney konnte, obgleich der Ausgang gegen ihn gezeugt, in dem Augenblick, wo er zu dem Kaiser überging, bei der Begeisterung des Heeres für denselben und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen den alten Königsstamm, glauben, daß Frankreich die Restauration ein für alle mal verworfen habe. Auch hätten bei einem endgültigen Urtheile über Ney die früheren Verdienste nicht über der späteren Verschuldung vergessen werden sollen. Ein Krieger, wie er, der nicht nur so oft sein Leben für Frankreich gewagt, sondern zu mehren der größten Siege mitgewirkt, und die Trümmer des Heeres auf dem Rückzug aus Rußland gerettet, durfte unter keinen Umständen in dem Lande selbst aufgeopfert werden, dem er mit solchem Ruhme gedient hatte. Eine Verbannung aus demselben wäre eine hinreichende Büßung für sein letztes Vergehen gewesen. Die Bourbonen waren zwar zur Anerkennung der während ihrer langen Abwesenheit vollbrachten Thaten geneigt, fühlten aber nicht tief genug die Bedeutung

der Männer, durch welche solche ausgeführt worden. Die Hinrichtung des Marschalls Ney hat der Restauration nicht nur keine Sicherheit gewährt, sondern die Zahl ihrer Gegner vermehrt. In einem von inneren Unruhen und Parteikämpfen zerrissenen Lande gibt es in Bezug auf die in dieselben verwickelten Personen kein unfehlbares und unbedingtes Maß der Gerechtigkeit, und die Schonung des besiegten Gegners ist in solchem Falle nicht nur klüger, sondern auch sittlicher, als die Anwendung der für gewöhnliche Zeiten eingeführten Gesetze.

In Paris und Nord-Frankreich überhaupt war die nach Napoleon's Sturz eingetretene Reaktion rein politischer Natur gewesen, vom Hofe, den Kammern, den vornehmen Klassen ausgegangen, und dadurch in gewissen Gränzen geblieben. Im Süden dagegen bemächtigte sich diese Stimmung der Massen selbst, und nahm 1815 eine Zeitlang im Namen des Royalismus eine dem revolutionairen Terrorismus von 1793 ähnliche Gestalt an. Dieser Unterschied in der öffentlichen Meinung sprach sich schon in der Art aus, wie der Marschall Brune in Avignon von Leuten aus dem niedrigsten Volke ermordet, Labedoyère dagegen in Paris von einem regelmäßig eingesetzten Kriegsgericht verurtheilt wurde.

In einem Theil von Languedoc und Provence traten zu den politischen Leidenschaften noch die religiösen hinzu. Von dem Widerrufe des Edikts von Nantes und dem Kriege in den Sevennen an hatten sich Protestanten und Katholiken dort mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Schon im Anfange der Revolution war es in jenen Gegenden, als die erste Nationalversammlung die konfessionelle Gleichberechtigung aussprach, zu blutigen Auftritten gekommen. Die Rückkehr der Bourbonen hatte den im Süden zahlreichen Protestanten Besorgnisse wegen der Erhaltung ihrer Rechte eingeflößt. Eine Partei am Hofe, von einer Anzahl aus der Emigration zurückgekehrten Bischöfen und Gewissensräthen bestehend, zu denen sich heimliche Jesuiten und deren Anhänger gesellten, war dafür bekannt, der von der Charte konstitutionnelle bestätigten Religionsfreiheit im höchsten Grade entgegen zu sein. Dieser Kreis von geistlichen und weltlichen Höflingen, der, als er sich erweitert und organisirt hatte, unter dem Namen der Kongregation bekannt geworden, war damals noch wenig zahlreich, erfreute sich aber des Schutzes des Thronfolgers, Grafen von Artois, der, bei seinen religiösen Vorurtheilen und seiner natürlichen Beschränktheit, sich den übeln Einflüssen seiner Umgebungen nicht entziehen konnte. Die ultramontane und absolutistische Faktion in der Hauptstadt und dem Norden, von dem Könige selbst, dem Ministerium, der Presse, dem liberalen Charakter der Bevölkerung in Zaum

gehalten, fand in dem, im Religiösen wie im Politischen, zum Fanatismus sich hinneigenden Süden ein ergiebiges Feld für ihre Meinungen und Pläne. Selbst die mittleren Klassen, im übrigen Frankreich der durch die Revolution eingeführten bürgerlichen und kirchlichen Freiheit zugethan, waren in der weiten Gegend zwischen Marseille und Bordeaux von reaktionairen Ideen erfüllt. In den Städten genügte unter den damaligen Umständen die gegenseitige Berührung und Reibung der verschiedenen Parteien, um einen Ausbruch hervorzubringen, unter dem einsamer lebenden Landvolke wurde das Feuer von der Geistlichkeit angeschürt.

Der städtische Pöbel und der roheste Theil der ländlichen Bevölkerung traten in und um Nimes, Montpellier, Toulouse, Montauban zusammen, bewaffneten sich, und nahmen unter dem Namen „Verdets" (Kupfergrüne, Grünspäne) eine Art von militairischer Organisation an. Es standen nur wenige Linientruppen im Süden, und die Nationalgarde war von demselben Geiste wie die untersten Klassen beseelt. Die Banden hatten demnach ein leichtes Spiel. Unter dem Vorwande, der königlichen Sache zu dienen und die Protestanten als Bonapartisten zu verfolgen, wurde von ihnen eines Sonntages während des Gottesdienstes die protestantische Kirche in Nimes erstürmt, ein Theil der Versammlung ermordet, und an den übrigen, besonders Frauen und Mädchen, die schändlichsten Gewaltthätigkeiten verübt. Der royalistische General Graf Lagarde war von Ludwig XVIII. nach Nimes geschickt worden, um dieser Wuth der wirklichen oder vermeintlichen Anhänger des Königthums zu widerstehen. Denn unter dem Vorwande religiöser und politischer Ueberzeugungen machten sich, wie gewöhnlich, der Hang zu Mord und Raub und andere gehässige Leidenschaften geltend. Als eines Tages der Pöbel in Nimes, von gleichgesinntem Gesindel aus den benachbarten Dörfern verstärkt, Miene machte, sich seinen gewöhnlichen Ausschweifungen zu überlassen, warf sich Lagarde unter die wilde Menge, um sie zu ermahnen und zu beruhigen, ward aber, ungeachtet seines Ranges und seines bekannten Royalismus, von einem Nationalgardisten, Namens Boivin, durch einen Pistolenschuß todt niedergestreckt. Der Mörder rühmte sich seiner That und ward, wie sein Gefährte Trestaillon, einer der grausamsten und verwegensten Banditen jener Gegend, von den Geschworenen freigesprochen. In einem protestantischen Dorfe, Namens Vaquerville, wurden die Einwohner des Nachts von den Verdets überfallen, in ihren Häusern festgebunden, diese dann angezündet, und das Klagegeschrei der Opfer von dem Jubel der entmenschten Banden übertönt. Tausende von flüchtigen Protestanten warfen sich in die Gebirge

und Wälder, um ihr Leben zu retten, und mußten ihr Eigenthum ihren Verfolgern überlassen.

In Toulouse kommandirte für Ludwig XVIII. General Ramel, der den mit weißen Bändern und Kokarden geschmückten Banden, die ihr verbrecherisches Treiben mit dem Eifer für das Königthum zu bedecken suchten, durch die Strenge verhaßt geworden war, mit der er sie überwachte. Ramel war 1792 als Freiwilliger ausgezogen, hatte alle seine Grade auf dem Schlachtfelde errungen, und aus Treue gegen die Bourbonen die Anerbietungen Napoleon's während der hundert Tage zurückgewiesen. Dieser General, der dem Volke besonders hätte gefallen sollen, da er durch seine Herkunft zu demselben gehörte und von jedem Verrathe frei war, wurde gleichwohl von einer Abtheilung sogenannter royalistischer Freiwilliger, in einem Augenblick, wo die Stadt von Linientruppen fast ganz entblößt war, in seinem eigenen Hause überfallen und unter grausamen Qualen mit unzähligen Wunden ermordet. Die Adjutanten und Schildwachen, die zu seiner Vertheidigung herbeigeeilt, waren verwundet oder niedergemacht worden. Auch diese Unthat ward von den Behörden nicht gerächt. Die in Paris anwesenden Häupter der Reaktion entschuldigten die im Süden begangenen Frevel und Verbrechen mit der Begeisterung des Volkes für die Sache des Königs und der Nothwendigkeit, die Feinde des Altares und Thrones einschüchtern zu müssen. In den Kammern ward jeder Antrag auf Untersuchung und Bestrafung jener Gräuel mit Zweifeln an der Wahrheit derselben oder Verdächtigungen und Drohungen abgewiesen. Ganz ähnlich, wie jetzt die Royalisten zu den Vorfällen in Nimes und Toulouse, hatten sich die Jakobiner 1792 zu den Septembermetzeleien verhalten. Sie läugneten dieselben oder stellten die Ankläger als Feinde der Revolution dar.

In Bordeaux wurden die Zwillingsbrüder Cäsar und Konstantin Faucher einer Verschwörung gegen die königliche Regierung angeklagt und schuldig befunden. Aber es war dies eine Erfindung ihrer Feinde. Ihr Verbrechen in den Augen der Royalisten bestand darin, unter der Republik mit Auszeichnung gedient zu haben. Sie hatten es in der That Beide bis zum General gebracht. Während der hundert Tage waren sie nicht mehr in aktiven Dienst getreten, sondern hatten ihre Theilnahme an den Ereignissen darauf beschränkt, in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Municipalität der Stadt Rochelle, die zur Erhebung gegen Napoleon geneigten Anhänger der Bourbonen in jener Gegend niederzuhalten. Aehnlich aber hatten alle Civil- und Militairbeamten gehandelt, seitdem Napoleon wieder auf den Thron gestiegen war. Sie wurden von

einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Niemand wagte sie zu vertheidigen, obgleich Viele von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt waren. Beide schon bejahrt, und mit bei der Vertheidigung ihres Vaterlandes empfangenen Wunden bedeckt, wurden zu Fuß nach dem über eine Stunde weit entfernten Richtplatze gebracht. Unzertrennlich im Tode wie im Leben wurden sie, indem sie sich bei der Hand hielten, dem Exekutionskommando gegenübergestellt. Konstantin ward aber nur schwer verwundet. Er schleppte sich auf seinen Knieen zu seinem entseelten Bruder, umarmte denselben noch einmal, und ward dann erschossen.

Das berühmteste Opfer der antirevolutionairen und antinapoleonschen Bewegung jener drangvollen Zeit war Joachim Murat, der, obgleich er Großherzog von Berg und König von Neapel gewesen, durch seine Geburt, seine Thaten und seine Verwandtschaft mit Napoleon von Frankreich unzertrennlich ist. Es ist in diesem Werk (Seite 291 u. 292) der Flucht Murat's aus Neapel, seiner Landung bei Cannes und seines vergeblichen Wunsches, seinem Schwager gegen die Verbündeten zu dienen, gedacht worden.

Nach der Schlacht von Waterloo gab es für Murat in Frankreich keine Sicherheit mehr. Wenn der Marschall Brune, der kein persönlicher Anhänger Napoleon's gewesen, wenn Royalisten wie Lagarde und Ramel vom Volke aufgeopfert worden, so mußte sich der ehemalige König von Neapel, als ein naher Verwandter des Kaisers, und mit dem, wenn auch ungerechten, Vorwurfe eines Antheiles an dem Tode des Herzoges von Enghien beladen, noch weit mehr ausgesetzt glauben. Murat war während der ersten Zeit nach Napoleon's Entfernung aus Frankreich, in der Nähe von Toulon, unter beständiger Lebensgefahr, von einem Versteck zum anderen geeilt. Seine Freunde hatten ihm endlich ein Asyl in Oesterreich, in Triest, bei seiner seit der Flucht aus Neapel dort weilenden Familie ausgewirkt. Eine, wenn auch dunkle, aber friedliche Zukunft konnte ihn daselbst erwarten. Aber die unaufhörlichen Verfolgungen der royalistischen Freiwilligen, die ihn nicht nur als einen Verwandten des Kaisers haßten, sondern auch, weil sie Geld und Kostbarkeiten bei ihm vermutheten, seiner habhaft werden wollten, trieben ihn zu dem planlosen Entschlusse, nach Korsika zu flüchten.

In Korsika wehte zwar überall die weiße Fahne, aber der Gouverneur, den die königliche Regierung hingeschickt, übte, bei den wenigen Truppen, die ihm zu Gebot standen, keine Gewalt aus. Im Gegensatz zu dem südlichen Frankreich war die Bevölkerung der Insel, mit seltenen Ausnahmen, Napoleonisch gesinnt. Der Ruhm des Kaisers hatte dort

immer, obgleich derselbe wenig für seine Heimath gethan, für eine Landesangelegenheit gegolten. Auch gab es daselbst eine große Menge von Flüchtlingen, Generale, Officiere, Senatoren, Staatsräthe und andere hohe Beamte des Kaiserreiches, die sich nach der Abdankung Napoleon's, um von dem ersten Sturme der Reaktion nicht getroffen zu werden, nach dem abgelegenen Korsika zurückgezogen hatten. Murat ward von ihnen als ein Schicksalsgenosse aufgenommen. Der Gouverneur befahl ihm, abzureisen und schickte sich zu seiner Verhaftung an. Aber Murat verachtete diese Drohungen, begab sich in die höher liegenden Theile der Insel, und ward als ein naher Verwandter des Kaisers überall mit Liebe und Begeisterung aufgenommen. Der Ruf seiner Tapferkeit, sein Unglück, sein martialisches Aeußere erwarben ihm zahlreiche Anhänger. Wo er durchzog, bewaffnete sich das unerschrockene und gastfreie Volk für ihn und wachte über seine Sicherheit. Murat wälzte allerlei Pläne in seinem Kopfe, ohne sich entscheiden zu können. Eine Partei bot ihm sogar die Herrschaft über die Insel an, was im ersten Augenblick möglich, aber von geringer Dauer gewesen sein würde. Noch stand ihm der Weg nach Triest offen. Er hatte unterdessen bedeutende Geldsummen aus Frankreich bekommen. Murat, der nicht in die Fußtapfen des Königs Theodor treten und sich nicht zum Herrn über Korsika machen wollte, von wo im schlimmsten Falle die Flucht leicht gewesen wäre, faßte den verwegenen und unseligen Entschluß, sein verlorenes Königreich Neapel wiederzugewinnen, und traf alsbald Anstalten zu der Ausführung eines Planes, der ihn einem unvermeidlichen Untergang aussetzen mußte.

Die Mängel in Murat's Wesen traten in diesem entscheidenden Augenblick seines Lebens, seine Vorzüge verdunkelnd, hervor. Die Natur hatte ihn zu einem ausgezeichneten General, aber nicht zu einem Souverain, und am wenigsten zum Gründer einer Dynastie bestimmt. Es fehlte ihm an der Klarheit und Festigkeit des Geistes, die unter schwierigen Umständen zu der Stellung eines obersten und unumschränkten Gebieters erforderlich ist. Murat besaß mehr Einbildungskraft als Urtheil, war keiner tiefen Sammlung und Betrachtung fähig, und geneigt, sich von augenblicklichen Eindrücken zu plötzlichen Entschlüssen fortreißen zu lassen. Die ersten Stufen zu seiner späteren Größe hatte er mit Hülfe seines militairischen Talents erstiegen, das dazu hinreichend gewesen. Zu einer gewissen Bedeutung gekommen, fand er zu seinem Glück an Napoleon einen Kopf, der für ihn dachte, und eine Hand, die ihn leitete. Später übte seine Gemahlin einen großen Einfluß auf ihn aus. Murat war oft ein trefflicher Vollstrecker der Anordnungen eines Höheren ge-

wesen, aber nicht geeignet, sich selbst in einer außerordentlichen Lage zweckmäßig zu bestimmen.

Die Bewunderung, die Murat in einem Theile der korsikanischen Bevölkerung erregte, hatte in ihm die Erinnerung an seine Flucht aus Neapel und seine Verlassenheit in Frankreich ausgelöscht. Er glaubte wieder er selbst zu sein. Wenn Leute, die ihm nie nahe gestanden, die ihm nichts verdankten, so sprach Murat oft zu seinen Vertrauten während seines Aufenthaltes in Korsika, sich so willfährig für ihn zeigten, was dürfe er nicht von Denen erwarten, über die er sieben Jahre lang regiert hatte, wo viele Tausende noch die Waffen und Uniformen trugen, die Titel und Aemter bekleideten, die er ihnen gegeben hatte. Vergebens stellten ihm seine einsichtsvolleren und kaltblütigeren Freunde vor, daß er, der vor wenigen Monaten an der Spitze eines zahlreichen Heeres gänzlich unterlegen, unmöglich jetzt, von einer kleinen Schaar von Flüchtlingen umgeben, mehr ausrichten werde. Man machte ihn auf die Macht der Gewohnheit aufmerksam, die sich der Neapolitaner bei dem Anblick ihres alten Herrscherhauses wieder bemächtigt habe, und auf das schnelle Vergessen einer gestürzten Größe, die ohne Wurzeln in der Vergangenheit gewesen. Murat verschloß sich vor einer richtigeren Auffassung der Lage der Dinge, und gab sich, ohne Rücksicht auf die Gegenwart, seinen Erinnerungen und Hoffnungen hin. Das Bild des herrlichen Landes, über das er geherrscht hatte, stellte sich ihm unaufhörlich dar, und riß ihn unwiderstehlich hin. Er brach mehrmals vor innerer Bewegung in Thränen aus und rief: „Ich muß Neapel wiedersehen! Neapel ruft mich!“ —

Vergebens suchte Murat's vieljähriger Adjutant und Vertrauter, der Oberst Macerone, der ihm seit seinem Sturz mehre erhebliche Dienste geleistet und zuletzt das Asyl in Oesterreich ausgewirkt hatte, ihn von seinem verwegenen Unternehmen abzulenken. Aus Neapel selbst kamen einige mit dem dort herrschenden Geiste vertraute Personen an, und stellten Murat die Unmöglichkeit eines Gelingens seiner Absichten vor. Er war von der begeisterten Aufnahme, die er in Ajaccio gefunden, von dem überall bei seinem Erscheinen erschallenden Rufe: „Es lebe der König von Neapel!“ so berauscht, daß er einen ähnlichen Empfang in seinem verlorenen Reiche voraussetzte.

Die Autorität des Königs von Frankreich war damals in Korsika so unvollständig wiederhergestellt, daß Murat die Vorbereitungen zu seiner Landung im Königreich Neapel, ohne Widerstand zu finden, vollenden konnte. In der Nacht vom 27. zum 28. September verließ er mit sechs

leichten Fahrzeugen, auf denen sich einige seiner ehemaligen Generale und Officiere und 250 von ihm angeworbene Unterofficiere und Soldaten befanden, die Küste der Insel. Ein Theil des kleinen Geschwaders ward durch einen Sturm verschlagen, und blieb für das Unternehmen verloren, eines der größten Fahrzeuge segelte treuloser Weise nach Korsika zurück. Murat wurde endlich vom Winde gezwungen, mit nur zwei seiner Fahrzeuge und 35 Officieren und Soldaten in den kleinen Hafen von Pizzo an der kalabresischen Küste einzulaufen. Diese Gegend war die ungünstigste, die Murat in seinem ganzen ehemaligen Königreiche zu einer Landung hätte wählen können, da die Bourbonen in Kalabrien immer die meisten Anhänger besessen hatten.

Hierzu kam noch der Umstand, daß ein spanischer Großer, der Herzog von Infantado, der die Franzosen in Spanien bekämpft hatte, in der Nähe von Pizzo bedeutende Güter besaß, und daß der Intendant desselben, wie sein Herr ein eifriger Anhänger der Bourbonen, bei der Bevölkerung in besonderem Ansehen stand. Auch war ein früherer Bandenchef, Trenta Capelli, dem die Franzosen drei Brüder erschossen hatten, und der nach der Rückkehr des Königs Ferdinand Oberst in der Gensd'armerie geworden, in Pizzo anwesend. Diese regten das Volk gegen Murat auf, stellten sich an die Spitze der Kanoniere und Küstenwächter, und feuerten auf die gelandeten Officiere und Soldaten, von denen mehre fielen. Murat, in Gefahr umzingelt zu werden, eilte nach dem Strande, und rief den Kapitainen seiner beiden Fahrzeuge, die mit den Matrosen an Bord geblieben, zu, ein Boot auszusetzen, und ihn aufzunehmen. Diese, von Dem, was vorging, erschreckt, ließen ihn in Stich, und suchten die hohe See. Der unglückliche Fürst ward von den Leuten des Intendanten und den Soldaten Trenta Capelli's erreicht, ergriffen, mit den Gewehrkolben niedergeschlagen, an den Haaren geschleift und in das Fort von Pizzo geworfen.

Der in Kalabrien kommandirende General Nunziante, der in der benachbarten Stadt Monteleone sein Hauptquartier hatte, ward von dem Tumult am Strande von Pizzo in Kenntniß gesetzt, ahnte aber nicht, welche wichtige Person dort erschienen und überwältigt war. Nunziante hatte früher unter Murat gedient, sich aber dann den Bourbonen angeschlossen. Als er erfuhr, daß sein ehemaliger König in Pizzo gefangen worden, eilte er selbst dahin, ließ Murat in die besten Gemächer des Forts bringen und ihm die rücksichtsvollste Behandlung angedeihen.

Der Hof in Neapel war, ungeachtet Murat's Besiegung und Gefangenschaft, von seinem Landungsversuch im höchsten Grade erschreckt

worden. Die empfundene Furcht macht gewöhnlich die Machthaber gegen Den, der sie verursacht hat, unversöhnlich. Der König Ferdinand beschloß, seinen unterlegenen Nebenbuhler nach der ganzen Strenge der bestehenden Gesetze zu behandeln. Es wurde dem General Nunziante befohlen, ein Kriegsgericht über Murat niederzusetzen, und da die Verurtheilung vorauszusehen war, demselben nur eine halbe Stunde Zeit zur Vorbereitung auf den Tod zu lassen.

Murat hatte sich während seiner fünftägigen Gefangenschaft den unglaublichsten Hoffnungen, nicht nur, daß der König Ferdinand sein Leben schonen, sondern daß er ihm Neapel abtreten und sich nach Sicilien zurückziehen würde, hingegeben. Die höchste Gewalt muß für manche Naturen von einem berauschenden Zauber begleitet sein, da sie Den, der sie einmal ausgeübt hat, sogar nach deren Verlust, noch verblenden kann. Murat, ohne Unterthanen, Diener, entwaffnet, im Gefängniß, glaubte noch immer, ein König zu sein.

Murat erkannte das Kriegsgericht nicht an, das über ihn eingesetzt war, richtete ein rührendes Schreiben an seine Gemahlin, empfing den Besuch eines Geistlichen, erklärte, im Bekenntniß der katholischen Kirche zu sterben, und wurde in dem engen Hofe des Forts Pizzo erschossen (13. Oktober). Er bewies in seinen letzten Augenblicken nicht blos die ihm natürliche Unerschrockenheit, sondern auch eine Fassung und Würde, welche die schmerzliche Bewunderung der Augenzeugen erregte. Er war, aus Mangel an Raum, der zu seiner Hinrichtung bestimmten Abtheilung Soldaten ungewöhnlich nahe gestellt worden. Murat weigerte sich, wie Labedoyère und Ney, sich die Augen verbinden zu lassen, und ermahnte die Soldaten, nicht zu zittern, sondern kaltblütig zu zielen. Er zog ein kleines Medaillon aus seinem Busen, auf welchem sich das Bild seiner Gemahlin befand, richtete die Augen unverwandt darauf, und empfing in dieser Stellung den Tod. Seine Leiche wurde in der Kirche von Pizzo beigesetzt. Er war das einzige Mitglied der Familie Napoleon's, das in diesem großen Schiffbruche ein gewaltsames Ende fand.

Die französische Revolution und die aus ihr hervorgegangene Napoleon'sche Herrschaft hatten die bisherigen Verhältnisse der Dynastien und Nationen im Innersten erschüttert, die früheren rechtlichen und staatlichen Anschauungen theils verwirrt, theils aufgehoben, und unauflösbare Widersprüche zwischen den überlieferten Meinungen und den neu entstandenen Thatsachen hervorgerufen. Dies läßt sich auch in Murat's Schicksal erkennen. Mit Ausnahme der Bourbonen, die aber damals

fast alle in der Verbannung lebten, hatten ihn die anderen Souveraine als König anerkannt, manche derselben bei verschiedenen Gelegenheiten ihn sogar mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Er war weder wie Napoleon in eine Art von allgemeiner Acht erklärt worden, noch hatte er wie dieser dem Throne entsagt. Die meisten Generale und Officiere der neapolitanischen Armee hatten ihm Treue geschworen und er sie ihres Eides nicht enthoben. Die Soldaten, die ihn erschossen, trugen noch die Uniformen, die sie von ihm bekommen. Murat hatte sein Königreich, das er eben so gut, wie die meisten übrigen Fürsten ihre Staaten, für sein Eigenthum halten konnte, durch einen unglücklichen Krieg verloren. Wie vielen Anderen war nicht durch die Revolution und Napoleon dasselbe begegnet, ohne daß sie sich deshalb für entsetzt hielten! Das Unternehmen Murat's, durch eine Landung an der Spitze einer kleinen Schaar von Ausgewanderten und Söldlingen, die verlorene Krone wiedergewinnen zu wollen, war unter den damaligen Umständen eine Thorheit, aber kein Verbrechen, das den Tod verdient hätte.

Murat ist, nachdem die Vorurtheile und Leidenschaften jener Epoche verstummt sind, von einer späteren Zeit die ihm gebührende Gerechtigkeit nicht versagt worden. Er hat als König, obgleich in seiner Wirksamkeit dadurch gehindert, daß er einem Theile des neapolitanischen Volkes als fremd und aufgedrungen erschien, viele Verbesserungen eingeführt, die nicht mehr aufgehoben worden sind. Als Mensch erinnert er durch seine Thatenlust, seine Unbesonnenheit und das Phantastische in seinem Wesen und seiner Person mehr an die Paladine des Mittelalters, als an die aus der Revolution hervorgegangenen Größen. Murat war, in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln, ein ächt französischer Charakter, und ist nur zufällig mit dem italienischen Genie Napoleon's in Berührung gekommen, mit dessen Tiefe des Charakters, Herrschsucht und Verschlagenheit er nichts gemein gehabt.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)